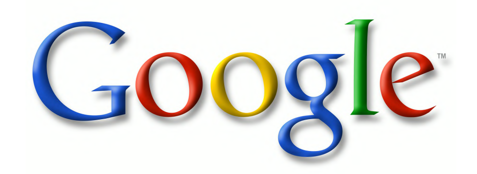





EPPUR
EX-LIBRIS
LEO POLAK

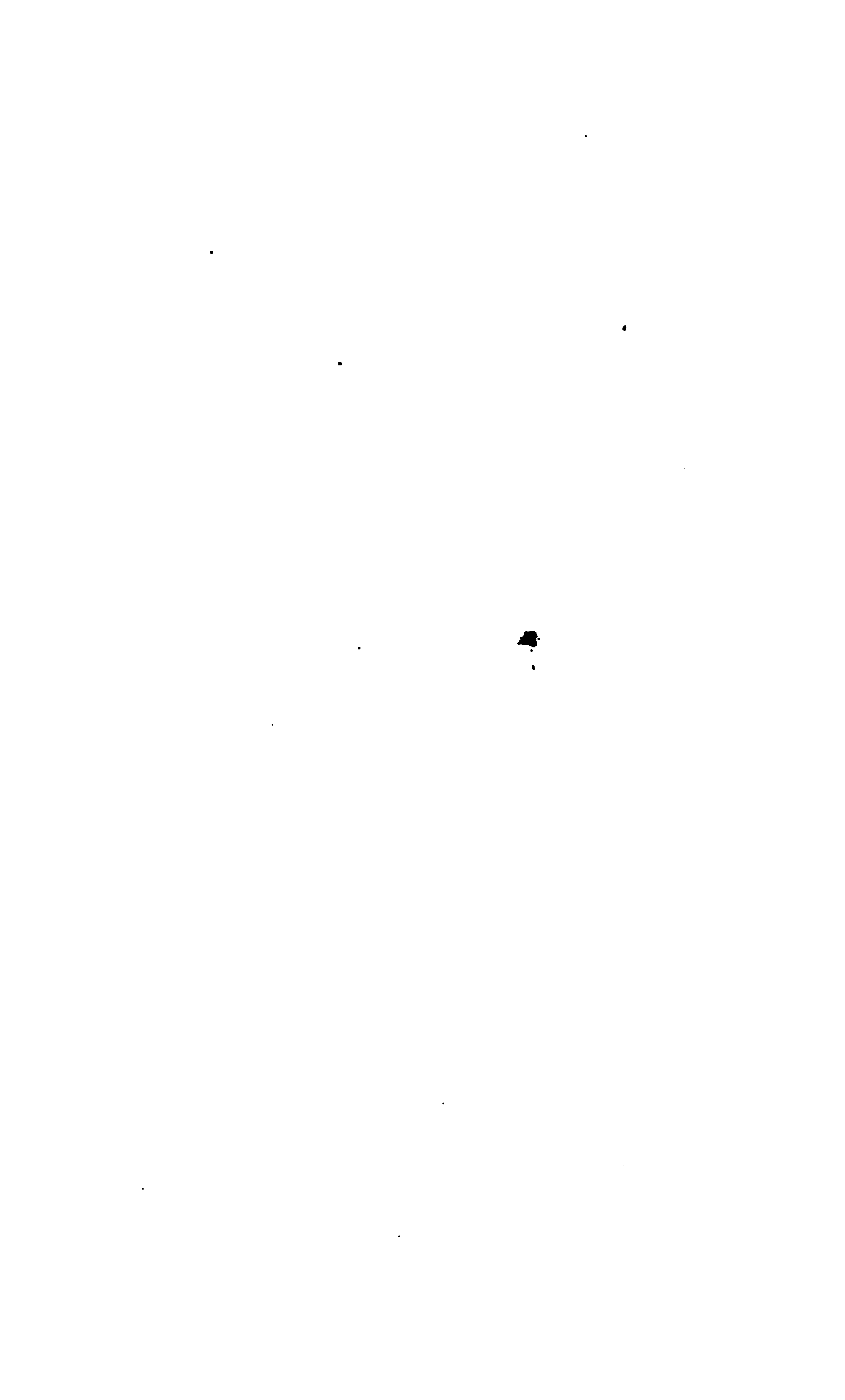

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



A Dene

Navarra,

China und die Chinesen.







Kuan Ti, der chinesische Kriegsgott.

Nach dem Original-Aquarell eines Pekinger Malers.

ermann I.



Motto:
China ist eine Welt für sich.

und die Chinesen.

Auf Grund
eines 20 jährigen Aufenthaltes im Lande der Mitte

geschildert von

B. Navarra

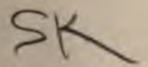
Mitbegründer und bis 1899 Herausgeber und Chef-Redakteur
des „Ostasiatischen Lloyd" in Shanghai.

Ausgabe in einem Bande.

Mit 5 bunten Kunstbeilagen nach chinesischen Aquarellen,
60 Bildertafeln nach Photographien, zahlreichen Text-Illustrationen, sowie
einer Karte von China nebst Nachbarstaaten.



Druck und Verlag von Max Nössler in Bremen.
Shanghai: Max Nössler & Co.
1901.



Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Heinrich von Preußen

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.





Es giebt wenige Länder auf der Erde, die so hohes Interesse erwecken wie China. Aber von keinem Lande auch ist im Abendlande eine so fragwürdige Kenntnis verbreitet als von China. Der tiefeingewurzelte Hang der Chinesen, von der Außenwelt abgeschlossen zu leben, ihre Eigenart in Kleidung, Sprache und Sitten hat sie von jeher in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt, während anderseits ihr Stolz und Eigendünkel fremde Nationen bewog, mit Verachtung auf sie herabzusehen. Und so entstanden denn in Europa starke Vorurteile gegen den „gelben" Mann. Vieles, den Europäer fremd anmutende wurde ins lächerliche gezogen, China und seine Bewohner wurden einseitig und als Zerrbilder dargestellt.

Und doch kann das Land der Mitte im Vergleich zu allen andern Reichen der Erde als ein Sinnbild der Dauer im Wechsel der Zeiten hingestellt werden. Allein unter allen Reichen der Erde hat es ungezählte und schwere politische Erschütterungen überdauert, die die mächtigsten Reiche und Dynastien vernichtet haben. China ist ein Zeitgenosse aller dieser untergegangenen Reiche gewesen, ja, es nimmt noch heute einen bedeutsamen Platz unter den Nationen ein, unverändert und — man möchte fast sagen — unveränderbar!

Ein Riesenland, das von etwa einem Viertel der gesamten Menschheit bewohnt wird, in dem eine Rasse lebt, deren heutige Sitten und Gebräuche aus einer Periode stammen, die über den Anfang jeder glaubwürdig bezeugten Geschichte hinausreicht, das bevölkert ist von einer Nation, die bereits auf einer hohen Stufe

der Kultur stand, als ganz Europa noch in tiefe Barbarei versunken war — ein solches Land und Volk ist wohl geeignet, unser lebhaftes Interesse zu wecken.

Vier Jahrzehnte sind verflossen, seitdem Deutschland, damals durch Preußen vertreten, durch den Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsvertrages in nähere Beziehungen zu China getreten ist. Unsere Handelsbeziehungen zu diesem Lande und die Ausbreitung des Deutschtums im fernen Osten haben während dieses Zeitraums gewaltige Fortschritte gemacht; wir haben uns zu einer Stellung emporgeschwungen, die heute nur noch von der Großbritanniens überflügelt wird. Darnach wäre man zu der Annahme berechtigt, daß auch die Kenntnis von China und den Chinesen in Deutschland bedeutend zugenommen haben müßte. Leider ist das nicht der Fall, und wir können nur hoffen, daß nun endlich die jüngsten Ereignisse im Osten viel dazu beitragen werden, eine Wendung zum besseren herbeizuführen.

Bei vielen unserer Landsleute beschränkt sich die Kenntnis von China auf das, was sie aus sogenannten populären Schriften von diesem Reiche gelesen haben: daß die Chinesen geschlitzte Augen haben und Zöpfe tragen, daß sie eine schwierige, kaum erlernbare Sprache sprechen, daß die Frauen durch Einschnüren ihre Füße verkrüppeln, daß das Volk Stockprügel bekommt, wenn es nicht gehorcht, daß es viel Thee trinkt und Opium raucht, daß es eine große Mauer um den Norden seines Reiches gezogen hat — kurzum, daß es ein Volk höchst eigenartiger Käuze ist. Von dem wunderbaren Staatsorganismus, von der eigentlichen Höhe seines Wissens und Könnens und von den eigenartigen Sitten und Gebräuchen dieses uralten Kulturvolkes haben aber wenige eine richtige Vorstellung.

Dazu kommt die weit verbreitete Meinung, daß China seit vielen Jahrhunderten unverändert dasselbe geblieben ist; man liebt es, diesen Zustand als den der „Versteinerung“ zu bezeichnen. Aber auch von China und den Chinesen gilt das alte Wort: Tempora mutantur nos et mutamur in illis. Das China von heute läßt nur wenig noch von dem Glanze und der Pracht erkennen, die es zur Zeit des berühmten Venetianers Marco Polo, der das Reich des Großen Khan vor etwa sechs Jahrhunderten besuchte, auszeichnete. Aber es wäre ganz irrig, daraus auf den gänzlichen

Verfall des Reiches zu schließen. China ist noch lebenskräftig, lebt nach wie vor, aber freilich in seiner eigenen, für den Ausländer schwer verständlichen Weise.

Die Gesittung, die an den Ufern der Riesenströme Yangtse und Hoangho erblüht ist, ist nicht nur eine der ältesten, vielleicht die älteste auf der Erde, sondern auch eine der von allen anderen Gesittungen am meisten abweichende. Ein hochstehender Chinese sagte vor einiger Zeit zu einem bekannten fremden Diplomaten: „Was Sie auch von meinem Lande sagen mögen, ich werde das Gegenteil behaupten, und wir beide werden Recht haben". China ist in der That selbst für den dort längere Zeit lebenden Europäer das Land der Überraschungen. Es scheint, als ob es die Zopfträger förmlich darauf angelegt haben, in Ideen, Meinungen und Sitten unsere Gegenfüßler zu sein. Nicht umsonst, so ist daher häufig scherzhaft bemerkt worden, haben die Chinesen schiefstehende Augen im Kopfe; sie müssen deshalb alles anders sehen als wir.

Diese Verschiedenheit auf allen Gebieten des Lebens berechtigt uns aber nicht, den Chinesen die Anerkennung als einer civilisierten Nation zu verweigern. Beide, das Abendland wie das Reich der Mitte, sind civilisiert, aber beide sind es in so durchaus verschiedener Weise, daß kaum ein Vergleich möglich ist. Dazu kommt, daß bei dem Riesenumfange des Reiches in diesem selbst große Verschiedenheiten zu Tage treten; hieraus erklären sich die Widersprüche, auf die man bei Schilderungen von Land und Leuten seitens europäischer Schriftsteller so häufig stößt. Wer aber China gründlich kennt, der wird nur darüber erstaunt sein, daß die Verschiedenheiten und Gegensätze in diesem Riesenreiche nicht noch viel größer sind.

Es ist häufig zu beobachten, daß Ausländer, die China nur so zu sagen gestreift haben, meist eine tiefe Verachtung für das Reich zur Schau tragen, daß dagegen die, die lange Zeit dort geweilt haben, fast ausnahmslos einig in der Ansicht sind, daß die chinesische Gesittung, wie eigenartig sie sei und wie seltsam sie uns auch vorkommen mag, durchaus nicht verächtlich ist. Sind Ausländer erst einmal über die erste Verwunderung, die ihnen die fremdartige Kultur abnötigt, hinausgekommen, so gestehen sie gern ein, daß diese Kultur wohl verdient, studiert und nüchtern und gerecht beurteilt zu werden. Sie geben dann auch zu, daß die Chinesen in mancher Hinsicht uns überlegen sind, z. B. als Handels-

leute, Ackerbauer u. dergl. m. Der „gelbe" Mann, sparsam und mäßig, geduldig, thatkräftig und fleißig, wie er ist, zeigt eine Arbeitslust und Arbeitskraft, die weit über die vieler abendländischen Nationen hinausgeht.

Freilich hat die chinesische Gesittung einen eigenartigen Anstrich. Es giebt keinen öffentlichen Unterricht, und doch wird auf allgemeine Bildung ein ganz außerordentliches Gewicht gelegt, so daß sie allein das Mittel ist, zur gesellschaftlichen Höhe emporzusteigen. Von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, darf jeder an den öffentlichen Wettarbeiten zur Erlangung litterarischer Grade teilnehmen. Der Chinese hält dies Recht für höher als alle anderen sogenannten Menschenrechte. Die Studien werden innerhalb der Familie betrieben, aber auch im kleinsten Dorfe können selbst die Ärmsten ihre Kinder unterrichten lassen. Daß jeder Chinese deshalb des Lesens und Schreibens kundig ist, trifft allerdings nicht zu. Auch in dem, was wir allgemeine Bildung nennen, stehen sie nicht auf derselben Höhe wie die Nationen des Abendlandes. Dasselbe gilt von der Vertrautheit mit Kunst und Wissenschaft.

Überall nehmen wir wahr, daß die Chinesen über eine gewisse Höhe geistiger Entwickelung nicht hinauskommen. Ihre ganze Naturanlage drängt nur nach praktischen Dingen, und alle ihre Entdeckungen und Erfindungen sind nicht so sehr Ergebnisse des Durstes nach Erkenntnis, nicht dessen, was wir wissenschaftlichen Forschungseifer nennen, sondern sie sind dem Verlangen nach praktischen Verbesserungen entsprungen. Wir verdanken ihnen nicht eine einzige, aus tiefer Forschung und rein wissenschaftlichem Sinne geborene Theorie, die uns einen tieferen Blick in den Zusammenhang und die tiefliegenden Ursachen der Erscheinungen thun ließe. Dem muß man noch hinzufügen, daß ihr Sinn und ihre einseitige Vorliebe für das Altertümliche fast immer über das ästhetische Empfinden den Sieg davonträgt.

Der Chinese ist also nicht so genial wie der Europäer, aber er übertrifft ihn vielfach an praktischer Einsicht. Mit List und Schlauheit verbindet er andauernden Fleiß und unzerstörbare Zähigkeit mit größter Bedürfnislosigkeit. Seine Geduld und Handgeschicklichkeit machen ihn zu einem gefährlichen Mitbewerber für den europäischen Arbeiter. Wahrheitsliebe gehört aber nicht zu seinen Haupttugenden.

Die Chinesen sind gutmütig, liebenswürdig und friedfertig, von Natur auch ungemein mäßig, wenn auch viele Opfer des Opiumrausches und der Spielsucht sind. Wir Europäer rügen allerdings an ihnen mit vollem Recht den hochmütigen Stolz auf ihre uralte Kultur und ihre gründliche Geringschätzung unseres Wesens. Doch kann man nicht leugnen, daß, wenn der Chinese seine eigene Art besitzt, das Leben aufzufassen, er meist mit seinen Vorurteilen einen sehr scharfen Menschenverstand verbindet; daß ferner in diesem Riesenreiche, wo gesetzliche Vorschriften alles ordnen, die Kunst, sich selbst anzugehören und sich selbst zu regieren, oft mit mehr Erfolg als im bureaukratisch regierten Abendlande geübt wird.

Diese kurze Charakteristik des Zopfträgervolkes genügt, um uns davon zu überzeugen, daß es zu den interessantesten Nationen unserer Erde gehört. Durch die jüngsten Wirren haben wir Europäer engere Fühlung mit ihm bekommen, und diese muß von Tag zu Tag sich noch inniger gestalten. Es ist demnach an der Zeit, daß wir Deutschen uns mit diesem scheinbaren Wirrwarr von Rätseln und Anomalien, die das Land der Mitte erfüllen, bekannt machen und alle diese Erscheinungen aus ihrem Werdegange und ihrer Entwickelung heraus uns zu erklären bemühen. Denn China muß durch die Wirren von 1900/1901 wirtschaftlich aufgeschlossen werden. Das energische Eingreifen der Mächte hat der Abgeschlossenheit des großen Reiches ein für alle mal ein Ende gemacht, und es wird der scheinbar in Trägheit hoffnungslos versunkenen Riesenmasse neues Blut und neues Leben zugeführt werden.

Es ist heute noch zu früh, um selbst nur annähernd die Folgen dieser jüngsten Vorgänge im fernsten Osten zu überblicken; sie entziehen sich fürs erste noch aller Berechnung. Eins ist aber bereits klar, daß wir vor einer kulturellen und wirtschaftlich politischen Aufgabe stehen, wie sie in gleicher Bedeutung und Tragweite wohl nur einmal und zwar bei der Entdeckung und Gewinnung Amerikas bestanden hat. Damals hat Deutschland den Anschluß verpaßt. Ihn diesmal zu gewinnen und zu sichern, dafür ist diesmal durch energisches Vorgehen zur Genüge gesorgt.

China muß und wird der abendländischen Kultur erschlossen werden, und da wir daran sehr ernstlich beteiligt sind, so wäre es eine große Gefahr, wenn jenes Riesenreich uns länger eine „terra incognita“ bliebe. Diese Überzeugung hat den Verfasser des

vorliegenden Werkes bewogen, seine 20jährigen Studien über „China und die Chinesen“ zu einem Gemeingut seiner Landsleute zu machen. In seiner Eigenschaft als langjähriger Herausgeber und Chefredakteur des „Ostasiatischen Lloyd“ in Shanghai, der ältesten deutschen Zeitung Asiens, hat er für die Spalten seines Blattes Schilderungen von Land und Leuten „hinter der großen Mauer“ in großer Anzahl geschrieben. Abgesehen von den persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen, die er sein eigen nannte, hat der Verfasser aus dem Material geschöpft, das ihm in der reichhaltigen Bibliothek der „China Branch of the Royal Asiatic Society“ zu Shanghai zur Verfügung stand.*)

Seine Studien über China und die Chinesen vertiefte der Verfasser in erster Linie durch die dort aufgespeicherten Publikationen; außerdem dienten ihm die in den englischen Zeitungen Ostasiens seit Jahrzehnten in fast endloser Reihe erschienenen zuverlässigen Abhandlungen als litterarische Fundgrube.

Mit freudigem Stolz erwähnt der Verfasser an dieser Stelle das wohlmeinende und gütige Interesse, das seine Arbeit an Allerhöchster Stelle gefunden und das dadurch zum Ausdruck kam, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen die Widmung des Werkes annahm und die aus Ostasien mitgebrachten Photographien rc. behufs Auswahl von Illustrationen für das Werk der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung stellte, wofür Seiner Königlichen Hoheit, zugleich im Namen des Herrn Verlegers, an dieser Stelle unterthänigster Dank ausgesprochen sei.

Der Autor hofft, daß das Resultat seiner 20jährigen Studien mit dazu beitragen wird, das Interesse und Verständnis für Chinas Bewohner und deren uralte Kultur wachzurufen, und unter Berufung auf das dem Werke vorangestellte Motto: „China ist eine Welt für sich“, bittet er um eine freundliche Beurteilung seines Werkes.

Bremen, im September 1901.

Bruno Navarra.

---

*) In der Hauptsache sind folgende Quellen benutzt worden:

„Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society“. Erscheint in Shanghai in zwanglosen Bänden seit den letzten 40 Jahren.

„The China Review“. Wissenschaftliche Zeitschrift, in unregelmäßigen Zwischenräumen in Hongkong seit 1872 herausgegeben.

„The North-China Herald“. Wochenausgabe der in Shanghai erscheinenden Tageszeitung „The North-China Daily News“. Seit 1870.

„The Chinese Recorder and Missionary Journal“. Shanghai, seit 1870.

„L'Art Chinoise“, par M. Paléologue. Paris.

„The Chinese Government“, by W. F. Mayers. Shanghai 1886.

Inhalt.





Peking. Stadtmauer mit Wachtturm.





Eingangsthor zu den Kaisergräbern bei Peking.

Erstes Kapitel.

Der kaiserliche Hof.

Der Kaiser und sein Hof. — Die kaiserlichen Anverwandten. — Der Kaiser als Hohepriester. — Die Residenz des Kaisers. — Die Erziehung des Kaisers. — Die Brautschau und Verlobung des Kaisers. — Die Vermählung des Kaisers. — Die Thronbesteigung des Kaisers. — Die Eunuchen des Kaisers. — Kaiserliche Begräbnisse. — Die kaiserlichen Mausoleen. — Kaiserliche Audienzen.

Der Kaiser und sein Hof.

Wäre es einem Occidentalen möglich, das Thun und Treiben, welches sich innerhalb der Mauern des kaiserlichen Palastes in Peking abspielt, aus der Vogelperspektive zu beobachten, so würde sich ihm ein Schauspiel darbieten, welches in mancher Hinsicht von weit höherem Interesse ist, als das Leben an den Höfen der großen Herrscher des Westens.

Der Kaiser, der als der Stellvertreter des Himmels und der Ausleger der göttlichen Erlasse auf Erden angesehen wird, bildet natürlich den Mittelpunkt des Hoflebens. Falls der Besitz von Macht und das Bewußtsein, der Gegenstand einer fast unbegrenzten Verehrung seitens der Unterthanen zu sein, glücklich machen, darf man ihn wohl als den Glücklichsten der Sterblichen betrachten. Die große Achtung, welche man ihm zollt, geht schon aus den Titeln hervor, mit welchen man ihn belegt hat. Für gewöhnlich, wie z. B. in öffentlichen Erlassen, bezeichnet man ihn mit Huang Ti oder Huang Schang, d. h. der durchlauchtigste Kaiser; der Titel, welcher die Verehrung an den Tag legen soll, ist Tien Tse, — der Sohn des Himmels; seine volkstümliche Benennung lautet Tang

Tschin Fo Ye, d. h. der Buddha des gegenwärtigen Tages; in schmeichelnden Anreden wird er auch der „Herr der Zehntausend Jahre“ (Wan Sui Yeh) genannt. Der Kaiser selbst bezeichnet sich gewöhnlich mit Tschen, welches dem imperativen „Wir“ der Monarchen des Westens entspricht, oder als Kua Yen, — „der einsame Mann oder Prinz.“ Zunamen, wie z. B. der „Bruder der Sonne und des Mondes“ u. dgl., mit welchen ihn europäische Schriftsteller oft belegen, kennt man unter den Chinesen nicht.

Der kaiserliche Palast hat verschiedene Namen, wie die Audienz-Halle, der goldene Palast, die Zinnober-Allee, die rosige Halle, der purpurrote und verbotene Palast, die goldenen oder himmlischen Stufen usw. Der Sitz des Kaisers ist der Drachenthron; sein Wappen ist der Drache mit fünf Klauen. Auf allen nicht für den Hof bestimmten Darstellungen darf der Drache nicht mehr als vier Klauen haben. Der Kaiser ist die Quelle aller Macht, jeden Ranges und aller Ehrenbezeugungen, das Haupt der Religion und der einzige, der befugt ist, den Himmel anzubeten. Er ist auch die Quelle des Gesetzes, der Spender der Gnade; das ganze Kaiserreich ist sein Eigentum.

Indes ist die in den Ländern des Westens noch immer bestehende Ansicht, daß China durchaus despotisch beherrscht werde, und daß der Inhaber des Drachenthrones ein Feind aller persönlichen wie konstitutionellen Freiheit sei, doch irrtümlich. Auf den ersten Blick mag es dem Beobachter allerdings so vorkommen, als ob der Kaiser Alles in Allem sei; er wird als eine halbgöttliche Person betrachtet, die man in ein tiefes Geheimnis hüllt, und sein Titel „Sohn des Himmels“ deutet die hohe Majestät seiner Würde und die tiefe Knechtschaft seiner Unterthanen an. Die Abzeichen des Pompes, welche ihn umgeben, die Decrete, welche er erläßt, Formeln wie „Zittre und gehorche!“ oder „Beachtet dieses!“, mit welchen dieselben stets abschließen, und vieles andere scheint darauf hinzudeuten, daß der Kaiser von China ein unbeschränkter Herrscher im vollen Sinne sei. Aber viele Züge der Verfassung zeigen doch, daß dieser absolute Despotismus nur ein Schein ist und der Kaiser selbst unter bestimmte, aus dem Volk hervorgewachsene Grundsätze und Ordnungen gestellt ist; ja, es fehlt nicht an fast republikanisch zu nennenden Einrichtungen und Theorien.

Es ist eine Thatsache, daß jeder Kaiser, dem daran liegt, lange auf dem Throne zu sitzen, sich die genaue Befolgung von uralten Gesetzen und Bräuchen unbedingt angelegen sein lassen muß. Die Macht, welche ihn im Zaume hält, ist zwar nicht die „Verfassung“, wie wir das Wort verstehen, aber es sind Überlieferungen, welche seit Jahrtausenden im Reiche der Mitte bestehen. Er hat täglich genau Acht zu geben, daß er nicht gegen einen der seit Urzeiten hergebrachten durch die großen und guten Fürsten der Nation geheiligten Bräuche verstößt. — Einen republikanischen Zug könnte man ferner darin sehen, daß jeder Chinese, es sei denn, daß er einem der wenigen verachteten Gewerbe angehöre, wie z. B. dem der Schauspieler und Barbiere, zu den

höchsten Ämtern, welche die Regierung zu vergeben hat, gelangen kann. Diese Beförderung ist nicht etwa von der kaiserlichen Gunst abhängig, sondern sie kommt dem Manne zu nach der Tüchtigkeit, die er in denjenigen Zweigen der Gelehrsamkeit zeigt, welche nach allgemeiner Ansicht für den betreffenden Posten nötig sind. Der Grundsatz, auf dem das Beamtenwesen beruht, ist demnach, daß die Dienste der weisesten und gewandtesten Männer der Nation in der Regierung des Landes zu voller Geltung kommen sollen.

Das Recht der Absetzung eines Tyrannen ist außerdem von einem der verehrtesten Weisen Chinas, Mencius, mit folgenden Worten anerkannt worden: „Hat der Fürst große Fehler, so sollte man ihn verweisen; hört er aber nicht auf die wiederholten Warnungen, so sollte er vom Throne gestürzt werden. Das Volk ist das wichtigste Element einer Nation, der Herrscher aber das geringfügigste." Ein Land, welches eine solche Behauptung in einem allgemein anerkannten klassischen Werke als Maxime hinstellt, kann kein despotisch regiertes genannt werden. Von diesem Rechte der Revolution, dem letzten Hülfsmittel der Bedrückten, hat auch das Volk, wie die Geschichte Chinas darlegt, oftmals Gebrauch gemacht. — Das Recht, den Thron durch Bittschriften anzurufen, sowie die Funktionen des Censorats sind fernerhin wichtige Einschränkungen, denen der Kaiser sich unterwerfen muß, und die, zugleich mit der Thatsache, daß man in China keine Kaste kennt, die Freiheit der Nation charakterisieren.

Das Nachfolgerecht ist in der männlichen Linie erblich, doch liegt es stets in der Gewalt des Herrschers, seinen Nachfolger entweder aus der Zahl seiner Kinder oder der irgend eines Anverwandten zu wählen. Der Erbe des Thrones ist nicht immer zu Lebzeiten des Kaisers dem Volke bekannt, wenngleich schon ein Titular-Bureau des Beschützers des mutmaßlichen Thronfolgers besteht.

Die Lebensweise des Kaisers wird durch althergebrachte Vorschriften geregelt, und seine Zeit ist gewissenhaft zwischen Arbeit und Erholung geteilt. Im Winter wie im Sommer steht er gewöhnlich um 3 Uhr morgens auf und begiebt sich zumeist, nachdem er eine kleine Morgenstärkung zu sich genommen, zur Privatandacht in einen seiner Tempel. Darauf liest er die Depeschen der hohen Würdenträger, welche ihre Berichte direkt an ihn einsenden müssen. Gegen 7 Uhr nimmt er sein Frühstück ein, dann arbeitet er mit den ersten Ministern in Staatsangelegenheiten, worauf ein Empfang stattfindet, zu dem sich die Minister der verschiedenen Departements einfinden. Gegen 11 Uhr vormittags, nachdem die Geschäfte meistens erledigt sind, unterhält er sich entweder in den Zimmern der Damen, die seinem Hofe zugeteilt sind, oder er geht in den Lustgärten spazieren. Zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags nimmt er seine Hauptmahlzeit ein, begiebt sich dann in seine Gemächer, um seine Erholungsstunden bis zum Schlafengehen, dessen Zeit sich immer nach dem Untergange der Sonne richtet, in der Gesellschaft der einen oder der anderen Konkubine zu verbringen.

Die jedesmalige Wahl derselben geschieht auf die Weise, daß ihm ein Eunuch ein Kästchen darreicht, welches eine Anzahl Zettel enthält, von denen jedes den Namen einer Konkubine trägt. Der Kaiser sucht einen dieser Zettel aus, darauf wird der betreffende Eunuch, dem die Verwaltung des „Hausstandes" der Bevorzugten obliegt, herbeigerufen und ihm anbefohlen, dieselbe in das kaiserliche Gemach zu führen. Sie muß jedoch dasselbe in ein paar Stunden wieder verlassen, weil nur die Kaiserin die Nacht mit dem Kaiser verbringen darf. Der Ober-Eunuch führt ein Buch, in dem alle Besuche, die der Kaiser alltäglich von seinen Konkubinen empfängt, verzeichnet werden. Etwa zwanzig Dienerinnen, sämtlich aus den Familien der inneren Bannerleute gewählt, bringen die Nacht über in dem Zimmer zu, in welchem das kaiserliche Paar schläft. Ihr Dienst besteht darin, über die Majestäten zu wachen. Das Aufwachen des Kaisers in der Frühe wird von dem Eunuchen, der auf Posten steht, dadurch angezeigt, daß er mit den Händen laut klatscht.

Einmal des Jahres — am Neujahrstage, führen der Kaiser und seine Gemahlin bei dem großen Bankett den Vorsitz; die Kaiserin sitzt bei diesem Festmahle zur Linken des Kaisers. Dies ist auch die einzige Gelegenheit während des Jahres, bei welcher Seine Majestät alle seine „Frauen" zusammen sehen und ihre Vorzüge vergleichen kann. Der Kaiser bietet den Eunuchen Speisen an, welche dieselben von ihm knieend in Empfang nehmen, und auch den Konkubinen erweist er diese Ehre.

Es dürfte an dieser Stelle von Interesse sein, die Mengen der Lebensmittel anzuführen, welche, dem althergebrachten Brauche zufolge, täglich Seiner Majestät und seinem nächsten Hofstaate geliefert werden müssen. Sie bestehen aus 30 Pfund Fleisch, in einer Schüssel Suppe aus 9 Pfund Fleisch gekocht, 2 Schafen, 2 Hühnern, 2 Enten, Schweineschmalz und Butter je $1^{1}/_{2}$ Pfund, der Milch von 80 Kühen und 75 Paketchen Thee. Die Kaiserin erhält 21 Pfund Fleisch mit Gemüse gekocht, ein Huhn, eine Ente, die Milch von 25 Kühen und 10 Paketchen Thee. Die Konkubinen sowie sonstige Hofdamen bekommen ihre Rationen einem regelmäßigen Kostzettel zufolge.

Die Kaiserin genießt selbstverständlich nächst dem Kaiser das höchste Ansehen am Hofe. Ihr gewöhnlicher Titel ist Huang Hu, d. h. Kaiserin; will man aber seine Ehrfurcht vor ihr besonders an den Tag legen, so nennt man sie Kuo Mu, d. h. „Mutter des Staates." In der Zeit der Regentschaft nach dem Tode Tung Tschis (1875—1889) existierten eine Zeit lang zwei Kaiserinnen von gleichem Range nebeneinander, die, nach den zwei Abteilungen des kaiserlichen Palastes, welche man ihrem Gebrauche anheimstellte, die „östliche" bezw. die „westliche" Kaiserin hießen. Letztere ist die durch die jüngsten Wirren so allgemein bekannt gewordene Kaiserin-Witwe von China.

Jedes dritte Jahr werden die Töchter von angesehenen Mandschu, die das zwölfte Lebensjahr erreicht haben, von dem Kaiser nach Peking berufen, und aus ihrer Zahl wählt er dann nach Belieben seine Konkubinen. Es giebt

nur sieben gesetzliche Nebenfrauen, doch eine unbestimmte Anzahl von ungesetzlichen; die letzteren werden, falls sie dem Kaiser keine Kinder geboren haben, nachdem sie 25 Jahre alt sind, wieder aus dem Harem entlassen. Die Konkubinen (chinesisch Kuei Fei) sind in fünf Rangklassen eingeteilt; eine solche des zweiten Ranges kann durch kaiserliche Gunst zu einer Nebenfrau ersten Ranges, eine solche wiederum zur Gemahlin des Kaisers erhoben werden.

Dem Kaiser, seiner Gemahlin und seinen Konkubinen stehen eine große Anzahl von Aufwärterinnen zu Gebote, die unter Umständen zu Konkubinen fünften Ranges erhoben werden können. Unter diesen steht wiederum ein zahlreiches weibliches Dienstpersonal, welches jährlich einmal aus den Familien gewählt wird, die dem kaiserlichen Haushalte angehören, und dessen Mitglieder eine bestimmte Anzahl von Jahren im Palaste dienen müssen. Die eigentliche Dienerschaft des Palastes sind allerdings die Eunuchen, deren Zahl sich auf einige tausend beläuft. Die Mitglieder des Harems stehen unter der nominellen Kontrolle der Kaiserin.

Im Palaste des Kaisers leben die Prinzen von Geblüt bis zu ihrer Vermählung, worauf sie ihre eigenen Paläste und ihren besonderen Hofstaat erhalten. Die Titel, welche man den männlichen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses der gegenwärtigen Dynastie verleiht, sind in zwölf Grade geteilt. Kaiserliche Prinzen erhalten gewöhnlich Patente des ersten oder zweiten Grades, sobald sie zum Manne gereift sind, während ihren Söhnen der dritte Grad verliehen wird. Die Titel pflanzen sich dann nach einer Diminuendo-Scala fort, d. h. der Sohn eines Prinzen des dritten Grades (Bei Li genannt) wird ein Prinz des vierten Grades (Bei Tsi) usw., bis der Sohn eines Adligen des zwölften Grades einen Titel nicht länger erbt. Doch sind von dieser Regel die Titel ausgenommen, welche „mit dem Rechte der Erbschaft für ewig" verliehen werden. Diese gehören vornehmlich den acht hervorragendsten prinzlichen Familien, welche Nachkommen der Prinzen sind, die bei der Eroberung Nordchinas behülflich waren; man nennt sie gewöhnlich die „Stahlhauben"-Prinzen. Die Prinzessinnen werden an mongolische Fürsten sowie an hohe Mandschu-Würdenträger vermählt, da Heiraten zwischen Mandschu und Chinesen verboten sind.

Die Verwaltung des kaiserlichen Hofes ist in folgender Weise geordnet. Die allgemeine Aufsicht steht unter der Leitung eines höheren Departements, Nei Wu Fu (der Haushalt) genannt, welches sich aus einem Präsidenten und mehreren Sekretären zusammensetzt, und unter dem wiederum eine Anzahl von kleineren Bureaus stehen. Die Obliegenheiten dieser Departements sind sehr verschiedener Natur. Das eine hat die Privatschatulle des Kaisers und die Kronjuwelen unter sich; ein anderes die Porzellan- und Seidenvorräte; ein drittes führt die Aufsicht über die Herden, welche für den Gebrauch des Palastes gehalten werden; ein viertes überwacht alle Reparaturen, die an den Palästen notwendig werden, und achtet darauf, daß alle Straßen der Stadt leer sind, wenn der Kaiser, die Kaiserin oder andere gewisse weibliche Insassen

Hälfte der erstgenannten Summe und 180 Diener; ein Prinz der dritten Klasse ein Drittel usw. bis zu den einfachen Prinzen von Geblüt, von denen jeder Taels monatlich und freien Unterhalt bekommt. Falls einer aus der letztgenannten Klasse von Prinzen heiratet, erhält er vom Staate eine Mitgift von 100 Taels, und wenn die Frau hernach stirbt, wiederum dieselbe Summe. Diese Bestimmung soll mitunter einige der Prinzen veranlaßt haben, ihre Frauen gewaltsam zu Tode zu bringen, damit ihnen sowohl die Mitgift für eine neue Frau, als auch die Beerdigungskosten für die Verstorbene so häufig wie möglich zufallen.

Die Lage vieler kaiserlichen Anverwandten scheint überdies noch von Jahr zu Jahr kritischer zu werden, denn wenngleich früher die Zahl der Posten, die denselben offen standen, ausgereicht haben mag, um alle mit einer Stellung in der Militär- oder Civilverwaltung zu versorgen, so ist es doch heutzutage bei der wachsenden Zahl ganz unmöglich, für alle ein passendes Unterkommen zu finden. Während sie nun einerseits nicht standesgemäß beschäftigt werden können, ist andererseits die Pension, welche sie vom Staate erhalten, mit wenigen Ausnahmen für ihren Unterhalt unzureichend. Die Summen, welche die Regierung ursprünglich für die Erhaltung der kaiserlichen Anverwandten ausgesetzt hatte, genügten zu einer Zeit, als die Zahl derselben noch klein war, und als die Einkünfte der verschiedenen prinzlichen Familien teilweise zur Unterhaltung ihrer verschiedenen Angehörigen verwendet wurden. Heute giebt es Tausende von Personen, die zum Tragen des „roten Gürtels" berechtigt sind, und die in vielen Fällen sich mit einer Monatspension von vier bis fünf Taels begnügen müssen. Das natürliche Heilmittel dieses Übelstandes würde jedenfalls sein, daß man ihnen erlaubte, in die Menge des Volks zurückzutreten, und sie dadurch in die Lage versetzte, wie andere Leute ihr Brot zu verdienen.

Das Familienregister des kaiserlichen Hauses wird alle zehn Jahre aufgestellt und zwar in drei Exemplaren, wovon eins in Mukden (der Hauptstadt der Mandschurei), das zweite in einem Tempel in der Nähe des Kaiserpalastes zu Peking niedergelegt wird, während das dritte in Verwahrung desjenigen Amtes gelangt, welches Erkundigungen über alle die Mitglieder der kaiserlichen Familie betreffenden Angelegenheiten einzieht. Sämtliche Familien der kaiserlichen Verwandtschaft müssen im ersten Monat jeden Jahres dem ebenerwähnten Amte sowie dem Ceremonien-Amte über Geburten und Sterbefälle unter Angabe des Datums Mitteilung machen. Aus diesen Anzeigen werden dann die Listen durch ein Sonder-Komitee zusammengestellt.

Je nachdem die Familienmitglieder zum Tragen des „gelben" oder „roten" Gürtels berechtigt sind, werden die Namen in Gelb- oder Rotbücher eingetragen. Alle zehn Jahre legt man dann diese jährlichen Registrierungen dem Kaiser vor. Die Bücher bezw. die Abschriften derselben werden mit großem Pomp nach Mukden sowie den beiden andern erwähnten Orten befördert. Die Straßen, durch welche der Zug geht, bestreut man mit gelber





Süd-Thore Pekings.



Erde, alle Trödelbuden, die am Wege aufgeschlagen sein mögen, werden abgerissen, niemand darf sich auf der Straße, auf der die größte Ruhe herrscht, zeigen, alle Fenster und Thüren sind geschlossen, — mit einem Worte: der Prozession, welche dieses genealogische Register des Kaiserhauses begleitet, werden ebenso hohe Ehrungen erwiesen, als ob der Kaiser oder die Kaiserin selbst die Straßen zu benutzen gedächten.

Der Kaiser als Hohepriester.

Falls der Kaiser von China persönlich alle Opfer und sonstigen religiösen Ceremonien vollziehen sollte, die ihm das Gesetz vorschreibt, so wäre dies mehr, als der menschlichen Natur zugemutet werden kann. Glücklicherweise ist aber Vorsorge getroffen, daß sogar bei den wichtigsten religiösen Handlungen, falls es Not thut, ein Stellvertreter vorhanden ist. Es giebt nicht weniger als 43 verschiedene Arten von Opfern, bei welchen der Kaiser als Oberpriester fungieren soll, und diese sind in drei Klassen geteilt, je nach dem Range der Wesen, die verehrt werden.

Von Opfern erster Klasse sind sechs zu nennen; sie werden auf den Altären des Himmels, der Erde, in dem kaiserlichen Ahnentempel und auf den Altären des Ackerlandes und des Getreides verrichtet. Bei der Beschreibung Pekings wird auf diese Tempel des näheren hingewiesen werden. Von den sechs Opfern werden je zwei auf dem Himmels- und Erdaltare und je eines auf dem Ahnen- und Felder- sowie Getreidealtare dargebracht. Die drei Tage vor jedem dieser sechs Hauptopfer werden durch Fasten ausgezeichnet; man darf während dieser Zeit keine Freunde besuchen. Die Person, welche fastet, muß auf einem besonders zu dem Zwecke hergerichteten Lager schlafen, sie darf keine Musik anhören, keine Trauer tragen und nicht andere Opfer darbringen. Das giebt also allein schon in jedem Jahre achtzehn Tage, die mit strengem Fasten zugebracht werden.

Außer den genannten großen Opfern hat der Kaiser noch verschiedene kleinere zu verrichten, vor allem die Opfer zur Anbetung der Sonne und des Mondes, die in roten bezw. weißen Gewändern vorgenommen werden, und das Opfer zu Ehren der Kaiser und Fürsten der Vergangenheit, bei welcher Gelegenheit man zugleich alle Helden der chinesischen Geschichte verehrt. Die Opfer zu Ehren des „ungekrönten Monarchen“, des „Weisen unter den Weisen“, Confucius, sind die nächsten in der Reihenfolge; nach ihnen kommen diejenigen zu Ehren der Götter des Seidenwurms und Ackerbaus, der Wind-, Wolken-, Regen-, Donner- und Blitzgeister, der Geister der Erde und der Geister, die

den Verlauf des Jahres regieren. Für alle eben aufgezählten Opfer genügen je zwei Fasttage.

Opfer im Range der dritten Reihe giebt es achtundvierzig. In diese Zahl sind eingeschlossen die Opfer vor dem Kriegsgotte (Kuan Ti), vor dem Gotte der Litteratur, vor den Gottheiten der Arzneikunst, des Nordpols und des großen Bären, vor dem Geist des Berges Tai Schan (in der Provinz Schantung), welcher die Akten der Richtersprüche über die Todten in dem Jenseits aufbewahrt, und endlich die Opfer zu Ehren der Wasser-, Feuer-, Küchen-, Kornkammer- und Thürgottheiten. Der Kaiser betet in Wirklichkeit alle Götter an, die das Volk anbetet, oder wenigstens anbeten sollte. Er ergreift in allen religiösen Dingen die Initiative und giebt seinem Volke durch eigenes Beispiel zu verstehen, welche Gottheiten anzubeten sind.

Der chinesische Staat hat die Wichtigkeit des Ackerbaus, welcher die Grundlage des Wohlstandes der Nation und die Hauptbeschäftigung ihres größeren Teiles ausmacht, von jeher anerkannt und demselben besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Um der Bedeutung, die man demselben beimißt, Ausdruck zu geben, wird alljährlich vom Kaiser ein eigenes Fest begangen, welches auch die hohen Satrapen der Provinzen nachzuahmen haben. Dasselbe soll von Kaiser Wen Ti (180 v. Chr.) angeordnet worden sein; es fällt auf einen Tag, an dem die Sonne in den 15. Grad des Wassermannes tritt, also in den Anfang des Frühlings. Einige Tage vor dem Feste werden in der Reichshauptstadt Proklamationen erlassen, in denen bekannt gemacht wird, daß in Peking drei Tage vor dem Feste weder Schüsse abgefeuert noch Trommeln oder Gongs geschlagen, noch auch Glocken geläutet werden dürfen; selbst der Nachtwächter darf seine Trommel nicht ertönen lassen.

Die Nacht vor dem Feste verbringt der Kaiser in der Fastenhalle, um sich für die Ceremonien, die früh am Morgen beginnen, vorzubereiten. Mit Tagesanbruch begiebt sich Seine Majestät mit seinem ganzen Hofstaate im Staatskleide nach dem Orte, wo das Frühlingsopfer dargebracht wird. Es ist dies ein kleiner Hügel im Süden der Hauptstadt. Nach Vollendung des Opfers geht der Kaiser, von den Prinzen und hohen Würdenträgern begleitet, nach einem Felde, das am Fuße des eben erwähnten Hügels liegt, und welches Seine Majestät mit eigener Hand bestellen soll. Eine Anzahl von Hofbeamten tragen goldene Gefäße mit den zur Saat bestimmten Samenkörnern (Reis). Auf dem Felde angekommen, bleibt der Hofstaat stehen und beobachtet tiefes Stillschweigen. Der Kaiser ergreift eine äußerst reich verzierte, von einem schwarzen Ochsen gezogene Pflugschar und zieht die Furchen; die hohen Beamten folgen ihm und streuen den Samen aus. Sobald dies geschehen, folgen die kaiserlichen Prinzen, die gelbe Pflugscharen halten, und nehmen dieselbe Ceremonie vor; sie pflügen fünf Furchen. Nach ihnen kommen die hohen Würdenträger, die mit roten Pflugscharen neun Furchen pflügen.

Das gepflügte Feld, als „Kaiserfeld" bekannt, gehört zum Areal des Tempels der Erde; Se. Majestät pflügt sechzehn Furchen, d. h. achtmal auf und nieder; jede derselben ist etwa fünfzig Fuß lang. Im Sommer wird die Ernte von dem Felde in gelben Säcken gesammelt und aufbewahrt, um bei besonderen Feierlichkeiten, wie z. B. kaiserlichen Ahnenopfern, als Opfergabe zu dienen.

Die Residenz des Kaisers.

(Siehe Plan, Seite 17.)

Peking ist unzweifelhaft eine der ältesten Städte des Kaiserreiches, und als kommerzieller Mittelpunkt im Norden Chinas hat die Stadt seit vielen Jahrhunderten eine höchst wichtige Rolle gespielt. Zur Reichshauptstadt wurde sie jedoch erst nach der Eroberung des Landes durch die Mongolen (im Jahre 1282) erhoben, aber nur für kurze Zeit. Denn nachdem bald darauf der Sitz der Regierung nach Hangtschau (in der Provinz Tschekiang) verlegt worden war, und die auf die Mongolen-Dynastie folgenden Ming-Herrscher ihren Hof zuerst in Nanking eingerichtet hatten, verlegte bereits der dritte Kaiser dieser Dynastie, Yung Loh, seine Residenz wieder nach Peking, (1411); es ist seither die Reichshauptstadt geblieben.

Dieselbe besteht aus zwei Teilen, dem nördlichen Teile oder der sogenannten Tatarenstadt, in der sich die kaiserlichen Paläste, Regierungsgebäude u. dergl. befinden, und dem südlichen Teile, als „Äußere Stadt" bekannt, in welcher die Chinesen leben. Die erstere bildet ein nahezu regelmäßiges Viereck, dessen vier Seiten genau den vier Himmelsrichtungen entsprechen; sie ist von einer Mauer umgeben, die bei einem Umfange von etwa 24 km eine Höhe von 40 Fuß besitzt, während ihre Breite an der Basis 60, oben fast 50 Fuß beträgt. Diese Mauer ist mit neun Thoren versehen, von denen drei die Tatarenstadt mit der Chinesenstadt verbinden. Sämtliche Thore werden des Abends geschlossen, sodaß während der Nacht der Verkehr gänzlich unterbrochen ist. Die ebenfalls rechteckig angelegte Chinesenstadt schließt sich unmittelbar an die Südmauer der Tatarenstadt an; ihre etwas niedrigere Mauer wird von sieben Thoren durchbrochen und ist 16 km lang.

Im Jahre 1644 nahmen die Mandschu nach ihrem siegreichen Einfalle in China, welcher den Sturz der Ming-Dynastie zur Folge hatte, von dem Nordteile Pekings Besitz, um dort ihre Residenz aufzuschlagen und das Militär einzuquartieren. Derselbe setzt sich aus drei Bezirken zusammen, einer innerhalb des anderen, und jeder einzelne wiederum von seiner eigenen Mauer umgeben. Der innerste Bezirk enthält den kaiserlichen Palast und die dazu gehörigen Gebäude; der zweite die Regierungsgebäude und Privatwohnungen der höheren Beamten, und der äußere Stadtbezirk gewöhnliche Wohnhäuser, Läden u. dergl.

Der innere Bezirk ist als die „Verbotene Stadt“ bekannt. Die mehrere Kilometer lange Mauer, die ihn umgiebt, ist fast ebenso stark wie die, welche um Peking führt; sie ist mit glasierten Ziegelsteinen verblendet und mit gelben Ziegeln überdacht, die im Sonnenschein und aus der Entfernung einen prächtigen Anblick gewähren. Vier Thore, eins an jeder Seite, vermitteln den Eingang zu diesem inneren Stadtteile, und an diesen Thoren sind die Wachen aufgestellt, welche jeder unbefugten Person den Eingang verwehren. An jeder Ecke der Mauer, sowie über jedem Thor befindet sich ein turmähnlicher Aufbau; daselbst sind die Wachmannschaften untergebracht. Dieser innere Bezirk ist durch zwei Mauern, die von Nord nach Süd laufen, in drei Abteilungen geteilt. Das Ganze bildet mit den dazu gehörigen umfangreichen Höfen einen Häuserkomplex, wie ihn in Bezug auf Schönheit der Architektur und Einrichtung das Kaiserreich nirgends wo anders aufweisen kann.

Das südliche oder „Meridian“=Thor führt in die mittlere Abteilung, in der sich die kaiserlichen Paläste befinden. Es ist für die Sonderbenutzung des Kaisers bestimmt, und jedesmal wenn er in seiner „Drachensänfte“ durch dasselbe getragen wird, ertönt eine im Wachtturme hängende Glocke, sowie der dumpfe Klang großer Gongs.

Hat man dieses Thor passiert, so gelangt man in einen sehr geräumigen Hofraum, von wo aus der Weg über ein von fünf Marmorbrücken überspanntes Wasser in einen zweiten, mit Marmor gepflasterten Hof führt, den Säulengänge und von Säulen getragene Hallen umgeben. Am oberen Ende dieses Hofes erhebt sich ein prächtiger, etwa einhundert Fuß hoher Marmorbau, als „Thor des tiefsten Friedens“ bekannt. Dasselbe ist eine Art Balkon, von dem aus der Kaiser am Neujahrs= und an seinem Geburtstage, sowie bei anderen festlichen Gelegenheiten die Huldigungen der im Hofraume versammelten Prinzen, hohen Würdenträger usw. entgegennimmt. Zu diesem Balkon führen fünf, von äußerst kunstvoll gemeißelten Geländern eingefaßte Freitreppen.

Mehrere Thore vermitteln die Verbindung mit dem nächsten dahinter liegenden Hofe, und nachdem man zwei Hallen und ein weiteres Thor passiert hat, gelangt man zu dem „Ruhigen Himmelspalast“; dieser ist die eigentliche Residenz des Kaisers; ohne besondere Erlaubnis darf ihn niemand bei Todesstrafe betreten. Das Gebäude ist das höchste, prächtigste und großartigste unter allen kaiserlichen Palästen und hat bislang allen Kaisern seit der Gründung der Dynastie als Residenz gedient. Folgende Schilderung des Palastes ist chinesischen Quellen entnommen.

Die Gemächer des Kaisers sind etwa 90 Fuß lang und 30 Fuß breit und in drei Räume eingeteilt, von denen der mittlere den Thronsaal bildet. Zehn Fuß hohe Thüren führen aus dem Freien in die beiden nördlich und südlich an den Thronsaal angrenzenden Flügel. Der obere Teil dieser Thüren besteht aus einem künstlich geschnitzten Holzgitterwerke, dessen Muster vornehmlich

Der Fußboden ist mit europäischen Teppichen bedeckt. Stühle giebt es
Zimmern des Kaisers nicht, doch gemauerte Sitze oder Divane, die 2 Fuß
nd mit rotem, in China hergestelltem Filz überdeckt sind. Der Thron
t gelber Seide überzogen, auf welcher Drachen und Phönixe — die
ne des Kaisers und der Kaiserin — gestickt sind. Die zu beiden Seiten
Thronsaales liegenden Flügel sind in verschiedene kleinere Zimmer ein-
von denen eines als Schlafzimmer dient. Der Kaiser schläft in einer
hölzernen, sogenannten Ningpo-Bettstelle*), die reichlich mit kunstvollen
tereien und mit Gold sowie Elfenbein verziert ist; es ist dieses dasselbe
in dem die edelsinnigen Kaiser Kang Hsi (1662—1723) und Kien Lung
—1796) nach der Tagesarbeit zu ruhen pflegten. Als Matratze und
cke dienen Seiner Majestät herrliche Tigerfelle.

Die Mahlzeiten nimmt der Kaiser stets allein ein, und zwar das Frühstück
7 Uhr, das Mittagessen gegen 2, das Abendbrot gegen 6 Uhr. Die
chen, die er statt unserer Messer und Gabeln gebraucht, sind aus Elfenbein
tigt und mit goldenen Spitzen versehen; die Schüsseln und Teller sind
t aus Porzellan hergestellt.

Eine große Menge von hübschen und äußerst wertvollen chinesischen sowie
ndischen Nippsachen und Kunstgegenständen befindet sich zerstreut in den
edenen Teilen dieser Gemächer.

An der 90 Fuß langen Fassade des Gebäudes läuft eine überdachte 15 Fuß
Treppe entlang; das Dach zu dieser Veranda ruht auf zwei Reihen
holzsäulen, die scharlachrot bemalt sind; die Säulen, auf denen das Dach
neren Gemächer ruht, haben dieselbe Farbe und teils vergoldete, teils

wird festgenommen und erdrosselt. Die Gesetze beschützen die Zimmer der Kaiserin und anderer weiblicher Insassen des Palastes ebenso, wie die des Kaisers. Wer Eintritt zum Palaste hat, wird in ein besonderes Verzeichnis eingetragen. Die Beamten dürfen außer in ihrer Dienstzeit den Palast ebenfalls nicht betreten. Jeden Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr wird der Palast ganz geschlossen, da der Kaiser diese Stunden zumeist in der Gesellschaft von Mitgliedern seines Harems verbringt.

Außer dem eben beschriebenen Palaste giebt es innerhalb der Mauern, welche die kaiserliche Residenz umschließen, auch eine große Anzahl von Wohngebäuden für den Kaiser mit allen dazu nötigen Nebenhäusern, in denen die Mitglieder des Harems, die Dienerschaft usw. untergebracht sind. Unter diesen Gebäuden fällt seiner prächtigen Ausstattung halber namentlich der „Palast der Erdenruhe“ auf, in dem die Kaiserin als Oberhaupt ihres Miniatur-Hofes und Beherrscherin aller Nebenfrauen ihres hohen Gemahls schaltet und waltet. Die Baulichkeiten sind sämtlich nach ein und demselben Plane angelegt; sie liegen zumeist am Fuße schöner Hügel, die mit ihren angrenzenden Thälern von hohen, rotangestrichenen Mauern umgeben sind.

Man hat die zu den Palästen gehörigen Ländereien größtenteils in herrliche Parke umgewandelt, die mitunter einen ganz enormen Umfang haben. Hügel und Thäler, Wald und Wiesen wechseln ab; auch fehlt es nicht an Kanälen und Seen. Hier sieht man kühne, felsige Vorgebirge, die in einen See auslaufen, und Thäler, die entweder bewaldet oder angebaut sind. Andere Stellen, an welchen man Lusthäuser oder Ruheplätze angelegt hat, scheinen besonders mit Rücksicht auf den Fernblick gewählt zu sein. Auch hat man nie versäumt, bei der Aussicht dem Wasser sein Recht zu geben. Die Ufer dieser Seen, die vielfach mit Nelumbium bewachsen sind, zeigen die mannigfachsten Gestaltungen: sie treten in sanften Buchten zurück oder springen in grotesken Gestaltungen vor; Inselchen fehlen natürlich nicht. Künstliche Felsen und Teiche mit Gold- und Silberfischen sieht man sehr häufig. Vor den Pagoden, die auf Anhöhen errichtet sind, erblickt man große Porzellanfiguren, Löwen, Tiger und dergleichen vorstellend. Zuweilen sieht man dort einen Wasserfall, der sich wild schäumend herabstürzt, und dessen Echo brausend wiederhallt, oder dessen Wasser schweigend von einem dunklen Teiche oder einer tiefen Kluft verschlungen werden. Die Parkpartien der Kaiserstadt gehören zweifellos zu den schönsten der Erde.

Die östliche Abteilung der „Verbotenen Stadt“ enthält die Bureaus des Kabinetts, in denen die Mitglieder desselben ihre Sitzungen abhalten, ferner die Schatzkammer des Palastes. Dort finden wir auch den „Tempel tiefsten Nachsinnens“, in dem man Confucius und anderen Weisen Opfer darbringt, sowie die kaiserliche Bibliothek, die wohl alles birgt, was die chinesische Litteratur Wertvolles an Schriften aufzuweisen hat. Am Nordende dieser Abteilung stehen viele Paläste und ähnliche Gebäude, die Prinzen von Geblüt und deren

Gefolge bewohnen. Schließlich ist dort auch ein kleiner Tempel errichtet, in dem der Kaiser und seine Familie vor den Täfelchen der Ahnen Gebete verrichtet und opfert.

Die westliche Abteilung der „Verbotenen Stadt" weist eine große Anzahl von Gebäuden auf, die öffentlichen und Privatzwecken dienen. Unter diesen wollen wir erwähnen die Reichsdruckerei, das Bureau, in dem die für den Hof bestimmten Gelder einlaufen, und von wo aus auch die Zahlungen für die Hofausgaben erfolgen, sowie den Schutztempel der Stadtgottheit (Tsching Huang Miau). Die Zahl der in der „Verbotenen Stadt" lebenden Menschen kann nicht angegeben werden, höchstwahrscheinlich ist sie aber nicht sehr groß; die Mehrzahl sind natürlich Mandschu.

Der um die sogenannte „Verbotene Stadt" liegende Bezirk, als die „Kaiserliche Stadt" (Huang Tsching) bekannt, bildet ein längliches Viereck; ihn umgiebt eine ungefähr 20 Fuß hohe Mauer, die an jeder Seite ein Thor hat. Vom Südthore, dem „Thore der Himmelsruhe" aus, führt eine breite Allee nach dem kaiserlichen Palastviertel. Vor demselben, außerhalb der Mauer, ist ein großes Areal von einem Walle umgeben, der nur einen Eingang an seinem Südteile hat und den Namen „Thor der Großen Reinheit" führt. Einige vom Kaiser bevorzugte Personen ausgenommen, muß Jedermann dieses Areal zu Fuß betreten. Auf demselben stehen auch der „Große Tempel", in dem zu bestimmten Zeiten den Ahnentafeln der verstorbenen Kaiser und Kaiserinnen Opfer dargebracht werden; die Mitglieder der kaiserlichen Familie bringen hier ihren Vorfahren gleichfalls ihre Huldigung dar. Von diesem Areal aus erhebt sich auch der „Altar der Götter des Landes und Getreides", auf dem der Kaiser im Frühling und Herbst opfert. Der Altar besteht aus zwei Geschossen, jedes fünf Fuß hoch; das obere mißt etwa fünfzig Quadratfuß. Im ganzen Reiche findet man keinen zweiten Altar dieser Art, und einen solchen zu errichten oder gar darauf die genannten Götter anzubeten, würde als Hochverrat angesehen werden. Der Nord-, Ost-, Süd- und Westaltar sind bzw. schwarz, grün, rot und weiß, oben aber gelb (die kaiserliche Farbe).

Außer vielen Lama-Tempeln und buddhistischen Klöstern sowie ähnlichen religiösen Bauten nehmen zumeist Wohnhäuser der Mandschu-Bevölkerung Pekings dieses Viertel der Kaiserstadt ein. An der Nordseite finden wir den fast 150 Fuß hohen „Künstlichen Berg" (King Schan), allgemein als „Kohlenhügel" bekannt; ihn krönen fünf bewaldete Gipfel, von denen aus man einen herrlichen Überblick über ganz Peking hat. Innerhalb dieses Stadtteils liegt auch der „West-Park", ein prächtiges Stückchen Erde, teils durch die Kunst, teils durch die Natur geschaffen, mit einem künstlichen See, dessen Wasser die Lotusblume deckt. Unter den Brücken verdient namentlich der Erwähnung die berühmte neunbogige Marmorbrücke, welche diesen See überspannt. — An der Westseite der „Kaiserstadt" steht die Prüfungshalle für militärische Kandidaten, von wo aus der Kaiser persönlich das Bogenschießen zu Pferde in Augenschein

nimmt. Unter den Tempeln ist der der angeblichen Entdeckerin der Seidenraupe geweihte der berühmteste; die Kaiserin opfert dort jährlich einmal. Ein langer, aber nur schmaler See durchzieht diesen Teil von Norden nach Süden.

Zu beiden Seiten der breiten mit Bäumen besetzten Straße, die von der Kaiserstadt in südlicher Richtung durch die Tatarenstadt nach den Grenzmauern führt, welche dieselbe von der „Chinesenstadt" trennen, liegen die Bureaus der verschiedenen Ministerien, sowie das Zensorat, das Astronomieamt, die National-Akademie (Hanlin Yuan) und das Kolonialamt. Zu erwähnen sind im äußeren Stadtteil ferner das von Jesuiten im 17. Jahrhundert eingerichtete Observatorium und der lamaitische „Ewige Friedenstempel", welcher als der schönste und größte Tempel Pekings geschildert wird. Den größten Teil der Tatarenstadt nehmen die vielen, häufig im großartigen Stile angelegten Privatwohnungen der Beamten u. dergl. ein. In derselben liegen auch, oder richtiger gesagt, lagen die Gesandtschaftsgebäude und zwar im Südost-Teile, fast an die Mauern der „Kaiserstadt" grenzend. Sie wurden im Sommer 1900 durch die Anhänger der revolutionären Partei unter der Anführung des Prinzen Tuan in einen Schutthaufen verwandelt. Die sogenannte Gesandtschaftsstraße unterschied sich übrigens durch nichts von den anderen Straßen Pekings, sie trug ein durchaus chinesisches Gepräge. Die Gesandtschaftsgebäude selbst waren nichts weniger als Prachtbauten; da sie von der Straße ablagen, sah man von ihnen auch nur die Hof- oder Gartenmauer mit dem Eingangsthor. Die britischen und französischen Gesandtschaftsgebäude waren ganz stattliche Paläste. Die deutsche Gesandtschaft war ein sehr bescheidener Häuserkomplex. Das Hauptgebäude, die Wohnung des Gesandten, bestand nur aus einem Erdgeschoß; die beiden Nebengebäude wurden als Bureauräume und Wohnungen der Sekretäre, Dolmetscher und Dolmetsch-Eleven benutzt. Unmittelbar hinter dem Gesandtschaftsgrundstück erhob sich die Stadtmauer.

Über die Einwohnerzahl liegen keine glaubwürdigen Statistiken vor, doch kann man sie wohl auf eine halbe Million schätzen. Die Oberaufsicht führt der „General der neun Thore", den die Regierung für die Ruhe und Ordnung der Tatarenstadt besonders verantwortlich macht; dieser Posten wird nur einem Mandschu anvertraut und gilt als hochwichtig.

Die unmittelbar an die Tatarenstadt stoßende „Chinesenstadt" ist bedeutend kleiner als jene. Dem Charakter der Chinesen als Handelsnation entsprechend, enthält dieser Teil Pekings zumeist Läden, in denen Waren verschiedenster Art feil geboten werden; auch findet man hier die meisten Vergnügungs- und Unterhaltungslokale, wohl weil in der angrenzenden Nordstadt eine verhältnismäßig strenge Militärherrschaft vorherrscht. Den Südteil der Chinesenstadt nehmen außer Feldern der berühmte Himmelstempel und der Tempel des Ackerbaus ein.

Der Tempel des Himmels liegt innerhalb einer eiförmigen, etwa eine halbe Meile im Umfang messenden Einfriedigung. Das Mittelgebäude, welches,



Peking.

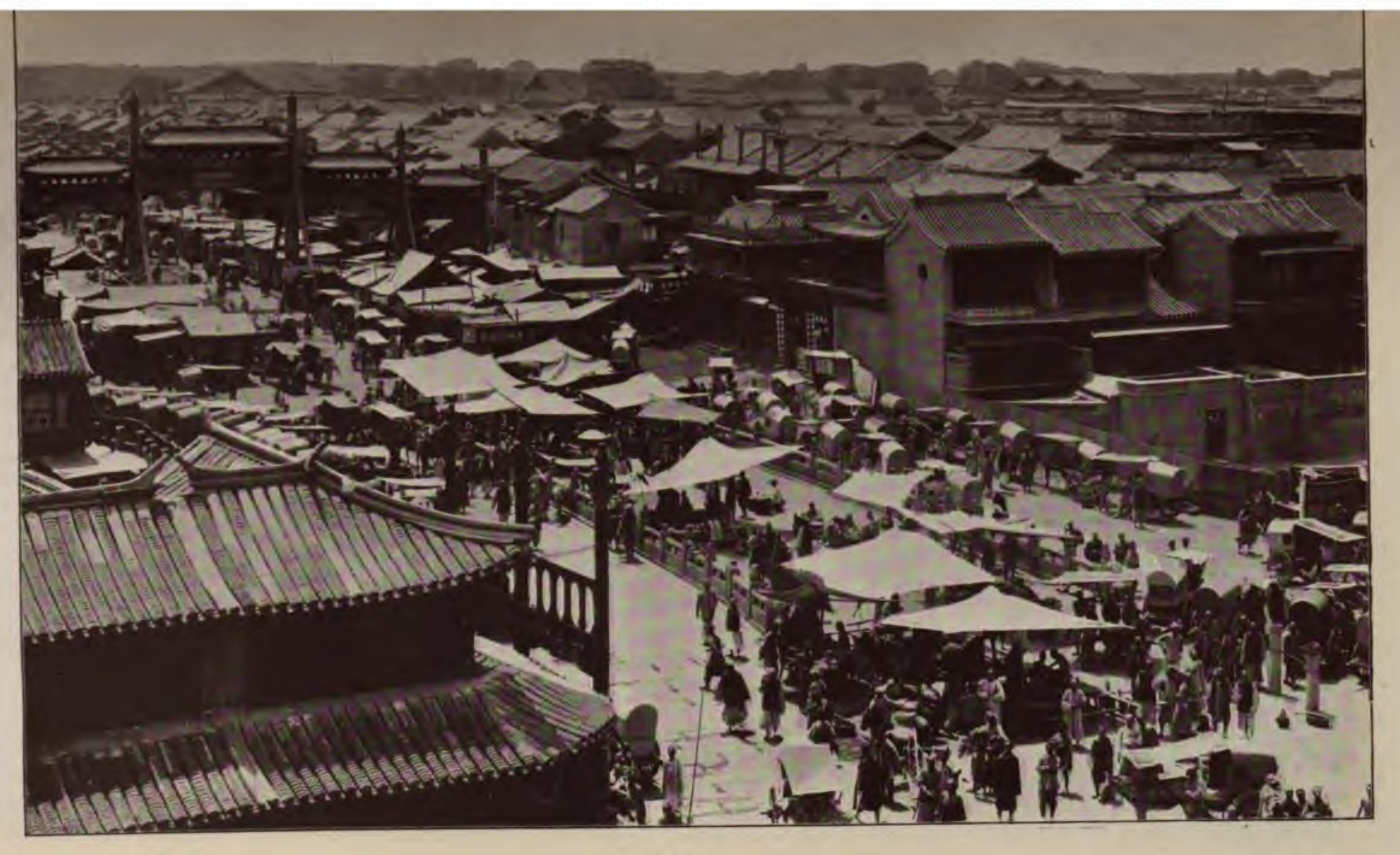
nimmt. Unter den Tempeln ist der der angeblichen Entdeckerin der Seidenraupe geweihte der berühmteste; die Kaiserin opfert dort jährlich einmal. Ein langer, aber nur schmaler See durchzieht diesen Teil von Norden nach Süden.

Zu beiden Seiten der breiten mit Bäumen besetzten Straße, die von der Kaiserstadt in südlicher Richtung durch die Tatarenstadt nach den Grenzmauern führt, welche dieselbe von der „Chinesenstadt" trennen, liegen die Bureaus der verschiedenen Ministerien, sowie das Zensorat, das Astronomieamt, die National-Akademie (Hanlin Yuan) und das Kolonialamt. Zu erwähnen sind im äußeren Stadtteil ferner das von Jesuiten im 17. Jahrhundert eingerichtete Observatorium und der lamaistische „Ewige Friedenstempel", welcher als der schönste und größte Tempel Pekings geschildert wird. Den größten Teil der Tatarenstadt nehmen die vielen, häufig im großartigen Stile angelegten Privatwohnungen der Beamten u. dergl. ein. In derselben liegen auch, oder richtiger gesagt, lagen die Gesandtschaftsgebäude und zwar im Südost-Teile, fast an die Mauern der „Kaiserstadt" grenzend. Sie wurden im Sommer 1900 durch die Anhänger der revolutionären Partei unter der Anführung des Prinzen Tuan in einen Schutthaufen verwandelt. Die sogenannte Gesandtschaftsstraße unterschied sich übrigens durch nichts von den anderen Straßen Pekings, sie trug ein durchaus chinesisches Gepräge. Die Gesandtschaftsgebäude selbst waren nichts weniger als Prachtbauten; da sie von der Straße ablagen, sah man von ihnen auch nur die Hof- oder Gartenmauer mit dem Eingangsthor. Die britischen und französischen Gesandtschaftsgebäude waren einst prinzliche Paläste. Die deutsche Gesandtschaft war ein sehr bescheidener Häuserkomplex. Das Hauptgebäude, die Wohnung des Gesandten, bestand nur aus einem Erdgeschoß; die beiden Nebengebäude wurden als Bureauräume und Wohnungen der Sekretäre, Dolmetscher und Dolmetsch-Eleven benutzt. Unmittelbar hinter dem Gesandtschaftsgrundstück erhob sich die Stadtmauer.

Über die Einwohnerzahl liegen keine glaubwürdigen Statistiken vor, doch kann man sie wohl auf eine halbe Million schätzen. Die Oberaufsicht führt der „General der neun Thore", den die Regierung für die Ruhe und Ordnung der Tatarenstadt besonders verantwortlich macht; dieser Posten wird nur einem Mandschu anvertraut und gilt als hochwichtig.

Die unmittelbar an die Tatarenstadt stoßende „Chinesenstadt" ist bedeutend kleiner als jene. Dem Charakter der Chinesen als Handelsnation entsprechend, enthält dieser Teil Pekings zumeist Läden, in denen Waren verschiedenster Art feil geboten werden; auch findet man hier die meisten Vergnügungs- und Unterhaltungslokale, wohl weil in der angrenzenden Nordstadt eine verhältnismäßig strenge Militärherrschaft vorherrscht. Den Südteil der Chinesenstadt nehmen außer Feldern der berühmte Himmelstempel und der Tempel des Ackerbaus ein.

Der Tempel des Himmels liegt innerhalb einer eiförmigen, etwa eine halbe Meile im Umfang messenden Einfriedigung. Das Mittelgebäude, welches,

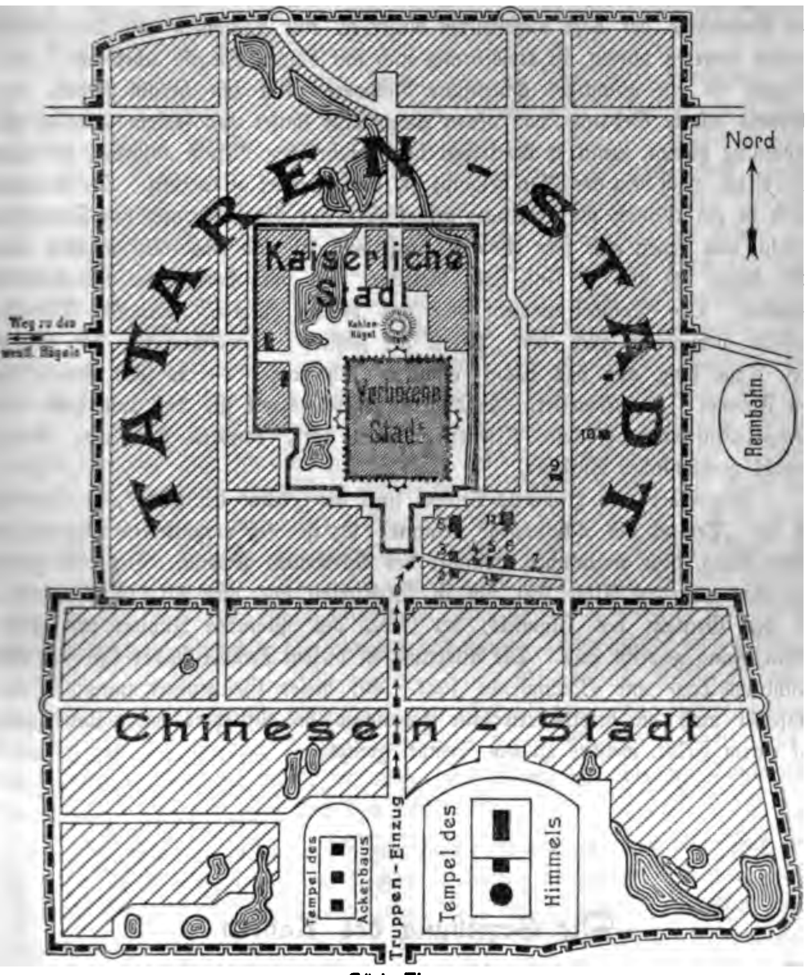


Peking.



Blick auf die Gesandtschaftsstrasse zu Peking. (Scene der Beschiessung der englischen Gesandtschaft im Sommer 1900.)





Erläuterungen zum Plan von Peking.

Gesamt-Umfang Pekings	ca. 34 km
Umfang der Tataren-Stadt	„ 24 „
Umfang der Chinesen-Stadt	„ 16 „
Umfang der Kaiserlichen Stadt	„ 10 „
Umfang der Verbotenen Stadt	„ 4 „

Gesandtschaftsgebäude u. dergl.:

1. Deutschland. 2. Amerika. 3. Russland. 4. Spanien. 5. Japan. 6. Frankreich. 7. Italien. 8. England. 9. Belgien. 10. Tsungli Yamen (Auswärtiges Amt). 11. Wohnung des General-Inspektors der Kaiserl. chinesischen Seezollverwaltung, Sir Robert Hart.

Peking bedeutet „Nördliche Hauptstadt“ im Gegensatz zu Nanking, „Südliche Hauptstadt“. Die Residenz liegt auf einem Breitengrade mit Neapel (etwa 40°) und auf etwa dem 116. Längengrade.

mit Ausnahme der dort angestellten Aufseher, nur Personen von kaiserlichem Geblüt betreten dürfen, ist kreisförmig und mit blauen Ziegeln überdacht. Der Tempel ist ein prächtiges chinesisches Bauwerk. Um ihn herum stehen verschiedene andere Gebäude, von denen einige dem Kaiser und seinem Gefolge als Wohnung dienen, wenn er demselben seinen jährlichen Besuch abstattet, um auf dem Altar, nach dem der Platz benannt ist, dem Himmel zu opfern. Der Tempel selbst ist ein runder, oder richtiger gesagt vieleckiger Bau, der aus drei Terrassen besteht, von denen eine jede etwa 10 Fuß hoch ist und einen Durchmesser von 120, bezw. 90 und 60 Fuß hat; dieselben sind von marmornen Balustraden umgeben. Den Tempel umgiebt eine mit blauen Ziegeln überdeckte Mauer; dieselbe umschließt auch den „Palast der Fasten", in welchem sich der Kaiser drei Tage lang auf das höchst wichtige Jahresopfer — es fällt zumeist in den Februar — vorbereitet. Besonders bemerkenswert ist, daß innerhalb der Tempel-Einfriedigung kein Priester wohnen darf, sondern nur eine kleine Anzahl gewöhnlicher Aufseher.

Gegenüber dem Himmels-Tempel liegt der „Altar der Erde", gewöhnlich als der „Tempel des Ackerbaues" bekannt. Er ist dem vergötterten Monarchen Schin Nung, dem angeblichen Erfinder des Ackerbaues geweiht. Der von zwei Terrassen getragene Altar setzt sich in Wirklichkeit aus vier Altären zusammen, die den Geistern des Himmels, der Erde, des Planeten Jupiter und dem Schin Nung geweiht sind. Die Anbetung in diesem Tempel findet zur Zeit der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche statt. Bei dieser Gelegenheit nimmt Seine Majestät auch die bereits erwähnte Ceremonie des Pflügens vor, und zwar auf einem Felde, welches an den Tempel grenzt.

Die Erziehung des Kaisers.

Die Erziehung der Söhne der Mandschu-Kaiser ist von ihrem zartesten Alter an eine sehr strenge. Kuang Hsü, der 1889 den Thron bestieg, war bei seiner nominellen Thronbesteigung (1875) drei Jahre alt. Kurze Zeit darauf wurde in der Pekinger Staatszeitung ein Edikt veröffentlicht, welches der Welt verkündete, daß der junge Monarch seine Studien beginnen werde. Das kaiserliche Hof-Astronomieamt erklärte einen gewissen Tag im Mai desselben Jahres als günstig für die feierliche und wichtige Ceremonie des ersten Schulunterrichts, und der „Sohn des Himmels" wurde seinen Lehrern vorgestellt. Diese waren zwei wegen ihrer großen Gelehrsamkeit weitberühmte Litteraten, Weng Tung Ho und Hsia Tung Schang mit Namen. Sie empfingen den Thronerben knieend und den Namen des großen Weisen Confucius anbetend. Darauf nahmen sie aus den Händen des Kaiser-Kindes die Huldigung und Bittschrift, als Schüler betrachtet zu werden,

entgegen. Prinz Tschun, der sogenannte Siebente Prinz, der Vater des jugendlichen Kaisers, führte die Oberaufsicht über die Erziehung desselben.

Kuang Hsüs Erziehung glich genau der, die seine hohen Vorfahren genossen hatten. Dieselbe ist folgende. Der Thronerbe muß täglich um 4 Uhr morgens aufstehen. Seine erste Lektion ist chinesische Litteratur, in der er von einem seiner Hofmeister, der den Titel „Lehrherr" hat, unterrichtet wird. Letzterer muß von seinem Sitze aufstehen, sobald der kaiserliche Schüler eintritt, doch macht der Thronerbe zuerst eine Verbeugung, die darauf der Lehrer erwidert. Sobald die Lektion gelernt ist, legt der Schüler sein Buch vor dem Hofmeister nieder, kehrt auf seinen Platz zurück und sagt die Aufgabe auswendig her. Ist die Lektion dem Gedächtnis nicht hinreichend genug eingeprägt, so giebt der Lehrer einem der begleitenden Eunuchen den Auftrag, die Rute zu bringen. Den Thronerben begleiten stets acht Schulgenossen, die den Namen „Prügeljungen" führen; sie müssen mit ihm seine Lektionen lernen. Kommt es vor, daß der Prinz eine Rüge verdient, so werden die „Prügeljungen" mit der Rute gezüchtigt; denn da des Kaisers Person für heilig gehalten wird, darf er auch nicht geprügelt werden. Hat der kaiserliche Schüler andererseits eine Aufgabe gut gelernt, so werden auch die „Prügeljungen" gelobt und sogar belohnt. Ein Prinz, der sich als hartnäckiger Faulpelz erweist, wird, das ist das letzte Züchtigungsmittel, dem Kaiser vorgeführt, der sodann einem Eunuchen anbefiehlt, die Wangen des jungen Taugenichtses zu kneifen.

Die chinesische Lektion nimmt etwa zwei Stunden in Anspruch, dann folgt der Unterricht im Mandschuischen und Mongolischen. Der Lehrer, welcher diese Gegenstände unterrichtet, steht nicht in so hohem Ansehen als der, welcher die chinesische Litteratur lehrt; er muß dem Thronfolger bis zur Thüre entgegenkommen und sich zuerst vor ihm verbeugen.

Nach Beendigung dieser Lehrgegenstände wird Bogenschießen zu Fuß und zu Pferde geübt, ferner Turnen, Fechten u. dergl.; hierzu sind besondere Lehrer angestellt. Den ganzen Tag über muß sich der Thronerbe entweder geistig oder körperlich beschäftigen; auch geht er sehr frühe zu Bett. In passenden Zwischenräumen erhält er seine Mahlzeiten, die ihm abgewogen werden, doch darf er dieselben unter keinen Umständen an einem Tische sitzend zu sich nehmen.

Die Erziehung Kaiser Kuang Hsü's hatte insofern eine Neuerung aufzuweisen, als man ihm Unterricht in einer europäischen Sprache, und zwar im Englischen, erteilte. Zu diesem Zwecke wurden dem Monarchen zwei Lehrer (beide Chinesen) zugeteilt; doch scheint er in seinen Studien nicht besonders große Fortschritte gemacht zu haben.

Vierzehn Jahre alt, d. h. ein Jahr bevor man für den Thronfolger eine Gemahlin auswählt, wird ihm eine Dienerin, welche der Familie eines Inneren Bannermannes angehört, zugeteilt. Dieselbe muß ein Jahr älter als der Prinz sein; es liegt ihr ob, ihn für die Pflichten eines Ehegatten vorzubereiten.

Nach seiner Verheiratung erhält sie den Titel „Fei", im Gegensatze zu den Konkubinen, die „Kuei Fei" heißen, und sie ist das einzige Mitglied des Harems, welches den Namen führen darf.

Die Brautschau und Verlobung des Kaisers.

China ist das Land der Ceremonien par excellence. Gleichviel ob es sich um Begebenheiten im täglichen Leben des schlichten Landmannes oder in der Laufbahn eines hochgestellten Beamten handelt: fast überall spielen Ceremonien, oft eine endlose, durch ein graues Altertum geheiligte Reihe derselben, ihre Rolle, vor allem natürlich bei den wichtigsten Ereignissen im Menschenleben: Geburt, Heirat und Tod. Es kann also nicht überraschen, daß die Hochzeitsfeier des Kaisers mit besonders umständlichen Formen umgeben ist.

Die persönliche Zuneigung und die darauf gegründete Wahl kommt bei der Heirat der Chinesen überhaupt kaum in Frage, da in der Regel angehende Ehegatten vor ihrer Heirat keine Gelegenheit haben, sich gegenseitig kennen zu lernen. Romantische Liebe ist den Chinesen völlig unbekannt. Verlobungen werden durch die älteren Mitglieder der Familie vermittelt, oft ohne daß der zukünftige Mann oder die zukünftige Frau etwas davon wissen. Diese Regel gilt nun auch, wenn es sich um die Vermählung von Prinzen oder gar um die des Kaisers handelt, wie die Geschichte der am 26. Februar 1889 gefeierten Hochzeit Kaiser Kuang Hsüs deutlich beweist. Derselbe wurde am 1. Juli 1872 geboren; er war demnach noch nicht 17 Jahre alt, als ihm bestimmt wurde, in die Ehe zu treten.

Im Jahre 1886 wurden die ersten Maßregeln getroffen, um eine würdige Kandidatin für die hohe Ehre einer Kaiserin des größten Reiches, welches die Sonne bescheint, zu wählen. Die Kaiserin-Regentin, eine Tante des Thronerben, erließ im Sommer genannten Jahres ein Edikt, demzufolge die zwischen zwölf und sechzehn Jahre alten Töchter der Familien, welche zu den Pa Tschi Tschi Yin gehörten, d. h. zu den „Bannerleuten der acht Banner", die an der Mandschu-Invasion nach China Teil genommen haben, nach Peking entboten wurden. Nur solchen Familen angehörige Töchter können auf die hohe Ehre rechnen, einstmals die Kaiserin Chinas, eventuell in den kaiserlichen Harem aufgenommen zu werden. Eine genaue Liste von allen diesen Familien und deren Stammbaum wird bis auf den heutigen Tag in der Hauptstadt jeder Provinz, welcher Mandschu-Garnisonen zugeteilt sind, geführt.

Wenige Wochen darauf fanden sich auch, dem Rufe pünktlich gehorchend, in Peking die Mandschu-Väter mit ihren heiratsfähigen Töchtern zur kaiserlichen Brautschau ein. Es folgte die erste allgemeine Besichtigung der

Kandidatinnen in einem der inneren Hofräume des kaiserlichen Palastes. Die erste Brautschau ging wie folgt von statten: Die jugendlichen Heirats-Kandidatinnen — ihre Zahl belief sich auf mehrere Hundert — wurden, jede in Begleitung ihres Vaters, in den Hofraum geführt; kurz darauf erschien die Kaiserin-Regentin und im Gefolge eine kleine Legion von Eunuchen. Die hohe Dame trat an einen Tisch heran, auf dem eine Anzahl von hölzernen Täfelchen lagen; auf denselben waren Name, Alter und Clan der anwesenden Mädchen geschrieben. Die Kaiserin-Regentin hob eines der Täfelchen auf, las den darauf befindlichen Namen, worauf das betreffende junge Fräulein von einigen Eunuchen der Regentin vorgeführt wurde. Letztere redete die Kandidatin an und zog sodann bei ihrem Vater und dem Provinzial-Gouverneur, der ebenfalls zugegen sein mußte, Erkundigungen über das Fräulein ein. Diejenigen unter den jungen Mädchen, welche ihr nicht gefielen, erhielten ihr Täfelchen durch einen der Eunuchen zurück, was gleichbedeutend mit einem „Korbe" war. Die Damen aber, welche ihrem Geschmack entsprachen, sahen ihr Täfelchen auf eine Seite gelegt, nachdem darauf zuvor eine 1, 2 oder 3 geschrieben war, je nachdem sie das Wohlgefallen der bejahrten Regentin gefunden hatten.

Nachdem alle Kandidatinnen auf diese Art und Weise ihre erste Probe auf die Würdigkeit überstanden hatten, wurden sie wiederum aus dem Palaste nach der Stadt geführt und — die Abgewiesenen natürlich ausgeschlossen — in einigen Tagen einer zweiten, genaueren Prüfung unterworfen. Die Zahl war nun bedeutend herabgeschmolzen, und nachdem man Namen und Wohnsitze genau verzeichnet hatte, durften die Mädchen wiederum in ihre Heimat zurückkehren mit der Weisung, sich in Bereitschaft zu halten, in naher Zukunft zur letzten „Auslese" an den kaiserlichen Hof berufen zu werden. Diese jungen Damen — einige dreißig — wurden nach etwas über zwei Jahren wiederum nach Peking beordert und am 28. Oktober 1888 in aller Frühe in Wagen nach dem kaiserlichen Palaste gebracht. Ein großartiges Bankett war ihnen hier veranstaltet, nach dessen Beendigung sie in Gruppen von Vier und Fünf vor die Kaiserin-Regentin geführt wurden. Bei dieser Gelegenheit faßte dieselbe ihren Entschluß über die Wahl einer Gattin, und Ihre Majestät veröffentlichte das Resultat am 8. November desselben Jahres durch einen Erlaß, dessen Wortlaut folgender war:

„Seit der Kaiser in aller Ehrfurcht sein großes väterliches Erbe angetreten hat, ist er allmählich Mann geworden, und es ist daher geziemend, daß eine Person von hohen Charaktereigenschaften auserwählt werde, um ihm in den Pflichten des Palastes beizustehen, damit die hohe Stellung einer Kaiserin geziemend ausgefüllt und der Kaiser in den tugendhaften Bestrebungen unterstützt wird. Die Wahl ist gefallen auf Yeh Ho Na La, die Tochter des stellvertretenden General-Leutnants Kuei Hsiang, eine Maid von tugendhaftem Charakter, von ansehnlichem Äußern und würdigem Benehmen. Wir befehlen ferner, daß Ju Ta La, 15 Jahre alt, die Tochter Tschang Hsüs, des früheren Vice-Präsidenten

eines Ministeriums, zur Stellung einer Nebenfrau des vierten Ranges, und Ja Ta La, 13 Jahre alt, eine andere Tochter desselben Beamten, gleichfalls zur Nebenfrau desselben Ranges erhoben werde."

Die Auserwählte war die Tochter des jüngeren Bruders der Kaiserin-Regentin, somit ihre Nichte.

Die offizielle Verlobungsfeier fand am 4. Dezember desselben Jahres (1888) statt. Die Verlobungsgeschenke für die kaiserliche Braut, welche vom Ministerium des kaiserlichen Haushaltes vorbereitet wurden, bestanden aus vier Pferden (Schecken), vollständig gesattelt und gezäumt, zehn Helmen und Panzern, einhundert Stücken Atlas und zweihundert Stücken Baumwollenzeug. Die Gegenstände wurden dem Vater der Braut zur Übergabe an dieselbe am Morgen des genannten Tages übergeben. Der mit der Oberleitung des Zuges beauftragte Prinz trug in seiner Rechten, zum Zeichen, daß er die Majestät repräsentiere, das kaiserliche Scepter. Dieses ist ein rotlackierter Holzstab mit gebogenem, als Drachenkopf geschnitztem und vergoldetem Kopfende, von dem eine gelbseidene Schnur mit acht roten Quasten herunterhängt.

Am Nachmittage desselben Tages fand ein Bankett zur Feier der Verlobung in der Residenz der jungen Braut statt. Die Mutter derselben bankettierte mit sechs dazu von der Kaiserin-Regentin ernannten Gattinnen hoher Würdenträger in einem der inneren Gemächer des Palastes. Der Vater der Braut wurde in den äußeren Räumen in Gemeinschaft mit mehreren kaiserlichen Kammerherren, Herzögen und Fürsten bewirtet.

Die Vermählung des Kaisers.

Die Unkosten, welche mit der Vermählung eines Kaisers von China verbunden sind, belaufen sich auf ganz unglaubliche Summen. Für die Verheiratung Kaiser Kuang Hsüs mußten die verschiedenen Provinzen des Reiches zwei Millionen Taels beisteuern, außerdem zahlreiche Gegenstände, die teils als Hochzeitsgeschenke dienten, teils für die Feier, Beköstigung der Gäste und die nach Hunderten zählende Dienerschaft verwendet werden sollten. So mußten z. B. die kaiserlichen Seidenfabriken in der Provinz Tschekiang enorme Mengen von Atlas- und Seidenstoffen, Krepp und Sammet für den Hof liefern; die ganze Dienerschaft des Hofes muß nämlich bei kaiserlichen Hochzeiten in seidenen Kleidern erscheinen. Die berühmte kaiserliche Porzellan-Fabrik von King Te Tschen (in der Nähe des Poyang-Sees, Provinz Kiangsi) lieferte alles für den kaiserlichen Haushalt und die Hochzeitsfestlichkeiten notwendige Porzellan-Geschirr. Der General-Gouverneur der Mandschurei wurde beauftragt, Tausende von Zobelfellen, sowie für den alleinigen Gebrauch des Kaisers bestimmte Mengen Ginseng (eine Kraftwurzel) zu schicken; den Wert letzterer schätzte man auf die

enorme Summe von 175 Taels per Unze! Einer Fabrik wurde auferlegt, nicht weniger als 40 000 Hornlaternen und 12 000 Glaslampen zu verfertigen. Schließlich, um noch ein äußerst eigentümliches Beispiel zu erwähnen, mußte der Militär-Gouverneur von Schingking (Mandschurei) zwanzig Stämme Pintschen-Holz, welches wegen seiner großen Dauerhaftigkeit berühmt ist, zur Hochzeit beisteuern; dieses Holz sollte zur Anfertigung der Särge für den Kaiser und seine Gemahlin dienen, weil es die chinesische Sitte erheischt, daß daran schon bei der Hochzeit gedacht wird.

Die Überbringung der Hochzeitsgeschenke fand am 5. Januar 1889 statt. Vom Ministerium des kaiserlichen Haushaltes vorbereitet, setzten sich dieselben aus folgenden Gegenständen zusammen: 200 Unzen Gold und 10 000 Taels in Silber; ferner ein goldenes Theeservice, zwei silberne Waschbecken, eintausend Stück Seidenzeug, zwanzig Reitpferde und vierzig Packpferde, dazu Sättel und dergleichen. Die Eltern der Braut erhielten gleichfalls 100 Unzen Gold, ein goldenes und ein silbernes Theeservice, 5000 Taels in Silber, ein silbernes Waschbecken, fünfhundert Stück Seidenzeug, eintausend Stück Baumwollenzeug; ferner sechs geschirrte Pferde, einen Helm und Küraß, einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen, Hofkleider für den Sommer und Winter. Auch die Brüder der Braut und die Dienerschaft wurden mit kostbaren Geschenken bedacht.

Die mit der Vermählung verbundenen religiösen Feierlichkeiten bestanden darin, daß zwei Tage vor der Hochzeit (am 24. Februar) je ein kaiserlicher Prinz abgesandt wurde, um auf dem Altar des Himmels, der Erde und in dem kaiserlichen Ahnentempel die bevorstehende Vermählung des Kaisers zu verkünden. Die dabei zu beobachtenden Ceremonien bestanden zumeist darin, Speise- und Trankopfer darzubringen; auch wurde eine Atlasrolle, auf der die Ankündigung der Hochzeit geschrieben war, verbrannt.

Am Morgen des 26. Februar überbrachte man das goldene Tablett mit der Heirats-Urkunde und dem für die Kaiserin bestimmten Siegel unter folgenden Ceremonien. Die Beamten des Wagen- und Sänften-Departements hatten das aus vierzig Fahnen- und Standarten-Trägern bestehende Gefolge des Kaisers im Hofe der Tai Ho-Halle aufgestellt; dort standen auch mehrere kaiserliche Wagen, Reitpferde, Elephanten und eine Musikkapelle. Der Hofraum war überhaupt mit Prinzen, hohen Würdenträgern und Palastwächtern dicht angefüllt. Letztere trugen mit Pantherschweifen verzierte Speere. Inzwischen hatte man auch das goldene Tablett mit der darauf eingravierten Heirats-Urkunde, das goldene Siegel, ferner eine zum Verlesen bestimmte Abschrift des Edikts der Kaiserin-Regentin, welches die Heirat des Kaisers anordnet, in zwei „Drachensänften" in die Tai Ho-Halle geschafft.

Ein Abgesandter des Hof-Astronomieamtes erschien zunächst und verkündete, daß der glückverheißende Zeitpunkt herangenaht sei, worauf die beiden Präsidenten des Ceremonien-Ministeriums sich in den kaiserlichen Palast begaben und den Kaiser baten, sich nach der Tai Ho-Halle tragen zu lassen. In

hochzeitliche Gewänder gekleidet, begab er sich dorthin. Unter dem Geläute der Glocken, dem Rühren von Trommeln und dem Spielen der Musikkapelle schritt er, von den beiden Präsidenten des Ceremonien-Amtes begleitet, zur Halle hinauf, wo er das goldene Tablett und das Siegel besichtigte. Seine Majestät nahm nun zunächst auf dem Throne Platz, die Musik und die Glocken schwiegen, alle Anwesenden knieten nieder und berührten neunmal die Erde mit der Stirne. Ein Sonder-Beamter gebot Ruhe und las dann folgendes kaiserliche Edikt vor:

„Seine Majestät der Kaiser haben ein Edikt Ihrer Majestät der Kaiserin-Regentin erhalten, demzufolge Ye Ho Na La, Tochter des General-Leutnants Kuei Hsiang, zur Kaiserin erwählt worden ist. Uns ist der Befehl erteilt worden, das Scepter zu ergreifen und die Ceremonie der feierlichen Investierung der Kaiserin vorzunehmen."

Der Groß-Sekretär ergriff hierauf das auf einem Tische vor dem Kaiser liegende Scepter und übergab es einem der knieenden Prinzen. Unter Musikklängen erhob sich Seine Majestät und kehrte in den Palast zurück.

Sodann wurde der Zug formiert, um das goldene Tablett und das Siegel nach der Wohnung der Braut zu schaffen. Denselben eröffneten Sekretäre des Ceremonien-Amtes. Ihnen folgte der Prinz mit dem Scepter. Dann kamen die beiden „Drachensänften", in denen Tablett und Siegel lagen, hierauf der kaiserliche Schirm und ein zahlreiches Gefolge von Fahnen- und Standartenträgern. Auf dem Wege schlossen sich noch dem Zuge Sänftenträger an, die in den „Drachen-Palanquinen" die zur Ausstattung der Braut gehörigen Gewänder und dergleichen trugen. Diese in Empfang zu nehmen, harrte bereits vor der Residenz der Braut eine große Anzahl Frauen; auch die zum Haushalt der zukünftigen Kaiserin gehörigen Eunuchen hatten sich dort schon vorher eingefunden. Sobald der Zug an Ort und Stelle angelangt war, wurden die Gewänder den harrenden Frauen gereicht, die sich damit zur Braut begaben, um sie anzukleiden. Die Toilette war in einer halben Stunde gemacht, worauf die Braut, von vier zum Führen und Unterstützen bestimmten Frauen begleitet, aus ihren Gemächern heraustrat und vor der Mittelthür der Residenz auf einem Kissen niederkniete.

Die Braut trug einen Hut — derselbe entspricht wohl unserer Krone — welcher ein wahres Kunstwerk war. Er hatte einen Zobelfellrand; das Kopfstück bestand aus rotem Sammet, in dessen Mitte sich ein aus drei Teilen zusammengesetzter Knopf erhob. An jedem dieser Teile erglänzten drei kleine Perlen von besonderer Schönheit und mehrere gewöhnliche Perlen, während den Mittelpunkt eine kostbar in Gold gefaßte Perle einnahm, über welcher sich ein goldener Phönix erhob. Umkränzt wurde der Knopf von sieben goldenen Phönixen, deren jeder mit mehreren Perlen verziert war. Auf der Hinterseite des Hutes saß ein goldener Fasan, dessen Schweif aus fünf perlenbesetzten goldenen Federn bestand, die ein Gehänge bildeten, in dessen Mitte ein lapis



Kaiserliche Hofdamen.





Haremsdame.



Kaiserlicher Eunuch.



lazuli saß. Der Hut war mit einem Kragen versehen, dessen Außenseite aus Zobelpelz bestand.

Das Brautkostüm war ein seidenes Gewand von dunkelblauer Farbe mit goldgestickten Borden; große Drachen waren überall eingestickt, während auf der Vorderseite, gleichfalls in Gold gestickt, die Worte „Wan Fu" (ewiges Glück) und „Wan Schen" (ewiges Leben) zu lesen waren. Die Colliers und Spangen hatten einen enormen Wert, sie bestanden zumeist aus Perlen, Türkisen, Korallen und Diamanten. Das Taschentuch, welches die Braut im Gürtel trug, war grün und mit Quasten aus gelben Bändern und Juwelen versehen.

Der kaiserlichen Braut, die auf Ersuchen der Heroldinnen vor der mittleren Thüre ihrer bisherigen Residenz niedergekniet war, wurde hierauf von einer eigens dazu abgeordneten Dame der Wortlaut des auf dem Tablett eingravierten Ediktes sowie der des Siegels vorgelesen. Sie erhob sich sodann und zog sich, begleitet von mehreren Hofdamen, in ihre Gemächer zurück. Der Prinz kehrte mit dem Scepter nach dem kaiserlichen Palast zurück und meldete Seiner Majestät die Ausführung des erhaltenen Auftrages.

Spät nachmittags am Hochzeitstage stattete der Kaiser der Kaiserin-Regentin einen Besuch ab, worauf die Einholung der Braut stattfand. Begleitet von Prinzen von Geblüt und hohen Würdenträgern begab sich Seine Majestät nach der Audienzhalle der Regentin, wo er vor der hohen Dame dreimal niederkniete und sich dabei neunmal verbeugte. Worte wurden dabei nicht gewechselt. Nun ging es zurück nach der Tai Ho-Halle, wo der Kaiser auf dem Throne Platz nahm. Zunächst wurde ein Edikt verlesen, welches besagte, daß die Kaiserin-Regentin den Befehl gegeben habe, die zukünftige Kaiserin einzuholen. Seine Majestät begab sich darauf in seinen Palast, und der Zug setzte sich nun nach der Wohnung der Braut in Bewegung. Voran wurde der gelbe kaiserliche Schirm getragen, es folgte der das Scepter überbringende Prinz, sodann kamen zahlreiche Schirm- und Standartenträger und die für die Braut bestimmte „Phönix-Sänfte", von sechzehn Männern getragen und eskortiert von einer Abteilung der Palastgarde.

In der Wohnung der Braut waren inzwischen alle Vorbereitungen für den Empfang getroffen worden. Der Zug wurde vor dem Außenthor von dem Vater und den männlichen Anverwandten der Kaiserin-Braut knieend empfangen und die Sänfte vor dem Eingang zu ihrer Residenz aufgestellt. Nachdem das goldene Tablett und das Siegel in zwei bereit stehende „Drachen-Palanquine" gelegt worden waren, begaben sich die anwesenden verheirateten Prinzessinnen und Gattinnen hoher Würdenträger zur Braut und baten sie, die „Phönix-Sänfte" zu besteigen. Sie trat auch kurze Zeit darauf tief verschleiert aus ihrem Gemache heraus und wurde von ihrer Mutter und ihren weiblichen Anverwandten bis an die Sänfte geleitet. Sobald sie dieselbe bestiegen, setzte sich der Zug in Bewegung; derselbe wurde von einer Musikkapelle eröffnet, die aber nicht spielte; es folgten die Schirm- und Standartenträger, die Palanquine mit

dem Tablett und Siegel und hierauf die „Phönix-Sänfte" mit der Braut. Hinter derselben zogen kaiserliche Kammerherren und berittene Palastgarden.

Unter Glockengeläute ging es nach der Residenz des Kaisers. Dort angelangt, baten die anwesenden verheirateten Prinzessinnen die Braut, die Sänfte zu verlassen. Sie stieg aus und nun führte man sie in den inneren Palast, nachdem man ihr vorher einen Apfel und eine Flasche, die Perlen und Goldstücke enthielt, überreicht hatte. Vor dem Brautzimmer, auf dessen Schwelle ein Sattel, Pfeil und Bogen lagen, erwartete die kaiserliche Braut die Ankunft ihres zukünftigen hohen Gemahls. Sobald derselbe aus dem Brautzimmer herausgetreten war, nahm er Pfeil und Bogen und schoß den Pfeil in den Sattel. Bei dieser Ceremonie hatten sich bereits alle Würdenträger und sonstige männliche Begleiter zurückgezogen. Seine Majestät trat zunächst auf seine Braut zu und schlug ihren Schleier zurück. Zwei Prinzessinnen führten sie nun in die Brautkammer, der Kaiser folgte, und das Brautpaar setzte sich auf das Brautbett — er zur Linken, sie zur Rechten — nieder. Dem Paar wurde zunächst mit Wein, der aus kleinen Porzellantassen getrunken wurde, aufgewartet; man trank ihn mit gegenseitig verschlungenen Armen. Ein aus geheimnisvollen Ingredienzen zubereitetes Gericht, das die „Mehlspeise der Söhne und Enkel" heißt, und eine Suppe, die „Brühe des langen Lebens" genannt, wurde darauf dem Paare aufgetragen, und nachdem es davon gegessen hatte, machten die beiden Prinzessinnen, welche das Kaiserpaar während der ganzen Zeit bedient hatten, das Brautbett zurecht.

Um 3 Uhr Morgens, am 27. Februar, wurde die junge Kaiserin von den beiden Prinzessinnen geweckt. Nachdem diese ihr beim Ankleiden behülflich gewesen waren, kniete das kaiserliche Paar nieder und verrichtete Gebete, in welchen es den Gott des Himmels, der Erde und des Haushaltes anrief. Hierauf besuchte das neuvermählte Paar die Kaiserin-Regentin in ihrem Palaste, wo, nachdem sie sich neunmal vor ihr verbeugt hatten, diese ihr eigenes Scepter dem Kaiser überreichte. Von hier aus begab sich das Kaiserpaar nach seinem Palast, woselbst es von den Nebenfrauen des Kaisers empfangen wurde, die, vor der Kaiserin niederknieend, neunmal den Boden mit der Stirne berührten.

Am 3. März wurde eine Proklamation erlassen, die dem ganzen Reiche die kaiserliche Vermählung bekannt machte.

Die Thronbesteigung des Kaisers.

Die jetzige Dynastie — als Ta Tsin, d. h. „Große Reine" bekannt — ist wohl die populärste unter den fremden Dynastien, welche bislang China beherrscht haben. Kaiser Kuang Hsü, der am 4. März 1889 den Thron bestieg, war der neunte unter ihren Monarchen. Dieselben haben im Durchschnitt dreißig Jahre regiert. Dem Namen nach regierte Kuang Hsü allerdings seit dem 12. Januar

1875. Sein Vorgänger auf dem Throne hinterließ keine Erben. Die Kaiserin-Regentin Tse Hsi und die Kaiserin Tse An (älteste und eigentliche Gemahlin des Kaisers Hien Feng) wählten daher einen Sohn des Prinzen Tschun, der Tsai Tien hieß und ein Vetter des verstorbenen Kaisers war, zum Thronerben. Die vorgenannten Kaiserinnen übernahmen die Regentschaft für Tsai Tien (Kuang Hsü) während seiner Minderjährigkeit. Die Kaiserin Tse An verstarb im Jahre 1881, und seit jener Zeit lagen die Zügel der Regierung bis zum 4. März 1889 ausschließlich in den Händen der Kaiserin-Regentin Tse Hsi, die von jeher, vornehmlich aber in Folge der politischen Vorgänge der jüngsten Zeit, als eine willensstarke und äußerst ehrgeizige Persönlichkeit bekannt ist. Des Kaisers Vater, der am 31. Dezember 1890 starb, war ein höchst ehrgeiziger Mann, dem es auch gelang, in der Regierung des Reiches eine bedeutende Rolle zu spielen, obgleich er nach chinesischem Gesetze in strenger Zurückgezogenheit hätte leben sollen.

Die Ceremonien, die sich bei der Thronbesteigung Kaiser Kuang Hsüs abspielten, erinnern in mancher Hinsicht an die, welche mit der Vermählung verbunden waren. Die Installierung bestand aus folgenden vier Hauptmomenten:

Die Verkündigung der Thronbesteigung an den Himmel, die Erde und die Schatten der kaiserlichen Ahnen.

Ein Huldigungs-Besuch des Kaisers bei der Kaiserin-Regentin.

Die Erteilung einer Audienz des Kaisers an Prinzen von Geblüt und höchste Staatsbeamte behufs Beglückwünschung.

Die Proklamation des Regierungsantrittes.

Die Ceremonien begannen am 2. März, also zwei Tage vor der Thronbesteigung. An diesem Tage wurde je ein hoher Würdenträger abgesandt, um auf dem Altar des Himmels (im Südosten der Chinesenstadt Pekings), auf dem Altare der Erde (im Norden der Mandschu-Stadt), und im Feng Hsien Tien (einem Tempel im Nordosten der „Verbotenen Stadt", woselbst sich die Gedenktafeln der verstorbenen zur Regierung gelangten Kaiser befinden) den bevorstehenden Regierungsantritt des Kaisers zu verkünden.

Mit Tagesanbruch, am 4. März, wurden das Gefolge Seiner Majestät, eine große Anzahl von Fahnen- und Standarten-Träger, sowie mehrere Musikkapellen im Hofe der Tsu Ning-Halle, wo die Kaiserin-Regentin den Thronfolger in Audienz empfangen sollte, aufgestellt. Bald darauf erschienen die Beamten des Großsekretariats und brachten das in einem Juwelenkästchen enthaltene Glückwunschschreiben des jungen Kaisers an seine hohe Adoptivmutter, die Kaiserin-Regentin. Das Autogramm wurde von Eunuchen auf einen gelbgedeckten Tisch in der genannten Halle gelegt. Ein ähnliches Glückwunschschreiben, das von den Prinzen von Geblüt und hohen Staatsbeamten ausging, legte man in einem im Hofraume aufgeschlagenen „Drachenzelte" nieder.

Nachdem sich die Anwesenden dem Range nach aufgestellt hatten, entsandte man eine Deputation an den Kaiser, die ihn ersuchte, sich zur Huldigungs-

Audienz bei der Regentin einzufinden. Seine Majestät erschien kurze Zeit darauf, und nachdem er vor dem Tsu Ning-Hofthore aus seiner Sänfte gestiegen war, ging er zu Fuß bis zu den Stufen der Tsu Ning-Halle. Stehend erwartete er die Ankunft der Kaiserin-Regentin, die auch bald erschien und sich auf den Thron niedersetzte. Der Thronfolger wurde sodann von zwei Prinzen bis vor den Thron geführt, wo er niederkniete und mit seinem Haupte neunmal den Fußboden berührte. Alle im Hofe versammelten Personen knieten zur selben Zeit nieder und verrichteten den „Kotau". Diese Huldigung besteht darin, daß man sich dreimal auf die Kniee wirft und neunmal den Erdboden mit der Stirn berührt. Der Kaiser erhob sich nunmehr und, bis zum Thore geführt, wartete er, bis die Kaiserin-Adoptivmutter sich zurückgezogen hatte. Sobald dies geschehen, bestieg er seine Sänfte und wurde nach dem Palaste zurückgetragen.

Jetzt traf man die Vorbereitungen zur Ceremonie der eigentlichen Thronbesteigung. Hierzu war die Tai Ho-Halle bestimmt. Im Hofe derselben hatte man drei gelbseidene, drachenbestickte Zelte aufgeschlagen. In einem derselben befand sich auf einem gelbgedeckten Tische das sogenannte „umwölkte Kästchen"; dasselbe sollte zur Aufnahme der kaiserlichen Proklamation dienen, während man in den beiden anderen Zelten Weihrauchopfer darzubringen beabsichtigte. Von den Zinnen des Tai Ho-Thores hing ein goldener Phönix herab. Unterhalb desselben war ein Altar errichtet. Am Thore selbst hatten sich die Prinzen, die hohen Würdenträger, eine Abteilung Palastgarden, Fahnenträger rc. aufgestellt.

Kurze Zeit darauf erschien der Kaiser, und als er unter den Klängen der Musik die Tai Ho-Halle erreicht hatte, bestieg er den Thron. Die Prinzen, die mongolischen Fürsten und sämtliche anwesende hohe Civil- und Militärbeamten wurden zunächst Seiner Majestät vom Ober-Hofceremonienmeister vorgestellt. Auf ein gegebenes Zeichen knieten sodann alle nieder, worauf der Ober-Herold den Befehl erteilte, die Denkschrift vorzulesen, welche den Kaiser aufforderte, die Regierung des Staates zu übernehmen. Nach der Ablesung erhob sich seine Majestät vom Throne und begab sich in seinen Palast zurück.

Die Proklamation wurde nunmehr in das „umwölkte Kästchen" gelegt, welches dann auf dem unter der Tai Ho-Halle errichteten Altare seinen Platz fand. Ein Vorleser betrat den bühnenartigen Altar und trug die Verkündigung der kaiserlichen Thronbesteigung in Mandschu und Chinesisch vor. Man wickelte hierauf die Urkunde in ein Stück Pelz und hängte sie an den Schnabel des goldenen Phönix, welcher die Zinnen der Halle schmückte. Doch wurde sie schon nach wenigen Minuten wieder abgenommen und nach dem Palaste des Kaisers getragen, von wo aus das Dokument in tausenden von Exemplaren an die Beamten des Reiches verteilt wurde, damit diese es weiter unter die Landesbevölkerung verbreiteten.

Hiermit endeten die Ceremonien der Thronbesteigung, bei denen es uns Abendländern auffallen muß, daß sie nichts enthalten, was einer Krönung

ähnelt. Die völlige Abwesenheit buddhistischer oder taoistischer Priester ist ebenfalls bemerkenswert.

Am 5. März brachten die Satrapen der verschiedenen Provinzen, Höchstkommandierenden, Prinzen und Würdenträger im allgemeinen dem Kaiser ihre Glückwünsche dar, wobei ein jeder ihm ein mit Jaspis eingelegtes Scepter zum Geschenk machte. Am folgenden Tage bankettierte Seine Majestät mit seinen Ministern, und einige Tage darauf wurde unter dem Vorsitze des Prinzen Tsching (damals Chef des Auswärtigen Amtes) den zur Zeit dort befindlichen fremden Gesandten im Amtsgebäude des Tsungli Yamen ein Festessen gegeben. Unser damaliger Gesandter, Se. Excellenz Herr von Brandt, hielt als Doyen des diplomatischen Corps die Festrede. Bei dieser Gelegenheit wurden den Vertretern der Vertragsmächte Geschenke überreicht, die aus Jaspis-Sceptern usw. bestanden.

Die Eunuchen des Kaisers.

Chinesische Geschichtsschreiber erwähnen die Existenz von Eunuchen am Hofe zu Peking zum erstenmale während der Tschau-Dynastie (1122 bis 255 v. Chr.). Der Einfluß, welchen die Eunuchen seit dieser Zeit am kaiserlichen Hofe ausübten, ist kein geringer gewesen. Sie wurden zu hohen Civil- wie Militär-Stellungen befördert, sind aber stets, wie ein berühmter Schriftsteller der Sung-Dynastie (960 bis 1280 n. Chr.) sich ausdrückte, „als die Pest des Staates betrachtet worden, mehr gefürchtet als Frauen“. Wenn es schon im Palaste ein Amt giebt, zu dessen Obliegenheiten es gehört, das Eunuchencorps im Zügel zu halten und geeignetenfalls zu bestrafen, so war zu manchen Zeiten der Einfluß des Corps doch so groß, daß es gewöhnlichem Rechte Trotz bieten konnte und thatsächlich das Kaiserreich regierte. Mehreremals wurden daher Versuche gemacht, die Eunuchen gänzlich auszurotten, doch ist das bisher nicht gelungen, obgleich ihre Macht gegenwärtig bedeutend geschwächt ist.

Den Statuten des kaiserlichen Haushaltes zu Peking zufolge, sollte ein Kaiser dreitausend Eunuchen haben, um die verschiedenen Dienste des Palastes zu besorgen, doch sind, wie verlautet, zur Zeit kaum zweitausend angestellt. Söhne des Kaisers und Prinzen von Geblüt dürfen je dreißig in ihren Wohnungen verwenden; Töchter eines Kaisers sowie kaiserliche Prinzessinnen, die an hohe Beamte oder mongolisch-tatarische Prinzen verheiratet sind, haben gleichfalls die Berechtigung, dreißig Eunuchen in ihre Dienste zu nehmen. Neffen des Kaisers können zwanzig, Enkel desselben zehn, Söhne von diesen fünf Eunuchen halten. In Wirklichkeit sind alle eben erwähnten Personen gezwungen, wenigstens einige derselben in ihrem Dienste zu beschäftigen.

Die Prinzen von Geblüt, Neffen des Kaisers und Nachkommen der acht Mandschu-Fürsten, welche die jetzige Dynastie mit aufgerichtet haben, müssen

alle fünf Jahre für den Gebrauch des kaiserlichen Palastes je acht junge Eunuchen liefern. Dieselben werden, ehe sie in den Palast eintreten, in ihren Dienst eingeweiht. Ein Prinz erhält für jeden Eunuchen, den er sendet, 300 Taels, um von dieser Summe die Kosten des Ankaufs und der Erziehung zu bestreiten. Dieses System sichert eine beständige Lieferung von geschickten Dienern. Da aber hiermit die notwendige Zahl noch nicht beschafft ist, hat man andere Wege, dem Mangel abzuhelfen.

Das Wort der Eltern ist in China dem Kinde Gesetz, und so zwingen manche Eltern oder Verwandten die Knaben zu diesem Stande, entweder um durch den Verkauf derselben sich Geld zu verschaffen, oder um dieselben fürs Leben versorgt zu sehen. Auch kommt es häufig vor, daß erwachsene Männer, die sich auf andere Weise ihr Brot nicht verdienen können, es vorziehen, anstatt Bettler oder Diebe zu werden, sich in das Eunuchencorps einreihen lassen. Die sichere Aussicht auf gutes Essen und gute Wohnung sowie eine angenehme Versorgung für das Alter lassen das Leben eines Eunuchen eben vielen als ein beneidenswertes und erwünschtes erscheinen. Die meisten Eunuchen sind aus der Provinz Tschili gebürtig, die bei weitem größte Zahl aus einem Platze, der Hotschin heißt und etwa 150 km südlich von Peking liegt.

Die Dienste, welche die Eunuchen für den Palast zu verrichten haben, bestehen im Freien hauptsächlich in Gärtnerarbeit und Wachtdienst; auch sind sie Sänften- und Wasserträger u. dergl. Ihre Beschäftigung im Innern des Palastes ist die eines Kochs und Zimmerdieners. Doch darf man nicht annehmen, daß es neben ihnen keine weiblichen Dienstboten gäbe. Jedes dritte Jahr wird aus den Familien der Bannerleute eine gewisse Anzahl von Mädchen, welche zwischen 14 und 16 Jahre alt sind, ausgewählt, die leichte Arbeiten, wie Sticken, Nähen u. dergl. verrichten; sie werden „Stickerinnen" genannt. Diese Mädchen tragen jedoch sämtlich Männerkleidung; sie verbleiben fünf Jahre im Palaste, worauf sie, nach Empfang einer kleinen Mitgift, zu ihren Familien zurückkehren.

Auch zu religiösen Zwecken wird eine Anzahl von Eunuchen verwendet. Im Palaste befinden sich nämlich in dem Eunuchencorps achtzehn Lama-Priester, deren Aufgabe es ist, für die religiösen Bedürfnisse der Palast-Damen zu sorgen. Diese Priester beziehen ein doppeltes Gehalt, eins als Eunuche und das andere als Priester; deshalb rechnet man diese Stellungen zu den besten im Palaste. — Eine weitere Spezialität ist die der Schauspieler. Damit die Mitglieder des Harems dem Vergnügen von Theatervorstellungen nachgehen können, hält man ein dramatisches Corps, das etwa dreihundert Personen stark ist, sämtlich Eunuchen, die unter der Aufsicht eines Obereunuchen stehen. Ihre einzige Amtspflicht ist, Vorstellungen in einem Theater zu geben, welches in einem der Paläste sich befindet. Das Gehalt dieser Schauspieler ist dasselbe wie das der übrigen Eunuchen, doch beschenkt das kaiserliche Paar sie mitunter, wenn sie besonders gut gespielt haben.

Um das ganze Eunuchencorps besser beaufsichtigen zu können, ist dasselbe

in 48 Abteilungen eingeteilt, deren jede ihre besondere Funktion hat. Jeder Abteilung steht ein Intendant vor, der gewöhnlich den sechsten Beamtengrad besitzt. Die Gesamtheit der 48 Abteilungen überwacht wiederum ein General-Intendant; er ist ein Beamter der dritten Rangstufe.

Falls ein Mitglied des Corps, sei es aus Abneigung gegen seinen Dienst oder wegen schlechter Behandlung aus dem Palaste entlaufen sollte, so wird der Fall sofort einer besonderen Polizeiabteilung, die nicht aus Eunuchen besteht, dieselben aber alle kennt, gemeldet, damit der Deserteur eingefangen werde. Man stellt ihn vor ein Gericht, dem insbesondere die Bestrafung von Eunuchen obliegt. Dasselbe erkennt dann, je nach der Natur des Vergehens, eine Strafe zu. Desertion im ersten Falle wird meistens mit zwei Monaten Gefängnis bestraft; nach Abbüßung der Strafe kehrt der Delinquent zu seiner Arbeit im Palaste zurück. Im Rückfalle muß er zwei Monate lang den „Kang", einen großen Holzkragen, tragen; sollte er zum drittenmale zu entweichen versuchen, so wird er für dreißig Monate in die Verbannung nach der Mandschurei geschickt, hernach aber wiederum in den Palast zurückgesandt. Eine gleiche Strafe erwartet den Eunuchen, der Diebstahl begeht. Kleinere Vergehen, wie Faulheit, Vernachlässigung des Dienstes u. dergl. werden mit Stockprügeln bestraft.

Man entläßt Palast-Eunuchen nur selten, ausgenommen, sie sind unverbesserlich. Aus dem Palaste einmal verjagt, dürfen sie nicht wieder von Jemandem als Diener verwendet werden, und da sie zu nichts anderem fähig sind, so werden sie Bettler oder sterben Hungers. Entläßt ein Prinz jedoch einen Eunuchen, so kann derselbe in der Familie eines anderen Prinzen Beschäftigung finden.

Das Gehalt eines gewöhnlichen Eunuchen schwankt meistens zwischen drei und fünf Taels per Monat; doch kann es bis zu fünfzehn Taels (ca. 45 Mark) steigen. Natürlich halten die Eunuchen sich von dem gemeinschaftlichen Fehler der Chinesen, von der Erpressungssucht, nicht frei. Viele erwerben sich bedeutende Summen dadurch, daß sie versprechen, ihren Einfluß zu Gunsten der Audienzsuchenden geltend zu machen, oder daß sie ihnen die Wartezeit angenehm vertreiben, indem sie dieselben mit Thee, Pfeifen u. dergl. versorgen. Alle Eunuchen erhalten außer ihrem Gehalte monatlich eine gewisse Menge Reis.

Jeder Hof in den kaiserlichen Palästen hat seine Kolonie von Eunuchen, die in kleinen Häusern zu den Seiten des Hauptgebäudes wohnen, sodaß der Herr sie zu jeder Zeit herbeirufen lassen kann. Die Thore der Paläste werden bei Anbruch der Nacht geschlossen und kurz nach Mitternacht wieder geöffnet, um solche Beamte hereinzulassen, die den Kaiser in Amtsgeschäften sehen wollen.

Die Eunuchen kleiden sich ausnahmslos in dunkelfarbige Kleider, welche gewöhnlich aus einer langen grauen oder blauen Robe und einem kürzeren dunkelbraunen Überwurf bestehen. Sie tragen stets einen Beamtenhut und Beamtenstiefel. Man kann die Eunuchen leicht an ihrem Gange erkennen, und wenn schon viele unter den Jüngern oft hübsche Erscheinungen sind, so werden

sie doch, erwachsen, bald recht häßlich: sie ähneln mitunter alten Frauen. Sie altern überhaupt sehr schnell. In ihrem Benehmen gleichen sie oft Kindern: über die geringste Kleinigkeit brechen sie in Thränen aus, geraten in Ärger über Sachen, von denen ein anderer Mensch gar keine Notiz nehmen würde, beruhigen sich aber ebenso schnell wieder.

Die Mehrzahl der Eunuchen ist dem Opiumrauchen ergeben. Damit sie dieser Gewohnheit nachgehen können, sind innerhalb des Weichbildes der Paläste mehrere Opiumhäuser eingerichtet. Alle Eunuchen sind außerdem leidenschaftliche Spieler. Im ganzen sind sie ehrlich, und Diebereien kommen verhältnismäßig selten vor. Ein lobenswerter Charakterzug ist ferner ihre Freigebigkeit; sie teilen häufig Almosen an Hülfsbedürftige aus. Auch ist die Ansicht unbegründet, daß sie ein melancholisches Temperament hätten oder gar viel mit Selbstmordgedanken umgingen; im Gegenteil, sie lieben Fröhlichkeit und Vergnügungen. Für Kinder zeigen sie namentlich eine große Vorliebe, auch für kleine Hunde; fast jeder Eunuch hält einen solchen. Wie die Priester Chinas werden sie, wenn sie sterben, nicht mit ihren nächsten Angehörigen an einem Platze beerdigt.

Kaiserliche Begräbnisse.

In den Schaugeprängen, die alle wichtigen Ereignisse des öffentlichen und privaten Lebens begleiten, tritt der stereotype Charakter des chinesischen Volkes wohl am meisten hervor. Gleichviel ob der Vorfall eine Hochzeit, ein Begräbnis, eine offizielle Prozession oder sonstige Staatsceremonie ist, — alle charakterisiert ein gleicher Zug, der dem Ausländer zuerst nicht wenig auffällt, nämlich das eigentümliche Gemisch von Pomp und Unsauberkeit. Da reiten Mandarine in den prächtigsten Staatsgewändern auf zottigen Kleppern, deren Fell noch nie die Wohlthat eines Kammes, einer Bürste oder einer Scheere gekannt hat, während das Sattelzeug und die Schabraken aus dem billigsten Material verfertigt sind. An eine feste Ordnung des Zuges ist nicht zu denken; jeder hat sein beliebiges Marschtempo, dieser läuft, der andere schleicht langsam einher; große Lücken im Zuge sind daher nicht selten. Es werden bei solchen Gelegenheiten bedeutende Summen verschwendet, indeß ist oft, so auch namentlich bei den kaiserlichen Begräbnissen, dem Volke der Anblick der Prozession nicht vergönnt. Man trifft die sorgfältigsten Vorbereitungen, um kein ungeweihtes Auge den schweren Katafalk erblicken zu lassen, der die irdischen Überreste des verstorbenen Kaisers enthält. Auch im Tode soll das erhabene Geheimnis die hohe Persönlichkeit vor der Volksmasse verschleiert halten.

Das letzte kaiserliche Begräbnis, welches die Geschichte Chinas zu verzeichnen hat, war das der Kaiserin Tse An. Sie starb, wie bereits erwähnt, im Jahre 1881. Ihre irdischen Überreste wurden im Oktober desselben Jahres





Steinfiguren eines Militär- u. Civil-Mandarinen an der Strasse zu den Kaisergräbern nördlich von Peking.



von dem Kuan Teh Tien, einer Art von kaiserlichem Leichentempel, der nördlich vom Kaiserpalast am sogenannten „Kohlenhügel" liegt, zur Beerdigung nach den kaiserlichen Mausoleen überführt. Die verstorbene Kaiserin war die zweite Gemahlin Kaiser Hien Fengs; seine erste Frau war gestorben, ehe er den Thron bestiegen hatte.

Zwei Wochen vor der Bestattung wurde damit begonnen, die große Straße, welche nach den Mausoleen führt, in Ordnung zu bringen, indem man Löcher ausfüllte und Unregelmäßigkeiten ebnete. Alle Buden, welche Höker u. dgl. an diesem Wege aufgeschlagen hatten, wurden abgerissen, da die Straße von dem Tage an, an welchem der kaiserliche Leichenzug Peking verläßt, für allen Privatverkehr abgeschlossen ist. Wie erwähnt, darf niemand außer denjenigen Personen, die offiziell an der Ceremonie Teil zu nehmen haben, sich erkühnen, den Leichenzug anzusehen. Die Straßen Pekings und der umliegenden Ortschaften, welche der Zug passiert, sind daher menschenleer; Thüren und Fenster müssen dicht verbarrikadiert sein, jede Mündung einer Gasse in die Hauptstraße wird mittels Vorhänge abgesperrt und von Soldaten scharf bewacht.

Die Unkosten, welche eine kaiserliche Bestattung verursacht, sind ganz enorm und die Vorbereitungen, die man treffen muß, äußerst umfangreich. Tausende von Personen haben bei dieser ganzen feierlichen Handlung irgendwie in Thätigkeit zu treten. Der Transport der kaiserlichen Verwandten, der hohen Würdenträger und der zahlreichen Bagage nimmt eine große Menge von Fuhrwerken und Packtieren in Anspruch. Wegen des erforderlichen Aufwandes ereignet es sich auch mitunter, daß kaiserliche Leichen jahrelang in dem bereits erwähnten Leichentempel zu Peking stehen bleiben, ehe sie nach den Mausoleen geschafft werden.

Der Katafalk wird getragen. Die langen Hebebäume, an denen die schwere Totenlade hängt, sind bei gewöhnlichen Begräbnissen zumeist rot bemalt; bei kaiserlichen Bestattungen haben sie eine gelbe Farbe und werden mittels gelber Taue zusammen gehalten. Um sich nun davon zu überzeugen, ob die Träger hinreichende Übung im Tragen des Katafalks haben, müssen sich einige Beamte in die Totenlade setzen, die einer großen Kiste mit gewölbtem Deckel nicht unähnlich ist. Jeder derselben hält in seiner Hand ein mit Wasser gefülltes Näpfchen. So lange es den Trägern nicht gelingt, mit der Lade hin und her zu laufen, ohne das Wasser zu verschütten, sind sie auch für das Tragen der kaiserlichen Leiche nicht hinreichend vorbereitet.

Der Sarg mit der sterblichen Hülle der Kaiserin des „östlichen Palastes", Tse An, wurde also mit Tagesanbruch von 128 Personen aus dem Leichentempel getragen. Den Leichenzug eröffnete eine Anzahl zweirädriger Bagagewagen, teils durch Pferde, teils durch Ochsen und Esel gezogen, alle in der bewunderungswürdigsten Unordnung. Hin und wieder sah man Reiter in langen, fliegenden, roten Gewändern und mit gelbbequasteter Kopfbedeckung dahinsprengen: es waren Krieger der Leibgarde; sie ritten auf recht armseligen

Gäulen. Einige hundert Schritte hinter dem letzten der Gepäckwagen marschierte oder richtiger gesagt, schlenderte eine Abteilung mandschuischer Bogenschützen, von denen einige blaue, andere purpurrote und noch andere graue Waffenröcke trugen. Hierauf folgten eine Abteilung von Leibgardisten, ebenfalls in größter Unordnung und hinter ihnen zahlreiche Beamte aller Grade in prächtigen Staatsgewändern, aber auf kläglichen Pferden. An diese reihten sich große Abteilungen von Reserve-Bahrträgern, um die ermüdeten abzulösen, sämtlich in scharlachrote Gewänder gekleidet. Das hierauf folgende Musikcorps trug seine Instrumente nur als Zeichen seines Amtes. Nach einer weiteren Lücke in der Prozession folgten drei kaiserliche Wagen mit gelbgemalten Rädern und gelbseidenen Verschlägen, gezogen von rotgeschirrten Schimmeln.

Hieran schlossen sich unmittelbar etwa einhundert Schimmel, teils an gelben, teils an roten Zügeln von Männern geführt, die auf ihrem Rücken kreuzweise Speere trugen. Diesen folgten drei mit gelber Seide überzogene kaiserliche Sänften, die von sechzehn scharlachrot gekleideten Männern getragen wurden. In einer derselben saß die Kaiserin-Regentin, die in Gemeinschaft mit der Verstorbenen die Geschicke Chinas seit etwa zwei Jahrzehnten gelenkt hatte. Dann kam eine Abteilung von Reitern, welche die zur Begräbnis-Ceremonie erforderlichen Gegenstände trugen; einige hatten große, verschiedenfarbige Fächer, andere schwenkten buntfarbige, dreieckige, drachenbestickte Flaggen. An diese reihten sich zwei sänftenähnliche Tragstühle, welche die kaiserlichen Abzeichen der verstorbenen Mitregentin enthielten. Hinter ihnen ritt ein glänzender Stab von Prinzen, die in gelbseidene Gewänder gekleidet waren. Endlich kamen allerlei hohe Würdenträger zu Rosse, sowie eine Abteilung von Soldaten.

An Letztere schloß sich nun der schwere Katafalk, vor dem eine Anzahl von Würdenträgern einherschritt. Die Totenbahre wurde in einer Art Schnellschritt getragen; sie war ganz mit gelbem Seidenzeug überzogen, auf welchem sich schlängelnde Drachen in Goldstickerei abhoben. Das Dach des Katafalks ähnelte dem eines chinesischen Tempels; von den gebogenen Dachenden hingen gelbseidene Quasten herunter, während in der Mitte des Deckels eine goldene Kugel prangte in einem gleichfalls goldenen Gestell, das Feuerzungen vorstellen sollte. Der Katafalk wurde, wie schon bemerkt, von 128 Personen getragen, die in reich gestickte, scharlachrote Seidengewänder gekleidet waren; ihre Kopfbedeckung bestand aus einem schwarzen Hute, den eine gelbe Feder als Büschel zierte. Sie marschierten sehr gleichförmig unter der Leitung eines Beamten, der mit zwei hölzernen Stöcken den Takt schlug. Hinter dem Sarge folgten berittene Würdenträger, den Nachtrab bildeten zahllose Sänften, Fuhrwerke und ein ungeheures Gefolge.

Nach dreitägiger Reise langte der Zug in der Nähe der kaiserlichen Mausoleen an. Hier nahmen sämtliche Prinzen und hohen Würdenträger zunächst an einem Totenmahle Teil, bei dem zahlreiche Trankopfer vergossen wurden. Der Sarg wurde darauf aus dem Katafalk herausgenommen und auf

eine Bahre gesetzt. Dieselbe wird „Drachenbahre" genannt, weil sie die Form eines Drachens hat; der Sarg ruht auf dem Rücken des Tieres. Vor dem Eingang zur Gruft war eine Vorrichtung angebracht, auf welcher der Sarg in die Tiefe des Mausoleums hinabgesenkt werden konnte. Auf diese Vorrichtung wurde die Bahre gestellt, welche, sanft hinabgleitend, im Dunkel verschwand. Der Eingang wurde mittels einer schweren, massiven und sich selbst von innen verriegelnden Steinthüre geschlossen.

Nach dem Versenken des Sarges brachte man Opfer dar. Der Katafalk sowie die Hebebäume wurden verbrannt. Am folgenden Tage, d. h. am fünften, nachdem der Zug Peking verlassen hatte, brach man auf und langte zwei Tage später wieder in der Reichshauptstadt an.

Die kaiserlichen Mausoleen.

In einem so alten Kulturlande wie China, welches nach einander von mehr als dreißig Dynastien beherrscht worden ist, muß es eine große Anzahl von Gräbern geben, welche die irdischen Überreste derer enthalten, welche einst den Titel „Huang Ti" geführt haben. Und so finden wir denn auch heutigen Tags noch in den verschiedenen Teilen des Reiches viele Grabstätten dieser „Söhne des Himmels", von denen manche schon vor dem Jahre 2000 v. Chr., ja noch höher hinauf, regiert haben sollen. Die Mehrzahl der Kaiser begrub man in der Nähe der Hauptstadt, und, wenn immer angänglich, in einem Thale, welches nach Süden zu offen war.

Der älteste Begräbnisort für chinesische Kaiser befindet sich wohl in der Nähe des Grabes des Confucius in der Provinz Schantung; dort soll der Kaiser Schau Hau, welcher der Überlieferung zufolge um das Jahr 2600 v. Chr. den Thron bestieg, zur letzten Ruhe gelegt sein. Der Erdhügel, der das Grab überwölbt, ist ungefähr 20 Fuß hoch und hat 100 Fuß im Umfange. Vor demselben steht eine Kalkstein-Pyramide; auf der Südseite ist eine mehrere hundert Fuß lange Allee angelegt. Eine größere Zahl von kaiserlichen Mausoleen finden wir in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt von Schensi, Singan Fu. Daselbst sehen wir die Gräber von drei Kaisern aus der Tschau-Dynastie (1122 bis 255 v. Chr.), von fünf Kaisern aus der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.), einer gleichen Anzahl aus der Tang-Dynastie (618 bis 907 n. Chr.) usw. Zwölf kaiserliche Begräbnisstätten liegen in der Umgegend von Loyang, in der Provinz Honan. In Nanking befinden sich die Gräber von elf Kaisern der Tsin-Dynastie (265 bis 419 n. Chr.); außerdem sind dort beerdigt der erste Kaiser der Wu-Dynastie und der Gründer der Ming-Dynastie, Kaiser Hung Wu (starb 1398 n. Chr.).

Die Mausoleen der gegenwärtigen Tsin-Dynastie befinden sich in einer im Norden Pekings gelegenen Hügelkette; sie nehmen zwei abgesonderte Landstriche ein, die von der Hauptstadt aus in etwa drei Tagereisen erreicht werden können. Aufeinander folgende Kaiser und deren Gattinnen sollten nach dem ursprünglich festgesetzten System abwechselnd an dem einen oder dem anderen dieser Begräbnisplätze beigesetzt werden; da aber die passendsten Stellen zur Zeit fast alle besetzt sind, so haben die Beisetzungen in neuerer Zeit (seit dem Jahre 1850) nur in den östlichen Mausoleen stattgefunden. In den westlichen Mausoleen befinden sich fünf Gräber, in den östlichen zehn. Das älteste Mausoleum ist das der Gemahlin des Kaisers Tai Tsung (1627—1643), das jüngste das der im Jahre 1881 verstorbenen Kaiserin-Regentin Tse An. Von den fünfzehn Mausoleen enthalten acht die irdischen Überreste der Kaiser der regierenden Dynastie, vier diejenigen von Kaiserinnen und eins die des ältesten Sohnes des Kaisers Kien Lung. Das Mausoleum, welches die Gebeine der noch lebenden Kaiserin-Witwe aufnehmen soll, ist ebenfalls seit mehreren Jahren fertig gestellt. Der Bau soll 2 Millionen Mark gekostet haben und führt den euphemistischen Namen „das frohe Land für eine Myriade von Jahren“.

Obgleich über die Größe und die Ausschmückung eines kaiserlichen Grabes nichts Bestimmtes vorgeschrieben ist — diese Angelegenheit wird der kindlichen Ehrfurcht des nachfolgenden Herrschers überlassen — so ähneln sich die Mausoleen der jetzigen Dynastie im großen und ganzen doch sehr. Was ein jedes Grab charakterisiert, ist eine Straße mit kolossalen Steinfiguren zu jeder Seite. Die imposanteste im Stil und auch die am besten erhaltene Begräbnisstätte ist die des Kaisers Yung Loh, eines bedeutenden Regenten der Ming-Dynastie, der im Jahre 1424 n. Chr. starb. An den Seiten der zu diesem Grabe führenden, ungefähr 2 km langen Straße sind 32 Figuren aufgestellt, von denen zwanzig Tiere und zwölf Männer vorstellen. Diese Steinfiguren stehen in Paaren sich gegenüber, mit der Vorderseite nach der Straße zu. Zuerst kommt ein Paar liegende Löwen, dann ein Paar stehende Löwen, hierauf zwei ruhende und danach zwei stehende Kamele; sodann folgen Elephanten, die 13 Fuß hoch, 7 Fuß breit und 14 Fuß lang sind. Außerdem sind Pferde, Esel und Einhörner in derselben Weise gruppiert.

Jede Figur ist ein Monolith. Es sind ziemlich rohe Erzeugnisse der Bildhauerkunst. Nach den Tierfiguren kommen die der Männer; sie stellen Civil- und Militärbeamte vor. Die Militär-Statuen tragen sämtlich Panzerhemden, die bis zu den Knieen reichen. Eine runde, auf der Rückseite bis auf die Schultern hinabreichende Mütze bedeckt den Kopf; in der linken Hand halten sie ein Schwert, in der Rechten einen Stab. Die Civilbeamten tragen ein Gewand mit langen Ärmeln, welches durch einen Gürtel, dessen Enden bis zur Erde fallen, zusammengehalten wird. Auf der Brust sehen wir den jeden Mandarin abzeichnenden viereckigen Einsatz.

Die Straße, welche zu dem Mausoleum Schun Tschis, des ersten Kaisers der gegenwärtigen Dynastie führt, ist der vorerwähnten sehr ähnlich. Die Steinfiguren stellen sechs Paar Mandarine und zwölf liegende, bezw. stehende Tiere dar. Außerdem befinden sich an dem Wege zwei etwa 12 Fuß hohe Obelisken. Es scheinen keine allgemeingültige Bestimmungen über die Art der Ausschmückung dieser sogenannten „Geisterwege", die zu den Mausoleen führen, zu bestehen, da bei manchen Grabstätten, z. B. bei der des Kaisers Tao Kuang, solche Figuren (im angeführten Falle allerdings nach des Verstorbenen eigenem Wunsche) ganz fehlen. Seinen beiden Nachfolgern Hien Feng und Tung Tschi (letzterer im Jahre 1875 verstorben) wurden die üblichen Steinfiguren wiederum errichtet.

Das Material für diese riesengroßen Steinbildnisse (Kalkstein) wird von Steinbrüchen, die ungefähr 100 km von der Reichshauptstadt entfernt sind, zum Begräbnisorte geschafft, woselbst es behauen wird. Manche dieser kolossalen Felsblöcke müssen über sechs Tonnen gewogen haben. Interessant ist die Methode, wie man dieselben nach ihrem Bestimmungsorte hinschafft. Die Blöcke werden so gebrochen, daß sie, wenn sie vom Mutterfelsen sich trennen, auf zwei Hebebäumen ruhen, die darauf so weit erhöht werden, daß man ein Paar aus soliden runden Holzblöcken gefertigte Räder darunter schieben kann, die man dann mittels Achsen miteinander verbindet. Von den Letzteren gehen eine große Anzahl starker Seile aus, an die mitunter 150 Pferde oder Maulesel gespannt werden. Eigene Wege sind zu bahnen, um diese viereckigen Monolithe nach ihrem Bestimmungsorte zu transportieren.

Übrigens sind diese Steinfiguren, die das Gefolge des Verstorbenen während seiner Lebenszeit vorstellen sollen, nicht das alleinige Vorrecht der Kaiser oder ihrer nächsten Verwandten; auch die Grabstätten von hohen Staatsbeamten oder von berühmten Generalen werden nicht selten mit denselben ausgeschmückt.

Die Mausoleen sind aus behauenen Felsblöcken ungemein stark gebaut. Nachdem der Sarg beigesetzt ist, wird die aus Granitsteinen hergestellte Thür für „ewige Zeiten" geschlossen und vermauert. Die Gruft bedeckt ein hoher Erdhügel, der in der Regel mit Pinien und Cypressen bewachsen ist. Diese Sitte, welche übrigens in China allgemein verbreitet ist, soll ihren Ursprung in dem Volksglauben haben, daß die Bäume die Verstorbenen gegen die Anfälle von Kobolden und ähnlichen dämonischen Ungeheuern, welche die irdischen Überreste der Verstorbenen zu zerstören suchen, beschützen. Aus demselben Grunde werden auch aus Stein gehauene Tiger in der unmittelbaren Nähe der Gräber aufgestellt.

Es ist die Pflicht eines jeden Kaisers, von Zeit zu Zeit Wallfahrten nach den Gräbern seiner hohen Vorfahren zu unternehmen. Die dazu nötigen Vorbereitungen sind äußerst umfassend und verschlingen Hunderttausende von Taels. Auch der unglückliche Kaiser Kuang Hsü ließ es sich bald nach seinem Regierungsantritt angelegen sein, nach den Kaisergräbern eine Wallfahrt zu unternehmen. Er brach

am 4. April 1890 in Gemeinschaft mit der Kaiserin-Witwe, der Kaiserin, mehreren Nebenfrauen und einem großen Gefolge von Peking auf und langte drei Tage später bei den Mausoleen an. Zwischen der Hauptstadt und den Kaisergräbern befinden sich drei Paläste, die für den Sondergebrauch Seiner Majestät erbaut sind und unterhalten werden. Der Kaiser und sein Hofstaat quartierten sich in einem in der Nähe der Mausoleen befindlichen Lama-Tempel ein. Am Tage nach der Ankunft wurden die Gräber besucht und den Ahnen Opfer dargebracht. Auch führte das kaiserliche Paar die Ceremonie der Wiederherstellung der Ahnengräber aus. Dieselbe bestand im wesentlichen darin, daß auf jeden Grabhügel eine Handvoll Erde gestreut wurde. Nach zweitägigem Aufenthalte trat der kaiserliche Zug die Rückreise nach Peking an.

Kaiserliche Audienzen.

Im Jahre 1873 sind die in Peking anwesenden Vertreter der Vertragsmächte zum ersten Male von dem damaligen Kaiser Tung Tschi behufs Übergabe ihrer Beglaubigungsschreiben empfangen worden. Die Audienz war auf Verlangen der Gesandten erfolgt, welche den Regierungsantritt des jungen Kaisers benutzt hatten, um ihren Wunsch, vom Kaiser empfangen zu werden, zur Sprache zu bringen. Nach längeren Verhandlungen kam die Audienz zu stande. Zuerst wurde der japanische Botschafter allein empfangen. Nach ihm wurden die Gesandten Rußlands, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Großbritanniens und Frankreichs, sowie der diplomatische Agent der Niederlande vorgelassen. Schließlich hatte der französische Gesandte noch einmal allein Audienz zum Zweck der Übergabe eines Schreibens vom Präsidenten Thiers, worin auf die Entschuldigung der chinesischen Regierung wegen der in Tientsin im Jahre 1870 vorgefallenen Ereignisse — die brutale Ermordung einer Anzahl von Missionaren und Nonnen sowie anderer französischer Unterthanen — geantwortet war.

Obgleich das Tsungli Yamen (Auswärtiges Amt zu Peking) sich auf das Entschiedenste gegen jeden Einzelempfang fremder Vertreter ausgesprochen hatte, empfing der Kaiser doch im Laufe des Jahres 1874 vier Repräsentanten in Sonder-Audienzen. Leider machte der im Jahre 1875 erfolgte Tod des Kaisers Tung Tschi allen Hoffnungen und Erwartungen, die an diese Thatsachen geknüpft worden waren, ein Ende, und die fremden Vertreter und Regierungen einigten sich dahin, daß der Minderjährigkeit des neuen Kaisers halber die Audienzfrage vorläufig vertagt werden müsse. Denn obschon die Regentschaft von zwei Kaiserinnen ausgeübt wurde, so waren dieselben doch nach chinesischer Etikette für Niemanden sichtbar, und wenn sie auch die Berichte und Vorträge der Staatsminister und hohen Würdenträger entgegennahmen und Audienzen erteilten, so geschah dies stets hinter einem Vorhange.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo der junge Kaiser die Regierung selbst übernehmen mußte, und die Audienzfrage wurde dadurch wieder in den Vordergrund gerückt. Alle am Hofe zu Peking beglaubigten Gesandten waren der Meinung, daß es im Hinblick auf die Ergebnisse der Verhandlungen von 1873 vorteilhafter sein würde, der chinesischen Regierung die Initiative in der Angelegenheit zu lassen.

Ein im Dezember 1890 veröffentlichtes kaiserliches Edikt ordnete also an, daß die Vertreter der Fremdmächte während des ersten chinesischen Monats vom Kaiser in Audienz zu empfangen seien. Das Tsungli Yamen, dem die Anordnung des Empfanges oblag, begann damit, die 1873 vereinbarten Bestimmungen auch für die Audienz von 1891 als maßgebend hinzustellen. Bei den damit verbundenen Verhandlungen bot die Frage des Platzes, an welchem die Audienz statthaben sollte, besondere Schwierigkeiten. Das Se Kuang Ko, die „Halle des purpurnen Glanzes“ hatte, wahrscheinlich mit Unrecht, seit den früheren Audienzen einen schlechten Namen bekommen. Andererseits schien es bei der Auffassung der chinesischen Staatsmänner schwer, wenn nicht unmöglich, schon jetzt die Erteilung der Audienz in den Gemächern des eigentlichen Palastes durchzusetzen. Die Schwierigkeit wurde fürs erste gehoben, als die fremden Vertreter sich für diesmal mit der Se Kuang Ko, welche bereits durch den Kaiser bezeichnet war, einverstanden erklärten, und das Tsungli Yamen dafür versprach, daß in Zukunft eine andere geeignete Lokalität beschafft werden solle.

Am 5. März fand die Audienz der Gesandten bei dem Kaiser Kuang Hsü statt. Etwa eine Stunde vor dem festgesetzten Zeitpunkte fanden sich die Gesandten mit ihren Begleitern einzeln am Fu Hoa-Thore des Palastes ein, wo sie ihre Tragstühle verließen. Sie wurden von den Ministern und Sekretären des Tsungli Yamen empfangen, die sie nach dem Seitengebäude eines innerhalb der kaiserlichen Gärten gelegenen Tempels geleiteten, wo ein Imbiß für sie serviert war.

Bald nach 11½ Uhr begaben sich die Mitglieder des diplomatischen Corps unter Führung mehrerer Minister des Auswärtigen nach der Ostseite der Halle, wo einige Zelte für sie aufgeschlagen waren. Punkt 12 Uhr erschienen andere Würdenträger, um den ältesten der anwesenden Gesandten, den Vertreter des Deutschen Reiches, Se. Excellenz Herrn von Brandt, zur Audienz zu geleiten. Ihm folgten nach dem Datum ihres Eintreffens in Peking die Gesandten der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Japans, Italiens und der Niederlande, jeder von seinem eigenen Dolmetscher begleitet. Da alle diese Audienzen in derselben Weise verliefen, wird es genügen, eine derselben zu schildern.

Von der Se Kuang Ko erstreckt sich nach Süden ein großer aus weißem Marmor aufgeführter Altan, den der Gesandte auf einer Seitentreppe bestieg. Palastgarden bildeten Spalier. Eine kurze Wendung nach rechts und wenige Schritte brachten den Gesandten an den neben der Mittelthür (die nur für den Kaiser bestimmt ist) gelegenen Eingang, durch welchen er, von seinem Dolmetscher

begleitet, eintrat, um sich gleich darauf dem Kaiser gegenüber zu finden, der mit untergeschlagenen Beinen auf einer zwei bis drei Fuß hohen Estrade hinter einem mit gelbseidener Decke behängten Tische auf einem Sitze mit vergoldeter Rückenlehne saß.

Neben dem Kaiser stand Prinz Tsching, der Präsident des Tsungli Yamen, etwas weiter nach vorn Prinz Ko und Po. Links neben dem Kaiser befand sich in einem Holzständer ein aufrecht gestelltes blankes Schwert, rechts ein Tisch mit dem gewöhnlichen Räucherapparat, Räucherbecken, Weihrauchbüchse und Becher. Vor der Estrade sah man sechs Räuchergefäße aus Kien Lung-Cloisonné. Hinter dem Stuhle des Kaisers stand ein großer marmorner Wandschirm, auf dem eine Aufzählung aller Kriegszüge der jetzigen Dynastie eingraviert war. Den Raum von der Estrade bis in die Nähe der Seitenthüren füllten Leibgardisten, mit Schwertern, teilweise auch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Kaiser wie alle Anwesenden trugen dunkelblaue mit weißem Pelz gefütterte Gewänder und die gewönlichen Winterhüte; auf den Gewändern des Kaisers und der Prinzen waren an fünf Stellen Drachen eingewirkt. Alle übrigen Anwesenden hatten die gewöhnlichen Rangabzeichen auf Brust und Rücken.

Mit den gebräuchlichen drei Verbeugungen trat der Gesandte bis zwischen die sogenannten Drachensäulen vor, die gerade 6 Fuß vor der Estrade stehen, sodaß er sich 12 Fuß vom Kaiser entfernt befand. Prinz Tsching kniete darauf nieder und nannte dem Kaiser den Namen des betreffenden Gesandten. Nachdem der Prinz sich erhoben, las der Gesandte seine Ansprache vor, die sofort von dem Dolmetscher ins Chinesische übertragen wurde. Dann trat der Gesandte bis an die unterste Stufe der mittleren der drei von der Estrade nach vorn herabführenden Treppen, so daß er sich nunmehr nur noch 8 Fuß vom Kaiser entfernt befand. Prinz Tsching kam eine der Seitentreppen herab, empfing aus den Händen des Gesandten das Beglaubigungsschreiben, bestieg wieder die Estrade und legte das Schreiben mit einer tiefen Verbeugung auf den Tisch vor dem Kaiser nieder, der den Empfang desselben mit einer Verneigung bestätigte; dann trat der Prinz wieder neben den Kaiser, kniete nieder und nahm dessen Antwort auf die Ansprache des Gesandten entgegen. Nachdem der Kaiser geendigt, erhob sich Prinz Tsching, kam von der Estrade herab, um dem Gesandten durch den Dolmetscher Satz für Satz die kaiserliche Antwort mitzuteilen. Nach Empfangnahme derselben verließ der Gesandte unter Verbeugungen die Audienzhalle.

Bei dem allgemeinen Empfange traten die fremden Diplomaten gesandtschaftsweise, jeder Missions-Chef von seinen Legations-Sekretären, Militär-, Marine- und diplomatischen Attachés und Dolmetschern gefolgt, in die Halle. Nachdem sie in drei Reihen, die vorderste an den Drachensäulen, Aufstellung genommen hatten, trat der Doyen des diplomatischen Corps etwas vor und hielt an den Kaiser eine Ansprache, die von dem neben ihm stehenden ältesten Dolmetscher sofort ins Chinesische übertragen wurde.

Die Kaiserlich deutschen Gesandten in Peking.



Freiherr Schenck zu Schweinsberg.
1893–1896.



Baron von Heyking.
1896—1899.



M. von Brandt.
1875—1893.



Freiherr von Ketteler.
1899—1900 † 16. Juni 1900.



Dr. Mumm von Schwarzenstein
1900.



Wir geben in Nachstehendem die Ansprache wieder, welche von dem Gesandten des Deutschen Reichs, Herrn von Brandt, als Doyen bei dem allgemeinen Empfang des diplomatischen Corps an den chinesischen Kaiser gerichtet worden ist, und die Antwort, welche der letztere auf dieselbe erteilte. Die Ansprache ist aus dem Englischen, die Antwort aus dem Chinesischen übersetzt:

„Sire! Die Mitglieder des diplomatischen Corps in Peking haben heute zum erstenmale die Gelegenheit und die Ehre in Person Euerer Majestät ihre ehrfurchtvollsten Wünsche darbringen zu können. Sie thun dies in der Überzeugung, daß die von Euerer Majestät eingeschlagene Politik in hohem Maße zur Vermehrung und Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen beitragen werde, welche in so glücklicher Weise bereits jetzt zwischen China und den Vertragsmächten bestehen. Daß dies der Fall sein möge, ist der sehnlichste Wunsch aller hier Anwesenden, und während dieselben Euerer Majestät ihre aufrichtigsten und ehrfurchtvollsten Glückwünsche für das soeben begonnene neue Jahr auszusprechen die Ehre haben, bitten sie ihrer Hoffnung und ihrer Überzeugung Ausdruck geben zu dürfen, daß unter der erlauchten Regierung Euerer Majestät die kaiserliche Dynastie und das chinesische Volk die Segnungen des Friedens und alles Glück genießen mögen".

Die Antwort des Kaisers lautete:

„Wir sind in hohem Grade durch die von Ihnen, meine Herren, dargebrachten Glückwünsche erfreut worden. Wir hoffen, daß sich Ihre Majestäten die Souveräne und Staatsoberhäupter der von Ihnen vertretenen Länder im neuen Jahre des besten Wohlergehens zu erfreuen haben werden. Wir wünschen, daß die hier anwesenden Herren noch viele Jahre in China verbleiben und sich in jeder Beziehung wohl befinden, daß alle Ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen mögen. Wir knüpfen hieran den ferneren Wunsch, daß sich die Beziehungen zwischen China und dem Ausland in Zukunft auf das Freundschaftlichste gestalten".

Nachdem Prinz Tsching wiederum knieend die Antwort des Kaisers empfangen hatte, kam er von der Estrade herab und übersetzte — der Kaiser hatte, wie auch schon bei den früheren Audienzen, Mandschuisch gesprochen — die Worte desselben, die vom Dolmetscher auf Englisch wiedergegeben wurden. Hiermit war die Audienz beendigt, und die Anwesenden zogen sich zurück.

Gleich nachdem die Gesandten in die Zelte zurückgekehrt waren, erschien Prinz Tsching, um ihnen mitzuteilen, daß der Kaiser sich sehr befriedigt über den Verlauf der Audienzen und des allgemeinen Empfanges ausgesprochen habe. Die fremden Gesandten und Diplomaten verabschiedeten sich dann von den chinesischen Ministern und verließen von letzteren begleitet die kaiserlichen Gärten durch dasselbe Thor, durch welches sie dieselben betreten hatten.

* * *

Seit jener Zeit hat der Kaiser die Vertreter der Fremdmächte zu verschiedenen Malen in Audienz empfangen, und zwar um nicht nur am Neujahrs-

tage ihre Glückwünsche entgegenzunehmen, sondern auch um neu beglaubigte Gesandte bezw. solche, die abberufen worden sind, sich vorführen zu lassen. Einem deutschen Prinzen aber war es vorbehalten, das erste Mitglied einer europäischen Herrscherfamilie zu sein, welches einem chinesischen Kaiser von Angesicht zu Angesicht gegenübergetreten ist: Prinz Heinrich von Preußen. Se. Königl. Hoheit wurde bekanntlich gegen Ende 1897 mit dem Flaggschiff „Deutschland" nach Ostasien entsandt, um das Kommando über die zweite Division des in den China-Gewässern stationierten Kreuzergeschwaders zu übernehmen. Den Bemühungen unseres damaligen Vertreters am Hofe zu Peking, Baron von Heyking, ist es zuzuschreiben, daß dem Prinzen Heinrich seitens des Kaisers und der Kaiserin-Witwe ein glänzender Empfang in der Hauptstadt zu teil wurde.

Se. Königl. Hoheit traf am 12. Mai 1898 mit der „Deutschland" in Taku, dem Vorhafen Tientsin's, ein und begab sich am folgenden Tage ans Land, um mittels Eisenbahn direkt über Tientsin nach Peking zu reisen. Der prinzliche Sonderzug lief des Nachmittags in Ma Tschia Pu, dem Bahnhof von Peking ein, wo Prinz Tsching und die übrigen Mitglieder des Tsungli Yamen sowie die Beamten der deutschen Gesandtschaft die Ankunft des Prinzen Heinrich erwarteten. Nachdem die Vorstellung der zum Empfang Erschienenen erfolgt war, hielt Se. Königl. Hoheit in einer besonderen kaiserlichen Sänfte mit gelben Bändern seinen Einzug in die Stadt Peking. Voraus ritt eine Abteilung chinesischer Kavallerie. Auf beiden Seiten der Sänfte schritten Abteilungen des See-Bataillons. Vor der kaiserlichen Gesandtschaft hatte die chinesische Regierung große Zelte aufschlagen lassen, in welchen eine chinesische Ehrenwache für Se. Königl. Hoheit stationiert war. Bald nach 4 Uhr langte der Zug vor der Gesandtschaft an, die dem hohen Besucher während seines Aufenthalts in Peking zur Residenz diente.

Den 15. Mai fand des Morgens der Besuch beim Kaiser und der Kaiserin-Witwe statt. Man brach von der Gesandtschaft um 7 Uhr auf. Se. Königl. Hoheit legte den Weg bis Wan Schau Schan, begleitet von großem Gefolge, zu Pferde zurück. In dem etwa 10 Minuten von Wan Schau Schan gelegener Niang Niang Miau, der neben dem reichsten chinesischen Luxus für diesen Tag noch besonders mit allen europäischen Komfort-Bedürfnissen ausgestattet war, wurde vom Prinzen Heinrich und den Herren des Gefolges Galauniform angelegt. Von dort begab man sich in Sänften nach dem entzückenden Sommerpalaste des Kaisers Wan Schau Schan. Nachdem sich die purpurnen Thore zum Palaste geöffnet hatten und Prinz Heinrich mit seinem militärischen und civilen Gefolge sich hineinbegeben hatte, wurde Se. Königl. Hoheit in einen Pavillon geleitet, der als Absteigequartier während seines Aufenthalts in Wan Schau Schan hergerichtet war, und wo ein chinesisches Frühstück bereit stand.

Bald darauf begab sich Prinz Heinrich, begleitet vom kaiserlichen Gesandten, seinem persönlichen Adjudanten von Müller und dem Gesandtschafts-Dolmetscher zum Besuch bei Ihrer Majestät der Kaiserin-Witwe. Dieselbe empfing Se. Kgl.

Hoheit in einem Saale, der mit allem Reichtum chinesischer Kunst und orientalischer Phantasie geschmückt war. Alte, prächtige Cloisonnéstücke bildeten den Gang entlang, der zum Throne Ihrer Majestät hinaufführte, Spalier. Der Thron selbst befand sich auf einer mit einem gelben Teppich bedeckten Estrade. Ihre Majestät unterhielt sich durch Vermittlung des Gesandtschafts-Dolmetschers auf das Lebhafteste mit Sr. Königl. Hoheit. Die Konversation beschränkte sich keineswegs auf einen Austausch der üblichen Höflichkeitsformen, sondern es fand eine wirkliche Unterhaltung statt, in der unter anderem auch der in Aussicht gestellte Empfang der Damen des diplomatischen Corps in Peking bei Ihrer Majestät erwähnt wurde. Am Schluß der Unterredung überreichte die Kaiserin-Witwe, deren Mandschuhaartracht mit den auserlesensten Edelsteinen geschmückt war, kostbare edelsteingeschmückte Orden und andere Geschenke, darunter auch selbstgemalte Fächer und Bilder.

Hierauf fand der Besuch bei Sr. Majestät dem Kaiser statt, wobei Prinz Heinrich von seinem ganzen Gefolge und den Mitgliedern der Gesandtschaft begleitet wurde und im Auftrage Sr. Majestät des deutschen Kaisers wunderbare Erzeugnisse der Berliner Porzellan-Manufaktur, prächtige Vasen in den von den Chinesen so sehr geschätzten Sang-de-beuf-Farben auf Goldbronzesockeln überbrachte. Se. Königl. Hoheit nahm während des Besuches den Ehrenplatz neben dem Kaiser von China ein, der seiner Freude über den Besuch durch wiederholtes Händeschütteln Ausdruck gab.

Unmittelbar nachdem Prinz Heinrich in seinen eigenen Pavillon zurückgekehrt war, erwiderte der Kaiser von China den Besuch im Pavillon des Prinzen, wobei Se. Majestät den Weg zu Fuß zurücklegte. Se. Königl. Hoheit geleitete den Kaiser in ein neben dem großen Salon gelegenes kleines Gemach, wo die hohen Herrschaften, unter alleinigem Beisein des Gesandtschafts-Dolmetschers, ein vertrautes Gespräch führten. Beim Verlassen des Pavillons trat Se. Majestät an das vor dem Pavillon in Parade aufgestellte Detachement Seesoldaten heran, wobei Gewehr präsentiert und Wirbel geschlagen wurde. Es war dies das erste Mal, daß deutsche oder überhaupt europäische Truppen vor dem Kaiser von China das Gewehr präsentierten. So endete der Besuch am 15. Mai 1898.

* * *

Wie bereits angedeutet, kam die Unterredung während des Besuches, den Prinz Heinrich der Kaiserin-Witwe abstattete, auf den seitens dieser hohen Dame in Aussicht gestellten Empfang der Damen der in Peking residierenden fremden Vertreter. Mehrere Ursachen, so die im September desselben Jahres erfolgte Entthronung des jungen Kaisers, trugen jedoch dazu bei, daß derselbe bedeutend später stattfand, als ursprünglich in Aussicht genommen war. Anfang Dezember hatte man endlich alle Vorbereitungen für den Empfang getroffen. Derselbe fand am 16. Dezember statt.

Schon des Tags vorher hatte Peking für die Gelegenheit ein Festkleid angelegt, soweit das in einer so großen chinesischen Stadt überhaupt möglich ist. Die Damen der Gesandten versammelten sich des Vormittags in dem englischen Botschaftshause und verließen dasselbe in Sänften, als erste Lady Macdonald, die Gemahlin des britischen Botschafters. An dem Thore angelangt, welches zu den kaiserlichen Palästen führt, wurden die Damen von einem hohen Würdenträger empfangen, der sie im Namen seiner Herrin begrüßte. Auch eine Abteilung der Palastgarde war am Thor aufgestellt, und während die Trommeln wirbelten und die kaiserlichen Trompeter eine eigenartig klingende Fanfare bliesen, bestiegen die Damen den Wagen einer elektrischen Bahn — ein reines Spielzeug —, welche sie bis an die Pforte des Palastes brachte, wo die Begrüßungen von neuem begannen.

In der großen, ganz mit gelber Seide ausgeschlagenen Mittelhalle des Schlosses erwartete die Kaiserin-Witwe ihre Gäste. Es war dies zum erstenmale, daß europäische Damen von einer Kaiserin von China empfangen wurden. Sie saß auf einer Art Tribüne, neben ihr auf einem etwas niedrigeren Sessel Kaiser Kuang Hsü. Wachskerzen waren angezündet, und zierlichen Bronzebecken entströmte duftender Weihrauch.

Nachdem der Ceremonienmeister die Namen der Damen einzeln genannt hatte und eine Begrüßung durch einen Prinzen verlesen worden war, trat Lady Macdonald vor und verlas einen Glückwunsch der Damen zu dem einige Wochen vorher gefeierten Geburtstag der Kaiserin-Witwe. Danach traten die Gemahlinnen der fremden Vertreter nacheinander auf die Tribüne, verneigten sich vor dem jungen Kaiser und der Kaiserin-Witwe, die jeder der Damen einen kostbaren Ring, geziert mit einer sehr großen Perle, an die Hand steckte. Darauf verlas der Ceremonienmeister noch eine Adresse, in welcher der Dank der Kaiserin und des Kaisers ausgedrückt wurde. Damit hatte der offizielle Teil des Empfanges sein Ende erreicht.

Nunmehr betraten die Damen einen über und über mit lang niederwallenden citronengelben und tiefroten Bändern geschmückten großen Saal. Derselbe liegt in der Mitte des Huang Kung-Palastes des Kaisers und hat ein Glasdach, welches von vierzig Pfeilern getragen wird. Hier erwartete die Gemahlin des Prinzen Tsching, umgeben von vielen Kammerfrauen, die Gäste des Hofes. Nach gegenseitiger Begrüßung wurden den Damen allerlei Delikatessen gereicht, und die Prinzessin Tsching führte die Gäste sodann in einen dritten, durch Blumen reich geschmückten Saal. Der Schlag eines großen Gongs gab das Zeichen zum Servieren des Thees. Das Nationalgetränk Chinas wurde in kleinen goldenen Schalen dargeboten, geschmückt mit dem Monogramm einer jeden Dame. Plötzlich hörte man Trommelwirbel und auf der Schwelle des Saales erschien nochmals die Kaiserin-Witwe, begleitet von der jungen Kaiserin. Die alte Dame trat an jede der Gemahlinnen der fremden Vertreter heran, stellte die junge Kaiserin vor und trank sodann aus jeder Tasse, worauf sie jede Dame

auf die Wange küßte. Mittels Dolmetscher unterhielten sich die be
noch längere Zeit mit den Gemahlinnen der Vertreter Deutschland ngs-
Amerikas, Österreichs, Hollands, Rußlands, Frankreichs und Ja
sich zurückzogen.

Nach Einnahme des Imbisses wurden die Gäste zu einer
Theatervorstellung eingeladen, nach deren Beendigung die Kaise
mals erschien, um sich von den Damen zu verabschieden und ih
für den Besuch auszusprechen, wobei sie der Hoffnung Ausdruc
Chinesinnen geziert sein möchten durch die Tugenden, welche
Botschafter auszeichnen.“ Jede der Repräsentantinnen wurde, ehe s
verließ, mit kostbaren Seidenstücken sowie einem auf Seide gemalten
das Werk der Kaiserin-Witwe, und anderen Andenken beschenkt. Nachdem
Ceremonienmeister gemeldet, daß die Sänften angekommen seien, bestiegen
Damen dieselben und wurden in ihre Wohnungen zurückgetragen.



Dschu J, das sogenannte chinesische Scepter.



Staatsprüfungs-Halle in Canton.

Zweites Kapitel.

Das Regierungs- und Beamtenwesen.

Die Central-Regierung zu Peking. — Die Provinzial-Beamtenschaft. — Das Staats-prüfungs-System. — Das Finanzwesen. — Das Amtsgebäude und seine Bewohner. — Titel und Auszeichnungen.

Die Central-Regierung zu Peking.

Die Central-Regierung zu Peking verfolgt mehr den Zweck, die Handlungs-weise der verschiedenen Provinzial-Verwaltungen zu registrieren und zu kontrollieren, als selbst die Initiative in der Leitung der Angelegenheiten zu er-greifen. Das eigentliche Kaiserreich ist in achtzehn Provinzial-Regierungen ge-teilt, welchen man die östlichen Provinzen, die das Gebiet der Mandschurei ausmachen und die mehr oder weniger auf einer militärischen Basis organisiert sind hinzuzufügen hat. Die Insel Formosa, die seit dem französisch-chinesischen Krieg (1884) unter einem Militär-Gouverneur selbständig dastand, wurde bekanntlic durch den Vertrag von Schimonoseki (1895) von China an Japan abgetreten.

Außerhalb der Grenzen des eigentlichen Chinas befinden sich die i Vasallen-Verhältnisse stehenden Territorien der Mongolei und Tibets. Kor wurde durch den eben genannten Vertrag ein selbständiges Reich. An ve schiedenen Teilen der Grenze und über die ganzen südlichen sowie westlich Provinzen zerstreut giebt es außerdem zahlreiche Stämme von teilweise od ganz uncivilisierten Ureinwohnern, für deren Regierung besondere Verordnung in Kraft sind. Als Wegweiser für jede erdenkliche Regierungshandlung besteh

die ausführlichsten und genauesten Verordnungen, und das Hauptgeschäft der Central-Regierung beschränkt sich darauf, die Ausführung dieses Systems von Vorschriften zu überwachen. Die Ernennung zu den höheren Posten des Civil- und Militärdienstes, sowie die Verteilung der höheren litterarischen Grade, auf welchen die gesamte Reichsverfassung beruht, machen weitere nicht unwichtige Funktionen der Regierung zu Peking aus. Übrigens hat dieselbe unter Umständen auch die Befugnis, Beamte, deren Führung unregelmäßig befunden wird, oder deren Persönlichkeit verdächtig ist, ihres Postens zu entheben.

Die Central-Regierung setzt sich zur Zeit aus folgenden Hauptabteilungen zusammen:

Der Staats- oder Große Rat (Chinesisch Kün Ki Tschu, wörtlich „Platz oder Plan für die Armee"). Dieses Departement ist der eigentliche Geheime Rat des Herrschers, in dessen Gegenwart die Mitglieder desselben täglich zwischen 4 und 6 Uhr morgens die Staatsgeschäfte erledigen. Die Erlasse Sr. Majestät werden von ihnen niedergeschrieben und, falls sie für die Öffentlichkeit bestimmt sind, dem inneren Rate zur Bekanntmachung überwiesen. Dem Staatsrat ist in Kriegszeiten namentlich die Entscheidung über die zu treffenden Maßnahmen überlassen. Er führt die Listen der Beamten, die zu Beförderungen berechtigt sind, und legt solche dem Kaiser zur Genehmigung vor. Diesem Rate sind drei Bureaus unterstellt, von denen das eine, das Militär-Archiv-Bureau, sich besonders damit beschäftigt, die Pläne zu militärischen Unternehmungen zu entwerfen. Dem zweiten, dem Mandschu-Chinesischen Übersetzungs-Bureau, liegt die Übertragung von Staatspapieren aus dem Chinesischen ins Mandschuische ob. Die besondere Aufgabe des dritten Bureaus besteht darin, zu beachten, daß die kaiserlichen Edikte ausgeführt werden. Wir wollen hierbei bemerken, daß die Pekinger Staatszeitung (Chinesisch King Tschau) aus den Papieren „redigiert" wird, welche diesem Großen Rate vorgelegt werden; sie bildet für das Volk noch immer die Haupt-Informationsquelle über alles, was die Landesregierung betrifft und im Reiche vor sich geht.

Dies Kabinet setzt sich aus Prinzen von Geblüt, Präsidenten und Vice-Präsidenten der sechs Ministerien usw. zusammen. Die Zahl seiner Mitglieder ist nicht bestimmt, doch hat sie seit vielen Jahren nicht mehr als sechs betragen. An der Spitze steht ein Mandschu-Prinz, von den übrigen fünf Mitgliedern sind zwei Mandschu und der Rest Chinesen. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß Mitglieder dieses Kabinets zur selben Zeit verschiedene Ämter in anderen Regierungs-Bureaus verwalten. Sechzig Sekretäre besorgen die mit den Geschäften verbundenen Schreibereien.

Die zweite Hauptabteilung ist das Groß-Sekretariat oder die Kaiserliche Kanzlei (Chinesisch Nui Ko, wörtlich „Innere Halle"). Dies Regierungs-Departement, das unter der vorhergehenden Dynastie (der Ming) den höchsten Rat des Reiches bildete, ist während der letzten 150 Jahre durch den Geheimen

Rat sehr in den Schatten gestellt worden. Die Aufgabe dieses Kabinets besteht heute hauptsächlich darin, die kaiserlichen Edikte und Reskripte entgegenzunehmen und dem Kaiser Denkschriften über Beförderungen oder Degradierungen von Beamten, Vorschläge über die Verwendung von Staatsgeldern oder die Erhebung von Abgaben usw. vorzulegen. Um die Geschäfte schneller erledigen zu können, schreiben die Minister, nachdem sie die Dokumente geprüft haben, auf einem Papierstreifen, der am Fuße des Dokuments befestigt wird, ihre Ansicht über den vorliegenden Gegenstand nieder. Diese Vorschläge werden dann Sr. Majestät zur Begutachtung vorgelegt, und mit einem Striche seines in Karmintusche getauchten Pinsels markiert der Kaiser den von ihm gutbefundenen Vorschlag, indem er so das Schicksal der Denkschrift entscheidet. Es ist leicht erklärlich, daß derselbe auf diese Weise täglich eine große Menge von Staatsgeschäften abwickeln kann. Dies Kabinet hat auch die fünfundzwanzig Regierungssiegel unter sich, von denen jedes eine andere Form hat und verschiedenen Zwecken dient. Ferner ist ihm ein Bureau zugeteilt, dessen Aufgabe darin besteht, Dokumente in die verschiedenen Sprachen des Reiches zu übersetzen.

Das Groß-Sekretariat setzt sich aus sechs aktiven Mitgliedern zusammen. An seiner Spitze steht der General-Gouverneur der Provinz Tschili. Drei der Mitglieder sind Mandschu, der Rest Chinesen. Die Ernennung zum Mitgliede des Groß-Sekretariats ist die höchste Auszeichnung, welche einem Chinesen zuteil werden kann. Die verdienstvollsten General-Gouverneure des Reiches werden gewöhnlich zur Würde eines Groß-Sekretärs erhoben, doch sind sie nicht genötigt, infolgedessen ihre Posten aufzugeben.

Unter den vorgenannten beiden Haupt-Departements der Central-Regierung stehen die sogenannten Lu Pu, d. h. die sechs Ministerien, nämlich: die für Civil-Ämter (Li Pu), Finanzwesen (Hu Pu), Ceremonien (Li Pu), Krieg (Ping Pu), Justizwesen (Hing Pu), Öffentliche Arbeiten (Kung Pu). Jedes derselben hat einen General-Direktor, dem zwei Präsidenten (von denen einer ein Mandschu und der andere ein Chinese ist) und vier Vice-Präsidenten (ebenfalls zur Hälfte Mandschu und Chinesen) zur Seite stehen.

Das Ministerium für Civil-Ämter besteht aus vier Abteilungen, deren erste die Aufgabe hat, alle Beamten, deren die Provinzen des Reiches zu ihrer Verwaltung bedürfen, zu ernennen, während die zweite über die zu Ernennenden Erkundigungen einzieht. Die dritte Abteilung regelt den Rücktritt derjenigen Beamten, welche infolge des Todes eines nahen Verwandten verpflichtet sind, zeitweilig aus dem Amte zu scheiden. Ferner genehmigt sie Beurlaubungen. Die vierte Abteilung regelt die Verleihung von Titeln und posthumen Ehren. Die chinesische Regierung ist die einzige, welche Vorfahren für die Verdienste ihrer Nachkommen adelt, — eine Sitte, deren Ursprung aus der Verehrung hervorging, welche man den Ahnen zollt. Die posthumen Titel sind nicht, wie viele andere, käuflich.



Ansicht des Kaiserlichen Gartens zu Peking.

Das Finanz-Ministerium überwacht die Erhebung der Steuern, die Zahlung der Gehälter und sonstigen Remunerationen, beaufsichtigt die Regierungs-Kornspeicher, befaßt sich mit der Vermessung der Ländereien des Reiches, setzt die Höhe der Abgaben für dieselben fest usw. Einer Abteilung dieses Ministeriums liegt es ob, alle Mandschu-Mädchen, die für den kaiserlichen Harem als Konkubinen, Hofdamen u. dergl. wählbar sind, nach Peking zu beordern, damit sie dem Kaiser zur Auswahl vorgeführt werden, — eine Funktion, die allerdings mit dem Charakter eines Ministeriums nicht ganz im Einklange zu stehen scheint. Man betrachtet diese Mädchen indeß wohl als eine Art Tribut der Mandschurei.

In diesem Ministerium giebt es vierzehn Unter-Departements, deren Aufgabe es ist, die Abgaben jeder Provinz, welche teils in Geld, teils in Getreide, Waren u. dergl. gezahlt werden, in Empfang zu nehmen. An das Finanz-Ministerium müssen ferner alle Appellationen gerichtet sein, in welchen es sich um die gerichtliche Entscheidung über Landeigentumsfragen handelt; es führt auch die Aufsicht über die Münzstätten jeder Provinz.

Es ist leicht verständlich, daß in einem Lande wie China, in dem das Ceremoniell eine so große Rolle spielt, auch die Obliegenheiten des Ceremonien-Amtes äußerst mannigfacher Natur sind. Dasselbe überwacht in erster Linie die Ausführung der Hof-Etikette, regelt ferner die litterarischen Prüfungen, bestimmt die Zahl der zu Graduierenden, beaufsichtigt die Gründung von Regierungsschulen und Bildungsanstalten im allgemeinen. Eine Abteilung dieses Ministeriums hat die Oberaufsicht über die Riten, welche bei der Anbetung von Gottheiten, Geistern von verstorbenen Monarchen, Weisen u. dergl., sowie bei Sonn- und Mondfinsternissen zu beobachten sind.

In Verbindung mit diesem Ministerium steht das Bureau für Musik, dessen Mitglieder Musikstücke für besondere Gelegenheiten komponieren und die Tänze bei Staatsfesten arrangieren; letztere sind im Grunde genommen nur pantomimische Gruppen. Tänze, wie wir Europäer das Wort verstehen, kennt man in China nicht. Das Personal dieses Amtes besteht aus einem Direktor und 180 Musikanten, worunter sich nicht weniger als 25 Kapellmeister befinden. Die Tänzer zählen im ganzen 300 Mitglieder.

Das Kriegsministerium hat die Aufgabe, die Angelegenheiten der ganzen Wehrmacht des Reiches zu regeln; es ordnet militärische Beförderungen und Degradierungen an, erläßt die Verordnungen über Disciplin und über die Militär-Prüfungen, bestimmt auch die Zahl der Truppen, welche jede Provinz zu stellen hat. Ferner ist einem Departement die Beförderung der offiziellen Depeschen anvertraut. Die Anschaffung von Waffen aller Art, Pferden, Uniformen u. dergl. liegt dem Kriegsministerium natürlich ebenfalls ob.

Das Justiz-Ministerium vereinigt in sich die Kriminal- und Civilgerichtsbarkeit. Alle Eingaben über Sachen, in denen es sich um die Vollstreckung von Todesurteilen handelt, müssen demselben vorgelegt werden. Ein Departement beaufsichtigt die alle fünf Jahre vorzunehmende Herausgabe des Kriminal-Kodex.

Ein anderes führt die Aufsicht über die Verwaltung der Gefängnisse und nimmt die Summen in Empfang, welche durch die Umwandlung von Strafen in Geldbuße eingehen.

Das sechste Ministerium, das der öffentlichen Arbeiten, untersucht die Stadtmauern, Tempel, führt die Aufsicht über die Wasserwege und Deiche, baut Brücken, bessert Landstraßen aus, besorgt die Zelte für die Reisen des Kaisers, sowie die Töpfer- und Glaswaren für den Hofgebrauch. Eine Abteilung regelt auch die Maße und Gewichte, hält die kaiserlichen Mausoleen in gutem Zustande, beaufsichtigt die Herstellung von Gräbern für verdienstvolle Beamte und besorgt die Ausschmückung von Tempeln und Palästen.

Der obersten Staatsregierung gehören außer den erwähnten Ministerien noch mehrere Beiräte an, unter welchen die Censurbehörde eine der wichtigsten ist. Dem Censorat stehen zwei Präsidenten, sowie sechs Vice-Präsidenten vor; dieselben setzen sich je zur Hälfte aus Mandschu und Chinesen zusammen. Jedem der sechs Ministerien sind vier Censoren beigegeben, deren Aufgabe es ist, den Sitzungen beizuwohnen, um zu erfahren, ob nicht etwa Ränke im Werke sind, welche die kaiserliche Macht oder die Staatsinteressen schädigen könnten. Außer diesen Beamten giebt es 56 Censoren, die über die verschiedenen Regierungsbezirke verteilt sind. Die General-Gouverneure bezw. Gouverneure einer Provinz sind ex officio Vice-Censoren. Eine Anzahl Censoren fungieren auch als Chefs der Polizei zu Peking, sowie als Oberaufseher der Regierungs-Kornspeicher.

Durch die Hände der Ministerial-Censoren gehen sämtliche öffentliche Dokumente, ehe sie in Kraft treten. Die Censoren unterbreiten dieselben den verschiedenen Behörden, welchen die Ausführung zusteht. Auch haben diese Beamten das Recht, alle Akten, welche in den Archiven der Bureaus aufbewahrt werden, einzusehen. Alle Kriminalsachen schwererer Natur aus den Provinzen werden den hauptstädtischen Censoren vorgelegt. Letztere haben auch für die Ordnung und Ruhe in der Reichshauptstadt ganz besonders Sorge zu tragen. Das Vorrecht der Censoren, die Handlungsweise der höchsten Beamten des Staates — einschließlich des Kaisers — zu rügen, ist mitunter mit außergewöhnlicher Unerschrockenheit ausgeübt worden; ja, es hat Beamte gegeben, die ihre Überzeugung mit ihrem Blute besiegelt haben. Man nennt die Censoren auch mitunter „Die Ohren und Augen" des Kaisers.

Eine andere Oberbehörde zu Peking ist das sogenannte „Bureau für die Kontrolle der Ausländer", auch das Kolonialamt genannt. Dasselbe hat die Oberaufsicht über alle Stämme (meist nomadische) der Mongolei, Ost-Turkestans, Ilis, der Kokonor-Gegenden usw., und überwacht die mannigfachen und verwickelten Beziehungen zu ihren Fürsten. Es kontrolliert ferner die Angelegenheiten Tibets und die weitverzweigte lamaistische Hierarchie. Die Beamten des Kolonialamtes, welches in sechs Bureaus eingeteilt ist, sind sämtlich Mandschu und Mongolen. Es liegt ihnen die Ernennung der Beamten für die unterjochten Stämme ob; sie erheben die Abgaben in jenen Gegenden, weisen chinesischen

[illegible] Ländereien an, ordnen die Besuche der Vasallenfürsten am kaiserlichen Hofe und nehmen deren Geschenke entgegen u. dergl.

Ein anderes Bureau ist das Beförderungs-Departement, dem es obliegt die Denkschriften zu öffnen, welche in den alltäglichen Geschäftsgang fallen. Mit diesem Departement ist ein Amt verbunden, dessen Träger das Schlagen einer Trommel zu überwachen hat, durch welches Bittsteller kundgeben, daß sie im Palaste ein Anliegen vorzubringen wünschen. Das Volk kann durch dieses Bureau dem Throne direkt sein Anliegen einreichen, und es kommt häufig vor, daß Personen aus entfernten Gegenden des Reiches nach Peking kommen, um so den Kaiser direkt um seinen Beistand anzuflehen.

Das Revisions-Bureau übt eine allgemeine Aufsicht über die Handhabung der Kriminalgesetze aus. Handelt es sich um Verbrechen am Leben einer Person, so bildet dieses Bureau in Gemeinschaft mit dem Censorat und dem Beförderungsamt einen Gerichtshof. Sind die Richter in ihren Ansichten nicht einstimmig, so müssen sie ihre Gründe dem Kaiser vorlegen, der dann das Urteil fällt.

Das Kollegium der Litteratur (Chinesisch Han Lin Yüan, d. i. „Schreibpinsel-Wald") hat die Aufgabe, Regierungs-Dokumente zu entwerfen, historische Memoiren der Dynastie, Biographien berühmt gewordener Männer zu schreiben, Gebete für den Gebrauch des Kaisers sowie seines Hauses, ferner Ehrentitel für kaiserliche Witwen, Patente der Würde für die Haupt-Konkubinen eines verstorbenen Kaisers zu entwerfen u. dergl. Die höhere Beamtenschaft dieses Kollegiums besteht aus zwei Kanzlern (je ein Mandschu und ein Chinese), fünf Lektoren, sowie einer gleichen Anzahl von Sekretären und Auslegern. Die beiden erstgenannten Beamten werden gewöhnlich auf Lebenszeit ernannt. Der Kaiser nimmt täglich ihre Vorträge entgegen und bespricht mit ihnen wichtige Staatsangelegenheiten; auch beaufsichtigen sie die Studien der Graduierten. Unter den beiden Kanzlern arbeiten außerdem eine Anzahl von Beamten und Graduierten an der Vorbereitung aller jener Werke, die mit Genehmigung der Regierung veröffentlicht werden sollen. Dem Han Lin Yüan ist ein Bureau zugeteilt, das aus zweiundzwanzig Mitgliedern besteht, die der Reihe nach dem Kaiser aufwarten und seine Worte wie Handlungen niederschreiben. Aus den Mitgliedern des Han Lin-Kollegiums erwählt der Kaiser seine verantwortlichsten Beamten.

cf. p. 5[illegible]

Die Nationalakademie der Gelehrsamkeit (Chinesisch Kuoh Tse Kien) ist, ähnlich wie das Han Lin Yüan, mehr eine Versammlung von höchstgebildeten, repräsentierenden Würdenträgern, als ein Beamten-Corps mit wirklichen Funktionen. Das Versammlungs-Gebäude der Mitglieder dieses Kollegiums grenzt unmittelbar an den im Nordosten Pekings gelegenen berühmten Confucius-Tempel. Dasselbe muß von jedem Kaiser wenigstens einmal während seiner Lebenszeit besucht werden, wobei er den Vorsitz über alle Gelehrten der Reichshauptstadt führt und ein klassischer Aufsatz, der wenigstens dem Namen nach von ihm selbst verfaßt ist, vorgelesen wird. Die Studenten dieser Akademie erhalten von der Regierung

Stipendien und werden periodisch examiniert. Das Studium der Klassiker, der Mathematik und der chinesischen Sprache steht im Mittelpunkte ihrer Beschäftigungen. Vorsitzender ist ein Kanzler, welchem eine Anzahl von Litteraten, teils Mandschu, teils Chinesen, beigegeben sind.

Wir kommen nun zu zwei Ministerien, deren Einrichtung der neuesten Zeit angehört; das ist das Tsungli Yamen oder Auswärtige Amt und das Hai Pu oder Reichsmarine-Amt.

Das Tsungli Yamen wird, ähnlich wie der Staats- oder Große Rat, weniger als eine abgesonderte Einrichtung mit besonderen Beamten, sondern als eine Art Kabinet angesehen, welches durch die Zulassung von Mitgliedern anderer Staats-Departements gebildet ist. Es verdankt seine Entstehung den Vorschlägen, die nach dem Friedensschlusse (1860) durch einen eigens eingesetzten Rat dem Throne vorgelegt wurden. Dieser Rat sollte sich über die Art und Weise aussprechen, wie in Zukunft auswärtige Angelegenheiten zu behandeln seien. Als Antwort auf die Denkschrift, welche derselbe unterbreitete, wurde im Januar 1861 ein kaiserliches Dekret erlassen, welches die Bildung einer neuen Körperschaft unter dem Namen Tsungli Yamen anbefahl. Dasselbe setzt sich für gewöhnlich aus einem Präsidenten, sieben Ministern, sechs Sekretären und Unter-Sekretären sowie dreißig Kanzlisten zusammen.

Das Reichsmarine-Amt datiert aus dem Jahre 1885. Durch die französisch-chinesischen Streitigkeiten, welche im eben genannten Jahre beigelegt wurden, kam die Central-Regierung zur Einsicht, daß das seiner Zeit bestehende System des Marinewesens, demzufolge die Reichsflotte rein provinzieller Natur war, d. h. von den verschiedenen General-Gouverneuren unterhalten und kontrolliert wurde, einer Reform bedürfe, und daß diese nur durch eine Centralisierung der Geschwader der General-Gouverneure zustande zu bringen sei. Demgemäß wurde eine Admiralität mit dem Prinzen Tschun, den Vater des Kaisers Kuang Hsi, und dem General-Gouverneur Li Hung Tschang als Präsidenten bezw. Vice-Präsidenten eingerichtet. Das Ministerium setzt sich aus einem General-Direktor, zehn Direktoren und Unter-Direktoren, sowie einer Anzahl von Sekretären zusammen und verfolgt den Hauptzweck, die Flotte im Kriegsfalle unter einheitlicher Leitung zu haben.

Außer den erwähnten Departements giebt es in Peking noch mehrere Ämter, die allerdings nicht direkt mit der allgemeinen Organisation der Staatsverwaltung verbunden sind, deren Erwähnung aber der Vollständigkeit halber am Platze sein dürfte.

Hierzu gehört das Hof-Opferamt, welches die mit den Opfern verbundenen Riten anzuordnen hat. Dasselbe bestimmt die Beschaffenheit des Opfers, die dazu verwendbaren Geräte u. dergl.

Der kaiserliche Marstall hat Pferde, Kamele usw. für den Hofgebrauch zu besorgen und Listen über die Zahl derselben zu führen. Ausgedehnte Strecken Weidelandes nördlich der Großen Mauer sind für die Gestüte abgesondert. Die

Ländereien erstrecken sich westwärts bis fast an die Wüste Gobi und nordwärts bis an das Gebiet der Kalkas (nomadische Mongolen). Dieses große Weideareal ist von dem als „Nomaden-Hirten“ bekannten Mongolenstamme bewohnt. Sie unterscheiden sich von den übrigen (49) Banner-Mongolen dadurch, daß ihnen nicht das Vorrecht, von titulären Prinzen (Tsing Wang) regiert zu werden, zusteht. Auch dürfen sie keine Landwirtschaft betreiben, sondern müssen sich mit dem Weiden der kaiserlichen Herden abgeben.

Diese Hirtenstämme stehen unter der direkten Kontrolle hoher Grenzbeamten, namentlich der von Kalgan. Über die Stärke der Herden giebt ein Bericht des militärischen Gouverneurs von Kalgan, den die Pekinger Staatszeitung vor nicht langer Zeit veröffentlichte, nähere Auskunft. Demselben zufolge setzte sich der Bestand an Pferden, Kamelen, Rindern und Schafen bei der letzten Besichtigung wie folgt zusammen: Pferde 110 300 Stück; Kamele 6700 Stück; Rinder 12 100 Stück; Schafe 242 000 Stück. Die Unterbeamten des kaiserlichen Marstalls beaufsichtigen die Hirten und Knechte, denen das Aufziehen der Pferde obliegt.

Dem kaiserlichen Astronomie-Amt fällt die Herausgabe des Staatskalenders zu. Auch unterrichten die Mitglieder dieses Bureaus eine kleine Anzahl von Schülern. Das hauptstädtische Observatorium wird ebenfalls von ihnen in Stand gehalten. Seitdem indeß die Jesuiten, welche im 18. Jahrhundert unter dem Titel von Hülfs-Direktoren die Seele des Ganzen waren, entlassen worden sind, ist wenig oder nichts geschehen, um die Wissenschaft der Sternkunde zu fördern.

Endlich sei noch das Kollegium der Medizin erwähnt, dessen ursprünglicher Zweck die Hebung des Studiums der Arzneikunst war. Seit langer Zeit ist indes das Kollegium der Medizin einfach der Kollektivname für die fünfzehn Leibärzte des Kaisers, an deren Spitze ein Kommissar steht.

Die Provinzial-Beamtenschaft.

I.

Die Beamten des Reiches der Mitte zerfallen je nach der Natur ihrer Dienstobliegenheiten in zwei Hauptklassen, nämlich in Civil- und Militär-Mandarine. Unter einem „Mandarin“ versteht man irgend einen beliebigen Civil- oder Militärbeamten, dessen offizielle Kopfbedeckung ein Knopf ziert, welcher den Rang desselben kennzeichnet. Das Wort ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, chinesischen, sondern portugiesischen Ursprungs; man leitet es von „mandar“ d. h. „beherrschen, befehligen“, ab. Jede dieser Klassen ist in neun Grade eingeteilt, die sich von einander äußerlich durch ihre Uniform, insbesondere aber durch den an der Spitze der Kopfbedeckung angebrachten Knopf unterscheiden. Jeder dieser Grade zerfällt wiederum in zwei Klassen, ohne daß

hierbei die Kleidung einen Unterschied aufweist. Diese Klassifizierung bezieht sich aber nur auf den Rang. Der Knopf auf der Kopfbedeckung zeigt daher nicht das besondere Amt des Trägers an und besagt ebenso wenig den wahren Stand eines Mandarins; denn der Bezirksrichter, der beispielsweise kraft seines Amtes dem siebenten Grade angehört, steht in Wirklichkeit höher, d. h. er verwaltet einen einflußreicheren und einträglicheren Posten als der Sekretär eines Provinzial-Schatzmeisters, welcher als solcher dem sechsten Grade angehört. Die Pfauenfeder, welche der Mandarin häufig an seiner Kopfbedeckung trägt, hat mit dieser Klassifikation nichts zu thun. Sie wird, wie bei uns ein Orden, dem Träger als besondere Auszeichnung verliehen.

Nachstehende Tabelle veranschaulicht die Knöpfe, welche die Kopfbedeckung*) der Mandarine zieren, und die charakteristischen, etwa 25 cm im Quadrat messenden Stickereien, welche als Brust- und Rückenschild (Chinesisch „Putsu") die verschiedenen Grade der Civil- wie Militär-Beamten von einander unterscheiden:

Grade	Knopf	Brustschilder	
		Civil	Militär
1.	Glattrote Koralle	Storch	Tschilin (Einhorn?)
2.	Geblümte rote Koralle	Goldfasan	Löwe
3.	Durchsichtiger blauer Saphir	Wildgans	Leopard
4.	Undurchsichtiger blauer Lazurstein	Kranich	Tiger
5.	Durchsichtiger weißer Krystall	Silberfasan	Bär
6.	Undurchsichtiger weißer Krystall	Weißer Reiher	Tigerkatze
7.	Glatter Goldknopf	Rebhuhn	Tigerkatze
8.	Geblümter Goldknopf	Wachtel	Seepferd
9.	Silberknopf	Dohle	Seepferd

Die Mandarine vom ersten bis einschließlich fünften Grade tragen außerdem um ihren Hals eine aus kleinen Kugeln bestehende Kette. Ein charakteristisches Abzeichen ist auch die Gürtelschnalle bei den Beamten sämtlicher Grade. So haben Grad 1 und 2 eine goldene Schnalle mit eingesetzten Rubinen; Grad 3 und 4 geblümte Goldschnallen; 5 glattes Gold in Silber eingefaßt; 6 Perlmutter in Silber eingefaßt; 7 Silber; 8 und 9 Horn in Silber eingefaßt.

Bei seinen Ausgängen wird jeder höhere Beamte von einem mehr oder weniger großen, seinem Range entsprechenden Gefolge begleitet. Zu diesem gehören u. a. mehrere mit einem Prügel bewaffnete Lictoren, Gongschläger sowie Träger der Ehrenschirme. Man unterscheidet zwei verschiedene Arten dieses Rangabzeichens, erstens den großen roten Schirm und zweitens den kleineren

*) Man unterscheidet zwei Arten von Beamtenhüten; von diesen ist einer für den Winter („kalter Hut" genannt) und der andere für den Sommer („warmer Hut") bestimmt. Die Tage, an welchen die Mandarine die eine dieser Kopfbedeckungen mit der anderen im Frühjahr und Herbst umzutauschen haben, werden jedesmal von der Regierung bestimmt.

roten Sonnenschirm. Beamte unter dem sechsten Grade sollten blaue Schirme benutzen. Der sogenannte „Zehntausend-Namen-Schirm" (Chinesisch Wan Ming San) ist ein großer roter Schirm, welchen das Volk irgend einem Beamten zum Geschenke macht, dessen Amtsführung zu vollkommener Befriedigung ausgefallen ist. Der Schirm ist mit den Namen der Unterzeichner in vergoldeten Schriftzeichen bedeckt.

Man kann die Beamten einer Provinz in zwölf Hauptklassen einteilen. An der Spitze derselben steht der General-Gouverneur (Chinesisch Tsung Tu), nebenbei gesagt eine viel passendere Benennung als das gewöhnlich gebrauchte Wort Vicekönig. Seine Macht und sein Dienst entsprechen in mancher Hinsicht der Befugnis des Gouverneurs einer größeren europäischen Kolonie. Man muß dabei allerdings in Betracht ziehen, daß einige dieser Statthalter ein Gebiet verwalten, welches viel größer als Deutschland ist. Der General-Gouverneur ist ein Beamter des ersten Grades, und da ihm seine Stellung ex officio zu einem der Präsidenten des Kriegsministeriums macht, so ist er demnach auch der Höchstkommandierende seiner Provinzen.

China hat gegenwärtig acht General-Statthaltereien, nämlich Tschili, Schenkan (bestehend aus den Provinzen Schensi und Kansu), Mintsche (Fukien und Tschekiang), Hukuang (Hupe und Hunan), Setschuen, Liangkuang (Kuangtung und Kuangsi), Yünkwei (Yünnan und Kueitschau), Liangkiang (Kiangsu, Kiangsi und Anhuei).

Auf der nächsten Sprosse der Rangleiter abwärts steht der Gouverneur (Chinesisch Fu Tai). Seinem Kommando gehorchen unabhängig von dem General-Gouverneur, da er ex officio einer der Vice-Präsidenten des Kriegsministeriums ist, eine gewisse Anzahl von Truppen. Der General-Gouverneur muß den Gouverneur zur Beratung über wichtige Angelegenheiten zuziehen. In manchen Fällen darf letzterer auch, wie der General-Gouverneur, das Todesurteil über schwere Verbrecher aussprechen. Ferner steht es ihm frei, direkte Berichte über irgend eine Angelegenheit an den Thron einzusenden. Sein Dienst ist daher in mancher Hinsicht dem eines General-Gouverneurs ähnlich. Beide teilen sich in der That oft in die Verwaltung der Provinzen und zwar so, daß dem höchsten Beamten die Verwaltung des festen Landes zufällt, während der Gouverneur sich mit allem, was auf den Flüssen und an der Seeküste vorfällt, zu befassen hat. Ist die Provinz nur Sitz eines Gouverneurs, so gleicht der Dienst desselben ganz dem eines General-Gouverneurs.

Das Kaiserreich hat gegenwärtig fünf Provinzen, denen ein Gouverneur vorsteht, nämlich Schantung, Schansi, Honan, Fengtien (Mandschurei) und Sintsian (Chinesisch-Ost-Turkestan, auch das „Neue Gebiet" genannt).

Der dritthöchste Beamte einer Provinz ist der Provinzial-Schatzmeister (Chinesisch Fan Tai). Ihm fließt jener Teil der Grundsteuern zu, die in barer Münze, nicht in Naturalien gezahlt werden. Diese Gelder gehen direkt in seine Kasse, und zahlt er hiervon die gesamten Beamten-Gehälter aus. Sein Einfluß

ist daher nicht unbedeutend. Die für die Provinz neuernannten Mandarine müssen ihm ihre Beglaubigungsschreiben vorlegen. Auch ihm steht das Recht zu, direkt an den Thron zu berichten.

Im Range kommt dann der Provinzial-Richter (Chinesisch Nie Tai). In Kriminalsachen hat er gewissermaßen die höchste richterliche Gewalt der Provinz. Denn obwohl auch der General-Gouverneur und der Gouverneur den Verbrecher nochmals verhören, ehe sie ein Todesurteil bestätigen, so geschieht das zumeist nur der Form wegen. Brechen in der Provinz Aufstände gegen die Beamten aus, so wird der Provinzial-Richter gewöhnlich mit einer Truppenabteilung zur Unterdrückung derselben entsandt. Übrigens steht es ihm frei, außer Kriminalfällen, für die er besonders ernannt ist, auch Civilsachen zu untersuchen. Wie der Schatzmeister wird er ebenfalls zu wichtigen Beratungen, welche die Verwaltung der Provinz angehen, zugezogen. Auch er darf direkt an den Thron berichten.

Der Salz-Kommissar (Chinesisch Yun Tai) ist dem Range nach der fünfte Civilbeamte der Provinz. Salz ist nämlich ein Monopol in China, und der Verkauf dieses Artikels wird von einem Kommissar nebst einer großen Anzahl von Subalternbeamten geregelt.

Hierauf folgt im Range der Getreide-Kommissar (Chinesisch Liang Tschu Tai). Er hat jenen Teil der Grundsteuern einzusammeln, die in Getreide zahlbar sind, wie er auch den Marktpreis desselben bestimmt. Außerdem versieht er das Amt eines General-Proviantmeisters und überwacht als solcher die Verteilung der Rationen an das in der Provinz stehende Militär.

An siebenter Stelle steht der Tao Tai oder Bezirks-Intendant. Die Zahl dieser Beamten hängt natürlich von der Größe und Bevölkerung der Provinz ab. Während der Schatzmeister, der Provinzial-Richter, der Salz- und Getreide-Kommissar einen bestimmten Dienst zu verrichten haben, verpflichtet das Amt eines Tao Tais, ähnlich wie das eines General-Gouverneurs oder Gouverneurs, zu einer allgemeinen Aufsicht über die verschiedenen Angelegenheiten eines Bezirks, selbst Militär-Angelegenheiten nicht ausgeschlossen. Das einem Tao Tai überwiesene Gebiet ist natürlich ein kleineres. Er muß sich daher mehr mit Einzelheiten abgeben, während wichtigere Angelegenheiten dem Provinzial-Richter oder Schatzmeister, je nach der Natur der Sache, vorzulegen sind. Ihm kommt ferner die Beaufsichtigung der Regierungs-Kornspeicher, sowie die Verproviantierung der in seinem Bezirke stationierten Truppen zu.

Zur achten Klasse gehören der Bezirks-Präfekt, der Präfekt des inneren Bezirks und der Unter-Präfekt. Die Zahl dieser Beamten hängt von der Zahl der Bezirke ab, in die jede Provinz geteilt ist. Ihr Dienst ist im großen und ganzen derselbe wie der des Tao Tai. Sie üben eine allgemeine Kontrolle über alle öffentlichen Angelegenheiten ihrer Bezirke aus, doch haben sie weniger als die Tao Tais mit dem Finanzwesen zu thun. Sämtliche Gefängnisse stehen unter ihrer unmittelbaren Aufsicht.

Nach diesen Beamten kommt im Range der Bezirks-Magistrat (Chinesisch



Gemahlin eines Mandarinen.

Mandarin in Amtstracht.



Tschi Hsien), der zur selben Zeit Richter, Steuereinnehmer und Polizei-Direktor ist. Sein Amtsgebäude ist der Gerichtshof erster Instanz in Kriminal- wie in Civilsachen. Außerdem ist er der Leichenbeschauer seines Distriktes, in welcher Eigenschaft er sich durch einen Deputierten vertreten lassen darf. Allmonatlich hat der Bezirks-Magistrat einen Bericht über alle in seinem Distrikte vorgefallenen Kriminal- wie Civilsachen einzureichen. Er ist in hohem Maße für alles verantwortlich, was in seinem Bezirke vorfällt.

Weitere Provinzialbeamte sind der Hülfs-Bezirksrichter, der Stadtbezirks-Magistrat und die Polizei-Inspektoren. Dieselben sind sämtlich Subalternbeamte des Bezirksrichters.

Besonders erwähnt zu werden verdient, daß jeder Mandarin, der einen nur einigermaßen verantwortlichen Posten bekleidet, über ein Amtssiegel verfügt. Das des Kaisers ist aus Nephrit gefertigt. Die Umschrift wählt jeder Monarch nach seinem Regierungsantritte. Die des ersten Kaisers von China (221—209 v. Chr.) lautete beispielsweise wie folgt: „Von Gottes Gnaden; möge die Regierung lange währen und ruhmreich sein."



Kaiserliches Siegel.

Die Siegel der höchsten Provinzial-Beamten sind länglich und aus Silber hergestellt; zum Abdruck verwendet man Anilinviolettfarbe. Beamte wie der Salz-Kommissar und Tao Tai haben ebenfalls längliche, aber aus Kupfer gefertigte Siegel; sie gebrauchen für dieselben Zinnoberfarbe. Präfekte und Magistrate bedienen sich viereckiger Siegel. Beamte unter diesem Range bis einschließlich des Ti Paos (eine Art Dorfschulze) haben hölzerne Amtssiegel.

Das Siegel eines Mandarins wird wohl stets von dessen Gemahlin in Verwahrung gehalten, und zwar weil selbst ein zufälliges Verlorengehen desselben sehr ernste Folgen für den betroffenen Beamten haben könnte, wie z. B.

Salär, während sie andererseits ihre Stellungen um große Summen erkaufen müssen; sie sind daher gezwungen, sich auf eine andere Art für ihre Auslagen zu entschädigen.

Die sehnlichste Hoffnung dieser Angestellten ist demnach, daß Überschwemmungen eintreten, und anstatt Maßregeln zur Verhütung derselben zu treffen, und so das Leben und Eigentum vieler Tausende zu retten, erlauben sie, daß die Deiche in Zerfall geraten, um den Gelben Fluß zum Durchbruch derselben zu veranlassen. Dies ereignet sich denn auch recht häufig, namentlich im Frühjahr mit dem natürlichen Anschwellen des Stromes. Ein solcher Vorfall wird stets als ein Glücksfall betrachtet, denn dann ist die Zeit des „Heumachens“, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Regierung schießt selbstverständlich das Geld vor, um die notwendigen Deicharbeiten vorzunehmen. Dies wird den Beamten zur bestmöglichen Verwendung überlassen; aber wie viel bleibt da nicht an ihren Fingern kleben! Man zieht den bei der Reparatur beschäftigten Arbeitern etwas von ihrer Löhnung ab und stellt überhaupt weniger Arbeiter an, als der Regierung gemeldet wird; das Übrige fließt dann in die Taschen der Beamten. Durch den Ankauf von Ausbesserungs-Material u. dergl. gewinnen sie ebenfalls hübsche Summen.

Die weitere Folge von Überschwemmungen ist zumeist eine Hungersnot, weil die Ernten dadurch vernichtet werden. Die Regierung sowie auch Privatpersonen steuern Gelder bei, um dem Nahrungsmangel abzuhelfen. Von diesen Summen gelangt aber nur ein Bruchteil in die Hände der Bedürftigen, da die Beamten sie teilweise in ihren eigenen Taschen verschwinden lassen. Schließlich werden bei solchen Gelegenheiten die Beamten, unter deren Aufsicht die Eindämmung wiederhergestellt wurde, in Anbetracht der dem Staate geleisteten Dienste, stets befördert. Alles dies mag unglaublich klingen, ist aber in China so gut bekannt, daß es eine Redensart giebt, welche lautet: „Das beste Mittel, um den Überschwemmungen des Hoangho zu steuern, würde die Enthauptung aller Deichbeamten sein, so daß der Fluß sich selbst überlassen wäre.“*)

Für die häufigen Ausbrüche von Hungersnot ist zumeist nicht, wie man in Europa für gewöhnlich annimmt, eine überstarke Bevölkerung noch eine Knappheit an Lebensmitteln verantwortlich. Hungersnot ist zumeist die Folge unverschämt hoher lokaler Besteuerung (Likin); dann aber treten noch schlechte und unzureichende Verkehrsmittel, der Mangel an Eisenbahnen und Landstraßen, sowie eine erschwerte Wasserverbindung hinzu. Alle diese Übelstände sind aber auf die Gewinnsucht der Beamten zurückzuführen. Ein Beispiel möge zur Veranschaulichung dienen. In Südchina (Kuangtung) herrschte vor einiger Zeit eine schreckliche Hungersnot. Diese Provinz galt in früheren Zeiten für eine der Reis-

*) Hochangesehene Chinesen behaupten nämlich, es sei etwas ganz gewöhnliches, daß die Deichbeamten, falls der Fluß nicht aus natürlichen Gründen über seine Ufer tritt, Leute damit beauftragen, die Eindämmungen zu beschädigen, um so den Durchbruch, der stets als „Zufall“ geschildert wird, herbeizuführen.

ihm. 6000 Taels ausüben sollen. Und doch sind diese Posten zwei der begehrtesten Bissen im ganzen Mandarinate. An diese reihen sich zwei Tribut-Tao Tais, die 6000 bezw. 3000 Taels als Jahresgehalt ziehen. Dann kommen die gewöhnlichen Tao Tais, von denen die Nanking-Satrapie acht hat. Der am besten bezahlte unter ihnen ist der Tao Tai (Bezirks-Intendant) von Shanghai mit einem Jahresgehalt von 4800 Taels. Der Posten, welcher gewöhnlich auf drei Jahre vergeben wird, soll, wie es allgemein heißt, dem glücklichen Inhaber desselben einen Netto-Gewinn von mehreren Millionen Taels einbringen! Aber das wirkliche Salär, welches die kaiserliche Regierung ihm zugesteht, beträgt, wie wir gesehen haben, für die drei Jahre nur 14 400 Taels. Das Salär der übrigen sieben Intendanten schwankt zwischen 2000 und 3000 Taels.

Dem Tao Tai zunächst an Rang und Gehalt steht der Präfekt; Kiangnan hat ihrer sechzehn. Nur drei von ihnen bekommen jeder 3000 Taels per Jahr, das Salär der übrigen schwankt zwischen 2000 und 2500 Taels. Dann giebt es noch acht Vice-Präfekten mit einem Gehalt von 800 bis 2000 Taels. Ist es in Anbetracht dieser lächerlich kleinen Saläre, welche von den Beamten, hoch und niedrig, bezogen werden, zu verwundern, daß der Name eines Mandarins in China gleichbedeutend mit Unehrlichkeit, Bestechlichkeit und Erpressungssucht geworden ist?

II.

Der tiefe Krebsschaden der Erpressungssucht und Bestechlichkeit, von dem alle Massen des Mandarinentums angefressen sind, hat seine Wurzel in verschiedenen Teilen des politischen Körpers Chinas. Die vollständig unzureichenden Gehälter der Beamten zwingen dieselben einfach zu unehrlichen Mitteln zu greifen. Eine der ersten Reformen, welche die Central-Regierung vornehmen sollte, sobald sie sich an die Reinigung dieses Augias-Stalles macht, sollte deshalb die sein, die verschiedenen Posten nicht — wie dies bislang der Fall gewesen ist — an den meistbietenden Litteraten zu verpachten, sondern ihren Beamten hinreichend große Gehälter zu zahlen, damit diese alles in die Provinzial-Kassen fließende Geld ungeschmälert an das Finanz-Ministerium in Peking liefern.

Um das durch und durch verrottete System der Beamtenanstellung in China und das damit verbundene unglaubliche Bestechungs-Verfahren kennen zu lernen, muß man sich vergegenwärtigen, daß das chinesische Volk an mehreren großen, chronischen Krankheiten, wie z. B. Überschwemmungen, Hungersnot, Epidemien u. dergl. leidet. Betrachten wir z. B. die Überschwemmungen, welche durch das Anschwellen des Gelben Flusses (Hoangho) periodisch herbeigeführt werden.

Es giebt einen als „General-Superintendent des Hoangho" bekannnten Beamten, dem ein großer Stab von Subalternbeamten beigegeben ist; dieselben sollen auf das gute Instandhalten der Flußeindämmungen achten, um so einen Durchbruch zu vermeiden. Diese Beamten haben, praktisch genommen, kein

Salär, während sie andererseits ihre Stellungen um große Summen erkaufen müssen; sie sind daher gezwungen, sich auf eine andere Art für ihre Auslagen zu entschädigen.

Die sehnlichste Hoffnung dieser Angestellten ist demnach, daß Überschwemmungen eintreten, und anstatt Maßregeln zur Verhütung derselben zu treffen, und so das Leben und Eigentum vieler Tausende zu retten, erlauben sie, daß die Deiche in Zerfall geraten, um den Gelben Fluß zum Durchbruch derselben zu veranlassen. Dies ereignet sich denn auch recht häufig, namentlich im Frühjahr mit dem natürlichen Anschwellen des Stromes. Ein solcher Vorfall wird stets als ein Glücksfall betrachtet, denn dann ist die Zeit des „Heumachens", und zwar aus folgenden Gründen.

Die Regierung schießt selbstverständlich das Geld vor, um die notwendigen Deicharbeiten vorzunehmen. Dies wird den Beamten zur bestmöglichen Verwendung überlassen; aber wie viel bleibt da nicht an ihren Fingern kleben! Man zieht den bei der Reparatur beschäftigten Arbeitern etwas von ihrer Löhnung ab und stellt überhaupt weniger Arbeiter an, als der Regierung gemeldet wird; das Übrige fließt dann in die Taschen der Beamten. Durch den Ankauf von Ausbesserungs-Material u. dergl. gewinnen sie ebenfalls hübsche Summen.

Die weitere Folge von Überschwemmungen ist zumeist eine Hungersnot, weil die Ernten dadurch vernichtet werden. Die Regierung sowie auch Privatpersonen steuern Gelder bei, um dem Nahrungsmangel abzuhelfen. Von diesen Summen gelangt aber nur ein Bruchteil in die Hände der Bedürftigen, da die Beamten sie teilweise in ihren eigenen Taschen verschwinden lassen. Schließlich werden bei solchen Gelegenheiten die Beamten, unter deren Aufsicht die Eindämmung wiederhergestellt wurde, in Anbetracht der dem Staate geleisteten Dienste, stets befördert. Alles dies mag unglaublich klingen, ist aber in China so gut bekannt, daß es eine Redensart giebt, welche lautet: „Das beste Mittel, um den Überschwemmungen des Hoangho zu steuern, würde die Enthauptung aller Deichbeamten sein, so daß der Fluß sich selbst überlassen wäre."*)

Für die häufigen Ausbrüche von Hungersnot ist zumeist nicht, wie man in Europa für gewöhnlich annimmt, eine überstarke Bevölkerung noch eine Knappheit an Lebensmitteln verantwortlich. Hungersnot ist zumeist die Folge unverschämt hoher lokaler Besteuerung (Liki[illegible] [illegible]nn aber treten noch schlechte und [illegible] reichende Verkehrsmittel, der [illegible] an Eisenbahnen und Landstraßen, [illegible] eine erschwerte Wasserverbin[illegible] [illegible]. Alle diese Übelstände sind [illegible] Gewinnsucht der Beamte[illegible] [illegible]ren. Ein Beispiel möge [illegible] lichung dienen. In [illegible] liche Hungersnot. [illegible]

*) Hochan[illegible] beamten, falls [illegible] tragen, die [illegible] wird, herb[illegible]

tragen. Der „Papier"-Unteroffizier Schmidt oder der Gemeine Schultz werden regelmäßig weiter befördert, so daß nach einer gewissen Zeit der General eine ganze Sammlung von Offiziers-Patenten für verschiedene Rangstufen „auf Lager" hat. Er verkauft dieselben dann an Personen, die Schmidt, Schultz usw. heißen, angenommen dieselben bezahlen ihm den gewünschten Marktpreis.

Die dritte Avancement-Methode, als „Beförderung für besondere Verdienste" bekannt, beruht ebenfalls auf dem Bestechungs-System. Denn das „Sonder-Verdienst" wird den höheren Behörden zumeist nur dann unterbreitet, wenn die Antragsteller vorher erkauft worden sind.

Die letzte Methode, der einfache Kauf eines Ranges, ist durch die gegenwärtige Dynastie vor weniger als hundert Jahren eingeführt worden und daher gesetzlich anerkannt. Jedesmal wenn sich die Regierung in bösen finanziellen Schwierigkeiten befindet und Geld für besondere Zwecke, sei es zur Kriegsführung, zur Abhülfe von Hungersnot u. dergl., gebraucht, wird eine Subskriptionsliste eröffnet. Diejenigen, welche dann eine bestimmte Summe zahlen, erhalten Ehrenbezeugungen oder einen Posten, sollte ein solcher zu vergeben sein. Durch die gewöhnlichste Form des Kaufes erwirbt man sich das Vorrecht, sich um höhere litterarische Grade bewerben zu dürfen, ohne zuerst die ersten Prüfungen bestanden zu haben. Wird ein wirklicher Beamtenposten auf den öffentlichen Markt gebracht, so schließt dies die Bedingung im voraus ein, daß die Bewerber sich einen oder zwei Grade auf dem regelmäßigen Wege erworben haben.

Wie bereits angedeutet, wird kein Beamter im Lande der Mitte, sei er hoch oder niedrig, durch die Abstimmung seiner Mitbürger erwählt. Der Kaiser ernennt sie alle, und von der Stunde ihrer Berufung an machen sie eine Art Kaste aus. Sie gehen zwar aus dem Volke hervor, kehren aber nicht, wie dies bei uns in Europa der Fall ist, zum Volke zurück. Der Beamte ist lebenslänglich angestellt, falls er sich nicht eines Verbrechens oder schwerer Mißgriffe zu Schulden kommen läßt. Um die Absonderung ihrer Beamten noch vollständiger zu machen, zwingt die Regierung dieselben einen Kodex offizieller Anstandsregeln streng zu beobachten, und verbietet ihnen mit dem titellosen Volke auf freundschaftlichem Fuße zu verkehren.

Das erste Vorrecht eines Mandarins besteht darin, daß er, falls er eines schweren Verbrechens angeklagt ist, nicht der Tortur unterliegt. Glaubt der Richter, die Anwendung derselben sei notwendig, um ein Geständnis zu erzwingen, so muß der Mandarin zuerst — und sei es selbst ein solcher der 9. Klasse — einen kaiserlichen Erlaß erhalten, welcher ihn seines Beamtenhutes entkleidet, der ihn bisher vor dem Arm der Gerechtigkeit schützte.

In einem Lande wie China, welches keine freie Presse und keine Wahlurne hat, erfreuen sich die Beamten einer fast autokratischen Stellung. Auf Geldmachen, wie wir gesehen haben, angewiesen, braucht man sich denn auch nicht zu verwundern, daß bei ihnen Korruption die Regel, Redlichkeit aber die

hauptstadt erst dann angezeigt wird, nachdem derselbe die Beamten, welche den Empfang vermitteln, bestochen hat. Je höher der Rang des Audienzsuchenden, desto höher sind natürlich auch die Einlaßgelder; bei Gouverneuren u. dergl. sollen sie in die Hunderttausende laufen.

Kein neubeförderter Beamter, sagen wir z. B. ein Bezirks-Magistrat, würde es wagen, die Zahlung dieser Erpressungs-Gelder zu verweigern, da ihm durch dieselben einzig und allein der Weg zur Weiterbeförderung eröffnet wird. Nachdem er nun eine kleine Legion von Hofbeamten erkauft hat, empfängt ihn der Kaiser in Audienz, und er enthält seinen neuen Titel, sagen wir Tao Tai. Bei jeder weiteren Beförderung muß er wieder nach Peking zur Audienz gehen und nochmals große Summen für Bestechungszwecke auswerfen, und Alles dies, um einen Posten zu erhalten, mit dem, praktisch genommen, kein Salär verbunden ist. Denn die nominellen Gehälter sind, wie wir gesehen haben, so klein, daß sie kaum zur Zahlung der Saläre der Subaltern-Beamten und der zahlreichen Dienerschaft ausreichen. Es ist demnach klar, daß dieser neue Tao Tai in seiner Intendantur das Erpressungs-System sofort zur Anwendung bringen muß, nicht nur um sich für die ihm durch die Audienz entstandenen Ausgaben zu entschädigen, sondern auch damit er selbst leben und seine zahlreiche Verwandtschaft, die sich stets bei ihm einbürgert, unterhalten kann. Auch muß er Geld auf die Seite legen, um, wenn seine dreijährige Dienstzeit verstrichen ist, sich einen neuen und noch lohnenderen Posten zu erkaufen.

In der Militär-Carriere gehen die Beförderungen wohl am schnellsten vor sich. Ist jemand zum kommandierenden Offizier ernannt worden, so muß er für sein Patent eine bestimmte Summe, deren Höhe sich nach der Einträglichkeit des Postens richtet, zahlen. Dafür steht ihm das Recht zu, die Offiziersstellen in seinem Regimente zu verkaufen, jedoch nur an solche Personen, die bereits irgend welchen Militärrang haben. Der Militärdienst ist für kommandierende Offiziere häufig ein sehr lohnender; sie stellen eine ganz beliebige Anzahl von Leuten ein, ziehen aber stets den Sold für die Sollstärke ihrer Mannschaften. Die wirkliche Stärke der Regimenter beträgt im Durchschnitt wohl nie über 70 pCt. von der festgesetzten. Bei einer Truppenschau werden dann eine hinreichende Anzahl von entlassenen Soldaten u. dergl. für den Tag engagiert, so daß die Regimenter vollzählig erscheinen.

Doch giebt es noch andere Mittel und Wege, mittels derer die Offiziere Geld machen können. Sowohl die Uniform wie das Essen wird dem Soldaten von ihren Kommandierenden geliefert, und zwar zu unverschämt hohen Preisen, so daß nur ein Bruchteil des Geldes, welches die Regierung monatlich dem Soldaten zahlt, in deren Taschen kommt. Auch haben die Generäle in der chinesischen Armee die Gewohnheit, eine große Anzahl von Soldaten zur Beförderung vorzuschlagen, die nur auf dem Papier existieren. Sie erhalten auf diese Weise eine Anzahl von Beförderungs-Patenten, die auf den Namen nicht existierender Soldaten lauten und welche die gewöhnlichsten chinesischen Namen



Strassenansicht in Peking.



Strassenansicht in Peking.

Ausnahme ist. Dessenungeachtet giebt es manchen guten Beamten im Reiche und der Anblick eines Paar Stiefel, das man mitunter am Hauptthore der Stadt aufgehängt und die von einem scheidenden Bezirks-Magistraten auf Ersuchen seiner ihm anvertrauten Unterthanen dort zurückgelassen worden sind, soll ein Fingerzeig für seinen Nachfolger sein, in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten.

Trotzdem nun, wie gesagt, der Unterschied zwischen den regierenden und regierten Klassen in China ungeheuer groß und die Grenzlinie zwischen denselben ungemein genau gezogen ist, so kommen doch Reibereien, die einen gefährlichen Umfang annehmen, verhältnismäßig nicht allzu häufig vor. Das Volk gleicht in jeder Hinsicht einer Herde Schafe, welche dem Schutze von Hirten anvertraut ist, die wiederum für ihre Amtsführung dem Kaiser verantwortlich sind und auf dessen Schutz, Gerechtigkeit und Rat sie rechnen. Ein europäischer Staatsmann ist so ziemlich aus demselben Holz geschnitten, wie ein europäischer Landbesitzer oder Industrieller: seine Interessen und Sympathien sind dieselben. In den Parlamenten Europas sitzen Vertreter fast aller Stände und Berufsarten, um daselbst deren Interessen zu verfechten, und dort wenigstens verwischt sich zum großen Teile aller Klassenunterschied, — aber in China bietet sich uns ein ganz anderes Bild dar: die Teilung zwischen Volk und Beamten ist allgemein durchgeführt und scharf begrenzt.

Wohl in keinem Lande der Erde sind die Mitglieder der regierenden Klasse im stande, einen so großen persönlichen Einfluß auf die Massen auszuüben, wie im Reiche der Mitte. Wie wir gesehen haben, gründet sich die Rechtspflege hier zumeist nicht auf ein gemeinschaftliches, in Gesetzbüchern zusammengefaßtes Recht, sondern auf die Einsicht und Gesinnung der Mandarine, welche dieselbe wahrnehmen. Letztere erfreuen sich des höchsten Ansehens, falls sie ihre Stellung nicht dazu benutzen, das Volk allzusehr auszubeuten. Einem gewissen Maße von Erpressung und Tyrannei unterzieht es sich als etwas ganz Selbstverständlichem, und nur wenn dies Maß gewisse Grenzen überschreitet, erheben die Bedrückten laut ihre Stimme.

Die größte Quelle der Macht der Beamten liegt aber in dem moralischen Einflusse, welchen sie auf die Massen ausüben: sie haben sich mit der ganzen Weisheit der Weisen des Altertums auf das genaueste vertraut gemacht und das Volk, dessen Erziehung eine sehr beschränkte ist, beugt sich erklärlicherweise leicht vor der großen Überlegenheit seiner Führer. Dessenungeachtet ist es nicht leicht zu verstehen, wie es dem Mandarinentum angesichts der häufig notorisch schlechten Verwaltung derselben gelungen ist, diesen mächtigen Einfluß zu behaupten.

Ein oberflächliches Studium der „Pekinger Staatszeitung“ genügt schon, um die Kluft zu markieren, welche die Beamtenwelt von dem Volke trennt. Nur äußerst selten wird in den Spalten dieses Zeitungs-Kuriosums auf die Massen Bezug genommen: die Beamten sind alles und allenthalben. Mag sich auch China mit seinem patriarchalischen Regierungssystem brüsten, so ist es doch



Blick auf den „Kohlenhügel“ in Peking.



lar, daß die ganze Bevölkerung recht stiefmütterlich behandelt wird. Die Central-
legierung zu Peking kann auch nicht erwarten, den Zustand der Massen gehoben
ı sehen, bis sie darauf dringt, daß die Rechte aller ihrer Unterthanen gewissen-
ft beobachtet werden. Um dieses aber zu erreichen, muß zuerst die Axt an
: Wurzel aller dieser schädlichen Auswüchse, — an das Mandarinentum gelegt
rden, sonst wird auch noch in Zukunft der „Amboß“ im Lande der Mitte
ter den vernichtenden Schlägen des „Hammers“ zu leiden haben.

Das Staatsprüfungs-System.

Infolge der eigentümlichen Bedeutung, welche die Staatsprüfungen in China
haben, gilt in diesem Lande theoretisch wenigstens im vollsten Umfange
Satz: „la carrière ouverte aux talents“. Vergangenheit und Gegenwart
ten zahlreiche Beispiele, daß die höchsten Mandarine des Reiches aus den
ersten Volksschichten hervorgegangen sind und sich zu ihren hohen Stellungen
zig und allein durch ihre Talente emporgeschwungen haben. Da das System
Staatsprüfungen, welche ausnahmslos dem öffentlichen Mitbewerb freigegeben
), der Grundstein der Regierung Chinas ist, so kann man wohl verstehen, daß
Kaiser das größte persönlichste Interesse an diesen Examina nimmt. Er wohnt
halb auch regelmäßig der feierlichen Verkündigung der Namen der vier Litteraten*)
welche die reichshauptstädtische Prüfung als „Beste“ bestanden haben. Diese
ılastprüfung“ findet alle drei Jahre statt. Durch dieselbe wird dem glück-
en Kandidaten unter Umständen der Eintritt in die Akademie der Wissen-
ften (Han Lin Yüan, vergl. Seite 51) eröffnet, — die höchste Auszeichnung,
che einem Gelehrten in China zu teil werden kann.

Ehe man sich zu dieser höchsten Prüfung melden darf, muß man bereits
schiedene andere Examina bestanden haben. Der erste litterarische Grad, Siu
i, (verdeutscht „vervollkommnete Talente“), etwa Baccalaureus oder Magister
ium, den man sich in den alle zwei Jahre in den Bezirksstädten stattfindenden
ifungen erwerben kann, ist die unterste Stufe der ersehnten Beamtenlaufbahn.
s den Vertretern dieser Stufe werden sodann in den Provinzial-Prüfungen,
che alle drei Jahre abgehalten werden, unter besonderer Aufsicht von kaiser-

---

*) Obgleich das Wort „Litteraten“ in Wirklichkeit alle litterarischen Männer, gleichviel
hen Ranges oder Standes, einschließt, so beschränkt sich der Ausdruck gewöhnlich auf jene große,
ıhl von studierten Leuten, die sich zusammensetzen aus 1) Anwärtern auf einen Beamtenposten
llen denjenigen, die ein oder zwei Staatsprüfungen bestanden haben und sich auf die nächste
reiten, 3) denjenigen, die in den Examina durchgefallen sind und es vorziehen, sich als Privat-
r durchzuschlagen, anstatt Kaufmann zu werden, und 4) allen denjenigen, welche, obgleich sie
Fähigkeiten besitzen, dennoch keine Neigung zum Staatsdienste haben und sich in der Lage be-
n, ihre Tage in der beneidenswerten Abgeschiedenheit „zurückgezogener Gelehrter“ zu verleben.

lichen Kommissaren und hohen Provinzial-Beamten die Würdigsten zur wei
Beförderung' ausgesondert.

Die Zahl der Kandidaten, welche sich zu den Provinzial-Prüf
meldet, hängt natürlich von der Bevölkerungsstärke der Provinzen ab.
bevölkerte Satrapien, wie z. B. Tschili, Fukien und Kiangsu, stellen vie
je acht- bis zehntausend Bewerber, von denen durchschnittlich nur etwa
hundert ein Diplom erhalten können. Die Provinz der Kaiserresidenz,
hat das Recht auf die bei weitem größte Anzahl von Diplomen, nämlich auf
Ihr zunächst stehen Kiangsu und Anhui mit je 114. Hierauf folgen Ki
und Tschekiang mit je 94. An letzter Stelle stehen Kueitschau und Kansu
je 40.

Die Provinzial-Prüfungen dauern neun Tage. An einem festge
Termine versammeln sich die Studenten außerhalb der Examinations-Halle,
deren Eingang der Ober-Examinator und seine Prüfungs-Gehülfen, alle in
Staatsroben gekleidet, sitzen. Auf ein gegebenes Zeichen werden die
Prüfungslokale führenden Thore geöffnet, worauf ein Herold die Namen
Kandidaten verliest. Die Aufgerufenen melden sich, und indem der Kan
den Ober-Examinator passiert, erhält er von einem der Assistenten desselben
Rolle Papier, die mit einer gewissen Zahl versehen ist. Es ist die Nummer
Zelle, in die er sich ohne Verzug begeben muß. Auf die Rolle, auf w
außer seinem Namen auch sein Signalement verzeichnet steht und die einen offiz
Stempel trägt, hat er die ihm aufgegebenen Arbeiten zu schreiben. Na
die Namen sämtlicher Kandidaten ausgerufen sind, werden die Thore
schlossen. Die Prüfungsgegenstände, welche von Peking durch kaiserliches Se
Edikt ausgegeben werden, bestehen zumeist in Aufsätzen und Themen, di
Klassikern entnommen sind, ferner in Abhandlungen über politische Frage
Vergangenheit oder auch der Gegenwart. Man erwartet vom Kandidaten, d
seinen Aufsatz in neun Abteilungen einteilt, nämlich: 1. Das Thema; 2. Darl
des Themas; 3. Erweiterung des Themas; 4. Auslegung; 5. Weitere Ausle
6. Argument, erste Abteilung; 7. Wiederbehauptung des Themas; 8. Argu
zweite Abteilung; 9. Argument, dritte Abteilung.

Die Kandidaten müssen in ihrer Zelle bis zum Nachmittage des d
Tages bleiben. Dann dürfen sie, nachdem man ihre Arbeiten gesammelt
sich ein paar Stunden im Freien erholen. Vor einer bestimmten Stunde n
sie sich wieder innerhalb der Thore der Examinations-Halle befinden, da
selben des Abends geschlossen werden. Am folgenden Morgen erhalten
Bewerber neue Themen, mit deren Bearbeitung sie am Nachmittage des se
Tages fertig sein müssen. Danach dürfen sie sich wiederum einige St
lang außerhalb der Halle aufhalten. Des Abends schließt man sie aufs
ein. Am folgenden Morgen werden die letzten Aufgaben verteilt, welche
ihnen drei Tage später, mithin am letzten Tage der neuntägigen Prü
abnimmt.

Die Prüfungshalle, wie der Platz gewöhnlich von Ausländern genannt wird, obgleich der Ausdruck kein recht passender ist, besteht aus einem großen, von einer hohen Mauer umschlossenen Hof. Er wird von einer Anzahl von Hauptwegen durchschnitten, die mit den Eingangsthoren der Halle in Verbindung stehen. Zu jeder Seite der in Rechtwinkeln auslaufenden Hauptwege befindet sich eine Reihe langer, enger Wege, von denen ein jeder eine Sackgasse bildet. Wir wollen [illegible] Reihe eine dieser Gassen betreten.

An einer Seite derselben sehen wir ein niedriges Ziegeldach, welches eine Reihe von kleinen Zimmern, jedes kaum sechs Fuß im Quadrat, bedeckt. Alle diese Zellen haben dieselbe Größe und dasselbe Aussehen: an drei Seiten eine nackte Mauer und an der vierten, nach der Gasse führenden Mauer eine Thür und ein Fenster, oder richtiger gesagt, zwei thür- und fensterlose Öffnungen. Innen, gegenüber der Thür, befindet sich ein Brett, welches an beiden Enden auf Ziegelsteinen ruht. Dies dient als Sitz. Gegenüber dem Fenster haben wir ein zweites Brett, ebenfalls auf Ziegelsteinen ruhend, aber etwas höher. Dieses dient als Tisch. Beide Bretter kann man abnehmen. Dies thut auch der Kandidat des Abends, wenn er sich sein Nachtlager zurecht zu machen gedenkt. Die andere Seite dieser Gasse ist eine lange, tote Mauer. Sie bildet die Hinterseite der nächsten Reihe Zellen.

Diese Zellen nehmen fast den ganzen inneren Raum des großen Hofes ein. Wohin man blickt, sieht man diese wenig einladenden Stübchen, zwei oder drei offene Plätze ausgenommen, auf welchen sich die Kandidaten zum „Apell“ melden müssen. Aus der Mitte des Hofes erhebt sich außerdem ein Pavillon-ähnliches hohes Gebäude. Es dient den Prüfungs-Aufsehern und deren Stabe zum Beobachtungsposten; von dort aus können sie alles sehen, was um sie herum vorgeht.

Hinter dem Haupthofe befindet sich ein innerer Hofraum, auf dem mehrere Gebäude stehen. Dort leben während der Prüfungen die Examinatoren und ihre Gehülfen. Sie dürfen selbst nicht herausgehen, auch ist ihnen nicht erlaubt, Besuche zu empfangen, bis alle Aufsätze durchgesehen und die Resultate zur Veröffentlichung gelangt sind.

Es liegt auf der Hand, daß eine so lang anhaltende und anstrengende Arbeit in vielen Fällen sehr schädlich auf die Gesundheit der Prüflinge einwirkt. Ja, es sind sehr häufig Fälle vorgekommen, daß man Studenten tot auf ihren Sitzen in der Zelle vorfand, auch daß sie sich durch Erhängen oder auf irgend eine andere Weise das Leben genommen hatten; denn die jahrelange Vorbereitung auf diese Prüfungen, ferner das brennende Verlangen nach einem glücklichen Ausgange des Examens üben bei vielen einen höchst niederdrückenden Einfluß auf das Gemüt aus.

Daß die Kandidaten während der neuntägigen Prüfung auf das Schärfste bewacht werden, damit niemand von außen her ihnen behülflich sein kann, braucht nach den oben erwähnten Thatsachen wohl kaum weiter erwähnt zu werden.

die tüchtigsten und rechtschaffensten Unterthanen zu Dienern des Staates heranzieht. Und den rechten Weg zu diesem Ziele meinen die Chinesen in ihrem Prüfungs-Systeme zu haben, welches nicht nur die Blüte seines Gelehrtenstandes, sondern auch jede Thatkraft und Tüchtigkeit ans Licht stellen soll. Daß etwas Richtiges darin liegt, dürfte kaum zu leugnen sein. Jedem Angehörigen des Reiches wird durch die kompetitiven Prüfungen der Weg eröffnet, sich durch persönliche Anstrengung zu einer hohen sozialen Stellung, ja selbst zu den höchsten Beamtenstellen des Landes aufzuschwingen. Ausgenommen von dem Anrecht auf die Prüfungen sind nur folgende vier Klassen, bezw. ihre Nachkommen bis in das dritte Glied: 1. Schauspieler, 2. Scharfrichter und Diener von Mandarinen, 3. Gefängniswärter und 4. Barbiere.

Das Prüfungs-System befördert somit ein hohes Gefühl der Selbstachtung und des Selbstvertrauens und regt einen gesunden Wetteifer der ganzen Nation an. Wie stark aber diese Anregung wirkt, zeigt die Ausdauer, mit der manch einer ungeachtet wiederholten Mißlingens und zunehmenden Alters die heißbegehrten litterarischen Ehren zu erringen sucht. Es ist eine Eigentümlichkeit des chinesischen Prüfungs-Systems, daß dem Alter der Mitbewerber keine Schranken gesetzt sind. Knaben von 15 Jahren und Greise von 70 Jahren dürfen sich zu demselben Examen melden.

In Verbindung mit dieser eigenartigen Thatsache ist folgende Tabelle, welche das Alter der erfolgreichen Kandidaten zeigt, die sich vor einigen Jahren zur Erlangung des Tschü Yen-Grades (Provinzial-Graduierter) in mehreren Provinzen des Reiches gemeldet hatten, von besonderem Interesse:

Provinzen	Jahre						Total
	10—20	20—30	30—40	40—50	50—60	60—70	
Kiangsu / Anhuei	6	69	50	16	15	—	156
Tschekiang	5	45	27	25	3	—	105
Fukien	1	48	45	6	2	1	103
Yünnan	8	40	9	3	3	1	64
Kueitschau	2	27	11	6	4	—	50
Kiangsi	2	43	44	11	3	1	104
Kuangtung	2	35	36	11	4	—	88
Schensi	—	29	32	10	1	—	72
Hunan	—	31	20	8	2	—	61
Hupe	2	25	26	6	2	—	61

Das Finanzwesen.

Wenn wir die Staatseinnahmen und -Ausgaben Chinas beurteilen wollen, so müssen wir das Kaiserreich als ein Agglomerat von so und sovielen halb unabhängigen Provinzial-Regierungen ansehen. Die Einnahmen der Seezölle und die einiger wenigen alten einheimischen Zollhäuser ausgenommen, wird kein Teil des National-Einkommens direkt durch die Agenten der kaiserlichen Regierung eingezogen. Sämtliche sonstigen Erheber der Staatseinkünfte sind die Stellvertreter der Provinzial-Gouverneure, denen sie auch zunächst verantwortlich sind. Alles erhobene Geld wird zuerst in eine der Provinzial-Schatzkammern eingezahlt. Von hier aus wird es teils nach Peking geschickt, teils zur Verwendung für die Lokal-Regierung oder, sollte ein Überschuß da sein, zur Aushilfe anderer, nicht so wohlhabenden Provinzen bestimmt. Die Triebfeder in der Angelegenheit ist der Theorie nach das Finanz-Ministerium zu Peking, wenn auch gelegentlich der Große Rat oder das Tsungli Yamen Befehle erteilen.

Das Ministerium, dem eine allgemeine Aufsicht der Finanz-Angelegenheiten des ganzen Kaiserreiches obliegt, nimmt vor jedem Jahresschluß eine allgemeine Schätzung der Fonds vor, die im darauffolgenden Jahre für kaiserliche Zwecke verausgabt werden sollen, und verteilt die Beschaffung derselben unter die verschiedenen Schatzkammern des Kaiserreiches. Die Abschätzung wird dem Kaiser vorgelegt. Ist sie von ihm genehmigt worden, so schickt man Abschriften derselben an alle General-Gouverneure und Gouverneure, welche dieselben wiederum an ihre betreffenden Beamten senden. In gewöhnlichen Zeiten weichen die Forderungen von Jahr zu Jahr natürlich nicht erheblich von einander ab. Die für die Reichshauptstadt bestimmten Summen werden in der Regel pünktlich abgeführt. Wenn dieses System in Friedenszeiten und bei normaler politischer Lage im allgemeinen auch schon genügt, so bricht es doch in schlechten Zeiten völlig zusammen.

Nachdem man die Behörden in Peking befriedigt hat, scheint es, als ob der Rest der Steuern den Provinzial-Regierungen angehört, damit sie denselben nach Belieben verausgaben. Der Theorie nach sollen alle Berichte darüber zur Bestätigung dem Finanz-Ministerium unterbreitet werden. Es ist natürlich leicht für entferntere Provinzen, das Ministerium davon zu überzeugen, daß diese oder jene Ausgabe durchaus notwendig war, da die Central-Behörden mit den wirklichen Umständen nicht genau bekannt sein können. Die Gesamt-Jahresausgaben einer Provinz werden auch, wie es scheint, nie als ein zusammenhängendes Ganzes veröffentlicht. Man kann deshalb unmöglich mit Bestimmtheit sagen, ob es je einen Überschuß giebt, oder, sollte man einen solchen haben, was aus ihm geworden ist. In der Regel giebt es auch wohl keinen Überschuß. Es finden sich stets irgend welche außergewöhnliche Forderungen, denen man Rechnung tragen muß, wie z. B. Gelder zur Abhülfe von Hungersnot, zur Ausbesserung der Flußeindämmungen, zur Unterdrückung von Aufständen in

die tüchtigsten und rechtschaffensten Unterthanen zu Dienern des Staates heranzieht. Und den rechten Weg zu diesem Ziele meinen die Chinesen in ihrem Prüfungs-Systeme zu haben, welches nicht nur die Blüte seines Gelehrtenstandes, sondern auch jede Thatkraft und Tüchtigkeit ans Licht stellen soll. Daß etwas Richtiges darin liegt, dürfte kaum zu leugnen sein. Jedem Angehörigen des Reiches wird durch die kompetitiven Prüfungen der Weg eröffnet, sich durch persönliche Anstrengung zu einer hohen sozialen Stellung, ja selbst zu den höchsten Beamtenstellen des Landes aufzuschwingen. Ausgenommen von dem Anrecht auf die Prüfungen sind nur folgende vier Klassen, bezw. ihre Nachkommen bis in das dritte Glied: 1. Schauspieler, 2. Scharfrichter und Diener von Mandarinen, 3. Gefängniswärter und 4. Barbiere.

Das Prüfungs-System befördert somit ein hohes Gefühl der Selbstachtung und des Selbstvertrauens und regt einen gesunden Wetteifer der ganzen Nation an. Wie stark aber diese Anregung wirkt, zeigt die Ausdauer, mit der manch einer ungeachtet wiederholten Mißlingens und zunehmenden Alters die heißbegehrten litterarischen Ehren zu erringen sucht. Es ist eine Eigentümlichkeit des chinesischen Prüfungs-Systems, daß dem Alter der Mitbewerber keine Schranken gesetzt sind; Knaben von 15 Jahren und Greise von 70 Jahren dürfen sich zu demselben Examen melden.

In Verbindung mit dieser eigenartigen Thatsache ist folgende Tabelle, welche das Alter der erfolgreichen Kandidaten zeigt, die sich vor einigen Jahren zur Erlangung des Tschü Yen-Grades (Provinzial-Graduierter) in mehreren Provinzen des Reiches gemeldet hatten, von besonderem Interesse:

Provinzen	Jahre						Total
	10—20	20—30	30—40	40—50	50—60	60—70	
Kiangsu ……. Anhuei …….	6	69	50	16	15	—	156
Tschekiang …..	5	45	27	25	3	—	105
Fukien …….	1	48	45	6	2	1	103
Yünnan …….	8	40	9	3	3	1	64
Kueitschau ……	2	27	11	6	4	—	50
Kiangsi …….	2	43	44	11	3	1	104
Kuangtung …..	2	35	36	11	4	—	88
Schensi …….	—	29	32	10	1	—	72
Hunan …….	—	31	20	8	2	—	61
Hupe …….	2	25	26	6	2	—	61



張之洞

Chang Chi-tung.
General-Gouverneur in Wuchang.



劉坤一

Liu Kun-yi.
General-Gouverneur in Nanking.

entfernten Provinzen u. a. m. Alle jene Provinzen, die einen Überschuß aufweisen, geben diesen mit mehr oder weniger Bereitwilligkeit für solche außergewöhnliche Forderungen hin.

Auf diese Art und Weise werden die Einnahmen von Jahr zu Jahr aufgebraucht. Eine Ermäßigung findet nie statt. Sobald die Geldforderungen in Peking dringender werden, erhöhen auch die Lokalbehörden die Steuern ihrer Bevölkerung, indem sie eine Extra-Inlandsteuer auf Waren oder Salz oder auf beides legen.

Die Staats-Einnahmen Chinas kann man demnach zweifach berechnen: entweder 1. als die Einnahmen, welche der kaiserlichen Regierung für Nationalzwecke zur Verfügung stehen, oder 2. als die Gesamtsumme der Einnahmen aller Provinzen. Beide sollen zunächst kurz behandelt werden.

I.

Vor dem Abschluß der Verträge mit den Fremdmächten (1842) und der Einrichtung der unter fremder Leitung stehenden Seezölle (1854) stammten die zur Verfügung der kaiserlichen Regierung stehenden Abgaben aus folgenden drei Quellen:

1. Aus dem nach Peking verschifften „Tributreis".
2. Aus der Peking-Quote der in Silber zu bezahlenden Abgaben.
3. Aus den Einnahmen der einheimischen Zollhäuser.

Der „Tributreis" diente zur Unterhaltung der Mandschu-Soldaten, in Wirklichkeit der ganzen Mandschu-Bevölkerung Pekings, die in acht Banner eingeteilt ist. Jeder Erwachsene derselben ist der Theorie nach Soldat und als solcher zu einer gewissen Menge Naturalien berechtigt. Die Peking-Quote wurde zur Bestreitung der Gehälter der Regierungsbeamten an das Finanzministerium bezahlt. Die Einnahmen der einheimischen Zollhäuser dienten insbesondere der Unterhaltung des kaiserlichen Haushalts und seiner verschiedenen Anhängsel.

So lagen die Dinge zu jener Zeit, als die Mandschu-Bannerarmee die einzige Nationalarmee war und es noch keine Flotte oder Verwickelungen mit den Fremdmächten gab. Obwohl vieles sich seither geändert hat, so wird doch die alte Einrichtung im großen und ganzen noch beibehalten. Die Provinzen senden heute noch große Mengen Reis nach Peking. In vielen Fällen ist allerdings diese Abgabe schon in Geldzahlungen umgewandelt worden.

Die Einnahmen, welche heutzutage unter der Kontrolle der Central-Regierung zu Peking stehen, setzen sich wie folgt zusammen:

1. Tributreis, teils in Cerealien, teils in Geld umgewandelt.
2. Peking-Quote von in Silber zu bezahlenden Abgaben.
3. Sonder-Steuer für die kaiserliche Regierung und den kaiserlichen Haushalt.
4. Einnahmen der kaiserlichen Seezoll-Verwaltung.

Untersuchen wir zunächst die Tributreis-Abgabe. Die Provinzen, welche gegenwärtig noch Reis senden, sind Kiangsu und Tschekiang. Die Gesamt-



張之洞

Chang Chi-tung.
General-Gouverneur in Wuchang.



劉坤一

Liu Kun-yi.
General-Gouverneur in Nanking.

menge, welche entrichtet wird, schwankt zwischen 1200000 bis 1400000 Tan (1 Tan = etwa 80 Kilo), im Durchschnitt ungefähr 104000 Tonnen à 1000 Kilo. Hiervon gehen etwa 200000 Tan auf dem alten langwierigen Wege, dem Kaiserkanal, nach Peking; der Rest wird teils mit Dschunken, teils mit Dampfern der „China-Merchants Steam Navigation Co.“ dorthin versandt. Die Beförderungskosten hierfür sind sehr groß; man darf sie auf 1500000 Taels veranschlagen, gleich ca. 100 % des Reiswertes am Produktionsorte.

Die Reis-Transport-Verwaltung ist übrigens eines der Haupt-Departements der Regierung. Sie unterhält eine kleine Armee von Beamten und sonstigen Angestellten.*) Die in Cerealien zu zahlenden Steuern werden von dem einzelnen Staatsbürger in Silber, oder richtiger gesagt, in Kupfergeld (sogenanntem Käsch)**) eingezogen und zwar durch die Agenten der Bezirks-Magistrate. Dieselben kaufen den Reis auf den offenen Märkten und schicken das gekaufte Quantum an einen Central-Sammelort, welcher die Weiterbeförderung nach Peking besorgt. Daselbst wird der Reis in den Regierungs-Speichern zu Tungtschau (bei Peking) aufbewahrt.

Außer den beiden bereits erwähnten Provinzen Kiangsu und Tschekiang giebt es noch fünf andere, die ursprünglich Cerealien nach Peking sandten, heute aber ihre Abgaben zumeist in Silberwert umgewandelt haben. Dies sind Kiangsi, Anhui, Hupe, Hunan und Honan; sie tragen zusammen 2160000 Taels bei. Schantung schickt Cerealien (zumeist Hirse, Mais und Weizen) in einem Werte von 280000 Taels (etwa 300000 Tan). Nimmt man an, daß der Reis, den Kiangsu sendet (850000 Tan), einen Wert von 1700000 Taels (das Kilo zu ca. 8 Pfennig) darstellt, und der Tschekiangs (450000 Tan) einen solchen von 900000 Taels (das Kilo ebenfalls zu ca. 8 Pfennig), so dürfte man die Gesamt-Getreideabgaben, welche nach Peking gehen, einschließlich der Cerealien, für die jetzt Silber eingezahlt wird, auf etwas über 5000000 Taels (ca. 15 Millionen Mark) schätzen. Dies würde den Wert der Cerealien einschließlich der enormen Transportkosten nach Peking darstellen.

Die Steuer in Silbergeld, welche in den verschiedenen Provinzen für die Central-Regierung erhoben wird, ist als „Tsching Hsiang“, d. h. Peking-Abgabe-Quote bekannt. Gegenwärtig wird dieselbe aus folgenden Quellen bezogen, die

*) Den kaiserlichen Verordnungen zufolge sollte das Transport-Corps aus 250 Verwaltungsbeamten, 120 Begleit-Offizieren und über 60000 Bootsleuten bestehen. Infolge der Gründung der eben genannten Dampfergesellschaft und der starken Versandung des Kaiserkanals wird aber gegenwärtig nur ein Bruchteil dieses Tributreises auf Dschunken verschifft. Man nimmt an, daß heutigentags nur noch 400 bis 500 dieser Fahrzeuge (von je 4 bis 500 Picul à 133 engl. Pfund Tragkraft) den Kaiserkanal benutzen. Die Reise von Tschinkiang (wo derselbe in den unteren Yangtsekiang mündet) bis nach Peking nimmt im Durchschnitt einhundert Tage in Anspruch.

**) Die unter den Ausländern als „Käsch“ bekannte Kupfermünze ist in Wirklichkeit das einzige Geldstück der Chinesen. Das Wort stammt von dem maurischen Namen „caixa“, jener Zinnmünze ab, welche die Portugiesen zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Malacca vorfanden und die von der Malabar-Küste dorthin gebracht worden war. Die Chinesen selbst nennen das Geldstück „Tschien“.

sich übrigens von Jahr zu Jahr nur wenig ändern. Es senden die Provinz Kiangsu, Kiangsi, Anhuei, Hupe, Hunan, Honan, Schansi, Schantung, Tschekian Fukien, Kuangtung und Setschuen zusammen 3 410 000 Taels.

Aus der Salzsteuer und dem Likin (Inlandzoll) auf Salz fließen na Peking 1 680 000 Taels, und zwar sind hieran folgende Provinzen beteilig Kiangsu, Hupe, Hunan, Setschuen, Tschili, Tschekiang, Schantung, Fukien u Kuangtung.

Von ihren Seezoll-Einnahmen liefern Shanghai, Ningpo, Canton, Futscha Hankau und Kiukiang zusammen 890 000 Taels ab. — Der Beitrag der ei heimischen Zölle beträgt 230 000 Taels und der der Likin-Zölle 790 000 Tael Dies ergiebt demnach eine Gesamtsumme von 7 000 000 Taels, die teilwei verwendet wird, die Mandschu-Truppen zu bezahlen, vornehmlich aber dazu, d Gehälter der kaiserlichen Beamten und die Kosten der hauptstädtischen Verwaltu zu bestreiten.

Außer den vorgenannten Summen erhebt die kaiserliche Regierung in d Provinzen Zusatzsteuern unter sehr verschiedenen Namen. Wir haben sie un dem Namen „Extrasteuer für die kaiserliche Regierung und den kaiserlic Haushalt" zusammengefaßt. Diese Extrabesteuerungen belaufen sich auf et 7 500 000 Taels. Die kaiserliche Regierung erhält demnach aus den bisl angeführten Quellen im ganzen rund 19 500 000 Taels. Man darf dies als Summe ansehen, welche der kaiserlichen Regierung zur Verfügung steht, um Truppen in Peking und Umgegend — mandschuische sowohl als auch chinesis — zu besolden, sowie die ganzen Kosten der Civilverwaltung zu bestreiten. E schließt aber nicht die Besoldung irgend welcher Provinzial-Truppen, noch d Kosten des Reichsmarine-Amtes mit ein. Diese Summe wird, wie wir gesehe haben, zumeist aus den Provinzial-Einnahmen gezogen; die kaiserlichen Seezöl schießen etwa 2¼ Millionen Taels bei.

Wir kommen jetzt zu den kaiserlichen Seezoll-Einnahmen. Man nimm für gewöhnlich an, daß dieselben direkt an die Regierung in Peking abgehe Dies ist ziemlich richtig, aber es ist zu beachten, daß die Zollerheber nic Agenten der Central-Regierung, sondern gewöhnliche Provinzial-Beamte sind, d mit ihren anderen Pflichten die eines Zolldirektors verbinden. Die fremd Zolldirektoren nehmen die Zölle nicht selbst in Empfang. Ihnen liegt nur o darauf zu sehen, daß die Zölle gezahlt worden sind, zumeist an eine zu diese Zwecke bestimmte einheimische Bank, und daß ein Empfangsschein ausgeste worden ist, ehe das Schiff ausklariert. Die Statistiken der fremden Zolldirekto sind natürlich eine wirksame Kontrolle gegenüber der Zoll-Statistik der chinesisch Beamten, welche das Geld vereinnahmen. Letztere senden als Untergebene d Provinzial-Regierung ihre Zoll-Einnahme-Listen nicht nach Peking, sondern den General-Gouverneur oder Gouverneur der Provinz, in welcher der Ha liegt. Dieser höhere Beamte schickt dann seinen Bericht über die Seezoll-Ei nahmen an das Finanz-Ministerium ein. Man kann der Theorie nach die Zo

einnahmen jedes Hafens für einen Teil der Einnahmen der Provinz, in welcher derselbe gelegen ist, rechnen, denn für gewöhnlich fließen nur $^4/_{10}$ der Seezolleinnahmen in die Taschen der Regierung zu Peking. Die von der Provinzial-Regierung zurückbehaltenen $^6/_{10}$ werden zum Teil zur Bestreitung der Kosten verschiedener Provinzial-Ämter verwendet.

II.

Bislang ist von der Einnahme gesprochen worden, die unter der Kontrolle der Central-Regierung erhoben wird. Wir wollen nun versuchen, alle Zweige der Einnahmen sowie sämtliche Ausgaben des Landes kurz zu beschreiben. Als Einnahmequellen wären zu nennen:

1. Grundsteuer, in Silber zahlbar;
2. Grundsteuer, in Cerealien zahlbar oder in Geldabgaben umgewandelt;
3. Salzsteuer, Zoll und Likin (Inlandsteuer);
4. Likin auf Durchgangsgüter;
5. Seezölle (sogenannte „fremde" Zölle);
6. Einheimische Zollhäuser, teils als „maritime", teils als „innere" bekannt;
7. Zoll und Likin auf einheimisches Opium;
8. Verschiedenes, einschließlich
   a) Landübertragungs-Gebühren; b) Licenzen für Pfandhaus-Besitzer und andere; c) Zoll auf Hornvieh u. dergl.; d) Einnahmen für die Erteilung von Titeln oder eines Beamtenranges; e) Schenkungen und Strafgelder von Beamten, die sich vergangen haben.

In China, wie in allen orientalischen Ländern, ist die Grundsteuer von jeher als die Hauptquelle des Nationaleinkommens betrachtet worden. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts machte sie etwa $^2/_3$ der Gesamteinnahmen aus, und es liegt Grund vor, anzunehmen, daß sie damals viel größer als heute war. Die Berichte des Finanz-Ministeriums, welche von Zeit zu Zeit in neuer Auflage erscheinen, stellen die Höhe der regulären Geundsteuer auf fast 31 000 000 Taels fest. Das „Rote Buch"*) der Regierung giebt etwas über 29 000 000 Taels an. Die Berichte aber, welche die General-Gouverneure und Gouverneure in jüngster Zeit dem Throne unterbreitet haben, vermerken eine viel kleinere Zahl. Als Grund für diesen Rückgang wird zumeist angegeben, daß Dürre und Überschwemmung vorgeherrscht haben. Falls in solchen Fällen mehr als $^5/_{10}$ der vorgeschriebenen Grundsteuer erhoben werden kann, so sind die Bezirks-

*) Eine chinesische Civil-, Militär- und Marine-Liste, die vierteljährlich veröffentlicht wird und in Rot gebunden ist. In derselben sind die Namen, der Stand usw. aller Regierungs-Beamten, welche fest angestellt sind, enthalten; Beamten-Anwärter sind demnach nicht verzeichnet. Vier Bände sind dem Civil- und zwei dem Militärdienste gewidmet. Einer neueren Ausgabe dieses Werkes entnehmen wir, daß es in den achtzehn Provinzen 1757 Beamte gab, die über ein Siegel verfügten; hiervon waren 1585 Chinesen, 117 Mandschu, 23 mongolische und 32 chinesische Bannerleute. Tataren-Generäle (Chinesisch „Ti Tai") sind in diese Ziffer nicht mit eingerechnet. Sie sind höchstkommandierende der Städte, in welchen Mandschu-Truppen liegen und praktisch genommen, gleichen Ranges mit dem General-Gouverneur.

Magistrate zu einer Belohnung berechtigt. Was am Ende des Jahres dann fehlt, wird wohl zumeist durch ein Dekret den Provinzen geschenkt. Beispielsweise wurden, den Berichten der Provinzial-Satrapen zufolge, während der dreijährigen Periode 1892 bis 1894 im Durchschnitt jährlich an Grundsteuern etwas über 25 000 000 Taels erhoben. Nach den Verordnungen des Finanz-Ministeriums aber hätten fast 31 000 000 Taels eingehen sollen. Man darf wohl annehmen, daß die Summe, welche das Deficit ausmacht, dazu benutzt worden ist, das lächerlich kleine Gehalt der vielen Provinzial-Beamten aufzubessern. Jedenfalls repräsentiert die Ziffer, welche als eingelaufene Grundsteuer angegeben worden ist (25 000 000 Taels), nicht die Summe, welche in Wirklichkeit von den Landeigentümern gezahlt wurde.

Mehrere Ursachen tragen dazu bei, daß die Summen, welche als Grundsteuer jährlich — soweit die Regierung in Betracht kommt — eingehen, so sehr zusammenschrumpfen. Die hauptsächlichste derselben ist die üble Gewohnheit daß man jeden Magistrat und jeden Erheber zum Pächter der Einnahme macht. Jeder Magistrats-Bezirk hat eine Minimal-Quote, welche die Regierung festsetzt, zu entrichten. An dem Mehr über das Minimum hat der Steuererheber eigentlich keinen Anspruch, denn man erwartet von ihm, daß er wertvolle Geschenke an seine Vorgesetzten, vom General-Gouverneur bezw. Gouverneur abwärts macht. Man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß die Einnahmen an Grundsteuern zwei- oder dreimal so groß sind, als die nach Peking abgeführte Summe. Wenn ungeschmälert, würde demnach diese Einnahmequelle der kaiserlichen Regierung jährlich 50 bis 75 000 000 Taels einbringen.

Wir haben den Einnahmezweig „Steuern in Cerealien gezahlt“ bereits besprochen, als jener Teil behandelt wurde, welcher auf den Anteil der Regierung in Peking fiel. Theoretisch genommen, soll die ganze Cerealiensteuer nach Peking gesandt werden, und die Transportkosten sollen außerdem noch den Steuerzahlern zur Last fallen. Die Kosten schätzt das Finanz-Ministerium auf 30% ab; in Wirklichkeit fordert man über 100%. Nachdem die übermäßig hohen Transportkosten bestritten worden sind, bleibt dem Getreide-Schatzmeister nur wenig Geld übrig. Wir haben den Wert der Cerealien, einschließlich der für dieselben in Silber umgewandelten Summen, welche der Regierung in Peking gezahlt werden, auf rund 5 000 000 Taels geschätzt. Doch darf man wohl annehmen, daß die Summe, welche für diesen Zweck direkt vom Schatzmeister und seinen Beamten eingezogen wird, mindestens 7 000 000 Taels beträgt. Die Regierung in Peking verliert demnach aus dieser Quelle etwa 2 000 000 Taels.

Die Salzsteuer bildet einen sehr wichtigen Zweig der Staatseinnahmen Salz ist, wie bereits erwähnt, ein Regierungs-Monopol. Die Einfuhr von fremdem Salz wurde durch die Verträge mit den Fremdmächten verboten, und dieses Verbot besteht auch heute noch. Das Verwaltungssystem und die Kontrolle über dieses Departement ist sehr verwickelt und voll von technischen Kunstgriffen

China ist zwecks der Salz-Verwaltung in sieben Hauptbezirke eingeteilt, von denen jeder seine eigenen Produktionsquellen besitzt. Diese Bezirke sind:

1. Tschanglu, das die Provinz Tschili und den Norden Chinas im allgemeinen versorgt;
2. Hotung, für die Versorgung von Schansi, Schensi und den größeren Teil Honans bestimmt;
3. Lianghuei, für Anhui, einen Teil von Kiangsu, Kiangsi und Hunan wie auch Hupe;
4. Liangtsche, für Tschekiang und den Rest von Kiangsu;
5. Fukien, für die Versorgung dieser Provinz und einen Teil der an sie grenzenden Provinzen bestimmt;
6. Kuangtung, für die beiden Kuang-Provinzen sowie Teile von Kiangsi und Yünnan;
7. Setschuen, welches den Rest West-Chinas versorgt.

Die Grenzen jedes dieser Bezirke sind genau bestimmt. Salz, welches in einem Bezirke gewonnen wird, darf in einen anderen nicht versandt noch dort verkauft werden, — wenigstens nicht unter normalen Verhältnissen. Man gewinnt dasselbe in gewissen Bezirken an der Meeresküste durch Verdunstung und Kochen aus Seewasser oder auch aus der Sole, die man in den Brunnen der Provinzen Setschuen und Schansi vorfindet. Der Menge sowie der Art der Produktion sind keine Einschränkungen gesetzt. Alles gewonnene Salz muß aber entweder an die Regierungsbeamten verkauft werden, welche Speicher für seine Aufbewahrung erbaut haben, oder an licensierte Salzkaufleute, die das Recht gepachtet haben, gewisse Konsum-Bezirke mit Salz zu versorgen.

Die Produktionskosten schwanken bedeutend. In einigen Plätzen, namentlich an der Küste, wo man Salz durch Verdunstung gewinnt, kostet die Herstellung nur sehr wenig, 30 bis 35 Pfennig pro Centner; in anderen Bezirken beträgt der Salzpreis aber bereits 1 Mark 50 Pfennige pro Centner. Der Kleinverkaufspreis schwankt, nachdem das Salz den Konsumenten erreicht hat, im Durchschnitt zwischen 25 Käsch (etwa 5 Pfennige) pro Kattie (gleich 600 Gramm) und 60 bis 70 Käsch. In den weiter im Inland gelegenen Bezirken ist er noch höher.

Die Verteilung dieses Handelsartikels erfolgt auf verschiedene Art und Weise. Die Regierung stellt einfach Licenzen aus und überläßt es den Kaufleuten, das Salz innerhalb gewisser bestimmter Bezirke nach Belieben anzukaufen und zu verkaufen. Die Regierung kauft auch von den Producenten und übernimmt den Transport und den Verkauf aus den Regierungsspeichern an Großhändler. Endlich übernimmt die Regierung manchmal das ganze Geschäft auch selbst und versorgt die Kleinhändler direkt. Diese drei Systeme findet man z. B. in Setschuen gleichzeitig vertreten. Im großen und ganzen scheint aber nachstehendes System in China vorzuherrschen: die Beamten der Salz-Departements kaufen alles Salz aus erster Hand von den Producenten und verkaufen es an

die Kaufleute zu einem Preise, welcher ausreicht, um alle Kosten, den Zoll mit eingeschlossen, zu bestreiten.

Die Verteilung des Salzes wird von Salzkaufleuten besorgt, welche die Licenzen von dem Salzkommissar oder in Ermangelung eines solchen vom höchsten Provinzial-Beamten, dem der betreffende Bezirk zufällt, gekauft haben. Diese Licenzen haben für immer Gültigkeit, d. h. eine Licenz, welche einmal ausgegeben worden ist, kann vom Vater auf den Sohn übergehen. Man kann sie auch für eine gewisse Summe an eine andere Person verkaufen. In manchen Bezirken ist eine solche Licenz 10 bis 12000 Taels wert. Diese Licenzen berechtigen den Inhaber in den Regierungsspeichern eine bestimmte Menge Salz zu kaufen, und zwar in jedem derselben 500 Yin; die Größe dieses Maßes schwankt in den verschiedenen Bezirken, im Durchschnitt dürfte das Yin etwa 90 Kattie gleich 54 Kilo sein.

Nachdem der Kaufmann sein Salz gekauft hat, darf er es nach irgend einem beliebigen Orte des Bezirkes hinschaffen; doch steht es ihm nicht frei, direkt an den Konsumenten zu verkaufen. Er muß vielmehr sein Salz durch einen Agenten der Salzverwaltung, welcher den Verkaufspreis festsetzt, losschlagen. Der Kaufmann ist übrigens verpflichtet, sein Salz in einer Art von Lagerhaus unter Zollverschluß, welches unter der Aufsicht eines Salzdepartements-Beamten steht, zu speichern. Der Händler trägt nunmehr seinen Namen in ein Buch ein. Doch darf er sein Salz erst dann zum Verkaufe anbieten, wenn alle Kaufleute, deren Namen vor dem seinigen eingetragen worden sind, ihr Salz abgesetzt haben. Jeder Kaufmann strebt natürlich danach, sein Salz so schnell wie möglich loszuschlagen, denn je eher ihm dies gelingt, desto eher bekommt er auch seine beim Salzbeamten hinterlegte Licenz zurück und darf sich einen neuen Platz zum Verkaufe seines Salzes wählen. Der Verdienst, den er macht, hängt demnach allein von der Schnelligkeit ab, mit welcher er sein Salz verkauft.

Es ist schwer, die Summen abzuschätzen, welche der Regierung aus dieser Quelle zugehen. Man veranschlagt sie auf 14 bis 15000000 Taels jährlich. Zu bemerken ist noch hierbei, daß seit dem jüngsten chinesisch-japanischen Kriege im ganzen Reiche eine Extrasteuer in Höhe von zwei Käsch (etwa $^{2}/_{5}$ Pfennig) per Kattie eingeführt worden ist. Man darf den Gesamtkonsum Chinas an Salz im Jahre auf wenigstens 25000000 Picul (gleich 1500 Millionen Kilo) schätzen.

Wir kommen jetzt zu einer Steuer, die den Ausländern wohl am besten bekannt ist, oder über die wenigstens am meisten gesprochen wird, nämlich: Likin*) auf Waren. Diese Steuer pflegte man als ungesetzlich anzusehen, nur als eine der vielen Erpressungen („squeeze", wie der Engländer sie nennt), welche Mandarine und ihre Unterstellten nach Willkür ausüben. Dies ist aber

---

*) Likin, wörtlich der tausendste (Teil) oder Käschgeld; von Li gleich der 1000ste Teil eines Taels, mithin nominell gleich 1 Käsch, und „kin", d. h. Metall, hier aber im Sinne von Geld gebraucht. Die Steuer war ursprünglich 1 Käsch per Tael auf den Verkauf aller Waren.

nicht zutreffend: sie ist ebenso gesetzlich wie irgend eine andere Form der Besteuerung, da sie durch ein kaiserliches Dekret erfolgt ist; und dies ist ja die höchste in China bekannte Form der Gesetzgebung.

Diese Inlandsteuer tauchte in ihrer gegenwärtigen Form zuerst im Jahre 1853 auf, aber sie wurde erst 1860 bis 1861, als die zur Unterdrückung der Taiping-Rebellion notwendigen großen Ausgaben gewisse Maßnahmen erforderten, allgemein eingeführt. Der infolge des verwüsteten Zustandes des Landes eingetretene Niedergang der Grundsteuer machte die anderweite Geldbeschaffung zur Notwendigkeit für den Staat. Die Erhebung dieser Inlandsteuer war zu jener Zeit wahrscheinlich der einzige Ausweg, dem Übelstande abzuhelfen. Die chinesischen Behörden haben jedoch stets zugegeben, daß sie nicht normal ist. Auch versprach die Regierung verschiedentlich, dieselbe abzuschaffen, sobald die Finanzen des Landes wieder ihren früheren Wohlstand erreicht haben. Dieser Zeitpunkt ist aber bislang noch nicht gekommen. Im Gegenteil, die Nachfrage nach Geld ist stets dringender geworden.

Die Erhebungsmethode ist folgende: Nachdem die Provinzial-Behörden kraft eines kaiserlichen Dekrets ein Central-Likin-Bureau, dem mehrere höhere Beamte vorstehen, eingerichtet haben, bezeichnen letztere die Plätze, an denen Unterstationen unter der Aufsicht von Unterbeamten (Wei Yuen), die dem Hauptbureau gegenüber verantwortlich sind, eingerichtet werden sollen. Man errichtet sie bei allen größeren Städten, sowie an den Hauptstraßen zu Wasser und zu Lande. Ihre Anzahl hängt von dem Umfange des Handels ab und von der Frage, bis zu welchem Grade die Waren besteuert werden können, ohne den Verkehr gänzlich zu erwürgen. In einigen Gegenden, z. B. am unteren Teile des Kaiserkanals, findet man zumeist alle 30 bis 40 km eine Likin-Barriere. In anderen Bezirken, in denen der Handel nicht besonders blühend ist und die Barrieren umgangen werden können, giebt es nur wenige, vielleicht auch gar keine Stationen. Obgleich man einen Tarif aufgestellt hat, so scheint man sich doch nicht an denselben zu kehren, — man läßt vielmehr fast alle Fahrzeuge erst nach langem Feilschen passieren. Der Likin-Beamte fordert so und so viel. Der Kaufmann macht hierauf ein Angebot, und nun wird so lange hin und her gehandelt, bis man sich einig ist. Das unausbleibliche Trinkgeld („Theegeld" genannt) darf natürlich nicht fehlen, und je höher dieses ausfällt, desto bessere Bedingungen erhält auch der Kaufmann. Viele regelmäßige Händler zahlen häufig für eine bestimmte Reise oder für einen bestimmten Handelsartikel eine runde Summe.

Amtlichen Berichten zufolge werden der Staatskasse alljährlich aus dieser Einkommenquelle rund 13 000 000 Taels zugeführt. In Wirklichkeit wird diese ganze Steuer fast nur von den Provinzen gezahlt, die an größeren Flüssen oder an der Küste Südchinas gelegen sind. Der Norden und Westen (Setschuen ausgenommen) tragen sehr wenig bei. Hieran ist vielleicht die Beschaffenheit

des Landes schuld. Dieser Umstand weist andererseits in auffallender Weise darauf hin, wo man den wirklichen Reichtum des Kaiserreiches zu suchen hat.

In allerjüngster Zeit hat das Finanz-Ministerium den Versuch gemacht, einen Teil dieser Inlandsteuer unter der Sonderaufsicht von Ausländern zu erheben. Auf Anraten Sir Robert Harts, des General-Inspektors der kaiserlichen Seezölle, wird dieselbe durch fremde Angestellte der Seezollverwaltung zunächst auf einigen wichtigeren Inlandgewässern des unteren Yangtse-Thales, wie z. B. denen, welche nach der Hauptstadt Kiangsus (Sutschau) und der Tschekiangs (Hangtschau) führen, erhoben. Diese Änderung, welche den chinesischen Beamten, denen die Likinerhebung bislang oblag, jedenfalls sehr unlieb gekommen sein muß, hatte ihren Grund in der Thatsache, daß die bankrotte Central-Regierung sich genötigt sah, Mittel und Wege zu finden, die fremden Anleihen, mit denen sie die Kriegsentschädigung an Japan zahlte, zu tilgen. Die äußerst befriedigenden Ergebnisse, welche die Erhebung der kaiserlichen Seezölle unter fremder Leitung ergeben hat, haben nun auch die Regierung veranlaßt, die Erhebung der Likinsteuer allmählich der Kontrolle von Ausländern anzuvertrauen.

Den Einnahmezweig „Kaiserliche Seezölle“ haben wir bereits besprochen, als wir die Peking-Quote behandelten. Nur der Reihenfolge halber sei derselbe hier nochmals erwähnt. Die Seezoll-Einnahmen haben seit dem letzten Jahrzehnt jährlich zwischen 21 und 24000000 Haikuan-Taels geschwankt; (1 Haikuan- oder Zoll-Tael gegenwärtig etwa gleich 3 Mark).

An die Seezollverwaltung reihen sich die sogenannten „Eingeborenen Zollhäuser“. In den für den fremden Handel erschlossenen Häfen kontrollieren die unter fremder Leitung stehenden Zollhäuser nur solche Ladungen, welche in fremden Schiffen, d. h. in Schiffen fremder Bauart, gleichviel ob die Eigentümer derselben Ausländer oder Chinesen sind, ankommen bezw. abgehen. In jedem Hafen besteht neben dem „fremden“ Zollbureau das alte chinesische Zollhaus, welches noch den Handel, den chinesische Dschunken vermitteln, kontrolliert. Die aus letzterem erhobenen Zölle sind einem Tarif unterworfen, welcher dem fremden Tarif notwendigerweise nicht gleich zu sein braucht.

Außer den Vertragshäfen giebt es eine große Anzahl von Plätzen, sowohl an der Küste wie im Inlande, in welchen die chinesische Regierung seit undenklichen Zeiten Zollhäuser eingerichtet hat. Sie sind unter dem Namen „Kuan“ bekannt und unterscheiden sich als solche von den modernen Likin-Stationen, welche „Tschia“ oder „Ka“ genannt werden. Man findet sie an jedem wichtigeren Orte an der Küste und an Inlandgewässern, sowie an gewissen Pässen auf den Haupthandelsstraßen.

Mehrere der reicheren Central-Hebestellen sind stets — und dies ist auch noch heute der Fall — von einem Oberbeamten verwaltet worden, der vom kaiserl. Hofe ernannt war; er war, resp. ist natürlich ein Mandschu. Dies ist besonders in Canton der Fall, wo man den Kontrolleur als „Hoppo“*) kennt. Er ist von den

*) Das Wort ist höchstwahrscheinlich eine Korruption von „Hu Pu“, das Finanz-Ministerium, mit dem das Amt eines Hoppo, Steuersammler in direkter Verbindung steht.



Eine mongolische Kameel-Karawane in Peking.



lokalen Beamten unabhängig und sendet seine Berichte u. dergl. direkt nach Peking. Die übrigen Hebestellen verwalten die Ortsbehörden. Alle ihre Berichte werden auf dem gewöhnlichen Wege durch den Provinzial-Gouverneur eingesandt.

Dem amtlichen „Huei Tien" (Roten Buche) zufolge sollte die Einnahme aus den einheimischen Zollhäusern jährlich 4500000 Taels betragen. Das Ministerium für Finanzen vermerkt sie mit 3660000 Taels. Diese Schätzungen stammen aus einer Zeit, als China noch keine Verträge mit den Fremdmächten abgeschlossen hatte, demnach ehe die „fremden" Zölle eingerichtet worden waren. Die Einführung derselben hat selbstverständlich die Einnahmen der einheimischen Zollhäuser materiell stark beeinflußt. So weist, beispielsweise Canton, welches unter dem alten Regime mit 900000 Taels dastand, jetzt nur 156000 Taels einheimische Zolleinnahme auf. Diese Änderung stammt aus dem Jahre 1862. Shanghai steht heute sogar mit nur 33000 Taels da. Man darf die in ganz China aus dieser Quelle gezogene Einnahme wohl auf rund 1000000 Taels veranschlagen, — für das große Reich eine lächerlich kleine Summe, wenn man die zahllosen Fahrzeuge aller Arten in Betracht zieht, welche die Küste und die größeren Flüsse befahren.

Wenden wir uns nun zum „Zoll und Likin auf einheimisches Opium". Seit der in London im Jahre 1885 abgeschlossenen Opium-Konvention scheinen an die Provinzial-Behörden Instruktionen erlassen worden zu sein, Sonderberichte über Zoll und Likin auf einheimisches Opium einzusenden. Die so erhobenen Summen dürfen auf keinen Fall für Provinzialzwecke verwendet werden. Dieser Zweig der Staatseinnahmen soll aber nur 2230000 Taels bringen, offenbar eine viel zu niedrig angeschlagene Summe, wenn wir bedenken, wie viel Opium in China angebaut und verbraucht wird. Die Einnahmen aus der einheimischen Opiumausfuhr aus der Provinz Setschuen, welche im Jahre 1895 durch die Seezölle ging, betrugen allein 690000 Taels (11500 Picul). Vor etwa zwei Jahrzehnten wurde von einem ausgezeichneten Kenner der Handelsverhältnisse Südwest-Chinas die Produktion dieses Artikels in jenen Gegenden allein auf 225000 Picul abgeschätzt; diese Menge muß sich seither ganz bedeutend vermehrt haben. Falls man das einheimische Opium in demselben Verhältnisse wie das fremde dem Werte nach besteuern würde und zwar mit 60 Taels per Picul, so würde man eine Bruttoeinnahme von 13000000 Taels haben anstatt der obengenannten Ziffer. Ziehen wir ferner in Erwägung, wie außerordentlich sich der Anbau der Mohnpflanze ausgebreitet hat, so wird einleuchten, wie viel zu niedrig man den Wert dieser Einnahmequelle angiebt. Die Gesamteinnahmen, welche China aus der fremden Opiumeinfuhr zieht, betragen heute, nachdem der Import sehr gefallen ist, noch immer 6000000 Taels. Die Einnahmen von einheimischem Opium sollten bei gleicher Besteuerung 15 bis 18000000 Taels betragen.

Wir sind nunmehr an die letzte Rubrik „Verschiedene Einnahmen" gelangt. In dieselbe haben wir alle solche Quellen eingeschlossen, welche bislang noch

nicht aufgezählt worden sind. Hierüber liegt der Außenwelt eine nur sehr dürftige Information vor, namentlich in Bezug auf die Summen, welche der Regierung aus diesen nicht regelmäßigen Quellen zufließen. Zu denselben gehören u. a. die Gelder, welche aus dem Verkauf von Rang und Titeln einlaufen, und Subskriptionen und Spenden, welche die Regierung unter diesem oder jenem Vorwande von den Reichen einheimst. Bei besonderen nationalen Unglücksfällen, wie z. B. Hungersnot und Überschwemmungen, ist der Verkauf von Rang und Titeln seit längerer Zeit ein beliebtes Zufluchtsmittel. Die so gewonnenen Gelder sollte man wohl richtiger als Schenkungen für wohlthätige Zwecke betrachten. Dieselben müssen eine bedeutende Summe ausmachen. Andere Quellen unter dieser Rubrik sind die Gebühren für Landübertragung (3% des Wertes des übertragenen Landes), sowie Lincenzen für Pfandhäuser (100 bis 200 Taels im Jahre für größere Etablissements). Auch für gewisse Handwerke sind Licenzen erforderlich. Man darf wohl die Gesamtsumme, die aus diesen „verschiedenen" Einkünften der Regierung zufließen, auf etwas über fünf Millionen Taels schätzen.

Wir können demnach die Staatseinnahmen — in runden Ziffern — wie folgt summieren:

Grundsteuer	25 000 000	Taels.
Getreidesteuer	6 500 000	"
Salzsteuer	14 000 000	"
Likin	13 000 000	"
„Fremde" Seezölle	22 000 000	"
Einheimische Zollhäuser	1 000 000	"
Zoll und Likin auf einheimisches Opium	2 250 000	"
Verschiedene Einnahmen	5 250 000	"
Zusammen:	89 000 000	Taels.
oder ca.	267 000 000	Mark.

Zum Schluß einige Worte über die Staatseinnahmen. Über dieselben liegen ebenfalls leider nur äußerst dürftige Berichte vor. Was jede Provinz an die Central-Regierung abliefern muß, ist ziemlich genau bekannt. Die großen Ausgaben-Departements scheinen in den meisten Provinzen durch ein örtliches Direktorium beaufsichtigt zu werden. Der Provinzial-Schatzmeister ist gewöhnlich Präsident ex officio, die Arbeit wird jedoch von einigen Tao Tai-Anwärtern verrichtet.

Angesichts des tiefen Dunkels, welches die Ausgaben des Staates umgiebt, dürfte es wohl am ratsamsten sein, auf diesen Gegenstand nicht näher einzugehen. Wir wollen uns daher nur mit den in nachstehendem Verzeichnis angeführten Hauptposten abgeben. Ausdrücklich sei bemerkt, daß sämtliche oben angeführte Ziffern, die einem unlängst von der englischen Regierung herausgegebenen Blaubuche entnommen sind, nur annähernd richtig sind.

Die Ausgaben verteilen sich im großen und ganzen wie folgt:

Hauptstädtische Verwaltung, Mandschu-Garnison und kaiserlicher Haushalt	19 500 000	Taels.
Admiralität (Nordgeschwader)	5 000 000	„
Befestigungen, Kanonen, Küstenverteidigung	8 000 000	„
Südgeschwader, inkl. Futschau- und Canton-Flotillen	5 000 000	„
Verteidigung der Mandschurei	2 000 000	„
Unterstützung für die Provinzen Yünnan, Kueitschau, Kansu und Ost-Turkestan	6 500 000	„
Öffentliche Arbeiten, Hoangho-Eindämmungen, Meeresdeiche usw.	1 500 000	„
Zollverwaltung, einschl. Erhaltung von Leuchthäusern, Zollkreuzern u. dergl.	2 500 000	„
Zinsen und Rückzahlung von Regierungs-Anleihe-Raten	2 500 000	„
Allgemeine Verwaltung der 18 Provinzen, einschl. der Ausgaben für die Armeen der Provinzen	36 000 000	„
Insgesamt:	88 500 000	Taels.

Das Amtsgebäude und seine Bewohner.

Unter dem Worte „Yamen" versteht der Ausländer gewöhnlich das Amtsgebäude eines Mandarins; doch ist das nicht ganz zutreffend, denn das Yamen enthält nicht nur die Bureaus eines Beamten, der über ein Amtssiegel verfügt, mithin bereits auf einer höheren Stufe der Regierungsleiter steht, sondern auch häufig die Zellen für Gefangene, sowie die Wohnungen sämtlicher dem betreffenden Mandarin unterstellten Subalternbeamten. Im Yamen befindet sich auch stets die Familienwohnung des Mandarins.

Die zahlreichen Amtsgebäude des Kaiserreiches sind wohl ausnahmslos nach ein und demselben Plane erbaut. Alle kennzeichnet zunächst eine vor dem Haupteingang zu den Yamen-Gebäuden stehende Mauer. Diese Mauer, von den Chinesen „Schattenmauer" genannt, soll den Zweck haben, alle schädlichen Einflüsse, die, wie man annimmt, nur in geraden Linien sich fortbewegen, abzuhalten. Auf die innere Seite der Mauer ist ein großer, märchenhafter Vierfüßler gemalt, welcher die Aufmerksamkeit des Mandarins auf sich ziehen soll, so oft dieser sein Yamen verläßt. Dieses Ungeheuer, von den Chinesen „Tan" genannt, soll die abscheuliche Bestie „Habsucht" darstellen, vor welcher der Beamte auf diese Weise gewarnt wird. Man findet auch mitunter auf der „Schattenmauer" eine feuerrote Riesensonne abgebildet. Sie ist ein Sinnbild des reinen Prinzips oder Gewissens (Yang) und soll die Bewohner des Yamen ermahnen, in ihren Handlungen immer lauter und gewissenhaft zu sein.

Das Amtsgebäude des Mandarins besteht aus vier Abteilungen. Die erste, zugleich die äußerste, enthält die Gefängniszellen sowie die Wohnungen für die Polizei, Gefangenenwärter, Amtsdiener, Pförtner u. dergl. Die zweite Abteilung schließt die Bureaus ein, welche den sechs höchsten Ministerien zu Peking entsprechen, und andere Kanzleien, die nach dem Range und den Dienstobliegenheiten des Mandarins verschiedener Natur sind. In diesen Bureaus werden sämtliche Urkunden und Dokumente des Yamen aufbewahrt. Diese Abteilung enthält auch ein Zimmer, welches für das Verhör und die Untersuchung bestimmt ist; ferner befindet sich in derselben die Schatzkammer des Amtsgebäudes.

Die dritte Abteilung enthält das Bureau des Mandarins, in dem er seine Korrespondenz empfängt und beantwortet, sowie auch mitunter richterliche Untersuchungen abhält. Hier befinden sich außerdem die Räumlichkeiten für den Empfang von Gästen und für die Aufführung von Theaterstücken. Die Wohnungen der Privatsekretäre sowie der Hülfsrichter liegen ebenfalls in diesem Gebäude. Die vierte, innerste Abteilung enthält die Privatwohnung des Beamten, in der sowohl die weiblichen Mitglieder seiner Familie wie auch häufig seine nächsten männlichen Verwandten wohnen. Diese Räume darf keiner der männlichen Angestellten, selbst nicht die Dienerschaft des Mandarins betreten; nur weibliche Dienerschaft besorgt den Dienst.

Das Yamen eines höher gestellten Beamten, z. B. eines Bezirksrichters, enthält eine Art Polizeistation und ein Gefängnis für Schuldner und Verbrecher, die sich in Untersuchungshaft befinden oder bereits verurteilt worden sind. Ferner umfaßt es Gerichtshöfe, sowie das Bureau eines Beamten, der in einer Person Bezirksrichter, Steuerkommissar und Leichenbeschauer ist. In einem dichtbevölkerten Distrikte ist das Yamen mitunter von 3 bis 400 Personen bewohnt. Der Ausländer, welcher nach der Anzahl der Bewohner den Umfang des Yamen bemißt, wird sich dieses Amtsgebäude immer drei bis viermal so groß als in Wirklichkeit vorhanden, vorstellen, indem er außer Auge läßt, daß der Chinese sich mit erstaunlich kleinen Räumlichkeiten zufrieden giebt.

Von dem Mandarin und seiner Familie abgesehen, könnte man die Bewohner eines Yamen in folgende vier Klassen einteilen:

Die Hülfsrichter und Privatsekretäre (Chinesisch Schi Yi) des Mandarins. Diese Personen sind die einzigen in China, welche sich ausschließlich mit dem Studium des Gesetzes abgeben. Ihr einziges Augenmerk geht darauf hin, die Interessen des Beamten — ihres Brotherrn — zu wahren, ihn zu instruieren, wie er seine richterlichen Geschäfte sachgemäß zu führen hat, und ferner darauf zu achten, daß seine Urteilssprüche dem Geiste des Gesetzes entsprechen, damit er nicht selbst straffällig werde. Um dies zu vermeiden, prüfen sie peinlich genau alle Dokumente. Die wichtigeren werden von ihnen selbst abgefaßt. Obgleich die Art der Thätigkeit dieser Rechtsbeflissenen allen Chinesen bekannt ist, so werden sie doch nicht als Beamte angesehen, sondern nur als Privat-

Angestellte der Mandarine. Aus diesem Grunde sind sie auch nie bei Untersuchungen zugegen, obgleich die Entscheidung der Richter zum großen Teile durch ihre Ansichten bestimmt wird.

Die angesehensten dieser Rechtsberater sind die, welche ihre Aufmerksamkeit dem Kriminalgesetze zuzuwenden haben. Hinter ihnen stehen die Hülfsrichter, welche sich vornehmlich mit den Fiskalgeschäften, z. B. mit der Einziehung der Gelder, abgeben. Außer diesen zwei Klassen, welche die Rechtsberater im engeren Sinne ausmachen, giebt es Angestellte dieser Gattung, denen die halb-offizielle Korrespondenz des Mandarins mit seinen Vorgesetzten zufällt, und solche, die als Buchhalter fungieren. Letztere sind indeß mehr Privatpersonen. Jedes Yamen hat gewöhnlich je einen „Schi Yi“ aus den angeführten Klassen. In den Augen des Volkes sind alle diese Angestellten sehr angesehen; doch wird ein Hülfsrichter wohl kaum jemals zu einem Bezirksrichter ernannt.

Die zweite Klasse der Yamen-Bewohner sind die „Yemun“ oder das Gefolge des Mandarins. Wir haben in Deutschland glücklicherweise nichts, was man mit dieser Kategorie vergleichen könnte. Die Chefs dieser Klasse sind die Unterhändler bei allen Bestechungen, gleichsam der Kanal, durch den aller ungesetzliche Erwerb eines Beamten fließt. Diese „Yemun“ sind ebenfalls Privatangestellte des Mandarins, doch haben sie kein festes Gehalt. Ihr Honorar hängt lediglich von der Höhe der Bestechungen ab, welche sie vermitteln. Die Niederen derselben sind persönliche Diener des Beamten. Die Höhergestellten, welche die Titel „Men Schang“, d. h. „an dem Thore“, führen, verrichten nie gewöhnliche Knechtsarbeit, sondern halten sich eigene Diener.

Jedem der höher gestellten Mitglieder des Gefolges wird vom Mandarin, sobald er sein Amt antritt, eine gewisse Beschäftigung zugeteilt. Der eine wird dazu bestimmt, die Bestechungen von Spielhäusern und anderen ungesetzlichen Einrichtungen innerhalb der Gerichtsbarkeit des Beamten einzuziehen, einem anderen wird die Yamen-Kasse übergeben. Der angesehenste unter diesen „Anhängern“, nach dem Mandarin die einflußreichste Persönlichkeit im Yamen, ist der sogenannte „Kau An Men Schang“, dessen Dienstverrichtung darin besteht, dem Beamten alle Eingaben, welche dem Yamen gemacht werden, zu melden und darauf zu achten, daß die richtigen Personen mit der Ausführung der von ihm angeordneten Maßregel beauftragt werden. Auch die Höhe aller außergewöhnlichen Bestechungen bestimmt der „Kau An Men Schang“; ferner nimmt er die Geschenke von Subalternbeamten in Empfang. Bei einer zeitweiligen Abwesenheit des Mandarins vertritt ihn dieser Angestellte in dringenden Fällen gemeinsam mit dem „Schi Yi“, dem Rechtsbeflissenen.

Die dritte Klasse der Yamen-Bewohner machen die „Schu Pan“, d. h. Schreiber, aus. Sie sind von der Regierung anerkannte Beamte, deren Dienstzeit dem Gesetze zufolge nur fünf Jahre dauern soll. Doch ist dieser Posten in Wirklichkeit ein Privilegium der Inhaber auf Lebenszeit geworden; ja, derselbe vererbt sich sogar häufig auf die Kinder. Der Dienst eines „Schu Pan“ be-

steht in der Aufbewahrung von Dokumenten, in Buchführung über die Einkünfte und in der Abfassung von Dokumenten geringerer Wichtigkeit. Ist der Bezirk eines Distrikts-Richters stark bevölkert, so hat derselbe etwa einhundert dieser Beamten.

Die vierte Klasse sind die sogenannten „Tschai Yi", worunter man die Polizei- und Gerichtsdiener sowie die Gefangenenwärter versteht. Diese Klasse wird von der Regierung ebenfalls anerkannt, bekommt aber nur ein ganz unbedeutendes Gehalt. Ihren Hauptunterhalt bestreiten sie aus den ungesetzlichen Gebühren, zu welchen ihnen der Dienst die Handhabe bietet. Manche unter ihnen stehen mit Diebs- und Räubergesindel in Verbindung, welches für gewährten Schutz, Vertuschungen oder für gewisse Nachsichten Bezahlung leistet.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es im Innern eines Yamens sehr geschäftig zugehen kann und zwar besonders im Yamen eines Bezirksrichters. Die Töne der Bastonade, welche entweder als Strafe für erwiesene Schuld oder um ein Geständnis zu erzwingen, erteilt wird; das Geschrei der Leidenden, die kreischenden und drohenden Stimmen der Untersuchungsbeamten, die Rufe der Wächter, welche an den verschiedenen Thoren des Yamens aufgestellt sind, um mit lauter singender Stimme die Befehle an die verschiedenen Beamten, welche in diesem oder jenem Bureau gewünscht werden, ergehen zu lassen, das beständige Hin- und Herlaufen der vielen dienstbaren Geister und anderer Yamen-Bewohner, die Vorführung von Verbrechern oder Zeugen: dieses alles gewährt einen Anblick, welcher den Neuling außerordentlich verwirrt und erregt, — eine Scene, welche die Furcht, mit der alle Chinesen die Thore eines Yamens betreten, begreiflich erscheinen läßt.

Titel und Auszeichnungen.

In China rührt das heutzutage bestehende System der Verleihung von Adelspatenten und Ehrentiteln aus der Lehnsherrschaft des 6. Jahrhunderts v. Chr. her, und zwar sind die Auszeichnungen viel mehr als bei uns rein persönlicher Natur, ohne daß sich dauernde Vorrechte damit verbänden.

Die neun Adelsgrade, welche gegenwärtig in China verliehen werden, sind wohl ausschließlich Belohnungen für militärische Dienste. Die Hauptstufen dieses Adels sind: „Kung", etwa unserem Herzoge entsprechend; „Hou", Fürst; „Po", Graf; „Tsy", Freiherr; „Nan", Edelmann; ferner „King Tsche Tou Yü", „Ki Tou Yü", „Yin Ki Yü" und „Ngen Ki Yü", welche vier letzteren gleichbedeutend mit eben so viel Graden der Ritterschaft und ausschließlich Militäradel sind. Die ersten fünf Titel haben jeder noch drei Klassen oder Grade; ihnen werden auch oft gewisse lobspendende Worte hinzugefügt, die den besonderen Dienst angeben, welcher dem Träger den Rang erworben hat.

Alle oben angeführten Titel, mit Ausnahme des neunten, sind für eine gewisse Anzahl von Generationen erblich.*) Diese Erblichkeit kann auf sechsundzwanzig Geschlechter für einen „Kung" der 1. Klasse ausgedehnt oder aber auf ein einziges Geschlecht (für einen Yin Ki Yü) beschränkt werden. Jeder der genannten Titel kann Offizieren, die in der Schlacht fallen, auch nach dem Tode verliehen werden. Das System, posthume Ehren zu verleihen, ist überhaupt in China sehr allgemein und beschränkt sich nicht auf die im Kriege Gefallenen. Beamten, die ihr Leben während einer Dienstreise auf See oder einem Inlandgewässer verlieren, haben ebenfalls ein Recht auf solche Titel. Außerdem wird dem ältesten Sohne eines solchen Beamten ein officieller Rang verliehen.

Die Verleihung von Ehrentiteln ist eine der häufigsten Auszeichnungen zu Zeiten freudiger Ereignisse, wie einer kaiserlichen Hochzeit, Thronbesteigung u. dergl. Die Titel werden entweder dem Beamten selbst oder seiner Gemahlin, dem Vater oder Großvater — gleichviel ob noch am Leben oder tot — verliehen. Diese in neun Rangklassen mit je einer Unterabteilung eingeteilten Ehrentitel findet man in allen Familienurkunden, sowie auf Todesanzeigen, Ahnentafeln und Grabsteinen vermerkt. Man findet sie auch häufig auf einem Brette über der Hausthür angebracht. Die Patente dieser Titel bestehen aus langen, damastseidenen, in fünf Farben gewebten und mit der Figur eines Phönix in erhabener Arbeit geschmückten Rollen. Die Einzelheiten der Erteilung sind auf der Rolle in mandschuischer und chinesischer Sprache eingestickt. Officiere erhalten ähnliche Patente, mit denen Ehrentitel kriegerischen Charakters verbunden sind.

Unter den kaiserlichen Auszeichnungen für militärische Verdienste, welche während der gegenwärtigen Dynastie eingeführt worden sind, ist die höchste die „gelbe Reitjacke" (Chinesisch „Huang Ma Kua"). Dieselbe soll der Verordnung zufolge nur getragen werden, wenn man sich in der Begleitung des Kaisers befindet, sei es auf dem Schlachtfelde oder auf Reisen. Die Jacke hat eigentlich die Farbe des Banners, zu dem die Person, der sie verliehen ist, gehört, doch ist sie heutigentags gewöhnlich gelb. Zwei Europäer sind mit dieser Jacke ausgezeichnet worden, nämlich der in Khartum ermordete britische General Gordon, der diese Auszeichnung für die Dienste erhielt, welche er bei der Unterdrückung der Taiping-Rebellion in der Provinz Kiangsu leistete, und der ebenfalls verstorbene französische Ingenieur-Leutnant Prosper Giquel, welcher das Arsenal zu Futschau und die damit verbundene Marineschule einrichtete.**)

---

*) Siehe Seite 5. Außer den dort angeführten Ausnahmen (die „Stahlhauben"-Prinzen) ist dem ältesten Nachkommen des Weisen Confucius in gerader Linie der Herzogtitel „für ewige Zeiten" verliehen worden. China hat mithin ein Adelshaus aufzuweisen, dessen Stammvater ein Zeitgenosse des Socrates war. Der zur Zeit lebende Inhaber dieses Titels wurde noch vor einigen Jahren vom Kaiser Kuang Hsü in Audienz empfangen. Er ist der Abstammung nach der 75. Nachkomme seines großen Urahnen. Wie seine Vorgänger, erfreut sich derselbe sehr wertvoller Lehnsgüter. Auf denselben steht sogar eine Bezirksstadt; acht Zehntel ihrer Bewohner sind gleicher Abstammung mit diesem „Majoratsherrn", und diese sowie alle seine anderen Unterthanen bringen ihm die tiefste Ehrfurcht entgegen.

**) Dem so hochverdienten General-Inspektor der kaiserlich chinesischen Seezoll-Verwaltung.

von denen die erste, zweite und dritte je drei Stufen haben. Die Auszeichn
ist ausschließlich für Ausländer bestimmt. Die Orden der ersten Klasse s
rechteckig, etwas über drei Zoll lang und zwei Zoll breit, die der zwei
bis fünften Klasse sind rund. Der Orden der ersten Klasse zeigt auf Goldgr



Doppelter Drachenorden 3. Klasse.

einen doppelten Drachen in Emaille, und zwar bei der ersten Stufe mit ei
Perle in der Mitte, dazu ein goldrotes Band mit goldenen Drachen. T
Orden der zweiten Stufe hat einen Rubin in der Mitte, der der dritten St

oder Chinesisch, von denen die erstgenannten die ehrenvollsten sind. Zu diesem Titel sind jedoch nur diejenigen berechtigt, welche bereits die Pfauenfeder tragen.

Verdienstvollen Soldaten wird häufig eine aus dünnem Silber verfertigte Medaille verliehen, auf der das Schriftzeichen „Schang“, d. h. Belohnung, eingraviert ist.



Doppelter Drachenorden 1. Klasse.

Die Verleihung von kaiserlichen Ehrenbezeugungen beschränkt sich aber nicht allein auf Staatsbeamte oder auf die Männerwelt, auch Frauen können solcher kaiserlichen Gunst teilhaftig werden. So stößt man in der Stadt wie auf dem Lande häufig auf steinerne „Ehrenpforten“ (Chinesisch „Pai Lau“), die ein kaiserlicher Befehl veranlaßt hat, um die Tugenden irgend einer frommen und demütigen Tochter oder Witwe zu verewigen. Ähnliche Ehrenbezeugungen werden mitunter auch ledigen Damen erteilt, die ihr Leben in Jungfräulichkeit beenden, weil ihr Bräutigam vor der Hochzeit starb, oder solchen, welche ihr Leben dann ganz der Erfüllung der kindlichen Pflichten gegen die Eltern ihres verstorbenen Verlobten widmen.

Selbst Langlebigkeit liegt in dem weiten Bereiche der kaiserlichen Gunstbezeugungen. Ereignet es sich, daß ein Mann oder eine Frau ein besonders hohes Alter erreichen, so wird dieser Umstand — um die Worte anzuführen, welche das kaiserliche Edikt gewöhnlich enthält — als „ein äußerst günstiges ...men für Unser Volk und eine offenbare Ehre für Unsere Regierung“ angesehen. ...ine lackierte Tafel, die auf kaiserlichen Befehl von einem Mitgliede des ...anlin-Kollegiums zu Peking mit einem geeigneten klassischen Spruche be... ...hrieben wird, ist die geringste Gunst, welche man solchen Bejahrten erweist.

Vor etwa zwei Jahrzehnten (1882) wurde der sogenannte „Doppelte Drachen-...rden“ (Chinesisch Schuang Lung Pau Sing) gestiftet, der aus fünf Klassen besteht,

von denen die erste, zweite und dritte je drei Stufen haben. Die Auszeichnung ist ausschließlich für Ausländer bestimmt. Die Orden der ersten Klasse sind rechteckig, etwas über drei Zoll lang und zwei Zoll breit, die der zweiten bis fünften Klasse sind rund. Der Orden der ersten Klasse zeigt auf Goldgrund



Doppelter Drachenorden 3. Klasse.

einen doppelten Drachen in Emaille, und zwar bei der ersten Stufe mit einer Perle in der Mitte, dazu ein goldrotes Band mit goldenen Drachen. Der Orden der zweiten Stufe hat einen Rubin in der Mitte, der der dritten Stufe

eine glatte Koralle. Diese beiden letzteren Stufen haben außerdem ein hochrotes Band mit silbernen Drachen. Die zweite Klasse zeigt auf Goldgrund einen doppelten silbernen Drachen mit einer gravierten Koralle in der Mitte; sie ist mit einem blau-roten Band mit gelben Drachen versehen. Die dritte Klasse hat auf Emaillegrund einen doppelten goldenen Drachen mit einem Saphir in der Mitte und ein blaues Band mit roten Drachen. Die vierte Klasse weist auf Emaillegrund einen doppelten silbernen Drachen mit einem dunkelblauen Steine in der Mitte auf und besitzt ein Band mit grünen Drachen. Die fünfte Klasse hat auf silbernem Grunde einen Drachen in Emaille mit einem milchweißen Stein in der Mitte, dazu ein hellblaues Band mit blauen Drachen.



Beamten-Hüte.

Klassikern, welche die Quelle und die Grundlage desselben sind, die Idee der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Dieses Pietätsgefühl wird für heilig gehalten; es nimmt förmlich den Platz der Religion ein. Die Regierung Chinas ist daher nach dem Muster der Familie konstituiert: die staatlichen Autoritäten sind die Eltern, das Volk repräsentiert die Kinder. Regiert sich das chinesische Volk auch in vielen Fällen allein, üben die Dörfer, Clans, Gilden auch eine ungeheure Macht aus, entscheiden viele Streitigkeiten, bestimmen Geldstrafen und nehmen mitunter selbst Hinrichtungen vor, so ist doch die Handhabung des Gesetzes vornehmlich in den Händen der Distrikts-Richter, welche deswegen auch „die Eltern des Volkes“ genannt werden. Sie sind die wirklichen Richter der Bevölkerung.

Was zunächst die Handhabung des Gesetzes betrifft, wie man sie in den Gerichtshöfen des Bezirksrichters sich vollziehen sieht, so könnte man dabei folgende sechs Punkte näher ins Auge fassen: 1. Art und Weise der Beantragung einer Klage. 2. Die Festnahme. 3. Die Gewährleistung oder Bürgschaft. 4. Die Untersuchung. 5. Das Appellieren. 6. Die Art der Strafen.

In jedem Monat sind bestimmte Tage angesetzt, an welchen man Klagen oder Petitionen einreichen kann. Letztere werden zumeist von Personen ausgeschrieben, die man wohl „Winkel-Advokaten“ nennen könnte. Die ausgestellten Papiere müssen zuerst von dem „Ti Pao“ gestempelt werden. Der „Ti Pao“ ist der unterste Rang auf der Liste der chinesischen Beamten. Man könnte ihn gewissermaßen mit unserem Dorfschulzen vergleichen. Sieht er häufig auch mehr einem Bettler als einem Beamten ähnlich, so ist er doch eine sehr wichtige Persönlichkeit. Durch ihn kommt die Beamtenwelt in wirkliche Berührung mit dem Volke. Seine Würde leidet nicht durch den freien Verkehr mit den gewöhnlichen Leuten, und doch ist er ein wirklicher Beamter und hat einen Namen und Platz in dem Bureau des Bezirksrichters. Wie Letzterer, muß er sich um viele verschiedene Angelegenheiten kümmern. Man nimmt an, daß er jeden Bewohner des Bezirkes kennt. Er ist in gewissem Maße für Ruhe und Ordnung verantwortlich. Seine Wahl erfolgt durch die örtlichen Mandarine. Er ist Schutzmann, verhaftet angeschuldigte Personen und liefert sie an den Bezirksrichter aus.

Das Siegel des „Ti Pao“ auf der Klageschrift hat die Kraft, den Klagenden nach Persönlichkeit, Wohnsitz und dergl. zu beglaubigen. Ist ein Gesuch nun vorgelegt, so geht es nicht direkt an den Richter, sondern gelangt erst durch mehrere andere Hände, die es abschreiben, ehe es seinen eigentlichen Bestimmungsort erreicht. Es giebt aber auch Fälle, in denen es erlaubt ist, sich direkt an den Richter zu wenden, ihm die Bittschrift entweder persönlich in seinem Amtsgebäude zu überreichen oder bei Gelegenheit auf der Straße. Hierzu nimmt man jedoch nur in äußerst schlimmen Fällen von Verbrechen seine Zuflucht, in allen gewöhnlichen Angelegenheiten würde es ein Verstoß gegen den Gang der Verhandlung sein. Wenn Eile not thut, kann das Gesuch

Man kennt im Mittelreiche überhaupt nur ein geschriebenes, das Kriminal-Gesetzbuch. Der Civil-Kodex wartet noch auf einen Justinian. Das Gesetzbuch, welches von Zeit zu Zeit auf kaiserlichen Befehl in Peking in neuer Auflage erscheint, ist vierzig Bände*) stark, die gewöhnlich in 24 Bände gebunden veröffentlicht werden.

Die ersten zwei Bände enthalten die verschiedenen Strafen für die mannigfachen Grade der Verbrechen, die Höhe der Summe, wenn das Urteil in eine Geldbuße verwandelt werden kann, die verschiedenen Grade der Blutsverwandtschaft u. dergl. Die Bände 3 und 4 enthalten allgemeine Gesetze, geordnet nach den verschiedenen Graden des Verbrechens mit entsprechenden Geldstrafen für jede, den Umständen des Falles gemäß.

Die Abteilungen der folgenden Bände entsprechen den sechs Ministerien, in welche die Regierung geteilt ist. Band 5 und 6 (Civil-Bureau) führen die Regeln an für die Ernennung, Beförderung, Degradierung und gegenseitige Beziehung der verschiedenen Beamten des Reiches. Die Bände 7 bis 14 (Bevölkerung und Einnahmen) bringen Gesetze, welche sich auf den Grundbesitz, auf Häuser, Getreidespeicher, Schatzkammern, Abgaben, Zölle, Schulden, Märkte und Heiraten beziehen. Die Bände 15 und 16 (Riten und Ceremonien) enthalten die Bestimmungen über Opfer, öffentliche Ceremonien u. dergl., — im chinesischen Kodex ein sehr wichtiger Gegenstand. Die Bände 17 bis 21 (Krieg) zählen die Gesetze über die kaiserliche Leibwache, das Heer, die Flotte usw. auf. Die Bände 22 bis 35 (Soziale Ordnung) enthalten die Gesetze, welche sich auf Seeräuber, Räuber und ähnliche Verbrecher beziehen; ferner die Regeln über Einbringung von Klagen beim Gerichte, Gesetze gegen Hehlerei, Ehebruch, über die Verhaftung von Verbrechern und das Fällen von Urteilen. Die Bände 36 und 37 (Öffentliche Arbeiten) behandeln den Bau und die Ausbesserung von kaiserlichen Palästen, Tempeln, Regierungsgebäuden und das Deichwesen. Band 38 ist ein Ergänzungsband und bezieht sich auf Fälle, für die keine besonderen Verordnungen getroffen sind, sowie auf die verschiedenen Arten, wie die Gesetze angewendet werden können. Band 39 enthält Bestimmungen über die Verhaftung von Verbrechern, Band 40 solche, die bei einer gerichtlichen Leichenschau befolgt werden sollen.

Die Gesetze sind auf der unteren Hälfte der Seite gedruckt. Noten und Erklärungen finden wir in kleineren Typen in den Text eingestreut. Auf der oberen Hälfte der Seite sind kaiserliche Edikte gedruckt, die als Rechtsbeispiele und Erläuterungen dienen sollen. Auf dem Rande darüber befinden sich noch andere Erklärungen und Noten. Der Titel des ganzen Werkes ist: „Die Gesetze und Gebräuche der Ta Tsing(-Dynastie)."

Das leitende Prinzip des chinesischen Gesetzes ist wie in den chinesischen

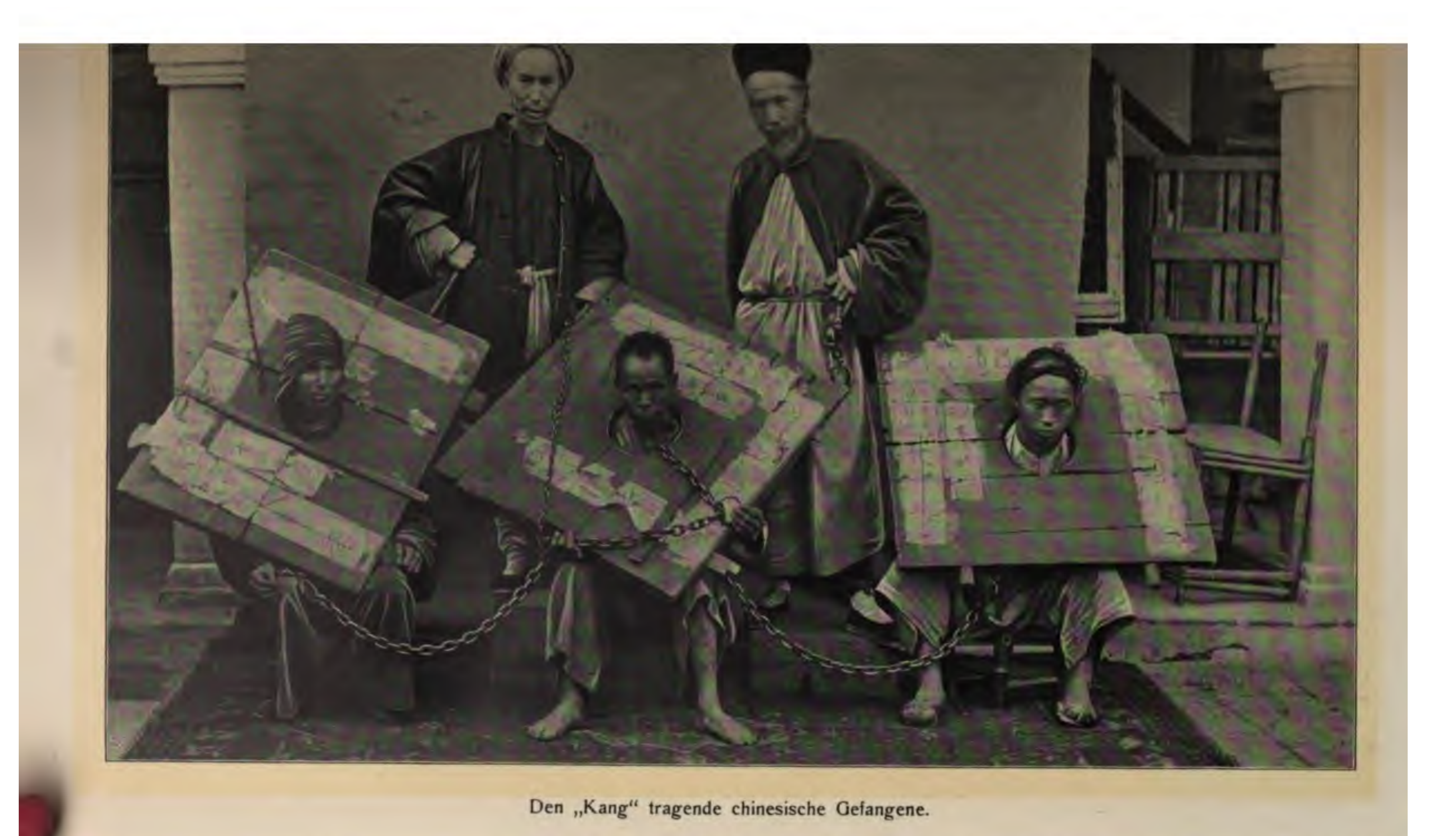
*) Unter dem Worte „Bände" (Chinesisch „Pen") dürfen wir uns nicht unsere dickleibigen Gesetzbücher vorstellen; ein solcher Band enthält gewöhnlich nur so viel Satz wie ein gewöhnliches europäisches, 300—400 Seiten starkes Buch, häufig aber noch viel weniger.

bis er zusammenbricht, alle seine Missethaten gesteht und die Namen seiner Mitschuldigen angiebt.

Die Methode verfehlt selten ihre Wirkung. Der Angeklagte wird als Verbrecher vor den Richter geschleppt. Er muß niederknien. Vor sich sieht er den ernsten Richter mit würdevoller Miene. Zu jeder Seite erblickt er Polizisten, die ihn laut anschreien und die Marterinstrumente bereit halten. Er wird also von vornherein auf alle Weise eingeschüchtert und niedergedrückt. Allerlei Kreuz- und Querfragen machen ihn verwirrt, sodaß es fast ein Wunder wäre, wenn er sich nicht selber einmal widerspräche. Seine Antworten werden niedergeschrieben. Seine Sprache muß dabei die eines Kindes seinen Eltern gegenüber, d. h. höchst ehrerbietig sein, sonst kann er wegen vorsätzlicher Verachtung des Gerichtshofes angeklagt werden, was namentlich in China ein schweres Vergehen ist. Der Angeklagte befindet sich in einer schrecklichen Klemme. Gesteht er, so ist seine Sache entschieden, und er muß die Strafe abbüßen; verharrt er im Leugnen, so wird er den Schergen zum Foltern übergeben. Die Marterarten sind im allgemeinen vom Gesetze bestimmt, doch ist es nicht im einzelnen bemerkt, wie sie anzuwenden sind. Man überläßt das dem Gutdünken jedes Beamten, — unter Umständen eine schlimme Aussicht für den Beschuldigten.

Die Art und Weise der Gerichtsverhandlung ist, um ein Beispiel anzuführen, bei einer des Mordes angeklagten Person folgende. Der Bezirksrichter hält eine Voruntersuchung ab; sollten hinreichende Beweise für die Schuld des Angeklagten vorliegen, so wird er dem Präfekten zur gerichtlichen Untersuchung übergeben. Bestätigt letzterer die Ansicht des Bezirksrichters, so wird der Fall dem Provinzial-Richter übertragen, der ihn weiter an den Gouverneur schickt. Dieser hält dann eine gerichtliche Untersuchung ab und meldet die Sache dem Zusatz-Ministerium in Peking, welches die Angelegenheit dem Kaiser unterbreitet. Letzterer befiehlt dem Ministerium an, dieselbe nochmals zu untersuchen und Bericht zu erstatten. Findet des Gouverneurs Urteil Bestätigung, so wird ihm dies mitgeteilt. Anderenfalls schickt man die Sache zur nochmaligen Überlegung zurück, wobei man dem Gouverneur gewöhnlich einen starken Wink giebt, welche Richtung seine abermalige Aburteilung nehmen soll. Er selbst verweist den Fall wieder an seine Untergeordneten usw.

Es giebt in China keine Geschworenengerichte. Es erscheint auch sehr zweifelhaft, ob eine solche Einrichtung dem Volke zu gute kommen würde. Die Volksmassen werden sich zweifellos lieber dem Richter anvertrauen, als irgend welchen anderen Personen. Das Recht zu appellieren ist anerkannt. Man macht auch beständig davon Gebrauch. Die Sache wird dem Bureau des General-Gouverneurs überwiesen, welcher sie dann an das betreffende Ministerium in Peking zur endgültigen Entscheidung befördert. Die „Pekinger Staatszeitung" enthält häufig Beispiele von solchen Appellationssachen, doch ist es eine Ausnahme, wenn die Entscheidungen der unteren Gerichtshöfe umgestoßen werden.



Den „Kang“ tragende chinesische Gefangene.



Der Chinese thut gut daran, die Gerichtshöfe nach Möglichkeit zu meiden. Denn nicht nur ist das Prozessieren, wie bei uns, mit großen Unkosten verbunden, nicht nur ist das Resultat höchst unsicher, sondern es ist auch ein Grundsatz des chinesischen Gesetzes, daß der Kläger, falls er den Angeklagten nicht zu überführen imstande ist, für das Vergehen bestraft werden kann, dessen er seinen Gegner beschuldigte. Dessenungeachtet herrscht, wie wir bereits bei Beschreibung des Amtsgebäudes gesehen haben, viel Leben in den chinesischen Gerichtshallen.

Die erste Frage eines Chinesen, wenn er von einer Gerichtssache hört, ist gewiß die: Was für Einflüsse können die Parteien für sich geltend machen? Die wirklichen Rechtsansprüche oder die Wahrheit der Thatsachen werden nicht zuerst in Erwägung gezogen. Gerechtigkeit entscheidet eben eine Sache nicht, und was das Gesetz betrifft, so hat das Volk aus alltäglicher Erfahrung längst kennen gelernt, daß seine Verordnungen wie Orakelsprüche sind, die je nach dem Wunsche des Richters verschiedene Auslegung gestatten.

Was die Bestrafung anbetrifft, so sind ohne Zweifel alle Klassen des Volkes von der Überzeugung durchdrungen, daß äußerste Strenge notwendig sei. Die Bevölkerung ist so groß und das Volk oft so roh, daß nichts anderes für die Sicherheit des Lebens und Eigentums bürgen kann, als schnelle und strenge Ahndung. Daher erhebt sich auch keine Stimme unter dem Volke gegen die Anwendung der Folter. Die Strafen, wie sie in dem Kodex beschrieben sind, sind folgender Art. Man wendet an: Das Schlagen der Schenkel mit dem großen oder kleinen Bambusstock, den Pranger (von den Ausländern „Kang" genannt), die Verbannung, die Erdrosselung und die Enthauptung.

In unseren Augen muß der große Unterschied, welchen das einheimische Gesetz in der Hinrichtungsweise zwischen Erdrosseln und Köpfen macht, eigentümlich erscheinen. Doch ist der chinesischen Anschauung zufolge die Hinrichtung mittels des Stranges eine bedeutend geringere Strafe, als wie der Tod durch das Schwert des Henkers. Das Vorurteil, welches die Söhne des himmlischen Reiches gegen das Köpfen haben, entspringt dem natürlichen Widerwillen jedes Menschen gegen den Gedanken einer Verstümmelung seines Körpers. Ähnlich wird der Chinese, so geduldig und ohne Murren er manche chirurgische Operation erträgt, sich doch auf das Entschiedenste sträuben, eins seiner Glieder amputieren zu lassen. Kann man ihn dazu bewegen, so bittet er meistens, das abgeschnittene Glied möge ihm zurückgegeben werden. Für gewöhnlich wird dasselbe dann in einer Kiste verwahrt, um mit dem Eigentümer, wenn die Zeit kommt, begraben zu werden. Doch war es in früheren Zeiten auch Brauch, das amputierte Glied aufzuessen, in Übereinstimmung mit einer Stelle, welche sich in der chinesischen Iliade „Die Geschichte der drei Königreiche" *) findet und lautet: „Vaters Fleisch

*) Chinesisch „San Kuo Tschi"; gegen Ende der Han-Dynastie (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) war China in Rivalstaaten gespalten. Obiges Werk erzählt in Form eines historischen Romans recht ausführlich die verschiedenen Vorfälle eines viele Jahrzehnte dauernden blutigen Kampfes um die Oberherrschaft Chinas.

und der Mutter Blut soll nicht weggeworfen werden". Heutzutage ist aber diese Sitte ziemlich geschwunden; doch ist z. B. der Brauch, die ausgefallenen oder ausgezogenen Zähne zu verschlucken, noch ganz allgemein.

Der chinesische Kriminal-Koder hat ein sehr sorgsam ausgearbeitetes System aufzuweisen, demzufolge gewisse Strafen in manchen Fällen in Geldbußen umgewandelt werden können; aber eine solche Maßnahme ist jetzt verhältnismäßig weniger häufig. Dem Wortlaut des Gesetzes zufolge sind allerdings nicht nur die meisten weniger schweren Verbrechen durch Geldbuße sühnbar, sondern sogar Todesurteile dürfen unter Umständen durch Summen, deren Höhe von der Schwere des Verbrechens und der Wohlhabenheit des Verbrechers abhängt, in Sühngeld umgeändert werden, nämlich in solchen Fällen, die das Gesetz nicht von den allgemeinen Gnaden- und Amnestieerlassen ausschließt. Ein zu einhundert Bambushieben verurteilter Mann kann durch Zahlen von fünf Unzen Silber seine Haut wahren, während ein Mandarin vom vierten Grade aufwärts, der zum Tode durch Erdrosseln verurteilt ist, dem Stricke entgehen kann, indem er 12000 Unzen Silber in die Staatskasse einzahlt. Die Einkerkerung selbst wird nicht als Strafe angesehen. Man kennt auch eine „Bestrafung in Stellvertretung". Es giebt nämlich Personen, die dadurch ihr Brot verdienen, daß sie sich für andere, welche zu Bambusschlägen verurteilt worden sind, prügeln lassen, und zwar um wenige Groschen.

Unter gewissen Bedingungen sind aber auch mildernde Umstände zulässig. Stellt ein Verbrecher sich selbst den Gerichtsbehörden, so kann unter Umständen seine Strafe um zwei Grade herabgesetzt werden; mitunter kommt er sogar ganz frei, namentlich wenn er der Angeber ist. Ein zum Tode verurteilter Verbrecher, dessen Vergehen von einer allgemeinen Amnestie nicht ausgeschlossen ist, kann seinen Fall dem Throne zur letzten Entscheidung unterbreiten, falls seine Eltern oder Großeltern krank, schwächlich oder über siebzig Jahre alt sind, und dieselben keinen anderen, über sechzehn Jahre alten Sohn haben, der sie unterstützen könnte.

Missethäter unter fünfzehn oder über siebzig Jahre dürfen sich von jedweder Strafe, die Todesstrafe ausgenommen, loskaufen. Selbst im letzteren Falle darf beim Kaiser um eine Amnestie eingekommen werden, falls der Verurteilte unter zehn oder über achtzig Jahre alt ist, Hochverrat ausgenommen. Das Verbrechen des Landesverrates und der Rebellion ungerechnet, laufen alle diejenigen straflos aus, welche noch nicht das siebente Lebensjahr erreicht, bezw. das neunzigste bereits überschritten haben.

Im Auge chinesischer Gesetzgeber ist Hochverrat das denkbar größte Verbrechen; es muß deshalb mit den schwersten Strafen geahndet werden. Man erachtet es für so entsetzlich und scheußlich, daß die Todesstrafe, wie sie das allgemeine Gesetz bestimmt, nicht ausreicht. Um das Vergehen noch schärfer zu rächen, hat man den grausamen Tod durch eine langsame Methode, „Ling Tschi" genannt, angeordnet: der Verurteilte wird stückweise hingerichtet.

Es ist ein Grundsatz der chinesischen Rechtswissenschaft, daß sie bei sehr schweren Verbrechen alle männlichen Verwandten des Hauptmissethäters für Teilnehmer an seinem Vergehen erachtet. So bringt man für die Sünden eines Mannes ganze Familien ums Leben. Im Falle von Hochverrat sollen „alle männlichen Verwandten des ersten Grades von überführten Personen, die sechzehn Jahre oder darüber alt sind, nämlich: der Vater und Großvater, die Söhne und Enkel, Onkel väterlicher Seite und deren Söhne beziehungsweise, gleichviel wo sie wohnen mögen oder ohne Rücksicht auf die etwaigen natürlichen oder sonstigen körperlichen Gebrechen der Individuen ohne Unterschied hingerichtet werden."

Aber selbst dies reicht noch nicht aus. Jeder männliche Verwandte, gleichviel welchen Grades, der zufällig mit dem Missethäter unter einem Dache lebt, hat sein Leben verwirkt. Hiervon ausgenommen sind nur junge Knaben, die man unter der Bedingung am Leben läßt, daß sie Eunuchen im kaiserlichen Palaste werden.

Verbrechen, welche die niedrigeren Klassen der Bevölkerung an den höheren Klassen verüben, werden äußerst streng geahndet, während andererseits der Mord, den eine höher stehende Person an einer untergebenen begeht, viel weniger beachtet wird. Es mag vorkommen, daß ein Vater sein Kind oder ein Gatte seine Frau ermordet, ohne daß solch Vergehen nennenswerte Folgen hat, während im umgekehrten Falle die Strafen, mit denen solche Unthaten geahndet werden, geeignet sind, uns das Blut erstarren zu machen.

Obgleich das chinesische Strafgesetzbuch keinen Paragraphen enthält, der das Verlagsrecht feststellt, so ist doch ein Vergehen gegen dasselbe strafbar. Unberechtigte Vervielfältigung von Werken eines eingeborenen Autors, und der Verkauf derselben, wird unter Umständen mit einhundert Bambushieben und Deportation bestraft. Ist das Werk nur gedruckt, aber noch nicht auf den Markt gebracht, so wird solch ein Vergehen mit fünfzig Bambushieben und Einziehung der gedruckten Exemplare geahndet.

Der angeklagte Verleger wird nach dem Paragraphen des Strafgesetzbuches verurteilt, welcher auf schweren Diebstahl Bezug hat. In China wird nämlich ein Dieb, der die gestohlenen Sachen noch nicht verkauft hat, leichter bestraft, als derjenige, welcher sie bereits losgeschlagen hat. Man findet auf dem Titelblatte chinesischer Bücher häufig eine Bemerkung, die vor dem unautorisierten Nachdruck warnt und an die Strafe erinnert, welche ein solches Vergehen zur Folge hat. Das ausschließliche Recht der Veröffentlichung eines Werkes geht vom Autoren auf seine Erben oder seine Kuratoren über.

Bekannte bezopfte Schriftsteller erachten es, nebenbeigesagt, unter ihrer Würde, einen Verleger für ihre Geistesprodukte zu suchen. Dieselben erscheinen deshalb gewöhnlich im Selbstverlage. Die Bücher werden dann durch Unterhändler vertrieben. Gediegenen Schriftstellern, gleichviel wie arm, mangelt es übrigens nie an Gönnern: sie werden stets wohlhabende Personen, zumeist höhere Beamten

finden, welche die Druckkosten des Werkes bestreiten; sie glauben hiermit ein Wohlthätigkeitswerk gethan zu haben. Der Verdienst vom Verkaufe des Buches fließt in die Taschen des Autors.

Hier mag noch einer gerichtlichen Einrichtung gedacht werden, welche in dem Verkehr zwischen Ausländern und Chinesen, die in Shanghai leben, eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Es ist dies der sogenannte „Gemischte Gerichtshof" (Mixed Court), ein Richterstuhl, welcher, im Jahre 1869 in Shanghai eingerichtet, bestimmt ist für die Entscheidung aller Sachen zwischen 1) chinesischen Ansässigen innerhalb des Rayon der Fremden-Niederlassungen untereinander; 2) in Civil- und Kriminalfällen (Mord und gewisse schwere Anklagen ausgenommen) zwischen Chinesen und fremden Ansässigen, sollten Eingeborene die Beklagten sein; 3) in Fällen, in denen Ausländer die Beklagten sind, stets angenommen, daß sie durch keinen Konsul in Shanghai repräsentiert werden. Der Gerichtshof setzt sich zusammen aus einem chinesischen Beamten, welcher den Rang eines Unter-Präfekten besitzt, und einem fremden Beisitzer. Letzterer ist in Civil-Prozessen stets ein Repräsentant der Nationalität, welche in die Angelegenheit verwickelt ist. In allen anderen Fällen nimmt entweder ein deutscher, britischer oder amerikanischer Beisitzer (gewöhnlich der Dolmetscher des betr. General-Konsulats) einen Sitz auf dem Richterstuhl ein. Die Verhandlungen finden in einem eigens hierzu errichteten Gebäude statt. Die Strafen, welche der Gerichtshof auferlegt, schwanken zwischen zwanzig und mehr Bambushieben bezw. dem Tragen des Kangs und drei bis vier Jahren Zuchthaus.

Die Strafen.

I. Gefängnisse.

Das chinesische Gefängniswesen bildet ein trauriges Seitenstück zu dem allgemeinen Charakter der Rechtspflege im Reiche der Mitte. Die Unsauberkeit, welche in den Kerkern herrscht, läßt sich nicht beschreiben. Die Zellen gleichen Tierzwingern, deren Vorderseite ein starkes Pfahlwerk bildet, das sich von der Erde bis zum Dache erstreckt. Ein Pflaster kennt man für gewöhnlich nicht, doch findet man wenigstens eine hölzerne Plattform, welche des Nachts zum Schlaflager dient. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Sterblichkeit in chinesischen Gefängnissen, die von dem Volke nicht mit Unrecht „Hölle" genannt werden, sehr groß ist. Totenhäuser sind thatsächlich ein unentbehrlicher Anhang zu ihnen.

Stirbt ein Gefangener, so wird die Leiche in das Totenhaus geworfen und bleibt da liegen, bis man die notwendigsten Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen hat. Der Tote darf aber nicht durch die Thorwege des Amtsgebäudes ausgetragen werden, denn das hieße dem Verstorbenen eine zu große Ehre

erweisen; auch würden die Thore dadurch verunreinigt werden. Die Leiche wird daher durch eine Öffnung, welche sich in der Gefängnismauer befindet, auf die Straße geworfen, von wo aus sie auf den Beerdigungsplatz befördert wird.

Die Gefängnisse, sämtlich nach ein und demselben Plane erbaut, befinden sich in der Regel in der unmittelbaren Nähe des Amtsgebäudes des Bezirksrichters und sind ein Teil seines Yamens. Außerhalb des ersten Thorweges, welcher zu diesen unheimlichen Räumlichkeiten führt, erblickt man mehrere hölzerne Käfige, in denen eine Anzahl leichter Verbrecher eingeschlossen ist. Ihr Loos ist wohl kein hartes, und gerade der wichtigste Punkt, öffentlich ausgestellt zu werden, scheint sie am meisten zu amüsieren, denn mit sichtbarem Wohlbehagen betrachten sie die vorübergehende Menschenmenge. Nachdem man ein zweites Thor passiert hat, befindet man sich in einem geräumigen Hofe. Auf einer Seite desselben liegen die Wohnungen der Dienerschaft des Mandarins, auf der anderen zumeist die Zellen der Gefangenen. Die Eingekerkerten stehen unter der Aufsicht eines Haupt-Gefängniswärters, dem mehrere Wärter und Polizisten sowie eine mit Speer und Dreizack bewaffnete Soldatenabteilung zur Verfügung steht. Hat ein Gefangener einigermaßen wohlhabende Verwandte oder Freunde, so kann derselbe für ihr Geld ein den Umständen nach angenehmes Leben führen. Doch wehe ihm, wenn er allein und ohne Mittel ist: das Geld, welches die Regierung für den Unterhalt eines Gefangenen aussetzt, reicht kaum aus, um ihn vor dem Verhungern zu retten.

Die Gefängniszellen sind in verschiedene Abteilungen eingeteilt, da man die Verbrecher, je nach der Schwere ihres Vergehens, an getrennten Plätzen einquartiert. Wir wollen uns einmal im Geiste von dem Haupt-Gefängniswärter durch verschiedene Räume geleiten lassen. Da stehen wir zunächst vor einer etwa zehn Fuß hohen Mauer, durch die eine Thüre führt. Sobald unser Führer seinen Schlüssel in dem Schlosse herumdreht, hört man das Rasseln von schweren Ketten, und eine Scene bietet sich dem Auge dar, die man in seinem Leben so leicht nicht wieder vergessen wird. Man befindet sich in einem kleinen Hofraume, dessen drei Seiten von den Zellen der Gefangenen gebildet werden. Einige Verbrecher sind damit beschäftigt, ihre zerlumpten Kleider zu flicken, andere flechten Strohsandalen, Taue oder Schnüre; jener blickt trotzig, dieser stumpfsinnig vor sich hin, einige liegen in Schlaf versunken.

Die Gefangenen dieser Abteilung sind durchweg schwere Verbrecher. Sie haben zumeist eiserne Ringe um ihre Fußgelenke, die mit einer etwa einen Fuß langen, schweren, eisernen Kette miteinander verbunden sind. Diejenigen der Übelthäter, welche arbeiten, haben ihre Hände frei; allen anderen sind Handschellen angelegt, die wiederum durch eine Kette mit den Fußfesseln verbunden sind. Einige Verbrecher tragen sogar Ketten um ihren Leib, welche dann mit den Hand- und Fußfesseln in Verbindung stehen. Mehrere Verbrecher sieht

man, denen eine Kette um den Nacken geschlungen ist, an welcher eine einen Fuß lange eiserne Stange auf die Brust herabhängt.

Die verschiedenen Fesseln hindern jedoch die Gefangenen nicht, sich zu bewegen, obgleich das Gewicht des Eisens sie schwer drücken muß und ihre Schritte hemmt. Einige wenige nur sind durch eine ganz besonders quälende Strafe fast zur völligen Bewegungslosigkeit verdammt. Sie tragen nicht nur Ketten an Händen, Füßen, Leib und Nacken, sondern außerdem noch ein schweres Stück Holz, etwa fünf Fuß lang, an ihrem rechten Fußgelenk. Dieser Klotz ist an seinem anderen Ende mittels einer Kette mit den Holzfesseln verbunden, so daß das Holz in einem Winkel von ungefähr 45 Grad am Körper des Trägers hängt. Zur Erleichterung dieser Qual erlaubt man den Gefangenen gewöhnlich, den Pfahl dicht an sich heraufzuziehen. Durch diese Folter müssen alle neuangekommenen schweren Verbrecher hindurchgehen.

Die zweite Abteilung des Gefängnisses gleicht der ersten, nur findet man hier ein Götzenhäuschen, in welchem die Gefangenen ihren Schutzpatron anbeten können. Sie sind gleichfalls mehr oder weniger mit Ketten beladen, doch sind diese leichter als die in der ersten Abteilung. Hier befindet sich auch die Küche. Sie besteht aus einem großen, in Ziegelsteine eingemauerten Kessel, in dem der Reis, welcher fast ausschließlich die Nahrung der Gefangenen ausmacht, gekocht wird.

Obwohl das Gesetz vorschreibt, daß die Gefängnisse allmonatlich von einem höheren Beamten besichtigt werden sollen, der Erkundigungen über die Verpflegung und den Gesundheitszustand der Gefangenen einzuziehen hat, so ist doch die Nahrung, welche man den unglücklichen Insassen darreicht, nicht nur unzureichend, sondern auch sehr schlecht, und der Zustand der Gefängnisse für europäische Begriffe ein ganz und gar verkommener. Entweder unterbleibt die Inspektion, oder sie ist nur eine formelle. Würden die Gefangenen eine solche Behandlung genießen, wie das alte Gesetz es vorschreibt, so wäre das Los der Unglücklichen nicht so ungemein bedauernswert, wie es zur Zeit ist. Denn es ist bestimmt, daß ein jeder derselben ein Bett, einen Schemel und gesunde Nahrung erhalten sollte. Dieses Gesetz gilt sowohl für solche Gefangene, die sich noch in Voruntersuchung befinden, wie auch für solche, welche bereits des angeklagten Verbrechens überführt sind. Für jeden sind täglich 100 Kupferstücke (etwa 20 Pfennige) zu seiner Unterhaltung ausgesetzt. Doch sieht derselbe nie dieses Geld, sondern der Kerkermeister giebt ihm Reis genug, um ihn eben am Leben zu erhalten, und auch dieses nur, wenn er weiß, daß dem Gefangenen keine weiteren Mittel zur Verfügung stehen; anderenfalls müssen die Verwandten des Eingekerkerten für die Nahrung sorgen, bezw. für dieselbe bezahlen. Die so erpreßte Summe geht natürlich in die Tasche des Gefangenwärters und seiner Unterstellten.

Die Behandlung eines unschuldigen Opfers, der etwas Vermögen hat, und eines schweren mittellosen Verbrechers, der z. B. zum Tode verurteilt ist,

ist überhaupt sehr verschieden. Der Erstere fordert gelassen seine Rechte, die ein ziemlich komfortables Bett, reinliche Kleidung, zwei gute Mahlzeiten und ein gewisses Quantum von Getränken einschließen.

Wehe aber dem, dem keine Mittel zu Gebote stehen! Von dieser Klasse von Unglücklichen darf man mit voller Berechtigung behaupten, daß das Los keines Gefangenen so bedauernswert ist, als wie das des Chinesen, welcher zu dieser Strafe verurteilt ist. Die Eingeborenen haben daher sicherlich nicht unrecht, wenn sie die Landesgefängnisse mit dem Namen „irdische Höllen" belegen.

II. Die Verbannung.

Unter den Strafen des chinesischen Gesetzbuches ist die Verbannung eine der nachdrücklichsten. Daß sie auf den Sohn des Reiches der Mitte so besonders stark einwirkt, liegt vor allem in gewissen religiösen Anschauungen begründet. Nach ihnen können die Seelen der Verstorbenen nicht ruhen, außer wenn ihnen an dem Beerdigungsorte von einem männlichen Nachkommen oder sonst von einem Stammes-Mitgliede Opfer dargebracht werden. Die Landesverweisung schließt das aber aus, und sie ist somit nicht allein eine Strafe für dieses, sondern auch für das jenseitige Leben. Sie gilt für schlimmer als lebenslängliche Gefangenenschaft.

Man muß in China vier Grade der Verbannung unterscheiden, nämlich: Militärische Verbannung, Verbannung aus der Provinz, Verbannung nach einem Orte innerhalb der Provinz, und Polizeiaufsicht im Heimatorte.

Die Einführung des militärischen Exils ist dem Gründer der Ming-Dynastie zuzuschreiben. Nachdem er die mongolische Dynastie (1368 n. Chr.) vertrieben hatte, stellte er einen Teil seiner Truppen an den nördlichen Grenzen des Reiches auf. Etwaige Lücken in dieser Armee wurden forthin durch Verbrecher gefüllt. So entstanden aus den ursprünglich militärischen Kolonien Strafkolonien. Die Verschickung dahin bildet die Strafe der sogenannten Militärverbannung. Unter der jetzigen Dynastie wurden die Grenzen des Kaiserreichs um ein Bedeutendes erweitert und der Verbannungsort also weiter in die Ferne geschoben. Die Verbrecher, welche man dorthin verbannt, werden nicht mehr zum Soldatendienste herangezogen, sondern als eine Art Knechte für die dort stationierten Truppen verwendet.

Die Gegenden, nach welchen man diese Verbrecher schickt, sind fast ausnahmslos so abgelegen und öde, daß man die Verbannung schon deswegen für der Todesstrafe nahestehend erachten kann. Während der dreißigjährigen Regierung des Kaisers Tao Kuang († 1851) wurden etwa zweitausend Personen allein nach Ili (im äußersten Westen Chinas) verbannt. Dem Strafgesetzbuch zufolge sollen diese Landesverwiesenen als Feldarbeiter auf Grundstücken, welche dem Militär gehören, oder als Knechte in Regierungs-Bureaus, oder als Diener höherer Mititärpersonen beschäftigt werden. Verbannungs-Bezirke sind vornehm-

lich die Grenzgebiete am Amur, Ili, Ost-Turkestan, sowie die Provinzen Kuei-tschau und Yünnan.

Unter Verbannung aus der Provinz versteht man die Ausweisung nach einer Gegend, welche 2000 bis 3000 Li (12 Li etwa gleich 1 deutsche Meile) entfernt ist. Diese Strafe ist uralt. Sie soll bereits ums Jahr 2000 v. Chr. bestanden haben. Das Gesetz schreibt vor, daß die zu dieser Strafe verurteilten Personen den in den Yamen oder sonstigen Regierungsgebäuden angestellten Beamten als eine Art Sklaven dienen sollen. Die Zahl der Deportierten, welche in den verschiedenen Provinzen des Reichs anzutreffen sind, wird durchschnittlich auf etwa 20 bis 25000 geschätzt.

Man trifft diese Klasse von Verbannten in größerer oder kleinerer Zahl in allen größeren Städten an, doch finden sie nicht ausschließlich in den Regierungsgebäuden Verwendung. Es trifft sich vielmehr häufig, daß Privatbeamte sie in ihre Dienste nehmen, indem sie zugleich Bürgen für diese Deportierten werden. Letztere befinden sich unter strenger Polizeiaufsicht und müssen sich von Zeit zu Zeit entweder persönlich melden oder von ihren Bürgen beim Bezirksrichter melden lassen. Die Ortsbehörde teilt ihnen regelmäßig eine gewisse Menge Reis zu, welche fast zu ihrem Lebensunterhalte ausreicht. Außerdem haben sie, wie die gewöhnlichen Bettler das Vorrecht, in Läden um Almosen zu bitten.

Diese Landesverwiesenen kehren nach Ablauf ihrer Zeit oder im Falle einer Begnadigung häufig nicht nach ihrer Heimat zurück. Sie haben sich oft an ihrem Verbannungsorte eingelebt, eröffnen etwa einen Krämerladen oder verlegen sich auf Wuchergeschäfte, oder erwerben sich auf sonst einem nicht immer ganz redlichen Wege ihr Brot. Bisweilen haben sie ihr Eigentum mit sich gebracht; ihre Familien dürfen ihnen auch wohl nachfolgen. Unter den Landesverwiesenen selbst herrscht ein intimes Verhältnis.

Die zur Verbannung Verurteilten werden heutzutage gewöhnlich nicht gebrandmarkt. Personen, die man aus besonderen Gründen dennoch kennzeichnet, haben zwei Schriftzeichen auf jeder Backe eingebrannt, z. B. „Verbannter Räuber" oder „Verbannter Dieb", und diejenigen, welche zu entlaufen versuchen, die Worte „Entlaufener Verbannter".

Wenn ein Geächteter stirbt, wird der Vorfall dem Richter des Bezirkes, aus dem der Verstorbene kam, gemeldet. Wird derselbe auf öffentliche Kosten beerdigt, so erheischt es die Sitte, daß ein aus Bambus verfertigter Korb und ein Besen mit in den Sarg gelegt werden. Einem Aberglauben zufolge werden nämlich Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, die sozusagen nur Schmarotzer derselben sind, bei der Seelenwanderung Postpferde. Die genannten Hausgeräte sollen aber die Metamorphose erleichtern: der Kehrichtkorb verwandelt sich in den Kopf und der Besen in den Schwanz des genannten Vierfüßlers.

Die aus der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) stammende Verbannung nach einem Orte innerhalb der Provinz war ursprünglich eine sehr



Chinesischer Bettler.



Chinesischer Eselskarren.



schwere Strafe. Heutigentags bedeutet dieselbe lediglich die Verbannung für ein bis drei Jahre nach einem anderen Teile der Provinz.

Die eigentümlichste Art der Verbannung in China ist wohl diejenige, welche wir als „Unter Polizeiaufsicht im Heimatlande" bezeichnen können. Diese Bestrafung besteht darin, daß die dazu Verurteilten, falls ihr Vergehen außerhalb ihres Heimatsortes begangen worden ist, nach ihrer Heimat geschickt werden, woselbst sie unter strenger Polizeiaufsicht leben, deren Dauer von der Schwere des betreffenden Vergehens abhängt.

III. Foltern und Strafen.

Die Folter wird heutzutage noch allgemein im chinesischen Rechtsverfahren angewendet, falls der Angeklagte sich weigert, ein Geständnis abzulegen. Letzteres ist, wie früher erwähnt wurde, notwendig, damit ein Rechtsfall erledigt werden kann. Der Beamte sieht sich daher häufig zu scharfen Maßregeln gezwungen; doch ist die Grausamkeit der Folter zur Zeit ohne Zweifel nicht mehr so groß wie vor Jahrhunderten. Selbst das Eingeständnis der Schuld kann übrigens die Anwendung der Folter oft nicht verhindern, wenn etwaige Mitschuldige ausfindig gemacht oder noch anderweitige Aussagen erzwungen werden sollen.

Die einfachsten Foltern bestehen in dem Peitschen der Schultern mit dem Bambusstock und in dem Schlagen auf den Mund mit dicken Stücken Sohlenleders, eine Züchtigung, welche die Lippen zerfleischt und die Zähne lockert, so daß die gemarterte Person oftmals tagelang nichts essen und nicht sprechen kann. Sollten diese Torturen keinen Erfolg haben, so werden die Fußknöchel mit Stöcken gepeitscht. Der Angeklagte wird gezwungen, auf gebrochenen Stücken von Geschirr oder scharfkantigen Steinen zu knieen. Die Finger und Fußknöchel werden zwischen scharfen Holzstücken gequetscht. Der Angeschuldigte wird außerdem oft an den Daumen oder Zehen aufgehängt. Man umwindet seine nackten Arme und Beine mit Kupferschlangen, die mit heißem Wasser angefüllt sind, und noch eine fast endlose Reihe von ähnlichen Foltern bringt man in Anwendung. Falls eine einmalige Folterung nicht zum Ziele führt und der Delinquent vielleicht aus Erschöpfung ohnmächtig wird, so läßt man eine Erholungsfrist eintreten, nach deren Ablauf die Marter wieder beginnt.

Daß Hartnäckige oder Unschuldige unter den Foltern oft ihr Leben aushauchen, ist begreiflich. In der Mehrzahl von Fällen zieht indeß der Angeklagte die Schmach des Verbrechens und dessen Bestrafung den Qualen der Folterung vor. Nicht nur die verdächtige Person ist der Tortur ausgesetzt. Falls sie entweicht, werden ihre nächsten Anverwandten verhaftet, eingekerkert, unter strenges Verhör genommen und gleichfalls gemartert, in der Hoffnung, daß sie den Aufenthalt des Angeklagten verraten. Die Unmenschlichkeit, welche darin liegt, einen Vater oder eine Mutter zu foltern, damit sie ihr Kind der Marter und dem Tode ausliefern, scheint den Chinesen nicht zum Bewußtsein zu kommen.

Das Tragen des sogenannten „Kang“ *) ist eine sehr beliebte Strafmethode, welche einer Folter sehr nahe steht. Der Kang ist ein viereckiger Holzkragen von verschiedener Größe und verschiedenem Gewicht. Er besteht aus zwei Teilen, die aneinander passen und in der Mitte ein rundes Loch für den Hals des Sträflings haben. Nachdem man den Kang dem Missethäter um den Hals gelegt hat, klebt man auf jede Seite zwei lange, einige Zoll breite Papierstreifen, drückt das Gerichtssiegel darauf und schreibt dazu: Dies ist ein Dieb, eine unordentliche Person, u. dergl. Der Kang soll so und soviele Wochen getragen werden. Also Verbrechen und Dauer der Strafe werden auf demselben angegeben. Dieser Kragen verhindert den Träger, seinen Kopf mit den Händen zu erreichen. Andere müssen ihn deshalb füttern. Ein solcher Sträfling wird gewöhnlich am Stadtthore, an den Amtsgebäuden, Straßenecken und auf öffentlichen Plätzen ausgestellt. Die den Kang tragende Person kann sich nicht niederlegen, sie ist daher gezwungen stets aufrecht zu sitzen. Selbst während der Nacht wird das Strafinstrument häufig nicht abgenommen. Bei Frauen wird diese Strafe, die an unser früher gebräuchliches „Prangerstehen“ erinnert, seltener angewendet.

Schwere Verbrecher werden mitunter in eine Art Käfig gesperrt, der zumeist so kurz und niedrig ist, daß der Insasse nicht liegen und stehen kann. In ihrem oberen Teil sind diese Käfige mit einem Holzkragen versehen, in dem der Hals des Gefolterten steckt. Es ist die eingezwängteste Lage, welche man sich denken kann. Eine andere Art dieser Marterinstrumente ist so hoch, daß die Füße der mit diesen Werkzeugen Gefolterten kaum den Boden berühren. Diese unglücklichen Menschen sind beinahe am Kopfe aufgehängt. Es ist dies eine Tortur, welche häufig den Tod des betreffenden Verbrechers zur Folge hat.

Eine weitere, sehr gewöhnliche Strafmethode ist die Bastonnade. Sie wird heutzutage wohl ausnahmslos mit einem etwa drei Fuß langen, flachen Bambusstock auf die bloßen Schenkel des Verurteilten verabfolgt. Die höchste Anzahl von Hieben, welche das Gesetz erlaubt, ist fünfhundert. Es genügen aber schon fünfzig Hiebe, um die Haut zu zerschneiden, einhundert sind hinreichend, um dem Gezüchtigten das Niedersitzen für längere Zeit unmöglich zu machen. Der „schwere“ Bambusstock hat seit längerer Zeit einem leichteren Strafinstrumente Platz gemacht, bei dessen Anwendung das Leben des Gemarterten nicht mehr gefährdet ist.

Das in China herrschende Bestechungssystem hat dieser Strafmethode übrigens seine Schrecken für diejenigen einigermaßen genommen, welche durch Geld die Hand des Lictoren zu beeinflussen vermögen; liegt es doch sehr in der Macht des Schlagenden, den Bambus verhältnismäßig leicht oder derber niederfallen zu lassen. Andererseits kann diese Strafe sehr mißbraucht werden. So

*) Das Wort stammt von dem portugiesischen „canga“, d. h. Joch, ab. Die Chinesen nennen dieses Strafinstrument scherzhaft „Halsbinde“. Das Gewicht des „Kang“ ist, wie gesagt, verschieden je nach der Schwere des Vergehens oder Verbrechens.

können beispielsweise die Knoten im Holze nicht geglättet sein, ferner die Schläge in die Gelenke, anstatt oberhalb der Kniee gegeben, das spitze, statt des flachen Endes des Bambusstocks gebraucht werden. Man kann den Schlag auch wiederholt auf dieselbe Stelle lenken, wodurch die Schmerzen selbstverständlich bedeutend größer werden.

Das chinesische Gesetz bestimmt, daß Greise, Kinder, Kranke, Hungrige und Nackte von der Bambusstrafe ausgeschlossen werden sollen. Ferner dürfen folgende Klassen von Leuten nicht übereilt und ohne weiteres zur Prügelstrafe verurteilt werden: Mitglieder der kaiserlichen Familie, Beamte, Graduierte, Amtsdiener und Frauen.

Die Anwendung der Folter geschieht unter mancherlei Willkür des Richters. Das Gesetz kann für vielerlei, was hierher gehört, nicht immer verantwortlich gemacht werden. Bisweilen ergehen auch Berichte der Censoren über Ungebührlichkeiten im Verfahren der Richter an den kaiserlichen Thron. So ist es nicht uninteressant, den folgenden Bericht eines Censors an den Thron zu lesen. Er ist von der „Pekinger Staatszeitung" vor einigen Jahren veröffentlicht worden und lautet:

„Im Jahre 1801 erschien ein kaiserliches Edikt, worin es hieß, daß für Fälle, wo von den Kriminalbehörden die Folter angewandt werden müßte, ganz bestimmte Vorschriften bestünden, und daß daher, wer Torturen zur Anwendung brächte, die im Gesetze nicht vorgesehen, und mit solcher Grausamkeit verführe, daß die Delinquenten durch das Foltern verkrüppelt würden oder sogar stürben, durchaus den Absichten der Regierung, die Milde und Barmherzigkeit geübt sehen wolle, zuwiderhandele. Diese kaiserliche Kundgebung muß allen späteren Geschlechtern als Richtschnur dienen. Nun hat ein Berichterstatter kürzlich in der „Pekinger Zeitung" den Prozeß gegen den degradierten stellvertretenden Bezirksmagistrat von Lu Tschiang Hsien, Yang Pei Lin, gelesen, welchem nach dem Bericht des General-Gouverneurs Liu Kun Yi die Tötung eines Menschen durch übermäßiges Foltern zur Last gelegt wurde.

„Derselbe pflegte bei der Prügelstrafe zuvor auf den Beinen der Delinquenten eine Stelle von bestimmter Länge und Breite markieren zu lassen, und durfte nicht eher mit Prügeln aufgehört werden, als bis dieselbe ganz entzwei geschlagen war. Tschang Tschien Yi, dem auf diese Weise tiefe Löcher in die Beine geschlagen waren, ließ er hierauf noch mit den Schultern an einen Stock binden und auf dem Rücken mit Bambusbesen peitschen. Zwei Tage darauf ließ er ihm wieder vierzig Hiebe verabreichen und ihn mit dem Oberkörper in ein besonderes Gestell stecken. Hierauf mußte der Unglückliche über dreiviertel Stunden länger als die gesetzliche Zeit auf eisernen Ketten knieen. Dann befahl der Magistrat den beiden Folterknechten dem Tschang Tschien Yi auf seine Wunden an den Beinen fünfhundert Bambushiebe zu geben. Diese wollten anfangs nicht Hand anlegen, aber aus Furcht vor der Strenge des Yang Pei Lin wagten sie

nicht, seinen Befehlen nicht Folge zu leisten. Tschang Tschien Yi starb an seinen Wunden am nächsten Tage.

„Ferner ließ der Magistrat aus Wut den Hsü Yung in einem Stehkäfig verhungern. Neun andere Gefangene ließ er teils in besondere Gestelle stecken, teils mit Stangen, die ihnen zwischen den Knieen durchgesteckt wurden, auf Ketten hin und her wippen, teils an Stangen festbinden und mit Bambusbesen peitschen, oder er ließ ihre beiden Hände abwechselnd auf einer Bank festbinden und die Handflächen so lange schlagen, bis die linke Hand ganz zerfleischt war, oder endlich sie in einen Stehkäfig stecken und einen Zettel darauf kleben, worin streng verboten wurde, dem Gefangenen Wasser oder Reis zu verabreichen, damit er im Stehen verhungere als ein warnendes Beispiel für andere. Die über den betreffenden Magistrat verhängte Strafe, Verbannung in das „Neue Gebiet“ mit Zwangsarbeit, erscheint im Vergleich zu seinen Unthaten sehr milde und nicht als volle Sühne seiner Schuld. Das schlechte Beispiel eines Bezirksrichters wirkt ansteckend auf andere und findet auch in deren Provinzen Nachahmer.

„Wie Berichterstatter in Erfahrung gebracht hat, werden neuerdings in den verschiedenen Provinzen gesetzlich verbotene Torturen angewendet, und das arme Volk bei den geringsten Vergehen gemartert. Wenn bei Verbrechen wie Mord, Raub, Brandstiftung und Diebstahl die Schuld des Angeklagten zweifellos ist und sichere Zeugen vorhanden sind, er aber dennoch ableugnet, dann dürften solche Foltern, wie das Knieen auf Ketten und das Zusammenpressen der Kniee angewandt werden, damit derselbe nicht wegen mangelnden Gedächtnisses freigesprochen werden muß. Berichterstatter sieht sich hierdurch zu dem Antrage veranlaßt, daß alle Kriminalbehörden in den Provinzen ausdrücklich auf die alten Verbote hingewiesen werden, ihnen anbefohlen wird, etwa vorhandene Folterwerkzeuge in der vorstehend beschriebenen Art sofort zu vernichten, daß Zuwiderhandelnde aber zur Anzeige gebracht und streng bestraft werden. Über die genaue Ausführung dieser Bestimmungen würden die General-Gouverneure und Gouverneure zu wachen haben.“

Die „Pekinger Zeitung“ veröffentlichte darauf folgendes kaiserliches Edikt:

„Der Censor Tschen Mau Hu hat in einem Bericht, in welchem er ausführt, daß die Lokalbeamten vielfach unerlaubte Torturen anwenden, beantragt, daß ihnen dieses streng untersagt werde. Da die anzuwendenden Folterwerkzeuge gesetzlich normiert sind, so machen sich Lokalbeamte, welche in der angegebenen Weise irgend welche anderen Marterinstrumente eigenmächtig zur Anwendung bringen, eines schweren Verstoßes gegen gesetzliche Verbote schuldig. Die betreffenden General-Gouverneure und Gouverneure sollen deshalb den ihnen unterstellten Beamten die alten Bestimmungen eindringlich einschärfen und den Gebrauch ungesetzlicher Folterwerkzeuge streng verbieten. Sollte dennoch dergleichen vorkommen, so ist der schuldige Beamte in den Anklagezustand zu versetzen, da die Regierung nur eine rationelle Anwendung der Folter wünscht.“

IV. Die Todesstrafe.

Zum Tode verurteilte Personen werden im Gefängnisse zumeist am Fußboden festgekettet, bis der Tag der Hinrichtung herannaht. Die Zahl der Tage, Wochen oder Monate, ehe dies stattfindet, hängt von der Jahreszeit ab, in welcher das letzte Urteil ausgesprochen ist. Dem Landesgesetze gemäß sollen in Friedenszeiten Verbrecher nur während des dritten Herbstmonats hingerichtet werden. Wird eine Person etwa im Herbstanfang zum Tode verurteilt, so köpft man sie bald darauf. Ist aber das Urteil vielleicht im Anfang des Winters gefällt worden, so bleibt der Verurteilte bis zum nächsten Herbst im Gefängnis. In unruhigen Zeiten verliert dieses Gesetz indeß aus naheliegenden Gründen seine Gültigkeit.

Wenn der für die Enthauptung festgesetzte Tag nahe ist, — ein Tag, welcher vor dem Verbrecher selbst stets geheim gehalten wird, — so stattet der Bezirksrichter dem Verurteilten einen Besuch ab und befiehlt, ihm die Fesseln abzunehmen. Man setzt dem Gefangenen eine schmackhafte Mahlzeit vor und ladet ihn freundlich dazu ein. Diese Henkersmahlzeit soll eine doppelte Bedeutung haben. Erstlich will man dadurch dem Gefangenen zu verstehen geben, daß der Scharfrichter ihm nicht feindlich gesinnt ist, sondern nur als das Werkzeug in den Händen der Staatsgewalt fungiert. Zweitens wird dies letzte Essen in Übereinstimmung mit den letzten Worten des Henkers an den Verurteilten: „Iß bis Du satt bist, damit Du in der anderen Welt als ein wohlgenährter Schatten erscheinen magst", als eine Art Viatikum angesehen, das den Eintritt des Geistes in die unsichtbare Welt erleichtere. Man glaubt so den Toten zu verhindern, daß er als hungriger Geist voll Gier wieder auf diese Welt zurückkehre und allerlei Unruhe stifte.

Die Hände des Verbrechers werden ihm nach der Mahlzeit auf den Rücken gebunden. Eine kleine weiße Fahne, worauf der Name und das Verbrechen des Verurteilten in schwarzer oder roter Tusche geschrieben sind, wird an seinem Rücken derart befestigt, daß das Fähnlein an dem fünf bis sechs Fuß langen Stabe etwas über dem Kopfe weht. So wird der dem Tode Verfallene zum Richtplatz geführt oder wohl meistens in einem Korbe dorthin getragen. Die Örtlichkeit ist zumeist ein großer, offener Platz außerhalb der Stadtmauer, möglichst nahe am Nordthore gelegen.

Sobald die Prozession, deren Nachtrab gewöhnlich eine große Volksmenge ist, um Zeuge des Schauspiels zu sein, an Ort und Stelle anlangt, führt man den Verurteilten in die Mitte der Richtstätte. Wachen und Gehülfen des Scharfrichters umgeben ihn und befehlen ihm, auf den Boden hinzuknieen. Der Scharfrichter nähert sich ihm von hinten, nimmt die Flagge weg und schlägt ihm den Kopf vom Rumpfe. In Fällen, wo der Enthauptete kein Verbrechen gegen den Staat verübt hat, können seine Anverwandten auf den Kopf und Rumpf Anspruch machen. Sehr häufig ist ein Schuhmacher bereit, den Kopf

anzunähen, worauf der Leichnam von den Verwandten beerdigt wird. Doch diese Gunst wird Staatsverbrechern nie zu teil. Deren Körper wirft man in eine Grube, wo sie meist von den Vögeln gefressen werden. Den Kopf legt man in einen Korb. Später wird er auf eine lange Stange an dem Nord- oder Westthore der Stadt gesteckt als Warnung für alle Vorbeipassierenden.

Als der jugendliche Kaiser Kuang Hsü im Jahre 1889 den Thron bestieg, erließ er zu Gunsten gewisser Verbrecher im ganzen Reiche eine Amnestie, derzufolge die zum Tode und zur Verbannung Verurteilten eine Erleichterung ihrer Strafe in der Art bekommen sollten, daß die zum Köpfen Verurteilten gehängt, die zum Hängen Verurteilten verbannt werden sollten usw.

Dem Abendländer erscheint die darin angeordnete Erleichterung der Todesstrafe wohl eigentümlich. Die Chinesen denken anders darüber. Wir Europäer erklären diejenige Todesart als die vorzuziehende, welche der Existenz am schnellsten und schmerzlosesten ein Ende macht.

Daß der Delinquent im Nu mittels des Strickes aus dieser Welt scheide, steht nicht im Einklange mit den Ansichten des in seinen Bewegungen so „würdevollen“ Chinesen. Aus Gründen, die wir Ausländer nicht begreifen, muß man dem Verurteilten gewisse „Ruheplätze“ auf seiner Reise nach dem Hades gönnen. Die Hänge- oder richtiger gesagt Erdrosselungs-Methode ist daher folgende. Nachdem man dem Verurteilten den Strang um den Hals gelegt, ergreifen zwei Männer den Strick und ziehen ihn allmählig an, bis sie glauben, daß der erste Akt des Trauerspiels zum Abschluß gebracht werden und man dem unglücklichen Opfer noch einmal Gelegenheit geben müsse, sich ein wenig zu „verpusten“. Der Strick wird also wieder losgelassen. Der arme Mensch kommt langsam zum Bewußtsein, muß aber bald die weitere Strecke Weges auf der Reise in die Ewigkeit zurücklegen. Dieser Prozeß wird sogar etlichemale wiederholt, bis die Rückkehr in die Zeitlichkeit nicht mehr möglich ist.

Aber nun befindet sich nach chinesischer Anschauung der Verstorbene im Angesichte seiner Vorfahren und wird sofort für alle seine Leiden belohnt; denn er ist als Gehängter im stande, vor denen, die ihm im Tode vorangegangen sind, mit dem Kopfe auf seinen Schultern zu erscheinen, anstatt nach der Unterwelt befördert zu werden, wo die Geister aller körperlich Verstümmelten weilen. Sein Hals mag vielleicht irgend welche Spuren von dem Urteil des Erdenrichters aufzuweisen haben, da sich aber sein Kopf an der rechten Stelle befindet, so ist er der Verstümmelung entronnen, — jenem Schauerlichen, daß die Enthauptung in den Augen des Chinesen mit Vergiftung, Ertränkung und Erdrosselung in keinen Vergleich treten läßt. Es kommt übrigens nicht selten vor, daß beim Erhängen Personen, welche dem langsamen Erhängen nicht zugethan sind, den Henker bestechen, damit er den Delinquenten, anstatt ihm eine oder zwei „Ruhestätten“ auf der Reise anzuweisen, prompt in das geheimnisvolle Jenseits befördern.

Die grausamste Art der Hinrichtung ist die unter dem Namen „Ling

Tschi", d. h. „langsamer, stufenweiser Tod" bekannte Strafgattung. Zu derselben werden Vater- und Muttermörder, Frauen, die ihre Männer umgebracht haben u. dergl. verurteilt. Mitunter wird sie auch bei Hochverrätern angewendet. Man unterscheidet drei verschiedene Arten dieser Hinrichtung. Der Verurteilte wird an eine Art Kreuz befestigt, worauf der Scharfrichter solche Teile des Körpers abzuhauen beginnt, die nicht plötzlichen Tod durch Verbluten verursachen. Die Zahl der Schnitte, zu welchen der Verbrecher verurteilt wird, ist heutzutage zumeist acht, in seltenen Fällen sechsunddreißig. In früheren Zeiten wurde das unglückliche Opfer sogar in zweiundsiebzig oder in hundertundzwanzig Stücke geschnitten. Bei der Hinrichtung in acht Abteilungen ist der Hergang folgender: Zuerst werden die Augenbrauen abgeschnitten, dann die Schultern, hierauf das eine Bein, dann das andere, in derselben Weise beide Arme, das Herz wird ausgerissen und der Kopf vom Rumpfe getrennt. Ist der auf diese Weise Hingerichtete ein Vater- und Muttermörder gewesen, so nagelt man seinen zerstückelten Körper noch auf den Sargdeckel seines Opfers.

Übrigens möge hier noch bemerkt werden, daß auch die Todesstrafe der Kreuzigung in China noch im Gebrauch ist. Die Befestigung am Kreuze geschieht durch Nägel. Die Kreuzigung kann an Pein und Grausamkeit die „Ling Tschi"-Hinrichtung noch übertreffen.

Eidesleistung.

Eine der verbreitetsten Untugenden der Chinesen ist die Lüge. „Wahrheit" ist ein Wort, welches scheinbar in dem Wörterbuche der Chinesen keine Stelle findet; oder vielmehr wohl in seinem Wörterbuche, nicht aber in seinem Herzen, in seinem Munde, in seinem Leben und seiner Geschichte. Der Chinese kennt keine Scham, wenn man ihn auf seinen Lügen ertappt: Lügen ist seiner Ansicht nach kaum als Vergehen zu betrachten. Wie man versichert, hat der Chinese kein einziges Sprüchwort aufzuweisen, welches das Lügen als ein Laster mißbilligt.

Mit diesem nationalen Charakterfehler sind natürlich ernsthafte Übelstände verbunden, wenn der Chinese vor einem Gerichtshofe Zeugnis ablegen soll. Niemand ist sich der Schwierigkeiten solcher Situation besser bewußt, als die Chinesen selbst. Davon legt eins ihrer Sprüchwörter Zeugnis ab, welches zeigt, welchen Wert das Volk den Schwüren vor Gericht beimißt, und welches lautet: „Falls alle Verwünschungen, die man in Schwüren auf sich herabruft, in Erfüllung gingen, so würden die Blätter der Bäume, in Särge umgewandelt, nicht ausreichen, die Toten zu beerdigen."

Unter den verschiedenen Arten von feierlichen Eiden, welche in China Anwendung finden — vor den Schranken des Gerichts selbst wird nie ein Eid







Ruinen des Sommerpalastes Yuen Ming Yuen.



In Verbindung mit diesem Gegenstande ist es von allgemeinem Interesse, die Stellung in Erwägung zu ziehen, welche ein Chinese als Zeuge in einem deutschen Gerichtshofe einnimmt. Dies beleuchtet uns ein Fall, der Mitte der neunziger Jahre zuerst im Kaiserlichen General-Konsulat zu Shanghai, darauf im Landgericht zu Bremen und schließlich im Reichsgericht zu Leipzig zur Verhandlung kam.

Mehrere Seeleute wurden von Chinesen beim Konsular-Gerichtshofe zu Shanghai angeklagt, sie angegriffen und mit der Faust sowie dem Messer arg mißhandelt zu haben, und zwar, weil erstere sich weigerten, den ihnen für verrichtete Arbeit zukommenden Lohn zu zahlen. In dem Handgemenge wurde einer der Chinesen schwer verwundet. Das Konsular-Gericht verwies die Sache nach eingehender Voruntersuchung an das Bremer Gericht, wo die Angeklagten beheimatet waren. Dieses verurteilte einen der Angeklagten zu 18 Monaten Gefängnis, unter Anrechnung von 9 Monaten der Untersuchungshaft; der Rest wurde freigesprochen.

Gegen dieses Urteil legte der Verurteilte beim Reichsgericht zu Leipzig Revision ein, und zwar begründete er dieselbe u. a. dadurch, daß sämtliche chinesische Zeugen, deren Aussagen im Konsular-Gericht zu Shanghai verlesen worden waren, zu Unrecht den vorgeschriebenen Zeugeneid nicht geleistet hätten. Mit der durch das genannte General-Konsulat erfolgten Vernehmung dieser Zeugen hatte es aber folgende Bewandnis. Da letztere für die monotheistische Religion und den auf dieser beruhenden Eid kein Verständnis hatten, so sah der General-Konsul deshalb von der Beeidigung ab.

Immerhin suchte er sich aber Garantien für die Erforschung der Wahrheit zu verschaffen, indem er die Zeugen gewisse Beteuerungen aussprechen ließ. Ein Schreiben des Konsular-Dolmetschers verbreitet sich über die Unmöglichkeit, den Chinesen ein Verständnis für den monotheistischen Eid beizubringen. In China komme überhaupt kein Eid vor. Der Mangel an Aufrichtigkeit sei einer der hervorragendsten Charakterzüge der Chinesen. In keinem Lande sei es nämlich gefährlicher, die Wahrheit zu sagen, als in China. In den meisten Fällen sei der chinesische Richter fertig mit seinem Urteile, ehe die Verhandlung begonnen habe. Es komme ihm nicht auf das Suchen nach der Wahrheit an! Sein Verhalten richte sich darnach, ob er einen bestimmten Auftrag erhalten habe, ob er eine Belobigung erwarte oder ob er bestochen worden sei. Bei einem so gewaltthätigen Verfahren sei für den Eid kein Raum. Die Chinesen kennen einander auch viel zu gut, und setzten viel zu wenig Vertrauen in die Glaubwürdigkeit der Aussagen anderer, als daß eine Einrichtung wie der Eid irgend welche Wirkung haben könnte. Den gewöhnlichen Chinesen fehle also der Begriff des Eides in unserem Sinne. Ein chinesischer Zeuge werde jede Glaubensformel ohne Bedenken nachsprechen, aber an Glaubwürdigkeit gewinne seine Aussage dadurch nicht. Eine solche nur der Form entsprechende Eidesleistung würde eine Profanierung des Eides darstellen. Eine Ungeheuerlichkeit

würde es geradezu sein, wenn man einem Chinesen die deutsche Eidesformel nachsprechen lassen wollte, denn kein Dolmetscher könne dieselbe so übersetzen, daß ein Chinese das volle Verständnis dafür erlange. Aus diesem Grunde hat das Konsulargericht gemäß § 56, 1 der St. Pr. O. angenommen, daß die chinesischen Zeugen solchen Leuten gleichzuachten seien, welche wegen mangelnder Verstandsreife von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben und deshalb unbeeidigt zu lassen sind.

In Übereinstimmung mit diesen Ausführungen verwarf das Reichsgericht das eingelegte Rechtsmittel. Obiges Gutachten des Generalkonsulats-Dolmetschers trifft übrigens den Nagel auf den Kopf. Im Ideenkreise der Chinesen hat der Begriff Eid in unserem Sinne keine Stätte. Ob dieses Vacuum mehr in moralischen oder mehr in intellektuellen Verhältnissen seine Gründe hat, braucht hier nicht erörtert zu werden; vielleicht trifft beides zu. Die Thatsache selber wird aber jeder zugeben, der in die fremdartige Welt chinesischer Anschauungen einmal eingedrungen ist: der Eid als schwerwiegende, folgereiche Bekräftigung der Wahrheit, wie das europäische Gesetz ihn versteht, ist den Chinesen bisher nicht bekannt geworden, und zwar am allerwenigsten im Gerichtsverfahren. Außerdem kümmert sie nicht die religiöse oder irreligiöse Eigenschaft des Eides, nicht die theistische oder atheistische Fassung der Schwurformel; hier wird vielmehr der Stein des Anstoßes durch den Eid als solchen gegeben, für den dem Chinesen der occidentale Begriff bislang fehlt, und der deshalb in seinem Munde bedeutungslos bleibt. Das und nur das macht den chinesischen Zeugen unfähig für eine Vereidigung vor Gericht. Wenn das Konsulargericht sich bei seinem Beschluß auf § 56,1 der Strafprozeßordnung stützte, so war dies eben die einzige Möglichkeit, zu einer gesetzlich fixierten Begründung der Nichtvereidigung zu gelangen. Es kann aber keinen Zweifel unterliegen, daß dies nur faute de mieux geschehen ist, denn völlig gedeckt werden die thatsächlichen Verhältnisse durch jenen Paragraphen nicht. Aber unsere Strafprozeßordnung hat freilich nicht für chinesische Zeugen zugeschnitten werden können.

Gerichtliche Leichenschau.

In China wird die Leichenschau durch den Bezirks-Richter wahrgenommen; die Leichen werden jedoch hierbei infolge der Scheu, welche man vor jeder Verstümmelung des Körpers hegt, niemals seciert. Der Beamte muß daher seine Schlußfolgerungen aus etwaigen äußeren Wunden ziehen. Der Beistand eines Arztes steht ihm nicht zu Gebote, doch ist ihm eine ziemlich umfangreiche Schrift in die Hände gelegt, welche die genauesten Anweisungen über das Verfahren bei einer Leichenschau enthält, und aus diesem Handbuche citiert der Bezirks-

Richter, ähnlich wie aus einem Strafgesetzbuche, die Stellen, welche bei solchen Untersuchungen auf den vorliegenden Fall Bezug haben.

Dieses Instruktionsbuch teilt den menschlichen Körper in vitale und nicht zum Leben gehörige Teile; von ersteren giebt es zweiundzwanzig, sechzehn auf der Vorderseite und sechs auf der Rückseite, von den letzteren sechsundfünfzig, sechsunddreißig vorn und zwanzig auf der Rückseite. Jeder Leichenbeschauer benutzt bei der Totenschau eine Figur, in welche diese Teile eingezeichnet sind, und in diese Figur trägt er die verschiedenen Wunden ein, welche er bei der Untersuchung des Körpers vorfindet. Zur Charakteristik jenes Leitfadens wollen wir folgende Stelle anführen: „Der Mensch hat 365 Knochen, eine Zahl, welche der der Tage im Jahre entspricht. Der Schädel eines Mannes, von der Stirn bis zum Wirbel, besteht aus acht Teilen; Männer haben an jeder Seite zwölf Rippen, die Frauen jedoch vierzehn.“

Oftmals sind schon Jahre nach dem Tode der zu untersuchenden Person vergangen, ohne daß dieser Umstand dem bezopften Leichenbeschauer viel Kopfzerbrechen machte; selbst aus dem unvollständigen Gerippe eines Ermordeten vermag er fast in jedem Falle den Mörder zu bestimmen. Ein Geständnis von dem Angeklagten zu erlangen, fällt nämlich durch Anwendung der Folter in der Regel nicht schwer.

Die Methoden, zu welchen der Leichenbeschauer seine Zuflucht nimmt, sind im allgemeinen folgende. Trifft es sich, daß die Wunden an der Leiche nicht genau sichtbar sind, so weist er seinen Gehülfen an, einen Umschlag aus einer Getreideart zu machen und etwas Essig auf den Leichnam zu sprengen. Ein Stück Seide, welches vorher in Öl getaucht ist, wird sodann zwischen die Sonne oder ein künstliches Licht und die Teile gehalten, welche untersucht werden sollen. Die Wunden werden nun — wenigstens in der Einbildungskraft des Leichenbeschauers — sichtbar. Sollte diese Methode kein ganz genügendes Resultat ergeben, so wird ein Brei aus Pflaumen, Zwiebeln, Salz und Pfeffer gemacht, der, nachdem man ihn gekocht hat, auf die zu untersuchenden Teile gelegt wird. Dieser Prozeß muß, wie man annimmt, den erwünschten Erfolg haben.

Im Winter, wenn die Leiche hart gefroren ist, hat der Leichenbeschauer aber einen umständlicheren Weg einzuschlagen. Zunächst muß dem Körper die Steifheit genommen werden. Zu solchem Zwecke wird ein mehrere Fuß tiefes Loch von der Länge und Breite der Leiche gegraben. In die Grube wird Brennmaterial gelegt und dieses angezündet; auf das Feuer gießt man Essig, und nachdem sich Dampfwolken entwickelt haben, legt man den in Decken eingehüllten Körper in das Loch und begießt ihn mit heißem Essig. Zu jeder Seite der Grube wird noch ein Feuer angezündet, welches dem Körper in Gemeinschaft mit dem heißen Essig — so lehrt wenigstens das Instruktionsbuch — die ursprüngliche Gelenkigkeit wiedergeben wird.

Amüsant ist die Methode, welche man anwendet, um zu bestimmen, ob die Wunden, welche die Leiche aufweist, zum Schein gemachte oder wirkliche sind, und ob sie vor oder nach dem Tode beigebracht wurden. Findet man nämlich auf dem Körper einige dunkel gefärbte Stellen, so läßt man Wasser auf sie tröpfeln; bleibt dieses stehen ohne herabzurinnen, so sind es alte Wunden, fließt es aber ab, so gilt das Gegenteil. Der Leichenbeschauer drückt ferner mit dem Finger jeden dunklen Fleck nieder; ist er hart und nach dem Aufheben des Fingers noch ebenso gefärbt wie zuvor, so nimmt man an, daß es wirklich eine Wunde ist. Falls sich auf einem Knochen Spuren der Verletzung finden, so wird derselbe gegen das Licht gehalten. Hat das Mal ein frisches, rotes Aussehen, so ist die Verwundung vor dem Tode beigebracht worden und drang in die Knochen ein; findet sich dagegen kein Zeichen von Sättigung mit Blut, selbst wenn eine Verletzung vorhanden sein sollte, so nimmt der Leichenbeschauer an daß sie nach dem Tode beigebracht worden ist.

Ein ähnliches recht sonderbares Verfahren bei einer chinesischen Leichenschau ist die sogenannte „Knochenprobe". Der Beschauer macht sich nämlich daran, Knochen auf etwaige Verletzungen hin zu untersuchen, gleichviel ob Monate oder Jahre nach dem Tode verstrichen sind. Damit die „Knochenprobe" befriedigend ausfällt, muß der Tag klar und hell sein. Man legt die Gebeine, nachdem sie rein gewaschen sind, in eine Grube, die vorher durch Feuer erhitzt worden ist, begießt sie mit Essig und bedeckt sie mit Decken. Nach ein paar Stunden nimmt man die Knochen wieder heraus, und untersucht sie mittels eines Stückes geölter Seide in der bereits beschriebenen Weise. Ist der Tag aber dunkel und regnerisch, so nimmt man ein großes Gefäß, gießt Essig hinein und mischt Pflaumen und Salz hinzu. Die Knochen werden hineingelegt, man setzt den Topf auf ein Feuer, und nachdem dieselben eine Zeit lang gekocht haben, nimmt man sie wieder heraus, wäscht sie ab und hält sie gegen das Licht. Die Verletzungen werden dann, wie man annimmt, sichtbar sein, da das Blut in die verletzten Teile eingesickert ist und sie in dunkeln Farben markiert! Knochen, die öfters durch die „Kochmethode" untersucht worden sind, ohne daß ein günstiges Resultat erzielt worden ist, werden mit Öl angefüllt. Man läßt es nach einer Weile wieder abfließen, und der Knochen wird dann gegen das Licht gehalten. Da wo Wunden sind, wird sich das Öl sammeln, die hellen Stellen sind nicht verletzt worden, sagt das Instruktionsbuch der Leichenbeschauer.

Eine andere „Knochenprobe" wird bisweilen von Anverwandten des Toten angestellt; man glaubt nämlich, daß die Gebeine der Eltern durch ihre Kinder identifiziert werden können, und zwar auf folgende Weise. Der Untersuchende schneidet sich mit einem Messer und läßt das aus der Wunde tröpfelnde Blut auf die Knochen fallen. Ist die Verwandtschaft wirklich vorhanden, so wird das Blut in die Knochen sickern. Man behauptet, daß die erwähnte Methode selbst von einem Enkel zur Identifizierung der irdischen Reste seines Großvaters angewendet werden kann.

Ähnlicher Unsicherheit wie in den bisher genannten Methoden zur Feststellung von Verletzungen herrscht auch, wenn es sich darum handelt, den Platz ausfindig zu machen, an dem etwa eine Mordthat begangen worden ist. Es genügt dem Leichenbeschauer hierzu die ungefähre Kenntnis der Gegend, wo die Sache stattfand. Er findet dann den genauen Platz vielleicht daran heraus, daß, falls der Totschlag im Freien begangen worden ist, das Gras dort dunkler gefärbt und höher ist, als dasjenige ringsum, oder an ähnlichen zweifelhaften Kennzeichen.

Eine Sache von besonderer Wichtigkeit ist es für Leichenbeschauer stets sich so schnell als möglich in den Besitz des Mordinstruments zu setzen. Ist zwischen Mord und Untersuchung eine lange Zeit verstrichen, und sind auf der Mordwaffe keine Blutspuren mehr zu entdecken, so wird dieselbe, falls sie ein Messer, Schwert u. dergl. war, im Feuer zur Rotglut erhitzt und darauf mit Essig begossen: die Blutstropfen werden dann sichtbar werden! So unglaublich Obiges dem Europäer klingen mag, so beweisen doch Denkschriften, die von Zeit zu Zeit in der „Pekinger Staatszeitung" erscheinen, daß die angeführten „Proben" noch heutigentags im vollen Schwunge sind.

Der Advokat.

Advokaten in unserem Sinne kennt man, wie wir bereits bei Schilderung des Rechtswesens bemerkt haben, im Lande der Mitte nicht; ebensowenig ist das Civilrecht, wie wir Europäer den Ausdruck verstehen, bei den Chinesen ausgebildet. Es würde unmöglich sein, selbst einen aufgeklärten Chinesen davon zu überzeugen, daß der Beruf des Advokaten bei uns ein durchaus ehrenwerter ist, und daß nur Männer von der höchsten Rechtschaffenheit denselben ausüben dürfen. Er stellt sich unter dem Rechtsanwalt vielmehr immer eine gewisse anrüchige Klasse seines Volkes vor, die unter dem Namen „Tai Schu" bekannt ist, und die man in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt des Kaiserreiches treffen kann. Sie wohnen gewöhnlich nahe bei dem Amtsgebäude eines Bezirksrichters, der ja die Justiz in erster Instanz repräsentiert.

Diese „Tai Schu" sind immer bereit, für eine geringe Belohnung die Führung von Prozessen zu übernehmen, d. h. durch geschickt angebrachte Bittschriften um Herstellung des Rechts, durch Gegenbittschriften oder sonst durch irgend welche Ratschläge der Sache zu Hülfe zu kommen. Ihre Dienste werden von armen und unwissenden Leuten besonders stark in Anspruch genommen. Vor Gericht selbst müssen Kläger und Verklagter ihre Sache selbst führen. Der Richter leitet einfach den Gang des Verhörs.

Daß diese Winkel-Advokaten in den Augen der chinesischen Beamtenwelt sich nicht allzuhohen Ansehens erfreuen, geht schon aus einer Stelle des vom Kaiser

Kang Hi verfaßten, sogenannten „Heiligen Edikts“*) hervor, worin sie der einheimische Ausleger folgendermaßen beschreibt: „Es giebt eine Klasse von Taugenichtsen, die, weil sie einige Kenntnis davon haben, wie man eine Bittschrift um Herstellung des Rechts oder eine Anklage aufsetzt, sich als Meister des Stils ausgeben. Sie schließen mit den Schreibern und Amtsdienern ein Bündnis ab, um dem Volke das Geld aus den Taschen zu locken. Falls ein Prozeß vor Gericht kommt, fällt ihnen stets ihr Anteil an Gebühren zu. Wird der Fall außerhalb des Gerichtshofes ausgeglichen, so bekommen sie ebenfalls ihre Sporteln. Verlieren beide Parteien, so entgehen ihnen doch nicht die Gebühren. Verliert ihr Klient und werden sie von ihm dafür zur Rede gestellt, so sagen sie einfach: die Sache geht uns nichts an“.

Trotz dieses ungünstigen Kommentars hat sich diese Klasse von Leuten bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar duldet sie die Regierung aus dem Grunde, weil es nicht nur sehr bequem, sondern auch oft notwendig ist, daß stark beschäftigten Gerichtshöfen Personen zur Hand stehen, die mit den Geschäftsregeln eines Distrikt-Mandarins bekannt sind, sodaß die vorzulegenden Schriftstücke der Prozessierenden dem Richter in gehöriger Form zugehen.

Der „Tai Schu“ klebt an seine Thür eine große, rote Karte, auf welcher sein Name sowie der des Amtsrichters, bei dem er zugelassen ist, verzeichnet steht. Diese Winkel-Advokaten müssen nämlich bei jedem Bezirksrichter bei seiner Amtsantretung erst anfragen, ob sie innerhalb seiner Gerichtsbarkeit als Quasi-Advokaten fungieren dürfen. Genau genommen beschränkt sich die Thätigkeit des „Tai Schu“ darauf, die Klage seines Klienten oder die Verteidigung in die gehörige Form zu fassen. Klage sowohl wie Verteidigung sollte letzterer dem „Anwalt“ selbst schriftlich einreichen. Derselbe behält die Papiere als Beleg dafür, daß er persönlich nichts zu dem Thatbestande hinzugefügt hat.

*) Unter demselben versteht man sechzehn Sitten-Grundsätze, die Kang Hi (1662—1723 u. Ztr.) in der Form eines Edikts zumeist auf Grund der konfucischen Lehre verfaßte. Unter seinen Nachfolgern wurden dieselben unter der Zuhülfenahme von Mitgliedern des Hanlin-Kollegiums verschiedentlich umschrieben. Die sechzehn besten wählte man später aus. Die Chinesen halten diese Grundsätze für das Wesentlichste, was ihre Sittenlehre enthält. Sie sollten am 1. und 15. jedes Monats, mithin Voll- und Neumonde, von allen Bezirksrichtern des Kaiserreiches dem Volke vorgelesen und erklärt werden. Diese sechzehn Lebensgrundsätze lauten ohne jeglichen Kommentar der späteren Ausleger: 1. Beachtet die kindlichen und brüderlichen Pflichten, damit die gegenseitigen Beziehungen des Lebens ordentlich gewahrt werden; 2. Achtet die Verwandten, um die Vorzüge guten Einvernehmens zu zeigen; 3. Lebet in gutem Einverständnis mit eurem Nachbarn, um Streitigkeiten zu vermeiden; 4. Pflegt Ackerbau und Maulbeerbaumzucht, um hinreichende Nahrung und Kleidung zu haben; 5. Seid sparsam, um unnütze Ausgaben zu vermeiden; 6. Haltet das Studium der Wissenschaft hoch, um die Schüler auf den rechten Weg zu leiten; 7. Erniedrigt falsche Lehren, um die wahre Lehre zu erhöhen; 8. Erklärt die Gesetze, um die Unwissenden und Hartnäckigen zu warnen; 9. Seid höflich und nachgiebig, um die Sitten zu verbessern; 10. Bleibt euren wesentlichen Beschäftigungen treu, damit der Wille des Volkes unveränderlich sei; 11. Weist die Jugend an, damit sie verhindert werde, Böses zu thun; 12. Unterlaßt alle falschen Anschuldigungen, damit die Unschuldigen beschützt werden; 13. Warnt alle, strafbare Flüchtlinge bei sich aufzunehmen, damit sie nicht in die Bestrafung derselben verwickelt werden; 14. Bezahlt eure Steuern, damit ihr nicht häufig gemahnt zu werden braucht; 15. Vereinigt euch zu Zehnern und Hunderten, um Raub und Diebstahl auszurotten; 16. Seid verträglich, damit das Leben geachtet werde.

Das Einkommen des „Tai Schu“ besteht aus den Gebühren, welche ihre Klienten für die Fertigstellung der Schriftstücke oder für Besorgung der Siegelung richtig ausgearbeiteter Dokumente, die dadurch eine Art Beglaubigung erhalten, zu zahlen haben. Denn Klagen oder Bittschriften müssen, um vom Amtsrichter angenommen zu werden, mit dem Gerichtssiegel versehen sein. Der „Tai Schu“ reicht die Schriftstücke seines Klienten persönlich beim Gerichte ein. Die unteren Beamten eines Bezirks-Richters erwarten andererseits, daß dieser Winkel-Advokat ihnen die üblichen, wenn schon ungesetzlichen Gebühren zukommen läßt.

Petitionen sollten in sehr kleinen Wortzeichen geschrieben werden, als ein Zeichen der Achtung des Bittstellers. Man muß sie stets im Duplikat einreichen, davon eine auf rotem Papier für die Durchsicht des Beamten, an den sie gerichtet ist und die dann zu den Protokoll-Akten gelegt wird, die andere auf weißem Papier. Letztere erhält der Bittsteller mit der in großen Wortzeichen am Ende des Dokuments geschriebenen und dem Bureausiegel versehene Antwort zurück. Bittschriften des Volkes an den Mandarin sollten auf jeder Seite neun Spalten von Wortzeichen haben, solche aber von Unterbeamten an höher gestellte Beamten nur fünf Spalten. Petitionen tragen nie ein Datum, weil es in jedem Monate gewisse Tage giebt, an denen man sie einreichen darf; nämlich jene, an welchen die 3 und 8 vorkommt. Eine Sondergebühr sichert jedoch die Überreichung auch an anderen Tagen.

Es ist demnach aus dem Gesagten ersichtlich, daß der Advokat in seiner Art auch dem Reiche der Mitte nicht fehlt. Die witzige Bemerkung eines französischen Schriftstellers, welcher die Chinesen als die glücklichste Nation der Erde beschrieb, weil sie keine Rechtsanwälte hätten, ist mithin nicht ganz zutreffend.



Sitzkäfig für Sträflinge.



Chinesische Kriegs-Dschunken.

Viertes Kapitel.

Das Militärwesen.

Die Armee. — Die Marine. — Arsenale und Schiffsbauwerften. — Küstenbefestigungen. — Die Große Mauer.

Die Armee.

Die Organisation der chinesischen Armee, wie sie heutigentags besteht, rührt aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts her. Als die Mandschu-Tataren*) zuerst unter der Anführerschaft Tai Tsu Kaos, später als Tien Ming bekannt, China zu unterjochen begannen (im Jahre 1601), bildeten sie vier Banner, welche sich durch die Farben gelb, weiß, blau und rot voneinander unterschieden. Kaiser Tien Ming fügte im Jahre 1614 zu diesem Kontingent vier weitere Banner hinzu, deren Farben gelb mit rot gerändert, weiß mit rot gerändert, blau mit rot gerändert, und rot mit weiß gerändert waren.

Dies ist der Ursprung der berühmten acht mandschuischen Banner, (Chinesisch „Pa Tschi“), die mit ihren 60000 Mann den Kern einer Armee bildeten, welche China für die gegenwärtige Tsing-Dynastie erobert hat. Allerdings wurden sie hierbei nicht unerheblich durch die Mongolen, sowie auch durch verräterische Chinesen unterstützt. Der Nachfolger Tien Mings, Kaiser Tien

*) Tataren nannten die Völker Europas die Mongolen nach ihrem eigenartigen Schlachtgeschrei: Ta, Ta! d. h. haut, haut! Man hört auch noch gegenwärtig dieses Wort bei einem chinesischen Aufruhr oder einer ähnlichen Volksaufregung, wenn es zu Gewaltthaten kommt. Die chinesischen Namen für Tataren werden ausgesprochen Tahɔza oder Tahtar. Tartar ist falsch.



Mandschu-Bogenschützen.



Chinesische Infanterie in Shanghai.

Tsung (1627), formierte den mongolischen Teil seiner Armee gleicherweise in acht Banner, die etwa 17000 Mann zählten und durch dieselben Farben voneinander unterschieden waren, wie die acht mandschuischen Banner.

Was die Chinesen anbetrifft, welche die einfallenden Armeen der Mandschu unterstützt hatten, so wurden sie natürlich von ihren Landsleuten gehaßt und verachtet. Als darauf das ganze Kaiserreich erobert war, fanden diese chinesischen Verräter, daß es unmöglich sei, sich wieder an ihren Heimatsstätten niederzulassen. Verfolgt von ihren eigenen Verwandten, sahen sie sich genötigt, sich den fremden Eroberern anzuschließen und ließen sich für die Dauer unter der mandschuischen Flagge anwerben, baten den Thron, sie als Leibeigene der Krone aufzunehmen, und sie und ihre Familien in derselben Art und Weise zu erhalten, wie dies mit den Mandschu- und Mongolentruppen der Fall war. Aus ihnen bildete dann im Jahre 1637 Kaiser Tien Tsung zwei chinesische Banner, die später auf vier vermehrt, schließlich (1642) in acht Banner organisiert wurden, und, den acht mandschuischen und mongolischen Bannern entsprechend, etwa 24000 Mann stark waren.

Diese vierundzwanzig Banner also bestehen bis auf den heutigen Tag und bilden das Heer Chinas, — die angebliche Hauptstütze der gegenwärtigen Dynastie. Alle Offiziere und Mannschaften dieser Armee sind in Wirklichkeit Leibeigene; sie werden auf Kosten der Krone in verschiedenen Teilen des Reiches unterhalten und bewohnen ein angewiesenes Viertel in den größeren Städten, deren beständige Garnison sie ausmachen. Ihre Kinder müssen gleichfalls in der Armee dienen, doch steht ihnen auch der Weg offen, sich durch öffentliche Prüfungen die Berechtigung für höhere Stellungen sowohl im Militär- wie Civildienste zu verschaffen. Die persönlichen Interessen aller dieser Bannerleute, gleichviel ob Mandschu, Mongolen oder Chinesen, sind im gleichen Maße mit der Stabilität und der Wohlfahrt der regierenden Dynastie verknüpft.

Die Aristokratie unter den Bannerleuten wird durch die sogenannten „Uksun", d. h. die in gerader Linie abstammenden Nachkommen des Gründers der Dynastie, und die „Gioro", die Abkömmlinge seiner Brüder oder Onkel gebildet. Die Ersteren tragen als ein unterscheidendes Kennzeichen einen gelben Gürtel, die Gioro einen roten.*) Die sogenannten „neuen Mandschu", d. h. solche, die mit der kaiserlichen Familie nicht verwandt sind, sowie die Mongolen und Chinesen, deren Namen in dem Banner-Register eingetragen sind, haben kein unterscheidendes Kennzeichen.

Seit der Gründung der verschiedenen Banner-Corps sind Heiraten zwischen mandschuischen oder mongolischen Bannerleuten und den Eingeborenen Chinas auf das strengste verboten gewesen. Auch die chinesischen Bannerleute müssen sich dem fügen und sind gezwungen, sich ihre Frauen aus Mandschu- oder Mongolen-Familien zu wählen. Die Folge hiervon ist, daß die sogenannten

*) Vergleiche Seite 7.

chinesischen Bannerleute heutigentags kaum noch als echte Chinesen betrachtet werden können, und fast ebenso sehr Ausländer sind, wie die Mitglieder der anderen sechzehn Banner.

Einzelheiten in betreff der Stärke dieser Bannertruppen werden nicht veröffentlicht. Selbst die offizielle „Heer- und Flottenliste“ beobachtet Stillschweigen über diesen Gegenstand. In den „Verordnungen der kaiserlichen Verfassung“ indeß ist die Zahl jedes Banners festgesetzt, und man nimmt gewöhnlich an, daß die vierundzwanzig Banner heute gerade so stark sind, als sie es 1768 waren, in welchem Jahre die Organisation dieser Banner für abgeschlossen erklärt wurde.

Nachstehende Tabelle zeigt die Zahl der Kompagnien, aus welchen sich die verschiedenen Banner im 22. Jahre Kaiser Kien Lungs (1768) zusammensetzten:

Banner	Mandschu	Mongolen	Chinesen	Total
Gelb	92½	24	40	156½
do. rotgerändert . .	85½	28	40	153½
Weiß	86	29	40	155
do. rotgerändert . .	84	31	30	145
Blau	84	30	30	144
do. rotgerändert . .	86½	25	29	140½
Rot.	74	22	28	124
do. weißgeränbert . .	86	32	29	147
Zusammen:	678½	221	266	1165½

Wir haben demnach als Gesamtsumme 1165½ Kompagnien. Rechnet man die wirkliche Stärke jeder Kompagnie zu 90 Mann, so würden sämtliche vierundzwanzig Banner eine Stärke von 104895 Mann haben. In der That beträgt, wie chinesische Gewährsmänner dieser Tage behaupten, die Gesamtstärke der Banner zur Zeit 105000 Mann. Eine große Anzahl derselben ist mit Gewehren fremder Konstruktion bewaffnet, viele indeß üben sich noch im Bogenschießen und im Gebrauche von Speeren und Hellebarden. Sie sind festen Garnisonen zugewiesen und haben strengen Befehl, dieselben nicht zu verlassen.

Dem stehenden Heere fügte Kaiser Yung Tsching (1732—1736) die kaiserliche Leibwache hinzu, deren Offiziere jedoch heutzutage unter die Civilbeamten gezählt werden, da ihr Dienst einfach darin besteht, die kaiserliche Residenz zu bewachen und ein Gefolge zu bilden, wenn sich die kaiserliche Familie auf Reisen begiebt. Die Stärke dieser Truppe mag sich auf 4—5000 Mann belaufen; sie ist in acht Abteilungen eingeteilt, die den acht Bannern entsprechen. Der Andrang zur Aufnahme in die Leibwache ist sehr groß, da der Sold nicht nur

besser als im Bannerheere ist, sondern weil die Mitglieder dieser Leibtruppen auch viel schneller zu höheren Posten befördert werden. Diesen Truppen kann man noch die Gensdarmerie von Peking hinzufügen, welche die Polizei der Hauptstadt bildet. Sie ist etwa 12—15000 Mann stark.

Nun giebt es aber noch ein zweites Heer, welches der Zahl nach das bei weitem stärkste ist und das — wenigstens bis zum Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges (1894) — die Truppen für alle Feldzüge liefern mußte. Dieses Heer ist das der „Grünen Standarte", gewöhnlich die „Fünf Lager" genannt (Chinesisch Lui Nei), bestehend aus fünf Abteilungen, welche in fünf Lager verteilt sind, deren jedes wiederum in fünf kleinere Lagerabteilungen zerfällt. Dieses zweite chinesische Heer, welches sich nur aus Chinesen zusammensetzt, die gegen Sold dienen, ist über alle Provinzen des Reiches zerstreut. Jede Provinz ist mit einem Netzwerk von Lagern bedeckt, die auf den strategisch oder politisch wichtigsten Punkten errichtet sind.

In jeder Satrapie ist der General-Gouverneur bezw. Gouverneur der Höchstkommandierende aller dieser in seinem Territorium verteilten Truppen, ausgenommen wenn er bei Gelegenheiten von besonderer Wichtigkeit zeitweilig durch einen Sonder-Kommissar für militärische Operationen ersetzt wird. Unter dem Gouverneur stehen eine ganze Reihe von Offizieren, unter denen besonders die, welche als Oberste und Hauptleute ein Lager bezw. Nebenlager kommandieren, von Einfluß sind. Neben dem General-Gouverneur steht der Tataren-(Mandschu)-General, welcher das spezielle Kommando über alle Bannertruppen hat.

Die Zahl der militärischen Bezirke jeder Provinz hängt von der topographischen und politischen Einteilung derselben ab. Die Provinz Kuangtung (Canton) z. B. hat neunzehn militärische Distrikte. Jeder derselben steht unter dem Befehle eines Obersten 1. Klasse, dem fünf oder mehr aus mehreren Abteilungen bestehende Lager unterstehen. Die Offiziere werden sämtlich vom Kaiser ernannt.

Jedes der Lager soll eine festgesetzte Anzahl von Soldaten haben. In Friedenszeiten sind die Truppenteile aber niemals vollzählig, doch ist es leicht, sie, wenn erforderlich, durch Rekruten, die gewöhnlich an Ort und Stelle ausgehoben werden können, schnell vollzählig zu machen, vorausgesetzt, daß das nötige Geld hierzu flüssig ist.

Die Art des Rekrutierens ist folgende: Vor dem Amtsgebäude des Höchstkommandierenden wird ein Zelt für die Besichtigung der Rekruten aufgeschlagen. Der Kandidat muß antreten und eine etwa fünf Fuß lange Stange aufheben, an deren Enden ein radförmiges Stück Granitstein gehängt ist; das Gewicht des Ganzen soll 100 Kattie (gleich ca. 60 Kilo) betragen. Die Stange muß von der Erde mit beiden Händen aufgenommen und über den Kopf gehoben werden, bis die Arme in gerader Positur sind. Besteht der Rekrut diese Probe, so wird sein Name als der eines Angeworbenen eingetragen. Da es in China keine Ärzte, wie wir das Wort verstehen, sondern nur Quacksalber

der schlimmsten Art giebt, so zieht man dieselben auch nie zu den Anwerbungen zu. Es ist daher ganz natürlich, daß unter diesen Umständen viele Rekruten angemustert werden, die sich körperlich für den Militärdienst ganz und gar nicht eignen.

Die gesetzlich vorgeschriebene Zahl von chinesischen Truppen, welche jede Provinz unter Waffen halten soll, geht aus folgender Tabelle hervor:

Provinz	Anzahl	Provinz	Anzahl
Tschili	42 500	Hupe	22 700
Schantung	20 700	Hunan	35 500
Schansi	25 500	Schensi	42 900
Honan	13 800	Kansu u. Ili	55 600
Kiangsu	50 100	Setschuen	34 100
Anhui	8 700	Kuangtung	69 000
Kiangsi	13 800	Kuangsi	23 400
Fukien	63 300	Yünnan	42 500
Tschekiang	39 000	Kueitschau	48 400

Obige Ziffern ergeben demnach eine Gesamtsumme von 651 500 Mann für das Lagerheer. An Offizieren soll dieses Heer folgende Zahlen aufweisen: Generale 16, General-Leutnants 64, Obersten erster Klasse 120, Obersten zweiter Klasse 164, Oberst-Leutnants 373, Majore 425, Hauptleute 825, Leutnants 1649, Fähnriche 3521; zusammen 7157 Offiziere.

Unter diesen Offizieren befinden sich jedoch auch eine Anzahl von Bannerleuten. Sie sind eingeschoben, um darauf zu achten, daß diese starke einheimische Armee der mandschuischen Dynastie treu bleibt. Die meisten derselben sind mit wichtigen Kommandos betraut. Ihre Zahl beträgt durchschnittlich 10 pCt. der Offiziere des chinesischen Lagerheeres.

Es ist unmöglich, zuverlässige Ziffern über die Kosten der Unterhaltung der chinesischen Armee zu erhalten. Außer dem Solde erhält der Soldat Getreide (zumeist Reis)-Rationen, welche in den verschiedenen Provinzen des Reichs nicht ganz gleich sind. Doch kann man im Durchschnitt pro Mann vielleicht ein Zehntel eines „Schi" (1 Schi ca. 160 Pfund) für den Monat rechnen. Der Sold eines Infanteristen (Gemeinen) ist ungefähr 7—8 Mark per Monat, der eines Kavalleristen etwa 9—10 Mark nebst Fouragegeldern.

Nachstehende, amtlichen Quellen entnommene Tabelle zeigt die jährlichen Ausgaben für die Bannertruppen sowie für die Armee der Grünen Standarte. Der Wert für Getreiderationen und Fouragekosten ist in die Ziffern mit eingeschlossen. Leider sind die Statistiken nicht ganz neuen Datums, doch geben sie dessenungeachtet einen ziemlich guten Einblick in das Verhältnis, nach dem jede Provinz sich an der Erhaltung der Armee beteiligt.

Man ersieht aus der Liste, daß sich in den Provinzen Anhui, Kiangsi, Kuangsi, Hunan, Yünnan und Kueitschau zur Zeit der Aufnahme dieser Statistik keine Bannertruppen befanden. Die überwiegend große Mehrzahl, etwa zwei Drittel derselben, sind in Tschili, der hauptstädtischen Provinz stationiert.

Setzen wir die Bevölkerung Chinas zu 400 Millionen Einwohnern an, so ergiebt sich pro Kopf der Bevölkerung eine jährliche Militärsteuer, die im Vergleich zu den hohen Abgaben westlicher Länder für diesen Zweck recht klein ist.

Die Ziffern für die Kosten der Unterhaltung sind in Regierungs-Taels (damaliger Wert 5 Mark, heutiger allerdings nur 3 Mark) gegeben:

Provinz	Bannerleute	Grüne Standarte	Total
Tschili	9 383 000	1 575 000	10 958 000
Schansi	590 000	419 000	1 009 000
Schantung	169 000	568 000	737 000
Honan	77 000	315 000	392 090
Kiangsu	468 000	954 000	1 422 000
Anhui	—	113 000	113 000
Kiangsi	—	263 000	263 000
Tschekiang	290 000	846 000	1 136 900
Fukien	247 000	1 398 000	1 645 000
Kuangtung	285 000	1 463 000	1 748 000
Kuangsi	—	522 000	522 000
Setschuen	194 000	888 000	1 082 000
Hupe	486 000	533 000	1 019 000
Hunan	—	608 000	608 000
Schensi	522 000	1 023 000	1 545 000
Kansu	9[illegible]9 000	1 359 000	2 328 000
Yünnan	—	875 000	875 000
Kueitschau	—	728 000	728 000
Ili u. Ost-Turkestan . .	879 000	—	879 000
Mandschurei	1 298 000	—	1 298 000
Zusammen:	15 857 000	14 450 000	30 307 000

Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist allmählig noch ein drittes Heer hinzugetreten, welches man unter dem Namen „Lehrtruppen" und „Feldtruppen" zusammenfaßt. Es sind dies die nach fremdem Muster ausgebildeten Truppenkörper, deren Entstehen vornehmlich auf die während der Taiping-Rebellion zu Tage getretenen Unfähigkeit der kaiserlichen Armee zurückzuführen ist. Durch den Ausbruch der chinesischen Wirren im Frühjahr 1900 ist die öffentliche Aufmerksamkeit in Europa namentlich stark auf diesen Zweig des chinesischen

Heerwesens gelenkt worden, ohne daß man dadurch allerdings viel Klärung über diesen dunklen Punkt erzielt hat. Wie steht es demnach mit diesen sogenannten „Lehrtruppen"?

Der starre Konservatismus der Chinesen, welcher sich gegen Neuerungen im Sinne westlicher Kultur auf das Entschiedenste auflehnt, konnte erst nach mehreren schweren Niederlagen, welche das einheimische Heer vor vierzig Jahren seitens der verbündeten Engländer und Franzosen erlitten hatte, davon überzeugt werden, daß die fremde Soldatenausbildung gewisse Vorzüge vor der eigenen habe. Als es sich dann schließlich herausstellte, daß die Landestruppen ganz und gar nicht ausreichten, die langjährige Taiping-Rebellion*) zu unterdrücken und daß es einer etwa 4000 Mann starken Armee, welche sich aus Ausländern zusammensetzte und unter dem Kommando eines englischen Offiziers, dem späteren General Gordon stand, gelang, diesem Aufstande ein Ende zu machen (1864), da erst fiel es einer Anzahl chinesischer Staatsmänner wie Schuppen von den Augen. Die Überlegenheit westländischer Kriegsführung und Bewaffnung einsehend, machten sich einige von ihnen daran, das Heer zu reorganisieren. An der Spitze stand Li Hung Tschang, der sich in der Taiping-Rebellion als einer der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen seine ersten Lorbeeren erworben hatte.

Die Inangriffnahme der Reorganisation des chinesischen Heerwesens war von vornherein eine Sisiphus-Arbeit. Denn außer dem konservativen Charakter der Nation, hatte man gegen den Oppositionsgeist der chinesischen Offiziere, gegen altbestehende Formen, Ansichten und Gewohnheiten anzukämpfen. Der altchinesische Drill unterschied sich von dem neu einzuführenden europäischen wie Tag und Nacht. Ersterer bestand u. a. in der Formation von geschlossenen Massen. Aus diesen heraus suchte man ohne Verwendung der Beschaffenheit des Terrains den Feind durch Massenfeuer zum Weichen zu bringen, ohne durch einen entschlossenen Angriff zu versuchen, den Gegner zu erdrücken.**)

---

*) Taiping, d. h. „Tiefer Frieden", ist der Name, welche die als „langhaarige Rebellen" bekannten Aufständischen für ihre neu zu gründende Dynastie gewählt hatten. Die Rebellion, welche unter diesem Namen bekannt ist, brach im Jahre 1850 in Südchina unter der Führerschaft Hung Hsiu Tschüans aus. Derselbe gab vor, von Gott gesandt zu sein und nannte sich selbst Himmlischer Prinz. Als der Aufstand sich nach Norden zu verbreitete, fielen mehrere große Städte in die Hände der Rebellen, darunter auch Nanking, welches der Himmlische Prinz zu seiner Hauptstadt machte. Die Städte wurden jedoch allmählich wiedererobert und zwar durch die Bemühungen der „Stets siegreichen Armee" (Ever Victorious Army) unter dem Befehle Gordons. Durch die Wiedereinnahme Nankings (im Juli 1864) wurde der Aufstand endgültig unterdrückt, nachdem ein paar Tage vorher der Himmlische Prinz sich durch Gift das Leben genommen hatte.

**) Ein Exerzieren der Infanterie, die bei Shanghai im Lager lag und dem der Verfasser dieser Zeilen vor einigen Jahren beiwohnte, spielte sich folgendermaßen ab. Die Truppe war gemischt aus Schützen und Lanzenträgern. Jede Abteilung besaß zwei Fahnen, — im Ernstfalle ein prächtiges Ziel für den Gegner. Alle Bewegungen wurden durch Paukenschläge signalisiert. In vielen Salven bestand die Hauptübung dieser Truppen. Frontwechsel wurde ausgeführt durch einzelnes Ablaufen der Rotten nach der gewünschten Richtung. Es folgte noch eine Zahl anderer Übungen, — viele schienen rein gymnastischer Natur zu sein, deren Sinn und Zweck dem Europäer aber vollständig unverständlich blieb.

In den siebziger Jahren waren bereits eine ganze Anzahl von fremden Militär-Instruktoren in Tschili thätig. Anfangs hatte man französische Offiziere als solche verwendet, später jedoch brach sich der deutsche Einfluß durch den damaligen Berater Li Hung Tschangs, einem deutschen Seezolldirektor, Bahn. Der Einfluß des deutschen Offiziers machte sich auf dem Exerzierplatz auch bald bemerkbar. Griffe, Wendungen, langsamer Schritt, nebenbei gesagt eine Hauptforce der Chinesen, sowie der Parademarsch gingen ausgezeichnet.

Bei diesen Lehrtruppen entwickelte sich eine Art Routine, die, sehr verstümmelt, auch auf Teile der Armeen anderer Provinzen überging, indem die nach europäischem Muster ausgebildeten Chargen zu anderen Corps versetzt wurden, um dort als Instruktore benutzt zu werden. Sobald die Ausbildung durch die zweite oder dritte Hand ging, wurde sie bei der Wiederholung natürlich mit altchinesischen Anschauungen durchsetzt; die ursprüngliche Form ging demnach sehr bald verloren. Die „europäische“ Ausbildung aus zweiter Hand wurde den Truppen von einer besonderen Klasse von Unteroffizieren, den „Exerciermeistern“ beigebracht. Jede Kompagnie in Tschili besaß einen solchen, unter dessen Kommando sich auf dem Exercierplatze auch die chinesischen Offiziere befanden.

Durch die jüngsten Wirren im Norden des Kaiserreiches ist, wie schon erwähnt, die allgemeine Aufmerksamkeit natürlich vornehmlich auf diese sogenannten Lehr- oder Feldtruppen gelenkt worden, da man im Feldzuge gegen China mit ihnen in erster Linie zu rechnen hat. Über die Stärke derselben sowie deren Wert sind mehrfach Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangt. Es ist nicht leicht, hierüber auch nur einigermaßen richtige Angaben zu machen. Denn der chinesische General wird sich wohl nie dazu bewegen lassen, die Stärke seiner Truppen einem Ausländer gegenüber anzugeben. Es liegt ja auch nur in seinem Interesse, die Angelegenheit so geheim als möglich zu halten. Die folgenden Ziffern über die Stärke dieser Lehrtruppen müssen demnach nur als annähernd richtig erachtet werden.

Im Norden, d. h. in der Mandschurei, Tschili und Schantung, sollen angeblich gegen 80 000 Mann dieser „Lehrtruppen“ stehen, doch ist diese Zahl viel zu hoch gegriffen. Sie sollen sich zusammensetzen:

1. In der Mandschurei aus etwa 35 000 Mann. Sie sind teilweise von russischen Instruktoren ausgebildet worden.

2. In der Provinz Tschili, einschließlich von Peking aus:
   a) den ehemaligen Truppen Li Hung Tschangs. Man schätzt ihre Stärke auf 20—25 000 Mann;
   b) der früheren Besatzung Port Arthurs, höchstens 10 000 Mann zählend;
   c) den muhamedanischen Truppen unter dem General Tung Fu Hsiang, ebenfalls etwa 10 000 Mann stark.*)

*) Die sogenannten Pekinger Feldtruppen, die man stets unter der Rubrik „Feldtruppen“ aufgeführt findet, kommen bei einer Aufzählung der nach fremdem Muster einexerzierten Soldaten gar nicht in Betracht, da sie sich in keiner Weise von dem gewöhnlichen Gros der chinesischen Armee unterscheiden.



Die Rekruten, die ihnen unterstellt werden sollten, waren noch nicht angeworben, und mehrere Monate verstrichen, ehe ein paar Tausend Mann beisammen waren. Dann machte man sich an den Drill.

Die Erfahrungen der deutschen Lehrmeister mit den Rekruten sind nichts weniger als befriedigend gewesen. Nicht etwa als ob die Leute zu dumm gewesen wären, im Gegenteil, sie begriffen das Exerzieren u. dergl. sehr schnell, beinahe schneller als unser deutscher Rekrut. Aber trotzalledem nahmen diese bezopften Jünger des modernisierten chinesischen Mars den ganzen Militärdienst im Frieden nicht ernst, sie sahen ihn als eine Art Theater an.

Daher ist es auch gekommen, daß der Plan fehlschlug. Ende 1897, mithin volle 18 Monate nach Einstellung der ersten Rekruten, konnte diese „Armee“ noch keine tausend Mann europäisch-gedrillter Truppen aufweisen. Zu diesem Mißerfolge trug allerdings in nicht geringem Maße der Umstand bei, daß der erste Schub Rekruten schon nach wenigen Monaten zum großen Teile aufgelöst wurde. Die Ursache hierfür war ein Angriff, den eine Anzahl nach altem Muster einexerzierter Soldaten auf einen der deutschen Instruktoren gemacht hatte. Er wurde dabei schwer verwundet, und aus Besorgnis vor ähnlichen Unfällen wurden die fremden Lehrmeister mit einem Teil ihrer Leute nach dem bei Shanghai gelegenen Wusung versetzt.

Hier fing das Exerzitium wieder von vorne an. Im Frühjahr 1898 konnte die unter dem Kommando des Majors von Reitzenstein stehende Truppe nicht mehr als 1500 Mann (1000 Mann Infanterie, 100 Mann Kavallerie und 400 Mann Artillerie) aufweisen. Da zwischen den Instruktoren unter einander und auch zwischen letzteren und ihren Leuten beständig Reibereien vorkamen, entließ der Vicekönig von Nanking seine deutschen Drillmeister, viele sogar schon vor Ablauf ihres Kontraktes aus seinem Dienst. Die in Wusung recht gut ausgebildeten Mannschaften wurden nach Kianying (ein befestigtes Lager am Yangtse, etwa 100 Seemeilen von Shanghai entfernt) beordert, wo sie sich noch gegenwärtig befinden sollen, wenigstens ein Teil derselben.

Wir sehen hier wieder einmal die alte Geschichte sich wiederholen: kaum haben fremde Lehrer den Chinesen das A B C der Kriegskunst beigebracht, so werden die Zöglinge auch schon als fertig ausgebildet behandelt und dorthin geschickt, wo sie bald wieder vergessen, was sie gelernt hatten; die fremden Lehrer aber entläßt man.

Der chinesischen Regierung scheint es zu genügen, daß eine gewisse Anzahl von sogenannten Soldaten existiert. Wenn Gefahr droht, werden Tausende von Tagelöhnern angeworben, ihnen alte Gewehre in die Hände gegeben und die Landesregierung bildet sich ein, daß sie ein Heer hat, welches im stande ist den Truppen europäischer Mächte zu widerstehen.

In den Provinzen des Yangtsethales bis nach Hankau herauf dürften sich wohl 20—25000 Mann dieser „Lehrtruppen“ befinden, und eine gleiche Anzahl

in der Canton-Provinz. Die „Schwarzflaggen“,*) welche in dieser Satrapie ebenfalls liegen, kann man kaum zu den als vom fremden Einflusse berührten Truppen bezeichnen. Sie sind mehr ein roher Haufe, der sein schwaches Prestige auf den Krieg mit Frankreich (1884—85) und die Kämpfe in Formosa gegen Japan (1894—95) gründet. Der Höchstkommandierende, namens Liu, — er rief sich im Jahre 1895 zum Höchstkommandierenden der „Republik von Formosa“ aus, doch währte seine Regierung kaum einige Wochen — ist gegenwärtig ein in den Siebzigern stehender, durch starken Opiumgenuß völlig heruntergekommener Mensch.

In Canton, überhaupt in den Südprovinzen des Reiches, hat eine taktische Ausbildung nach europäischen Grundsätzen erst seit den achtziger Jahren existiert, fremde Instruktore sind dort aber nie thätig gewesen. Die ersten chinesischen Armeen, welche 1884 von Kuangsi in Tonkin einrückten, unterschieden sich von den altchinesischen Truppen in nichts, als in der guten Bewaffnung. Große Teile derselben waren mit Hinterladegewehren neuester Konstruktion versehen, fast jedem „Corps“ waren mehrere Batterien „Krupps“ beigegeben. Mit diesen unbehülflichen Scharen hatten die Franzosen leichtes Spiel. Reiterei besaß die Satrapie von Canton fast gar nicht. Die vom Norden eingeführten Pferde können das Klima des sumpfigen Südchina nicht vertragen.

Es ist bereits vorübergehend auf die chinesische Artillerie hingewiesen worden. Dieselbe hat in den jüngsten Kämpfen um Tientsin herum eine ganz hervorragende Rolle gespielt, und zwar hat man namentlich die Treffsicherheit der einheimischen Artilleristen hervorgehoben. Obgleich nun diese Waffe von jeher die Lieblingswaffe der Chinesen gewesen ist, weil dabei — wie böse Zungen behaupten — am meisten Geräusch gemacht wird, so müssen diese für Europa etwas unverhofften Resultate in erster Linie auf den vorzüglichen Mechanismus der zumeist in Deutschland angekauften Geschütze zurückgeführt werden. Außerdem fand die Treffsicherheit der Chinesen in ihrem Bekanntsein mit jedem Fußbreit des Terrains ihre Erklärung. Die deutschen Instruktoren, darunter namentlich ein früherer preußischer Militär, namens Th. Schnell**), dem für seine Ver-

*) Die „Schwarzflaggen“ waren ursprünglich Freischärler, welche nach Unterdrückung der Taiping-Rebellion die Südwest-Grenze Chinas überschritten. Nachdem sie die im Norden von Tonkin liegenden Provinzen teilweise verwüstet hatten, brachen unter ihnen Streitigkeiten aus, mit dem Resultate, daß eine Partei unter dem Namen „Gelbflaggen“ ein unabhängiges Fürstentum in jener Gegend gründete, die andere, als „Schwarzflaggen“ bekannt, — ihre Standarte war schwarz, daher der Name — ließ sich bei Laokai in Annam nieder und bot ihre Dienste der annamitischen Regierung an. In den französisch-chinesischen Wirren kämpften die Schwarzflaggen unter ihrem Anführer Liu Yung Fu mit wenig Erfolg gegen Frankreich. Nachdem aber Tonkin für China verloren gegangen war, bot ihnen die Regierung ein Unterkommen in der Canton-Provinz an. Nach Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges ging Liu mit mehreren tausend Freischälern nach Formosa, welches Mitte 1895 als „Republik“ erklärt wurde. Er lieferte mehrere Schlachten gegen die Japaner, sah sich aber im Oktober genötigt, unverrichteter Sache nach dem chinesischen Festlande zurückzukehren. Er lebt seit jener Zeit als General z. D. in der Nähe Cantons.

**) Schnell, ein geborener Rheinländer, stand mehrere Jahre lang bei der Festungs-Artillerie in Köln, war zunächst bei Fried. Krupp beschäftigt und kam in den siebziger Jahren nach China, um

dienste um die Reform des chinesischen Heerwesens vom Kaiser von China der Rang eines Generals zuerkannt wurde, haben in Tschili eine tüchtige Artillerie geschaffen. Diese Satrapie besitzt denn auch die beste Feldartillerie Chinas. Die Geschütze sind fast sämtlich von Krupp bezogen und infolge einer steten Überwachung im guten Zustande. Die Ausbildung der Mannschaft ist vortrefflich.

Es muß eigentümlich erscheinen, daß das Kaiserreich, obgleich die Armee, welche der jetzigen Tsing-Dynastie den Drachenthron eroberte, sich großenteils aus Berittenen zusammensetzte, heutigentags eine Kavallerie im europäischen Sinne nicht besitzt, ja, man darf wohl sagen, eine solche auch nie besitzen wird. Denn vor allen Dingen fehlt ein geeignetes Pferdematerial. Das mongolische Pferd — Pony ist wohl das richtigere Wort — ist zwar ausdauernd für große Märsche, aber allzuleicht; die Pferde sind 13 bis 14 Hand hoch. Innerhalb eines Jahrzehnts findet eine Erneuerung des gesamten Pferdematerials statt. Der Statthalter der Provinz zahlt entweder den Kommandanten eine gewisse Pauschalsumme, wofür diese die Pferde zu beschaffen haben, oder er liefert dieselben selbst durch Vermittelung von Remonte-Aufkaufskommissionen, die er nach der Mongolei schickt.

Die chinesische Kavallerie ist nichts weiter als eine schnellfüßige Infanterie, welche, nach Ansicht einsichtiger Chinesen, gegen den Waffenbruder darin bevorzugt ist, daß sich ihr die Möglichkeit bietet, sich schneller als jener in eine sichere Entfernung zwischen seine Person und den Feind zu bringen. Die Bewaffnung besteht vielfach in Winchester-Karabinern. Im Gefechte wird nicht abgesessen, sondern die Abteilung reitet einer hinter dem andern in einem großen Kreise: jeder Reiter feuert, sobald er am Feinde vorüberkommt, seinen Schuß vom Pferde herunter ab und hat dann Zeit zum Laden, bis wieder die Reihe an ihn kommt. Manöverierfähigkeit der Truppe ist ganz ausgeschlossen. Als Aufklärungstruppe ist die Reiterei durchaus wertlos, und zwar infolge der großen Unzuverlässigkeit der Leute.

Über die Stärke der chinesischen Kavallerie liegen gar keine glaubwürdige Statistiken vor. Beim Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges prahlten hochgestellte bezöpfte Söhne des Mars, daß die Mandschu-Reiterei des Kaiserreiches allein fähig wäre, die verachteten „Zwerge" (Japaner) von der Bildfläche zu fegen. Sie gaben ihre Stärke auf wenigstens 50 000 Mann an. Doch haben diese Truppen nichts von sich merken lassen, zweifellos wohl, weil sie nur auf dem Papier existierten.*)

als Instruktor bei den Leibtruppen Li Hung Tschangs angestellt zu werden. Als solcher war er bis zum Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges (1894) beschäftigt, stand während des Krieges an der Spitze der Besatzungstruppen von Liukungtau (Weihaiwei) und ging im Herbst 1895 nach Wutschang, um an der neueingerichteten Militärschule vornehmlich als Übersetzer deutscher militärischer Werke zu fungieren. Verstarb dort, 55 Jahre alt, zu Anfang 1897.

*) Wie wir bereits gesehen haben (vergl. Seite 53) giebt es im Norden von der Großen Mauer ausgedehnte Weideplätze, auf welchen die Pferdezucht von den daselbst nomadisierenden Mongolenstämmen betrieben wird. Fast das ganze Pferdematerial Nord-, Mittel- und Süd-

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, die chinesische Armee hätte während der letzten paar Jahrzehnte nur geringe oder keinerlei Fortschritte gemacht. Die Fortschritte liegen aber, wie bereits erwähnt, vornehmlich in der Bewaffnung. Den Reformen auf den Gebieten der Strategie tritt der Charakter der Chinesen hemmend entgegen.

Trotzalledem ist eine „Besiegung“ Chinas ein wohl kaum durchführbares Problem. Hierzu wären Truppenmassen nötig, deren Transport schon an technischen Schwierigkeiten scheitern dürfte. Ein solcher Versuch würde auch Opfer an Menschen und Geld fordern, welche durch kein kommerzielles oder ideales Interesse gerechtfertigt wären. Diese Faktoren sind es, welche, in Verbindung mit der rohen Masse und den Hülfsquellen des Landes, China solch eine außerordentliche Zähigkeit und passive Widerstandskraft verleihen.

Die verhältnismäßig schnelle Besiegung der chinesischen Kriegsmacht durch Japan darf keineswegs als Beweis für die Widerstandsunfähigkeit des Riesen-Kaiserreiches angesehen werden. Ganz abgesehen davon, daß Japan nur einen verschwindend kleinen Teil Chinas erobert hatte und so ziemlich am Ende seines Machtaufgebotes stand, muß die Niederlage in diesem Falle auf den Grundfehler zurückgeführt werden, auf den wir überall im Lande der Mitte stoßen, nämlich: die Unfähigkeit und Unredlichkeit der leitenden Klassen. Diese Unfähigkeit muß aber in nicht geringem Maße auf die Verachtung zurückgeführt werden, mit welcher die Chinesen auf das Kriegshandwerk blicken: sie halten den Soldatenberuf für höchst erniedrigend. Der Civilbeamte bildet sich ein, ein bei weitem bevorzugteres Geschöpf als sein Kollege, der Militär-Mandarin, zu sein, und zwar weil von letzteren nicht dieselbe genaue Kenntnis der chinesischen Litteratur verlangt wird, die beim Civilbeamten eine unerläßliche Notwendigkeit ist.

Um sich ein Offizierspatent im Heere zu sichern, reicht eine verhältnismäßig ganz geringe oder auch vielfach gar keine Kenntnis der Klassiker aus; die erste Bedingung ist Geld, dann Gewandtheit im Bogenschießen und Reiten.*) Eine Nation von Pedanten, wie man das chinesische Volk benennen darf, bewundert den Kandidaten, welcher die Staatsprüfungen als Primus oder Secundus ablegt, bei weitem mehr, als den tapfersten General, welcher eine

---

Chinas wird von dort bezogen. Dies heißt allerdings nicht viel; denn man macht von diesem für uns Europäer so äußerst nützlichen Tiere nur sehr wenig Gebrauch. Die mongolischen Pferdezüchter erlauben übrigens, wie es heißt, nie, daß eine Zuchtstute oder ein Hengst ihr Land verläßt; nur Wallache werden durch die Päße nach China eingelassen. — Es scheint, als ob die Pferdezucht, ebenso wie alles andere im Lande der Mitte, dem gänzlichen Verfall anheimgefallen ist. Chinesischen Quellen zufolge wurde dieselbe in früheren Zeiten mit außergewöhnlicher Sorgfalt betrieben, die Reitkunst gepflegt und bewundert. Keinem Reiter war es gestattet, vor dem 35. Lebensjahre „Kavallerist“ zu werden, oder länger bis zu seinem 50. Jahre als solcher zu dienen. „Der gute Reiter“, um den Wortlaut der gedachten Quelle zu citieren, „muß mit seinem Sattel verwachsen sein, ähnlich wie die Borke mit dem Baume; er muß außerdem schnell wie der Blitz, unbeweglich wie ein Felsen und leicht wie eine Feder sein.“

*) Siehe Seite 62 u. ff.

große Schlacht gewinnt. Während man einen Civilbeamten im Notfalle mit dem Oberkommando über größere Truppenteile betraut, erlaubt man es nur selten oder fast nie, daß ein Militär-Mandarin einen Civilposten bekleidet.

Die chinesischen Soldaten, welche im jüngsten Kriege gegen Japan in Reih und Glied standen, waren physisch im ganzen besser ausgestattet als die Japaner, und gar viele waren von jener Tapferkeit beseelt, wie sie die Leute an den Tag legten, welche bei der Einnahme von Pingyang (Mitte September 1894) unter ihrem General Tso (Muhammedaner) so lange Stand hielten, bis letzterer gefallen war. Die Chinesen hätten in jeder Beziehung ihren kleinen Gegner aus dem Felde schlagen können; aber schlecht genährt, schlecht ausgerüstet, ohne Sold und schmachvoll angeführt, — wer hätte da erwarten können, daß sie für eine Sache kämpfen würden, an der sie kein Interesse nahmen, und gegen einen Feind, mit dem sie in keinen leidenschaftlichen Streit verwickelt waren. Speere, Dreizacke, Donnerbüchsen, alte Hinterlader mit Steinen und Nägeln geladen, welche die gewöhnlichen Waffen der chinesischen Infanterie ausmachten, waren keine gleiche Waffe gegen die Repetier-Gewehre der Japaner. Aber trotzdem wäre noch nicht alles verloren gewesen, wäre der chinesische Offizier von besserer Qualität gewesen. Derselbe stahl den Soldaten teilweise den Sold, er verkaufte ihre warmen Kleider, er versah sie mit schlechter Munition und nahm zumeist als erster Reißaus.

Man darf auf keine Besserung des Geistes im Heere hoffen, so lange sich die jetzige, bereits angedeutete Verschiedenheit in der Stellung der Civil- und Militär-Offiziere bemerklich macht. Die Bureaukratie der Civil-Mandarine ist aber noch immer ein zu mächtiges Element im Reiche, um irgend einen Eingriff in ihre Vorrechte zu erlauben.

Ein ferneres Hindernis von großer Tragweite ist das Provinzialsystem, welches die Truppen der einzelnen Satrapien gänzlich von einander trennt, und jegliche einheitliche Verwaltung ausschließt. Die gegenwärtigen Wirren im Kaiserreiche liefern hierfür den schlagendsten Beweis. Obgleich das Schicksal der Dynastie an einem dünnen Faden hängt, sowie auch gewissermaßen die Selbständigkeit des Landes, so fällt es doch keinem der Satrapen, welche die um Petschili angrenzenden Provinzen regieren, ein, ihre Truppen nach der Scene der Wirren zu entsenden. Gerade der Centralisation, die so wesentlich für die militärische Stärke eines Landes ist, legt die Eifersucht der Provinzial-Mandarine unüberwindliche Hindernisse in den Weg, da durch eine solche Maßregel ihr Einfluß erheblich leiden würde.

Den maßgebenden Behörden fehlt immer noch die Einsicht, daß die Bedingung, ohne welche eine Armee auf Erfolg nicht hoffen darf, die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere ist. Die Anfänge, welche China in dieser Hinsicht gemacht hat — durch Einrichtung einiger Militärschulen zu Tientsin, Nanking und Wutschang unter der Leitung europäischer Instruktoren — sind bei weitem nicht ausreichend. Der Eigendünkel der Nation macht sich hierin, wie gesagt, gerade so bemerkbar wie in allen anderen Angelegenheiten: kaum hat man

sich die ersten Elementarkenntnisse erworben, so glaubt man auch schon die Dienste der fremden Lehrmeister entbehren zu können.

Der Gedanke, einen wissenschaftlichen Stab einzurichten, liegt China noch ziemlich fern. Auch von der Notwendigkeit eines Verpflegungs- und Beförderungs-Systems ist man noch immer nicht überzeugt. Der Soldat erhält seinen Sold und kauft davon seinen eigenen Reis, — eine wunderbar einfache Sache, wenn er in der Garnison liegt, aber höchst unpraktisch, ja häufig sogar unausführbar, wenn er sich auf dem Marsche oder vor dem Feinde befindet.

Die Kleidung des Heeres ist nicht nur schlecht, sondern auch sehr unzweckmäßig. Die runden Brust- und Rückeneinsätze des „Waffenrocks" machen die Soldaten einfach zu Schießscheiben für den Gegner.

Daß von einem medizinischen Stabe mit Ambulanzen u. dergl. zur Zeit noch nicht die Rede sein kann, oder gar von einer Gesellschaft des Roten Kreuzes, liegt auf der Hand. Auch dieser Mangel muß einen starken moralischen Einfluß auf die Soldaten ausüben.

Ein Ingenieurcorps im europäischen Sinne giebt es in China nicht. Auch von einem Train kann man, streng genommen, nicht sprechen. Wohl erhalten die Lager-Kommandeure vom General-Gouverneur eine Pauschalsumme, um davon Transportpferde, Maultiere usw. zu beschaffen, und pro Tier auch Futtergelder. Soweit sich dies aber für einen dritten beurteilen läßt, wird gerade in dieser Richtung viel gesündigt. Wohl kein General besitzt auch nur annähernd die etatsmäßige Anzahl von Tragetieren. Da alljährlich von der Regierung Inspektions-Offiziere ausgesandt werden, um Berichte zu erstatten, so haben sich die Generale natürlich mit diesen abzufinden.

Die allgemeine Organisation betreffend, so sind die alten Einrichtungen des Bannerheeres fast noch unverändert. In dem Heere der grünen Standarte ist die herkömmliche Organisation mit der modernen seltsam verquickt. Die Löhnung ist nach den Provinzen verschieden. Der gemeine Soldat erhält etwa 10 Mk. monatlich, wofür er sich zu kleiden und zu verpflegen hat. Seine Ansprüche sind überaus bescheiden; hierin liegt eine der Hauptstärken einer chinesischen Armee. Der Soldat trägt überhaupt nur im Dienste Uniform; sie erhalten dieselbe von ihrem Kommandanten auf Rechnung ihres Soldes.

Die Bewaffnung der Armee ist eine ungemein gemischte. Neben Waffen neuester Konstruktion werden solche ältester Art angetroffen, unter den Bannertruppen selbst noch vielfach Pfeil und Bogen, lange Lanzen, Hellebarden, ferner Gingals, d. h. Donnerbüchsen, die 20 Pfund wiegen und zu deren Bedienung zwei Mann nötig sind. Auch Schilde findet man noch vielfach vor. Sie sind zumeist aus Rotang gefertigt, auf denen ein Tigerkopf mit großem geöffnetem Rachen und Augen gemalt ist, um so dem Feinde Furcht einzujagen.*)

*) In China ist der Tiger der „König der Tiere". Zu dieser Wahl hat die Zeichnung auf seiner Stirn Veranlassung gegeben, die eine sehr starke Nachahmung des Schriftzeichens für „König"

Von Handfeuerwaffen finden wir vor: Mauser-, Winchester-, Snider-, Remington-, das Gras-, Martini-Henry-, Berdan-, Mannlicher-, Vetterlie-Gewehr usw. Es giebt über ein Dutzend verschiedene Modelle von Schußwaffen neuerer Art im Heere. Die chinesischen Arsenale haben natürlich auch große Mengen von Gewehren, Vorder- sowie Hinterlader, geliefert. Die Säbel sind einheimische Schmiedearbeit. Aus dieser großen Verschiedenheit müssen natürlich in einem Feldzuge ganz bedeutende üble Rückwirkungen erwachsen.

Die Bekleidung weist ebenfalls ein buntes Durcheinander auf. Die gegenwärtig, scheinbar am häufigsten vorkommende Uniform besteht aus einer weiten blauen Baumwollenstoff-Jacke mit rotem Besatz an den Ärmeln, am Kragen usw. Doch findet man auch rote und weiße Jacken. Auf Brust und Rücken ist, wie schon erwähnt, ein weißes, rundes Stück Leinwand aufgenäht, auf dem der Truppenteil u. dergl. angegeben ist.

Als Beinkleid dient eine dunkelfarbige, im Winter wattierte, baumwollene Hose; als Fußbekleidung dienen schwarze Tuchstiefel mit dicken Filzsohlen, aber auch nur Sandalen, namentlich in Mittel- und Südchina. Die Kopfbedeckung besteht im Sommer aus einem Strohhut, im Winter aus einem schwarzen Turban oder einer Art von Mandarinenhut. Zu seinen wichtigsten Ausrüstungs-Gegenständen zählt der chinesische Soldat übrigens einen Regenschirm, als Kittysols bekannt, aus Bambus und gefirnisten starken Papier fabriziert, sowie den Klappfächer.

Man darf mithin China als einer Militärmacht keine Bedeutung beilegen; es wird auch wohl schwerlich je zu einer gefährlichen Kriegsmacht werden. Schon vor mehr als zwei Jahrtausenden klagte der chinesische Soldat in den Liedern des „Schi King" seine Not, indem er sagte:

„O, weh uns, die wir Waffen müssen tragen!
Zu Menschen gleichsam sind wir nicht gezählt."

Und noch heutigentages hallen diese Gesinnungen in der Soldateska des Landes der Mitte wieder, — der Chinese findet nicht jene Freude am bunten Rock und am Waffenglanz, womit in Europa der Soldat die Plackereien des Dienstes im Frieden, und die Entbehrungen des Krieges zu vergessen sucht. „Aus irgend einem Stück Eisen kann man einen Nagel schmieden, und aus irgend einem Manne kann man einen Soldaten machen," lautet das chinesische Sprüchwort; aber die Vaterlandsverteidiger sind auch danach!

Der Chinese ist überhaupt nicht kriegerisch gesinnt, er liebt den Frieden, der seine geistige Ausbildung wie seinen Wohlstand befördert. Daher ist auch das Aushebungsgesetz, welches der berüchtigte Schi Huang Ti (221—209 v. Chr.)

(Chinesisch „Wang") ist. Auch auf den Schildern findet man es oberhalb der Augen wiedergegeben. Soldaten werden mitunter in nachgemachte Tigerfelle gekleidet, mit Schweif, Kopf usw. Beim Angriff stoßen sie ein Geheul aus, in der Hoffnung, daß man dasselbe für das Gebrüll eines Tigers hält. (Siehe Abbildung eines Schildes auf Seite 161.)

einführte, längst wieder abgeschafft worden. Der Chinese kann nicht gewaltsam in den Dienst des Kaisers gezogen werden, — der Eintritt in die Armee ist, wie in Großbritannien und der nordamerikanischen Union, eine rein freiwillige Handlung des betreffenden Individuums.

Die Beweggründe, in die Armee einzutreten, sind außerdem nicht grade verführerisch. Der Sold ist gering, die Beförderung zweifelhaft und langsam, langjähriger Dienst wird nicht etwa durch eine Pension belohnt, und die Entlassung aus dem Dienste hängt einzig von der Willkür des kommandierenden Offiziers ab, gegen den kein Einspruch erhoben werden darf. Allerdings trägt der Soldat in China seinen „Marschallstab im Tornister“, doch Beispiele, daß er zu höheren Offiziersstellen avancierte, sind so selten, ausgenommen er hat das Geld, um sich ein höheres Offiziers-Patent zu kaufen.

Unter diesen Umständen darf man sich kaum darüber wundern, daß die verschiedenen kommandierenden Offiziere mitunter ihre Not haben, eine hinreichende Zahl von Rekruten aufzutreiben, wenn sie im Kriegsfalle ihre Regimenter vollzählig machen wollen. Teilweise aus diesem Grunde existiert ein Teil des chinesischen Heeres nur auf dem Papier.

Der bezopfte Sohn des Mars ist jedoch nicht so feige, wie wohl vielfach von ihm behauptet wird. Gut geführt leistet er im Felde Tüchtiges an persönlicher Tapferkeit; aber überrascht, entmutigt, umgangen, läuft er davon. Die Geschichte Chinas hat in den letzten sechzig Jahren zahlreiche Beispiele dafür aufzuweisen, daß der chinesische Soldat des „dulce et decorum est pro patria mori“ ebenso eingedenk sein kann, wie sein westlicher Waffenbruder.

Die Kriege, welche China im Laufe des 19. Jahrhunderts mit dem Auslande geführt hat, beweisen ausnahmslos, daß im Kriege nur kunstgerecht geschulte, disziplinierte und geführte Truppen zählen, und daß ein Heer, welches jener Eigenschaften entbehrt, der sicheren Niederlage entgegengeht.

Die chinesische Armee ist heutigentags noch immer weiter nichts als eine Art Bürgerwehr. Ein solches „Volksheer“ sollte aber nur der Verteidigung dienen und nie angriffsweise vorgehen, selbst wenn er die Gewißheit vor Augen hat, den Feind durch einen kräftigen Offensivstoß zu vernichten. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hätte es den hohen Würdenträgern Chinas längst klar geworden sein müssen, daß nur eine den stehenden Heeren Europas nachgebildete Wehrverfassung sich den Verhältnissen der Gegenwart anpaßt.

Das Schicksal Chinas kann ferner als demonstrat.o ad oculus dafür gelten, wohin ein Staatswesen, ein ganzes Volk gerät, wenn es den Schwerpunkt der nationalen Erziehung in die Beschäftigung mit der schönen Litteratur verlegt. Nicht zum wenigsten dieser Abkehr von der den Charakter stählenden Heereszucht hat China sein heutiges Mißgeschick zuzuschreiben. Denn alle die hohen moralischen Eigenschaften, welche der im rechten Sinne betriebene Waffendienst entwickelt: Gehorsam, Unterordnung, Selbstverleugnung, Hingebung,



Nach deutschem Muster ausgebildete Truppen in Wusung.

Begeisterung und namentlich Vaterlandsliebe — alles das sucht man im heutigen China vergebens. Wohin der Blick sich wendet, fällt er nur auf die Merkmale von starker Erschlaffung und Entartung.

Patriotismus ist ein Charakterzug, welcher dem „gelben" Manne, eine ganz kleine Schar von Beamten und Litteraten im allgemeinen ausgenommen, abgeht. Letztere sind allerdings von einem gewissen Nationalstolze beseelt, doch darf man wohl behaupten, daß die Massen der Bevölkerung nie von dem Wunsche getrieben werden, ihrem Lande zu dienen, weil es ihr Vaterland ist, ausgenommen sie hoffen dadurch irgend welchen materiellen Nutzen zu ziehen.

Aus diesem Grunde ist es auch dem Chinesen völlig gleichgültig, welche Dynastie am Ruder steht, sei sie einheimisch, oder wie die jetzige, fremd. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Eingeborenen in den Kriegen, die China mit dem Auslande seit den letzten sechzig Jahren geführt hat, die feindlichen Armeen mit Lastträgern, Pferden, Lebensmitteln u. dergl. versorgten, weist hinreichend darauf hin, daß, falls dem Chinesen der Sinn für Patriotismus nicht mangelt, man unter diesem Worte etwas ganz anderes verstehen muß, als was man sich unter demselben im Abendlande in der Regel vorstellt.

Unter der weitverzweigten Beamtenklasse des Kaiserreiches stößt man allerdings auf gewisse Spuren von Patriotismus. Doch sind die Mandarine ihrer Regierung nur aus dem Grunde zugethan, weil sie derselben ihre Stellung verdanken. Sollte die gegenwärtige Dynastie gestürzt werden, so ist es höchstwahrscheinlich, daß diese Beamten ihre Stellungen verlieren würden. Es liegt demnach in ihrem eigenen Interesse den Thron mit allen Kräften zu unterstützen. Die Triebfeder ihrer Loyalität ist mithin reiner Eigennutz.

Den großen Massen fehlt aber, wie angedeutet, jedes patriotische Gefühl. Einem Volke, welches wie die Chinesen von der Hand in den Mund lebt, kann es auch ganz gleichgültig sein, ob diese oder jene Dynastie auf dem Throne sitzt. Sei sie chinesisch oder mandschuisch, die Freuden und Leiden der Massen würden dadurch kaum einen Wechsel erfahren.

Die gelegentlichen Erhebungen des Volkes sind nicht gegen die regierende Dynastie gerichtet, — um diese kümmert es sich gar nicht, weil das Herrscherhaus ihr Los zu beeinflussen wohl kaum je versucht, sondern einzig und allein gegen die Beamten, die ja ihre wirklichen Beherrscher sind. Und so erklärt sich denn die Gleichgültigkeit, welche das Volk dem Inhaber des Drachenthrones, — es kennt nicht einmal den Tag auf welchen sein Geburtstag fällt, — entgegenbringt.

China wird, wenn es seinen staatlichen und nationalen Zusammenhang in dem heutigen militärischen Schiffbruch überhaupt zu retten versuchen will, vor allen Dingen darauf bedacht sein müssen, auch seinerseits den „Militarismus" als Zuchtmeister in seinem Volke einzuführen. Nur wenn es sich diese Lehre aus seinem Unglück annimmt, kann es auf eine seiner Stellung in Asien angemessene Zukunft hoffen.

Die starren Nachbeter der altconfucischen Lehren werden, wenn sie aus objektiv vorliegenden Thatsachen zu lernen noch den guten Willen haben, zugeben müssen, daß man ihrem alten Weisen die Verknöcherung, welcher China seit vielen Jahrhunderten verfallen ist, zuzuschreiben hat. Und dies ist eine teuer erkaufte Lehre, wofür zweifellos die nächsten Generationen „Jung-Chinas" den europäischen Fremdmächten durch ihr energisches Eingreifen an der Wende des 19. Jahrhunderts zu großem Danke verpflichtet sein werden.

Die Marine.

Ungeachtet der Thatsache, daß die Central-Regierung zu Peking seit 1886 ein Reichs-Marineamt eingerichtet hat, besitzt China gegenwärtig, im Grunde genommen, keine Kaiserliche Marine: die Kriegsschiffe gehören in Wirklichkeit den General-Gouverneuren. Letztere bestreiten die Ausgaben für die Erhaltung derselben. Wir stoßen demnach hier auf Verhältnisse, welche denen genau entsprechen, die wir bei der Landarmee kennen gelernt haben.

Dieses System der provinziellen Absonderung ist nicht nur an und für sich verderblich, sondern es steht auch vor allem einer tüchtigen und gleichmäßigen Ausbildung im Wege. In dieser Decentralisation beruht noch immer der große Fehler des chinesischen Heer- und Marinewesens. Es liegt auf der Hand, daß, so lange jedes Geschwader unter dem Befehl seines General-Gouverneurs steht, auch keine gleichmäßige Organisation in der Marine existieren kann. Das erwähnte Reichs-Marineamt leitet in Wirklichkeit nur dem Namen nach die Angelegenheiten der Marine.

Wie wir unmittelbar nach der Unterdrückung des Taiping-Aufstandes (1864) Anzeichen für die Reorganisation der Armee vorfinden, so macht sich auch kurze Zeit darauf in der Neugestaltung der Marine ein Wechsel bemerkbar: Die schwerfällige Kriegs-Dschunke macht dem modernen Schlachtschiffe Platz. Das Material, aus welchem sich Offiziere und Mannschaft der neuen Schiffe zusammensetzte, ließ allerdings noch viel zu wünschen übrig. Immerhin, es war ein guter Anfang gemacht.

Die Neubildung der chinesischen Flotte hatte in der That so schnelle Fortschritte aufzuweisen, daß, als im Sommer 1894 zwischen China und Japan der Krieg ausbrach, das allgemeine Urteil betreffs des Ausganges einer Seeschlacht sich auf Seite der Chinesen zu neigen schien. Nicht nur war das Schiffsmaterial dem der Japaner ebenbürtig, falls nicht gar überlegen, sondern die Offiziere hatten Jahre lang sowohl praktischen wie theoretischen Dienst unter der Leitung englischer Marine-Offiziere, darunter den späteren Admiral Lang,

genossen. Die Mannschaft selbst setzte sich aus der abgehärteten Küstenbevölkerung zusammen, die an das Seeleben bereits mehr oder weniger gewohnt, sich vortrefflich für den Dienst eignete.

Der Bestand der chinesischen Flotte war vor dem 1. Juli 1894, dem Tage der Kriegserklärung, soweit sich dies ermitteln ließ, ausschließlich der Torpedo-Flottille, wie folgt:

Geschwader	Zahl der			
	Schiffe	Tonnen	Geschütze	Besatzung
Peyang	22	40100	204	3300
Nanyang	13	14200	109	1600
Futschau	11	17700	95	1900
Canton	14	7500	92	1000
Zusammen:	60	79500	500	7800

Das Peyang-, d. h. Nördliches Geschwader, mithin das des General-Gouverneurs Li Hung Tschang, war das an Zahl wie an Tüchtigkeit weitaus stärkste. Von den 22 Schiffen waren fünf, und zwar die gefährlichsten der ganzen Marine, in Deutschland gebaut. Sie bildeten ihren Kern, wie auch die Seeschlacht am Yalu-Flusse (am 17. September 1894) beweist, wo zwei derselben, die „Tschen Yün" und „Ting Yün" (beide vom „Vulkan" in Stettin erbaut), der ganzen japanischen Flotte erfolgreich die Stirn boten.

Die chinesische Torpedo-Flottille bestand damals aus über 30 Fahrzeugen. Von dieser Zahl waren mehr als die Hälfte in Deutschland gebaut. Mehrere derselben waren Hochseetorpedoböte.

In der Schlacht am Yalu-Flusse und durch die Einnahme Weihaiweis (im Februar 1895) verlor China vierzehn Schiffe von zusammen etwa 40000 Tonnen Gehalt. Es hätte demnach nach dem Kriege, der oben veröffentlichten Tabelle zufolge noch Kriegsfahrzeuge von zusammen 40000 Tonnen Gehalt haben müssen. Diese Ziffer darf wohl als ziemlich der Wahrheit entsprechend angenommen werden, denn die Marine konnte nach dem Friedensschlusse (Sommer 1895) nachstehende Schiffe, allerdings nur der „Ausschuß" ihres einstigen Schiffsmaterials, aufweisen:

1. Peyang-Geschwader. — Was in der Yalu-Schlacht und bei der Erstürmung Weihaiweis nicht völlig vernichtet wurde, fiel den siegreichen Japanern als Beute anheim.

2. Nanyang-Geschwader. — Da diese zumeist an der Yangtsemündung stationierten Schiffe an dem Kriege nicht teilnehmen, einige winzige Kanonenböte

ausgenommen, so bestand dasselbe nach Einstellung der Feindseligkeiten noch aus nachstehenden Kreuzern:

Name	Tonnen	Pferdekraft	Gebaut	Geschwindigk. in Knoten
Nan Shui	2200	2400	1883	12
Nan Shin	2200	2400	1883	12
Pao Min	1480	1800	1883	9
King Tschin	2100	2400	1884	10
Huan Tai	2100	2400	1885	10
Kai Tschi	2400	3000	1884	12

Hierzu kommen noch einige kleine, mit einem 35 Tonnen-Geschütz bestückte Kanonenböte sowie mehrere ganz veraltete Transportschiffe.

3. Futschau-Geschwader. — Dieses besaß zur Zeit des Ausbruches des Krieges, zwei kleine Kreuzer ausgenommen, kein einziges Schiff, welches irgend welchen Gefechtswert hatte. Diese beiden Fahrzeuge nahmen aber an den Kämpfen nicht teil. Es waren sämtlich veraltete Kreuzer, Kanonenböte und Transportschiffe, das Überbleibsel der Flotte, die im August 1884 in der Schlacht bei „Pagoda Anchorage“ (Vorhafen von Futschau) von den Geschützen des französischen Admirals Courbet verschont geblieben waren.

4. Canton-Geschwader. — Der General-Gouverneur von Canton entsandte zwei in China gebaute Kreuzer, die „Kuan Ping“ und „Kuan Tschia“ von je 1300 Tonnen Gehalt zur Verstärkung der Peyang-Flotte. Beide gingen in der Schlacht am Yalu unter. Das Canton-Geschwader wies mithin nach dem Kriege noch fünfzehn Kanonenböte und eine Anzahl von Torpedoböten von zusammen 5000 Tonnen auf. Der einzige Zweck dieser Flottille bestand, und besteht auch noch heute darin, den zahlreichen Schmugglern und Seeräubern an der Südchina-Küste das Handwerk so weit als möglich zu legen.

Die Torpedo-Flottille war nach dem Kriege bedeutend reduziert worden. Bei der Einnahme von Weihaiwei versuchten über ein halbes Dutzend dieser Fahrzeuge zu entkommen, doch gelang dies nur zweien. Von den anderen zwanzig aus jener Zeit stammenden Fahrzeugen, die zumeist bei Schichau, dem Stettiner „Vulkan“ und in England gebaut worden sind, dürfte heute wohl nicht eines irgend welchen Gefechtswert haben. Der andauernde Vorpostendienst, welchen diese Fahrzeuge teilweise während des Krieges versahen, hat sie fast völlig seeuntüchtig gemacht. Bei einer Untersuchung des gegenwärtigen Bestandes der chinesischen Marine dürfen wir sie mit gutem Gewissen ganz außer Acht lassen.

So stand es demnach mit Chinas Kriegsflotte vor und unmittelbar nach dem chinesisch-japanischen Kriege (Juli 1894 bezw. Juni 1895). Von allen

Schiffen, welche das Kaiserreich nach demselben aufweisen konnte, war wohl kein einziges schlachttüchtig. Die „Blüte" der Flotte, das Peyang-Geschwader, war ja von der Bildfläche geschwunden.*) Als sich daher die Central-Regierung in Peking kurz darauf angeblich an die Arbeit machte, den im Kriege erlittenen Verlust wieder zu ersetzen, so hieß dies mit anderen Worten eine neue Marine ins Leben zu rufen.

Bald verlautete es auch, daß man in der Admiralität mit großartigen Plänen umginge, in der That so umfangreichen, daß man an ihrer Ausführung mit vollem Recht zweifeln durfte. Als Li Hung Tschang im Jahre 1897 seine Europa-Reise unternahm, waren es unter den Industriellen Deutschlands und Englands denn auch vornehmlich die Schiffsbauwerften, welche große Hoffnungen auf seinen Besuch setzten, war es ja durch die Presse bekannt geworden, daß dieser Staatsmann viele Kriegsschiffe bestellen würde. Doch hatte man sich hierin arg getäuscht. Es war eine Wiederholung der alten Geschichte: es fehlte der chinesischen Regierung an dem nervus rerum, dem Gelde.

Bei einer Betrachtung des gegenwärtigen Bestandes der chinesischen Marine sollten daher nur jene Fahrzeuge ins Auge gefaßt werden, welche das Kaiserreich nach dem Kriege mit Japan im Auslande angekauft hat. Den Deutschen mag es zur besonderen Genugthuung gereichen, zu erfahren, daß unsere Schiffsbau-Industrie hieran einen großen Anteil gehabt hat.

Nachstehende Tabelle zeigt die Zahl der Schiffe, welche China seit 1896 angekauft hat. Für das Peyang-Geschwader:

Name	Stapellauf	Tonnen	Pferdekraft	Geschwindigk. in Knoten
Hai Tien	1897	4400	17 000	24
Hai Tschi	1898	4400	17 000	24
Hai Yung	1897	2950	7 500	19½
Hai Tschen	1897	2950	7 500	19½
Hai Tschuen	1897	2950	7 500	19½

Dieses, gewöhnlich im Golf von Petschili stationierte Geschwader, zählt mithin fünf kleine geschützte Kreuzer von zusammen fast 18 000 Tonnen Gehalt. Von diesen stammen die drei 1897er Schwesterschiffe vom Stettiner „Vulkan", die beiden anderen aus England (Armstrong in Elswick). Außerdem besitzt das Peyang zwei Torpedokreuzer, von denen einer („Fei Ying") in Deutschland, der andere („Fe Ting") in England angekauft wurde. Ihre Dimensionen sind: „Fe Ting" 1000 Tonnen, 2400 Pferdekräfte, 20 Meilen Fahrt per Stunde, gebaut 1893. „Fei Ying" 850 Tonnen, 5500 Pferdekräfte, 23 Meilen per Stunde, gebaut 1896.

*) Die Japaner haben bekanntlich einige der chinesischen Kriegsschiffe, darunter einen der beiden Panzer-Kreuzer, wieder flott gemacht und ihrer eigenen Flotte einverleibt.

Auch sonst hat die Marine manche Mängel aufzuweisen. So giebt es beispielsweise kein Proviantamt. Die Seeleute gehen mit dem Schiffskoche einen Vertrag ein, sie zu beköstigen. Ein ärztlicher Dienst, wie wir Europäer das Wort verstehen, existiert auch nicht; alle sogenannten Schiffsärzte sind in Wirklichkeit mehr mit unseren Lazarettgehülfen zu vergleichen.

Was aber wohl am meisten not thut, ist die Centralisierung in der Verwaltung,*) und, als Folge einer solchen, Gleichmäßigkeit in der Disziplin und Ausrüstung, sowie regulärer und gleichförmiger Sold. Letzterer ist sonst nicht schlecht. Es erhält z. B. ein Kapitän zur See jährlich 4000 Taels (etwa 12000 Mk.), ein Korvetten-Kapitän 2400 Taels, Leutnants 720 bis 1500 Taels, Feuerwerwerker 480, Zahlmeister und Botsmann je 280 Taels, Botsmannsmate und andere Unter-Offiziere 240 Taels, Matrosen (drei Klassen) 95 bis 145 Taels. Beim Maschinen-Personal erhält der Ober-Maschinist 2400 Taels, die Maschinisten (drei Klassen) 700 bis 1500 Taels, Feuer- und Kesselmeister, Schmierer und andere Unteroffiziere 170 bis 250 Taels, Heizer (drei Klassen) 90 bis 140 Taels per Jahr.

Nach den bitteren Erfahrungen, die China im Kriege mit Japan gemacht hat, ist es kaum anzunehmen, daß sich die Regierung wird dazu entschließen können, eine starke Flotte zu gründen. Dies erlauben außerdem nicht, zum wenigsten auf Jahrzehnte hinaus, die völlig zerrütteten Finanzverhältnisse des Landes. Gleichviel ob Peking Reichshauptstadt verbleibt, oder ob Nanking wiederum dazu ernannt wird, — bei einem feindlichen Angriffe würde eine chinesische Flotte doch nicht im stande sein, einem Ansturm fremder Truppen gegen die Hauptstadt zu widerstehen.

---

*) Einige Beispiele dieser prinzipiellen Absonderung seien hier ihrer charakteristischen Eigenart halber angeführt. Dieselben mögen in dem Auge des Abendländers unglaublich erscheinen, sind aber nichtsdestoweniger erwiesen. Als zu Anfang des Jahres 1885 die Central-Regierung zu Peking den Befehl erließ, das französische Geschwader, welches Formosa blockierte, anzugreifen, fiel diese Aufgabe dem Futschau-Geschwader zu, weil Formosa und Fukien bis zu jener Zeit eine gemeinsame Provinzial-Regierung besaßen. Da aber das Futschau-Geschwader zum größten Teil kurz vorher von Admiral Courbet vernichtet worden war, so mußte sich das Nanking (Nanyang)-Geschwader, als das nächst stationierte, zum beabsichtigten Angriff aufmachen. Man dachte jedoch, wegen Mangels an einer Centralisation, nicht daran, dieses Geschwader, welches viel zu schwach war, um sich mit der französischen Flotte zu messen, durch Schiffe des Nord (Peyang)-Geschwaders zu verstärken. Das Resultat war, daß, nachdem einige Fahrzeuge des Südgeschwaders bei Taitschau (Küste von Tschekiang), in den Grund gebohrt worden waren, der Rest mit knapper Not sich nach Ningpo retten konnte. Ähnlich verhielt es sich im chinesisch-japanischen Kriege. Anstatt beim Ausbruch des Krieges die brauchbaren Schiffe des Nanking-Geschwaders mit denen des Nordgeschwaders zu verbinden, ließ man die Fahrzeuge ruhig im Yangtse liegen, wo sie völlig nutzlos waren, da Großbrittannien Japan das Versprechen abgenommen hatte, die Yangtse-Häfen nicht anzugreifen. Die bereits 1886 erfolgte Einrichtung des Reichsmarine-Amtes in Peking hat mithin ihren Hauptzweck, Centralisation der Marine-Streitkräfte, ganz verfehlt.

Lobes über den Diensteifer und die Gelehrigkeit ihrer Leute, sowie das große Interesse, welches sie an den Schiffsmaschinen selbst nahmen.

Zu den schwachen Seiten der chinesischen Marine gehören u. a. die mangelhafte Ausbildung des Offiziercorps. Theoretische Kenntnisse haben sie sich wohl hinreichend angeeignet. Sie sind z. B. treffliche Navigatoren und manövrieren ihre Schiffe in echt seemännischer Weise; doch scheint es sehr fraglich zu sein, ob sie ihre Kenntnisse im Ernstfalle auch voll und ganz auszunutzen im stande sind. Die Yalu-Schlacht ist infolge eines schlimmen Unfalles, welcher dem chinesischen Flaggschiffe gleich nach Beginn des Kampfes zustieß, — ein glücklicher Schuß der Japaner vernichtete die ganze Signalvorrichtung, — kaum dazu geeignet, ein richtiges Urteil zu fällen, da der oberste Führer nicht mehr im stande war, Befehle zu erteilen und vielmehr jedes Schiff einzeln auf sich selbst angewiesen war.

Die Offiziere sind sämtlich auf Marineschulen ausgebildet, welche unter der Leitung fremder sowie einheimischer Lehrer stehen. Die älteste Marineschule war die von Futschau, die schon 1870 errichtet wurde, dann aber einging und bisher trotz der Bemühungen des französischen Einflusses, welcher sie von französischen Lehrern wieder eröffnet wissen wollte, nicht von neuem ins Leben getreten ist.

Die Gründung der Marine-Akademie zu Tientsin erfolgte 1882. Die Lehrer sind Engländer und Chinesen. Aus ihr sind sämtliche Offiziere des Peyang-Geschwaders hervorgegangen.

Im Jahre 1890 wurde schließlich die Marine-Schule zu Nanking eröffnet, um für die sogenannte südchinesische Flotte Offiziere und Ingenieure heranzubilden. Diese Akademie befaßt sich mit der Ausbildung von 120 Zöglingen zu gleicher Zeit, von denen 60 als Offiziere und 60 als Ingenieure dienen sollen. Sie verbringen 5 bis 6 Jahre mit dem Studium und den Vorträgen auf den Werkstätten, bei den Torpedowerken im Arsenal zu Shanghai und an Bord des Schulschiffes „Wan Tai", das der Schule zu diesem Zwecke überwiesen ist. Während dieser Zeit erhalten die Schüler ihren ganzen Unterhalt, Lehrmittel, Instrumente und sogar ein Monatsgehalt vom Staate, wogegen ihre Eltern oder Vormünder sich bei Strafe verpflichten müssen, daß der betreffende Zögling im Dienste der chinesischen Regierung bleiben wird. Einige der Instruktoren sind Engländer. In der Ingenieurabteilung ist nur der oberste Lehrer ein Engländer, seine Assistenten sind Chinesen, die an der Schule in Nanking oder Tientsin den Grad erworben haben. Die Torpedoabteilung steht ganz unter chinesischen Lehrern, die ihre Ausbildung in Frankreich erhalten haben. Die Lehrer im Exerzieren und in der Gymnastik sind durch deutsche Offiziere vorgebildet. Die kaiserliche Regierung giebt für die Schule jährlich etwa 120000 Mk., so daß die völlige Ausbildung jedes Zöglings ihr demnach auf 6000 Mk. zu stehen kommt. Der Unterricht wird seitens der Engländer in englischer Sprache erteilt, seitens der Chinesen natürlich in Chinesisch.

Auch sonst hat die Marine manche Mängel aufzuweisen. So giebt es beispielsweise kein Proviantamt. Die Seeleute gehen mit dem Schiffskoche einen Vertrag ein, sie zu beköstigen. Ein ärztlicher Dienst, wie wir Europäer das Wort verstehen, existiert auch nicht; alle sogenannten Schiffsärzte sind in Wirklichkeit mehr mit unseren Lazarettgehülfen zu vergleichen.

Was aber wohl am meisten not thut, ist die Centralisierung in der Verwaltung.*) und, als Folge einer solchen, Gleichmäßigkeit in der Disziplin und Ausrüstung, sowie regulärer und gleichförmiger Sold. Letzterer ist sonst nicht schlecht. Es erhält z. B. ein Kapitän zur See jährlich 4000 Taels (etwa 12000 Mk.), ein Korvetten-Kapitän 2400 Taels, Leutnants 720 bis 1500 Taels, Feuerwerker 480, Zahlmeister und Botsmann je 280 Taels, Botsmannsmate und andere Unter-Offiziere 240 Taels, Matrosen (drei Klassen) 95 bis 145 Taels. Beim Maschinen-Personal erhält der Ober-Maschinist 2400 Taels, die Maschinisten (drei Klassen) 700 bis 1500 Taels, Feuer- und Kesselmeister, Schmierer und andere Unteroffiziere 170 bis 250 Taels, Heizer (drei Klassen) 90 bis 140 Taels per Jahr.

Nach den bitteren Erfahrungen, die China im Kriege mit Japan gemacht hat, ist es kaum anzunehmen, daß sich die Regierung wird dazu entschließen können, eine starke Flotte zu gründen. Dies erlauben außerdem nicht, zum wenigsten auf Jahrzehnte hinaus, die völlig zerrütteten Finanzverhältnisse des Landes. Gleichviel ob Peking Reichshauptstadt verbleibt, oder ob Nanking wiederum dazu ernannt wird, — bei einem feindlichen Angriffe würde eine chinesische Flotte doch nicht im stande sein, einem Ansturm fremder Truppen gegen die Hauptstadt zu widerstehen.

---

*) Einige Beispiele dieser prinzipiellen Absonderung seien hier ihrer charakteristischen Eigenart halber angeführt. Dieselben mögen in dem Auge des Abendländers unglaublich erscheinen, sind aber nichtsdestoweniger erwiesen. Als zu Anfang des Jahres 1885 die Central-Regierung zu Peking den Befehl erließ, das französische Geschwader, welches Formosa blockierte, anzugreifen, fiel diese Aufgabe dem Futschau-Geschwader zu, weil Formosa und Fukien bis zu jener Zeit eine gemeinsame Provinzial-Regierung besaßen. Da aber das Futschau-Geschwader zum größten Teil kurz vorher von Admiral Courbet vernichtet worden war, so mußte sich das Nanking (Nanyang)-Geschwader, als das nächst stationierte, zum beabsichtigten Angriff aufmachen. Man dachte jedoch, wegen Mangels an einer Centralisation, nicht daran, dieses Geschwader, welches viel zu schwach war, um sich mit der französischen Flotte zu messen, durch Schiffe des Nord (Peyang)-Geschwaders zu verstärken. Das Resultat war, daß, nachdem einige Fahrzeuge des Südgeschwaders bei Taitschau (Küste von Tschekiang), in den Grund gebohrt worden waren, der Rest mit knapper Not sich nach Ningpo retten konnte. Ähnlich verhielt es sich im chinesisch-japanischen Kriege. Anstatt beim Ausbruch des Krieges die brauchbaren Schiffe des Nanking-Geschwaders mit denen des Nordgeschwaders zu verbinden, ließ man die Fahrzeuge ruhig im Yangtse liegen, wo sie völlig nutzlos waren, da Großbrittannien Japan das Versprechen abgenommen hatte, die Yangtse-Häfen nicht anzugreifen. Die bereits 1886 erfolgte Einrichtung des Reichsmarine-Amtes in Peking hat mithin ihren Hauptzweck, Centralisation der Marine-Streitkräfte, ganz verfehlt.



Grosse Mauer, Blick nach Osten, Nankau-Pass.

Das Nanyang- oder Süd-Geschwader ist seit 1896 nur durch vier Torpedobotszerstörer und vier größere Torpedoböte verstärkt worden. Sie stammen sämtlich von deutschen Schiffsbauwerften her. Erstere wurden während der jüngsten Wirren von den verbündeten Mächten vor Taku beschlagnahmt, und zwar nahmen sich Deutschland, England, Rußland und Frankreich je eins dieser Fahrzeuge.*) Sie heißen „Hai Lung", „Hai Niu", „Hai Tsching" und „Hai Hoa", sind bei Schichau in den Jahren 1897 und 1898 erbaut, haben ein Gehalt von je 250 Tonnen und eine Fahrgeschwindigkeit von etwa 30 Knoten. Von den übrigen vier kleineren Torpedoböten, von denen zwei je 39 und die anderen je 42 Meter lang sind, stammen zwei von Schichau und zwei vom Vulkan. In den neunziger Jahren erbaut, ist ihre kontraktliche Geschwindigkeit 24 Knoten per Stunde.

Das Futschau-Geschwader, welches dem General-Gouverneur der Min Tsche-Provinzen (Fukien und Tschekiang) untersteht, hat nur ein neues Schiff, den Torpedokreuzer „Kien Wei", 870 Tonnen, im Jahre 1899 auf der Futschau-Schiffsbauwerft unter Leitung französischer Ingenieure erbaut, aufzuweisen. Das Canton-Geschwader ist durch keine neuen Schiffsbauten verstärkt worden.

Die chinesische Marine hat demnach seit dem japanischen Kriege nur geringe Fortschritte gemacht, um ihr Schiffsmaterial zu erneuern. Es sind aus dem Auslande hinzugekommen fünf geschützte Kreuzer und zwei Torpedokreuzer von zusammen fast 19000 Tonnen Wasserverdrängung, die kleineren Fahrzeuge nicht mit eingerechnet.

Wenn man aus der Schlacht am Yalu-Flusse einen Schluß in Bezug auf den Wert der Offiziere und Mannschaft der chinesischen Marine ziehen darf, so wird man ihnen Feigheit nicht nachsagen können. Sie haben sich brav geschlagen und auch als tüchtige Seeleute erwiesen, anderenfalls wäre diese Schlacht nicht unentschieden geblieben. Ja, nach Ansicht vieler Fachmänner sind die Chinesen sogar die Sieger gewesen, weil sich die feindliche Flotte schließlich doch vor den beiden Panzerschiffen zurückziehen mußte. Mag dies zwar an sich ganz richtig sein, so hat die Folge andererseits doch bewiesen, daß die Yalu-Schlacht für China ein richtiger Pyrrhussieg war.

Die Mannschaft der Kriegsschiffe steht im auffallenden Gegensatze zu den nutzlosen Landsoldaten. Man nimmt die Matrosen größtenteils aus der Küstenbevölkerung der Provinz Fukien und aus dem Tschusan-Archipel. Sie gehören einem abgehärteten, thätigen Volksschlage an, der an die See gewöhnt ist. Im Segelmanöver namentlich zeigt der bezopfte Matrose große Behendigkeit, auch legt er für das Artilleristische starke Vorliebe an den Tag; er ist ein sicherer Schütze.

Das Heizerpersonal läßt ebenfalls nichts zu wünschen übrig. Die an Bord chinesischer Kriegsschiffe angestellten europäischen Ingenieure waren stets voll des

*) Diese ursprünglich für das Nanking-Geschwader bestimmten Fahrzeuge scheinen später dem Peyang-Geschwader einverleibt worden zu sein.

Lobes über den Diensteifer und die Gelehrigkeit ihrer Leute, sowie das große Interesse, welches sie an den Schiffsmaschinen selbst nahmen.

Zu den schwachen Seiten der chinesischen Marine gehören u. a. die mangelhafte Ausbildung des Offiziercorps. Theoretische Kenntnisse haben sie sich wohl hinreichend angeeignet. Sie sind z. B. treffliche Navigatoren und manövrieren ihre Schiffe in echt seemännischer Weise; doch scheint es sehr fraglich zu sein, ob sie ihre Kenntnisse im Ernstfalle auch voll und ganz auszunutzen im stande sind. Die Yalu-Schlacht ist infolge eines schlimmen Unfalles, welcher dem chinesischen Flaggschiffe gleich nach Beginn des Kampfes zustieß, — ein glücklicher Schuß der Japaner vernichtete die ganze Signalvorrichtung, — kaum dazu geeignet, ein richtiges Urteil zu fällen, da der oberste Führer nicht mehr im stande war, Befehle zu erteilen und vielmehr jedes Schiff einzeln auf sich selbst angewiesen war.

Die Offiziere sind sämtlich auf Marineschulen ausgebildet, welche unter der Leitung fremder sowie einheimischer Lehrer stehen. Die älteste Marineschule war die von Futschau, die schon 1870 errichtet wurde, dann aber einging und bisher trotz der Bemühungen des französischen Einflusses, welcher sie von französischen Lehrern wieder eröffnet wissen wollte, nicht von neuem ins Leben getreten ist.

Die Gründung der Marine-Akademie zu Tientsin erfolgte 1882. Die Lehrer sind Engländer und Chinesen. Aus ihr sind sämtliche Offiziere des Peyang-Geschwaders hervorgegangen.

Im Jahre 1890 wurde schließlich die Marine-Schule zu Nanking eröffnet, um für die sogenannte südchinesische Flotte Offiziere und Ingenieure heranzubilden. Diese Akademie befaßt sich mit der Ausbildung von 120 Zöglingen zu gleicher Zeit, von denen 60 als Offiziere und 60 als Ingenieure dienen sollen. Sie verbringen 5 bis 6 Jahre mit dem Studium und den Vorträgen auf den Werkstätten, bei den Torpedowerken im Arsenal zu Shanghai und an Bord des Schulschiffes „Wan Tai“, das der Schule zu diesem Zwecke überwiesen ist. Während dieser Zeit erhalten die Schüler ihren ganzen Unterhalt, Lehrmittel, Instrumente und sogar ein Monatsgehalt vom Staate, wogegen ihre Eltern oder Vormünder sich bei Strafe verpflichten müssen, daß der betreffende Zögling im Dienste der chinesischen Regierung bleiben wird. Einige der Instruktoren sind Engländer. In der Ingenieurabteilung ist nur der oberste Lehrer ein Engländer, seine Assistenten sind Chinesen, die an der Schule in Nanking oder Tientsin den Grad erworben haben. Die Torpedoabteilung steht ganz unter chinesischen Lehrern, die ihre Ausbildung in Frankreich erhalten haben. Die Lehrer im Exerzieren und in der Gymnastik sind durch deutsche Offiziere vorgebildet. Die kaiserliche Regierung giebt für die Schule jährlich etwa 120000 Mk., so daß die völlige Ausbildung jedes Zöglings ihr demnach auf 6000 Mk. zu stehen kommt. Der Unterricht wird seitens der Engländer in englischer Sprache erteilt, seitens der Chinesen natürlich in Chinesisch.

Auch sonst hat die Marine manche Mängel aufzuweisen. So giebt es beispielsweise kein Proviantamt. Die Seeleute gehen mit dem Schiffskoche einen Vertrag ein, sie zu beköstigen. Ein ärztlicher Dienst, wie wir Europäer das Wort verstehen, existiert auch nicht; alle sogenannten Schiffsärzte sind in Wirklichkeit mehr mit unseren Lazarettgehülfen zu vergleichen.

Was aber wohl am meisten not thut, ist die Centralisierung in der Verwaltung,*) und, als Folge einer solchen, Gleichmäßigkeit in der Disziplin und Ausrüstung, sowie regulärer und gleichförmiger Sold. Letzterer ist sonst nicht schlecht. Es erhält z. B. ein Kapitän zur See jährlich 4000 Taels (etwa 12000 Mk.), ein Korvetten-Kapitän 2400 Taels, Leutnants 720 bis 1500 Taels, Feuerwerker 480, Zahlmeister und Botsmann je 280 Taels, Botsmannsmate und andere Unter-Offiziere 240 Taels, Matrosen (drei Klassen) 95 bis 145 Taels. Beim Maschinen-Personal erhält der Ober-Maschinist 2400 Taels, die Maschinisten (drei Klassen) 700 bis 1500 Taels, Feuer- und Kesselmeister, Schmierer und andere Unteroffiziere 170 bis 250 Taels, Heizer (drei Klassen) 90 bis 140 Taels per Jahr.

Nach den bitteren Erfahrungen, die China im Kriege mit Japan gemacht hat, ist es kaum anzunehmen, daß sich die Regierung wird dazu entschließen können, eine starke Flotte zu gründen. Dies erlauben außerdem nicht, zum wenigsten auf Jahrzehnte hinaus, die völlig zerrütteten Finanzverhältnisse des Landes. Gleichviel ob Peking Reichshauptstadt verbleibt, oder ob Nanking wiederum dazu ernannt wird, — bei einem feindlichen Angriffe würde eine chinesische Flotte doch nicht im stande sein, einem Ansturm fremder Truppen gegen die Hauptstadt zu widerstehen.

---

*) Einige Beispiele dieser prinzipiellen Absonderung seien hier ihrer charakteristischen Eigenart halber angeführt. Dieselben mögen in dem Auge des Abendländers unglaublich erscheinen, sind aber nichtsdestoweniger erwiesen. Als zu Anfang des Jahres 1885 die Central-Regierung zu Peking den Befehl erließ, das französische Geschwader, welches Formosa blockierte, anzugreifen, fiel diese Aufgabe dem Futschau-Geschwader zu, weil Formosa und Fukien bis zu jener Zeit eine gemeinsame Provinzial-Regierung besaßen. Da aber das Futschau-Geschwader zum größten Teil kurz vorher von Admiral Courbet vernichtet worden war, so mußte sich das Nanking (Nanyang)-Geschwader, als das nächst stationierte, zum beabsichtigten Angriff aufmachen. Man dachte jedoch, wegen Mangels an einer Centralisation, nicht daran, dieses Geschwader, welches viel zu schwach war, um sich mit der französischen Flotte zu messen, durch Schiffe des Nord (Peyang)-Geschwaders zu verstärken. Das Resultat war, daß, nachdem einige Fahrzeuge des Südgeschwaders bei Taitschau (Küste von Tschekiang), in den Grund gebohrt worden waren, der Rest mit knapper Not sich nach Ningpo retten konnte. Ähnlich verhielt es sich im chinesisch-japanischen Kriege. Anstatt beim Ausbruch des Krieges die brauchbaren Schiffe des Nanking-Geschwaders mit denen des Nordgeschwaders zu verbinden, ließ man die Fahrzeuge ruhig im Yangtse liegen, wo sie völlig nutzlos waren, da Großbrittannien Japan das Versprechen abgenommen hatte, die Yangtse-Häfen nicht anzugreifen. Die bereits 1886 erfolgte Einrichtung des Reichsmarine-Amtes in Peking hat mithin ihren Hauptzweck, Centralisation der Marine-Streitkräfte, ganz verfehlt.



Grosse Mauer, Blick nach Osten, Nankau-Pass.

verbundene Lehrinstitut, an welchem mehrere ausländische Instructoren thätig sind; ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, in fremden Sprachen geschriebene wissenschaftliche Werke ins Chinesische zu übersetzen.

Anfang der achtziger Jahre fanden bereits über tausend Arbeiter unter der Oberaufsicht von zehn Ausländern in dem Kiangnan-Arsenal Beschäftigung. Die angefertigten Handwaffen waren zumeist Nachahmungen des Snyder-Gewehres, die Geschütze ausnahmslos Vorderlader. Seither scheint das Etablissement Rückschritte gemacht zu haben. Es beschäftigt bei weitem nicht mehr so viele Arbeiter wie damals. Dieselben sind mit der Herstellung von Hinterladegewehren und Kanonen großen Kalibers beschäftigt. Die Zahl der fremden Angestellten ist auf drei oder vier herabgesunken. Grund für den Rückgang wird wohl sein, daß die chinesische Regierung im letzten Jahrzehnt ihren Bedarf an Kriegsmaterial in sehr umfangreichem Maße aus dem Auslande bezog.

Das Arsenal zu Futschau (Provinz Fukien), welches wohl richtiger nur als Schiffsbauwerft bezeichnet wird, datiert aus dem Jahre 1868. Es wurde durch den seither verstorbenen französischen Ingenieur Giquel eingerichtet. Als derselbe die Leitung der Werft übernahm, machte er sich anheischig, innerhalb fünf Jahren chinesische Offiziere, Eleven und Arbeiter in die Geheimnisse der Leitung und des Baues von Kriegsschiffen einzuführen. Giquel hat auch sein Unternehmen ziemlich gut durchgeführt: eine große Anzahl von Kriegsfahrzeugen sind in Futschau gebaut worden; ihre Führer waren ausnahmslos Chinesen.

Das Arsenal zu Tientsin stammt aus dem Jahre 1869; es wurde namentlich seit dem letzten Jahrzehnt bedeutend vergrößert. Zu ihm gehört u. a. eine vortreffliche, unter deutscher Aufsicht errichtete Fabrik zur Herstellung von braunem prismatischen Pulver. Auch Handfeuerwaffen und Geschütze wurden in dem Arsenale angefertigt. Mit demselben ist eine kleine Schiffsbauwerft in Taku (am Peiho) verbunden. In den Kämpfen, welche im Sommer 1900 die Truppen der Verbündeten mit den Aufständischen führten, ist das Arsenal bei Erstürmung seitens der Verbündeten stark beschädigt worden.

Außer den oben angeführten, finden wir Arsenale eingerichtet in Wutschang (gegenüber Hankau), Whampu (bei Canton), in Kirin und Mukden (Mandschurei), in Jünnanfu (Provinz Jünnan) sowie in einigen der Weststaaten. Die Regierung hat jedenfalls keine Unkosten gescheut, um Etablissements dieser Art, die mit den modernsten Verbesserungen ausgerüstet sind, zu errichten. Wie viele Millionen diese Anlagen verschlungen haben, weiß man nicht einmal in Peking genau. Man darf aber wohl annehmen, daß jedes aus diesen Etablissements hervorgegangene Schiff, jedes Geschütz oder jede Handwaffe drei- bis viermal soviel kostet, als vom Auslande bezogene.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die einzigen Zweige, in denen

die Chinesen einigermaßen Erfolge erzielten, die Herstellung von Pulver und Geschossen, sowie von Handwaffen und kleineren Geschützen sind. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Gewehre und Kanonen, welche China liefert, mit den vom Auslande bezogenen verglichen werden können, ganz abgesehen davon, daß der Preis des von Chinesen fabrizierten Kriegsmaterials sich um so und so viel höher stellt, als der des aus Europa eingeführten.

Noch trüber ist der Eindruck, wenn wir die Erfolge der kaiserlichen Schiffsbauwerften prüfen. Auf der Kiangnan-Werft bei Shanghai sind kaum ein Dutzend Schiffe gebaut worden, darunter zwei Fregatten, der Rest Kanonenboote. Es ist fraglich, ob noch ein Drittel derselben gegenwärtig existiert. Seit 1883 ist von dieser Werft kein Fahrzeug vom Stapel gelaufen.

Ein besseres Resultat hat die Werft in Futschau aufzuweisen. Sie baute einige zwanzig, meist hölzerne Schiffe. Darunter gehört zu den besten die Kreuzer-Korvette „Kai Tschi", aus Teakholz und Schmiedeeisen konstruiert; sie hat deutsche Maschinen. Nach Giquels Tode war das Etablissement vollständig Chinesen überlassen. Die größere Anzahl der noch vorhandenen in Futschau gebauten Fahrzeuge wird zur Zeit zum Transportdienst verwendet. Fünf oder sechs Kriegsschiffe wurden 1884 durch den französischen Admiral Courbet in den Grund geschossen. Die „Kuang Tschia" und „Kuang Ping" (1890 erbaut) gingen während der Yalu-Schlacht unter.

Auf der Futschau-Schiffsbauwerft herrscht seit 1897 wieder ein regeres Leben. Der dortige General-Gouverneur hat nämlich mehrere französische Schiffbau-Ingenieure und Werkführer engagiert, um eine Anzahl moderner Kreuzer und Panzerschiffe bauen zu lassen. Das erste Schiff, die „Kien Wei", 870 Tonnen, lief 1899 vom Stapel. Der Kiel zu einem größeren Schiffe sowie zu ein paar Torpedobootszerstörern ist ebenfalls gelegt worden.

Es kann natürlich nicht erwartet werden, daß eine Nation, welche den ersten Versuch macht, ihre Kriegsschiffe selbst zu bauen, auch sofort Muster von moderner See- und Schlachttüchtigkeit herstellt. Aber selbst bei solchem Zugeständnis sind die Resultate, die China nach mehr als dreißigjähriger Lehrzeit aufzuweisen hat, recht unbefriedigend.

Küstenbefestigungen.

Unter den vielen Überraschungen, welche der chinesisch-japanische Krieg sowie die Wirren im Sommer 1900 dem europäischen Strategen brachten, wird wohl keine unerwarteter gekommen sein, als der leichte Fall der chinesischen Befestigungswerke. Viele Millionen waren auf ihren Bau verwendet worden, und gediegene Fachmänner hielten diese, unter Oberaufsicht fremder Ingenieure errichteten Festungen für fast uneinnehmbar. Und doch

kostete es den Japanern 1894/1895 sowie den verbündeten Truppen 1900 nur kurze Zeit, sich zu Herren derselben zu machen. Daran war indes fast allein die Unfähigkeit der kommandierenden Offiziere wie auch die Feigheit der Besatzungstruppen schuld. Die drei stärksten Küsten-Befestigungswerke Chinas, Port Arthur, Weihaiwei und Taku, sind mit verhältnismäßig geringen Verlusten in des Feindes Hand gefallen.

Zu den stärksten Kriegshäfen Chinas gehörte vor Ausbruch des China-Japan-Krieges Port Arthur, von den Chinesen Lüschunku genannt. Der Platz liegt an der Spitze der Liautung-Halbinsel. Mit dem Bau der Werke hatte man Anfang der achtziger Jahre begonnen. Dieselben bestanden aus sieben größeren, auf Anhöhen erbauten Forts sowie mehreren Strand-Batterien, sämtlich mit schweren Kruppschen Geschützen bestückt. Außerdem hatte Port Arthur ein Arsenal und Trockendock aufzuweisen. Von der Seeseite aus war der Platz wohl kaum einnehmbar, die Japaner machten auch daher den Angriff von der Landseite her. Die Erstürmung gelang in außerordentlich kurzer Zeit.

Port Arthur ist bekanntlich im Jahre 1898 an Rußland „verpachtet" worden. Die Russen sind seit einiger Zeit mit der Befestigung des Platzes stark beschäftigt. Sie wollen es zu einem „Sebastopol des Ostens" machen.

Auch Talienwan, im Nordosten von Port Arthur, hatte starke Werke aufzuweisen, die aber nur kurze Zeit den feindlichen Angriff aushielten. Da auch dieser Hafen an Rußland abgetreten ist, so dürften wir auch hier wieder in Bälde Befestigungswerke sich erheben sehen.

Der zweite Kriegshafen, dessen Einnahme den Japanern etwas mehr zu schaffen machte, war Weihaiwei, etwa 40 Seemeilen östlich von Tschifu und 20 westlich vom „Nord-East Promontory" in der Provinz Schantung gelegen. Die Küste bildet dort eine tiefe Bucht, welche von Norden durch die Insel Liukungtau geschützt wird und einen geräumigen und tiefen Ankerplatz bietet. Die Befestigung des Hafens hatte man 1889 in Angriff genommen. Auf dem Festlande erstreckte sich vom Nordwest-Eingang bis zur östlichen Hafeneinfuhr eine Kette von Forts mit Batterien, sechs an Zahl. Auch die Insel Liukungtau besaß zwei Forts, und ein anderes Fort befand sich auf dem dicht bei dieser Insel gelegenen Inselchen Jtau. Die Geschichte der Einnahme Weihaiweis ist allbekannt; die am Strande liegenden Werke wurden gestürmt, ohne dabei auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, anders verhielt es sich jedoch mit Liukungtau, welches erst nach längerem Widerstande kapitulierte.

Weihaiwei ist im Jahre 1897 von China an Großbritannien „verpachtet" worden; es hißte dort seine Flagge im Mai 1898. Der Platz beherrscht mit Port Arthur die Einfahrt in den Golf von Petschili. Die beiden Orte sind etwa 160 Kilometer voneinander entfernt. Obgleich England dort hinreichendes Militär hineingelegt hat, so hat es bislang nur wenig gethan,

um die von den Japanern geschleiften Festungswerke wieder in Stand zu setzen.

Auf der Insel Formosa waren bei Ausbruch des japanischen Krieges die Häfen Kilung und Tamsui, im Norden gelegen, ziemlich stark befestigt. Ersteres ist in der That der Schlüssel zu Formosa, denn, die unweit der Küste liegende Pescadores-Gruppe ausgenommen, giebt es keinen anderen naheliegenden Hafen, in dem größere Schiffe sicher ankern können. Die unter der Oberaufsicht eines deutschen Offiziers ausgeführten Befestigungswerke Kilungs bestanden aus zwei Batterien, die auf dem Gipfel eines etwa 250 Fuß hohen, nahe am Meeresstrande liegenden Hügels errichtet worden waren. Ein weiteres Fort befand sich auf der „Palmen-Insel", am Osteingange zum Hafen; es war etwa 150 Fuß hoch und, wie die vorgenannten Batterien, mit schweren Armstrongschen Geschützen ausgerüstet.

Tamsui hatte nur ein einziges, in echt chinesischer Bauart aufgeführtes Fort. Dasselbe war mit schweren Armstrongschen Geschützen bestückt. Die ganz nahe an der Formosa-Küste gelegene Fischerinsel (Pescadores)-Gruppe war seit 1885 bedeutend befestigt worden. Makong, der „Taifun-Hafen", war durch vier Forts gedeckt. Außerdem befanden sich noch drei weitere Forts auf der bedeutendsten Insel dieser Gruppe, doch waren sie sämtlich von chinesischer Bauart, hatten aber sehr schwere Geschütze. Dessenungeachtet wurden die Japaner mit nur geringen Verlusten Herr aller dieser Befestigungswerke auf Formosa, das ja bekanntlich Japan einverleibt worden ist.

Zum direkten Schutze Pekings waren die Werke bei Taku an der Mündung des Peiho bestimmt. Dieser Fluß ist nur für Schiffe mittleren Tiefgangs befahrbar. Die Forts, welche im Jahre 1860 zum erstenmale von den verbündeten Truppen (Engländern und Franzosen) großenteils zerstört wurden, verstärkte man bald darauf ganz bedeutend, und zwar unter der Oberaufsicht fremder Ingenieure.

Von den an der Mündung des Peiho befindlichen Werken waren das Nord- und Südfort die bei weitem stärksten. Rechter Hand passiert man flußaufwärts zuerst das Südfort, aus Lehm und Stroh erbaut und zementiert; es hatte sechs 15 cm Kruppsche Kanonen, siebzehn 9 cm englische Eisenkanonen, einige zwanzig Geschütze von nur wenig Wert und mehrere 15 cm Feldgeschütze. An dieses Fort schließt sich zunächst das alte Westfort, mit Mörsern armiert, und dann kommt eine größere Strandbatterie, die mehrere Kruppsche 12 und 15 cm Kanonen sowie einige Feldgeschütze hatte. Weiter den Fluß hinauf an dieser (rechten) Seite haben wir noch ein kleines Fort mit Kruppschen Kanonen (21 cm). Das Nordfort, das aus demselben Material wie das Südfort erbaut ist, hatte vier 15 cm Kruppsche Geschütze und zwölf 9 cm englische Kanonen. Etwas weiter den Fluß hinauf liegt auf diesem (linken) Ufer das Südwestfort; es war mit mehreren Geschützen armiert.

Der Fluß ist zwischen dem Nord- und Südfort etwa 200 Meter breit. Vor den Werken dehnen sich Sandbänke aus, die ein Landen in Boten teilweise, selbst bei Hochwasser, sehr schwierig machen. Das Terrain südlich von diesem Flusse ist von Kanälen und Reisfeldern stark durchschnitten und für eine Landung ungeeignet. Taku hat nicht den Wert eines befestigten, stark besetzten Lagers, das den Feind zum Angriffe oder behufs Cernierung zu namhaften Detachierungen zwingt, falls er den Marsch auf Peking fortsetzen will, sondern es verteidigt lediglich die Einfahrt in den Peiho.



Kommandant der Taku-Forts im Jahre 1860.

Wie wenig aber selbst diese Festungswerke im stande waren, einen feindlichen Angriff zu verhindern, hierfür liefert uns die Erstürmung der Taku-Forts durch die Streitkräfte der Verbündeten im Juni 1900 den besten Beweis. Schon wenige kleine Kreuzer reichten aus, um in Verbindung mit einer nicht bedeutenden Landungstruppe die Werke teilweise zu vernichten und zu besetzen. Die deutsche Marine erhielt bekanntlich bei dieser Erstürmung ihre Feuertaufe, indem bei dieser Gelegenheit das Kanonenbot „Iltis" mit ganz außergewöhnlicher Bravour vorging und somit unsere vaterländische Geschichte um ein neues Ruhmesblatt bereicherte.

* * *

Überblicken wir zunächst die Küsten-Befestigungswerke, wie man sie gegenwärtig noch vorfindet, so finden wir, daß sich eine Gruppe von Anlagen um die Mündung des Yangtsekiang herum zieht. Von großer strategischer Wichtigkeit waren die Befestigungen Wusungs, des Vorhafens von Shanghai.

Wusung ist eine kleine Ortschaft, die an der Landspitze liegt, welche durch die Mündungen des Yangtse und Whangpu-Flusses gebildet wird. Die Entfernung von Shanghai nach Wusung beträgt auf dem Wasserwege etwa zehn Seemeilen.

Die Wusung-Befestigungswerke bilden den Schlüssel zum Yangtse, wie auch zum Whangpu, an dem Shanghai liegt. Sie zogen sich bis vor etwa einem Jahrzehnt, wenn man die Forts von Setschelin (am Yangtse) mit dazu rechnet, fast acht Kilometer teilweise am linken Whangpu und am rechten Yangtseufer entlang. Es waren starke Erdwerke und enthielten eine große Anzahl von Kanonen, darunter mehrere schweren Kalibers.

Da das Fahrwasser für größere Schiffe an der Yangtseseite der Forts kaum zwei Seemeilen breit ist, so hätten diese Forts seitens einer feindlichen Flotte wohl nur mit großen Verlusten passiert werden können. Doch sind die Werke dicht bei Wusung am Whangpu seit einigen Jahren größtenteils geschleift worden. Der Grund hierfür ist, daß die kaiserliche Regierung den Ausländern unmittelbar hinter den Wällen ein großes Areal für eine internationale Ansiedlung zur Verfügung gestellt hat. Die Werke haben demnach weiter keinen Zweck mehr, da der Platz gleichsam ein neuer Vertragshafen wird. Großartige Kaianlagen u. dergl. sollen demnächst dort angelegt werden.

Die Wusung-Forts haben heute als Befestigungswerke fast gar keinen Wert mehr. Besser ist es jedoch um die Setschelin-Forts bestellt, die mit sehr schweren Armstrongschen Kanonen bestückt sind.

Die nächsten Forts aufwärts von Setschelin finden wir am rechten Ufer bei Kiangyin, circa achtzig Seemeilen von Wusung entfernt. Der Yangtse ist hier etwas über eine nautische Meile breit. Auf der Südseite befinden sich fünf Batterien, die ungefähr fünfzig Kanonen enthalten, unter ihnen auch mehrere 30 cm Armstrongsche Vorderlader. Kiangyin gegenüber liegen ebenfalls einige Forts mit guter Bestückung.

In der Nähe des Vertragshafens Tschinkiang, sechzig Seemeilen von Kiangyin, befinden sich auf „Silver Island“ und dieser gegenüber Werke. Die Insel bildet einen etwa 350 Meter breiten Paß. Die Geschütze sind zumeist Armstrongsche Hinterlader. Nachdem man durch diesen Paß gekommen ist, sieht man auf der linken Seite weitere zwei Forts.

Bei Nanking (190 Seemeilen von Wusung), wo der Yangtse eine Breite von kaum einer Seemeile hat, liegt ein Fort unmittelbar außerhalb des Nordthors der Stadt auf einem Hügelabhange. Ein zweites Werk sieht man bei „Hen Point“ am Nordufer, 130 Meilen oberhalb Nankings, und ein drittes einige Meilen weiter flußaufwärts. Schiffe müssen „Hen Point“ in einer Entfernung von höchstens 300 Meter passieren. Bei Nganking (am Nordufer, 145 Meilen von Nanking) ist ein weiteres Werk errichtet und das nächste befindet sich am Poyang-See auf einer Insel („Big Orphan“), die

am Eingang zu diesem zweitgrößten See Chinas liegt. Auch die dort gelegene Stadt (Hukau) hat ein starkes Fort aufzuweisen.

Die letzten befestigten Punkte am Yangtse sind endlich die von „Splithill“, 45 Meilen oberhalb der Mündung des Poyang-Sees und diesem Platze gegenüber; beide Forts sind, wie die vorgenannten, aus Lehm erbaut.

Hinter mehreren dieser Befestigungswerke, wie z. B. bei Kiangyin und Nanking, befinden sich große Lager, in denen mehrere Tausend mit modernen Gewehren bewaffnete Truppen konzentriert sind. Diese aus Erde (Lehm) gebauten Lager haben quadratische Form, die Wände sind 25—30 Fuß hoch, 4—5 Fuß stark und mit Krenelierungen versehen. Die Thore werden nachts geschlossen. Die Lager, sie fassen selten mehr als 500 Mann, sollen zur Verteidigung dienen, entsprechen aber den modernen Ansprüchen an eine Befestigung in keiner Weise.

* * *

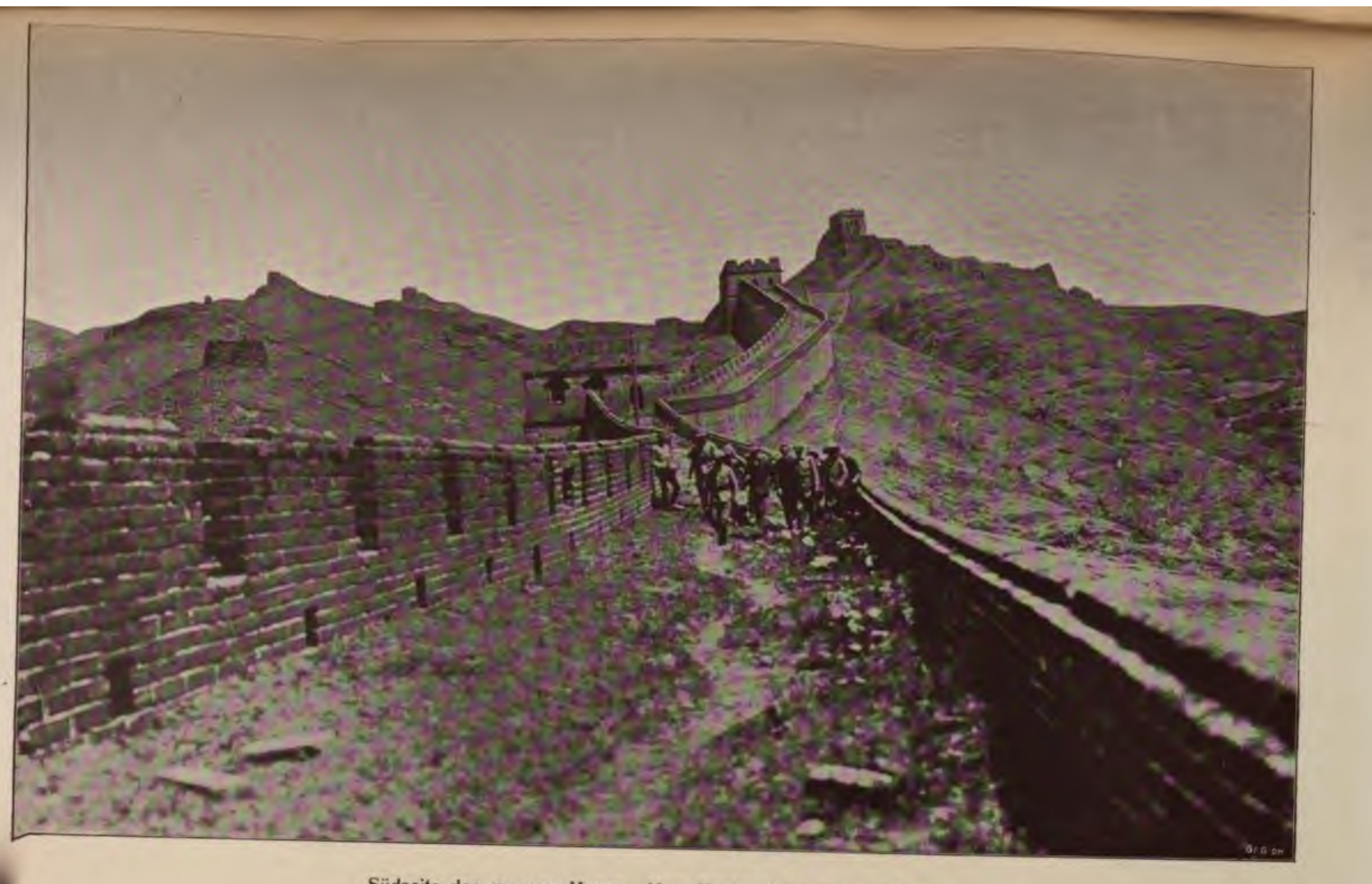
An der Küste der Provinz Tschekiang besitzt nur Tschinhai am Eingange zum Yung-Flusse, an dem Ningpo liegt, Werke, die nach neueren Prinzipien angelegt und armiert sind. Die Anlage bezweckt jedoch hauptsächlich die Herstellung eines gesicherten Zufluchtshafens und hat diesem Zwecke im Frühjahr 1885, als französische Schiffe ein chinesisches Geschwader verfolgten, auch entsprochen. Das Fahrwasser vor der Mündung des Yung-Flusses ist gefährlich und verbietet bei einem Bombardement die Mitwirkung der tiefergehenden Panzerschiffe. Das zerklüftete Gebirgsland, welches sich meilenweit auf beiden Ufern des Stromes und am Meere entlang erstreckt, schließt ein Umgehen der Position fast völlig aus.

Auf der rechten Seite zum Flußeingange haben wir zuerst das als Saukong bekannte Fort und etwas weiter herauf das Lookout-Panzerfort. Letzteres enthält vier schwere Geschütze. Zunächst passiert man an dieser Seite das Kiku Bergfort und Peak Island-Fort. Beide haben einen Panzerturm und je ein Geschütz schwersten Kalibers. Hinter diesen Forts liegen zwei alte Erdwerke mit zusammen etwa einem Dutzend kleiner Geschütze.

An der linken Uferseite befindet sich zunächst der Flußmündung das Kopanschan Panzerfort, welches in jeder Etage vier schwere Geschütze, außerdem im Turm auf dem linken Flügel Geschütze schweren Kalibers hat. Hieran reiht sich das Magazin-Fort mit einem halben Dutzend Geschützen mittleren und leichten Kalibers. Etwas weiter herauf liegt das Castle Hill-Fort mit drei schweren Kasematten und einem Turmgeschütz. Hinter diesem Fort liegt die Stadt Tschinhai, 240 Kilometer südlich von Shanghai.

* * *

Weiter nach Süden haben wir an der Küste der Provinz Fukien die Befestigungswerke am Min-Flusse, an welchem Futschau liegt. Es ist die Haupt-



Südseite der grossen Mauer. Vom Nankau-Pass aus gesehen.



stadt Fukiens. Sie liegt am nördlichen (linken) Ufer des Stromes, inmitten einer bergigen Gegend, etwa 30 Seemeilen von dem Meere, sowie zehn Meilen vom sogenannten „Pagoda-Anchorage“ entfernt, bei welch letzterem größere Schiffe zu ankern gezwungen sind, weil die weitere Flußstrecke nur für sehr kleine Dampfer und Segler befahrbar ist. Von der See kommend, steuert man zwischen dem „Sharp Peak“ und der „Wufu-Insel“ in den Fluß ein. Die Ufer erreichen mitunter eine Höhe von 500 Meter. An zwei Flußengen sind starke Forts und Batterien errichtet worden, die im Jahre 1884 von den Franzosen zwar teilweise zerstört wurden, nach der seither durchgeführten Rekonstruktion zur Zeit aber so stark sind, daß in Zukunft den Fluß forcierende Kriegsschiffe kaum mehr ein leichtes Spiel haben dürften.

Die Einfahrt in den Minfluß ist durch drei Flußsperren gedeckt. Die unterste Sperre ist nahe der Mündung beim Kimpai-Paß. Am rechten Ufer sind in einer Batterie zwei schwere, am linken Ufer in einer Batterie vier schwere und auf einem etwas höher gelegenen Erdwerk mit einer Batterie noch mehrere schwere Geschütze aufgestellt; außerdem ist am linken Ufer eine Feldbatterie aufgeführt. Der Mingan-Paß ist am rechten Ufer durch mehrere Geschütze, teils schweren teils leichten Kalibers, am linken Ufer ebenfalls durch mehrere Kanonen verteidigt. Die Befestigungen sind zementierte Steinbatterien.

Bei „Pagoda-Anchorage“, welches etwa 20 Seemeilen oberhalb der Flußmündung liegt, befinden sich am linken Ufer auf den dem Arsenale vorliegenden Hügeln drei Erdwerke mit mehreren schweren Geschützen, die sämtlich den Fluß bestreichen. Die dort liegende, mehrere tausend Mann starke Garnison ist teils in den Forts, teils in gedeckten Lagern einquartiert.

* * *

In der Provinz Fukien haben wir noch ein weiteres Befestigungswerk, nämlich bei dem Vertragshafen Amoy. Die geographische Lage dieses Platzes macht die Stadt zu einem der strategisch wichtigsten und stärksten Punkte an der Küste. An der Südwestecke der gleichnamigen Insel gelegen und im Osten und Süden von zahlreichen Inseln und Inselchen umgeben, deckt es den Zugang zum Festlande von der Südseite her. Infolge ihrer politischen Wichtigkeit für Süd-Fukien und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung als Brennpunkt des Handels von Süd-Fukien und Formosa, ist die Stadt stets ein viel umstrittener Punkt gewesen, sowohl bei Rebellionen und Pirateneinfällen, als auch bei Angriffen Fremder. Daher ging man schon früh an die Befestigung des Platzes; man hatte die Insel längs der Südseite mit zahlreichen Forts besetzt. Diese sind indes jetzt aufgegeben als zwecklos gegenüber der heutigen Strategie und man hat innerhalb der letzten Jahrzehnte sieben Forts um Amoy nach europäischem Muster errichtet. Vier dieser Forts liegen den Strand entlang ziemlich dicht bei einander an der Südseite (der

Einfahrtstraße) der Insel Amoy. Dahinter liegen ummauerte Baracken, die mehrere Bataillone beherbergen können. Die Geschütze, mit welchen diese Forts armiert sind, sind zumeist Armstrongsche Hinterlader, aber auch Krupp'sche.

An der Nordwestecke von Amoy liegt eine Steincitadelle zur Abwehr eines Angriffs auf Amoy vom Tungan-Kanal her. Ferner befinden sich zwei in 1884 neugebaute starke Forts, die, gegenüber den ersterwähnten vier, auf dem Festland liegen und mit denselben zugleich die etwa vier Seemeilen breite Meeresfläche beherrschen, welche unmittelbar vor der Ostspitze von Kulangsu (der fremden Ansiedlung, einer kleinen Insel im Umfange von einigen Kilometern) den einzigen Zugang zur Amoy-Stadt und dem Hinterlande bildet. Diese beiden Forts sind mit schweren Kruppschen Geschützen armiert. Mitte der neunziger Jahre errichtete man auch ein Fort auf „Wilson Island" (Koasü-Insel); es ist mit mehreren schweren Kruppschen Geschützen bestückt.

* * *

Wenn man von Hongkong mit einem Flußdampfer nach Canton, der am Perlflusse gelegenen Hauptstadt der Provinz Kuangtung, fährt, so gelangt man nach etwa drei Stunden zur eigentlichen Flußmündung, die von beiden Seiten durch hohe Bergrücken eingeschlossen und den Ausländern unter dem Namen „Bocca Tigris"*) bekannt ist. Die Einfahrt ist ungefähr 2000—2500 Meter breit und da in der Mitte derselben zwei kleine Felsen-Inseln liegen, so hat die Natur selbst die Verteidigung begünstigt. Auf diesen Inseln, sowie links und rechts auf Anhöhen, befinden sich mehrere kleinere und größere Forts, mit den neuesten und schwersten zumeist Kruppschen Küstengeschützen ausgerüstet.

Hinter der Bocca-Tigris erweitert sich der Fluß bedeutend und man gelangt zunächst zu einer Inselgruppe, die als „Flache Inseln" und Whampoa-Insel (Danes Island) bekannt sind. Auf letzterer wie auf dem linken und rechten Flußufer liegen auf mäßigen Anhöhen wiederum mehrere Forts verteilt. Die fünf Forts der „Bocca Tigris" sind sämtlich mehr oder weniger nach modernen Plänen angelegt; die Geschütze feuern über Bank, nur einige befinden sich in Stein-Casematten. Eine Forcierung der Bocca-Tigris-Befestigungen dürfte nur durch eine größere Flotte und unter erheblichen Verlusten zu bewerkstelligen sein, da der Feind ins Kreuzfeuer genommen werden kann.

In ähnlicher Bauart und Stärke sind die Whampoa- und Flache-Inseln-Befestigungen geschaffen worden. Dieselben haben vier Forts, deren Bestückung von etwa derselben Schwere wie die der „Bocca Tigris" sind. Das

*) Bocca-Tigris, d. h. „Tiger-Thor", vom portugiesischen boca tigre, eine Uebersetzung des chinesischen Namens.

letzte Fort dieser Befestigungen soll hauptsächlich einer Landungstruppe die hier nach Canton offenliegende Straße versperren. Doch kann die Hälfte der 35 Kaliber langen Geschütze auch mit Erfolg an dem Kampf mit einer feindlichen Flotte teilnehmen.

* * *

Aus dem Gesagten geht mithin hervor, daß jede der an der Meeresküste gelegenen Provinzen, — Tschili, Schantung, Kiangsu, Tschekiang, Fukien und Kuangtung, — Befestigungswerke, nach europäischem Muster aufgeführt, aufzuweisen hatte bzw. noch hat. Eine Verteidigung der ganzen Küste ist bei deren ungeheuren Ausdehnung geradezu unmöglich, doch bedarf es dessen auch gar nicht: der beste Schutz des Reiches besteht in der Riesengröße desselben und der Schwierigkeit für eine europäische Armee, im Innern zu operieren. Der Norden Chinas hatte demnach am meisten für seine Küstenverteidigung gethan; eine zweite Gruppe von Anlagen zieht sich um die Mündung des Yangtse, während weiter im Süden einzelne Häfen und Flußeingänge gedeckt bezw. gesperrt sind.

Die Anzahl sämtlicher befestigten Positionen mag über zwanzig betragen, doch bestehen dieselben zum überwiegend großen Teile aus einfachen Strandbatterien, die von chinesischen Kriegstheoretikern vor vielen Jahrzehnten angelegt und mit gänzlich veralteten Geschützen armiert sind.

Nach den bitteren Erfahrungen, die China während der letzten Zeit mit Bezug auf seine Küsten-Befestigungswerke gemacht hat, erscheint es sehr zweifelhaft, ob sich die Kaiserliche Regierung dazu bewegen lassen wird, auch in Zukunft namhafte Summen für Küsten-Befestigungswerke auszugeben. Denn da sie einem feindlichen Angriffe nicht widerstehen konnten, so sind sie auch, nach chinesischer Anschauung, völlig nutzlos. Man darf deshalb wohl annehmen, daß man die zur Zeit noch bestehenden Werke wird allmählich ganz zerfallen lassen, nachdem China endlich zur Einsicht gekommen, daß weder Mauern noch Kanonen, sondern Männer allein im stande sind, das Reich vor feindlichen Angriffen zu bewahren.

Die Große Mauer.

Zu den merkwürdigsten und ältesten Befestigungswerken der Welt gehört unbestreitbar die große chinesische Mauer, von den Chinesen Wan Li Tschang Tscheng, d. h. „10000 Li*) lange Feste" genannt, die an Umfang der Bauart alles übertrifft, was jemals Ähnliches auf Erden gebaut wurde.

*) Li = chinesische Meile. Sie hat in den verschiedenen Teilen des Kaiserreiches auch eine verschiedene Länge. Im Durchschnitt ist 1 Li etwa 1800 Meter.

Ihre Länge ist auf über 3000 Kilometer abgeschätzt worden. Dieses merkwürdige Werk dient heute einfach als ein geographischer Grenzstein, doch bleibt es ein wunderbares Denkmal der großen Vergangenheit Chinas und ein Beweis für die Größe und den Unternehmungsgeist seiner Beherrscher. Mit wenigen Ausnahmen wohnt keine menschliche Seele meilenweit von der Mauer, die nur den mongolischen Kameltreibern als Landmarke dient. Man hat berechnet, daß das Material, welches zum Bau dieses Riesenwerkes verwendet worden ist, ausreicht, um eine Doppelmauer zu errichten, die den Äquator umspannt und sechs Fuß hoch sowie zwei Fuß dick wäre!

Die Erzählung von einem massiven Bauwerk aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., das, vom Strande des östlichen Meeres anhebend, sich über Berg und Thal durch eine über zwanzig Längengrade in einer Länge von über 3000 Kilometern hinzieht, mußte im Abendlande die höchste Bewunderung erregen und oft als Beispiel dienen, in wie früher Zeit sich eine hohe Kultur in China entwickelt hatte. Jedoch muß ein guter Teil dieses Bildes vor strenger Kritik verschwinden, und bleibt auch das Kolossale des Riesenwerkes unbestritten, so fällt doch der Glaube an ein hohes Alter desselben, soweit sein Charakter als Mauer, als Bauwerk in betracht kommt, ziemlich hin.

Was wir jetzt unter der Großen Mauer verstehen, ist zum allergrößten Teile ein Werk des 15. und 16. Jahrhunderts n. Chr., und eine Große Mauer hat es sicherlich vor dem 6. Jahrhundert n. Chr. nicht gegeben. Europa hat von der Großen Mauer nichts vor dem Mittelalter gehört. Aus den Schriften der arabischen Geographen, die China im Mittelalter besuchten, geht nicht mit Bestimmtheit hervor, daß die Große Mauer damals existierte. Selbst der bekannte Venezianer Marco Polo, der sonst so genau und ausführlich berichtet, deutet nirgends auf dieselbe hin, obwohl er sie auf seiner Heimreise (am Ende des 13. Jahrhunderts) an mehreren Stellen hätte passieren müssen.

Erst mit der Ankunft der Jesuiten in China im 16. Jahrhundert scheint die Kenntnis der Großen Mauer sich verbreitet zu haben. Die ersten unter ihnen berichten freilich auch noch nicht aus eigener Anschauung. Die geographischen Arbeiten und Reisen der Jesuiten Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts verschafften dann dem europäischen Publikum zuerst ein Bild von dem gegenwärtigen Zustande des Werkes. Man nahm damals noch einfach an, daß die vom ersten Kaiser der Tschin-Dynastie im 3. Jahrhundert v. Chr. erbaute Mauer mit der heute noch existierenden identisch sei.

Englische und russische Reisende des 18. und 19. Jahrhunderts erweiterten die Kenntnisse des Werkes mehr und mehr. Die erste und bessere Aufklärung über die historischen Verhältnisse ihrer Erbauung verdanken wir indessen dem russischen Priester Hyacinth, welcher von 1809 bis 1821 als Vorstand der russischen geistlichen Mission in Peking lebte und eine Reihe von

wichtigen Arbeiten über China veröffentlicht hat. Die Frage der Großen Mauer behandelt er in mehreren seiner Werke. Durch sorgfältiges Vergleichen der chinesischen Quellen kommt er zu folgenden Schlüssen:

1. Es ist richtig, daß unter dem Kaiser Schi Huang Ti 214 v. Chr. eine Grenzbefestigung angelegt wurde, welche jedoch nicht die ganze Ausdehnung der jetzigen Mauer hatte und vermutlich nur aus Lehm aufgeführt war.

2. Dieser erste Wall muß im 5. Jahrhundert n. Chr. schon völlig verschwunden gewesen sein; in den Chroniken der verschiedenen kleinen Dynastien im 5. und 6. Jahrhundert wird die Errichtung von Wällen erwähnt, welche die Stelle der heutigen Mauer einnehmen und zwar vom Gelben Fluß bis zum Meere. Dabei wird bestimmt von Neubau, nicht von Reparatur gesprochen.

3. Vom Ende des 6. bis zum 15. Jahrhundert n. Chr. enthält die chinesische Geschichte fast keinerlei Angaben über die Große Mauer.

4. Verwendung von gebrannten Ziegeln zu Befestigungsbauten hat erst seit der Ming-Dynastie im 15. Jahrhundert stattgefunden.

5. Die Geschichte der Ming-Dynastie enthält ausführliche Angaben über den Bau der jetzigen Großen Mauer in ihrem ganzen Verlaufe und erwähnt nirgends, daß es sich um Renovierung schon vorhandener Mauern gehandelt hätte.

Daraus ergiebt sich, daß die jetzt vorhandene Mauer ganz und gar der Ming-Dynastie angehört und daß aus alter Zeit nur die Idee des ganzen Werkes und vielleicht hie und da einige Lehmwallreste, die als Kern benutzt werden konnten, sowie die Richtung und Ausdehnung stammen.

Man hat gegenwärtig vier verschiedene Bauarten zu unterscheiden*):

1. Auf einem etwa 6 Meter breiten Fundament von Steinquadern (meist Granit) erheben sich zwei starke Mauern von großen gebrannten Ziegeln; deren Zwischenraum ist mit Lehm, Steinen und Ziegelstücken fest ausgefüllt und das Ganze oben mit großen Ziegeln verschalt. Beide Seiten haben eine niedrige Brustwehr von Ziegeln mit Schießscharten. Die Höhe beträgt 6 bis 8 Meter einschließlich der Brustwehr. In unregelmäßigen Entfernungen erheben sich vierseitige Türme. Es kommen aber auch einfachere, schmalere, sehr selten jedoch runde Warten vor. Diese Art der Mauer erinnert in ihrem ganzen Charakter an die gewöhnlichen chinesischen Befestigungen und Stadt-

*) Die folgenden Angaben beruhen auf Forschungen, welche der kaiserliche Konsul Dr. O. F. von Möllendorff vor einer Reihe von Jahren persönlich an Ort und Stelle machte. Das Ergebnis derselben hat er in einer gelehrten, längeren Arbeit über die Große Mauer, welche seiner Zeit in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" erschien, niedergelegt.

mauern neuerer Zeit, namentlich aber an die Pekinger Stadtmauer, welche aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammt. Auch macht sie durch ihre gute Erhaltung einen viel zu modernen Eindruck, als daß über ihre Entstehungszeit während der Ming-Dynastie (1368—1644) ein Zweifel bestehen könnte.

Diese „Ziegelmauer" ist an folgenden Punkten beobachtet worden: Am Ostende, am Golf von Liautung bei Schanhaikuan; im Nordosten von Peking am Paß und Thor Gubeiku; von letztgenanntem Orte bis zum Nanku-Paß besteht dieselbe allem Anscheine nach ebenfalls aus Ziegelsteinen.

2. Die Mauer ist weniger breit und hoch, hat nur nach außen eine Brüstung, ist aber ganz und gar gemauert, meist aus Granit oder Porphyr. Die Türme sind einfache vierseitige Warten ohne Kammern und Fenster; sie stehen in größeren Distanzen und mitunter nicht in der Mauer selbst, sondern in kurzer Entfernung davon. Diese Art der Mauer macht entschieden einen viel älteren Eindruck als die erst beschriebene. Die Steine sind dicht mit Flechten bedeckt; auch zeigt die viel solider gebaute Mauer stärkere Spuren des Verfalles als die benachbarte Ziegelmauer. Diese Form, massive Steinmauer, findet man im Nordwesten von Peking, sowie hinter dem Guguan-Paß.

3. Die Mauer besteht auf weite Strecken einfach aus aufgehäuften Steintrümmern. Diese Art enthält in bestimmten Zwischenräumen gemauerte Warten, und man darf annehmen, daß der Steinwall die ursprüngliche Anlage ist. Dieser Form gehört die Große Mauer bei Kalgan an; ferner höchstwahrscheinlich die ganze Strecke von Kalgan bis zur östlichen Vereinigung mit der inneren Mauer (in Schensi).

4. Ein einfacher sich nach oben verjüngender Lehmwall von 4—5 Meter Höhe mit vierseitigen Warten aus Lehm von ca. 9 Meter Höhe oder auch mit gemauerten Türmen.

Aus Lehmwällen scheint die ganze „Mauer" westlich von der westlichen Vereinigung der Inneren und Äußeren Mauer (oder vielleicht schon westlich von Kalgan) zu bestehen.

So lückenhaft unsere Kenntnis des heutigen Zustandes der Großen Mauer also auch noch ist — es fehlt z. B. jede genauere Angabe über die Beschaffenheit der Inneren und Äußeren Mauer in der Provinz Schansi — so geht doch schon aus Obigem deutlich hervor, daß von einer Mauer nur innerhalb der Provinz Tschili und vielleicht zum Teil Schansi die Rede ist, und zwar in großem Bogen um Peking herum, sodaß nach der Bauart die Fortsetzung der Mauer vom Meere aus nicht die äußere, sondern die innere über den Nanku-Paß bildet. Diese ist wie aus einem Guß gleichmäßig gebaut und stammt zweifellos aus der Zeit der Ming-Dynastie.

Es würde zu weit führen, falls wir uns hier eingehender mit der Frage beschäftigten, ob von den heutigen Stein- und Lehmwällen irgend etwas aus älterer Zeit stammt. Es genüge demnach zu bemerken, daß der Wall

schon vor der christlichen Zeitrechnung die Grenze des civilisierten Landes bezeichnete. Er mußte in seiner riesigen Ausdehnung den halbwilden Nachbaren eine abergläubische Furcht vor der gewaltigen Macht des Himmelssohnes einflößen. Daß die Grenzfeste militärisch von geringem Werte selbst gegen Wilde war, daß sie eben nicht „wie eine chinesische Mauer“ China vor Einfällen der Barbaren schützen konnte, haben die Horden der Hsiungnu, Mongolen u. a. in den folgenden Jahrhunderten bewiesen. Ihre Einfälle geschahen eben ohne Rücksicht auf den Zustand der Grenzbefestigungen immer dann, wenn der Zustand des Mittelreiches, sei es durch eine schwache Regierung sei es durch innere Kriege die Gelegenheit bot. Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. waren die Hsiungnu wieder in das Gebiet der großen Biegung des Hoangho eingedrungen.

Eigentümlicherweise ist die von Europäern als ein Wunder der Welt gefeierte Große Mauer in China selbst nie als ein sehr großes Werk angesehen worden. Die Historiker erwähnen sie nur beiläufig und legen ihr, mit Recht, keine übertriebene Bedeutung für die Geschichte des Reiches bei; ja das Unternehmen wird den Kaisern häufig als Thorheit und unnütze Belastung des Volkes vorgeworfen. Ein altes Volkslied, welches die herzbrechende Bedrückung des Volkes, und die zum Bau der Mauer herangezogenen Männer beklagt, sagt:

„Wurden Söhne geboren, so zog man sie gar nicht auf;
Wurden Mädchen geboren, so wurden sie sorgfältig aufgezogen;
Denn diese müssen nicht zur Großen Mauer.
Leichen und Knochen liegen da in Masse aufgehäuft.“

China wurde im Jahre 214 v. Chr. unter dem Fürsten Tsching von Tsin, der sich den Titel „Kaiser“ (Huang Ti) anstatt des bisher angewendeten „König“ (Wang) beilegte, unter einem Scepter vereinigt. Um die neue Grenze im Norden seines Kaiserreiches zu befestigen, führte er den gigantischen Plan aus, dieselbe mit einem Walle zu bezeichnen, der von Ost-Kansu bis zum Golf von Liautung lief. Die natürlichen Verteidigungsmittel, wie hohe Bergketten, Felsenkämme, Abgründe wurden hierbei benutzt und verbessert, sodaß man Befestigungen eigentlich nur an offenen, nicht natürlich geschützten Stellen anlegte. Was die Richtung dieses Grenzwalles anbetrifft, so hatte sie eine von den heutigen Mauern fast durchweg verschiedene Grenze. Der Anfangspunkt war Lantschaufu, die Hauptstadt Kansus; das Ende lag östlich vom Liau-Flusse (in der Süd-Mandschurei). Der Wall hätte demnach etwa bis nach Korea hineingereicht.*) Aller Wahrscheinlichkeit nach war derselbe

*) Die frühere Richtung im Osten dürfte uns heute so ziemlich nahe die Richtung der sogenannten Pallisaden in der Mandschurei geben. Dieselben existieren übrigens nur noch nominell (hauptsächlich als breiter Strich auf unsern Karten!), und neuere Reisende haben nachgewiesen, daß eigentlich nur noch einige der Thore erhalten

aus Steinen und Erde (Lehm, Löß), je nach dem Verlauf auf Gebirgskämmen oder in der Ebene, gebaut.*)

Obgleich die chinesische Geschichte bis zum 12. Jahrhundert der Grenzwälle ab und zu erwähnt, und zwar, daß sie teilweise wieder hergestellt bzw. neu aufgeführt wurden, so scheint infolge innerlicher Wirren und eines häufigen Dynastiewechsels im großen und ganzen nur sehr wenig für die Erhaltung derselben gethan worden zu sein und das ganze Werk geriet in fast völlige Vergessenheit. Die Annalen mancher Dynastien, wie z. B. die der Tang (618—907 n. Chr.) erwähnen sie überhaupt nicht.

Mit der Besitzergreifung von ganz China durch die Mongolen (Yüan)-Dynastie im 13. Jahrhundert mußten auch die letzten Reste der „Großen Mauer" ihre Bedeutung verlieren, und es wird ihrer in der That in keinem Werke dieser Zeit Erwähnung gethan. Was die europäischen Reisenden dieser Periode etwa von Wallresten sahen, konnte ihnen keinen besonderen Eindruck hinterlassen, eine Überlieferung über das Werk als Ganzes existierte vermutlich nicht. Und so erklärt sich ihr Schweigen über die Große Mauer auf die einfachste und natürlichste Weise.

Wir kommen schließlich zur Erbauung der jetzigen Großen Mauer durch die Ming-Dynastie. Mit der Vertreibung ihrer mongolischen Vorgänger (1368) tritt die Geschichte der Großen Mauer in ein neues Stadium. Der erste Kaiser schon muß den Plan gefaßt haben, das aus grauer Vorzeit wohlbekannte aber gänzlich verfallene und zum größten Teil verschwundene Werk wieder herzustellen; aber merkwürdigerweise sind die Daten über den Beginn der Arbeiten äußerst spärlich. Die Reichsgeographie der Ming-Dynastie bespricht die Mauer weder im Text noch auf den Karten, sondern nur einzelne der alten Wallreste unter der Rubrik „Altertümer."

Dessenungeachtet darf man annehmen, daß schon mit Beginn dieser Dynastie zunächst die Grenzmauer vom östlichen Meere im großen Bogen um Peking herum und wahrscheinlich durch Schansi bis zum Hoangho gebaut wurde. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts hören wir von den westlichen

---

sind. Über die Anlage der Pallisaden findet man in chinesischen Werken nichts vor; wahrscheinlich nahmen sie die Stelle der alten Reichsgrenze ein.

*) Gegen eine Mauer spricht von vornherein, daß jener Periode eine so hohe Kultur, wie die Erbauung von massiven Mauern unter den schwierigsten Terrainverhältnissen sie voraussetzt, schwerlich zugeschrieben werden kann, daß die gesamte Anlage in verhältnismäßig kurzer Zeit hergestellt wurde — wie es heißt in fünf Jahren — und daß, wie wir später sehen werden, das Werk in wenigen Jahrhunderten bereits verfallen war. Besteht doch von der heutigen „Mauer" nur etwa ein Drittel aus wirklichem Mauerwerk, und gerade davon gehörte notorisch ein großer Teil nicht zur Grenze der Tschin-Kaiser. Die sogenannte Große Mauer der alten Zeit wird sich mithin wohl nur aus Erdwällen und cyklopisch aufgehäuften Steinwällen zusammengesetzt haben, die mit bloßen Holzverhauen abwechselten.



Jinrickscha (Wägelchen zur Personenbeförderung).



Chinesischer Einradkarren.



Teilen der Großen Mauer. Um die Mitte des 15. Jahrh
die Einfälle der Tchahar- und Ordos-Mongolen in Schensi
fährlich. Die gefährlichste Stelle war das Gebiet in der gr
des Hoangho (heute Kansu und Schensi), und so hören wir de
von der Anlage von Grenzbefestigungen. Zu Anfang des 1
wurde der Verteidigung der Grenze von Schensi viel Aufmer
und Mitte desselben Jahrhunderts wurde ein neuer Anstoß zur
von Grenzmauern gegeben.

Die Annalen der Ming-Dynastie enthalten mehr als g
terial, um den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Neuanlage von Gren
und Mauern nach Vertreibung der Mongolen unabhängig von den
wällen der älteren Perioden und so gut wie ohne Benutzung vorh
Reste durch die Ming-Kaiser geschah, daß mithin von der heute vorhande
„Großen Mauer" höchstwahrscheinlich kein Teil älter ist als 4—500 Ja
und daß die Erbauung der Großen Mauer durch die Ming keine einheitlic
war, sondern stückweise in verschiedenen Jahrhunderten geschah.

Die gegenwärtige Mandschu-Dynastie hatte keine Veranlassung die Gro
Mauer als Grenzverteidigung in Stand zu halten. Wohl aber sind d
wichtigeren Pässe, wie z. B. Kalgan und Tschatau, zu Zollzwecken im Anfa
der Dynastie noch repariert worden. Im Übrigen wurde die Mauer dem Verf
überlassen, der denn von Jahr zu Jahr zugenommen hat.

Die Große Mauer sinkt herab zu einer historischen Ruine, die Sage bemächtigt sich des Gegenstandes und die historischen Überlieferungen verwischen sich. So entsteht denn schon im 18. Jahrhundert die Annahme, daß die verhältnismäßig modernen Bauten der Ming seit der Tschin-Dynastie ohne Unterbrechung durch zwei Jahrtausende Chinas Grenze gebildet hätten, eine Annahme, die in unsere Werke überging und noch heute fast allgemeine Geltung hat.



Waffen und Schild.



Chinesisches Mädchen der besseren Volksklasse.

Fünftes Kapitel.

Die Familie.

Familiennamen. — Geburtsgebräuche. — Die Kinderjahre: 1. Knaben; 2. Mädchen. — Die Erziehung. — Das Eheleben: 1. Die Verlobung; 2. Die Hochzeit; 3. Die Vielweiberei; 4. Die Scheidung; 5. Die Adoption. — Die Toten: 1. Bestattungsarten; 2. Beerdigungs-Ceremonien; 3. Trauerzeit. — Die Ahnenverehrung. — Mann und Weib. — Schwiegermutter und Schwiegertochter. — Freiwilliger Witwentod. — Der Kindermord. — Die kindliche Ehrfurcht.

Familiennamen.

Alle Sitten und Gebräuche im Reiche der Mitte tragen den Stempel urgrauen Altertums. So besaßen die Chinesen viele Jahrhunderte vor den Ariern Stammnamen, welche ja die wirklichen Familiennamen sind. Der Überlieferung zufolge soll der Herrscher Huang Ti (etwa 2700 v. Chr.) die Beinamen (chinesisch „Hsing") eingeführt haben. Er hatte vier Gattinnen, die ihm fünfundzwanzig Söhne gebaren. Dreizehn derselben gab er seinen eigenen Namen, nämlich „Ki". Die übrigen zwölf erhielten Zunamen. Die späteren Monarchen folgten seinem Beispiele und verliehen Unterthanen, die sich besondere Verdienste um das Reich erworben hatten, Namen, welche entweder ihren Heimatsplätzen oder ihren Titeln, Gewerben, persönlichen Charaktereigenschaften u. dergl. entnommen waren. Diese „Hsing" wurden schon in den frühesten Zeiten durch den Herrscher verliehen und kein Chinese

hat bis auf den heutigen Tag das Recht, ohne kaiserliche Erlaubnis einen neuen Namen anzunehmen oder den seinigen umzuändern.

Der großen Encyklopädie Kang His*) gemäß giebt es gegenwärtig 1854 Familiennamen. Hiervon sind 1678 ein-, 168 zwei- und 8 dreisilbig. Die überwiegende Mehrzahl dieser Namen trifft man aber nur äußerst selten an. In einem kleinen Werkchen, betitelt „Die Hundert Familiennamen“, welches zum Kurrikulum jedes bezopften Schulknaben gehört, und das übrigens nur die chinesischen Familiennamen aufführt, mithin nicht die der Mandschu-Tataren, finden wir überhaupt nur 436 Familiennamen aufgezählt. Von diesen sind 408 einfache und 30 doppelte, d. h. sie bestehen aus einem bezw. zwei Schriftzeichen. Über die Hälfte dieser Namen stammen von Örtlichkeiten ab. Andererseits muß es eigentümlich erscheinen, daß man in China einen Platz noch nie nach einer Person getauft hat, was ja bei uns häufig vorkommt. Die Mandschu-Tataren haben ihre Familiennamen streng beibehalten. Sie sind öffentlich nicht bekannt, man kennt nur ihre persönlichen Rufnamen.

Wir führen die gewöhnlichsten Namen an, vorausschickend, woher sie entlehnt sind. Natur: Morgen, Abend, Wolke, Donner, Sonne, Mond, Schatten, Fluß, Teich, Berg, Höhle, Feld, Wasser, Hügel, Thal, Sand, Stein, See. — Tiere: Bär, Kamel, Drache, Pferd, Ochse, Schaf, Tiger, Fuchs. — Vögel: Fasan, Schwalbe, Phönix. — Fische: Fisch, Krebs. — Körperteile: Haar, Ohr, Auge, Zahn, Mund, Schielauge. — Waffen: Scheibe, Bogen, Speer, Schild. — Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Monat, Tag. — Häuser und Familie: Haus, Thor, Palast, Dorf, Knabe, Mann, Frau. — Beschäftigungen: Hirte, Bauer, Fleischer, Zauberer. — Farben: Rot, Blau, Gelb, Schwarz, Weiß. — Pflanzen: Distel, Pflaume, Weide, Hanf, Reis, Fichte, Blatt, Zweig, Wald, Dorn, Bambus, Weizen, Kastanie, Pfirsich. — Mineralien: Gold, Silber, Eisen. — Gemütsbewegungen: Furcht, Haß, Liebe, Hoffnung, Freude. — Zahlen: Vier, Fünf, Neun, Einhundert, Zehntausend. — Verschiedene Namen: Bescheiden, Alt, Reich, Geld, Kalt, Süß, Bitter, Minister, Scheffel, Offizier, Scharf, Dünn, Friede, Herzog, Gefängnis, Breit, Knopf, Musik, Nagel, Nadel, Feuer, Voll, Hoch, Haken, Zirkel, Schnur, Kriegerisch usw.

Wir sehen demnach, daß viele Chinesen auch in Deutschland Namensvetter haben. Unbeliebt sind die dem Tierreich entnommenen Namen, wohl weil der Chinese die Tierwelt sehr niedrig schätzt.

Der Familienname geht in China jedem Vornamen und Titel, den eine Person besitzen mag, voran. Personen der unteren Volksschichten redet man gewöhnlich mit „Ältergeborene“ (wörtlich übersetzt) an, z. B. „Wang Ältergeborene“, häufig aber auch ohne den Familiennamen. Bei Beamten

---

*) Regierte von 1662—1723 n. Chr. Unter seiner Gönnerschaft wurde das unter dem Namen „Kang Hi Tsu Tien“ bekannte große chinesische Lexikon verfaßt.

wendet man „Großer Mann", „Alter Vater" (chinesisch „Lao Yi") an, ein Titel, der etwa unserem „Ew. Gnaden" entspricht. Von den dreißig Doppelnamen sind einige Ortschaften entnommen, einige stammen von einem höheren Amte ab, welches die Vorfahren oder der Gründer der Familie bekleidete. Dreisilbige Geschlechtsnamen weisen heute keine Vertreter auf.

Dies sind die in China anerkannten Familiennamen, die ohne besondere kaiserliche Erlaubnis nur derjenige umändern darf, welcher das Gelübde ablegt, ein buddhistischer Priester zu werden. Vor dem Thor des Tempels, dem er in Zukunft angehören soll, wird der Priester-Kandidat aufgefordert, seinem Geschlechtsnamen zu entsagen. An dessen Stelle erhält er ein „religiöses Beiwort", wie z. B. „Reine Wahrheit", „Göttliche Befreiung", „Strahlendes Amulet", u. dergl.

Bei chinesischen Hochzeiten spielen Familiennamen eine wichtige Rolle. Verehelicht sich eine Chinesin, so nimmt sie den Namen ihres Gatten an, aber bei Anwendung ihres vollen Titels muß man auch ihren Mädchennamen hinzufügen. Ein Fräulein Li würde, falls sie einen Herrn King heiratet, in allen gesetzlichen Urkunden „Frau King, geborene Li" heißen. Ein Chinese darf eine Frau nicht heiraten, die denselben Geschlechtsnamen führt. Thut er es dennoch, so sollen, dem Gesetze nach, die beiden daran beteiligten Personen sowie der Heiratsvermittler jeder sechzig Stockprügel erhalten, die Ehe für null und nichtig erklärt und der Mann und die Frau getrennt werden; die Hochzeitsgeschenke verfallen an die Regierung. In gewissen Gegenden Chinas sind Abänderungen dieses Gesetzes allerdings notwendig geworden. Andererseits giebt es Familien, die sich nie gegenseitig verheiraten dürfen, wie z. B. die Ye- und Schen-Familie, die Liu und Hu, die Yang und Yi. In Gegenden, die fast ausschließlich von einem einzigen Clan (Stamm) bevölkert sind, gestattet es die Regierung, daß Personen desselben Familiennamens bis zu einem gewissen Verwandtschaftsgrade sich verheiraten dürfen.

Einige Bemerkungen über die Vornamen der Chinesen dürften hier am Platze sein. Etwa vier Wochen alt, erhält das Kind einen sogenannten „Milch"-(Kose-)namen, der bei den unteren Volksklassen häufig beibehalten wird. Im siebenten oder achten Lebensjahre, mithin wenn der Knabe groß genug ist, um die Schule zu besuchen, giebt man ihm, — wenigstens in wohlhabenderen Familien, einen „Vornamen", der aber gleichfalls hinter den Geschlechtsnamen gesetzt wird. Dieser Name wird in das Familien-Register eingetragen. Sowohl der Lehrer, wie auch die Schulgenossen reden den jungen Burschen stets mit diesem Namen an. Später findet er u. a. Verwendung erstens bei den Präliminarien für eine Hochzeit, bei welchen der Austausch der Namen des Bräutigams und der Braut, sowie der des Jahres, Monats, Tages und sogar der Stunde der Geburt eine große Rolle spielen, da nach diesen Daten das Horoskop gestellt wird; und zweitens bei

der offiziellen Registrierung eines Knaben im Bureau des Bezirksrichters zum Zwecke etwaiger späterer Identifizierung.

Nachdem der Jüngling seine Schulzeit so ziemlich hinter sich hat, nimmt er einen weiteren Namen an, den man wohl mit „Agnomen“ bezeichnen könnte. Dieses wird zumeist von seinen Lehrern oder Freunden vorgeschlagen, um ihm dadurch zu schmeicheln. Solche Namen sind z. B. „Vollendete Gelehrsamkeit“, „Reizender Hügel“ usw. Bekannte wenden dieses Agnomen auch in gesellschaftlichem Kreise an.

Die Chinesen machen noch von einem andern Namen Gebrauch, den man als „offizielle Bezeichnung“ kennt. Dieser wird entweder bei der Hochzeit angenommen oder ehe man in die großen Staatsprüfungen geht. Wohlhabende Personen legen sich denselben allerdings auch häufig bei. Er entspricht ungefähr dem Englischen „Esquire“ oder unserem „Wohlgeboren“. Dieser Name steht auf chinesischen Visitenkarten unmittelbar hinter dem Familiennamen. In Gesprächen wendet man ihn stets in Verbindung mit diesem an. So nennen wir den bekannten Staatsmann Li Hung Tschang. Li (d. h. Pflaume) ist sein Geschlechtsname, Hung Tschang bedeutet „Litterarischer Glanz“, das ist seine offizielle Benennung. In persönlicher oder schriftlicher Anrede gebraucht man jedoch die Titel, die ihm vom Kaiser verliehen worden sind.

Mädchen müssen sich in China mit einem „Milch“-, einem „Heirats“- und einem Spitznamen zufrieden geben. Wenn verheiratet, behalten sie, wie bereits bemerkt, ihren Familiennamen bei, d. h. er folgt dem Namen des Mannes, damit jedermann weiß, welcher Familie die Frau entstammt. Zu den beliebtesten Mädchennamen gehören: Fee, Gold, Silber, Nephrit, Perle, Agat, Azur. Leibeigene tragen stets den Namen einer Blume: Rose, Päonie, Chrysanthemum usw.

Die Kaiser Chinas erfreuen sich einer großen Anzahl von Namen. Nach dem Tode sind sie unter ihrem posthumen Titel bekannt, wie z. B. „Der große Ahne“, „Der kriegerische Ahne“. Während der Regierungszeit führen die Jahre einen Namen, der ein Äquivalent für den eigenen Namen des betreffenden Kaisers ist. So ist die Regierungszeit des gegenwärtigen Kaisers als „Kuang Hsü“, d. h. „Glänzende Nachfolge“, bekannt. Sein wirklicher Name ist Tsai Tien. Da derselbe aber für äußert geheiligt angesehen wird, darf er von den Unterthanen nicht angewendet, ja nicht einmal niedergeschrieben werden, so lange dieselbe Dynastie regiert.

Geburtsgebräuche.

In China knüpfen sich an die Geburt eines Kindes viele eigenartige Gebräuche, die zumeist auf Aberglauben zurückzuführen sind. Als namentlich wichtig erachtet werden die Stunde und der Tag der Geburt des jungen Weltbürgers. Alle chinesischen Kalender enthalten Abbildungen von Göttern, deren verschiedene Körperteile Schriftzeichen aufweisen, von denen ein jedes sich auf eine bestimmte Stunde bezieht. Das Zeichen für 11 bis 1 Uhr mittags ist beispielsweise für die Frühlingsmonate auf die Stirn gedruckt, für 1 bis 3 Uhr auf den Magen, für 9 bis 11 Uhr auf die Schulter. Wird ein Kind geboren, so befrägt man diese Diagramme. Je nachdem die Stundenzeichen auf der Stirne, den Schultern, Händen, Füßen usw. vorkommen, wird auch die Zukunft des Kindes vorhergesagt. So soll, dem chinesischen Glauben zufolge, das Kind, welches zwischen 9 und 11 Uhr vormittags geboren wird, zuerst ein hartes Los haben, schließlich aber große Reichtümer erwerben. Das Baby, welches zwischen 3 und 5 Uhr das Licht der Welt erblickt, hat eine schlimme Zukunft vor sich. Schwere Arbeit ist sein Schicksal.

Unter den wohlhabenderen Klassen ist es vielfach Sitte, kurz vor der Geburt eines Kindes Priester herbeizurufen. Sie sollen durch Hokuspokus-Ceremonien die bösen Geister fortjagen, die, wie man annimmt, zu jener Zeit die Mutter belästigen, in der Absicht den Tod des Kindes bei seiner Geburt herbeizuführen. Ein paar Stunden nach der Geburt badet man den Säugling in Wasser, in welches Beifuß, Pfeffer, sogenannte chinesische Datteln und Walnüsse geworfen sind. Dieses Gemisch soll jede Unreinlichkeit von der zarten Haut entfernen. Darnach wendet man reines Wasser und Seife an. Um etwaige Schmerzen zu stillen, legt man dem Kinde ein großes Pflaster auf den Leib, welches aus Beifuß und Harz hergestellt ist. Darauf beschmiert man den ganzen Kopf des Kleinen mit Eiweiß, damit es einen schönen Teint habe.

Dem Säugling wird ferner mit einer kurzen Ansprache ein Schloß auf den Mund gelegt. Diese Ceremonie soll bewirken, daß das Kind in späteren Jahren keine schmutzigen Reden führt und nicht lügt. Man legt sodann das Schloß in die Hände als Vorbeugungsmittel gegen Stehlen, ferner auch an die Füße, damit das Kind als Jüngling und Mann nicht auf schlechte Wege gerate, und schließlich auf das Herz, damit es einst nur ehrlich und gerecht handle. Hierauf zerpflückt man über dem Säugling die Blüte eines papiernen Granatapfels, um das Kind von den „himmlischen Blumen" (d. h. den schwarzen Pocken) zu bewahren.

In vielen Gegenden ist außerdem noch die Sitte allgemein, dem Kinde kurz nach der Geburt eine Kupfermünze oder ein Amulet mittels eines roten Fadens um das Handgelenk zu binden. Erst nach zwei Wochen entfernt man

diese Sachen wieder. Mitunter hängt man auch ganz kleine Spielzeuge, wie z. B. ein Glöckchen, eine Trommel u. dergl. an diesen Faden; sonst genügt auch der rote Faden allein, der die Kraft besitzen soll, böse Geister vom Bette des Säuglings fern zu halten.

In einigen Provinzen des Reiches ist es gang und gäbe, vor die Thür, welche zur Stube der Wöchnerin führt, in einer Papierdüte folgende Gegenstände aufzuhängen: Samenkörner, ein Stück Binse, Katzen- und Hundehaare, Zwiebeln und Knoblauch, Holzkohle und ein Paar Eßstäbchen. Auf das Wochenbett legt man Hosen, die dem Vater angehören. Die Haare sollen den Zweck haben Katzen und Hunde während der ersten paar Wochen vom Hause fern zu halten, da diese Tiere durch ihr Miauen und Bellen den Säugling erschrecken könnten. Die Kohle soll ihn stark, die Zwiebel intelligent und die Binse einst im Leben glücklich und erfolgreich machen. Eigentümlicherweise ist es auch in manchen Gegenden Deutschlands Brauch, kurz nach der Geburt eines Kindes in seine Wiege ein Packet zu legen, welches Löwenmaul (antirrhinum), Majoran, Kümmel, einen rechten Ärmel und einen linken Strumpf enthält.

Am dritten Tage nach der Geburt eines Kindes werden von den weiblichen Anverwandten Eier gekocht, die man dann rot färbt. Man beschenkt damit die nächsten Anverwandten, denen man auch Büchsen mit eingemachtem Ingwer sendet. Im Hause des Säuglings selbst werden Schüsseln mit rotgefärbten Eiern und eingemachtem Ingwer vor das Bildnis des Taischan-Berggottes hingestellt. Die weiblichen Insassen des Hauses knieen vor demselben nieder und bringen die Eier u. dergl. als Opfer dar. Diese Ceremonie wird jedoch nur bei der Geburt eines Knäbleins vorgenommen. Die Etikette erfordert auch, daß die Verwandten, welche mit diesen Eiern beschenkt worden sind, dem Kinde Gegengeschenke machen.

Am dritten Tage wird zumeist auch ein Wahrsager gerufen, der das Schicksal des Kindes voraussagen soll. Man gebraucht hierbei die sogenannten „Achtstunden-Schriftzeichen“. Von diesen stellen je zwei das Jahr, den Monat, den Tag und die Stunde der Geburt dar. Bilden dieselben keine günstige Konjunktionen, so heißt dies, daß man zu Amulets seine Zuflucht nehmen muß, da dem Kinde Gefahren drohen. Zu diesem Zwecke durchsticht man eins seiner Ohrläppchen und zieht einen silbernen Ohrring ein, auf dem die Schriftzeichen für „langes Leben“ und „Reichtum und Ehren“ eingraviert sind. Viele Kinder tragen dieses Amulet bis zu ihrem Jünglingsalter, und häufig auch noch als verheiratete Leute.

Ein anderes Amulet ist das als „Hundert-Familien-Schloß“ bekannte, welches folgendermaßen hergestellt wird. Man schickt an hundert Bekannte und Verwandte je ein Packetchen Thee. Diese hundert Personen machen der Mutter ein Gegengeschenk in Gestalt von Kupfermünzen. Aus diesen wird ein Schloß verfertigt, welches das Kind am Halse trägt, wenn es ins Freie kommt. Wie

man annimmt, ist hierdurch das Leben des Kindes um die Jahre, welche diese hundert Personen noch zu leben haben, verlängert worden. Mitunter kaufen die Eltern auch für das so erhaltene Geld einen Kleiderstoff, aus dem dann das sogenannte „Hundert-Familien-Kleid" gemacht wird.

Ist das Kind einen Monat alt, so wird im Elternhause ein Festessen veranstaltet, zu dem alle Verwandten und Freunde eingeladen werden, die das Kind bei seiner Geburt beschenkt haben. Man schert oder rasiert an diesem Tage auch zum erstenmale das Haupthaar des Säuglings. Doch dürfen dieser Ceremonie nicht beiwohnen: Witwen, ferner Mütter, die nur Söhne, sowie solche, die nur Töchter haben; außerdem Frauen, die zweimal verheiratet gewesen sind. Das abgeschnittene Haar wird in ein seidenes Säckchen gethan, das man an einem Zipfel des Kopfkissens annäht oder an eins der Handgelenke des Kindes befestigt. Doch darf dieses Säckchen nur einhundert Tage getragen werden, worauf man es in einen Fluß wirft. Zumeist beratet man bei diesem Festessen auch über den Namen, den das Kind erhalten soll, den sogenannten „Milchnamen". Weder Mutter noch Kind soll man während des ersten Monats außerhalb des Hauses sehen.

Die Kinderjahre.

I. Knaben.

Der bezopfte Knabe bringt seine erste Lebenszeit in einer Weise zu, die ihm in seinem späteren Leben als der Zustand höchster Glückseligkeit erscheinen muß. Sein Eintritt in diese Welt wird von einem Jubel begrüßt, der für uns Europäer ganz unverständlich ist. Seine Eltern scheinen nur darauf bedacht zu sein, ihm alle seine Wünsche zu gewähren. Eine chinesische Mutter ist buchstäblich die Sklavin ihrer Kinder. Schreien dieselben, so müssen sie geliebkost oder umhergetragen werden, und auf keinen Fall darf man sie schreien lassen. In dieser Hinsicht scheint auch in der Behandlung der Knaben und Mädchen wenig Unterschied gemacht zu werden. Das Alter, in dem der Knabe zu groß ist, herumgetragen zu werden, ist ein sehr unbestimmtes. Man sieht sehr häufig ältliche Frauen, deren Füße im Kindesalter durch Binden verkrüppelt wurden, und die wankend Kinder halb so groß wie sie selbst schleppen, weil nach Ansicht der Eltern es den Kleinen unbequem sein würde, auf die eigenen Füße gestellt zu werden!

Den meisten chinesischen Kindern wird innerhalb ihrer vier Pfähle wenig Anziehendes geboten. Der Hofraum ist zumeist sehr klein und bietet daher nur wenig Spielraum, selbst für die einfachsten Arten von Vergnügungen. Der Knabe hat gewöhnlich nur sehr wenig Spielzeug, und dieses ist von der einfachsten und zerbrechlichsten Art. An gewissen Festen sieht man besonders



Hof einer Herberge.

in Städten die Kinder mit aller Art Spielzeug beladen. Auf dem Lande kann man zur Jahrmarktszeit dieselbe Erscheinung beobachten. Von all diesen Sachen, die aus Erde und Thon, Papier, Tuchfetzen, Zucker und ähnlichem schnell vergänglichem Material gemacht sind, wird wohl keins eine Woche alt. In Gegenden, in denen das Bambusrohr wächst, werden in China die einzigen weniger zerbrechlichen Spielsachen verfertigt.

Daß chinesische Eltern sich gelegentlich mit ihren Kindern zusammen an Spielen beteiligten, ist eine Zumutung, die völlig außerhalb ihres Ideenganges liegt. Die Kinder haben überhaupt nur sehr wenige Spiele, mit denen sie sich im Hause die Zeit vertreiben könnten, und die Stunde, zu der man um die Lampe herum sich versammelt und die uns Deutschen so lieb ist, ist für die Chinesen die Zeit schlimmster Langeweile. In dem jämmerlich erleuchteten Zimmer werden zwar auch einige Abendbeschäftigungen ausgeführt, aber europäischen Begriffen zufolge ist ein chinesisches Heim zu solch einer Stunde, und namentlich im Winter, der denkbar ungemütlichste Ort. Kein Wunder demnach, daß sich die jüngeren Familienmitglieder so bald als möglich in ihre dickwattierten Bettdecken verkriechen, um von einem schöneren Dasein zu träumen.

Die Spiele der Knaben im Freien sind fast ausnahmslos sehr zahmer und uninteressanter Natur. Mit Erdklumpen nach einem Ziele werfen, Federball mit den Füßen spielen, einen zugespitzten Stock so zu schlagen, daß er in eine „Burg" springt, eine Art „Fuchs und Gans" sind ungefähr sämtliche Spiele der Jugend auf dem Lande. Chinesische Städte haben besondere Belustigungen, von denen einige den Spielen ähneln, die man auch außerhalb Chinas antrifft. Die Jugend scheint jedoch allem abgeneigt zu sein, was viel Übung erfordert. Man sieht die Knaben höchst selten um die Wette laufen, was ja ein Hauptvergnügen unserer Jugend ist; auch ihr Springen und Klettern geht nicht über das allerbescheidenste Maß hinaus. Wir haben zu Hause nie von einer Krähe gehört, die so unverständig gewesen wäre, ihr Nest da zu bauen, wo es von den Buben zu sehen war, es sei denn in weiter Ferne einer menschlichen Wohnung. Chinesische Krähen bauen jedoch ihre Nester auf aller Art Bäumen in und bei jedem Dorfe; man sieht auch, daß die Nester von Generation auf Generation nicht gestört werden. Buddhas Lehre über die Heiligkeit alles tierischen Lebens reicht nicht aus, den sonderbaren Schutz zu erklären, deren sich die Krähennester in China erfreuen; auch ist derselbe nicht irgend welchem Aberglauben zuzuschreiben. Die einfache Erklärung ist, daß der chinesische Junge sich fürchtet, so hoch zu klettern!

In dem verhältnismäßig kleinen Teile des Reiches, wo es Eis in genügender Stärke giebt, kann man auf gefrorenen Seen und Flüssen allerdings viele Schlittenfahrer beobachten. Es sind dies aber lediglich Bootleute, die im Winter keinen anderen Verdienst haben, um ihr Leben zu fristen. Die Knaben

wünschen sich auch gar nicht am Schlittenfahren zu beteiligen, und wenn sie es auch wollten, so würde es ihren Eltern nicht entfernt einfallen, ihnen einen Schlitten zum Vergnügen zu kaufen.

Sind nun die Vergnügungen für einen chinesischen Knaben auch knapp und wenig interessant, so besitzt er dagegen etwas, das ihm unweigerlich zukommt und ihm niemals streitig gemacht wird: die Arbeit. Die Kinderzahl auf einem gegebenen Flächenraum in China ist zwar buchstäblich unzählbar, aber man geht sicher, wenn man annimmt, daß weitaus die Mehrzahl den größten Teil ihrer Zeit mit irgend einer nützlichen Arbeit beschäftigt ist. Dieses trifft natürlich nicht immer bei den Stadtkindern zu, weil ihnen häufig keine Arbeit offen steht. Auf dem Lande fehlt es wohl nie an einer solchen. Es giebt dort kaum irgend eine Arbeit, bei der nicht selbst die kleinsten Kinder nützlich beschäftigt werden können. Wenn die Arbeit auf den Feldern wirklich beendet ist, mithin der Winter schon eingesetzt hat, so giebt es selbst dann noch zwei Beschäftigungen, zu der Kinder immer herangezogen werden. Das ist das Sammeln von Brennholz und Dünger.

China hat nur sehr wenige Waldungen aufzuweisen. Seine reichhaltigen Kohlenlager sind so gut wie gar nicht ausgebeutet. Da wird es denn zur Notwendigkeit, daß man keinen Ast, keinen Zweig, kein Blatt unbenutzt läßt. Die chinesische Gewohnheit, fortwährend warmen Thee zu trinken, verschlingt eine Unmenge von Brennmaterial, mehr, als zur Bereitung der Speisen notwendig wäre. Solches Sammeln und Aufspeichern ist daher eine Arbeit, die an Wichtigkeit gleich hinter dem Einbringen der Ernte kommt. Auf diese Beschäftigung, das Sammeln von Reisig, Blättern und Unkraut, verwenden die Kinder in China viel Fleiß.

Alles, was die trostlose Einförmigkeit ihres Daseins unterbricht, wird von den Kindern mit großer Freude begrüßt. Die wenigen Festtage, die Jahrmärkte irgend einer benachbarten Stadt, eine gelegentliche Schaustellung und die unvermeidlichen Aufzüge bei Hochzeiten und Begräbnissen, das alles ist ihnen eine willkommene Erlösung von dem täglichen Einerlei. Kommt zufällig einmal ein Ausländer in das Dorf, so ist dies ein hochwichtiges Ereignis, das mit Blitzesschnelle im ganzen Dorfe bekannt wird. Die Kinder versammeln sich um den Fremden, und jede seiner Bewegungen ist für sie eine Quelle lauter Freude. Der Ausländer sollte daher über diese Neugier nicht ungehalten werden, sondern bedenken, wie wenig Vergnügen diese armen Wesen haben, und daß er ihnen ein vorübergehendes, unerforschtes Vergnügen gewährt, welches den Kleinen den Stoff zur Tagesunterhaltung bietet.

Das Leben der Stadtjugend ist natürlich abwechslungsreicher. Die Mehrzahl der Knaben wird nach vollendetem siebenten Lebenjahre zur Schule geschickt, während Bauernsöhne nur sehr selten ein Schulhaus betreten. Aber selbst von denjenigen Stadtknaben, die jemals ein Schulzimmer von innen gesehen haben, setzt nur ein ganz verschwindend kleiner Teil die Studien so-

weit fort, daß er im stande wäre, irgend welchen praktischen Gebrauch von dem Erlernten zu machen. — Wenn die Kinder wohl überall in der Welt nicht mit besonderem Vergnügen auf ihre ersten Schultage zurückblicken, so ist dies namentlich in China der Fall; denn die Stunden des bezopften Bübchens beginnen gleich nach Sonnenaufgang und dauern mit einer ganz kurzen Unterbrechung mittags bis zum Dunkelwerden. Auch haben die Schüler keine Sonntage oder freie Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage, ferner keine wirklichen Ferien, ausgenommen wenn sie sich solche erbetteln können oder stehlen. Zu Hause hat der Knabe keine geistige Anregung, weder Bücher oder irgend welche Zeitungen. Wenn er sie auch hätte, so könnte er solche Litteratur doch nicht lesen, da der oft sehr mangelhafte Vorrat an Schriftzeichen, die er gelernt hat, gänzlich verschieden von den im gewöhnlichen Leben gebrauchten Zeichen ist.

Im Leben des chinesischen Knaben giebt es ein Ereignis, dem er eine hohe Bedeutung beilegt. Das ist die Ceremonie „mit der Mütze bedeckt zu werden", der Eintritt in das Mannesalter. Sie fällt zumeist in die Zeit um das fünfzehnte Lebensjahr und ist in den einzelnen Landesteilen verschieden. Auf dem Lande besteht dieser Brauch häufig nur darin, daß am Abend vor der Feier eine Musikkapelle in dem betreffenden Hause spielt und der junge Mann jedes Haus des Dorfes, wie auch am Neujahrstage, besucht, um sich vor den Insassen niederzuwerfen. Von jetzt ab wird er als erwachsener Mann betrachtet und ist bis zu einem gewissen Grade den Scheltreden entwachsen, die ihm zu Teil wurden, so lange er noch ein Kind war. Sein Hochzeitstag läßt dann für gewöhnlich auch nicht mehr lange auf sich warten.

II. Mädchen.

Es ist eine ganz merkwürdige Thatsache, daß in China, welches sich doch einer uralten und hoch entwickelten Civilisation rühmt, das weibliche Geschlecht so gering geschätzt, um nicht zu sagen verachtet wird, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil es den Satzungen der Religion entsprechend den Eltern nach deren Tode nicht opfern kann. Man sagt im Volksmunde, daß selbst die tugendhafteste und vollkommenste Tochter nicht so viel wert ist, wie ein verkrüppelter Sohn. Diese von allen Chinesen geteilte Ansicht ist gleich so vielen anderen Ansichten die Folge krasser Selbstsucht. Die Geburt eines Mädchens ist daher den Eltern gewöhnlich sehr unerwünscht, und die Wahrsager prophezeien deshalb fast immer fünf Söhne, dagegen nur zwei Töchter.

Bei solchen Grundsätzen darf man sich natürlich nicht wundern, daß der harte Druck der Armut zu dem Verbrechen des Kindermordes in einem bedauernswerten Umfange verleitet. Das Gewissen sagt dem Chinesen zwar

wohl, daß der Mord neugeborener Mädchen ein Verbrechen ist, aber die Versuchung ist namentlich für die enttäuschte und häufig mißhandelte Mutter zu groß, als daß diesem scheußlichen Verbrechen durch irgend welche Maßregeln vorgebeugt werden könnte. In einigen Bezirken ist dasselbe so alltäglich, daß das Zahlenverhältnis beider Geschlechter ernstlich darunter leidet.

Kaum weniger entrüstet sind wir über die chinesische Sitte, junge Mädchen zu verkaufen. Mädchen in jedem Alter sind verkäuflich. Am meisten scheint dieser Handel in den Küstenprovinzen des Südens zu blühen, wo das Geschäft ebenso öffentlich betrieben wird, wie jeder andere Handelszweig. Zu Ehre der Eltern wollen wir gern annehmen, daß die Not sie meistens zu diesem Schritte treibt. Auch das Bewußtsein der Eltern, daß sie sich doch über kurz oder lang von ihren Mädchen trennen müssen, mag sie mit dem Gedanken aussöhnen, diese unvermeidliche Trennung durch Verkauf einige Jahre früher herbeizuführen, selbst wenn sie das Geld nicht so nötig haben. Das Elend, welches diese armen, gewöhnlich an die Eigentümer von Bordellen verkauften Geschöpfe zu erdulden haben, spottet aller Beschreibung.

Daß dem Chinesen ein Sohn zehnmal so viel wert ist als eine Tochter, erklärt sich ferner daraus, daß die von den männlichen Sprößlingen erworbenen Ehren ihr Licht auch auf die Eltern zurückwerfen, und der Sohn im stande ist, die Eltern in ihrem Alter zu ernähren, während ihnen die Tochter nicht helfen kann, da sie nach ihrer Verheiratung der Familie ihres Mannes angehört. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß der Chinese für seine weibliche Nachkommenschaft keine Liebe empfände und nur aus Eigennutz die Knaben erziehe. Die Natur hat den chinesischen Eltern dieselben Gefühle für ihre Sprößlinge in die Brust gelegt wie uns Abendländern. Sind männliche Nachkommen in hinreichender Anzahl vorhanden, so bringt man auch den Töchtern wahre Liebe entgegen. Man schätzt sie namentlich nach ihrer Verheiratung an Söhne geachteter Familien. „Wer Töchter aufzieht, hofft auf reiche Schwiegersöhne,“ sagt das chinesische Sprüchwort.

Da die Mädchen weder lesen noch schreiben lernen, — zum wenigsten in den unteren und mittleren Volksschichten, so wird ihre Zeit von frühester Jugend an für häusliche Arbeiten in Anspruch genommen. Zu diesen gehören u. a. das Aufwarten der kleineren Kinder und die Bedienung der Eltern. Frauenarbeit wird bekanntlich nie alle, am wenigsten in China, wo man im Haushalte noch keinerlei Maschinen kennt. Die Zucht der Seidenraupen, das Auslesen, Spinnen und Weben der Baumwolle sind größtenteils Frauenarbeiten, zu welchen die Mädchen schon in ihrer frühesten Jugend herangezogen werden. Die Näharbeit nimmt in einer chinesischen Familie einen wichtigen Rang ein. Es giebt verhältnismäßig nur wenige Leute, die sich Hilfe zu diesem Zweck mieten können. Außer diesen Arbeiten, in denen ein chinesisches Mädchen wohl erfahren sein muß, wenn es als eine annehm-

bare Partie erscheinen will, versteht es meistens auch noch das Handwerk des Vaters, der es von Jugend auf in seiner Werkstätte beschäftigt hat.

Die jungen Chinesinnen leben wie der Frosch in seinem Pfuhle; sie gehen nur sehr selten aus dem Hause. Es giebt Tausende von längst erwachsenen Mädchen, die sich niemals eine Stunde weit von ihrem Heimatdorfe entfernt haben.

So fließt denn das eintönige Leben des chinesischen Mädchens dahin, bis es in das Alter tritt, welches wir Backfischjahre nennen. Die Verwandten und Bekannten empfinden jetzt ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit und Sorge um den Backfisch; nicht als ob man glaubte, daß das Mädchen etwas sehen oder hören könnte, worunter die Moral und Erziehung leiden möchte. O nein, von Erziehung kann bei einem chinesischen Mädchen überhaupt nicht die Rede sein. Es lernt, wie bereits bemerkt, weder lesen noch schreiben. Der Vater denkt gar nicht daran, seine Tochter lesen zu lehren, weil er diese Wissenschaft bei Mädchen für völlig überflüssig hält. Fast jeder Chinese hält es für einen völlig unnützen Aufwand an Zeit und Geld, seine Töchter erziehen zu lassen. „Aber," sagt man zu ihm, „es ist doch deine Tochter!" „Ja," lautet die Antwort, „jetzt noch, aber nicht mehr, sobald sie verheiratet ist; dann gehört sie ihren Schwiegereltern, und wenn die sie erzogen haben wollen, so können sie das ja thun. Warum soll ich sie schreiben, lesen und rechnen lehren, da ich ja doch nichts davon habe." Und das ist der einfache Grund dafür, daß die Mädchen in China nichts lernen.

Die Unruhe, welche die Verwandten und Bekannten des jungen Mädchens empfinden, sobald es in das Backfischalter tritt, ist am besten an den Fragen zu erkennen, durch welche man sich nach dem Backfisch erkundigt. Man fragt nicht nach ihren Fähigkeiten, nach Bildung oder Charakter, denn was es hiervon hat, ist nicht der Rede wert. Alle diese Nachfragen laufen auf die Phrase hinaus: „Ist das Mädchen schon versprochen?" Wird die Frage verneint, so ist man höchst erstaunt, denn den Chinesen ist die Ansicht in Fleisch und Blut übergegangen, daß ein Mädchen so früh wie nur möglich verlobt sein muß. Sobald dies der Fall ist, tritt es in ganz andere Beziehungen zur Außenwelt. Obgleich seine Freiheit schon beschränkt genug gewesen sein mag, so sucht man es noch mehr abzuschließen. Diese Beziehungen sollen in dem Abschnitte über das Eheleben des Ausführlicheren in Erwägung gezogen werden.

Die Erziehung.

Wie alle Zweige des politischen und sozialen Lebens der Chinesen den Stempel der Versteinerung tragen, so ist dies auch mit der Erziehung der Fall. Das Leben des bezopften Schulknaben ist heutzutage im großen und ganzen noch dasselbe, wie vor mehr als zweitausend Jahren. Anstatt demselben eine Erziehung zuteil werden zu lassen, die ihn für einen bestimmten Lebensberuf vorbereitet, versucht man ihm die klassische Landeslitteratur auf das genaueste einzupauken. Daß die Kenntnis derselben ihre guten Seiten hat, kann allerdings nicht bestritten werden, doch sollte man sie nicht für den Anfangs- und Endpunkt alles Studiums betrachten. Dadurch daß das Auswendiglernen dieser Klassiker und der dazu gehörenden Kommentare für den einzigen Prüfstein zur Erlangung litterarischer Grade angesehen wird, erstickt man nicht nur alle Originalität, sondern man weist das Volk auf ein in der fernen Vergangenheit liegendes Ideal zurück, welches es nachahmen, aber nie erreichen und viel weniger übertreffen kann.

Die Schulerziehung beginnt für gewöhnlich mit dem siebenten oder achten Lebensjahre des Knaben. Die Wahl eines glücklichen Tages für den ersten Unterricht wird einem Astrologen überlassen, der vor allem jene Tage vermeiden muß, an denen Confucius oder Tsang Hi — der vermeintliche Kadmus Chinas — starben und beerdigt wurden. Man zieht dem Buben seine besten Kleider an und ziert sein Haupt mit einem Mandarinshute. Mit zwei Lichtern, Räucherkerzen und papiernen Nachahmungen von Silberbarren beladen, macht sich der jugendliche Kandidat auf den Weg zur Schule. Daselbst angelangt, fällt er vor dem Bildnis des „Großen Weisen" (Confucius), welches jedes Schulzimmer ziert, dreimal nieder, und zündet die Lichter sowie die Räucherkerzen an. Auch vor seinem zukünftigen Lehrer beugt er sein Haupt und seine Kniee.

Das Schulzimmer selbst ist nicht sehr einladend, falls der Lehrer einzig auf das Honorar angewiesen ist, welches er von seinen Schülern erhält. Die Einrichtung besteht aus einem Schreibpult und einem Stuhl für jeden Schüler. Auf dem Schreibpulte befindet sich das Schreibmaterial u. dergl. Die Lehrer sind zumeist Studenten, welche im Staatsexamen durchgefallen sind. Sie eröffnen die Anstalten aus eigenem Antriebe. Ihr Honorar hängt natürlich von verschiedenen Umständen ab. In Stadtschulen, wo jeder dieser Pädagogen mitunter zwanzig bis dreißig Knaben zu unterrichten hat, zahlt jeder Schüler zwei bis drei Mark monatlich. In Dorfschulen schwankt die Summe zwischen zehn bis fünfzehn Mark per Jahr. Außerdem erhält der Lehrer gelegentlich Geschenke in Gestalt von Lebensmitteln.

Jeder Chinese, der es sich leisten kann, engagiert einen Privatlehrer für seine Söhne, oder, falls die Ausgaben für einen solchen zu groß sein sollten,

setzt sich mit seinen Nachbarn oder Verwandten in Verbindung, sodaß drei oder vier Familien zusammen dann einen Hauslehrer annehmen. Ein solcher Privatlehrer erhält vier- bis achthundert Mark per Jahr, je nach seinen Fähigkeiten und den Vermögensverhältnissen und dem Stande der Eltern.

Nationale Schulen, d. h. Schulen, die vom Staate gegründet oder unterhalten werden, giebt es in China nicht, mit Ausnahme derer, die in Peking für die Benutzung der Söhne von Bannerleuten (Mandschu) errichtet worden sind. Die meisten derselben sind gegenwärtig eingegangen. Zu erwähnen ist ferner noch das sogenannte „Tung Wen Kuan" zu Peking, ein Institut neueren Datums, in dem mehrere Sprachen und Wissenschaften des Westens gelehrt werden. Es steht unter der Leitung fremder sowie einheimischer Lehrer.

Der chinesische Schulknabe hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Sprache, die er im Elternhause sprechen hört, ist nicht die der Bücher. Auch fehlen ihm diesbezügliche Anhalte, wie illustrierte Fibeln u. dergl., welche dem deutschen Kinde die Elementarkenntnisse so leicht ins Gedächtnis prägen helfen. Die Schulstunden sind wie bereits erwähnt außergewöhnlich lang. Sie dauern zumeist von Sonnenaufgang bis 10 Uhr vormittags. Darnach kommt eine Frühstückspause, worauf der Unterricht bis 5 Uhr nachmittags anhält. Das Schuljahr fängt stets nach den Neujahrsfeiertagen an. Außer diesen und etwa einem halben Dutzend weiterer Feiertage kennt der Knabe keine Ferien.

Da die chinesische Sprache der Natur nach bekanntlich eine Bildersprache ist und daher kein Alphabet besitzt, so muß sich der Zögling sofort „in medias res" stürzen. Er beginnt seine Studien mit dem Lesen des „San Tse King". Dieses in Reime und in je drei Worte enthaltenden Zeilen verfaßte Buch enthält nichts, was dem Kinde irgend welches Interesse abgewinnen könnte. Der Lehrer liest eine dieser Zeilen vor, und seine Schüler sprechen dieselbe so lange nach, bis sie die Worte richtig aussprechen. Diese Reime werden zunächst auswendig gelernt, und zwar lernen alle Knaben laut. Man kann daher eine chinesische Schule viel eher hören, als man sie sieht, da ein jeder Bube den anderen im Schreien zu überbieten versucht.

Glaubt ein Zögling seine Aufgabe zu können, so tritt er vor den Lehrer und sagt dieselbe auf, indem er ihm seinen Rücken zuwendet. Ein Klassensystem kennt man nicht. Ein wenig begabter Schüler wird mithin nicht gezwungen, schneller fortzuschreiten als es seine geistigen Kräfte erlauben, um mit den Geweckteren Schritt zu halten. Letztere werden wiederum dadurch nicht in ihren Studien beeinträchtigt, daß sie darauf warten müßten, bis die weniger Begabten ihr Pensum erlernt haben.

Die bereits erwähnte chinesische „Fibel", — sie stammt aus der Sung-Dynastie (960 bis 1280 n. Chr.) —, enthält im ganzen ungefähr eintausend Wörter und gegen 500 verschiedene Schriftzeichen. Der erste Satz, mit dem dieser trimetrische „Klassiker" anfängt, reicht bereits aus, um zu zeigen, wie

wenig sich derselbe als „ABC-Buch“ eignet. Er lautet: „Der Mensch ist bei seiner Geburt ursprünglich gut.“ Nach dieser wenig einladenden Einleitung werden behandelt die vier Jahreszeiten und Himmelsrichtungen, die fünf Elemente, fünf Getreidearten (Reis, Hirse, Hülsenfrüchte, Weizen und Gerste), sechs Haustiere (Pferd, Ochse, Schwein, Hund, Schaf und Huhn), die sieben Gemütsbewegungen, die acht Musiknoten, neun Grade der Verwandtschaft und zehn verwandschaftliche Pflichten. Dann folgt eine Übersicht der chinesischen Geschichte in denkbar trockenster Art und als Schluß Beispiele von Studieneifer, dem sich die größten Schwierigkeiten in den Weg legten.*)

Die Schriftzeichen lernen die Knaben in der Weise niederschreiben, daß sie dieselben auf dünnem, durchsichtigem Papier, welches auf großgeschriebene Vorlagen gelegt wird, nachzeichnen. Übrigens lernt der Zögling während der ersten Jahre nur die Aussprache der Schriftzeichen. Er kennt somit nur die Bedeutung einer geringen Anzahl derselben. Nach dieser ermüdenden Methode wird Buch auf Buch erlernt, und Seite auf Seite geschriebener Schriftzeichen nachgezeichnet.

Hieraus erklärt es sich auch, daß nur so wenige Chinesen, obgleich doch viele lesen können, das was sie lesen, nicht zu verstehen im stande sind. Viele zwingt die Armut den Schulunterricht schon nach wenigen Jahren aufzugeben. Das Chinesische, welches im alltäglichen Leben gesprochen wird, ist überdies, wie schon erwähnt, gänzlich von dem Bücher-Chinesisch verschieden.

Außer der Erklärung der Schriftzeichen lehrt man den Knaben, falls er seine Studien fortsetzt, das Schreiben von Aufsätzen. Er erlernt auch die Kunst des Briefschreibens, die einen der wichtigsten Zweige der chinesischen Erziehung ausmacht. In dem höheren Studium-Kursus finden die schönen Wissenschaften ebenfalls einen Platz. Man legt dem Studenten eine Auswahl alter Autoren in die Hände, sowie eine allgemeine Übersicht der Landesgeschichte. Das Versemachen wird gleichfalls stark betrieben, und namentlich studiert man die Klassiker sowie die Kommentare dazu. Geographie, Arithmetik und Mathematik, praktische Wissenschaften u. dergl. werden so gut wie gar nicht betrieben.

Was ist nun die Folge hiervon? Man eignet sich weniger Wissen an oder schärft den Verstand, sondern sieht darauf, daß man gute Aufsätze schreiben kann. Das Gedächtnis wird allerdings stark geübt und eine ganz außergewöhnliche Nachahmungsfähigkeit entwickelt, — diesen beiden Endzielen opfert man aber alles. Jede Originalität ist verpönt.

---

*) Das Folgende ist eine Probe aus diesem „Klassiker“:

„Der kleine Hsiang, erst neun Jahr alt, konnt' wärmen schon der Eltern Bett, —
O, daß ein jeder von uns schon solch' tiefe Lieb' zu Eltern hätt'!
Daß Baby Yung, erst vier Jahr alt, sprach: „Auf die Birne ich verzicht':“
Acht' deine ältern Brüder stets, dies sei dir eine heil'ge Pflicht!“

von ganz anderen Rücksichten beherrscht wird. Bisweilen wird die Hochzeit beschleunigt, weil eine alte Großmutter sich schwach fühlt und darauf besteht, daß der Enkel verheiratet sein muß, bevor sie abberufen wird. Ein alter chinesischer Aphorismus sagt nämlich, daß „des Lebens Hauptgeschäft verrichtet ist, wenn Söhne und Töchter verheiratet sind." Bisweilen heiratet man, um die Teilung eines Stück Landes zu regeln. Ebenso häufig wird die Hochzeit beschleunigt, weil man in der Familie des Bräutigams eine Magd mehr braucht, die durch die junge Frau vollkommen ersetzt wird. Aus diesem Grunde giebt es im Mittelreiche so viele Ehen, in denen die Frauen älter sind, als die Männer. Bei der Brautwahl gilt der Grundsatz: je größer und stärker die Frau ist, desto besser, weil sie dann um so mehr arbeiten kann!

So weit wir beurteilen können, hat die chinesische Sitte, die Knaben und Mädchen so früh als möglich zu verloben, nur Nachteile. Beide Familien werden dadurch gebunden, ohne ersichtlichen Vorteil davon zu haben. Und doch muß auch wohl etwas dafür sprechen. Man geht vielleicht von der Erwartung aus, daß die guten Beziehungen zwischen den beiden Familien dadurch gefördert werden; doch ist dem häufig nicht so. Obwohl Braut und Bräutigam fast immer aus Familien stammen, die nicht allein einer gleichen Gesellschaftsklasse angehören, sondern auch in gleichen Vermögensverhältnissen leben, so wechselt der Besitz doch schnell in China, und es treten so viele Zufälligkeiten ein, daß man nie recht wissen kann, wie der Schwiegersohn schließlich ausfallen wird. Zur Zeit der Verlobung ist der Charakter des Knaben womöglich noch gar nicht entwickelt, also ein Punkt, auf dem das Glück der zukünftigen Frau hauptsächlich beruht, ist noch ganz unentschieden. In der Regel scheinen sich die Eltern der Braut auch nicht viel um die Eigenschaften des jungen Mannes zu kümmern. Auch nachdem die Verlobung vor sich gegangen ist, erkundigen sie sich nur sehr oberflächlich darnach. Wird der Knabe ein Spieler, ein Lump, ein Verschwender oder noch Schlimmeres, so giebt es keinen Ausweg für die Eltern der Braut, das eingegangene Verlöbnis zu lösen.

Frühe Heiraten sind jedoch weniger allgemein in Familien, die auf die litterarischen und somit Beamtenverdienste ihrer Ahnen oder ihrer lebenden Mitglieder stolz sein können. In Familien, in denen sich der Sohn auf einen litterarischen Grad vorbereitet, wird seine Hochzeit zumeist bis nach bestandenem Examen aufgeschoben. Er kann dann nämlich Anspruch darauf machen, in eine reichere und angesehenere Familie hineinzuheiraten. Das Alter, welches man für die Verheiratung des Sohnes als angemessen erachtet, hängt demnach fast lediglich von den Umständen ab, in denen sich die Familie befindet.

Die Heirat ist in China mithin nicht eine Gefühlssache, nicht das Resultat wechselseitiger Liebe zwischen Mann und Weib. Man kann deshalb



Die Wahl eines Berufes, welche unserer Jugend und den Eltern mitunter so viel Kopfzerbrechen macht, wird in China dadurch sehr vereinfacht, daß es nur zwei Berufe giebt, die ein achtbarer und gut erzogener junger Mensch einschlagen kann, nämlich die Beamtenkarriere oder den Handelsstand. Man muß sich hierbei erinnern, daß das Rechtswesen die Existenz von Rechtsanwälten verbietet. Die medizinische Fakultät repräsentieren ausnahmslos unwissende Quacksalber, welche den Aberglauben ihrer Mitmenschen ausnutzen. Die wohlhabenderen chinesischen Eltern brauchen deshalb nur zu überlegen, ob die Schulerziehung ihrer Söhne ausreicht, um in das erste Staatsexamen zu gehen, oder ob der Junge Kaufmann werden soll.

In Europa wird die Schulbildung der Chinesen häufig überschätzt. Der Glaube scheint fast allgemein verbreitet, daß alle Chinesen, nur verhältnismäßig wenige ausgenommen, lesen können. Dies ist aber völlig unrichtig. In Wirklichkeit darf man vielmehr annehmen, daß kaum ein Drittel der chinesischen Knaben je ein Schulhaus betritt. Von denen, die einen Schulkursus durchmachen, studiert nur ein geringer Teil. Junge Leute, die mehrere Jahre lang auf den Schulbänken gesessen haben, mögen ein im Unterhaltungsstile geschriebenes Buch im allgemeinen verstehen oder jene Schriftzeichen lesen und schreiben können, welche zur Führung von Geschäftsbüchern nötig sind. Man darf aber nicht sagen, daß solche Personen lesen können. Vielmehr kann man behaupten, daß sich unter zwanzig Chinesen kaum einer befindet, der ein gewöhnliches Buch leicht zu lesen und zu verstehen vermag. Die chinesische Schriftsprache ist in der That so schwierig, daß man sie, selbst nur um das Lesen einigermaßen zu erlernen, als eine Profession betreiben muß. Erst mit der Vereinfachung der Schriftsprache kann auch die Schulbildung in China eine bessere werden.

Man kann die chinesische Erziehung mit einer Tretmühle vergleichen, welche sich bewegt, aber doch nicht vorwärts kommt. Sie beginnt und endigt mit denselben alten klassischen Werken. Beständig wiederholt sie die Erklärungen und orthodox vorgeschriebenen Kommentare und lehrt, daß man über diese Texte in demselben Sinne und Stile schreiben muß. Hierdurch wird Geschlecht auf Geschlecht aus derselben Masse gegossen und auch in dieselben Formen gepreßt. Originalität, Neuerungen werden als Fehler, nicht als Vorzüge betrachtet. Den höchsten Grad der Vollendung erreicht derjenige Gelehrte, welcher seine Gedanken in die sterotypen Formen der Klassiker gießen kann, um sie so in endloser Eintönigkeit zu wiederholen.

In dem chinesischen Studenten lebt kein faustischer Wissensdrang. Es verlangt ihm nicht nach neuen Ideen, er ist mit den Errungenschaften der Vergangenheit zufrieden. Die großen, von ihm noch unbetretenen Felder der Erfindung haben für ihn keinen Reiz, es genügt ihm völlig in die Fußstapfen früherer Denker zu treten.

Wie alles andere in China, blickt auch die chinesische Erziehung rück-

wärts und nicht vorwärts. Mit stetiger Bewunderung schaut sie auf das klassische, goldene Zeitalter zurück. Auf diese Weise hat der Chinese seit vielen Jahrhunderten seine Sinnesart und seinen Charakter stereotypiert. Sein Leben ist eine beständige Wiederholung, seine Gedanken fließen in denselben alten Rinnen. Eine solche Erziehung hat keine Zukunft vor sich; sie schafft kein Verlangen nach etwas Höherem in der Welt, sie bringt vielmehr den Geist zum Stocken, anstatt ihn anzuregen und auszubilden.

Das Eheleben.

I. Die Verlobung.

Die Heirat in China beruht auf Grundsätzen, die von den unsrigen so himmelweit verschieden sind, daß es uns gewöhnlich sehr schwer wird, uns mit der hier befolgten Theorie und Praxis einigermaßen auszusöhnen. Wir halten die Ehe nur passend für solche Leute, die nicht allein die Jahre der Reife, sondern auch gewisse Charaktereigenschaften besitzen, welche für die neuen Verhältnisse, die sie eingehen, unerläßlich sind. Wir betrachten Mann und Weib als Basis und Mittelpunkt einer neuen Familie. In China ist das alles ganz anders. Der junge Mann und das Mädchen, die einander heiraten, bilden keine neue Familie für sich, sondern sind nur der jüngste Zweig in einem großen Familienbaume, ohne den sie keine zusammenhängende Existenz haben.

Das Verhältniß der Eltern ihren Söhnen gegenüber wird etwa nicht durch die Verheiratung der letzteren aufgelöst; im Gegenteil, sie müssen auch nach der Hochzeit für dieselben Sorge tragen. Dies hat aber einen großen Nachteil, weil der lebende Sohn stets unter den Augen seiner Eltern nie selbständig wird, zum wenigsten nicht zu deren Lebzeiten.

Alle Mitglieder einer Familie wohnen, wenn irgend möglich, unter einem Dache. Selbst nach dem Tode der Eltern fahren die Brüder häufig fort, dasselbe Haus zu bewohnen. Stirbt der Vater, so nimmt der älteste Bruder seine Stelle als Familienhaupt ein. Stirbt die Mutter, so versieht die Frau des ältesten Bruders deren Pflichten.

Dieses System hat aber auch mancherlei Vorzüge; denn da die Mädchen sich gewöhnlich sehr jung verheiraten, so sind ihnen in der Regel die Obliegenheiten einer Hausfrau völlig unbekannt. Dadurch jedoch, daß sie das Schwiegereltern-Haus beziehen, finden sie dort alles vorbereitet und geordnet, und lernen die Führung des Hausstandes nach und nach.

Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß Knaben mit 12 bis 13 Jahren verheiratet werden. Die körperliche, geistige und moralische Entwickelung der beiden jungen Leute hat durchaus nichts mit ihrer Heirat zu thun, die eben

von ganz anderen Rücksichten beherrscht wird. Bisweilen wird die Hochzeit beschleunigt, weil eine alte Großmutter sich schwach fühlt und darauf besteht, daß der Enkel verheiratet sein muß, bevor sie abberufen wird. Ein alter chinesischer Aphorismus sagt nämlich, daß „des Lebens Hauptgeschäft verrichtet ist, wenn Söhne und Töchter verheiratet sind.“ Bisweilen heiratet man, um die Teilung eines Stück Landes zu regeln. Ebenso häufig wird die Hochzeit beschleunigt, weil man in der Familie des Bräutigams eine Magd mehr braucht, die durch die junge Frau vollkommen ersetzt wird. Aus diesem Grunde giebt es im Mittelreiche so viele Ehen, in denen die Frauen älter sind, als die Männer. Bei der Brautwahl gilt der Grundsatz: je größer und stärker die Frau ist, desto besser, weil sie dann um so mehr arbeiten kann!

So weit wir beurteilen können, hat die chinesische Sitte, die Knaben und Mädchen so früh als möglich zu verloben, nur Nachteile. Beide Familien werden dadurch gebunden, ohne ersichtlichen Vorteil davon zu haben. Und doch muß auch wohl etwas dafür sprechen. Man geht vielleicht von der Erwartung aus, daß die guten Beziehungen zwischen den beiden Familien dadurch gefördert werden; doch ist dem häufig nicht so. Obwohl Braut und Bräutigam fast immer aus Familien stammen, die nicht allein einer gleichen Gesellschaftsklasse angehören, sondern auch in gleichen Vermögensverhältnissen leben, so wechselt der Besitz doch schnell in China, und es treten so viele Zufälligkeiten ein, daß man nie recht wissen kann, wie der Schwiegersohn schließlich ausfallen wird. Zur Zeit der Verlobung ist der Charakter des Knaben womöglich noch gar nicht entwickelt, also ein Punkt, auf dem das Glück der zukünftigen Frau hauptsächlich beruht, ist noch ganz unentschieden. In der Regel scheinen sich die Eltern der Braut auch nicht viel um die Eigenschaften des jungen Mannes zu kümmern. Auch nachdem die Verlobung vor sich gegangen ist, erkundigen sie sich nur sehr oberflächlich darnach. Wird der Knabe ein Spieler, ein Lump, ein Verschwender oder noch Schlimmeres, so giebt es keinen Ausweg für die Eltern der Braut, das eingegangene Verlöbnis zu lösen.

Frühe Heiraten sind jedoch weniger allgemein in Familien, die auf die litterarischen und somit Beamtenverdienste ihrer Ahnen oder ihrer lebenden Mitglieder stolz sein können. In Familien, in denen sich der Sohn auf einen litterarischen Grad vorbereitet, wird seine Hochzeit zumeist bis nach bestandenem Examen aufgeschoben. Er kann dann nämlich Anspruch darauf machen, in eine reichere und angesehenere Familie hineinzuheiraten. Das Alter, welches man für die Verheiratung des Sohnes als angemessen erachtet, hängt demnach fast lediglich von den Umständen ab, in denen sich die Familie befindet.

Die Heirat ist in China mithin nicht eine Gefühlssache, nicht das Resultat wechselseitiger Liebe zwischen Mann und Weib. Man kann deshalb

nicht behaupten, daß der Geist des Romantischen die chinesischen Paare umschwebe, — sicherlich nicht vor dem Hochzeitstage. Der Chinese glaubt durch seine Verheiratung einfach einer Pflicht gerecht zu werden, die er seinen Ahnen schuldig ist.

Das „Auf-die-Freite-gehen“ kennt man in China nicht. Der Bräutigam überläßt dies dem Zwischenhändler, der alle Einleitungen zur Heirat trifft. Denn wie die Vermittelung eines Unterhändlers wesentlich ist, um die Übertragung eines Eigentums rechtsgültig zu machen, so ist diese Person, die Mann oder Frau sein kann, auch bei Heiraten ganz unumgängig notwendig. Das „Buch der Oden“ sagt: „Wie die Axt zum Fällen des Baumes nötig ist, so ist auch ein Zwischenhändler zur Auslese einer Gattin erforderlich.“ Ein volkstümliches Sprichwort lautet: „Ohne Wolken kein Regen, ohne Makler keine Heirat.“

Zum Heiratsvermittler wird zumeist ein Freund oder Verwandter der Familie, die ihren Sohn zu verheiraten gedenkt, gewählt. Eine solche Maßnahme ist nämlich eine gewisse Garantie dafür, daß die gegenseitigen Interessen in der Angelegenheit gewahrt werden. Doch giebt es auch zahlreiche professionelle Heiratsmakler. Ihr Ruf ist kein besonderer. „Neun Zehntel aller Makler sind Schwindler“, sagt der Chinese, weil ihr einziger Zweck darin besteht, die Verbindung zu stande zu bringen, ohne Rücksicht darauf, ob den Wünschen der beiden Familien dadurch gewillfahrt wird, oder ob das Paar für einander paßt. Dessen ungeachtet bringen diese professionellen Unterhändler einen bedeutenden Prozentsatz der Partien zu stande. Sind die Eltern tot, so ist es die Pflicht der nächsten Verwandten darauf zu sehen, daß eine Heirat arrangiert wird, gleichviel welcher Art.

Nehmen wir an, daß einem dieser Makler von einem Elternpaare der Auftrag gegeben ist, eine passende Gattin für ihren Sohn zu verschaffen. Glaubt derselbe ein solches Mädchen zu kennen, so besucht er die Eltern desselben und wählt die Tochter, scheinbar ohne jede besondere Absicht, zum Gegenstande seiner Unterhaltung. Nachdem er das Mädchen ihrer angeblichen Tugenden halber bis in den Himmel erhoben hat, nimmt er sich ein Herz und frägt: „Hat sie eine Schwiegermutter in Aussicht?“ Ist die Antwort hierauf eine verneinende, so bittet er sich das Vorrecht aus, eine solche für sie zu suchen. Nach verschiedenen Manövern schlägt der Vermittler den fraglichen Jüngling als eine passende Person vor, doch versucht er dabei stets die Thatsache zu verheimlichen, daß solches sein Auftrag sei.

Hierauf folgt ein Unterhandlungs-Prozeß, der selbst den größten Phlegmatiker zur Verzweiflung treiben würde. Keiner Partei scheint nämlich im geringsten daran zu liegen, die Sache so schnell als möglich zum Abschluß zu bringen; im Gegenteil, jede heuchelt vollständige Gleichgültigkeit, da es sich vorgeblich um eine Partie handelt, die ihren Interessen kaum gelegen kommen dürfte. Das Genie und die Geduld des Vermittlers werden auf

die höchste Probe gesetzt. Selbst nachdem die Zustimmung beider Parteien erlangt ist, dauert das Manöverieren oft noch Monate lang, ehe man zu bestimmten Anordnungen kommt.

Sollte jedoch die Werbung erfolglos ablaufen, so macht der Makler ein zweites oder ein drittes Mädchen ausfindig, bis er den ihm aufgegebenen Auftrag erfolgreich ausgeführt hat. Von den Kindern selbst nimmt man an, daß sie nichts davon wissen, was um sie hergeht.

Obgleich das mit einer Verlobung verbundene Ceremoniell in den verschiedenen Provinzen des Reiches nicht wenig von einander abweicht, so wird dasselbe doch wohl überall damit eingeleitet, daß man die sogenannten Horoskope austauscht. Der Vater des jungen Mannes übersendet dem Mädchen ein Schreiben, in dem er Jahr, Monat, Tag und Stunde der Geburt seines Sohnes, sowie den Familiennamen angiebt. Vom Vater des Mädchens wird ein ähnliches Schriftstück ausgestellt. Diese beiden Dokumente werden vor den Ahnentafeln der betreffenden Familien niedergelegt. Ein Wahrsager wird engagiert, der dem jungen Paare das Horoskop stellt. Ist dasselbe günstig, so findet die Verlobung statt.

Diese wird, wie aus dem Gesagten bereits ersichtlich ist, von den Eltern vorgenommen, denn das zukünftige Pärchen darf sich einander erst am Hochzeitstage sehen. Der Vater des jungen Mannes benachrichtigt den des Mädchens schriftlich, daß er bereit sei, diese zur Schwiegertochter zu nehmen. Dieses Schriftstück, sowie das, welches der Vater der Braut an die zukünftigen Schwiegereltern derselben schickt, — sie sind auf rotem Papier ausgefertigt, — ist in manchen Gegenden von einem entsetzlichen Umfange, fast so groß wie ein Betttuch. Diese Dokumente sind ein wichtiges Beweismittel, wenn es später zu Zwistigkeiten oder wohl gar zum Prozeß kommen sollte. Doch hört man in China sehr selten, daß eine Verlobung zurückgeht, obwohl solche Fälle zweifellos auch vorkommen. Kann ein entstehender Streit nicht auf friedlichem Wege geschlichtet werden, so nimmt man zum Gesetze seine Zuflucht. Der Richter legt dann der den Kontrakt brechenden Partei zumeist auf, eine gewisse Summe als Buße zu zahlen.

Das Schreiben des Vaters des Bräutigams wird durch einen Freund des letzteren nach dem Elternhause des Mädchens gebracht, wo der Träger dasselbe dem zukünftigen Schwiegervater übergiebt in Gemeinschaft mit einigen Geschenken, die zumeist aus einem Ferkel, zwei Gänsen, — dieses Tier ist in China das Sinnbild ehelicher Treue, — Körben mit Backwerk und frischen Früchten u. dergl. bestehen. In manchen Gegenden des Reiches, namentlich in Südchina, ist es auch Sitte, bei dieser Gelegenheit den Eltern der Braut eine Mitgift in klingender Münze zu senden, deren Höhe von den Verhältnissen der Betreffenden abhängt. Diese Summe wird in der Praxis als eine Art Kaufgeld betrachtet, und etwas anderes ist sie auch häufig nicht. Doch in anderen Teilen Chinas hören wir nichts von einer solchen Sitte, sondern

nur von einer Ausstattung, welche die Eltern der Tochter, ähnlich wie bei uns, mitgeben.

Indem der Freund des Bräutigams im Empfangszimmer bewirtet wird, eröffnet der Hausherr vor der Ahnentafel den Brief und liest ihn dort laut vor, worauf er das Schreiben sofort beantwortet. Dieses Schreiben wird nun dem Vater des Bräutigams nebst einigen aus Lebensmitteln bestehenden Geschenken, darunter Hühner, Enten und Gänse, zurückgesandt. Die Hähne, Erpel und Gänseriche werden von den Eltern des Bräutigams behalten, die Hennen 2c. sendet man aber zurück.

Durch den Austausch der Briefe und Geschenke ist die Verlobung so bindend geworden, daß sie nur dann rückgängig gemacht werden kann, — wenigstens der Theorie nach, wenn eines der Verlobten irrsinnig, aussätzig oder von einer anderen unheilbaren Krankheit befallen wird, oder wenn die Braut sich Untreue zu schulden kommen läßt. Diese bindende Kraft der Verlobung geht in Wirklichkeit so weit, daß die Braut, falls der Bräutigam vor der Hochzeit sterben sollte, ihr Leben im Hause seiner Eltern unverheiratet zubringen muß; man betrachtet sie im Hause als eine Witwe. Stirbt dagegen eine Braut vor der Hochzeit, so ist es in den besseren Kreisen wenigstens Regel, daß der Bräutigam sich einer Ceremonie unterzieht, durch die er, der Form nach, der Gatte der Verstorbenen wird.

Diese Ceremonie besteht darin, daß der Bräutigam an einem von einem Wahrsager als glückverheißend bestimmten Tage sein Hochzeitskleid anzieht und in seiner Wohnung auf die Brautsänfte wartet, die ein Holztäfelchen enthält, auf dem der Name der verstorbenen Braut verzeichnet ist. Die Sänfte wird in das Haus des Bräutigams getragen. Man beobachtet dabei Ceremonien, die denen ähnlich sind, welche bei der Ankunft einer lebenden Braut sich abspielen. Die Tafel mit dem Namen der Verstorbenen wird auf den Ahnenaltar der Familie des Bräutigams gelegt, und Priester singen Gebete ab.

Solche Hochzeiten finden aber nur des Nachts statt, weil, wie man annimmt, das Tageslicht den Geistern unwillkommen ist. Falls sich aber der Bräutigam dieser Ceremonie nicht zu unterwerfen wünscht, so erachtet man es zum wenigsten für seine Pflicht, zur Wohnung der Dahingeschiedenen zu gehen und sich die letzten Paar Schuhe zu erbitten, die sie vor ihrem Tode getragen hat. Hierdurch giebt er zu erkennen, daß er sie als seine (in Aussicht genommene) Frau anerkennt.

II. Die Hochzeit.

Wie wir bereits gesagt haben, ist der Austausch der großen, roten Schriftstücke der Anfang des Verlöbnisses. Der Endpunkt ist der Tag, an

welchem die Braut in ihrer Sänfte im Hause des Bräutigams ankommt. Diesen Tag festzusetzen, wird ganz dem Belieben der Schwiegereltern anheimgegeben. Letztere nehmen zur Bestimmung des Tages stets die Hilfe eines Astrologen in Anspruch, der dann ein glückverheißendes Datum angiebt. Im kaiserlich chinesischen Kalender sind die Tage bezeichnet, welche für Hochzeiten am meisten glückbringend sein sollen. An solchen Tagen giebt es fast in jedem Dorfe eine Hochzeit. Mit fast völliger Ausnahme des neunten Monats, den man für unglücklich hält, finden Hochzeiten das ganze Jahr hindurch statt. Am liebsten verheiratet man sich aber im Winterhalbjahr. Hinsichtlich der Tageszeit, zu welcher Hochzeiten gefeiert werden dürfen, giebt es keine beschränkenden Vorschriften. Mitunter kommt es vor, daß man dieselben spät des Abends begeht um den Mangel der Prachtentfaltung zu verbergen.

Nach Ermittelung des glückbringenden Tages schickt der Vater des Bräutigams dem der Braut einen von Geschenken begleiteten Brief, in dem er ihn beglückwünscht und den Hochzeitstag nennt. Mehrere Tage vor demselben beginnen die Braut, die sich von ihrem Verlobungstage bis zur Hochzeit nicht mehr in der Öffentlichkeit zeigt, sowie ihre nächsten weiblichen Verwandten und Busenfreundinnen, ihr bevorstehendes Scheiden aus dem Elternhause zu beklagen. Die der Hochzeit unmittelbar vorhergehende Nacht wird großenteils mit Jammern und Wehklagen zugebracht. Die Braut erklärt, daß der Tod nicht so schlimm wie die Trennung von den Ihrigen sei. In vielen Gegenden ist es Sitte, daß die Ausstattung der Braut, wie z. B. Wäsche, Bettzeug, Möbel in Prozession durch die Hauptstraßen des Ortes getragen wird, damit das Volk Gelegenheit habe, die Freigiebigkeit des Brautvaters kennen zu lernen.

Am Morgen des Hochzeitstages stellt sich der festlich gekleidete Bräutigam seinen Eltern vor, kniet vor seinem Vater nieder und berührt mit seiner Stirn den Fußboden, worauf man ihn ersucht, seine Braut abholen zu lassen. Vor der Thüre steht die Brautsänfte in Bereitschaft, die kunstvolle und reich vergoldete Holzschnitzereien aufweist und mit rotem Tuch derart ausgeschlagen ist, daß man die darin sitzende Braut nicht sehen kann. Diese Sänfte bildet in dem Hochzeitszuge den Abschluß. Die Prozession wird durch Laternen, schön geschnitzte und vergoldete Baldachine, unter denen Back- und Zuckerwerk u. dergl. getragen wird, eröffnet. Rotgekleidete Männer halten rotlackierte Tafeln, auf denen in vergoldeten Schriftzeichen die etwaigen Titel der Ahnen des Brautpaares geschrieben sind. Eine Musikkapelle darf natürlich nicht fehlen.

Dieser Zug, den ein Ceremonienmeister anführt, passiert die Hauptstraßen des Ortes. Gongschläger verkündigen sein Herannahen. Vor dem Hause der Braut angekommen, überreicht der Ceremonienmeister dem Brautvater einen auf rotem Papier geschriebenen Brief, — rot ist nämlich die Freuden-

farbe in China —, den der Vater des Bräutigams oder letzterer selbst an die Braut gerichtet hat, und in dem sie ersucht wird, sich in die Sänfte zu setzen, um nach ihrem neuen Heim getragen zu werden. Die Braut macht nun Anstalten, sich von ihren Eltern zu verabschieden. Sie ist auf das Festlichste gekleidet. Die Brauttoilette, wie man sie vornehmlich in Mittelchina antrifft, sei nachstehend kurz beschrieben.

Der Rock ist von grüner Seide. Er heißt „Drachenrock", weil er vorn und hinten mit einem Drachen bestickt ist, der sich aus dem Wasser erhebt. Zur Rechten und Linken dieses Ungeheuers ist eine Fledermaus (das Zeichen der Glückseligkeit) eingestickt. Unter jedem Drachen steht ein Hirsch, ein Kranich und eine Schildkröte. Der Hirsch ist das Symbol der Freude und des Geldgewinns, die beiden anderen Tiere sind Zeichen der Langlebigkeit.

Das Hauptstück der Tracht ist ein hellroter Seidenmantel. Er hat auf der Brust einen breiten Aufschlag, auf dem wie auch auf dem Rücken dieses Umhanges, ein Drache eingestickt ist, ebenfalls von Wellen umgeben. Über diesen Mantel kommt ein sogenanntes „Wolkenmäntelchen" von schwarzer Seide. Es ist ärmellos und hat mehrere symbolische Embleme. Die Drachen sind mit hellgelbem und dunkelgrünem Golddraht gestickt. Den Kopf bedeckt eine Brautmütze, „Phönixkappe" genannt. Sie ist aus dünnem Draht geflochten und mit aus vergoldetem Kupferblech hergestellten Blättern, Blüten, Schmetterlingen u. dergl. verziert. Da die Brauttracht zumeist sehr kostspielig ist, so leihen sich alle diejenigen Personen, welche sie sich selbst nicht anschaffen können, eine solche in einem Laden um ein Geringes. Die Braut darf übrigens nur einmal in ihrem Leben in einer Hochzeitssänfte getragen werden, und zwar nur dann, wenn sie die gesetzliche — die Hauptgattin — ist. Witwen und Nebenfrauen müssen sich mit einer gewöhnlichen Sänfte zufrieden geben.

Nach Verabschiedung von ihren Eltern wird der Braut ein langer, dichter, rotseidener Schleier über den Kopf geworfen. Zwei Freundinnen, welche die Stelle von „Brautjungfern" vertreten, begleiten sie zur Sänfte, die geschlossen wird, und unter Musikklängen und Gongschlägen setzt sich der Zug in Bewegung. Vor der Wohnung des Bräutigams angelangt, nähert sich dieser der Sänfte. Er klopft mit seinem Fächer an deren Thüre, die von den „Brautjungfern" geöffnet wird, worauf die Braut verschleiert heraustritt. Indem sie in das Empfangszimmer geführt wird, muß sie hauptsächlich darauf achten, daß ihre Füße nicht die Schwelle berühren; deshalb trägt man sie in manchen Gegenden aus der Sänfte bis in das Zimmer.

Die Ankunft der Braut in ihrem Tragstuhl macht den Höhepunkt einer chinesischen Hochzeit aus, — sie ist die „de facto"-Erfüllung des Heiratskontraktes. Daß dies der einzige *wesentliche* Charakterzug der Hochzeit ist, tritt besonders klar zu Tage, wenn der Ehemann sich ein zweites (Neben-) Weib nimmt, wobei man oft keinerlei weitere Ceremonien beobachtet. In

Ein chinesischer Brautzug.



Gegenden, wo man die Hochzeit morgens abhält, pflegt
mit einem Nebenweibe auf den Nachmittag oder gar de
schieben, um den geringeren Grad der Wichtigkeit hervorzuheben.
einer chinesischen Hochzeit der einzig wichtige Punkt in der 2
Braut im Hause des Bräutigams besteht, geht aus der merkwü
sache hervor, daß die Hochzeit bisweilen stattfindet, ohne daß der
zugegen ist. Man betrachtet es als ein böses Omen, wenn man d
tag verlegen, namentlich aufschieben muß. Es kommt nun biswei
daß der junge Mann gerade fort von Hause ist und nicht rechtzeitig
kehren kann, oder daß er an dem Tage, an welchem er Hochzei
wollte, in das Examen steigen muß. In solchen Fällen wird er sich
„erst das Geschäft und dann das Vergnügen,“ und man liefert die
dann an seine Eltern ab, ohne ihn in seinem Wissensdurst zu stören.

Im Empfangszimmer angelangt, wirft sich die Braut vor ihre
künftigen Gatten nieder, zum Zeichen, daß sie ihn als ihren Herrn aner
Von seinem Sessel sich erhebend, tritt der Bräutigam auf die Braut z
sich inzwischen wieder von dem Fußboden erhoben hat, und entfern
Schleier von ihrem Antlitz. Wie man annimmt, erblickt er seine Be
jetzt zum ersten Male. Das Brautpaar wird zunächst zu dem Ahnen
der Familie, der sich im Hause befindet, geführt, vor dem es nied
und verschiedene Götter, namentlich die des Hauses, anbetet und
Opfer darbringt.

Hierauf begiebt sich das junge Ehepaar, begleitet von den nächsten Anverwandten, in die Brautkammer. Von dem Kopfende des Ehebettes hängen drei lange Streifen roten Papiers herab, auf denen man u. a. liest, daß dieses Bett Glück und Segen bringen möge, und daß dem Paare „hundert Söhne und tausend Enkel“ zu teil werden mögen. Das Pärchen setzt sich zunächst auf das Bett nieder, um gemeinschaftlich den Brauttrunk einzunehmen, und zwar aus zwei mit einem roten Bande zusammengebundenen Bechern, die mit Wein gefüllt sind. Beim Hinsetzen versucht die Braut, daß sie auf das Gewand ihres Mannes zu sitzen kommt. Gelingt ihr dies, so sieht sie es für ein Vorzeichen an, daß sie ihren Gatten zum Pantoffelhelden machen wird. Die anwesenden Gäste wünschen nun der Braut einen reichen Kindersegen und kritisieren das Äußere der jungen Frau. Sie erblicken darin nichts Unpassendes, wie ein Chinese überhaupt niemals ein Gemütsmensch zu sein pflegt.

Hiermit ist die Ehe geschlossen. Die Frau hat damit ihre Familie für immer verlassen und gehört fortan zu der Familie ihres Mannes, d. h. sie erkennt die Eltern des Mannes als ihre eigenen an und trauert um sie gesetzlich eine längere Zeit (3 Jahre), als um ihre eigenen (1 Jahr).

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß in China die Kirche nichts mit der Eheschließung zu thun hat.

Bei Anbruch des Abends findet ein großes Festessen statt, bei dem die ganze Hochzeitsgesellschaft auf das Glänzendste bewirtet wird. Die wohlhabenderen Chinesen verschwenden zweifellos viel Geld auf die Hochzeiten ihrer Kinder, und es ist ganz erstaunlich, wieviel Nahrungsmittel bei solch einem Feste von den Hochzeitsgästen konsumiert werden. Man erwartet, daß alle Verwandten und Bekannten etwas zum Feste beischießen, sei dies Geld oder Essen. Aber jeder, der etwas sendet, sieht dann auch darauf, daß er aus dem Hochzeitsmahle so viel als möglich herausschlägt. Dies ist bei Frauen nicht schwierig, denn jede bringt so viele Kinder als möglich mit sich, die, wie ja auch anderswo in der Welt, oft der Schrecken und die Verzweiflung der Gastgeber sind.

Wie bei uns im Westen, giebt es auch im Reiche der Mitte gewisse Eheverbote. So darf, wie schon erwähnt, kein Mann eine Frau heiraten, die denselben Familiennamen führt. Scheinbare Ausnahmen kommen allerdings vor. Die Ehe ist ferner verboten zwischen Blutsverwandten aller Grade. Auch andere Verwandte dürfen nur innerhalb ihrer Generation heiraten, nicht aber in einer Linie, die jünger oder älter als sie selbst ist, „da dies die Verwandtschaftsverhältnisse verwirren würde." Zwischen dem Ehemann und der Schwester der Frau besteht keinerlei Verwandtschaft.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Ehehindernisse noch näher anzuführen. Erwähnt sei, daß es einem Beamten nicht erlaubt ist, eine Frau zu heiraten, welche unter seiner Gerichtsbarkeit steht oder aus einer Familie stammt, die ein Interesse an seiner Amtsthätigkeit hat, — eine Bestimmung, welche dem Nepotismus vorbeugen und verhindern soll, daß gewisse Familien in einem gegebenen Verwaltungskreise zu großen Einfluß gewinnen. Schauspieler, Bootsleute, Polizisten und Leibeigene dürfen nur unter einander heiraten, d. h. ein Schauspieler nur die Tochter eines Schauspielers ꝛc. Trauert eine der verlobten Parteien, so muß die Hochzeit bis ans Ende der Trauerzeit aufgeschoben werden.

Der Glaube, welcher sich bei vielen Naturvölkern vorfindet, daß diejenigen, die hier auf Erden verehelicht waren, auch im Jenseits das Eheleben fortsetzen, sowie daß der Mensch, welcher als Kind stirbt, verurteilt ist, jenseits des Grabes einsam und allein seinen Weg zu wandeln, hat auch beim chinesischen Volke tiefe Wurzeln gefaßt und es schließlich zu der sonderbaren Sitte geführt, die Toten zu verheiraten. Die Geister der Kinder männlichen Geschlechts, die im zarten Alter gestorben sind, werden nämlich nach einiger Zeit mit den Geistern von kleinen Mädchen, die etwa im gleichen Alter aus dem Leben schieden, vermählt.

Stirbt beispielsweise ein zehnjähriger Knabe, so trachten seine Eltern darnach, ihn einige Jahre nach seinem Tode mit einem im gleichen Alter verstorbenen Mädchen zu verehelichen. Sie wenden sich an einen Heiratsvermittler, der ihnen sein Verzeichnis toter Jungfrauen vorlegt. Nach ge-

troffener Wahl wird ein Astrolog zu Rate gezogen, welcher den Geistern der beiden Abgestorbenen das Horoskop stellt. Erklärt er die Wahl für eine günstige, so bestimmt man eine Glücksnacht für die Hochzeit. Diese geht folgendermaßen vor sich.

Im Empfangszimmer des Elternhauses des toten Bräutigams wird eine papierne Nachbildung des Verstorbenen in vollem Hochzeitsanzug auf einen Stuhl gesetzt. Nach Einbruch der Dunkelheit senden die Eltern eine Hochzeitssänfte im Namen des Geistes des Jünglings ins Elternhaus der Braut mit der Bitte, sie mögen dem Geiste des Mädchens gestatten, sich in die Sänfte zu setzen, um in sein neues Heim gebracht zu werden. Darauf wird eine papierne Nachbildung, die man von der toten Braut verfertigt hat, in die Sänfte gelegt und diese nach dem Elternhause des Bräutigams zurückgetragen. Nach Ankunft des Hochzeitszuges wird die Papierbraut aus der Sänfte genommen und auf einen Sessel gesetzt, den man neben denjenigen stellt, auf dem der Papierbräutigam sitzt. Sodann rückt man einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch vor das papierne Brautpaar, das von mehreren taoistischen Priestern durch Lieder und Gebete ermahnt wird, den Ehebund einzugehen und das Hochzeitsmahl zu genießen. Den Schluß der Feier bildet die Verbrennung des papiernen Paares, sowie einer Menge von Papierdienern und Dienstmägden, Papiersänften, Kleidungsstücken u. dgl., die, wie man glaubt, durch diesen Verbrennungsprozeß dem dahingeschiedenen Paare in das Jenseits folgen.

III. Die Vielweiberei.

Obgleich, streng genommen, die Vielweiberei in China unbekannt ist, da ein Mann gesetzlich nur eine Frau haben darf, die sich mit ihm in alle seine Ehren, gegenwärtige oder posthume teilt, so steht dem Chinesen doch frei, sich Nebenfrauen zu nehmen. Die Veranlassung hierzu ist in erster Linie die chinesische Anschauungsweise gewesen, daß eine Ehe unbedingt männliche Nachkommen haben muß, wenn die Eltern wollen, daß man ihnen nach dem Tode opfern soll. Wenn daher ein Chinese längere Zeit verheiratet ist, ohne daß *ihm* seine Frau einen Sohn geschenkt hat, so erscheint es ihm wünschenswert, eine Nebenfrau oder Konkubine ins Haus zu nehmen. Thatsächlich ist dies aber verhältnismäßig nur wenigen Leuten möglich, da es ziemlich teuer zu sein pflegt. Dieser Brauch beschränkt sich demnach zumeist auf Familien, die sich in guten Verhältnissen befinden.

In früheren Zeiten war es allerdings nur sehr reichen Ehemännern gestattet, eine oder mehrere Nebenfrauen zu nehmen, wenn die erste sich als unfruchtbar erwies. Dieses Vorrecht ist im Laufe der Zeit verallgemeinert worden. Der Chinese darf, nachdem er seine erste und gesetzliche Frau aus

so wird sie von demselben Gefolge begleitet, das ihrem Gemahle gesetzlich zukommt. Stirbt ein erstes Weib, so nimmt das zweite nicht dessen Stellung ein, sondern behält die einer Konkubine. Diese Konkubinen sind in vielen Fällen den unteren Volksklassen entnommen, gehörten vielleicht sogar der Halbwelt an. Man darf auch wohl die Regel aufstellen, daß einem schon mit einer Ehefrau Verheirateten die besseren Klassen ihre Töchter nicht als Konkubine geben. Mandschu-Mädchen dürfen, abgesehen vom Harem des Kaisers, überhaupt nicht Nebenfrauen werden.


Mandschu-Mädchen.

Viele Frauen erlauben ihren Männern den Luxus von Konkubinen, weil ihr Ansehen mit der Anzahl derselben steigt. Sie bleiben stets das Haupt der Nebenfrauen, obgleich schon deren Kinder als die ihrigen gelten und ihnen die gebührende Ehrfurcht und Achtung erweisen müssen. Oft mögen die verschiedenen Frauen eines Gatten auf recht friedlichem Fuße mit einander leben, doch häufig ist wohl das Entgegengesetzte der Fall, was auch schon das Sprichwort besagt: „Schöne Dienerinnen und reizende Kebsen tragen nicht zum Glück der Kemnate bei."

Nichts dürfte den häufigen Ausbruch von Zwistigkeiten unter den Nebenfrauen drastischer illustrieren, als die Gepflogenheit der Chinesen, die Gräber der Konkubinen eines Ehemannes in gewisser Entfernung von einander zu graben, bis der gemeinschaftliche Gatte gestorben ist, worauf die Särge ausgegraben und ihm zu Seiten bestattet werden können. Die Theorie für eine solche Maßnahme erklärt sich auch aus dem allgemein verbreiteten Glauben, daß die Geister der dicht nebeneinander beerdigten Gattinnen, die einen Gatten als Friedensstifter nicht in unmittelbarer Nähe haben, sich sicherlich stets in den Haaren liegen würden, wodurch wiederum die Existenz der lebenden Familienmitglieder erheblich beeinträchtigt würde.

IV. Die Ehescheidung.

Das chinesische Gesetz kennt die folgenden sieben Ehescheidungsgründe: Kinderlosigkeit, wollüstiges Betragen, Vernachlässigung der Schwiegermütter, Schwatzhaftigkeit, Hang zum Stehlen, Eifersucht und bösartige Krankheit. Aber trotz eines oder mehrerer dieser Fehler muß der Mann die Frau doch behalten, wenn sie die volle Trauerzeit von drei Jahren um den Tod seiner Eltern eingehalten hat, oder wenn seine früher arme Familie seit der Verheiratung reich geworden ist, oder wenn die Frau keine Angehörigen besitzt, zu denen sie zurückkehren kann. Scheidungen sind daher in China nicht so häufig, wie man aus obigen sieben Gründen schließen könnte. Das chinesische Sprichwort sagt: „Sind zwei vereint, so soll sie nichts trennen“.

Die vorkommenden Scheidungen beruhen meistens auf Ehebruch, wohl deshalb, weil dieses Verbrechen die Existenz der Familie am schlimmsten bedroht. Begeht die Frau Ehebruch, so hat der beleidigte Ehemann das Recht beide Ehebrecher zu töten, wenn er sie „in flagranti delicto“ ertappt. Dies ist in China ein volkstümliches Recht, und der Beamte belohnt sogar den Ehemann, welcher beide tötet und so die Reinheit seiner Familie wahrt. Wenn er die Frau nicht tötet, so wird sie bestraft und dann als Konkubine verkauft. Der Preis für sie fällt an die Regierung. Wenn der Ehebrecher den Mann tötet, so wird die Frau erdrosselt.

Scheidungsfälle werden nur höchst selten vor dem Gerichtshof eines Beamten gebracht, weil bei einer Scheidungsklage ein mächtiger Faktor mitspricht, den das Gesetz zwar nicht anerkennt, der aber trotzdem ein sehr wichtiges Wort mitredet. Das ist die Familie des Weibes. Sie wird sich mit allen Kräften gegen eine Scheidung sträuben, die sie für ungerecht oder schimpflich hält, nicht allein weil sie sich dem Klatsch der Leute aussetzen würde, sondern noch aus einem anderen, vielleicht noch stärker als diese Furcht vor dem Klatsch wirkenden Grunde. Es ist folgender.

In China kann eine Frau nach einer unglücklichen Ehe nicht, wie dieses bei uns so häufig geschieht, zu ihren Eltern zurückkehren, weil auf dieser Seite nicht für ihren Unterhalt gesorgt ist. Die Felder werden so abgeteilt, daß zuerst das Einkommen der Eltern gesichert ist. Was dann übrig bleibt, wird unter die verheirateten Brüder verteilt. Die Schwester erhält nichts, und wenn sie leben will, so muß sie eben heiraten. Sterben ihre Eltern, so würden ihre Brüder oder sicherlich deren Weiber sie von der Schwelle weisen, wenn sie im Hause bleiben oder nach einer Scheidung zurückkehren wollte. Unter diesen Umständen ist es nicht leicht für einen Ehemann, die Scheidung von einer Frau durchzusetzen, wenn nicht ein ganz triftiger Grund vorliegt, und sie nicht sofort einen anderen Mann heiraten kann.

Nächst Scheidungsklagen, denen Ehebruch zu Grunde liegt, sind solche zu erwähnen, die sich auf gegenseitige Abneigung stützen. Diese ist zwar nach

dem chinesischen Gesetz kein Scheidungsgrund, aber eine böse Sieben kann einem das Haus so zur Hölle machen, daß es selbst einem Chinesen bisweilen zu viel wird, und er diesem Zustande um jeden Preis ein Ende machen will. Scheidung darf aber eintreten, wenn außer den bereits eingangs erwähnten sieben Gründen beide Ehegatten willig sind die Ehe zu lösen, oder wenn die Frau gegen den Willen ihres Mannes das Haus verläßt, wenn die Frau den Mann schlägt und schließlich, wenn der Ehevertrag falsche Angaben enthielt.

Aber wie gesagt, Ehescheidungen kommen in China selten vor. Die wenigen vorkommenden Scheidungen werden meistens auf gütlichem Wege geschlichtet. Auf dem Lande ladet in diesem Falle der auf Scheidung beantragende Gatte den Dorfvorstand zu sich, um in Gegenwart seiner Frau und der Schiedsrichter seine gegen seine Gemahlin gerichteten Beschuldigungen vorzubringen, die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Beweisen unterstützt. Die Frau darf sich aber auch verteidigen. Nach eingehender Beratung geben die Dorfältesten nur selten ein Urteil ab. Nachdem sie die schuldige Partei ausgescholten haben, ermahnen sie das Paar, in Zukunft friedlich zusammen zu leben, — ein Rat, der gewöhnlich auch als Gesetz angesehen wird.

Dringt der Gatte aber auf Scheidung, so übergiebt er seiner Frau einen Trennungsbrief, der von beiden Beteiligten gezeichnet ist. Die Unterschriften bestehen in je einem Klecks, der mit dem in Tusche getauchten rechten Zeigefinger gemacht wird. Dem Gatten steht übrigens das Recht zu, darüber zu verfügen, was mit der geschiedenen Frau gethan werden soll. Handelt es sich um ein erstes, gesetzliches Weib, so erlaubt er ihr wohl stets in ihr Eltern- oder Verwandtenhaus zurückzukehren. Fehlen ihr jedoch auch selbst letztere, so verkauft er sie gewöhnlich an eine Heiratsvermittlerin, die sie dann anderweitig verehelicht. Das Los der Nebenfrauen ist im Scheidungsfalle ein weit härteres. Sie werden zumeist an die Eigentümer von Bordellen losgeschlagen, oder einfach aus dem Hause gejagt und ihrem Schicksale überlassen.

Ein äußerst schweres Verbrechen begeht die Frau, die heimlich das Haus ihres Mannes verläßt und entflieht, oder richtiger gesagt, die sich entführen läßt. Es ist natürlich unmöglich festzustellen, im welchem Umfange die Entführung verheirateter Frauen in China betrieben wird. Daß dieselbe aber kein allzu seltenes Vorkommnis ist, geht daraus hervor, das chinesische Zeitungen häufig die Schilderung von Entführungen bringen. Da die Blätter sonst wenig Anziehendens und auch fast gar keine Politik enthalten, so pflegt diese „Skandal-Chronik" eine Lieblingslektüre vieler Chinesen zu bilden. Das Davonlaufen einer Gattin ist nicht nur ein Scheidungsgrund, sondern die Schuldige kann auch noch vom Gerichte zu einer körperlichen Züchtigung verurteilt werden.

Das schlimmste Vergehen, dessen sich eine Frau in China schuldig machen



Die drei köstlichsten Lebensgüter:

Amt und Würden, Männliche Nachkommen, Langes Leben.

gebildet haben oder nicht. Natürlich kommt die Frage nur bei Familien zur Geltung, die wohlhabend sind. Daher trachtet jeder Familienvater auch in erster Linie darnach, seine männlichen Sprossen verheiratet zu sehen, um so das Weiterwachsen seines Stammbaums gesichert zu wissen. Unverheiratete Leute zählen daher in China gar nicht mit. Die Leichen von Kindern werden z. B. nicht auf dem Familien-Begräbnisplatz bestattet, sondern man stellt den Sarg einfach hinter eine Hecke auf einen unfruchtbaren Acker. Die Familiengruft ist nur für die verheirateten Leute da. Ein Junggeselle wird dort nicht geduldet. Dasselbe gilt von den Toten, deren Witwen wieder heiraten.

Ist daher ein Chinese längere Zeit verheiratet, ohne daß ihm seine Frau einen männlichen Nachkommen geschenkt hat, und hat er selbst dann noch nicht einen solchen, nachdem er eine oder mehrere Nebenfrauen zu sich ins Haus genommen hat, so adoptirt er einen oder mehrere Knaben von entfernten Verwandten. Sollte man aber in der Verwandtschaft keinen passenden Knaben finden, so adoptiert man irgend einen anderen Jungen, bisweilen von ganz unbekannten Eltern. Ein Chinese kann eine Person als Sohn oder als Tochter, oder falls er früher Söhne hatte, als Enkel, aber nicht als Bruder, Ehefrau oder Konkubine adoptieren.

Adoption wie Heirat und Erwerb von Leibeigenen wird durch Kauf bewerkstelligt. Es gehört dazu ein Kontrakt, in welchem nur die Worte Frau, Sohn oder Leibeigner verschiedentlich eingesetzt werden. Zwischen einem adoptierten Sohne und einem leiblichen existiert auch nicht der geringste Unterschied. Der Adoptivsohn kann nicht enterbt werden, — wenigstens nicht aus Gründen, die nicht eben so gut auf einen leiblichen Sohn anwendbar sind. Auch trauert er um seinen Adoptivvater, wie ein leiblicher Sohn trauern würde, mithin drei Jahre, aber nur ein Jahr um seine Eltern. Einmal adoptiert, kann er von keinem anderen an Kindesstatt angenommen werden. Es ist ein Familienarrangement, welches keiner richterlichen Autorität bedarf. Auch für einen Verstorbenen, sobald derselbe bei seinem Tode das 16. Lebensjahr erreicht hatte, mithin volljährig war, kann ein Knabe adoptiert werden, damit derselbe die üblichen Verehrungs-Ceremonien zu Gunsten des Verstorbenen verrichtet.

Die häufigste Form ist die Adoption des jüngeren von zwei Neffen, der die Familie seines Vaters verläßt, und dessen Sohn der Enkel des adoptierenden Onkels wird. Ist nur ein Neffe vorhanden, dessen Pflicht es ist, die Familie seines Vaters fortzusetzen, so hat dieser eine zweite Ehefrau zu heiraten, deren Söhne als Abkömmlinge des Onkels gelten. Solch ein Neffe hat dann einen doppelten Ahnendienst zu verrichten. Hinterläßt er nur einen Sohn, so muß dieser, wie sein Vater, zwei Frauen heiraten; die Söhne der einen sind Nachkommen seines Großvaters, die der anderen setzen die Familie des Onkels fort. Dies ist der einzige Fall, daß ein Chinese zwei Ehefrauen zur selben Zeit haben kann.

Wo kein Neffe vorhanden ist, wird der Enkel eines seiner Onkel, oder der Urenkel eines seiner Großonkel an Kindesstatt angenommen. Giebt es keine Verwandten von väterlicher Sette, so wendet sich der Chinese zunächst den Kindern der Schwestern oder den Kindeskindern seiner Tanten zu. Gewöhnlich adoptiert er aber nur in dem Falle eine völlig fremde Person, wenn sich keine Verwandten vorfinden, und selbst dann versucht er jemanden aufzutreiben, der denselben Familiennamen wie er führt.

Da es Beamten verboten ist, in der Provinz ihres Geburtsortes ein Amt zu übernehmen, so wird die Adoption benutzt, um diese Beschränkung zu umgehen. Der betreffende Beamte wird von einer Familie desselben Namens, die in einer anderen Provinz wohnt, adoptiert, erwirbt so das Heimatsrecht in der Provinz seiner Adoptiveltern und kann nun das Amt in der Provinz seines Geburtsortes annehmen.

Besondere Erfordernisse für den Adoptierenden existieren nicht. Das Gesetz bestimmt kein Alter, unter dem man nicht zur Adoption berechtigt wäre, obschon gewöhnlich der Adoptierende älter ist als der an Kindesstatt Angenommene. Seinen jüngeren Bruder oder seinen Onkel, selbst wenn er jünger an Jahren ist als der Neffe, darf man aber nicht adoptieren. Aus demselben Grunde darf auch ein Onkel keinen Neffen an Kindesstatt annehmen, der älter als er selbst ist.

Im ganzen genommen, hat der Adoptierte eine bessere Stellung als das eigene Kind, da er nicht ohne die Zustimmung seiner eigenen Eltern verkauft werden kann, es sei denn, daß eine zweite Adoption dem Kinde von wirklichem Nutzen ist. Bei Erbschaften gehen eigene und adoptierte Söhne allen Töchtern voran. Werden dem Wahlvater nach der Adoption Söhne geboren, sodaß der ursprüngliche Beweggrund für die Adoption wegfällt, so kann die Adoption wieder rückgängig gemacht werden, falls die Eltern des Adoptierten willig sind, ihr Kind zurückzunehmen. Der Adoptierende muß jedoch das Kind behalten, wenn kein Familienmitglied des Kindes am Leben ist, zu dem es zurückkehren kann.

Das Adoptivkind wird von den Wahleltern wie ein eigenes Kind angesehen. Die Zustimmung der Adbtiveltern muß erbeten werden, wenn das Kind die Trauerzeit um seine wirklichen Eltern antreten will. Man nimmt an, daß etwa 5 Prozent der chinesischen Familien Kinder adoptieren. Von diesen sind etwa 80 Prozent männlichen Geschlechts.

Die Toten.

I. Bestattungsarten.

Die Bewohner des Reiches der Mitte haben es von jeher vorgezogen ihre Toten einzusargen und zu beerdigen. Die Feuerbestattung hat nie Reize für sie gehabt, ausgenommen, wenn sie buddhistische Priester wurden und als getreue Jünger der Hindu-Religion der Bestattungsweise dieses Volkes gerecht zu werden wünschten. Daß das Verbrennen der Leichen unter den Chinesen nie beliebt wurde, hat seinen Grund vornehmlich darin, daß eine solche Methode ganz unverträglich mit dem Aberglauben ist, den das Volk allgemein mit Bezug auf die Toten hegt.

Dessenungeachtet soll während der Sung-Dynastie (960 bis 1280 n. Chr.) die Sitte Leichen zu verbrennen in einigen Teilen des Reiches, namentlich in den Provinzen Tschekiang und Kiangsu ganz allgemein gewesen sein und zwar, weil das Land zu dicht bevölkert war und nicht ausreichte, um alle Toten zu beerdigen. Demgemäß gab es in jeder Stadt und in jedem größeren Dorfe Feuerbestattungsöfen. Nach Verbrennung der Leiche warf man die Asche zumeist in ein Gewässer. Doch wurden zu Anfang des 12. Jahrhunderts von den höheren Beamten so zahlreiche Eingaben, welche die Feuerbestattung als äußerst gefährlich für die Moralität und namentlich gegen die kindliche Ehrfurcht verstoßend erklärten, dem Throne unterbreitet, daß die Regierung diese Bestattungsmethode verbot und dem Mangel an passenden Beerdigungsstätten teilweise dadurch abhalf, daß er zu diesem Zwecke den ärmeren Volksklassen Kronland anwies.

Da der Chinese seine Toten fast ausnahmslos über der Erde bestattet und zwar sehr häufig ohne über den Sarg einen Erdhügel aufzuwerfen oder aus Ziegelsteinen eine Art Gruft herzustellen, so widersteht der Sarg nicht allzu lange dem Witterungswechsel und zerfällt. Die Gebeine, welche bei demselben umherliegen, werden dann von dem Volke gewöhnlich gesammelt und in Urnen gelegt oder in Weinkrüge, als ein billigeres Ersatzmittel für Einsargung.

In vielen größeren Städten giebt es Totenbewahrungsanstalten. Dieselben sind schuppenähnliche Gebäude, die in eine Anzahl von kleinen Zimmern abgeteilt sind. Der Sarg wird in denselben auf Steingefäßen ruhend ausgestellt. In dem Zimmer befinden sich ein Tisch, auf dem die Opfergegenstände aufgestellt werden, und einige Stühle sowie Tafeln mit den Namen der daselbst aufbewahrten Toten. Diese Anstalten sind Privateigentum. Gegen eine geringe Summe kann man einen Platz zur Aufstellung eines Sarges mieten. Nicht nur Familien machen von diesen Aufbewahrungshäusern Gebrauch, die darauf warten, bis der Geomant einen glückbringenden Bestattungsplatz ausfindig gemacht hat, sondern auch diejenigen benutzen sie,

welche einer günstigeren Gelegenheit harren, die Leiche nach der Heimat zu schaffen. Manche Personen wünschen auch das Begräbnis aus anderen Gründen aufzuschieben, z. B. weil sie vorziehen, den Vater und die Mutter zu gleicher Zeit beerdigt zu sehen.

Es kommt daher mitunter vor, daß Särge in diesen Anstalten jahrelang aufbewahrt bleiben, ohne daß man Miete zahlt. Vielleicht verarmt die Familie und stirbt aus, ohne im stande zu sein, den Verwandten zu bestatten. Auch kommt es vor, daß die Mitglieder die Heimat in der Hoffnung verlassen, wieder zurückkehren zu können. Geschäfte, Unglück oder der Tod verhindern sie aber daran, ihren Entschluß auszuführen. In solch einem Falle werden die Särge nach einer Reihe von Jahren, falls niemand Anspruch auf die Leichen erhebt, auf Kronland beigesetzt. Die hierdurch entstehenden Kosten bestreitet man gewöhnlich durch Beisteuerungen derjenigen, die sich durch gute Handlungen ein Verdienst erwerben wollen, welches ihnen, wie sie hoffen, vornehmlich im jenseitigen Leben zugute gerechnet werden wird.

Viele Leute, die aber nicht in der Lage sind, von diesen Anstalten Gebrauch zu machen, stellen die Särge an den Abhängen der als Friedhöfe dienenden Hügel auf und lassen sie dort bis zum vorschriftsmäßigen Begräbnis stehen. Die meisten in der Nähe von Städten oder Dörfern liegenden Abhänge sind große Friedhöfe. Es kommt daher häufig vor, daß Särge jahrelang ausgesetzt bleiben. Man bringt aber den Toten zu gewissen Zeiten Opfer dar. Doch werden die Särge, die der Beerdigung harren, nicht nur an Hügelabhängen ausgesetzt, sondern auch auf Feldern und an Landstraßen, sowie an den Ufern von Gewässern. Diese Särge sind häufig mit Matten, Stroh u. dergl. bedeckt, um sie vor dem Witterungswechsel einigermaßen zu schützen. Ja, man findet gelegentlich Särge sogar vor den Wohnhäusern oder selbst in den Wohnungen der betreffenden Familien stehen. Grund hierfür ist die Abneigung mancher Familien, die Toten aus ihrem Gesichtskreise zu entfernen.

In alten Zeiten war es Brauch, den Erdhügel, welcher über den Sarg eines Bürgerlichen aufgeworfen wurde, vier Fuß hoch zu machen, den über den Sarg der Vornehmen acht Fuß. Ein Freiherr hatte ein Grab, dessen Umfang 45 Fuß maß und 15 Fuß hoch war. Das des Kaisers war noch einmal so hoch und maß noch einmal so viel im Umkreise. Selbst mit Bezug auf die Bäume, welche an Gräbern zu deren Beschattung gepflanzt werden durften, bestehen gewisse Bestimmungen. Der Bürgerliche soll sich mit Weiden und Ulmen begnügen, die Gräber der Vornehmen dürfen Pappeln oder Birken beschatten. Über die irdischen Überreste eines Freiherrn können die dunklen Zweige des Wachholderbaumes ihre Schatten werfen, für einen Kaiser aber ist die Fichte der passendste Baum, weil sie sehr hoch ist, sodaß

ihre Krone die aller anderen Bäume überragt, und weil sie immergrünes Laub hat.

Aber der Ehrgeiz von Personen oder der Stolz von Söhnen und Enkeln überschritt im Laufe der Jahre diese Einschränkungen. Wohlhabende Chinesen begnügen sich heutigen Tags nicht mit dem in Europa üblichen engen Raume. Wer über die nötigen Mittel verfügt, pflegt für ein einzelnes Grab einen so großen Platz zu erwerben, daß man darauf ein Haus bauen könnte. Wurden mächtige Männer begraben, so umgab man ihre Gräber mit Hügeln, die oft mehr als hundert Fuß hoch waren, und auf denen man kleine Waldungen anpflanzte. Man hat heute noch in China Grabhügel, die fünfzig, ja vielleicht hundert Generationen der menschlichen Rasse dahinschwinden sahen.

Die Einrichtung des Sarges erfordert ganz besondere Aufmerksamkeit. Wer es kann, muß bei Lebzeiten einen solchen für sich besorgen. Zur Herstellung der Särge wird gewöhnlich das beste und dauerhafteste Holz verwendet. Sie sind stets sehr massiv, — die Bretter haben oft eine Dicke von vier bis fünf Zoll, — und ähneln in der Form Baumstämmen. Man bestreicht sie mehrmals mit Firniß, um das Holz noch besser zu konservieren. Die teuereren Särge haben reiche Goldverzierungen. Am Kopfende ist der Name des Toten eingeschnitzt. Die Schriftzeichen werden stark vergoldet. Ist der Sarg für eine Frau bestimmt, so schneidet man nur den Namen ihres Mannes in denselben. In den Läden der Städte sieht man diese „Knochenkisten", wie die Eingeborenen den Sarg nennen, öffentlich ausgestellt, mit allen Ausschmückungen, poliert und lackiert, um das Auge der Vorbeigehenden auf sich zu ziehen und diese zum Kaufe zu verlocken. Die Preise bewegen sich zwischen wenigen Mark und mehreren Tausend.

Wer sein sechzigstes Lebensjahr zurückgelegt hat, pflegt seinen Sarg bereit zu haben. Man sieht es als eine der vornehmsten Pflichten eines gehorsamen Sohnes an, seinen Eltern schon zu einer Zeit, wo dieselben sich noch bei der besten Gesundheit befinden, einen Sarg zum Geschenke zu machen. Frägt man einen älteren Chinesen: „Alter, hast du dich für deinen Tod vorbereitet?" so wird die stereotype Antwort hierauf stets sein: „O ja, ich habe meinen Sarg und meine Sterbekleider." In vielen chinesischen „guten Stuben" sieht man den Sarg des Hausherrn in der einen Ecke und den der Hausfrau in der anderen stehen: ein Stück „Möbel", an dem sich die Augen der zukünftigen Insassen mit Vergnügen weiden, welches sie mit der größten Sorgfalt abstauben und dann und wann wieder frisch firnissen lassen.

Die besseren Gräber sind stets mit Grabsteinen versehen, und zwar sind gewöhnlich zwei Steine vorhanden, die man zu Füßen des Toten in den Grund gräbt, und die sich gegenüber stehen. Auf einem derselben steht der Name und der Titel des Verstorbenen, falls er einen solchen hatte; der zweite enthält eine kurze Lebensbeschreibung, das Geburts- und Todesjahr,

die Angabe der Verdienste des Verstorbenen und häufig auch die der Zahl seiner Kinder. Selbst die Höhe der Grabsteine ist, je nach dem Range des Dahingeschiedenen, verschieden.

Sehr häufig findet man folgende Inschriften auf den Grabsteinen vor, wobei zu bemerken ist, daß die Zahl der Schriftzeichen, aus denen sich dieselben zusammensetzen, gewöhnlich nicht über vier beträgt, die jedoch ausreichend ist, die höchsten Ideale der Chinesen mit Bezug auf dieses Leben, sowie ihre Hoffnungen betreffend das Jenseits zum Ausdruck zu bringen: „Sein wohlriechender Name soll auf einhundert Generationen herabfließen.“ — „Seine Jahre sollen sein 1 000 000 000.“ — „Für alle Zeit soll die kindliche Ehrfurcht (seiner Nachkommen) erwähnt werden.“ — „Man wird zur bestimmten Zeit opfern.“ — „Er wirft auf seine Vorfahren ein Licht, und seinen Nachkommen wird das Glück lächeln.“ — „Möge seine Familie sich stets der kaiserlichen Gunst erfreuen.“ — „Empfing kaiserliche Auszeichnung.“ — „Der Baum hat seine Wurzel, das Wasser seinen Quell.“ — „Seinen Urenkeln ein Beispiel.“ — „Glückverheißender Tag.“ —

Aus obigen Beispielen ist ersichtlich, daß zwischen den Grabinschriften der Chinesen und Europäer ein großer Unterschied besteht. Die der ersteren sind viel formeller und drücken einen praktischen Stoizismus aus, doch geht aus keiner derselben der persönliche Charakter des Individuums hervor. Nie stößt man auf Worte, welche die Liebe für Weib und Kind ausdrücken, oder die den Verlust durch den Tod beklagen, nie auf Gedanken, welche den Dahingeschiedenen in die jenseitige Welt folgen. Nur die blinde Hoffnung, daß die angebliche Rechtschaffenheit des Toten den Nachkommen weltliche Güter verschaffen und seinen Namen verewigen, oder, daß man den Manen des Dahingeschiedenen Opfer darbringen wird, findet man ausgesprochen. Welch ein schroffer Gegensatz zu den Grabinschriften des Westens!

II. Beerdigungs-Ceremonien.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Nation wie die der Chinesen, in deren Leben ein umständliches Ceremoniell die Quintessenz bildet, auch den Schlußakt in dem Drama des irdischen Daseins mit ganz besonderem Knalleffekt markiert. Großes Gewicht wird daher beim Sterben eines Familienoberhauptes darauf gelegt, daß sämtliche Familienangehörige zugegen sind. Man lauscht auf das Sorgsamste auf die Worte des Sterbenden und schreibt sie, falls irgend möglich, nieder. Sobald derselbe die Augen für immer geschlossen hat, erheben alle Anwesenden ein lautes Wehklagen. Die Leiche wird ausgestellt, indem man sie auf Bretter legt, welche auf Bänken ruhen. Die Augen bedeckt man mit papiernen Nachahmungen von Silberbarren. Zu den Füßen verbrennt man Weihrauch. Hinter einem Wandschirme aufgestellte Klage-

weiber jammern nach Kräften. Man verbrennt zunächst einen Anzug, von dem der Verstorbene, wie man annimmt, im Jenseits Gebrauch machen wird, und übergiebt den Flammen papierne Nachbildungen von Silberbarren, damit die Seele in jener Welt nicht mittellos anlangt, sondern das nötige „Kleingeld“ hat, mit dem sie die Häscher der Unterwelt bestechen kann, denen obliegt die Seele vor den Richterstuhl des chinesischen Pluto zu führen.

Der Sarg und die Sterbekleider bilden die wichtigsten Gegenstände unter der Liste der Sachen, die man für die Achtbarkeit und Bequemlichkeit einer Person in der Geisterwelt für durchaus notwendig ansieht. Die Kleider müssen neu sein. Eine seidene Kappe und seidenartige Stiefel sind namentlich wünschenswert. Die Leiche wird in die besten Gewänder gekleidet, denn die Achtbarkeit eines Mannes wird im Jenseits von seinem persönlichen Aussehen ebenso beeinflußt wie im irdischen Leben. Daher kommt es, daß nahe Verwandte und die Familie eines Verstorbenen oft jahrelang in Armut leben, damit sie ihm ein anständiges Begräbnis geben können. Zunächst wird das Wasser besorgt, um den Toten zu waschen, oder richtiger gesagt, um ihn damit zu besprengen, denn es handelt sich weniger um eine Reinigung, als eine symbolische Hinwegwaschung der Sünden des Toten. In seinen Mund legt man, je nach dem Stande und Reichtume, Perlen, Goldklümpchen, bei den Ärmeren Silber oder Kupfermünzen.

Die Einsargung der Leiche findet zumeist am dritten Tage nach dem Tode im Beisein der ganzen Familie statt. Besonders achtet man darauf, daß der Körper im Sarge gerade liege. Auf dem Boden des Sarges liegt ein Brett, das sogenannte „Siebengestirnbrett“. Auf diesem ruht der Leichnam. Das Brett hat nämlich sieben Löcher, die eine Darstellung dieses Sternbildes sein sollen. Damit der Körper seine gerade Lage beibehalte, füllt man den leeren Raum im Sarge mit Kleidungsstücken u. dergl. aus. Auf das Gesicht der Leiche legt man ein weißseidenes Tuch und bedeckt den Körper mit Bettdecken.

Der Sarg wird hierauf hermetisch geschlossen, indem man zwischen den Deckel und den Sarg eine Schicht Kitt, die aus einer Mischung von Austerschalenkalk und Holzöl besteht, legt. Er steht mit dem Kopfende nach Süden. Zu seiner Rechten wird das Bildnis des Verstorbenen aufgestellt. Dicht dabei finden seine Kleider, sein Waschbecken usw. Platz, als wäre er noch am Leben. In der Nähe des Sarges stehen auch Tische, auf denen Schüsseln mit Lebensmitteln, Thee, Wein u. dergl. ausgestellt sind.

Kurz nach dem Tode der Person werden Briefe, welche den erfolgten Todesfall offiziell anzeigen, an die Verwandten und Freunde geschrieben. In dieser Todesanzeige wird konstatiert, daß die Überlebenden einzig und allein an dem Dahinscheiden schuld seien. Zu gleicher Zeit wird ein „Trauerbericht“ abgesandt, der möglichst alle Einzelheiten der Krankheit des Verstorbenen, wie dieselbe entstand, welche Arznei der Patient nahm u. dergl.

Katholische Kirche in Peking.

enthält. Die Freunde und Verwandten schicken hierauf zumeist ein Geldgeschenk, welches zu einer möglichst pomphaften Leichenbestattung und zum Ankauf von Speisen und Räucherkerzen Verwendung finden soll. Buddhistische und taoistische Priester werden herbeigerufen, die Messen für den Verstorbenen lesen, Litaneien abbeten, Cymbeln schlagen und Glöckchen läuten. Je größer der Lärm ist, den sie machen, desto wirksamer ist die Ceremonie und desto feierlicher!

Sobald alles zum Begräbnisse bereit ist und die Träger den Sarg aufheben, flüchten sich alle anwesenden Verwandten in die Nebenzimmer aus Furcht, daß die Seele des Verstorbenen sie mit Krankheit oder anderem Ungemach heimsuchen könnte, weil man vielleicht diese oder jene der Beerdigungs-Ceremonien unabsichtlicherweise unterlassen habe. In der Straße wird der Sarg auf eine Tragbahre gestellt, an deren Seiten die Verwandten einherschreiten.

Nun formiert sich der Zug, der nach dem Wohlstande der Familie des Toten mehr oder weniger großartig ausfällt. Eine chinesische Leichen-Prozession hat aber gar nichts mit einer solchen in europäischen Ländern gemein. In erster Linie fehlt ihr unseren Begriffen nach jedwede Feierlichkeit. Sie kennzeichnet, wie jede andere Prozession im Lande des Zopfes, ein eigenartiges Gemengsel von Pomp und Unsauberkeit, und anstatt unser Gemüt zu bewegen, finden wir, daß diesem Zuge der Charakter der Trauer abgeht und die Würde des Todes nicht zum Ausdruck gelangt.

Der Europäer, welcher eine chinesische Leichen-Prozession zum erstenmale mit ansieht, wird sich des Lachens nicht enthalten können, so urkomisch kommt sie ihm vor. Das langsame Tempo, in dem sich bei uns ein Trauerzug fortbewegt, kennt man in China nicht. Die Personen, welche das Gefolge und den „Vortrab“ bilden, — im Mittelreiche sieht man vor dem Sarge gewöhnlich ebenso viele Menschen einherschreiten, wie demselben folgen, — geben dem Verstorbenen das letzte Geleite in allen denkbaren Tempi. Jetzt geht es langsamen Schritt, im nächsten Augenblick im Eilmarsch, häufig wird Halt gemacht. Jeder wählt einen Schritt, der ihm scheinbar am bequemsten ist, mit dem Resultat, daß sich in dem Zuge große und höchst störende Lücken bemerkbar machen.

Zumeist eröffnen die Prozession zwei Männer, die große Papierlaternen tragen, auf denen mittels blauer Schriftzeichen der Familienname, das Alter und die Titel des Toten verzeichnet sind. Dann kommen Gongschläger, die von Zeit zu Zeit durch Schläge das Herannahen des Zuges verkünden. Hinter diesen marschieren eine Musikkapelle, Bannerträger, Leute, die rotlackierte Tafeln tragen, auf denen in goldenen Lettern die Titel und Ehrenämter des Verstorbenen sowie seiner Vorfahren gemalt sind.

Darnach folgen Leute, die reich vergoldete und geschnitzte, eigenartig geformte Tische tragen, auf denen die Opfergaben in der Gestalt von Eßwaren

u. dergl. stehen. Es schließen sich an zwei Sänften. In der einen befindet sich das Bildnis des Verstorbenen, in der anderen seine Ahnentafel. Dahinter schreiten Männer, die papierene Nachahmungen von Gold- und Silberbarren umher streuen. Letztere sollen die „hungrigen Geister" beschwichtigen, d. h. die Geister derjenigen, welche obdachlos auf der Straße gestorben sind. Falls man sie nicht günstig stimmt, würden sie der Seele des Verstorbenen große Unannehmlichkeiten bereiten. Buddhistische und taoistische Priester dürfen, falls es irgendwie nur möglich ist, nicht fehlen. Auch sie helfen „den Weg bahnen", d. h. sie machen ihn dadurch sicher, daß sie durch ihre Gegenwart die bösen Geister, welche den Sarg umschwärmen, vertreiben.

Auch darf in der Prozession nie ein weißer Hahn fehlen. Er wird in einem Korbe nachgetragen. Dem Volksglauben zufolge befindet sich in diesem Tiere eine der drei Seelen, die jedem Menschen innewohnen sollen. Man hält nämlich den Hahn für den Vogel des Ostens, und da der Osten der Quell alles Lebens ist, so muß er auch die unsterbliche Seele enthalten. So philosophiert zum wenigsten der Chinese. Man opfert das Tier entweder am Grabe, wodurch die Seele frei wird und mit in das Grab geht, oder jeder Leidtragende hebt ihn am Sarge in die Höhe. Auf keinen Fall würde man den Hahn aber schlachten und essen.

So ziemlich den Schluß des Leichenzuges bildet der Sarg, welcher mittels Stricke und Bambusstangen von gewöhnlichen Kulis getragen wird. Die Anzahl der Träger hängt sowohl von der Schwere des Sarges wie auch von der gesellschaftlichen Stellung des Verstorbenen ab. Je vornehmer dieser war, desto mehr Träger sind anzutreffen. Sie dürfen sich auf vierundsechzig belaufen. Die Trauernden, in weißen Sackleinwandkleidern und um die Stirn ebenfalls ein weißes Tuch gebunden, scharen sich um den Sarg herum. Unmittelbar vor dem Sarge schreitet der älteste Sohn einher, in dem Fall, daß der Verstorbene einen solchen hat, sonst der nächste Anverwandte. Da man annehmen muß, daß ihn tiefer Kummer niederbeugt, so stützen ihn zwei Männer. Auch trägt er in der Hand einen Stab, um sich noch mehr Halt zu geben. Hinter dem Sarge, der bei den besseren Klassen und wohl stets bei Beamten von einem reich verzierten Katafalk umgeben ist, folgen weitere Verwandte und die nächsten Freunde, sowie die weiblichen Anverwandten. Letztere werden gewöhnlich in Sänften oder auf Schubkarren zu Grabe gebracht.

Die Wahl des Begräbnisplatzes wird von der Familie des Toten einem Geomanten übertragen, der oft tagelang in den umliegenden Hügeln oder sonstwo auf der Suche nach einer glückverheißenden Stelle ist. Zur genauen Bestimmung derselben bedient er sich des Geomanten-Kompasses, auf dem die Elemente der mystischen Kunst dieser Charlatane verzeichnet sind, und der auch den glücklichen Tag, an dem die Leiche beigesetzt werden soll, angiebt. Diese Bestimmung nimmt den Geomanten oft Wochen in Anspruch.

Je länger er die Sache hinziehen kann, desto mehr Geld verdient er natürlich, da man annimmt, daß die Wahl des Platzes mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist.

An der Grabstätte angelangt, knieen die leidtragenden Männer an der linken und die Frauen an der rechten Seite des Sarges nieder. Sie berühren die Erde mit der Stirn mehrmals. Nachdem der Geomant, oder richtiger gesagt der Schwarzkünstler mittels seines Kompasses die Richtung bestimmt hat, in welcher der Sarg stehen muß, wird eine Menge papierener Nachahmungen von Silberpapier verbrannt. Bei reichen Personen übergiebt man auch Papier-Sänften, Papier-Diener, Papier-Pferde u. s. w. den Flammen, damit die Dinge dem Verstorbenen im Jenseits zu gute kommen. Zumeist läßt man einen mit Reis gefüllten Topf als Nahrungsmittel für den Toten beim Grabe stehen. Zum Schluß werden an der Stätte Feuerfrösche abgebrannt und Kanonenschläge abgefeuert, um die bösen Geister, die sich dem Volksglauben zufolge in der Nähe des Sarges aufhalten, zu verscheuchen. Der Leichenzug tritt darauf seinen Rückzug an.

Im Hause der Leidtragenden angekommen, wird zuerst die Ahnentafel in die Hauptstube genommen, um dort hundert Tage lang zu verbleiben, worauf sie auf dem Ahnenschrein einen Platz findet. Diese aus Holz gefertigten Täfelchen sind übrigens der Form und Größe nach sehr verschieden. Sie bestehen zumeist aus einem Untersatz und der eigentlichen Tafel, deren Größe zwischen acht bis achtzehn Zoll Höhe und zwei bis vier Zoll Breite schwankt. Auf der eigentlichen Tafel sind der Familienname, Rang und Geburts-, sowie Todestag des Vorfahren geschrieben. Mit einem Leichenschmause, an dem alle Leidtragenden teilnehmen, enden die Begräbnisfeierlichkeiten.

Es ist verboten, Leichname durch die Stadtthore in ummauerte Städte — ein jeder Bezirk Chinas hat eine solche Stadt — hineinzutragen. Stirbt eine Person, die für gewöhnlich in einer solchen Stadt wohnt, auswärts, so ist es den Verwandten nicht erlaubt, die Leiche in die Stadt hineinzubringen. Sie muß von ihrem Sterbeorte aus unmittelbar auf die Grabstätte getragen werden. Ist es aber ein hochverdienter höherer Beamter, so ordnet der Kaiser häufig an, dem Toten die sehr hohe Ehre zu erweisen, ihn durch das Ostthor der Stadt zu tragen und in deren Hauptstraßen in Prozession herumführen zu lassen. Die Stadt wird dann durch das Westthor verlassen.

Die Sitte der Chinesen erheischt es übrigens, daß man Leichen nur aus einem Hause entfernen, nicht aber in dasselbe bringen darf. Stirbt jemand an seinem Heimatsorte, aber nicht in seiner eigenen Wohnung, so wird sein Leichnam sofort eingesargt und ohne weiteres zur Grabstätte getragen. Es ist nicht erlaubt, Tote innerhalb der Stadtmauern zu beerdigen, obschon man mitunter, wenn auch selten, von dieser Regel abgeht. Allgemein bekannt

dürfte es übrigens sein, daß es der sehnlichste Wunsch jedes Chinesen ist, in seinem Heimatsorte zur letzten Ruhe gebettet zu werden. Sollte derselbe demnach fern von demselben sterben, so werden seine nächsten Verwandten auch stets bestrebt sein, falls sie es nur irgendwie durchsetzen können, die Leiche nach der Heimat zur endgültigen Bestattung zurückzuschaffen.

III. Die Trauerzeit.

In China wird die Trauerzeit durch den Verwandtschaftsgrad zum Toten geregelt. Der Sohn trauert um seinen verstorbenen Vater drei Jahre lang, — in Wirklichkeit aber nur 27 Monate, eine Frau um ihren Mann ebensolang. Der Tod einer Gattin erfordert nur eine einjährige Trauer. Um einen Bruder, eine Schwester oder ein Kind trauert man auch nur ein Jahr. Heiraten, die während der Trauerzeit abgeschlossen werden, sind, wie wir bereits gesehen haben, nicht nur ungültig, sondern die Personen, welche dadurch gegen das Gesetz verstoßen, sind auch strafbar.

Die Leidtragenden legen zumeist am dritten Tage nach dem Tode des Anverwandten Trauergewänder an. Dieselben sind aus grober Sackleinwand verfertigt. Die Söhne und nächsten Anverwandten tragen außerdem noch eine Kopfbedeckung aus demselben Stoffe. Man unterscheidet fünf Grade der Trauer. Das Gewand besteht im ersten Grade aus ungesäumter Leinwand, im zweiten aus gesäumter Sackleinwand, im dritten, vierten und fünften aus Stücken von Sackleinwand an gewissen Teilen der Kleidung. Trägt man Sackleinwand, so darf man dieselbe nach dem 21. Tage ablegen und einfache Farben, wie weiß, grau, blau oder schwarz tragen. Eine in tiefe Trauergewänder gekleidete Person sieht in China gerade nicht anziehend aus. Um dieses üble Aussehen noch zu erhöhen, werden die Fingernägel nicht geschnitten, und der Leidtragende geht sieben Wochen lang unrasiert und ungeschoren einher.

Als ein Zeichen der Trauer werden auch die beiden großen, roten Kugellaternen, die gewöhnlich über der Außenthüre hängen, in weiße umgetauscht. Außerdem ersetzt man die Streifen roten Papiers, welche über die Thür geklebt sind, durch weiße. Die Witwe und die Kinder sitzen sieben Tage lang auf der Erde und schlafen auf Flormatten in der Nähe des Sarges. Die Nahrungsmittel werden während dieser Zeit nicht im Hause gekocht. Freunde und Anverwandte besorgen was nötig ist. Man gebraucht auch keine Eßstäbchen, sondern man man bedient sich zum Einnehmen der Speisen der Hände. Messer und Nadeln müssen gleichfalls vermieden werden. Die Visitenkarten, sonst rot, ändern ihre Farbe in Blau.

Dem Toten werden in der Zeit, während welcher der Sarg im Hause ausgestellt bleibt, Opfer dargebracht, die aus Lebensmitteln, Wein u. dergl.

bestehen. Da man glaubt, daß die Seele am 21. Tage in das Haus zurückkehrt, so veranstaltet man ihr zu Ehren an diesem Tage ein Festmahl. Doch darf niemand, selbst nicht ein Familienmitglied, das Zimmer betreten, in dem die ausschließlich für den Geist bestimmte Mahlzeit aufgetischt ist. An jedem siebenten Tage, bis zum 49., werden von den Priestern Seelenmessen gelesen.

Nachdem die tiefe Trauerzeit vorüber ist, legt man das sackleinene Gewand ab und kleidet sich in Weiß. Man trägt weiße Schuhe, weiße Kleider, einen weißen Knopf auf der Mütze und ein weißes Band im Zopfe eingeflochten. Während das Volk weiße Kleider sehr viel für gewöhnlich trägt, so sind andererseits weiße Schuhe und weiße Hüte ein untrügliches Zeichen der Trauer. Blau wird bei Halbtrauer getragen, aber man darf ebenso wenig annehmen, daß ein blaues Jaquet auf Trauer deutet, da sonst die große Mehrzahl von Chinesen ihr Lebenlang in Trauer sein würde. Dagegen ist ein blauer Knopf auf der Mütze, anstatt eines roten oder schwarzen, sowie ein im Zopfe eingeflochtenes blaues Band stets Zeichen der Halbtrauer.

Aus dem durch das Gesetz vorgeschriebenen strengen Trauer-Ceremoniell erwachsen dem Volke, hoch und niedrig, sehr große Unannehmlichkeiten. Zu den Personen, die hierdurch stark in Mitleidenschaft gezogen werden, gehören u. a. die zahlreichen Studenten, welche sich vielleicht jahrelang für die Staatsprüfung vorbereitet und viel Geld darauf verwendet haben. Ein Todesfall in der Familie macht sie unfähig, ihren Namen in die Liste der zu Prüfenden eintragen zu lassen, da niemand die Prüfungshalle betreten darf, der Trauer hat. Ein solches Vorgehen würde gegen die kindliche Ehrfurcht verstoßen. Übertretungen werden mit Degradation bestraft.

Ebenso übel wie der Student ist der Staatsbeamte daran, der, falls sein Vater, seine Mutter usw. sterben, seinen Posten aufgeben muß, gleichviel welchen hohen Rang er bekleidet. Er muß abdanken und kann während der nächsten drei Jahre zu keinem Amte ernannt werden. Im Todesfalle der Eltern darf er einhundert Tage sein Haupthaar und seinen Bart nicht rasieren; 47 Tage lang muß er in einem groben, hanfleinenen Gewande auf bloßer Erde schlafen. Vor jedem Verwandten und Bekannten, den er zum ersten Male nach dem Todesfalle trifft, muß er hinknieen und die vorgeschriebenen Verbeugungen machen, als ein stilles Zugeständnis, daß sein eigener Mangel an kindlicher Liebe und Ehrfurcht daran Schuld sei, daß sein Erzeuger vor der Zeit gestorben ist.

Im Falle des Todes des Kaisers muß selbstverständlich jeder chinesische Unterthan öffentlich einen Beweis für den Verlust, den er durch das Dahinscheiden des „gemeinschaftlichen" Vaters erlitten hat, ablegen. Sobald das Mausoleum zur Aufnahme der irdischen Überreste des „Vaters" der Nation fertiggestellt ist, werden die Satrapen der verschiedenen Provinzen von der Central-Regierung in Peking davon in Kenntnis gesetzt, daß der „Berg eingestürzt" ist, wie die offizielle Phrase beim Tode des Landesherrschers lautet.

Nachdem die unterstehenden Beamten davon in Kenntnis gesetzt sind, beginnt die Landestrauer. Jeder Beamte, der ein Siegel führt, muß während der ersten drei Tage dreimal täglich nach dem Stadttempel gehen und dort laut den Tod des Kaisers beklagen. Hundert Tage — so lautet wenigstens das Gesetz — soll jeder Beamte einen weißen Fellanzug tragen.

Während der hundert Tage nach dem Tode des Landesherrschers darf auch kein Chinese sein Haupthaar rasieren. Wie unangenehm die weitverbreitete Barbierzunft des Reiches dadurch berührt wird, kann man sich leicht vorstellen. Frauen dürfen während dieser Periode ihre Haarfrisuren weder durch jene fantastisch geformten Haarnadeln, noch durch Bänder von schreienden Farben, namentlich rot, ausschmücken. Zwölf Monate lang sind sämtliche Theater und ähnliche Vergnügungsorte in China geschlossen. Es muß uns ein Rätsel bleiben, wie die äußerst zahlreichen Schauspieler, Musikanten usw. während dieser Zeit sich und ihre Familien vor dem Hungertode schützen.

Auch darf ein Jahr lang nach dem Dahinscheiden des Kaisers keine Hochzeit stattfinden. Damit aber solch ein Gebot nicht zu sehr Familienangelegenheiten beeinträchtigt, erlaubt man dem Volke fünf Gnadentage, an denen Hochzeiten gefeiert werden können. Doch darf ein Mandarin vom dritten Grade abwärts während dieser Periode einen Ehebund nicht schließen, und ein Beamter vom dritten Range aufwärts muß volle 27 Monate auf den Augenblick warten, ehe er ein Weib heimführen kann.

Uns Abendländern erscheint natürlich die Idee, daß sich eine Nation im Falle des Todes des Kaisers oder naher Anverwandter monatelang so vielen persönlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Unbequemlichkeiten unterzieht, als höchst thöricht. Aber solch eine Sitte ist ganz im Einklange mit den chinesischen Begriffen von kindlicher Pietät, auf denen ja das Regierungssystem des Landes beruht. Niemand wird bezweifeln, daß die Chinesen ausgezeichnete Unterthanen sind, doch irrt man, wenn man glaubt, daß sie beim Tode des Landesherren oder häufig selbst naher Anverwandter denselben aufrichtigen und tiefen Schmerz empfinden, wie sich ein solcher unter ähnlichen Verhältnissen bei Europäern kund giebt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß, wenn der Inhaber des Drachenthrones stirbt, die Bevölkerung ihr Bedauern darüber nur deshalb an den Tag legt, weil solch ein Vorfall ihrem persönlichen Komfort und Vergnügen für viele Monate Einhalt thut. In Anbetracht dieser Thatsache sollte der sehnlichste Wunsch eines jeden Chinesen sein: „Lang lebe der Kaiser!"

Die Ahnenverehrung.

Zu den interessantesten Streitfragen, die das Familien- und religiöse Leben der Chinesen betreffen, und die heutigen Tags noch immer auf das heftigste erörtert werden, gehört die Ahnenverehrung, welche man als den Schlußstein von Chinas sozialem Gebäude bezeichnet hat. Bereits zu Anfang der gegenwärtigen Dynastie, mithin im 17. Jahrhundert, ist diese Totenehrung ein großer Streitpunkt zwischen den verschiedenen katholischen Missionaren, die damals in China thätig waren, gewesen. Sie ist auch noch heute der Zankapfel für Sendlinge der verschiedenen Religions-Genossenschaften. Während die eine Partei die Ahnenverehrungsgebräuche einfach für eine löbliche Kundgebung kindlicher Ehrfurcht den verstorbenen Eltern gegenüber ansieht, erklärt sie die andere Partei, die sich wohl ausschließlich aus Missionaren zusammensetzt und diesen Kult mit „Ahnenanbetung" bezeichnet, nur als Götzendienst, welcher allen Neubekehrten auf das strengste verboten werden muß. Mit Bestimmtheit darf aber wohl behauptet werden, daß die Totenverehrung zur Zeit das einzige System ist, welches alle Volksklassen vereinigt und in der Brust des Chinesen ein tiefes, religiöses Gefühl hervorruft.

Hören wir, was einer der bekanntesten protestantischen Missionare (ein Engländer), gegenwärtig noch in China thätig, über den Ahnenkult schreibt: „Praktisch genommen, sind alle Religionssysteme der Chinesen nur Zusätze dieser Totenanbetung, welche Confucius und seine Nachfolger dem gesamten Volke so nachdrucksvoll und tief eingeprägt haben. Buddhistische und taoistische Priester widmen den größten Teil ihrer Zeit und ihre Aufmerksamkeit ebenfalls dem einträglichen Geschäfte, die Schatten der Verstorbenen zu versöhnen, um so zwischen Lebenden und Toten die Eintracht aufrecht zu erhalten. Diese Priester lehren nämlich, daß Krankheit und jedes andere Unglück, von dem die Menschheit befallen wird, nur die Strafen dafür sind, daß die Lebenden sich nicht um die Toten gekümmert haben. Indem man nun den Toten gewisse Dienste erweist, schützt sich der Lebende vor Unfällen. Mag auch schon die Lehre eines Confucius bedeutend zur Erhaltung der Einigkeit der chinesischen Nation beigetragen haben, so ist sie andererseits doch die Ursache dafür gewesen, daß ein System eingeführt wurde, demzufolge die nach Hunderten von Millionen zählende Bevölkerung des Landes zu denkbar niedrigsten Sklaven gemacht worden ist, zu ehrerbietigen Unterthanen den Toten gegenüber."

Ein anderer bekannter Missionar (Amerikaner) schreibt über den Gegenstand in folgender Weise: „Man muß die Ahnenanbetung als Götzendienst ansehen und zwar aus nachstehenden Gründen. Zerlegen wir die Götzenanbetung der Chinesen, so werden wir finden, daß sich dieselbe zusammensetzt aus Fußfällen, Anrufung und Opfern. Hierdurch erhoffen sie gewisse

Gottheiten zu versöhnen, und somit Unfällen vorzubeugen. Und dies ist gerade, was die Chinesen thun, wenn sie ihre Ahnen anbeten. Der Besuch von Tempeln und die Andacht im Familienkreise, religiöse Umzüge u. dergl. stehen größtenteils direkt oder indirekt mit der Totenanbetung in Verbindung. Letztere übt auf die religiöse Umnachtung der Bevölkerung einen zehnmal größeren Einfluß aus, als alle Götzen des Landes, die nicht damit in Verbindung stehen. Der Ahnenanbetung muß man es vornehmlich zuschreiben, daß die chinesische Nation seit vielen Jahrhunderten stets auf die Vergangenheit zurückblickt, anstatt thatkräftig in die Zukunft zu schauen."

Doch hören wir nun auch die andere Partei, was sie hierauf zu entgegnen hat. Worin besteht, so fragt sie, diese vielumstrittene Ceremonie der sogenannten Totenanbetung?

In jedem Hause findet sich eine Art Ahnenhalle, d. h. ein Platz, wo auf einem Tische, in einer Nische u. dergl. Holztäfelchen aufgestellt sind, welche die Namen der verstorbenen Familienmitglieder tragen. Vor denselben werden nun täglich Räucherkerzchen angezündet und papierne Nachahmungen von Silberbarren verbrannt, wobei eine Verbeugung oder ein Akt der Verehrung gemacht wird. Zur Zeit des „Tsingming"-Festes, welches Anfang April fällt, findet der Besuch der Grabhügel statt. Die ganze Verwandtschaft pilgert an diesem Tage zu den Gräbern, mit sich führend Speisen und Getränke, Kerzen und Weihrauch, und vollführt dort eine Reihe von Ceremonien. Das Grab wird gereinigt und wieder vollständig in Stand gesetzt. Am Ende des Festtages werden lange Streifen weißen Papiers am Grabhügel auf Bambusrohrstangen befestigt, um allen Vorübergehenden anzuzeigen, daß die Riten vollzogen sind.

Umkränzen nicht auch wir, so fragen die Gegner der Missionarsansicht, die Bildnisse der uns teuren dahingeschiedenen Angehörigen in unseren Wohnungen? Pilgern nicht auch wir hinaus auf den Friedhof zu den Gräbern unserer Anverwandten zu verschiedenen Zeiten des Jahres? Die Gräber werden geschmückt, Kränze niedergelegt, Kerzen angezündet. Knieen nicht auch bei uns die Verwandten am Grabe oder stehen in stummer, andächtiger Haltung vor dem Grabhügel, unter dem die Leiber der Familienglieder ruhen?

Bezeichnend und würdig ist, was ein früherer Gouverneur der englischen Kronkolonie Hongkong in seinem Buche über die Chinesen mit Bezug auf den Totenkult sagt: „Solcher Art sind die harmlosen, wenn nicht verdienstvollen Formen der Ehrfurcht für die Toten, welche die Jesuiten weise bei ihren Konvertiten duldeten, wohl bekannt mit den Folgen einer Ausrottung dieser liebevollen Vorurteile. Doch der Haufe unwissender Mönche (Franziskaner und Dominikaner), welcher durch die Bresche sich eindrängte, die die Jesuiten geschaffen hatten, eifersüchtig vielleicht auf deren Erfolg, benutzte dieses als einen Angriffspunkt gegen dieselben, bis endlich dieser Zankapfel dem Papste zur Entscheidung vorgelegt wurde. Seine Heiligkeit begünstigte den bigotten



Eine chinesische Familie bei der Ahnenverehrung.

und unweisen Teil, was zur Vertreibung aller Arten Mönche führte (1811). Der Totenkult ist aber keineswegs Götzendienst, weil die Chinesen den unsichtbaren Geistern, nicht aber irgend einer figürlichen Darstellung ihre Verehrung darbringen."

Wir wollen hiermit die Kontroverse abbrechen. Man kann allerdings nicht leugnen, daß die Ahnenverehrung gar mächtig in das gesellschaftliche Leben des Volkes eingreift. Sitten und Gewohnheiten, Richtersprüche, Ernennungen zu Beamtenstellen, ja selbst die Wahl eines Thronfolgers des Kaiserreiches werden durch dieselbe beeinflußt. Findet z. B. ein Richter einen eines schweren Vergehens Angeklagten für schuldig, so stellt er vor seinem Urteilsspruche zuerst die Frage an den Überführten, ob sein Vater oder seine Mutter noch am Leben seien, oder, falls tot, seit wie langer Zeit, und ob er noch Brüder habe. Sollte sein Vater oder seine Mutter erst kürzlich verschieden und er der älteste oder einzige Sohn sein, so wird der Richter ihn viel leichter bestrafen, als wenn seine Eltern noch am Leben und er der zweite oder dritte Sohn wäre. Richter nehmen nämlich nicht gern die Verantwortung auf sich, einen Menschen in eine Lage zu versetzen, in der es ihm unmöglich ist, dem Ahnenkult nachzukommen.

Auch die Thronfolge wird, wie soeben angedeutet, durch den Totendienst beeinflußt. Stirbt ein Kaiser, so muß sein Nachfolger jünger als er sein, weil er beim Grabe seines Vorfahren gewisse Riten ausführen muß. Diese Huldigung darf aber nur von einem Jüngeren dem Älteren dargebracht werden. Die Thronbesteigung des Kaisers Kuang Hsü liefert hierfür ein Beispiel. Der letzte Kaiser, Tung Tschi, starb im Jahre 1875, etwa zwanzig Jahre alt, und hinterließ keine Nachkommen. Zum Thronfolger hätte Prinz Kung (ein jüngerer Bruder Kaiser Hien Fengs, † 1862), der viele Jahre lang Premier-Minister gewesen war, oder ein anderer erwachsener Prinz ernannt werden sollen. Doch durfte eine solche Wahl nicht stattfinden, weil Tung Tschis Nachfolger jünger als der Verstorbene sein mußte. Das einzige Mitglied, welches in der kaiserlichen Familie diesen Anforderungen entsprach, war der drei Jahre alte Sohn des Prinzen Tschun, und dieser wurde als Kuang Hsü zum Kaiser ernannt. Die Kaiserin-Witwe übernahm inzwischen die Regentschaft. Da aber Tung Tschi ohne Nachkommen gestorben war und somit niemanden hinterließ, der an seinem Vater (Kaiser Hien Feng) und an ihm selbst die Riten des Ahnenkult vornehmen konnte, so wurde Kuang Hsü zum Erben Hien Fengs ernannt und Kuang Hsüs erster Sohn — nebenbeigesagt zur Zeit noch nicht geboren — zum Erben Tung Tschis eingesetzt.

Zum besseren Verständnis wollen wir einige Dogmen und Bräuche, die auf den Ahnenkult Bezug haben, erwähnen. Der Chinese glaubt, daß die Verstorbenen dieselben Bedürfnisse wie die Lebenden haben. Sie gebrauchen daher Nahrung und Kleidung, Geld u. dergl. Auch freuen sich die Toten über solche Gaben im gleichen Maße wie die Lebenden. Bezüglich des

Spenders derselben sind sie völlig auf ihre lebenden Anverwandten angewiesen. Da aber die Schatten unsichtbar sind, so muß auch alles für ihren Gebrauch Bestimmte — die Speisen ausgenommen — unsichtbar gemacht werden, und zwar durch Verbrennen. Auch steht es in der Macht der Verstorbenen, in die Häuser der Lebenden zurückzukehren und letztere zu belohnen oder zu bestrafen, je nachdem man sie in der Geisterwelt behandelt hat. Man glaubt nämlich, daß die von ihren Nachkommen vernachlässigten Ahnen, sowie auch die Manen ausgestorbener Familien, im Jenseits als Bettlergeister umher irren und sich gezwungen sehen, sich zu den Schatten derjenigen zu gesellen, die im Kriege, auf See und des Hungers gestorben, oder in fremden Ländern und dort beerdigt sind. Da die Gräber der letztgenannten unbekannt sind, so kann man ihnen auch nicht opfern, wie überhaupt die Riten des Totenkult an ihren Gräbern nicht ausführen. Fast jedes Unglück, welches den Menschen zustößt, wird diesen unglücklichen Geistern zugeschrieben, gleichviel ob jemand an deren Lage schuld ist oder nicht.

Wir haben bereits gesehen, daß die Ahnenverehrung bei den mit einem Begräbnisse verbundenen Riten eine große Rolle spielt. Nach chinesischer Anschauung hat der Mensch drei Seelen. Eine derselben verbleibt nach dem Tode im Körper und wird mit ihm zu Grabe getragen. Die zweite hält sich in der Ahnentafel auf, die dritte wird in der Unterwelt in Gefangenschaft gehalten. Man muß daher den Totenkult an drei verschiedenen Plätzen vollziehen, nämlich am Grabe, vor der Ahnentafel und vor dem Götzenbilde der Bezirksgottheit, welche die Untersuchung gegen den Verstorbenen führt und ihn auch bestraft.

Der Schatten des Dahingeschiedenen wird namentlich vom neunten bis zum siebzehnten Tage nach dem Ableben einer Person auf das Beste bewirtet, da man annimmt, daß er sich während dieser Zeit in Gemeinschaft mit mehreren Geistern wieder im Schoße seiner Familie befindet. Auf einem Tische in der Familienhalle wird die Tafel des erwarteten Schattengastes aufgestellt, vor der die Anverwandten niederknieen, ihre Fehler bekennen und Besserung versprechen. Priester schreiten dann um den Tisch herum, singen und beten, und schlagen Gongs. In einem Nebenzimmer stehen Speisen für die Schattengäste aufgetischt. Der Oberpriester betritt diese Räumlichkeit und ladet die Geister ein, von den Speisen zu genießen. Zaubersprüche murmelnd, schwingt er ein aus Kupfergeld hergestelltes Schwert nach allen Himmelsrichtungen und ersucht die Geister, sich wieder auf den Weg zu machen und die Ruhe der Familie nie wieder zu stören. Die Familienmitglieder setzen sich darauf zu einem Schmause nieder, bei dem die für die Geister bestimmten Speisen verzehrt werden.

Niemand wird wohl sagen können, daß dieser Ahnencult, der so tief in das nationale Leben und die Denkweise der Chinesen eingedrungen ist, nicht der Verbesserung und Abänderung bedürfe: es würde schwer fallen

einen religiösen Ritus zu finden, von dem nicht das Gleiche gesagt werden könnte. Diesen Ahnencult begleiten abergläubische Ansichten, aber dies sind ebenso ergänzende Notwendigkeiten des Kultus, als für den Bekenner des katholischen Glaubens der Glaube an die Wirksamkeit der Reliquien und Todenmessen ist.

Eine der Klagen, die in den gegen das Christentum gerichteten Schmähschriften vorgebracht werden und die auch zu dem schrecklichen Tientsin-Blutbade (1870) führte, lautet: „Wenn jemand diesen Glauben annimmt, muß er zuerst seine Ahnentafel verleugnen."

Ein bekannter Literat drückte sich unlängst in einem Gespräche mit einem Missionar wie folgt aus: „Ihre verehrte Religion ist gut, aber es giebt ein Ding, wozu Sie uns Chinesen nie werden bewegen können, und das ist das Aufgeben unseres Ahnencults." Und in ähnlicher Weise haben sich eine große Anzahl von hochstehenden und gelehrten Chinesen geäußert. Wir dürfen nie vergessen, daß der Chinese, der seinen Ahnencult aufgiebt, sich als aus seiner Familie ausgestoßen betrachten muß. Wie schwierig wird es demnach sein ihn zu überreden, zum Christentum überzutreten.

Der Ahnencult wird, wie schon erwähnt, von den Missionaren als Abgötterei und unvereinbar mit dem christlichen Glauben erklärt. Aber sie sollten bedenken, daß sie hierbei die wahren Grundsteine des chinesischen Reiches nebst allen seinen Einrichtungen berühren.

Die Chinesen sind heute eben so wenig wie vor zweihundert Jahren geneigt, ihren Cult abgeschafft zu sehen. Da man ihnen den Eintritt in die christliche Kirche versagt, ausgenommen sie geben die Ahnenverehrung auf, so sind sie über den zu nehmenden Ausweg nicht im Zweifel.

Es wäre ein großer Fortschritt, wenn die Missionen ihre Stellung in Bezug auf den Ahnencult Chinas ändern würden.

Wir wollen unser Thema mit einem Passus zum Abschluß bringen, mit dem ein bekannter Sinologe*) seiner Ansicht über den Totenkult Ausdruck giebt. Er schreibt: „Es ist mehr als zweifelhaft, ob beim Totenkult Götzendienst ein wesentlicher Bestandteil ist. Götzendienst ist doch die Anbetung von Götzen oder Bildern, überhaupt von allem von Menschen Gemachten oder was nicht Gott ist. Wenn nun die Chinesen ihre Toten als Götzen „anbeten", so beten sie in derselben Weise auch ihre lebenden Eltern an, denn die Totenfeier ist ja nur eine Fortsetzung der kindlichen Liebe, die den Lebenden erwiesen werden soll. Der Kult enthält eben keine Anbetung in

*) P. G. von Möllendorff, kaiserlich chinesischer Seezoll-Direktor, in seinem Werkchen: „Das Chinesische Familienrecht", zuerst veröffentlicht im „Ostasiatischen Lloyd" (1895). Dieser Abhandlung sind auch eine Anzahl von Angaben über das Familienrecht, welche die vorhergehenden Aufsätze enthalten, entnommen.

unserem Sinne des Wortes, er ist nur äußere Religion und in seinem ganzen Charakter nichts als eine Gedächtnisfeier. Der Brauch hat aber im Herzen des chinesischen Volkes tiefe Wurzeln geschlagen, daß er nur allmählich daraus verdrängt werden kann. Ein wirklich zum Christentum Bekehrter wird den damit verbundenen Aberglauben bald von selbst aufgeben, die äußere Form des Brauches mag ihm noch eine Zeit lang teuer bleiben. Die alte Kirche war hierin weiser als unsere heutigen Missionare. Alte Bräuche, die dem neuen Glauben gefährlich schienen, und deren Verbot unklug gewesen wäre, wurden in kirchliche Feste umgewandelt. Die Einführung des Christentums in England und Deutschland bietet dafür viele Beispiele."

Mann und Weib.

Des Dichters Wort: „Der Frauen Zustand ist beklagenswert" hat im gesamten Orient von altersher Geltung gehabt, aber ganz besonders gilt dies vom chinesischen Reiche, wo von jeher die Frau eine ganz bedeutend niedrigere Stellung eingenommen hat, als ihr zukommen sollte. Auch noch heute ist der Thätigkeitskreis der Chinesin ein äußerst beschränkter. Falls sie ihr Glück findet, so ist dies einzig und allein in ihrem eigenen eng begrenzten häuslichen Leben der Fall. In China ist der Mann „Yang", d. h. Herrscher oder Herr der Schöpfung, und das Weib „Yin", d. h. einfältig, wertlos. Das Weib ist nicht die Gefährtin des Mannes und kann es in der chinesischen Gesellschaft, wie sie heute ist, auch nicht sein. Wenn eine junge Frau in die neue Familie eingeführt ist, so hat sie scheinbar mit niemand weniger zu thun, als mit ihrem Gatten. Derselbe würde sich fast schämen, wenn man ihn mit seiner Frau sprechen sähe, und daher winkt einer jungen Gemahlin in ihrem neuen Heime kein Glück. Sie muß sich daran gewöhnen, als Kind betrachtet zu werden, und hat von allen Seiten abstoßende Behandlung zu erwarten.

Der Gewohnheit der alten Chinesen zufolge dürfen Knaben und Mädchen von ihrem siebenten Lebensjahre an nicht zusammen essen oder verkehren. Diese Absonderung wird gegenwärtig noch so weit getrieben, daß die Frau ihre Kleider nicht an denselben Nagel hängen darf, an dem die des Mannes hängen. Auch soll das Weib nicht dieselbe Badewanne wie ihr Mann benutzen. Ja, es ist selbst nicht schicklich für eine Frau, mit ihrem Gatten zusammen zu essen. Unter den unteren Volksschichten befolgt man allerdings glücklicherweise diese thörichten Verordnungen nicht immer genau, doch ist diese chinesische Sitte (und orientalische überhaupt) recht charakteristisch und muß die Gedanken des aufmerksamen Beobachters anregen. Sie markiert

eine ganz verschiedene Auffassung des Begriffes und eine ganz andere Stellung des Weibes darin, ganz verschieden von den Begriffen, an welche wir Europäer gewöhnt sind.

Der Ansicht des Chinesen nach wird die Frau geboren, um ihm als Sklavin zu dienen, und diese Leibeigenschaft ist eine gar bittere: ein Leben der Unterthänigkeit ihren Schwiegereltern gegenüber nach der Hochzeit. Aber das Leben einer Sklavin ihres Mannes steht ihr auch in der nächsten Welt bevor, denn sie gehört ihm dort ebenfalls an, da es ihr nicht erlaubt ist, nach seinem Tode sich an einen anderen Mann zu verheiraten. Ein solcher Schritt würde gegen die Gefühlsempfindung des Volkes verstoßen. Deshalb sagt ein chinesisches Sprichwort: „Glücklich ist die Frau, die vor ihrem Manne stirbt.“ Sollte nun auch schon eine Chinesin „univira“ sein, so kommen dennoch Fälle von Wiederverheiratung häufig genug vor. Zumeist zwingt wohl die Armut die Weiber hierzu, mitunter geschieht es allerdings auch der Familie zum Trotz. Hierauf deuten zwei chinesische Sprichwörter: „Wenn der Himmel regnen oder deine Mutter sich wieder verheiraten will, so giebt es kein Hindernis“, und: „Die Jungfrau heiratet, weil die Familie es will; die Witwe, weil sie es selbst will.“

Schenkt die Gattin ihrem Manne einen Sohn, so wird ihre niedere Stellung dem Gatten gegenüber etwas gehoben, d. h. innerhalb ihres Familienkreises.

Das Sprichwort sagt: „Wie sich der Himmel zur Erde verhält, so verhält sich auch der Mann zur Frau.“ Die ganze Erziehung der Frau ist dahin gerichtet, sie vollständige Unterwürfigkeit ihrem Gatten gegenüber zu lehren; einen eigenen Willen darf sie nicht haben. Ladet ihr Mann Freunde zu sich ins Haus, so wird sie unsichtbar. Der Gatte würde es für eine Beleidigung ansehen, falls ein Gast sich nach dem Befinden seiner Frau erkundigte. Die Eintönigkeit ihres Lebens wird nicht einmal durch das Vergnügen eines Spazierganges unterbrochen, denn will sie einen Besuch abstatten, so muß sie, angenommen sie gehört den einigermaßen besseren Ständen an, in einer Sänfte den Weg antreten. Die Ritterlichkeit, welche im Abendlande dem „ewig Weiblichen“ gegenüber so stark an den Tag tritt, ist in China vollständig unbekannt.

Findet man auch mitunter in Europa, daß die Eltern ihre Töchter gegen deren Herzensneigung an reiche oder hochgestellte Personen verheiraten, so stößt man fast in jeder chinesischen Familie auf ein Gegenstück hierzu. Wie wir gesehen haben, spielt die Neigung der Tochter bei Heiraten auch nicht die denkbar geringste Rolle. In seine Gemächer eingeschlossen, hat das junge Mädchen nur wenig oder gewöhnlich gar keine Gelegenheit, den zukünftigen Gatten zu sehen und kennen zu lernen. Der Wunsch und die Wahl ihrer Eltern oder Verwandten ist unumstößliches Gebot. Jede Herzensneigung zwischen Mann und Weib wird für unpassend gehalten. Aus dieser An-

schauungsweise mag sich auch zum Teil die eigentümliche Thatsache erklären, daß das Küssen unter den Chinesen etwas ganz Unbekanntes ist. Zwar kann man überall sehen, wie Mütter ihre kleinen Kinder liebkosen, doch küssen sie dieselben nie. Der Chinese ist eben die Quintessenz alles Prosaischen.

Gleichviel wie tief die Zuneigung einer Tochter ihren Eltern gegenüber sein mag, so muß dieselbe nach der Verheiratung einen harten Rückschlag erleiden, weil von da an das Mädchen für die nächsten Blutsverwandten sozusagen verloren geht und fortan dem Familienkreise des Gatten angehört. Mit der Verheiratung reißen demnach alle Bande, welche die Tochter bislang an das Elternhaus knüpften; ihr Name wird aus dem Familienregister gestrichen. Sie darf ihre Eltern dann und wann besuchen, aber sich nie lange bei ihnen aufhalten. Ja, nichts würde mehr gegen den guten Ton verstoßen, als wenn sie ihrem Manne in ihrem Elternhause ein Kind schenken würde.

In China herrscht nämlich die eigentliche Anschauung, daß die Kinder nur im väterlichen Hause das Licht der Welt erblicken dürfen. Diese Denkweise ist so fest und tief eingewurzelt, daß Mütter, wenn sie gerade vom Hause abwesend sind und ihrer Entbindung entgegensehen, sich den größten Strapazen und Gefahren aussetzen, nur um nicht gegen diese Sitte zu verstoßen; denn Verstoß dagegen bringt sie in tiefe und dauernde Ungnade bei ihren Männern und Schwiegereltern. Ereignet es sich trotz alledem, so begiebt sich die Familie des Ehemannes mit einem Gespann Ochsen zu den Schwiegereltern, um bei diesen den Hof umzupflügen. Der Ehemann muß einen Topf voll Reis für seine Schwiegermutter kochen, wodurch, wie man glaubt, die drohende Gefahr gänzlicher Verarmung abgewendet werden soll. Dieser Aberglaube liegt nämlich dieser sonderbaren Sitte zu Grunde.

Die Frauen, welche den unteren Volksschichten angehören, haben in mancher Hinsicht mehr Freiheit als die der besseren Klassen. Sie sind nicht an das Haus gebunden, sondern bewegen sich, da es ihre Lebensbedürfnisse erfordern, in der Öffentlichkeit, um ihren Geschäften nachzugehen. Die Frau und die Töchter eines Bauern sind ihm bei der Bestellung des Feldes behilflich. Dienerinnen machen auf der Straße Einkäufe und besorgen Aufträge, und die große Bootbevölkerung Chinas lebt uneingeschränkt zusammen.

Die große Unwissenheit, in der die Frauenwelt aufgewächst, ihr blinder Gehorsam und ihre sklavische Unterwürfigkeit, die Vielweiberei, — dies alles sind Faktoren, die dem Manne nur wenig Achtung vor den Frauen einflößen können. Aus den volkstümlichen Redensarten geht bereits hervor, was der Chinese vom schwächeren Geschlechte denkt. Er schildert das Weib als ein niedriges Geschöpf, kurzsichtig und unzuverlässig, als eine Fleischwerdung der Eifersucht, was er mit folgenden Worten ausdrückt: „Es ist unmöglich, eifersüchtiger und giftiger zu sein, als eine Frau.“

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn dem Chinesen die Stellung, welche die Frau des Abendlandes dem Manne gegenüber einnimmt, nicht

nur höchst sonderbar, sondern sogar ganz unverständlich vorkommt. Denn nichts erscheint ihm fremder, als der Gedanke, daß das Weib dieselben gesellschaftlichen Rechte und Vorrechte genießen sollte, wie der Mann. Daß Mann und Frau zusammen ihre Mahlzeiten einnehmen und an den Vergnügungen des Lebens gemeinsam Teil nehmen sollten, ist für den Chinesen, gleichviel ob Patrizier oder Plebejer, ein unlösbares Rätsel.

Und doch wird der Sohn des Reiches der Mitte nie zugeben, daß die vollständige Trennung beider Geschlechter in China einfach die Folge der Verachtung ist, mit der er auf das Weib niederblickt. Er wird vielmehr behaupten, daß diese Sitte ihren Grund darin hat, daß man die Sittenreinheit der Frau zu bewahren wünsche. Die Civilisation habe in China noch nicht jene hohe Stufe erreicht, um es Gattinnen und Töchtern selbst zu überlassen, Beschützer ihrer eigenen Tugend zu sein. Den Besuch eines Theaters verbiete man den Frauen deshalb, weil man sie vor der Berührung mit der Welt zu schützen suche, und hauptsächlich aus dem Grunde, weil auf der chinesischen Bühne mitunter sehr obscöne Stücke gespielt würden.

Trotzalledem versteht es in China weiblicher Scharfsinn und weibliche Gewandtheit sich zu behaupten, und weibliche Individualität weiß häufig ihre Stellung mit Erfolg zu verteidigen, selbst wo Sitte und Brauch ihr eine scheinbar niedrige Stellung anweisen. Obgleich der Mann unter gewissen Umständen das Recht über Tod und Leben seiner Frau hat, so findet man doch nicht häufig, daß er sein Weib schlagen wird. Ja, es ist sogar keine allzu seltene Begebenheit, daß das weibliche Geschlecht in China ihre Gatten so meisterhaft unter dem Pantoffel hält, wie dies nur zu oft in unserem eigenen Vaterlande der Fall ist. In den bürgerlichen Schauspielen der Chinesen spielt der Erzpantoffelheld eine hervorragende Rolle. Das chinesische Sprichwort sagt: „Nur der Narr steht unter dem Pantoffel.“

Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Die Schwiegermutter ist in einer chinesischen Familie ein äußerst wichtiges Element. Wie kann es auch anders sein, da die Mädchen so jung verheiratet werden und weder Erfahrung noch Selbstbeherrschung haben. Man hört viel von der Tyrannei und Grausamkeit dieser Schwiegermütter. Wenn auch nicht alles wahr ist, so steht es damit doch schon schlimm genug. Man darf allerdings nicht vergessen, daß die Schwiegermutter für eine chinesische Familie ein notwendiges Übel ist, ohne welches die Familie auseinander gehen würde. Der Schwiegervater kann das häusliche Szepter nicht führen, selbst wenn er den ganzen Tag zu Hause wäre, denn die Schicklichkeit würde es ihm verbieten. In Familien ohne Schwiegermütter sind meistens noch

größere Übelstände anzutreffen, als die schlimmste Schwiegermutter verursachen würde.

Man darf wohl den Satz aufstellen, daß die verheiratete Chinesin, nachdem ihr Hauptwunsch, Söhne ihr eigen zu nennen, erfüllt worden ist, nichts so sehr ersehnt, als eine Schwiegertochter zu besitzen. Der Grund für diese beiden Wünsche ist derselbe, nämlich: Sprößlinge und nahe Verwandte um sich zu haben, die ihr im Alter als Stütze dienen und die ihrem Haushalt zur selben Zeit eine gewisse Würde verleihen. Hieraus erklärt es sich auch teilweise, warum chinesische Eltern es in der Regel mit der Verheiratung ihrer Söhne so eilig haben; denn die Schwiegermutter übt bis an ihr Ende eine unumschränkte Gewalt über die Schwiegertochter aus. Sie kann von ihr gescholten, beschimpft und körperlich gezüchtigt werden. Nur wenn diese Züchtigung zu weit geht, schreitet die Familie der armen Schwiegertochter ein, aber nicht auf dem Wege des Gesetzes, das hier wertlos ist, sondern mit brutaler Selbsthilfe.

Es ist sicherlich ein hartes Los, von dem die Schwiegertochter betroffen wird, indem sie vor ihrer Schwiegermutter verheimlichen muß, daß sie es verstanden hat, die Zuneigung ihres Gatten zu gewinnen. Würde dieses bekannt, so setzte sie sich fortwährendem Spott und Vorwürfen aus. Im öffentlichen Leben muß sie daher heucheln, daß ihre Schwiegereltern ihr über alles gehen. Wenn sie mit ihrem Gatten allein ist, ändern sich natürlich die Umstände. Das Schicksal der Dienerinnen des Hauses ist oft beneidenswerter, als das einer Schwiegertochter. Ihre eigenen Kinder müssen sogar so aufgezogen werden, wie es die Großeltern vorschreiben. Befällt die ersteren ein Unglück, so wird sie mitunter dafür bestraft. Ihr Platz ist nicht an der Seite ihres Gemahls, sondern zu den Füßen dessen Mutter. Sollte sie kinderlos sterben, so zieht niemand Trauerkleider um sie an, ihrem Sarge folgt kaum ein Familienmitglied.

Leidet nun auch schon die Schwiegertochter unter der Willkür ihrer Schwiegermutter zu Lebzeiten ihres Mannes ganz außerordentlich, so gestaltet sich ihr Los nach seinem Tode gewöhnlich nur noch um so trauriger. Man wirft ihr häufig vor, daß ihr „Unglück" an seinem Dahinscheiden schuld ist. Ihre Kinder gehören nicht ihr, sondern den Eltern des Mannes an. Sollte sie sich zum zweiten Male verheiraten, so darf sie ihre Kinder nicht zu sich nehmen. Schließen sich die Kinder dennoch ihrer Mutter an, so verlieren sie dadurch alles Anrecht auf eine etwaige Erbschaft. Die Söhne aus ihrer zweiten Ehe werden nicht zu den Staatsprüfungen zugelassen, während den Söhnen einer Nebenfrau dieses Vorrecht nicht versagt wird.

Mag nun die Schwiegertochter auch eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen, so stehen ihr andererseits Rechte zu, die niemand mit Füßen treten darf, angenommen, daß sie Verwandte hat, die ihre Partei vertreten. Letztere schützen sie wohl stets vor einer zu schlechten Behandlung seitens der

Schwiegermutter. In den vielen Fällen, in welche eine Schwiegertochter durch rohe Behandlung zum Selbstmord getrieben wird, giebt es ein Nachspiel, dessen Charakter lediglich von der Zahl und dem Ansehen ihrer Verwandten abhängt. Zuerst benachrichtigt man die Eltern, daß ihre Tochter gestorben sei, denn ohne dieselben kann das Begräbnis nicht stattfinden. Sollte es doch vor sich gehen, so würde man die Leiche wieder ausgraben, um sich zu überzeugen, daß sie keines unnatürlichen Todes gestorben ist, was man immer argwöhnt, wenn die Leiche ohne Todesanzeige eingescharrt wird.

Nichts wird aber von den Verwandten mehr gefürchtet, als daß die Schwiegertochter Selbstmord begehen könnte. Letztere macht daher oft den Versuch, sich das Leben zu nehmen, in der Hoffnung, daß man sie an ihrem Vorhaben hindern wird. Ist nun auch einerseits ein unerträgliches Leben die Ursache für den Selbstmord, so begeht ihn die Schwiegertochter in vielen Fällen einfach in einem Anfalle rachsüchtiger Aufregung. Sie glaubt nämlich hierdurch ihre Schwiegereltern, oder wer sonst sie beleidigt und mißhandelt haben mag, zu zwingen, ihre Behandlung auf das bitterste zu bereuen. Im Geiste stellt sie sich vor, welche Störung ihr Tod im Familienkreise verursachen wird, welch ein Entsetzen die Herzen aller derer ergreifen muß, die in ihr Zimmer treten und sie dort tot vorfinden. Sie malt sich den schrecklichen Zorn ihres Vaters und ihrer Brüder aus, die Schlichtung des Vorfalles und die damit verbundenen großen Kosten, welche von denen getragen werden müssen, die sie zum Selbstmord getrieben haben; das großartige Begräbnis, und, schließlich, die Gelegenheit, welche ihr Geist fortan haben wird, ihren lebenden Verwandten alle denkbaren Übel zuzufügen! Sie, die bislang stets verachtet wurde, wird sich in Zukunft als eine stark gefürchtete Macht Geltung verschaffen können, — warum sollte man sich unter diesen verlockenden Aussichten noch lange besinnen? Gedacht, gethan, — sie nimmt sich das Leben.

Wie gesagt, in all solchen Fällen nimmt man nur selten die Hilfe des Gerichts in Anspruch. Mehrere starke Bedenken halten die Eltern davon zurück. Es ist ihnen fast niemals möglich, die Schuld des Schwiegersohnes oder der Familie zu beweisen, weil sie die Sache immer so darzustellen wissen, daß die Schuld auf der Verstorbenen hängen bleibt. In Wirklichkeit schreitet das Gesetz bei Händeln zwischen Mann und Weib nicht ein. Wenn der Ehemann zugeben muß, daß er seine Frau geschlagen hat, so braucht er als Grund bloß anzugeben, daß sie sich gegen seine Eltern nicht so betragen hätte, wie es einer Tochter zukommt; dann steht er vor dem Gericht immer ganz makellos da.

Noch ein anderer Grund hält die Leute davon meistens ab, die Hilfe des Gerichts anzurufen, wenn ihre verheiratete Tochter zum Selbstmord getrieben wird, und das ist die Leichenschau. Diese ist vollkommen öffentlich, so daß das Volk selbst sehen kann, wie die Sache liegt. Auf irgend einem

freien Platze im Dorfe wird ein Mattenzelt aufgeschlagen, und bald wimmelt das Dorf von Gerichtspersonen. Die Leiche der Selbstmörderin liegt unbedeckt auf einer Matte und ist vor und nach der Untersuchung den Blicken aller Neugierigen ausgesetzt. Um die Schande einer solchen öffentlichen Schaustellung zu vermeiden, sind die bittersten Feinde häufig nur zu gern bereit, die Entscheidung der Frage in die Hände der Mittelmänner zu legen. Diese setzen die Bedingungen fest, unter welchen man die Sache als abgemacht und ausgeglichen betrachten will. Ist sie reich, so bestehen die Eltern der verstorbenen Frau darauf, daß das Begräbnis mit ungeheuren Kosten vor sich geht. Es herrscht der Grundsatz dann vor, die Familie der Schwiegermutter so viel wie nur eben möglich zu schröpfen. Nur bares Geld darf man nicht annehmen, weil das als unanständig gilt. Von der häufig recht großen Aussteuer der Frau geht nach ihrem Tode (im Falle von Selbstmord) kein Stück an ihre Eltern zurück; eher werden die Sachen auf dem Grabe verbrannt, wie auch die Totenkleider, die nicht mehr in den Sarg hineingehen.

Jedes Jahr begehen Tausende von chinesischen Weibern Selbstmord. Die Zahl der dadurch ernstlich in Mitleidenschaft gezogenen Personen zählt nach Zehntausenden, und große Geldsummen werden in endlosen Prozessen verschwendet. Diese Übelstände sind nur eine Folge davon, daß man dem Weibe keine Rechte zuerkennt, welche der Mann zu achten hätte. Das Gesetz schützt die Weiber nicht während ihres Lebens. Das bischen Gerechtigkeit, welches man für sie durch Krawalle und Landfriedensbruch erzwingt, kommt ihnen erst zu gute, wenn sie tot sind. Bei Begräbnissen von Selbstmörderinnen geht es mitunter, selbst wenn die Mittelmänner die Sache auch noch so gut geordnet zu haben glauben, laut her, man beschimpft sich am Grabe gegenseitig, es kommt sogar zu Schlägereien.

Obgleich obiges Bild gewiß viele starke Schattierungen aufweist, so darf man doch nicht glauben, daß man in China ein häusliches Glück nicht kennt und unter den Chinesen keine friedlichen und zärtlichen Familienverhältnisse auffindet. Nicht jedermann lebt genau nach seinen Glaubensvorschriften. So giebt es denn auch im Reiche der Mitte gar manches alte Elternpaar, dem nichts mehr am Herzen liegt, als seine Familie und die nächsten Verwandten glücklich und zufrieden zu sehen, das es sich angelegen sein läßt, die jüngeren Familienmitglieder durch lehrreiche Worte und gute Ermahnungen zu erziehen. Mögen solche Versuche auch nicht stets gelingen, so findet man doch in China zahlreiche Familien, wo „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind" in ebenso friedlichem und liebevollem Einverständnis unter einem gemeinsamen Dache zusammen leben, wie in unserem eigenen Heimatlande.

Freiwilliger Witwentod.

Die höchst überspannte Anschauung, den Begriff „wahre Treue" betreffend, die unter gewissen Sekten Indiens noch heute vorherrscht, und die den Selbstmord von Witwen zur Folge hat, findet man auch in China vor, wenn auch schon in einem sehr beschränkten Maße. Hier ist die Sitte aber nie zu einem Zwangsbrauch geworden, sondern sie ist stets dem eigenen Antriebe der Frau überlassen gewesen, die durch solch einen Schritt entweder einen Beweis für ihre unzertrennliche Anhänglichkeit an ihren Gatten liefern wollte, oder sonst den Beschwerden und der Last des Witwenstandes zu entgehen suchte.

Chinesischer Sutteismus unterscheidet sich von dem indischen ferner dadurch, daß die Flamme dabei keine Rolle spielt. Zumeist sind Opium, Gift oder Verhungern die Waffen, mit denen man Selbstmord begeht, in selteneren Fällen ist es Erdrosseln. Einige der ersten Kaiser der gegenwärtigen Dynastie scheinen solch eine Hingebung für empfehlenswert angesehen zu haben, indem sie die Errichtung von Ehren-Portalen zur Erinnerung an Witwen, die ihr Leben freiwillig aufopferten, genehmigten. Diese Gewohnheit breitete sich in Wirklichkeit so stark aus und Berichte über Witwen-Selbstmord wurden dem Throne so zahlreich unterbreitet, daß Kaiser Yung Tscheng (1723 bis 1736) die Errichtung von Gedenk-Portalen verbot, weil dadurch das unwissende Volk nur zum Selbstmord angespornt wurde.

Man findet solche Ehren-Portale heutigen Tags noch sehr häufig in den verschiedensten Teilen des Kaiserreiches, doch hat diese große Hingebung einer Frau ihrem Mann oder eines Kindes seinen Eltern gegenüber gegenwärtig bedeutend nachgelassen, und man hört verhältnismäßig nur selten davon. Allerdings stößt man ab und zu in der „Pekinger Staatszeitung" auf Denkschriften, welche die Aufmerksamkeit des Thrones auf Beispiele solcher „Treue" lenken, welchen dann die Bitte beigefügt ist, eine Auszeichnung, eine Ehrentafel oder ein Ehren-Portal genehmigen zu wollen. So brachte diese Zeitung unlängst folgende Denkschrift des Gouverneurs der Provinz Honan:

„Der Sekretär eines Präfekten im Lienkiang-Bezirk war an eine Dame verheiratet, welche die Tochter eines Staatsbeamten war. Vor zwölf Jahren, als er sich auf einer Berufsreise befand, wurde er krank und starb. Seine Frau, die sich zur Zeit des traurigen Vorfalls im Hause ihrer Mutter befand, war über den Verlust trostlos und beschloß sich das Leben zu nehmen. Aber ihrer Mutter gelang es, sie davon abzuhalten, indem sie die einzige Stütze ihres Alters sei. Zwölf Jahre ist sie daher bei ihrer Mutter verblieben und hat sie mittels Nadelarbeit ernährt. Schließlich starb die alte Dame, worauf die Tochter sich sofort aller Nahrung enthielt und sodann Gift nahm, an dem sie starb. Der Berichterstatter bittet daher den Kaiser,

daß derselbe die Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an solche große Anhänglichkeit und kindliche Ehrfurcht genehmige."

In einigen Provinzen des Reiches scheint es Brauch zu sein, daß Witwen, um ihre Anhänglichkeit und Treue kundzugeben, ihrem Leben vor aller Öffentlichkeit ein Ende machen. So schildert eine chinesische Zeitung das Schauspiel eines solchen freiwilligen Witwentodes, das sich vor einiger Zeit in der Provinz Fukien abspielte, folgendermaßen:

„Die Frau, welche infolge des Todes ihres Mannes unbeschützt und unversorgt dastand, — sie hatte keine Kinder, auch waren ihre Schwiegereltern und Eltern gestorben, — hatte den Entschluß gefaßt, ihrem Gatten in die unsichtbare Welt zu folgen, wo sie ihn bedienen könne, wie es einem pflichtgetreuen Weibe zukommt. Nachdem sie ihre Verwandten und Bekannten hiervon in Kenntnis gesetzt hatte, mieteten diese eine Brautsänfte für sie. An dem von dem Geomanten als glückverheißend erklärten Tage nahm das kaum dreißigjährige Opfer in dieser Sänfte Platz. Begleitet von einer Musikkapelle sowie einer großen Menschenschar, wurden die Hauptstraßen des Ortes abparadiert. Die Prozession sah ganz wie ein Brautzug aus, nur mit dem Unterschiede, daß die Insassin der Sänfte den öffentlichen Blicken ausgesetzt war, während bei einem Hochzeitszuge die Braut dichtverschleiert in der Sänfte eingeschlossen sitzt. Das Opfer selbst trug einen Brautanzug.

Der Platz auf dem die Selbst-Erdrosselung stattfinden sollte, war ein Feld in der Nähe der Stadt, in welcher die junge Witwe gelebt hatte. Die Zuschauermenge zählte nach Hunderten; zumeist setzte sie sich aus Weibern zusammen. Gegen 9 Uhr vormittags langte die Sänfte mit dem Opfer an der Richtstätte an. Diese bestand aus zwei Plattformen, von denen die eine sich etwa zwei Fuß über der Erde erhob, während die zweite ein paar Fuß höher aufgeschlagen war. Dieses Podium war mit schwarzem Tuch beschlagen. Von ihm aus erhob sich ein starkes, galgenähnliches Gerüst, von dessen Querbalken der verhängnisvolle Strick herabhing. Die Schlinge war mit roter Seide bewickelt. Unter dem Taue stand ein Stuhl, von dem aus das Opfer die Schlinge erreichen konnte. Bei der Plattform stand ein mit Leckerbissen überladener Tisch, an dem die Witwe ihre „Henkersmahlzeit" einnehmen sollte. Um den Tisch standen die Freunde der Frau. Für die Bequemlichkeit der Zuschauer waren viele Bänke hingestellt worden, deren Eigentümer von den sie benutzenden Personen einige Kupfermünzen als Platzmiete erhoben.

Die Witwe selbst schien sehr ruhig und gelassen zu sein. Sie trug eine rotseidene schönbestickte Brautrobe und auf dem Haupte eine reich vergoldete, kronenartige Bedeckung. Von ihrer Sänfte aus schritt sie sofort auf den Eßtisch zu und setzte sich nieder, als wäre es ihre Hochzeitsmahlzeit. Während des Essens unterhielt sie sich mit den Umstehenden auf das Lebhafteste.

Nach eingenommener Mahlzeit erhob sich die Witwe. Die unterste Plattform besteigend, redete sie die Zuschauermenge an. In ihrer Ansprache

dankte sie derselben für ihre Anwesenheit und setzte die Ursachen für ihren Entschluß auseinander. Sie sei kinderlos und habe nur weitläufige und arme Verwandte. Darauf nahm sie aus einer Schüssel mehrere Handvoll ungekochten Reis und streute ihn unter die Menge, die sich um die Körner stritt, da nach dem Volksglauben mit deren Besitz Segen verbunden ist. Dann verabschiedete sie sich von ihren umstehenden Verwandten. Auf die zweite Plattform tretend, verbeugte sich die zum Sterben bereite Frau nach allen Richtungen vor der Zuschauerschar.

Man half dem freiwilligen Opfer den Stuhl besteigen, über dem der Strick hing. Im nächsten Augenblick hatte sich die Unglückliche die Schlinge über ihren Kopf gezogen. Man bedeckte ihr Haupt mit einem rotseidenen Tuche. Auf ein Zeichen, welches sie selbst gab, traten alle Umstehenden mehrere Schritte zurück. Die Selbstmörderin sprang vom Stuhle und im nächsten Augenblicke sah man den Körper in der Luft schweben. Mit vor der Brust gefalteten Händen begrüßte das arme Weib nochmals alle Anwesenden in landesüblicher Weise. Diese standen bis zum verhängnisvollen Augenblicke kichernd und schwatzend da. Jetzt aber war auf einmal alles still, und jedes Auge richtete sich auf die Selbstmörderin. In wenigen Minuten wurden die Bewegungen der gefalteten Hände langsamer und langsamer, bis sie schließlich ganz aufhörten. Darauf folgte ein krampfartiges Zucken der kleinen, durch Bandagen verkrüppelten Füße, und alles war vorüber.

Man ließ den Körper ungefähr fünfzehn Minuten lang hängen, worauf man ihn herunter nahm und in eine gewöhnliche Sänfte legte. Der Strick, der zum Erdrosseln gedient hatte, wurde in kleine Stücke zerschnitten und unter die Freunde, welche auf der Plattform standen, verteilt. Die Sänfte mit der Leiche trug man in einen naheliegenden kleinen Tempel, wohin sich auch die Menge begab, um noch einmal einen Blick auf den leblosen Körper zu werfen. Das Begräbnis fand einige Tage später mit großem Pomp und Kostenaufwande statt. Die Gelder hierzu hatte die Ortsbevölkerung freiwillig beigesteuert."

Vor einiger Zeit war es übrigens in der Provinz Fukien Brauch, daß ein Beamter solchen Selbst-Erdrosselungen beizuwohnen pflegte. Nun ereignete es sich eines Tags, daß eine Witwe, die sich freiwillig zu opfern versprochen hatte, an der Richtstätte sich sträubte, in den Tod zu gehen. Nachdem man ihr bereits den Strick um den Hals gelegt hatte, schrie sie laut und bat aus ihrer kritischen Lage befreit zu werden. Der Mandarin wurde hierdurch so gerührt, daß er den Befehl gab, die junge Frau von ihrem Galgen-Podium herabzuführen. Auch ordnete er an, die Verwandten der Witwe und den Dorfschulzen zu ergreifen und sie zu bestrafen. Dieses Fiasco einer Selbstopferung soll aber zur Folge gehabt haben, daß Beamte seither solchen grausamen Schauspielen nicht mehr beiwohnen.

Der Kindermord.

Es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß die Chinesen nicht wissen sollten, wie wichtig für die Fortpflanzung eine gleich große Anzahl der Geschlechter ist. Es ist daher eine ganz merkwürdige Thatsache, daß in China, welches sich doch einer alten und hochentwickelten Civilisation rühmt, das weibliche Geschlecht nicht allein gering geschätzt und verachtet wird, sondern daß man auch noch zu dem Morde seine Zuflucht nimmt, um das Zahlenverhältnis beider Geschlechter zu gunsten des männlichen zu verschieben. Dieser Mädchenmord ist die direkte und natürliche Folge des Grundsatzes, daß männliche Nachkommen unentbehrlich sind, um den Eltern nach deren Tode opfern zu können. Die Armut zwingt allerdings die Leute sehr häufig dazu, manchen weiblichen Säugling zu beseitigen, denn die Not ist so gräßlich, daß oft ein Mund mehr die Familie mit dem Hungertode bedroht.

Die Frage, in welchem Umfange der Kindermord in China verbreitet ist, ist sehr verschieden beantwortet worden. Während die eine Partei behauptet, daß dieses Verbrechen nur selten begangen wird, spricht die andere Partei entschieden die Ansicht aus, daß der Kindermord ein ganz gewöhnliches Vorkommnis sei. Diesen scheinbaren Widerspruch kann man aber wohl dadurch erklären, daß der Umfang dieser schrecklichen Gewohnheit in den verschiedenen Landesteilen je nach dem Charakter und den Vermögensverhältnissen der Bevölkerung ein geringerer, bezw. größerer ist.

Wie dem nun auch sein mag, so darf man wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß der Kindesmord in ganz China vorherrscht, — eine Thatsache, die selbst von den Eingeborenen nicht bestritten wird. Auch scheint die Unsitte auf den Chinesen nicht jenen entsetzlichen Eindruck zu machen, den dieselbe in dem Gemüt der Europäer hervorruft. Amtliche Proklamationen, die von Zeit zu Zeit von den obersten Provinzial-Behörden erlassen werden und in welchen allen Kindesmördern mit schweren Strafen gedroht wird, beweisen, daß die öffentliche Meinung die Gewohnheit mißbilligt, mag das Gesetz auch nicht imstande sein, dieselbe zu unterdrücken. In einem Lande wie China, in dem das Gerichtswesen noch so arg daniederliegt und die Beamten so leicht bestechlich sind, ist es in Wirklichkeit ganz unmöglich, diesem Verbrechen, welches seinen Hauptgrund in der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, in der Armut, in dem Ausbruch von Hungersnot und im Aberglauben hat, gänzlich zu steuern, selbst wenn man einen ernsten Versuch machen würde.

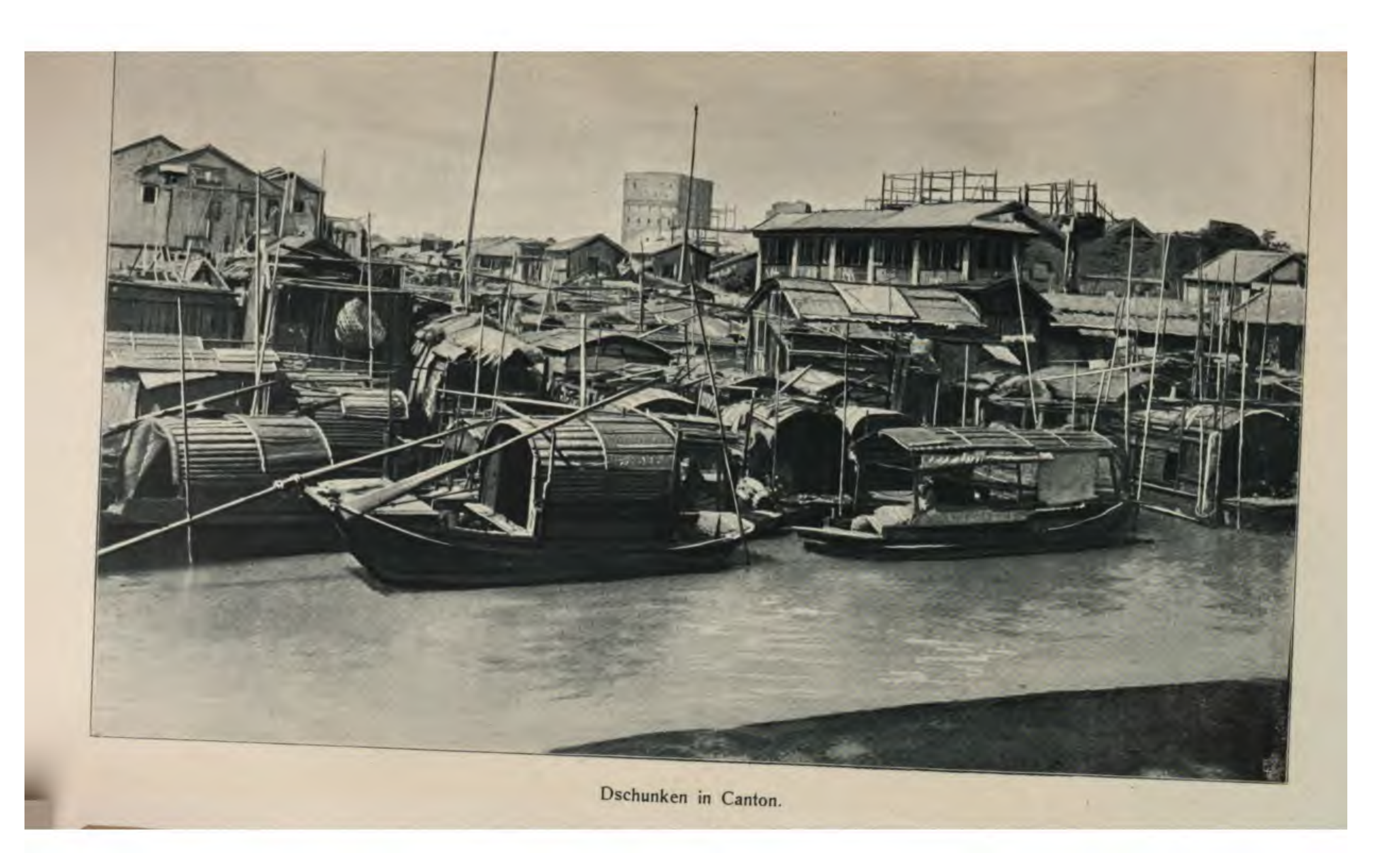
Der Kindermord scheint am meisten in den Küstenprovinzen Südchinas (Fukien und Kuangtung) vorzukommen. An einzelnen Plätzen fürchten sich die Chinesen selbst vor der Größe und Gefahr dieses Übels. Es giebt Vereine, die durch Verteilung von Traktaten die Leute von der Ausübung des schrecklichen Verbrechens zurückzuhalten suchen. Bisweilen erlassen auch die Behörden Proklamationen dagegen, aber die Motive zu diesem Morde

sind augenscheinlich der Art, daß Gesetze hier nutzlos sind. Außer den bereits angeführten Beweggründen, mag auch die Eltern zuweilen die Besorgnis zu solch einem Schritte verleiten, daß sie ihren Töchtern, — denn die Umgebrachten gehören mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen dem weiblichen Geschlechte an, — sobald sie heiratsfähig sind, nicht eine standesgemäße Aussteuer mitgeben können. Auch die Furcht, daß die Töchter einst ein unmoralisches Leben führen könnten, mag zum Morde verleiten. Uneheliche Kinder ums Leben zu bringen, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, ist überhaupt in China stark verbreitet.

Man bringt die Säuglinge auf verschiedene Art und Weise um, zumeist durch Ertränken und Ersticken, seltener durch Aussetzen. Doch scheint die Ansicht irrig zu sein, nach der die sogenannten „Säuglingstürme“, welche man in gewissen Teilen des Reiches sehr häufig vorfindet, zum Aussetzen neugeborener Kinder bestimmt seien. Diese „Türme“ sind etwa zehn Fuß hohe, backofenähnliche und aus Ziegelsteinen aufgeführte Bauten, die an der Erde eine Öffnung haben, groß genug, um die Leiche eines Kindes hineinzuschieben. Die Behauptung ist aber wohl richtig, daß diese „Türme“ einfach Aufbewahrungsorte für tote Kinder beiderlei Geschlechts, die noch nicht das zu einem Begräbnis nach gewohnter Art berechtigende Alter erreicht haben, sind. Auch machen Eltern, welche zu arm sind, die Begräbniskosten zu bestreiten, von diesen Bauten Gebrauch, falls ein ganz junges Kind ihnen sterben sollte.

Es ist natürlich ganz unmöglich, auch nur annähernd glaubwürdige Statistiken über den Umfang des Verbrechens einzuholen. Je reicher die Provinz, desto seltener trifft man es an. In den ärmeren Provinzen, die eine dichte Bevölkerung haben, stößt man auf diese Unsitte am häufigsten. An der Spitze der Provinzen scheint in dieser Hinsicht Fukien zu stehen, worauf auch schon das ganz ungleiche Zahlenverhältnis beider Geschlechter deutet. Eine bekannte englische Missionarin, die viele Jahre in dieser Satrapie thätig war, schreibt über die Ausdehnung des Kindermordes: „Ich habe festgestellt, daß 160 chinesische Frauen, alle über fünfzig Jahre alt, zusammen 631 Söhne und 538 Töchter geboren hatten. Von den Söhnen sind 366, also fast 60 Prozent, über zehn Jahre alt geworden, während von den Töchtern nur 205, oder 38 Prozent dieses Alter erreicht haben. Die 160 Frauen hatten nach ihren eigenen Angaben 158 Mädchen getötet, aber keinen einzigen Jungen. Da nun vier von diesen Frauen mehr als drei Mädchen umgebracht hatten, so ist es wahrscheinlich, daß die Zahl der wirklich ermordeten Mädchen weit über die von den Müttern angegebene Zahl hinausgeht.“

In jüngster Zeit scheinen sich allerdings die Verhältnisse in Bezug auf die Unsitte des Kindermordes etwas zum Besseren geändert zu haben. Hierzu hat in erster Linie die Errichtung von Findelhäusern, die sowohl fremde



Dschunken in Canton.

Missionsvereine wie auch die chinesische Regierung unterha[illegible]
Kaiserliche Edikte, Provinzial-Proklamationen und Traktate
namentliche buddhistische —, die gegen den Kindermord gerichtet sin[illegible]
in uns die Hoffnung wach werden, daß China in nicht allzuferne[illegible]
sagen können, auch diesen dunklen Flecken für immer entfernt zu [illegible]

Kindliche Ehrfurcht.

Der Chinese nennt die kindliche Pietät, worunter er die Ehrfurcht, und Hingebung den Eltern gegenüber versteht, die fundamentale T[illegible] während kein Verbrechen ihm schwärzer erscheint, als seinen Erzeugern Gehorsam zu verweigern. Das Kind wird von seinem zartesten Alter an an diesen Grundsatz erinnert. Das ganze chinesische Leben basiert in Wir[illegible] auf der kindlichen Ehrfurcht. Darauf ist das Wohlbefinden der Famili[illegible] gründet und infolgedessen die Gesellschaft im allgemeinen und der Staat [illegible]

Diese Pietät ist jedoch in China eine Tugend, die bedeutend von verschieden ist, welche wir Europäer unter dem Begriffe uns gewöh[illegible] vorstellen. Denn der Chinese glaubt, daß, falls einer Person irgend Tugend abgeht, dies einfach auf den Mangel kindlicher Ehrfurcht zurü[illegible] führen ist. Wer den Anstand verletzt, seinem Fürsten nicht loyal und se[illegible] Freunden gegenüber unaufrichtig ist; der Beamte, der seine Pflichten [illegible] nachlässigt, der Soldat, welcher in der Schlacht sich als Feigling erweist, — denen allen geht die kindliche Ehrfurcht ab.

Die wirkliche Grundlage für die kindliche Ehrfurcht ist die Dankbarkeit. Die dreijährige Trauer um die Eltern findet dem Weisen Confucius zufolge darin ihre Rechtfertigung, daß das Kind während der ersten drei Jahre seines Lebens nicht die Arme der Eltern verlassen darf. Kindliche Ehrfurcht fordert, daß wir den Körper, den uns unsere Eltern gegeben haben, auch unverstümmelt erhalten. Sie gebietet, daß wir denselben während ihrer Lebenszeit dienen, sie nach ihrem Tode aber verehren. Sie verlangt, daß der Sohn in die Fußstapfen des Vaters trete. Sollten die Eltern jedoch im Unrecht sein, so steht es dem Sohne wohl an, sie darauf aufmerksam und den Versuch zu machen, sie auf den rechten Pfad zurückzuführen. Ehrfurcht vor den Eltern ist, wie Confucius sagt, die erste Hauptbedingung der kindlichen Pietät; denn zollt man ihnen keine Ehrfurcht und trägt man nur für ihr körperliches Wohl Sorge, so unterscheidet sich ein solches Benehmen nicht von der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die man Tieren, wie z. B. Hunden und Pferden zuteil werden läßt.

Die Chinesen glauben, daß man gewisse hartnäckige Krankheiten, von denen die Eltern betroffen werden, nur dadurch heilen kann, daß der Sohn oder die Tochter sich ein Stück Fleisch aus ihrem eigenen Körper ausschneiden,

um es gekocht dem Vater bezw. der Mutter als Speise vorzusetzen; doch dürfen diese nicht wissen, woraus das Gericht besteht. Die „Pekinger Staatszeitung“ bringt häufig Berichte über solche Vorfälle. Die Erstatter derselben bitten dann gewöhnlich den Thron, die Person, welche soll ein beredtes Zeugnis kindlicher Pietät abgelegt hat, irgendwie auszuzeichnen.

Dem chinesischen Sittenkodex zufolge soll der Sohn, wenn die Eltern oder Großeltern über achtzig Jahre alt oder schwach und krank sind, zu Hause bleiben, außer wenn noch ein jüngerer Sohn von über sechzehn Jahren bei ihnen lebt. Besonders sind Beamte an diese Pflicht gebunden. Sind Eltern oder Großeltern wegen Kapitalverbrechens im Gefängnis, so sollen Kinder und Enkel an keinen Festlichkeiten oder Vergnügungen Teil nehmen. Ja, es kommt sogar häufig vor, daß letztere sich für ihre Eltern bezw. Großeltern ins Gefängnis werfen und bereit sind, freiwillig an ihrer Stelle die Todesstrafe über sich verhängen zu lassen. Ungehorsam gegen Eltern und ungenügender Unterhalt derselben wird auf Antrag streng bestraft. Die chinesische Litteratur besitzt ein Buch, den „Klassiker der kindlichen Pietät“, in welchem vierundzwanzig Musterbeispiele für diese Tugend aufgezählt werden. Es ist eins der Bücher, dessen Studium den Kindern namentlich warm ans Herz gelegt wird.

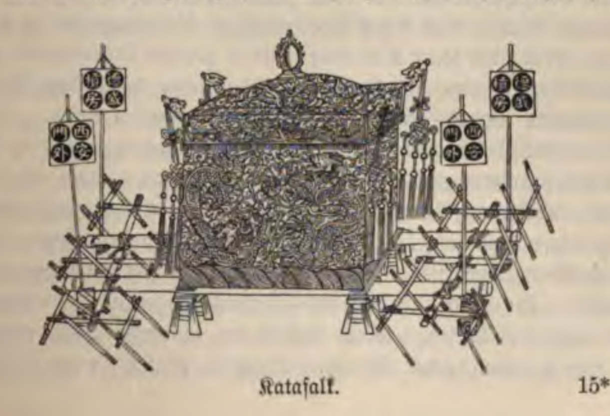
Man wird wohl zugeben müssen, daß die chinesische Theorie über kindliche Ehrfurcht für uns Europäer manches Anziehende bietet. So ist z. B. die Achtung vor dem Alter, welche sie gebietet, ein sehr lobenswerter Charakterzug. Im Abendlande geht der Sohn nach seiner Volljährigkeit wohin er will, eine Gewohnheit, welche für den Chinesen etwas Unnatürliches hat, weil der Sohn nach chinesischer Auffassung nie seine Verbindung mit dem Vater abbrechen darf. Dieses Prinzip hat andererseits auch seine Schattenseiten; denn während es zahlreiche Gesetze aufstellt, was für Pflichten den Kindern ihren Eltern gegenüber obliegen, thut es doch mit keinem Worte der Pflichten Erwähnung, die Eltern ihren Kindern schuldig sind.

Die wahre Wurzel der kindlichen Ehrfurcht, wie die Chinesen dies Wort verstehen, ist übrigens ein Gemisch von Furcht und Selbstliebe, zwei der mächtigsten Triebe, welche die Menschenseele beeinflussen können. Die Geister der Verstorbenen müssen verehrt werden, weil man glaubt, daß sie im Unterlassungsfalle Unglück auf die Lebenden herabbeschwören konnte. Daher kommt es mitunter vor, daß der Sohn seine große kindliche Pietät dadurch an den Tag legt, daß er sich in der unmittelbaren Nähe des Grabes seiner Eltern eine Strohhütte baut und in derselben während der ganzen Trauerzeit lebt. Diese Hütte hat zumeist kaum Manneshöhe und ist nur wenige Fuß lang. Während der drei Trauerjahre darf er sich nicht waschen, kämmen oder rasieren. Auch wechselt er nie seine Kleidung und kommt überhaupt nicht aus seiner Hütte heraus. Nur dann und wann spricht er mit seinen Verwandten, die ihm etwas zu essen bringen. Die Zeit verbringt dieser Büßer

mit Beten und Abbrennen von Räucherkerzchen. Überlebt der Trauernde die drei Jahre, so werden ihm stets hohe Ehrungen zu teil. Beamte melden den Vorfall dem Throne, woraufhin der Kaiser zumeist eine Tafel verleiht, auf der die große Tugend des kindlichen Sohnes bis in den Himmel erhoben wird. Für gewöhnlich bringen aber Söhne, die um ihre Eltern trauern, eine Zeit lang des Nachts nur beim Grabe zu. Des Tags über gehen sie ihren gewohnten Beschäftigungen nach.

Die kindliche Pietät, wie der Chinese dies Wort versteht, hat, wie gesagt, tiefe Schattenseiten, aber dessenungeachtet hat dieselbe auch ihre Lichtseiten, die, falls man sie in die Wagschale wirft, die ersteren überwiegen dürften. Denn man wird wohl zugeben müssen, daß die Befolgung des fünften Gebotes des Dekalogs eine der wichtigsten Ursachen für das jahrtausendlange Bestehen des chinesischen Kaiserreiches gewesen ist. Dieser kindlichen Pietät verdankt China großenteils seinen Zusammenhang, den es sonst infolge Mangels an Nationalgefühl nicht hätte bewahren können.

Man kann diese Ehrfurcht den Zapfen nennen, um den sich die Regierung des Kaisers dreht. Ihre Verkörperung ist das patriarchalische System und dieses wiederum das Rückgrat der chinesischen Regierung. Kaiser und Magistrat werden hierdurch zum Familienvater ihres Wirkungskreises. Falls es richtig ist, daß die Chinesen das am leichtesten zu regierende Volk der Welt sind, so erklärt sich dies daraus, daß sie ihrem Herrscher väterliche Rechte bedingungslos zugestanden haben. Wenn daher die Lenker des chinesischen Staatsschiffes von jeher allen Versuchen fremder Nationen, diese „Religion“, — das Wort im klassischen Sinne gebraucht, — zu unterdrücken, auf das Entschiedenste entgegen getreten sind, so geschah dies nur, weil sie wohl wußten, daß die Nation dieser kindlichen Pietät nicht nur ihre Civilisation und Moralität, ihren Gewerbefleiß und Wohlstand, ihre Mäßigkeit und Sparsamkeit verdankt, sondern daß sie auch der Schlüssel für Chinas lange, würdevolle und glückliche Geschichte ist, und daß ein Verschwinden dieser „Religion“ gleichbedeutend mit einem völligen Zusammenbruche des Kaiserreiches sein würde.



Katafalk.



Sechstes Kapitel.

Nahrung, Kleidung und Wohnung.

I. Die Nahrung.

Die alltägliche gewöhnliche Nahrung der Bevölkerung Chinas sowie auch des ganzen fernen Ostens ist von jeher einfach und schlicht, leicht verdaulich und billig gewesen. Die Orientalen sind höchst mäßig. Sie machen von Dingen Gebrauch, die von den Köchen irgend eines anderen Landes mit Verachtung behandelt werden würden. Der arme Mann in Deutschland würde bei der Nahrung fast verhungern, von welcher in China der Arme und seine ganze Familie lebt. In Wirklichkeit giebt es kaum etwas, das lebt und wächst, was der Chinese nicht zu Nahrungszwecken benutzt. Im allgemeinen weist aber seine Nahrung keine so großen Unterschiede auf, wie man nach dem Riesenumfange des Kaiserreiches, welches die größte Verschiedenheit des Klimas und Bodens besitzt, anzunehmen berechtigt wäre.

Wie in allen Ländern des Orients, so machen auch in China Cerealien die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung aus. Reis ist die wichtigste Speise der Chinesen Mittel- und Südchinas. Als Zuspeise dienen Fische oder eingesalzenes Gemüse. In Nordchina wird neben Reis zumeist Hirse, Mais und Weizen gegessen, häufig vermischt mit Hülsenfrüchten, wie Bohnen und Erbsen. Die Nahrung der Bevölkerung ist demnach größtenteils vegetabilisch und mehlhaltig. Man mischt sie mitunter oder wechselt sie ab mit ein wenig animalischer Speise. Zumeist genießt man Fleisch nur bei

festlichen Gelegenheiten, und zwar werden dann Schweine- und Hammelfleisch sowie Geflügel vorgezogen. Rindfleisch kommt fast nie auf den Tisch.

Die Hauptnahrungsspeise der Chinesen ist, wie gesagt, der Reis, und mehrere Redensarten deuten bereits darauf hin, welch einen großen Einfluß diese Feldfrucht auf das alltägliche Leben ausübt. So ist z. B.: „Reis essen" sinnverwandt mit „eine Mahlzeit einnehmen"; das Frühstück ist der „Morgenreis", das Abendbrot der „Abendreis". Den Reis gut zu kochen, ist eine Kunst, die uns Europäern unbekannt zu sein scheint. Die Chinesen haben es in derselben weit gebracht. Sie dämpfen ihn in einem flachen, eisernen Kessel, der teilweise mit Wasser gefüllt ist und über dem ein von einem Gestell getragener Korb oder ein Sieb mit dem Reis hängt. Das Ganze ist von einem Holzkästchen bedeckt, welches den Dampf nicht entweichen läßt. Auf diese Art und Weise werden die Körner vollständig gekocht, ohne daß sie eine teigige Masse bilden, wie das wohl der Fall ist, wenn man sie in Wasser kocht. Jedes Körnchen bleibt vom anderen abgesondert. Die einzige Nahrung für Säuglinge, die Muttermilch natürlich ausgenommen, ist das sogenannte „Kaukan", ein Reisbrei, welcher den Kindern auf das Zahnfleisch geschmiert wird.

Da der Reis im Norden des Reiches nicht gedeiht, so baut man dort vielfach Weizen an; doch ist das Weizenmehl verhältnismäßig teuer, sodaß es zubereitet täglich nur auf den Tisch der wohlhabenderen Klassen kommt. Es ist dann zumeist mit Reis- oder Maismehl vermischt, um die Mahlzeit zu verbilligen. Dieses Mehl wird vielfach zur Herstellung von Fadennudeln verwendet, die sich großer Beliebtheit bei den Chinesen erfreuen, sowie zum Backen einer Art Brot, welches man stets säuert, und zu Kuchen.

Die ärmeren Volksschichten verbrauchen im Norden ungeheure Mengen einer als „Kauliang" (Zuckerhirse) bekannten Getreideart (sorghum vulgare), sowie die Frucht einer Abart unserer Hirse. Beide Hülsenfrüchte werden einfach stark gekocht, die breiartige Masse ißt man als Suppe. Außer Mais wird auch Buchweizen viel konsumiert, aber nur selten Gerste oder Roggen. Der Chinese ist überhaupt der Ansicht, daß letzterer sich zu Nahrungszwecken nicht eignet.

Von Hülsenfrüchten werden Bohnen am meisten genossen, dann sehr viel Erbsen. Man bereitet aus denselben auch eine Art Quark, welcher die Stelle der Milch, der Butter und des Käse — Dinge, die der Chinese nicht ißt — vertritt. Fast alle Speisen, die mit Butter oder Fett zubereitet werden müssen, richtet man mit gereinigtem Sesamöl an, welches in China in mancher Hinsicht unser Olivenöl ersetzt.

Animalische Kost spielt in dem Leben der Chinesen eine ganz untergeordnete Rolle. Im eigentlichen China giebt es fast gar keine Weideplätze. Das Land ist zumeist dicht bevölkert und in kleine Felder eingeteilt. Jede Familie besitzt ihr eigenes Stückchen Land, aus dem man so viel wie nur

irgend möglich zieht. Dies ist gewöhnlich mit knapper Mühe groß genug, um darauf die zum Lebensunterhalte notwendigen Feldfrüchte anzubauen. Brachland kennt man nicht.

Außer Schweinen und Geflügel hält der Chinese keine Haustiere, die zur eigenen Nahrung dienen. Das Schaf ist, den äußersten an die Mongolei grenzenden Norden ausgenommen, im Lande der Mitte nur wenig bekannt. Im Norden vertritt der Ochse und im Süden der Wasserbüffel die Stelle von Pferden; sie verrichten alle Pflug- und Lastarbeit. Das Schwein trifft man aber überall an. Schweinefleisch ist wohl überall und zu jeder Zeit käuflich. In den größeren Städten Nordchinas genießt man Rind-, Hammel- und Schweinefleisch abwechselnd mit den Lendenstücken der Kamele, Pferde, Maulesel und Esel. Diese Tiere liefern, falls sie nicht länger arbeitsfähig sind, ein billiges Fleisch für die ärmeren Volksklassen. Das Hammelfleisch, ein Lieblingsgericht der muhamedanischen Bevölkerung, ist in China vorzüglich; das Rindfleisch fast ebenso gut wie das unsrige. Die starke Verbreitung des Buddhismus, der jede animalische Kost verbietet, hat zweifellos zur Folge, daß der Verbrauch von Fleisch im Mittelreiche ein nur beschränkter ist.

Es muß in der That höchst eigentümlich erscheinen, daß etwa ein Viertel des ganzen Menschengeschlechts von der Milch und Milchprodukten keinen Gebrauch macht, nachdem man als Säugling abgewöhnt worden ist. Und doch ist dies in China der Fall. Man trinkt keine Milch, wohl aus demselben Grunde, aus dem man animalische Kost nur so wenig konsumiert. Die im Norden von der Großen Mauer lebenden Mongolen verwerten dagegen die Milch, indem sie aus derselben eine Art Käse bereiten. Man kocht die Milch und vermischt sie mit Zucker und Spirituosen. Auch genießt man daselbst Butter und trinkt nicht allein die Milch der Kühe, sondern auch die der Stuten. Die Nahrung dieses Nomadenvolkes besteht übrigens zumeist nur aus Hammelfleisch, Milch, Käse und Butter. Letztere hat allerdings einen sehr ranzigen Geschmack, wohl weil sie aus der Milch verschiedener Tiere zubereitet wird. Der Chinese genießt aber, wie bereits erwähnt, weder Milch, noch Butter oder Käse.

Die Geflügelzucht wird in China sehr stark betrieben. Die Landeskinder verbrauchten große Mengen von Eiern. Man ißt sie entweder roh oder gekocht, aber auch häufig mit Gemüsen vermengt als Eierkuchen. Tauben- und Kibitzeier verwendet man als Zuthaten zu Suppen. Enteneier werden vielfach konserviert indem man sie in Lehm und eine Reishülsenmasse hüllt, die keine Luft zuläßt. In einigen Wochen färbt sich das Dotter dunkelgrün. Je länger die Eier in dieser Hülle verbleiben, desto dunkler wird das Dotter und eine desto größere Delikatesse ist das Ei!

Der chinesische Bauernhof weist dasselbe Geflügel wie der unsrige auf. Namentlich werden Hühner und Enten gezogen, deren Fleisch bei keinem

Gastmahle fehlen darf. Wild, welches Eber, Rehe, Hasen (von den Chinesen „wilde Katzen" genannt), Fasanen, Rebhühner, Enten und Gänse, Schnepfen usw. einschließt, wird während der Winterzeit häufig gegessen. Vögel, namentlich Sperlinge, fängt man vielfach und verzehrt sie. Unter den Reptilien verdient der Frosch (von den Chinesen „Feldhuhn" genannt) besonderer Erwähnung. Die Puppe der Seidenraupe wird ebenfalls als große Delikatesse angesehen. Man ißt sie gekocht und mit einer süßen Brühe.

Man begegnet in Europa häufig der Ansicht, daß Hunde und Katzen eine Hauptspeise der Chinesen bilden. Dies ist aber völlig irrig, denn in erster Linie werden diese beiden Tiere nur von der ärmeren Bevölkerung gegessen, und dies nicht einmal in allen Gegenden. In den Seestädten, in denen animalische Kost leicht und billig zu haben ist, kommen Hunde und Katzen fast nie auf den Tisch. Anders liegt jedoch die Sache im Binnenlande, wo das Fleisch dieser Tiere einen regelmäßigen Handelsartikel bildet. Ein Gleiches gilt von geschlachteten Ratten und Mäusen, die von den Unbemittelten in großen Mengen verzehrt werden. Unter den Katzen sind es die schwarzen, welche man vorzieht, während weiße und gefleckte nur wenig Wert haben und in vielen Bezirken überhaupt nicht gegessen werden. Bei Ratten macht man keinen Unterschied. Sowohl die Haus- und Feldmaus wie die Wasserratte wandern in den Topf.

Der Chinese kennt zwar keine Fleischkonserven und Fleischextrakte, aber Früchte werden massenhaft in Zucker, Syrup oder Honig eingemacht; auch trocknet man dieselben. Eine Art roter Brustbeere, von den in China ansässigen Ausländern irrtümlicherweise „schwarze Dattel" genannt, legt man in Zucker oder Honig ein, ferner Parsimonen, Pfirsiche, Aprikosen, Ingwer und Bambussprossen. Canton ist namentlich für diese Art von Konserven berühmt. Lotus- und Lilienwurzeln, Oliven, Zwetschen werden in Salz gelegt, getrocknet oder kandiert. Auch trocknet man mehrere Gemüsearten, vornehmlich Kohl und Rüben, sowie Bambussprossen. China ist reich an Früchten verschiedenster Art: Apfelsinen, Pfirsiche, Granatäpfel, Weintrauben, Feigen, Parsimonen usw., außerdem wachsen da mehrere einheimische Obstarten.

Die beliebtesten Gewürze der Chinesen sind spanischer Pfeffer, Knoblauch, Zwiebeln, Ingwer, Cardamonen, Muskatnüsse, Anis, Pfeffer. Senf gebraucht man nicht. Statt dessen nimmt man Moxa (chinesischer Beifuß). Essig wird in sehr großen Mengen verbraucht. Es hat fast den Anschein, als ob der Chinese ihn zu jeder Speise verbraucht; so genießt man ihn ebensogut zu Fadennudeln wie zu Salaten. Kryptogamische Pflanzen werden vielfach angebaut und gegessen. Der Pilz darf auf keiner Festtafel fehlen. Die wohlhabenderen Klassen verzehren außerdem noch verschiedene Arten von Flechten und Moosen. So werden z. B. aus mehreren Sorten eßbaren Seetangs (Algen) Suppen zugerichtet; auch kocht man diese Algen einfach und genießt sie mit Saucen. Es ist dies eine Lieblingsspeise der Chinesen.

Salate erfreuen sich gleichfalls großer Beliebtheit unter dem Volke. Man bereitet sie aus Rüben, Kohl, Gurken, Lattich, Radieschen u. dergl. Unsere Kartoffel hat sich bislang bei den Chinesen nicht einbürgern können. Die in der Nähe der Großen Mauer liegende Gegend ausgenommen, kommt sie sonst wohl nirgends auf den Tisch der Eingeborenen. Die Yamwurzel wird aber vielfach angebaut; da sie jedoch verhältnismäßig teuer ist, konsumieren die ärmeren Klassen an ihrer Statt die süße Kartoffel (Batate), namentlich in den nördlichen Provinzen. Von Gemüsen wird am häufigsten der Kohl gegessen. In der Provinz Schantung zieht man die am meisten geschätzte Sorte. Rüben, frisch oder gesalzen, werden ebenfalls fast zu jeder Mahlzeit genossen, Mohrrüben aber nur wenig, desto mehr Spinat, welchen man stets gekocht auftischt. Auch die Zwiebel, und zwar Wurzel sowohl wie Stengel und Blätter, sowie Knoblauch sind ein sehr beliebtes Gemüse. Ein gleiches gilt vom Kürbis, der gekocht als Zuspeise zum Reis dient. Nach Melonen, die übrigens vortrefflich gedeihen, ist während der Saison die Nachfrage außerordentlich groß. Höker bieten sie auf allen Straßen in Portionen bereits aufgeschnitten feil.

In keinem anderen Lande der Erde bilden Fische solch einen wichtigen Bestandteil der Volkskost, als wie in China und zwar namentlich im Süden des Kaiserreiches. Diese Thatsache hat eine ganz außerordentliche Entwickelung der Fischindustrie und des Fischhandels zur Folge gehabt. Viele Fischarten, die man im Abendlande nicht des Fanges für wert erachten würde, machen in China einen wesentlichen Faktor auf dem Tische der unteren Klassen aus. Selbst der ekelhafte, widerliche Haifisch wird ein wertvoller Handelsartikel. Gewisse Teile desselben, z. B. seine Flossen, gelten als eine Delikatesse.

Man salzt die Fische gewöhnlich ein; geräuchert finden sie beim Chinesen keinen Anklang. Schaltiere, namentlich Austern, ferner Krebse, Garnelen, Muscheln und andere Molusken sind eine ebenfalls sehr beliebte Speise. Haifisch- und Kabeljaumagen, getrockneter und gesalzener Fischroggen, vornehmlich der der Seebarbe, bilden einen wichtigen Inland-Handelsartikel. Der Tintenfisch, Biche-da-mar (eßbare Holathurie), sowie die bereits erwähnten Haifischflossen sind große Leckerbissen. Dasselbe gilt von den eßbaren Vogelnestern, das Produkt einer im ostindischen Archipel vorkommenden Seeschwalbenart.

Es ist eine Thatsache, daß die Chinesen sehr stark zum Vegetarianismus neigen, wenn auch schon nicht in dem Sinne, in dem dies zumeist von uns Europäern angenommen wird. Sie genießen ja Fleischspeisen, vornehmlich Fische und außerdem Schweine- sowie Hammelfleisch, Geflügel u. a. Allerdings weist die Kost, wie schon erwähnt, keine so große Verschiedenheit auf, wie man nach der ungeheueren Ausdehnung des Reiches anzunehmen berechtigt wäre. Andererseits besteht zwischen den Gerichten der Reichen und der Armen ein

Chinesen bei der Mahlzeit.

größerer Unterschied, als wohl in irgend einem anderen Lan
nicht behauptet werden, daß die Kochkunst der Chinesen einen
der Vollendung erreicht hat. Sie besteht hauptsächlich in der Zuri
verschiedenen gedämpften und geschmorten Speisen, bei denen
lauch und das Fett eine bedeutend größere Rolle spielen, als
Pfeffer.

Trotz alledem sehen wir, daß die chinesische Rasse, obgleich sie seit
tausenden vornehmlich Pflanzenspeisen zugesprochen hat, eine ganz au
wöhnliche Lebenskraft an den Tag legt. Die Ansicht scheint wohl
zu sein, daß diese einfache Nahrung, die regelmäßigen und zu
Tagesstunden eingenommenen Mahlzeiten, bei denen berauschende
eine große Seltenheit sind, als Hauptfaktor für die lange Lebensdauer
Kraft des „schwarzhaarigen Volkes“ zu betrachten sind.

II. Die Mahlzeit.

Der hohe Grad der Genügsamkeit, welcher das Leben des Chinesen
stark charakterisiert, kommt auch in auffallender Weise in der Anzahl sei
täglichen Mahlzeiten zum Ausdruck; dieselben sind gewöhnlich auf
schränkt. Das Frühstück wird gegen 10 Uhr eingenommen, das Mit
gegen 5 Uhr nachmittags. Des Morgens, sofort nachdem man aufgest
ist, wird natürlich ein Täßchen Thee getrunken. In China kann, man du
fast sagen, jedermann kochen, Mann sowohl wie Frau, obgleich dem Rechte
nach die Frau in der Küche ihr Szepter schwingt. Die Kochweise, das Brenn-
material und die Geräte sind von der denkbar einfachsten und billigsten Art.

Da die Chinesen von Messer und Gabel keinen, von Löffeln dagegen
nur für ganz besondere Zwecke Gebrauch machen, so erscheinen alle Ge-
richte in bereits zerkleinerter Form auf dem Tische, das Fleisch in Würfeln
und ohne Knochen, die Früchte zerschnitten, das Gemüse in kleinen Häufchen.
Wie allgemein bekannt, bedient sich der Chinese der Eßstäbchen. Man stellt
sie zumeist aus Bambus oder aus Holz, welches an der Spitze mit Elfenbein
oder Silber versehen ist, her. Diese Stäbchen, von den Chinesen „Beschleu-
niger“, in der Buchsprache „Helfer“ genannt, sind indes nur wenig praktisch,
weil sich nur feste Speisen, wie die Fleischwürfel, mit ihnen erfassen und
zum Munde führen lassen. Es giebt übrigens in China sehr wenige Aus-
länder, die auch nur mit einigem Geschick diese kleinen Eßinstrumente zu
handhaben verstehen. Um darin Meister zu werden, gehört eine fleißige und
unverdrossene Übung dazu. Beim Essen von Reis, Gemüse und sonstigen
halbflüssigen Dingen dienen die Stäbe nur zum Schieben. Man setzt näm-
lich den Rand der Schale an den Mund und schiebt — „schaufelt“ ist wohl
die richtigere Bezeichnung — den Inhalt der ersteren langsam auf die Zunge.
Eine große Gesellschaft Reis oder Gemüse essen zu sehen, ist für den Eu-

ropäer, der an eine elegante Art des Essens gewöhnt ist, kein appetitlicher Anblick. Man gebraucht diese Stäbchen, indem man beide mit der rechten Hand etwa wie einen Bleistift hält. Eine kleine Bewegung mit den Fingern bringt die Stabspitzen aneinander, sodaß es leicht ist, kleine Gegenstände damit zu ergreifen. Bei Suppen kommen Löffel aus Holz oder Porzellan zur Anwendung.

Die unteren und mittleren Volksklassen nehmen ihre Mahlzeiten gewöhnlich in einer hockenden Stellung ein, die Männer stets bedeckten Hauptes. Unmittelbar nach der Mahlzeit spült man sich den Mund mit warmem Wasser aus. Die Hände und das Gesicht wischt man sich mit einem in warmes Wasser getauchten Stück Tuch ab; Servietten sind im Lande der Mitte unbekannt.

Bei Gastmahlen beobachten die vornehmeren Chinesen natürlich auch verfeinerte Sitten. Europäischen Anschauungen zufolge sind die Diners höchst langweilig, nicht nur weil sie so lange dauern, sondern vornehmlich weil Damen sich daran nicht beteiligen. In China glauben nun aber einmal Damen sowohl wie die Herren, daß ihnen die Mahlzeit abgesondert von dem anderen Geschlecht am besten schmeckt.

Die erste Vorbedingung für eine Festmahlzeit ist eine geschriebene Einladung, die einige Tage vorher ausgesandt wird. Man verwendet hierzu rotes Papier, in Größe und Form einer chinesischen Visitenkarte. Die Übersetzung einer solchen Einladung ist beispielsweise folgende: „Tsching Lau Ye (Name des Eingeladenen) zu einer hohen Erwägung! Lai Sun (Name des Gastgebers), der sein Haupt schlägt, ladet ein zu einer kleinen Mahlzeit auf den 17. Tag des 8. Monats in den Tunghsing-Zimmern. Lauting sein geehrter jüngerer Bruder wird an jenem Tage, wie ernstlich erhofft wird, seine Arbeit auf die Seite legen und seine mit Juwelen bedeckte Person dorthin bewegen. In dieser Erwartung verschickt er diese Einladung, am 12. Tage des 8. Monats.“ Am Tage des Festmahls selbst erhält der Eingeladene noch ein Schreiben, in dem die Stunde angezeigt wird, oder man sendet einen Boten, welcher die Gäste ruft.

Auf die erste Einladung hin muß selbstverständlich eine Antwort erfolgen. Hier folgt der Wortlaut einer solchen Entgegnung: „Tage sind vergangen, seitdem Du mir eine Einladung zur Mahlzeit gesandt hast. Viele Tage haben wir uns nicht getroffen. Ich nehme Ew. Hochwohlgeboren Einladung an, am 17. Tage dieses Monats um die Yin-Stunde einen geborgten Sitz in der Hungtsching Taverne in der Sammtzwirn-Straße einzunehmen, wo wir unsere Gläser füllen wollen und ein wenig plaudern. Ich benutze die Gelegenheit, um mich nach Ew. hohen Exzellenz Gesundheit zu erkundigen. Dieses Schreiben sendet mit einem Gruße Tsching Lau Ye.“

Für gewöhnlich werden Festmahlzeiten außerhalb des eigenen Hauses gegeben, weil die chinesischen Familienbeziehungen in der Regel verhindern,

daß gesellschaftliche Zusammenkünfte in der eigenen Wohnung stattfinden. Man erachtet es für höchst schicklich, jemanden in Restaurants zu bewirten. Diese findet man in China überall vor. In den größeren Städten sind es umfangreiche Etablissements, die als Zusammenkunftsort der besseren Klassen dienen. — Das Arrangement der Tafel selbst ist verschieden. Zumeist werden kleine Tische, an denen zwei an jeder Seite sitzen können, in Reihen aufgestellt. Tischtücher kennt man nicht. Mitunter setzt man sich aber auch nur an einem langen Tische nieder, auf dem dann Pyramiden von Kuchen mit Haufen von Früchten und Schüsseln mit Konserven abwechseln, alles mehr oder weniger mit Blumen bedeckt. Man kann die Tafel selbst teilweise gar nicht vor Blumensträußen und Zierblättern sehen.

Der Gastgeber, auf das festlichste gekleidet, erwartet seine Gäste an der Hauptthür, um sie zu begrüßen. Nachdem sie alle versammelt sind, ersucht er sie, seinem Beispiel zu folgen und die Ceremonienkleider abzulegen. Mehrere Minuten gehen damit hin, daß der Gastgeber die Gäste auffordert, die Sitze am oberen Teil der Tafel einzunehmen. Dies weigert sich ein jeder zu thun, denn niemand würde sich eher niedersetzen, bevor sich nicht der Wirt auf seinem Platze niedergelassen hat.

Sobald die Mahlzeit ihren Anfang nehmen kann, erhebt sich der Gastgeber und begrüßt seine Gäste, indem er mit einem Weintäßchen in der Hand um Entschuldigung bittet, daß sein Tisch nur so frugale Gerichte aufweise. Sein einziger Wunsch sei, den Gästen seine Hochachtung zu erweisen. Zu einem gewissen Zeitpunkte während der Mahlzeit erheben sich auch die Gäste und leeren ihren Becher auf des Wirtes Gesundheit. Das Ausbringen von Trinksprüchen ist aber in China unbekannt. Die Höflichkeit verlangt es, daß die Person, welche auf jemandes Wohl trinkt, das Weintäßchen, nachdem es geleert ist, umkehrt, um so zu zeigen, daß sie den Inhalt bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat. Hinter jedem Gaste steht gewöhnlich ein Diener; seine Pflicht besteht aber nicht, wie bei uns, darin, die Schüsseln u. dergl. herumzureichen, sondern den heißen Wein in die kleinen Täßchen einzugießen, die häufig gefüllt werden müssen.

Die Gäste vertreiben sich während des Essens die Zeit auch damit, daß sie sich mit einer Art Pfänderspiel belustigen. Sie nennen es „Tschaimei." Es erinnert stark an die „morra" der Italiener („micare digitis" der Römer). Es besteht darin, daß man sich gegenseitig über den Tisch weg plötzlich die Finger zeigt und dabei eine Zahl ausruft. Steckt der eine z. B. zwei Finger aus und ruft vier, so zeigt der andere sofort sechs Finger und wiederholt diese Ziffer. Irrt er sich und giebt nicht die vollständige Anzahl für zehn, so giebt er als Strafe ein Pfand.

Das Tafelgeschirr ist zumeist Porzellan, nur selten findet man Glasschüsseln u. dergl. Teller nach Art der unsrigen kennt man nicht, dafür hat man Schalen und Näpfchen, Tassen und Untertassen von verschiedener Größe.

Die Gerichte sowie auch der Nachtisch sind natürlich, je nach der Jahreszeit, verschieden. Der „Nachtisch" geht aber stets dem eigentlichen Diner voran. Derselbe setzt sich gewöhnlich zusammen aus Früchten, frischen sowohl wie eingemachten, aus Gemüsen, aber auch aus Schinken, Krebsen, konservierten Eiern, gebratenen Enten u. dergl. Die Überbleibsel des „Dessert" bleiben an den Seiten der Tafel stehen, damit man davon während des Mahls oder während der Pausen zwischen den verschiedenen Gängen essen kann. Nach dem „Nachtisch" werden die wesentlicheren Bestandteile des Diners hereingebracht und in regelrechter Folge auf den Tisch gesetzt.

Zur Erläuterung lassen wir eine Speisekarte (von den Chinesen „Festpapier" genannt) folgen, wie dieselbe den Gästen bei einem ceremoniellen Festessen vorgelegt wird. Dem europäischen Gaumen dürften folgende Gerichte munden: Fruchtsuppe mit Lotussamen, Perlgraupen, Bambussprossen, Aprikosenthee, Haifischflossensuppe mit kleinen Würfeln aus Schweinefleisch (die Flossen schmecken mehr gallertartig, als wie knorpelig), gebratene Ente, Fisch, sowie die Reisspeisen mit Eingemachtem. Jedermanns Sache wäre allerdings wohl kaum die Vogelnestersuppe.

Diese Nester — in Wirklichkeit sind es nur die Träger für die Nester — sind das Produkt einer Speichelabsonderung einer Seeschwalbenart (Salangan), die man auf einigen Inseln des ostindischen Archipels antrifft. Man unterscheidet mehrere Sorten Vogelnester. Die am meisten geschätzte und somit auch teuerste Sorte ist die, welche einen gewissen Prozentsatz des Blutes der Vögel enthält. Sie stammt von Tieren her, die mit einer der Schwindsucht ähnlichen, mit häufigem Blutsturz verknüpften Krankheit behaftet sind. Diese Nester sind Seltenheiten und haben oft einen Marktwert von 100 Mark pro Pfund. Die Nester zweiter und dritter Güte sind kleiner und weniger fest als die vorgenannten; sie enthalten nur die Speichelabsonderung. Der Vogel nährt sich vornehmlich von einer gewissen Algenart. Zwanzig Nester gehen im Durchschnitt auf das Pfund. China importiert jährlich etwa 100,000 Pfund im Werte von ca. 1½ Millionen Mark. Das Pfund kostet mithin ungefähr 15 Mark.

Die Chinesen trinken zu ihren Mahlzeiten nie kaltes Wasser. Ihre Festmahle werden, ehe man sich zur Tafel niedersetzt, mit einer Tasse Thee eingeleitet. Sie werden auch damit beendet. Wie bereits erwähnt, trinkt man während des Diners Wein aus sehr kleinen Täßchen und zwar stets heiß. Die beste Sorte ist als „Schaosing" bekannt. Er ist gar nicht so unbeschreiblich schlecht, wie er gewöhnlich geschildert wird. Infolge seines schwachen Alkoholgehalts, und weil ihm die Blume fehlt, spricht er, namentlich kalt genossen, dem europäischen Gaumen nicht zu.

Speisekarte einer Festmahlzeit.

„Nachtisch." Schinken. Bambussprossen. Eingemachte Datteln.

Wasserlilienwurzeln. Wasserkastanien. Krebse in Reiswein gekocht. Lai Parsimonen. Eingemachtes. Konservierte Enteneier. Saure Gurken. Ei gemachte Apfelsinen. Weintrauben. Gebratene Ente (kalt). Eingesalzener Kohl. Eierpflanze. Granatäpfel. Birnen.

Eigentliches Diner:

I. Acht große Schalen. — Vogelnester. Haifischflossen. Bicho-da-mer. Bärenpfoten. Tigersehnen. Brassen. Geschmorter Rehbraten. Pilze.

II. Acht kleine Schalen. — Taubeneier. Krebse. Lotussamen. Weiße Trüffel. Garnelensauce. Entenkopfblut. Fasanen. Senfblätter.

III. Vier Gänge Braten. — Gebratene Hühner. Enten. Spanferkel. Lamm oder Gans.

IV. Zwei Gänge Kuchen. — Heiße Blitzkuchen. Gemüse-Rollkuchen.

III. Die Getränke.

Jedem Ausländer, der selbst nur kurze Zeit in China gelebt hat, muß es aufgefallen sein, daß die Chinesen, was Mäßigkeit im Trinken anbetrifft, dem nüchternsten Volke der Erde würdig zu Seite gestellt werden können. In Anbetracht der Thatsache, daß weder der Confucianismus noch Taoismus den Genuß von Wein u. dergl. verbietet, muß diese Nüchternheit der Landeskinder als ein weiterer merkwürdiger Charakterzug angesehen werden. Der Europäer sucht sich möglicherweise dieses scheinbar psychologische Rätsel dadurch zu erklären, daß er das Opiumrauchen als Ersatz für den Genuß von berauschenden Getränken erachtet.

Das Opiumrauchen ist aber verhältnismäßig eine Gewohnheit neueren Datums. Zur Zeit der Einführung desselben war die Mäßigkeit im Gebrauch berauschender Getränke unter den Chinesen ebenso groß wie heutzutage. Der Hauptgrund für die Nüchternheit des Volkes muß vielmehr in der Natur seiner geistigen Getränke gesucht werden. Dieselben sind infolge ihres sehr starken Fuselgehalts nicht nur ungemein aufregend, sondern es geht ihnen auch fast jeder Wohlgeschmack und Wohlgeruch ab. Die Chinesen kennen noch keine Methode, das Fuselöl abzusondern.

Die im ganzen Kaiserreiche getrunkene Schnapsart — man darf wohl sagen die einzige, welche man überhaupt kennt — ist unter dem Namen „Samschu", d. h. dreimal gebrannt, oder destilliert, bekannt. Man destilliert das Getränk aus Reis, seltener aus Hirse. Dieser Reiswein ist sehr billig, schmeckt aber fade, wenn er nicht abgelagert ist; er wird auch sehr leicht sauer. Falls gut in Faß und Keller aufbewahrt, wird Samschu nach ein paar Jahren ein ziemlich geschmackvolles Getränk. Nach etwa fünf Jahren nimmt er eine krystallklare Farbe an, ist aromatisch und ähnelt dem Amontillado-Sherry. Es hält aber schwer, diese Sorte von Samschu auf dem

Markte zu kaufen. Die Kosten, das Risiko und die Umstände, die mit seiner Aufbewahrung verbunden sind, machen ihn zu teuer, wenigstens für die Massen des Volkes. Letztere genügen sich daher mit der billigen, frischen Sorte, aus der das Fuselöl nur wenig ausgeschieden ist. Dies hat zur Folge, daß sofort nach dem Genusse das Gesicht stark errötet, und sich Kopfschmerzen sowie Magenbrennen einstellen. Daher trinkt man diesen Reisbranntwein auch nur in kleinen Mengen und aus ganz winzigen Täßchen.

Aus der in Nordchina vielfach angebauten Hirseart, von den Chinesen „Kauliang" genannt, wird ebenfalls Samschu gebrannt. Sein Geschmack hat viel Ähnlichkeit mit dem dänischen Kornbranntwein. Er ist farblos, hat aber keinen süßlichen Geschmack. Sein Konsum beschränkt sich nur auf den Norden des Reiches. In der Mongolei und Tatarei bereiten die Nomadenstämme aus der Milch der Stute und Ziege, indem man dieselbe gähren läßt, das als „Kumyß" bekannte Getränk.

Was Samschu für die unteren Volksklassen bedeutet, ist „Schaosching" für die Reicheren. Er wird so nach dem in der Provinz Tschekiang gelegenen Platze, in dessen Nähe er gebraut wird, genannt. Er hat eine hellbraune Farbe und schmeckt nicht übel. Der Geruch erinnert an reife Nüsse des weißen amerikanischen Walnußbaumes. Diese Weinsorte wird bei allen Diners, offiziellen sowohl wie privaten, serviert, und zwar ist Schaosching der Wein, welcher bei der Begrüßung der Gäste getrunken wird. Häufig ist er das einzige Reizmittel, das man während einer Mahlzeit herumreicht. Wenn kalt, sieht er wolkig aus. Ist er warm, so filtriert man ihn vor dem Gebrauche. Die Wärme bringt den Wohlgeschmack und Wohlgeruch heraus und macht den Wein viel appetitlicher.

Wein, in dem Sinne wie wir das Wort verstehen, giebt es in China nicht. Im Norden des Reiches baut man die Rebe an. Sie gedeiht vorzüglich, doch macht man keinen Wein daraus. In Westchina findet man den Rebenstock wild vor, aber man macht aus den kleinen Trauben nur Eingemachtes und Korinthen. Die Chinesen ziehen übrigens unsere Liköre, selbst die gewöhnlicheren Sorten, den feinsten Weinsorten des Westens — den Champagner, namentlich den süßen ausgenommen — vor. Rotwein und Rheinwein sind ihnen zu sauer.

Thee ist seit vielen Jahrhunderten das Nationalgetränk des Volkes gewesen. Kaffee oder Kakao genießt der Chinese nicht. Man trinkt Thee zu jeder Zeit, im Winter gewöhnlich heiß, im Sommer etwas abgekühlt oder kalt. Die Zubereitungsweise ist von der unsrigen bedeutend verschieden. Man schüttet den Thee in die Tasse oder in kleine Krüge, gießt kochendes Wasser darauf und trinkt ihn, ohne ihn lange „ziehen" zu lassen. Die Täßchen sind mit Deckelchen versehen. In den Thee wird weder Zucker noch Milch hinzugethan. Das Theeblatt hat nicht den geringsten Fabrikationsprozeß durchgemacht. Es ist das natürliche vom Strauche gepflückte Blatt,

getrocknet und aromatisiert, vielfach mit Jasminblüten. Der Chinese bietet übrigens jedem Gaste sofort, nachdem er das Wartezimmer betreten hat, Thee an. Ausländer machen oft einen Fehler, indem sie diese chinesische Sitte nicht befolgen. Sie gehört zu einem höflichen und freundlichen Empfange.

In der Mongolei wird ausschließlich Ziegelthee verbraucht. Es ist der Ausschuß von Blättern, Zweigen und Staub, der mit kochendem Wasser weich gemacht, mittels hydraulischer Kraft in feste, ziegelförmige Blöcke gepreßt wird. Man schafft diesen Thee von Peking aus auf Kamelkarawanen in das mongolische Hochland. Wollen die Mongolen ihn gebrauchen, so schlagen sie mit einem Beile ein Stück vom Block ab, zerreiben es zwischen Steinen und werfen die Masse in einen Topf, in dem man Hammelfleisch gekocht hat. Als weitere Zuthaten dienen Butter oder saure Sahne und eine Handvoll Mehl oder Hirse, sowie etwas Salz. Diese Mischung kann mehr eine Theesuppe genannt werden.

Anthropophagie.

Die bekannten Worte: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tatare“ können in mancher Hinsicht mit Recht umschrieben werden in „Grattez le Chinois et vous trouverez le sauvage.“ In Anbetracht des Umstandes, daß der Chinese auf seine uralte Civilisation so stolz ist und als ein Muster der Friedfertigkeit gilt, mag die Behauptung, daß er noch heutigentags gelegentlich der Menschenfresserei huldigt, allerdings von vielen als Märchen bezeichnet werden, doch ist die Richtigkeit derselben nichtsdestoweniger unanfechtbar. Der chinesische Kannibalismus weicht von dem des Südsee-Insulaners allerdings insofern ab, daß, während letzterer den ganzen menschlichen Körper für die Festmahlzeit zubereitet, der Chinese wie ein echter Epikuräer zumeist nur einige der edelsten Organe, namentlich Herz und Leber, verzehrt. Er hält sie auch dann für besonders schmackhaft, wenn sie einem Körper entnommen sind, aus dem das Leben noch nicht ganz entflohen, oder der noch nicht ganz erstarrt war.

Es muß jedenfalls auffallen, daß einheimische Schriftsteller in ihren Werken nie etwas von dieser abschreckenden Sitte erwähnen. Als Grund hierfür kann man nur annehmen, daß sie dieselbe entweder als etwas ganz Natürliches ansahen, die einer besonderen Hervorhebung nicht verdient, oder daß sie herausfühlen, daß man den Gegenstand mit Stillschweigen übergehen muß, um den guten Namen der Nation zu bewahren. Zweifellos liegt kein Grund vor, die Darstellungen Marco Polos und anderer europäischer Reisenden, die China im Mittelalter bereisten und die zumeist auf diesen, selbst von den meisten Chinesen der Jetztzeit tief verabscheuten Brauch hinweisen, in Frage zu stellen. Auch die Araber, welche China im

9. Jahrhundert besuchten, beschuldigten in ihren Reisebeschreibungen, die allem Anscheine nach den Stempel voller Glaubwürdigkeit tragen, die Chinesen des Kannibalismus.

Die Thatsache, daß die Chinesen noch gegenwärtig gewissen Teilen des menschlichen Körpers große Heilkräfte zuschreiben, liefert jedenfalls einen weiteren Beweis dafür, daß die Anthropophagie einst im Lande der Mitte stark im Schwunge war. Eigentümlich muß es fernerhin erscheinen, daß die älteren chinesischen Heilkunstbücher eine Kenntnis der Anatomie zeigen, wie man sie bei den Chinesen von heute auch nicht im entferntesten vorfindet. Nicht nur haben letztere eine stark eingefleischte Abscheu vor dem Sezieren einer Leiche, sondern sie geben nicht einmal zu, daß man das eine oder andere Glied amputiert, weil man dadurch gegen die Vorschriften des Confucius verstoßen würde.

Gefahr, teilweise aufgegessen zu werden, laufen in China zumeist die auf dem Schlachtfelde schwer verwundeten Personen oder solche, die das Opfer einer unversöhnlichen Rache geworden sind. Hierfür liefern einige der letzten Kriege, in die China verwickelt war, und die Vendettas, welche in Südchina namentlich häufig ausbrechen, zahlreiche Beweise. Die großen Rebellionen während der letzten sechziger Jahre haben zur Genüge gezeigt, daß die Soldaten die Leichen der Gefallenen in Stücke rissen und deren Herzen und Lebern verschlangen. Gewöhnlich aß man die Organe gebraten. Bei einer Gelegenheit sollen nach einer Schlacht während der Taiping-Rebellion (1850 bis 1864) den siegreichen Aufständischen eine so große Anzahl von menschlichen Herzen und Lebern zu Gebote gestanden haben, daß sie dieselben nicht alle auf einmal essen konnten. Sie wurden deshalb in der Sonne getrocknet, um späterhin genossen zu werden. Der Chinese hält diese Eingeweide, namentlich die Leber, für den Sitz des Mutes, und glaubt durch das Verzehren derselben diese Eigenschaft auf seinen eigenen Körper übertragen zu können.

Die „Pekinger Staatszeitung" brachte vor einiger Zeit ein authentisches Beispiel von Kannibalismus in China. Ein dem weißen Banner angehöriger Mandschu war zusammen mit seiner Frau von den Pekinger Behörden zum Tode verurteilt worden, weil er seine alte Schwiegermutter ermordet hatte. Letztere hatte nämlich unabsichtlich den Tod eines kleinen Enkelkindes verursacht. Die Eltern ermordeten deshalb in ihrem Zorne die alte Frau, rissen ihren Leib auf und fraßen das Herz. Hiermit noch nicht befriedigt, kochten sie den in Stücke gehauenen Leichnam und verkauften das Fleisch an arme Leute in der Hauptstadt als Nahrungsmittel.

Es ist eine in China allgemein bekannte Thatsache, daß zu Zeiten einer großen Hungersnot, wie sie das Land während der letzten Jahrzehnte verschiedentlich durchzumachen hatte, Menschenfleisch sowohl öffentlich wie heimlich zum Verkauf angeboten wird. Rebellen metzelten im Jahre 1864



Empfangszimmer eines vornehmen Chinesen.



in der Provinz Schansi Tausende von hülflosen Bauern nieder. Die Leich der Ermordeten — Männer, Frauen und Kinder — wurden in heißer A geröstet. Aus den Hirnschädeln verfertigte man Trinkbecher, während d Sehnen in Riemen für Pferdehalfter umgearbeitet wurden!

Bei Besprechung der kindlichen Ehrfurcht wurde bereits erwähnt, d den Eltern oder Schwiegereltern seitens der Kinder mitunter ihr eige Fleisch als Arznei dargeboten wird und könnte man hierin die Nachwirkun einer alten kannibalischen Sitte erblicken.

Da diese Unsitte, wie gesagt, der confucianischen Moral widerspricht, ist es zweifelhaft, ob dieselbe eine ursprünglich chinesische ist. Der verabscheuenswerte Brauch steht dagegen mit buddhistischen Anschauungen im Einklange. Buddhistische Quellen führen zahlreiche Beispiele auf, in denen Personen aus aufopfernder Pietät oder Mitleid ihr eigenes Fleisch einem Kranken als Heilmittel darboten.

Die Kleidung.

I. Männertrachten.

Ähnlich wie ihre Nahrung, hat auch die Kleidung der chinesischen Bevölkerung viele recht schätzungswerte Eigenschaften, daneben allerdings auch solche zweifelhafter und sogar abstoßender Natur. Was für Ansichten wir Europäer nun auch in Bezug auf ihre Kleidung hegen mögen, eines wird man nicht abstreiten können, nämlich, daß sich dieselbe dem Wechsel der Witterung und der Jahreszeiten außerordentlich anpaßt. Da sie aus mehreren Anzügen besteht und jeder Rock denselben Schnitt hat, so kann man, je nach den Witterungsverhältnissen, eine beliebige Anzahl von Röcken tragen, ohne dadurch die Gleichförmigkeit der Kleidung zu stören. Die langen, fliegenden Gewänder halten im Winter den Körper warm, während sie im Sommer leicht und bequem sind, ganz abgesehen davon, daß sie die Formen der von der Natur körperlich weniger Begünstigten verbergen.

Da die Häuser der Chinesen, wenigstens die der weniger bemittelten Klassen, keinen Bretterfußboden und die Straßen zumeist keine gepflasterten Fußsteige haben, so sind denn auch die Schuhe mit sehr dicken, aus gepreßtem Papier und Filz hergestellten Sohlen versehen, welche die Füße vor Feuchtigkeit und Kälte schützen. Die langen Oberkleider und dicksohlige Fußbekleidung wirken allerdings störend auf ein schnelles Gehen ein. Aber dieser kleine Nachteil kommt beim Chinesen gar nicht in Betracht, da er irgend eine schnelle Fortbewegung für unschicklich hält und jedermann, der die Mittel dazu hat, die Sänfte, den Wagen oder den Rücken des Pferdes dem Gehen vorzieht.

Das Material, aus dem die Kleidung der Wohlhabenden, der Litteraten und Beamtenklassen gemacht ist, ist zumeist Seide, Atlas, Krepp und Gaze.

Man kann sagen, daß die Kleidung der oberen Klassen, vom schwarzen Atlaskäppchen und dem Sammtkragen an, die alle Schichten der Bevölkerung tragen, bis zu den Atlasstiefeln, welche alle Klassen tragen dürfen und die zur Dienstunifom jedes Mandarins gehören, ganz aus dem Gespinnst der Seidenraupe gefertigt ist. Die mittleren Klassen und das gewöhnliche Volk tragen vielfach Kleider aus Baumwollenzeug. Letzteres ist gewöhnlich blau gefärbt, während die Unterkleider und Strümpfe aus weißem Baumwollenzeug hergestellt sind. Die Kleider der Wohlhabenden weisen dagegen eine große Farbenverschiedenheit auf. Im Norden des Reichs füttern die Vornehmen ihre Gewänder mit Pelzwerk, das gewöhnliche Volk mit Baumwolle. Wollenzeug wird fast gar nicht getragen. Es ist auch wohl nie in China fabriziert worden, weil das Reich kein Weideland hat und infolgedessen die Schafzucht nur wenig betrieben wird. Obige Angaben, die Kleidung betreffend, haben für beide Geschlechter Geltung.

Was uns bei chinesischen Kleidern zuerst auffällt, ist die Länge derselben. Männer wie auch Frauen tragen langherabhängende Gewänder. Sie reichen gewöhnlich bis an die Fußknöchel. Kein Körperteil ist bloßgestellt, das Gesicht ausgenommen. Die Chinesen blicken auf nackte Figuren, gleichviel ob es Malereien oder Statuen sind, als auf etwas höchst Unanständiges, ja sogar Barbarisches. Die Ballkostüme unserer Damenwelt, bei denen die Arme, der Nacken und teilweise der Busen zur Schau getragen werden, werden von Chinesen, die Europa aus eigener Anschauung kennen, stets ins Lächerliche gezogen. Die chinesische Kleidung bedeckt Arme und Hände und reicht bis zum Fuß, ohne die Erde zu berühren. Auch dies gilt für Männer, Frauen und Kinder.

Nach der Länge ist uns wohl die verhältnismäßige Weite der chinesischen Kleidung auffallend, die, wie bereits erwähnt, die Figur und Form des Körpers verbirgt. Sie paßt sich jeder Bewegung des Körpers an und wirkt auf dessen Entwickelung in keiner Weise störend. Man findet in China viel weniger Krüppel als in Europa.

Die Schlichtheit und Einfachheit der Kleidung ist ein weiterer Charakterzug. Zu ihrer Herstellung ist nur wenig Schneiderkunst erforderlich, so wenig in der That, daß jede Frau die Kleider, die sie sowie ihre Familie gebraucht, selbst zuschneiden kann. Frauen sind die Schneider und in sehr vielen Fällen auch die Weber der Familie. Das Gewand des Mannes unterscheidet sich nur wenig von dem der Frau, gerade hinreichend, um das Geschlecht zu bezeichnen.

In Verbindung mit der Einfachheit steht die Billigkeit und Sparsamkeit, zum wenigsten soweit die Kleidung des gewöhnlichen Volkes inbetracht kommt, da sie aus Baumwollenzeug und wohl stets im eigenen Hause gemacht ist. Auch giebt es in China eigentlich keinen Modenwechsel in unserem Sinne. In Europa werden infolge der Mode mehr Kleider abgenutzt, denn wirklich aufgetragen werden. Wie steht es nun mit der Mode in China?

Wir Europäer sind daran gewöhnt, die Chinesen für ein streng konservatives Volk zu halten, dessen Gesicht stets nach der fernen Vergangenheit gerichtet ist und das sich nach der Wiederkehr des eingebildeten Zeitalters des Augustus seines Landes sehnt. Daher glauben wir auch, daß die chinesische Kleidung dem Modenwechsel gar nicht ausgesetzt sei. Dies ist jedoch eine irrige Ansicht, die darauf zurückzuführen ist, daß wir die rasend schnelle Modeveränderung Europas mit dem verhältnismäßig sehr langsamen Wechsel im Lande des Zopfes vergleichen. Dieser Wechsel berührt auch nicht das Gewand als ein Ganzes. Er ist so verhältnismäßig selten, so gering und so unwesentlich, daß er nicht einmal dem aufmerksamen Europäer auffällt, während der Chinese Veränderungen an unserer Kleidung sofort entdecken wird, namentlich bei der Frauenkleidung.

So findet man beispielsweise einen Unterschied in den Farben der Kleiderstoffe, — wir sprechen natürlich nur von den besser gestellten Klassen —, namentlich die Zusammenstellung der Schattierungen wechselt. Vor einiger Zeit trug man Ärmel, die fast so eng wie die unsrigen waren. Heute sind sie nicht nur sehr breit, sondern auch sehr lang. Sie dienen, da der Chinese Taschen an seinen Kleidern nicht kennt, zur gleichen Zeit zur Aufbewahrung von Sacktüchern, Fächern u. dergl. Auch die Kopfbedeckung, sowie die Verzierung der Schuhe erfahren ab und zu kleine Veränderungen. Die sogenannte Reitjacke (chinesisch „makwa" = Pferdejacke), welche namentlich von den Nordchinesen vielfach getragen wird, und zwar über dem langen eigentlichen Gewande, ist heute bedeutend länger als vor einigen Jahrzehnten. Früher reichte sie nur bis an die Hüften, während sie gegenwärtig mehrere Zoll bis unterhalb derselben reicht. Die gelbe Reitjacke ist bekanntlich eine Auszeichnung, welche der Kaiser verdienstvollen hohen Beamten zu teil werden läßt. Das Volk darf diese eigelbfarbene Jacke nicht tragen, doch sieht man häufig eine Schattierung von Gelb, ein trübes Goldgelb, Tomback würde wohl das richtige Wort sein. Dieses Jaquett ist übrigens durch die jetzige Dynastie eingeführt worden; die Mandschu waren ja ursprünglich ein Reitervolk.

Die gegenwärtige Tracht der Chinesen ist übrigens noch keine dreihundert Jahre alt. Ursprünglich trugen sie lange, sehr weite Kleider, die man mit ihren außerordentlich breiten und langen Ärmeln keineswegs schön und kleidsam nennen konnte. Am Halse waren sie ziemlich tief ausgeschnitten. Das Gewand der buddhistischen Priester Chinas ist ein Überbleibsel jener Tracht, die am vorteilhaftesten auf der chinesischen Bühne zur Schau getragen wird, auf der man sie mit prächtigen Stickereien und Goldbrokat bis auf den heutigen Tag beibehalten hat.

Stark auffallen muß es uns Europäern, daß ein sehr großer Teil der Bevölkerung, Kinder sowohl als Erwachsene, im Sommer gar keine Kopfbedeckung trägt, selbst nicht im tropischen Südchina. Dessenungeachtet ist

der Sonnenstich in China unbekannt, was uns noch sonderbarer erscheinen muß, wenn wir in Betracht ziehen, daß das männliche Geschlecht sein Haupthaar größtenteils abrasiert. Der Schädel wird durch das häufige Rasieren sowie die beständigen Witterungseinflüsse zweifellos gegen die sengenden Sonnenstrahlen unempfindlicher. Will der Chinese aber sein Haupt oder sein Gesicht vor der Sonne schützen, so bedient er sich hierzu des Fächers, den jedermann bis zum Bettler herab stets bei sich trägt. Sonst setzt man sich einen Strohhut auf, der eine große herabhängende Krempe hat, die das Gesicht, den Hals und die Schultern vor den Strahlen schützt. Das gewöhnliche Volk trägt im Winter im Freien eine Filzkappe, im Hause selbst ein schwarzes Atlaskäppchen, welches hauptsächlich den unrasierten Teil des Kopfes bedeckt.

Die Sitte, das Haupthaar mit Ausnahme des Wirbels zu rasieren und einen Zopf zu tragen, ist bekanntlich durch die gegenwärtige Dynastie eingeführt worden und soll ein Zeichen dafür sein, daß sich die chinesische Nation unter ein fremdes Joch gestellt hat. Die Zopftracht ist also eine fremde (Mandschu-) Neuerung. Ihr Ursprung unter den Mandschu-Tataren ist unbekannt. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ähnelte die Haartracht der Chinesen der, welche gegenwärtig unter den Koreanern und den taoistischen Priestern gebräuchlich ist, wie auch unter jenen Japanern, welche bislang die westliche Frisur noch nicht angenommen haben. Sie besteht darin, daß das Haar auf der Krone des Hauptes in einen Knoten gebunden und mit einer Nadel zusammengehalten wird. Der Zopf wird des Abends noch häufig auf diese Art befestigt. Der Chinese, welcher anfangs sich gegen diese Haartracht auf das äußerste sträubte, ist heute ungemein stolz darauf, namentlich auf einen langen und dicken Zopf. Ist dieser daher von Natur nicht lang genug, so flechtet der Chinese schwarze Seide hinein.

Diese Haartracht ist übrigens ziemlich kostspielig und auch lästig. Denn der Chinese, welcher sein Gewand vor dem Schmutzigwerden durch den Zopf bewahren will, muß einen Überrock tragen. Namentlich die ärmeren Klassen fühlen die Kosten, welche ihnen aus dem häufigen Rasieren des Hauptes erwachsen. Bei Schlägereien ist der Zopf der erste Gegenstand, welchen der Gegner zu erfassen sucht. Die streitenden Personen zerren sich gegenseitig so lange an demselben, bis die Wut gestillt worden ist oder Freunde den Streit geschlichtet haben. Verbrechern wird mitunter als Strafe der Zopf abgeschnitten. Da derselbe bei der Arbeit zumeist im Wege ist, so bindet man ihn um den Kopf, doch muß der Chinese den Regeln der Etikette zufolge vor Vorgesetzten stets mit herabhängendem Zopfe erscheinen.

Der Chinese hat von Natur nur einen sehr schwachen Bartwuchs. Das Gesetz verbietet ihm überhaupt vor seinem vierzigsten Jahre einen Bart zu tragen. Der Eingeborene bewundert auch keineswegs den starken Bartwuchs der Europäer, ja Frauen und Kinder fürchten sich stets vor dem Anblick be-

barteter Ausländer. Die in China lebenden Muhamedaner, deren Zahl sich auf mehrere Millionen beläuft, rasieren ihr Haar nach chinesischer Art.

Viel Aufmerksamkeit schenkt man der Fußbekleidung. Ein barfüßiger Chinese ist fast eine Seltenheit. Selbst Kinder sieht man für gewöhnlich beschuht umherlaufen. Der Schuh hat etwa einen Zoll dicke Sohlen, die aus stark zusammengepreßtem Papier oder aus ebenso behandelten Lumpen gemacht sind. Die unterste Lage besteht aus grobem Baumwollenzeug. Da der Schuh gerade und ohne Rücksicht auf den Träger gemacht ist, so werden etwaige Mängel des Passens durch den Strumpf ersetzt. Dieser wird zumeist aus grobem Kattun gemacht. Der obere Teil des Schuhwerks ist gewöhnlich aus schwarzem Baumwollenzeug oder Atlas hergestellt. Er ist stets größer als die Sohle und steht deshalb merklich über dieselbe hinaus. Die Frauen des Hauses besorgen größtenteils die Verfertigung dieser Fußbekleidung. Schuhmacher verfertigen hauptsächlich nur Beamtenstiefel. Bei Regenwetter tragen die Chinesen wasserdichte Stiefel, deren Sohle mit großköpfigen Nägeln beschlagen sind. Die gewöhnliche Arbeiterklasse benutzt vielfach Strohsandalen.

Die Kleidung der Landbevölkerung und der unteren Klassen besteht aus breiten Beinkleidern und einem kurzen Jaquet, beides aus blauem Baumwollenzeug und zwar gewöhnlich solchem einheimischer Fabrikation, weil dieses bedeutend dauerhafter als der fremde, eingeführte Artikel ist. Unter den besseren Schichten des gewöhnlichen Volkes, einschließlich der Krämerklasse, kommen noch Überhosen (eine Art Gamaschen) und eine weiße baumwollne hemdähnliche Jacke, die unmittelbar auf dem Körper getragen wird, zur Anwendung. Sie wird am Handgelenk umgewendet. Hemden und Unterzeug, die Wörter in unserem Sinne genommen, kennt der Chinese nicht, da die inneren Kleidungsstücke genau nach demselben Schnitt gemacht sind wie die äußeren.

Ursprünglich durften nur die Beamten Kleidungsstücke aus Seide und Atlas tragen. Seit längerer Zeit werden diese Stoffe auch von den besseren Volksklassen, namentlich von dem Kaufmannsstande zu Gewändern verwendet. Deren Kleidung besteht aus zwei oder mehreren langen Röcken, von denen der innere wohl stets aus dünnen Seidenstoffen verfertigt ist. Für das äußere Gewand verwendet man ein Material, welches sich der Jahreszeit am besten anpaßt. Im Winter ist dasselbe mit Pelz gefüttert. Darüber wird ein kurzes Jaquet („Makwa"), zumeist aus gemustertem Atlas getragen. Die verschiedenen Kleidungsstücke haben auch verschiedene Farben.

Um den Leib wird ein Gürtel gewunden, der dazu dient, die langen Gewänder fest an den Körper anzuschließen, sowie eine große Brusttasche zur Aufnahme von verschiedenen Dingen zu bilden, zumal das Gewand selbst keine Taschen hat. Am Gürtel werden der Fächer (bei den Beamtenklassen),

sowie Täschchen, die zur Aufbewahrung von Tabakspfeifen, Tabak, Uhr, Geldbörse u. dergl. dienen, befestigt.

Die außeramtliche Kleidung der Mandarine unterscheidet sich von der der oberen Klassen nur dadurch, daß die Beamten anstatt der Schuhe Stiefel tragen und daß die Ärmel hufeisenförmige Aufschläge haben. Die zumeist sehr kostbaren Kleiderstoffe weisen reiche Verzierungen auf. Medaillons, in welche Drachen gewebt sind, sind ein Lieblingsmuster. Im Dienst wird über dem Hauptgewande eine lange schwarz- oder purpurfarbne Seiden- oder Atlas-Pelisse getragen, die prächtig bestickte Brust- und Rückenschilde hat und die den Rang des Trägers anzeigt, sowie, ob er dem Civil- oder Militärdienste angehört. Diese Schilde weisen im ersteren Dienste Vögel, im letzteren Tiere auf, die nach der Sonne zu sehen und auf einem von Wogen umgebenen Felsen stehen.

In Uniform trägt der Beamte stets schwarze Atlasstiefel, die fast bis an das Knie reichen und dicke, weiße Tuchsohlen haben. Auf dem Haupte trägt er einen Amtshut, der in der Mitte einen Knopf hat. Das Material sowie die Farbe desselben hängt von dem Range des Individuums ab. Vom Knopfe hängt bis zum Rande des Hutes eine förmliche Überfülle von roten Seidenfäden herab. Im Sommer ist der Hut aus feinem, weißen Stroh gemacht. Die Form ist die eines niedrigen Kegels, der einen breiten Unterteil hat. Im Winter ist die Kopfbedeckung aus Seide oder einer Art Sammt gefertigt. Der Form nach weicht sie von dem Sommerhute insofern ab, als sie sich der Form des Kopfes genau anpaßt und eine Krämpe hat, welche etwa zwei Zoll hoch in einem Winkel von fast 45 Grad umgebogen ist. Diese Krempe besteht bisweilen aus Pelzwerk. Die Pfauenfeder, welche Mandarine an ihrem Hute tragen, ist eine besondere kaiserliche Auszeichnung. Zu der Uniform eines Beamten gehört auch noch eine lange Halskette aus Perlen.

Der Wechsel der Sommeruniform mit der für den Winter vorgeschriebenen wird durch das Gesetz genau geregelt. In Befolgung der kaiserlichen Verordnungen, die beim Herannahen der Perioden veröffentlicht werden, muß jeder Mandarin, von der Großen Mauer im Norden bis zu den Grenzen Tonkins im Süden des Reichs, an den von dem Kaiser besonders bezeichneten Tagen seine Amtskleidung wechseln ohne Rücksicht auf den Stand des Thermometers. Wer aber je Gelegenheit gehabt hat, während der Neujahrsfeiertage in Peking eine größere Anzahl von höheren Beamten in ihrer Winter-Gala-uniform beisammen zu sehen, die, aus verschiedenfarbigem Krepp gemacht, mit dem kostbarsten Pelzwerk besetzt und über und über mit wunderbar schönen Gold- und Seidenstickereien bedeckt ist, wird auch eingestehen müssen, daß all der Glanz, welcher bei Hoffestlichkeiten in Europa an Uniformen entfaltet wird, weit hinter einem chinesischen Schaugepränge bei ähnlichen Veranlassungen zurücksteht.

II.

Im schroffen Gegensatze zu ihren Schwestern im benachbarten Mikadoreiche, an denen uns die Kleidung selbst der unteren Klassen stark anspricht, ist die Tracht der gewöhnlichen Schichten der mandeläugigen Frauenwelt keineswegs kleidsam. Sie unterscheidet sich nur wenig von der Männertracht und besteht aus einem Jaquett, welches vorn offen ist und am Halse und an der Seite zugeknöpft wird. Es reicht bis zum Knie. Die breiten Hosen werden gewöhnlich über aus weißem Baumwollenzeug gemachten Strümpfen getragen. Bei festlichen Gelegenheiten wirft man über die Beinkleider eine Art Überrock. Arbeiterfrauen, deren Füße nicht zusammengeschnürt sind, machen sehr häufig weder von Strümpfen noch von Schuhen Gebrauch. Weiß wird verhältnismäßig selten getragen. Blau ist die Lieblingsfarbe der gewöhnlichen Frau, wie ja auch der Männer.

Die chinesischen Damen kleiden sich zumeist in Atlas und Seide. Den Oberkörper bedeckt eine bis zu den Knieen reichende Tunika oder Pelisse, mehr oder weniger mit prächtigen Stickereien besetzt. Die Ärmel sind sehr breit und fallen über die Hände. Über den Hosen, von denen man zumeist nur die entzückend schön gestickten unteren Borten sehen kann, tragen die Frauen eine Art Unterrock, der sich aus vier Teilen zusammensetzt. Über den Stellen, wo sich derselbe teilt, hängt ein breites gesticktes Seidenzeug von derselben Farbe wie das Kleid. Auch die Schuhe sind prächtig bestickt, fast stets die eigene Arbeit der Damen. Der Schuh hat zumeist eine dünne Holzsohle mit einem ganz niedrigen Absatz, der, wie auch die Sohle, mit grobem Baumwollenzeug bezogen ist. Die chinesischen Damen — nicht aber Mandschu-Frauen — huldigen bekanntlich der üblen Gewohnheit, ihre Füße durch Zusammenschnüren mittels Bandagen unnatürlich klein zu machen. Der Fuß ist selten über vier Zoll lang, häufig und zwar namentlich im Süden, sowie unter den vornehmeren Klassen noch kleiner. Anstatt der Strümpfe werden weiße Leinwandbandagen getragen. Über diese kommt ein gesticktes Stück Tuch, welches um den Knöchel gelegt wird, um den zwischen den Hosen und Schuhen liegenden Teil des Beines zu bedecken. Das Ganze wird durch Seidenschnüre am Fußgelenk zusammengehalten.

Es giebt wohl kein Volk, welches eine so starke Neigung für das Verzieren seiner Kleidung an den Tag legt, wie die Chinesen, gleichviel welcher Volksschicht sie angehören. Unbemittelte Stände beanspruchen wenigstens eine Blume im Haar, einen Schmetterling auf dem Schuh, einen schmalen, gedruckten Kalikobesatz um das Kleid oder die Ärmel. Bei den Reichen ist jeder Teil der Frauenkleidung auffallend schön bestickt, namentlich der Kragen, die Ärmel und Schuhe, ferner der Busenteil des Gewandes sowie seine Borte. In den Kleiderstoff selbst sind Medaillons, Drachen und Schmetterlingsmuster, Schriftzeichen für Langlebigkeit u. dergl. eingewirkt. Namentlich kommt viel Gold- und Silberzwirn zur Anwendung.

Dem Haupte schenkt man ganz besondere Aufmerksamkeit. Die höchst mühsame Haarfrisur wird noch durch frische oder gemachte Blumen, Gold, Silber, Nephrit, Perlen, Edelsteine, Glaskorallen usw. geschmückt. Ein sehr beliebter Haarschmuck sind Nadeln, die aus Gold, Silber oder Messing, Elfenbein, Schildpatt, Ebenholz oder nur aus Bambus gemacht sind. Der Kopf der Nadel ist mit Edelsteinen, Perlen, Nephrit u. dergl. verziert.

Eigentümlich erscheinen muß es, daß beim Juwelenschmuck in China das Silber die Stelle, welche das Gold im Abendlande hat, einnimmt. Diese Popularität erklärt sich teilweise aus seiner Billigkeit. Es mag sich auch die verhältnismäßig wenige Verwendung des Goldes darauf zurückführen lassen, daß das Rangabzeichen der Hauptbedeckung des Mandarins der vorletzten Stufen ein goldener Knopf ist. Die ärmste Kulifrau trägt gewöhnlich ein silbernes Armband oder Ohrringe aus Silber. Die Entwürfe für diese Schmuckgegenstände sind zahllos. Sie stellen Miniatur-Pagoden, Dschunken, Sänften, Drachen, Schildkröten, Fische, Tiger, Hunde, Götzen, Priester, Frauenschuhe usw. vor. Die Arbeit ist bewunderungswürdig ausgeführt. Sehr beliebt sind auch bei Armbändern die Tauwerkmuster, die, massiv gearbeitet, sich beliebig biegen lassen ohne zu brechen.

Es ist an dieser Stelle wohl angebracht, auf ein sogenanntes Verschönerungsmittel hinzuweisen, welches die jungen Mädchen und Frauen, bis sie das mittlere Alter erreicht haben oder Witwen werden, namentlich in den besseren Klassen allgemein anwenden, nämlich auf das Schminken. Obgleich die Damen viel Zeit hierauf verwenden, so verfehlen ihre dabei angewendeten Toilettenkünste europäischen Begriffen nach vollständig ihren Zweck. Man schminkt sich, indem man große rote Schminkekleckse auf die Mitte der Unterlippe und die oberen Augenlider auflegt. Vom chinesischen Gesichtspunkte aus sind die drei Kennzeichen einer Frauenschönheit: Korallen- oder Pfirsichlippen, mandelförmige Augen und dunkle, hochgeschwungene Augenbrauen. Diese sucht man auf künstlichem Wege sich anzueignen. Das Gesicht der Chinesinnen ist häufig durch Pockennarben stark verunstaltet, auch ist ihre natürliche Gesichtsfarbe meistens ein schmutziges Gelb, so daß das Schminken fast zur Notwendigkeit geworden ist. Die Handteller und die weißen, sichelförmigen Teile der Nägel werden mitunter auch rot gefärbt.

Es verdient erwähnt zu werden, daß lange Fingernägel ebenfalls ein Schönheitsmerkmal sind. Um sie vor dem Abbrechen zu bewahren, bedient man sich schön verzierter silberner Schutzbehälter. Die Litteratenklassen pflegen ebenfalls das Wachstum langer Nägel, wodurch man kund geben will, daß man sich nicht durch Händearbeit das Brot zu verdienen braucht. Überhaupt sehen die Chinesen lange Fingernägel sehr gern. Oft sind sie zwei, drei und sogar noch mehr Zoll lang.

Wir haben bereits angedeutet, daß die Kleidung der Chinesinnen anmutig von den Schultern herabhängt und die Körperform verbirgt. In dieser

Hinsicht begünstigt sie die öffentliche Sittlichkeit, was von der europäischen Frauentracht nicht immer behauptet werden kann. Dieser charakteristische Zug der Kleidung hat denn auch erfreulicherweise zur Folge gehabt, daß die Chinesinnen keine Schnürleiber tragen. Anstatt derselben machen sie von einem baumwollnen Gürtel Gebrauch, der den Busen etwas einschnürt. Er ähnelt dem, welchen die Hebräerinnen und Römerinnen trugen. In China hält man übrigens einen etwas abgeplatteten Busen für eine Schönheit!

Die chinesische Frauenwelt macht nur selten und zwar wohl nur im Winter von einer Kopfbedeckung Gebrauch. Diese besteht in einem breiten Stirnbande, das vorn eine echte oder unechte Perle ziert; doch scheint dieses Band auf Nordchina beschränkt zu sein. Man sieht auch mitunter eine schwarze, wattierte Kapuze, welche den ganzen Kopf, den Hals und die Schultern bedeckt und nur einen kleinen Teil des Gesichts der Kälte aussetzt. In Ermangelung einer Kopfbedeckung müssen daher die erwähnte kunstvolle Haarfrisure, sowie Blumen und andere Ziergegenstände deren Stelle vertreten.

Die gewöhnliche Haartracht der chinesischen Frau besteht darin, daß man das Haar in einen Zopf flechtet, worauf man es in einen hochstehenden, eirunden Knoten bindet, der durch lange Nadeln zusammen gehalten wird. Man kann sagen, daß jede Provinz des Kaiserreiches ihre eigene, charakteristische Haartracht hat, die allerdings auch von Zeit zu Zeit den Launen der Mode unterworfen sein mag. Mädchen rasiert man bis zu ihrem 14. Jahre einen Teil der Haare an der Stirne ab. Das Haar fällt in einem Zopfe auf den Rücken herunter und ist stets mit einer roten Schnur zusammengebunden. Sie soll die bösen Geister fernhalten. Frauen flechten in ihr Haar übrigens stets eine rote Schnur, ausgenommen sie sind Witwen oder haben Trauer. In diesem Falle legen sie jeden Haarschmuck ab und schminken sich auch nicht mehr.

Mädchen tragen bis zu ihrer Heirat das Haar aus dem Gesichte gekämmt. Am Morgen nach der Hochzeit wird das Haar oberhalb der Stirne ausgerissen, ein Zeichen für die Verheiratung. Die Operation, die beständig fortgesetzt werden muß, ist sehr schmerzhaft.

Durch diese Haarentfernung wird die Stirn der Chinesinnen sehr hoch, was wir Europäer allerdings nicht schön bei Frauen finden; gerade das Gegenteil aber entspricht dem Schönheitssinn des Chinesen. Kahlköpfigkeit ist unter den Chinesen etwas ungewöhnliches. Verlieren die Frauen ihre Haare, so schwärzen sie ihren Schädel zumeist mit schwarzer Tusche. Buddhistische Nonnen wie auch die Priester rasieren ihren ganzen Kopf.

Die Kleidung der Beamtenfrauen ist gewöhnlich dieselbe, wie die der besseren Klassen von Chinesinnen, nur daß das Material teurer ist. Da sie den Titularrang desselben Ranges, welchen ihr Gatte hat, haben, so tragen sie bei festlichen Gelegenheiten auf der dunkelfarbigen Pelisse die viereckigen

Brust- und Rückenstücke oder Stickereien, welche dem Range entsprechen. In diesen Stickereien ist jedoch die Sonne, nach welcher das mitangebrachte Tier blickt, nicht auf der rechten Seite (Osten), sondern links (Westen), da nach der Lehre der dualen Kräfte („Yin" und „Yang") die aufgehende Sonne durch den Mann, die untergehende aber durch die Frau dargestellt wird. Die Beamtenfrauen tragen auch die lang herabhängende Perlenschnur. Der Kopfputz und die Haartracht hängen von der Provinz ab, in welcher die Dame wohnt.

Die Kleidung der Mandschu-Frauen ähnelt in allen Hauptpunkten der der Männer. Sie besteht aus langen, bis zu den Fußknöcheln herabfallenden Gewändern, über die aber keine Pelisse nach Art der von den Chinesinnen getragenen kommt. Bei den besseren Klassen aus gemusterter Seidengaze, Seide oder Atlas gemacht, haben diese fliegenden Gewänder eine mehrere Zoll breite gestickte Borte, die sich am unteren Saume, sowie am Schlitz, der an beiden Seiten vom Saume bis zur Taille läuft, befindet. Die Ärmel weisen mit Blumen, Schmetterlingen u. dergl. bestickte breite Aufschläge aus hellfarbener Seide auf, im Gegensatz zu dem dunkelfarbigen Gewande.

Da die Mandschu-Frauen sich die Füße nicht zusammenschnüren, so gleichen die Schuhe derjenigen, die sich viel umherbewegen müssen, denen, welche die Männer für gewöhnlich tragen. Sie haben flache, fast absatzlose Sohlen. Der Oberteil ist aus Tuch oder Atlas und mehr oder minder reich bestickt. Bei Damen, die bei ihrem Ausgange die Sänfte oder den Wagen benutzen, hat der Schuh eine vier bis sechs Zoll hohe Sohle. Aus einem dünnen Holzgestell, das mit weißem Caliko überzogen ist, bestehend, verjüngen sich diese Sohlen in einer Bogenlinie auf etwa zwei bis drei Zoll im Quadrat am Unterteil. Es geht sich in dieser Fußbekleidung sehr unbequem. Ähnlich wie die langen Nägel der vornehmen Chinesinnen, deutet auch sie darauf hin, daß ihr Träger in guten Verhältnissen lebt. Die Mandschu sind von Natur ein größerer und physisch kräftigerer Volksstamm als die Chinesen. Diese hohen Sohlen machen sie daher mitunter auffallend groß.

Die Kleidung der gewöhnlichen Mandschu-Frau unterscheidet sich nur wenig von der der oberen Klassen. Anstatt der beiden langen Gewänder, welche die letzteren tragen, sieht man bei ihr häufig nur ein langes Gewand, über dem eine Art ärmelloses Mieder entweder nur bis an die Taille oder sonst bis zum Schoß reichend getragen wird.

Keine Nation der Erde macht von dem Fächer so häufig Gebrauch, wie die chinesische. Er ist nicht nur der stetige Begleiter des weiblichen Geschlechts, sondern im gleichen Maße der des Mannes. Im Sommer stehen während der Mahlzeit Diener hinter ihren Herren und fächeln ihnen mittels großer Federfächer angenehme Kühle zu. Kulis fächern sich, während sie auf ihrem Rücken schwere Lasten tragen. Selbst der Soldat, in Reih und

Glied aufgestellt, fächert sich auf der Parade, wie auch der zerlumpteste Bettler, welcher den Vorübergehenden um ein Almosen anfleht.

Die Chinesen nennen den Fächer bildlich „Phönixschwanz" oder „Elsterflügel", — Ausdrücke, die darauf hindeuten, daß Vögelschwänze oder Flügel wohl die Urtypen aller Fächer waren. Fächer sind in China wie alle anderen Luxusartikel den Launen der Mode ausgesetzt. Jedes Jahr kommen neue Sorten auf den Markt. Auch wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten die Form und Größe, sowie das Material. Man verstößt gegen den guten Ton, falls man sich zu früh oder zu spät im Jahre eines Fächers bedient.

Fast jede größere Stadt des Kaiserreiches, gewiß aber jeder Bezirk hat seine besondere Fächerform; doch giebt man selbst in den höchsten und reichsten chinesischen Gesellschaftskreisen nie viel Geld für Fächer aus. Der Fächer, den die vornehme Chinesin gebraucht, mag aus Papier oder Seide verfertigt und der Griff Elfenbein oder Sandelholz sein; aber selbst dann ist dieser Artikel in der Regel ganz einfach gehalten.

In hohen Gesellschaftskreisen gilt ein runder oder viereckiger, weißseidener, und über einen Rahmen gespannter Fächer für die Vollkommenheit von Eleganz, namentlich wenn auf einer Seite ein Blumenstrauß oder eine Landschaft und auf der anderen Seite eine tiefpoetische Stanze geschrieben ist. Ein solcher Fächer ist ein Lieblingsgeschenk unter Chinesen. Als Probe mögen folgende Strophen dienen, die, wie es heißt, die Geliebte eines Kaisers, von dem sie verlassen worden war, auf einen ihr von ihm geschenkten Fächer niederschrieb:

„Aus Seide, weißer noch als Schnee,
Rund wie der Erntemond
Bist Fächer du, ein Pfand der Lieb',
Die in dem Busen wohnt.

Wenn jedes Lüftchen schweigt und schläft,
Heiß glühest Sonne du,
Dann kühlst du auch die Schläfe mir
Und fächelst mich zur Ruh.

Doch wenn des Winters Stürme wehn,
Kein Vöglein Echos weckt,
Dann kümmert niemand sich um dich,
Liegst da mit Staub bedeckt. —

Ein Sinnbild bist du Fächer zart
Des Loses mein, fürwahr:
Geliebt für kurze Zeit und dann
Vergessen ganz und gar."

Die „goldenen Lilien" der Frauenwelt.

Die chinesische Sitte, den Mädchen die Füße einzuschnüren, ist wohl jedem schon von der Schulbank her bekannt. Den Gebrauch findet man über ganz China verbreitet. Es gibt auch einige Ausnahmen, u. a. bei den Hakkas (d. h. „Fremde"), einem Volksstamm, der während der Yüan-Dynastie (1206 bis 1368 u. Ztr.) aus Nordchina (Kiangsu oder Schantung) nach der südlichen Provinz Kuangtung (Canton) eingewandert sein soll. Diese Ausnahmen sind allerdings schwer zu erklären. Es giebt im Lande der Mitte keine Sitte, die so gegen alle menschliche Vernunft spricht wie das Einschnüren der Füße, und doch ist sie den Chinesen so lieb und teuer geworden, daß man sie nur mit dem größten Widerwillen aufgeben würde. Der bedeutendste Kaiser der gegenwärtigen Dynastie, Kang Hi, wagte es nicht, seine Autorität dahin zu brauchen, diese Unsitte zu unterdrücken, obgleich sein Vater ein Menschenalter früher den Chinesen mit Erfolg die Sitte aufgedrängt hatte, als Zeichen der Unterwerfung einen Zopf zu tragen.

Wir Europäer können an diesen kleinen Füßen mit ihrem unnatürlichen Spann, ihren sonderbar geformten Knöcheln und ihrer runzligen und scheinbar toten Haut allerdings nichts Schönes finden. Der unsichere, humpelnde und schwankende Gang, welchen die Fußeinschnürung verursacht, hat für uns nichts Anziehendes. Ja, dieser dem Hufe eines Wiederkäuers nicht ganz unähnliche Fuß beleidigt sogar unser Schönheitsgefühl. Auf die Chinesen, freilich mit Ausnahmen, wirkt er anders. In Leinen und Schuhen von einem auffallenden Farbengemengsel steckend, ist er für sie der Inbegriff alles Schönen. Leider ist China nicht das einzige Land, in dem man Unnatürliches schön findet und durch Verunstaltungen des Schöpfers Meisterstück verschönern zu können glaubt. Wir erinnern hier nur an die eingeschnürte, häufig wespenähnliche Taille der Kaukasierin, die ebenso widersinnig und zweifellos schädlicher als das Fußeinschnüren im Lande des Zopfes ist. Letzteres ist eine Unsitte, aus der in Wirklichkeit größere Unbequemlichkeit als Gefahr für die Gesundheit des Körpers erwächst.

Über den Ursprung dieses viele Jahrhunderte alten Gebrauchs sind die Ansichten geteilt. Für gewöhnlich nimmt man an, daß derselbe aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. stammt. Der damals über China regierende Herrscher soll eine Lieblingskonkubine Namens Pan gehabt haben, die schlank gewachsen und bildschön und trotz einer Art Klumpfüße eine sehr graziöse Tänzerin war. Um in der Gunst ihres fürstlichen Herrn noch mehr zu steigen, schnürte sie sich mittels Bandagen ihre Füße zusammen. Eines der Zimmer des Palastes hatte einen Fußboden, in dem goldene Lilien eingelegt waren. Dort mußte dem Monarchen seine Lieblingsbuhlin ihre Tänze aufführen. Der poetische Name für die eingeschnürten Füße,

nämlich „goldene Lilien", soll auch von diesem Fürsten herstammen. Stets wenn er Pan tanzen sah, rief er aus: „Jeder Schritt läßt eine Lilie wachsen". Die Hofdamen, so sagt man, folgten zunächst dem Beispiel dieser Konkubine, und bald darauf fand die Sitte auch unter dem Volke allgemeine Verbreitung.

Für die Überlieferung, daß der Gebrauch auf eine Konkubine zurückzuführen ist, welche sich dadurch die Gunst ihres kaiserlichen Herrn zu erhalten suchte, scheint die Thatsache zu sprechen, daß man noch heutigen Tags in vornehmen Gesellschaftskreisen nie auf das Thema „goldene Lilien" zu sprechen kommt; ferner, daß es ungesittet und unhöflich ist, auf dieselben zu blicken oder gar selbst prüfend zu mustern. Unter den Chinesen ist allerdings auch die Ansicht verbreitet, daß man die Unsitte der Fußverkrüppelung auf Eifersucht zurückführen muß. Sie sei einfach eine Maßregel des Ehegatten, die Frau ans Haus zu fesseln, ihr das Gehen zu erschweren, ihre Gewalt dadurch noch mehr einzuschränken und sie ihrem Gebieter noch unterthäniger zu machen. Ein Kaiser soll vor langer Zeit auf diesen Gedanken gekommen sein. Dessenungeachtet besteht die Thatsache, daß das Fußeinschnüren die Frauen weder am Ausgehen hindert, noch in ihnen den Wunsch erstickt, Vergnügungen nachzugehen.

Wie bereits angedeutet, ist die Unsitte rein chinesischen Ursprungs: Mandschu-Tatarenfrauen huldigen derselben nicht. Deshalb ist dieselbe in Nordchina auch nicht so stark im Schwunge wie anderswo im Reiche. Unter der Landbevölkerung der nördlichen Provinzen findet man vielfach eine etwas abgeschwächte Form des Bandagierens vor. Der Fuß ist dann an der Sohle sechs bis sieben Zoll lang, während er im Süden häufig nur drei Zoll mißt. Die geringere Ausbreitung des Gebrauchs im Norden des Reiches muß dem dort vielfach vertretenen Mandschu-Elemente zugeschrieben werden. Die Frauen und Konkubinen des Kaisers müssen alle der Mandschu-Tatarenrasse angehören. Die Heirat zwischen Bannerleuten, d. h. Mandschu und Chinesinnen ist überhaupt verboten. Der Chinese nimmt sich gewöhnlich ein „kleinfüßiges" Mädchen zur ersten oder Hauptfrau. Erlauben es seine Mittel, Konkubinen ins Haus zu nehmen, so haben diese zumeist natürlich geformte Füße. Der Mandschu dagegen, welcher ja gezwungen ist, eine Frau seines Stammes zu heiraten, wählt wiederum gewöhnlich eine „kleinfüßige" Chinesin zur Konkubine.

Die Armut der Familien läßt es jedoch häufig nicht zu, daß man die Füße der Mädchen zusammenschnürt. Wäre dies nicht der Fall, so würde wohl die ganze chinesische Frauenwelt dieser Unsitte fröhnen. Je reicher die Familien sind, desto früher nimmt man auch die Operation an den Füßen der Kinder vor. Wie die oft mehrere Zoll langen Fingernägel, sind auch diese Klumpfüßchen, wie bereits erwähnt, ein Zeichen für eine vornehmere Abkunft und dafür, daß die Person nicht zu arbeiten braucht. Welche

wichtige Rolle dieselben im gesellschaftlichen Leben spielen, geht u. a. aus folgenden eigenartigen Gebräuchen hervor.

So soll es ganz allgemein üblich sein, daß man einem Bräutigam bei seiner Verlobung, bei welcher die Braut bekanntlich nie zugegen ist, die genaue Länge des Füßchens der letzteren mitteilt. Der Schuh des mandeläugigen Aschenbrödels wird auch den Eltern des Bräutigams zur Besichtigung übersandt. Von seiner Größe hängt vielfach das Kaufgeld ab, d. h. der Wert der Geschenke, welche man der Braut und ihren Eltern macht.

In einigen Teilen Chinas, namentlich im Süden, ist es Sitte, daß die Verwandten und Freunde des Bräutigams am Hochzeitstage das Füßchen der Braut ausnahmsweise einer genauen Untersuchung unterziehen; je kleiner dasselbe, desto größer die Freude. — In der Provinz Tschili findet fast alljährlich im Sommer in den Städten gewisser Bezirke eine Art „Aschenbrödelfuß-Ausstellung" statt. Alle Klassen der weiblichen Bevölkerung stellen sich in den Straßen und auf Marktplätzen auf und wetteifern miteinander, ihre in kostbare Schuhe versteckten Klumpfüßchen von der schaulustigen Menge bewundern zu lassen, die Unverheirateten möglicherweise in der Absicht, dadurch das Herz eines bezopften Freiers zu gewinnen und somit eher unter die Haube zu kommen.

Die Operation des Fußeinschnürens wird gewöhnlich zwischen dem vierten und achten Lebensjahre in Angriff genommen. In der ersten Zeit werden die Füße täglich neu bandagiert. Der Verband, durch den die vier kleineren Zehen unter die Fußsohlen gepreßt werden, nimmt man des Abends ab und zieht den Kleinen sogenannte „Schlafschuhe" an. Diese haben keine Sohlen und sollen den Fuß am Ausdehnen bzw. am Wachsen hindern. Doch zwängt man denselben nie — wie man noch immer vielfach in Europa annimmt — in eiserne Schuhe; einfache Verbände erfüllen vollständig ihren Zweck.

Die baumwollenen Bandagen sind etwa sechs Fuß lang und drei Zoll breit. Sie werden in der Form einer Acht angelegt. Hierdurch bringt man die Ferse nahe an den Ballen der großen Zehe. Der „os calcis" wird aus seiner wagerechten Lage in eine senkrechte verschoben. Die Knochen des Spanns verlieren ihre natürliche Lage, sodaß derselbe eine hochgewölbte Form annimmt. Durch das Einschnüren werden zu Ruhepunkten des Fußes: die Ferse in ihrer neuen Lage, der Ballen der großen Zehe und die vierte sowie fünfte Zehe, die durch das Umbiegen jetzt einen Teil der Sohle bilden.

Durch die Verstümmelung werden der Fuß und das Bein sehr abgemagert, ja, sie verschrumpfen teilweise. Das Bein läuft von dem Schenkelgelenk bis zum Fuße in Kegelform spitzig zu. Die Wade bleibt vollständig unausgebildet, weil das Bein keine Gelegenheit hat, die Muskeln zu gebrauchen. Knie- und Knöchelgelenke biegen sich beim Gehen nicht, sondern nur die Schenkelgelenke. Der Gang ist demnach trippelnd und höchst unsicher;

die Arme baumeln von einer Seite zur anderen. Die armen Geschöpfe gehen oder stehen gewissermaßen auf ihren Fersen, doch trippeln sie in Folge der Absätze auf den Zehen einher. Die Ferse liegt größtenteils außerhalb des Schuhes, sodaß sie aus der Wade hervorzustehen scheint. Der Fuß sieht deshalb auch kleiner aus, als er in Wirklichkeit ist. Man findet nur selten starke, robuste, kleinfüßige Frauen. Der Anblick der nackten „goldenen Lilien" ist überhaupt ein höchst widerlicher. Dessenungeachtet werden chinesische Poeten nie müde, dieselben und die schwankenden Bewegungen der Damen



Verstümmelter Frauenfuß.

im Liede zu verherrlichen, indem sie den Gang mit Ästen vergleichen, die im Winde sich anmutig hin- und herbewegen.

Im ganzen genommen scheint die Operation des Fußeinschnürens nicht viel Schmerzen zu verursachen. Die Füße schwellen allerdings zumeist stark an, auch gehen sie mitunter in Eiterung über. Des Nachts, wenn die Bandagen abgenommen sind, bestreut man die Füße mit pulverisiertem Alaun, um den Schmerz zu lindern, oder man wäscht sie mit einem Hirsebranntwein, um die Haut hart zu machen. Drei Vertröstungen werden den kleineren Dulderinnen von ihren Eltern vorgehalten: 1. die Vorspiegelung, daß kleine Füße schön sind; 2. daß andere Menschen sie bewundern, und 3. die Gewißheit, daß Frauen mit kleinen Füßen einst angesehene Gatten bekommen werden, was ihnen den Zutritt in bessere Gesellschaftskreise sichert.

Die Größe des Fußes, die zwischen drei und sieben Zoll schwankt, hängt fast lediglich von dem Alter ab, in welchem man mit dem Bandagieren des Fußes anfängt, sowie von der Regelmäßigkeit und Straffheit, mit der man



Verstümmelter Frauenfuß.

den Verband anlegt. Derselbe wird übrigens nicht abgenommen, nachdem man dem Fuße die erwünschte Größe gegeben hat, da er diesem seine Form erhält und ihn kräftigt. Ohne diese Bandagen würde das Gehen den Frauen

überhaupt fast unmöglich sein, weil der Fuß ohne Verband zu schwach ist, um das auf ihm ruhende Gewicht zu tragen.

Kaiser Kang Hi erließ im Jahre 1665 ein Edikt, welches die Verstümmelung der Füße verbot. Aber er sah sich genötigt schon nach fünf Jahren den Befehl wieder aufzuheben, da derselbe unausführbar war. Um die Sitten und Gebräuche einer nach Hunderten von Millionen zählenden Nation von Grund aus zu ändern, ist nicht allein viel Zeit nötig, sondern man kann den Wechsel auch nur allmählich vornehmen. Daher ist auch der Fortschritt, den die Kultur des Westens bislang in China zu verzeichnen hat, verhältnismäßig sehr gering.

Es war demnach wohl vorauszusehen, daß die Bemühungen des im Jahre 1895 in Shanghai unter den Auspicien einer Anzahl der angesehensten Ausländer und Ausländerinnen ins Leben gerufenen und unter dem Namen „Tien Tsu Hui", d. h. Natürliche Fuß-Gesellschaft, bekannten Vereins, dessen Zweck die Abschaffung der Fußeinschnürung ist, erfolglos bleiben würden. Die von dem Vereine dem Throne unterbreitete Denkschrift wurde vom Auswärtigen Amt in Peking abschlägig beantwortet.

Die Wohnung.

Dem Ausländer, der zum ersten Male eine chinesische Stadt, sei es auch selbst die Reichshauptstadt, betritt, fällt, abgesehen von dem großen Schmutze, der ihm überall entgegenstarrt, nichts so sehr auf, als die Einförmigkeit und der durchweg niedrige Bau der Häuser. Paläste und Tempel, öffentliche Gebäude und Privathäuser sind fast alle nach demselben Stil gebaut. Aus der Häusermasse erhebt sich keine Turmspitze, keine Kuppel, kein Dom, um die ewige Gleichartigkeit zu unterbrechen, und wir vermissen stark die prächtigen und stattlichen Gebäude europäischer Städte. Anstatt derselben sehen wir zu beiden Seiten der engen Gassen, — denn Straßen in unserem Sinne des Wortes sind es nicht, — zumeist einstöckige Häuser, die sich untereinander fast wie ein Ei dem anderen gleichen. Wo man ein zweites Stockwerk vorfindet, ist dies gewöhnlich sehr niedrig. Diese Bauart hat denn auch zur Folge, daß die Straßen und somit die Stadt ganz unansehnlich aussehen, zumal die besten Häuser zumeist in gewisser Entfernung von der Straße liegen.

Dieser eigenartige Baustil muß auf eine ganze Reihe von Ursachen zurückgeführt werden. So hatten die Chinesen nie ein herrschendes Priestertum, noch einen erblichen Adel. Die Baukunst verdankt aber bekanntlich der heiligen Kunst ihre höchste Inspiration und schuf Großes und Erhabenes namentlich unter dem Einflusse einer mächtigen Hierarchie. Aber auch der

Mangel eines Erbadels beeinträchtigt jedenfalls stark den Bau von prächtigen und namentlich dauerhaften Gebäuden. Zwei weitere mächtige Faktoren, welche die einförmige Gleichförmigkeit des Stils bewirkt haben, sind die äußerst schwach entwickelte Erfindungskraft des chinesischen Volkes und sein tief eingefleischter Konservatismus. Der Bau nur zumeist einstöckiger Gebäude erklärt sich vornehmlich daraus, daß das chinesische Baumaterial nicht zuverlässig und stark genug ist, um mehr als das Gewicht des Erdgeschosses zu tragen.

Der Aberglaube der Chinesen hat ebenfalls die Eigenart der Bauweise wesentlich beeinflußt. Wie das Volk glaubt, verstoßen hohe Gebäude gegen das „Feng Schui", (wörtlich „Wind und Wasser"), das große Erdwahrsager-System der Chinesen, dessen Blütezeit glücklicherweise vorüber ist. Die Apostel dieser Lehre geben vor, im stande zu sein, aus der Gestaltung natürlicher Gegenstände, wie Flüsse, Hügel und Bäume, glückverheißende Lagen für den Bau von Häusern, Städten usw. bestimmen, sowie auch das Schicksal irgend einer Person, Familie oder Gemeinde nach dem von diesen erwählten Orte vorhersagen zu können. Ferner schreiben sich diese Erdwahrsager die Kraft zu, bösen Einflüssen durch gute entgegenwirken, Überschwemmung und Pestilenz aus ganzen Bezirken fernhalten zu können, u. dergl. mehr.

Hohe Gebäude verhindern demnach, der Theorie dieser Beutelschneider zufolge, daß die guten Einflüsse des Windes nicht im stande sind sich zu verbreiten. Sie bewirken vielmehr, daß schädliche Kräfte sich geltend machen. Hohe Häuser eignen sich allerdings auch nicht für die Abgeschlossenheit des Familienlebens, auf welches der Chinese ja außerordentlich hohen Wert legt. Mögen die Straßen oder Gassen chinesischer Städte und Flecken auch schon in einer geraden Richtung laufen, so bilden die einzelnen Häuser derselben, falls dies irgend nur möglich, nie eine gerade Linie, da solch eine Bauart gegen das „Feng Schui" verstoßen würde. Man versucht deshalb jedes Haus in einem Winkel zu dem angrenzenden zu errichten. Anderenfalls würde den bösen Einflüssen nichts im Wege stehen, von einem Hause in das andere einzudringen; die Insassen müßte dann Krankheit und Unglück befallen.

Eine weitere Folge des „Wind und Wasser"-Aberglaubens ist, daß die Vorderseite aller Gebäude, zum wenigsten die besserer Bauart, nach Süden, als der den guten Einflüssen günstigsten Himmelsrichtung zugekehrt ist. Häuser, die an Straßen stehen, deren Eingänge nach Norden liegen, werden so gebaut, daß die Vorderthür zum Wohngebäude nach Süden zeigt. In Straßen, welche von Ost nach West laufen, sind die Häuser auf der Nordseite, deren Haupteingang mithin nach Süden schaut, die teuersten und gesuchtesten. Die chinesischen Städte sind demnach so angelegt, daß in dem Geschäftsviertel die Straßen stets von Nord nach Süd laufen. Die Gassen, welche nach Osten und Westen gehen, enthalten die Privathäuser. Die Eingänge befinden sich

auf der Nordseite der Straße, die Hinterthüren der Gebäude liegen auf der Südseite der Nordgasse.

Privathäuser sind in China fast nie unmittelbar an der Straße gelegen; der Chinese sucht sich vielmehr die Hintergassen ihrer ruhigen Lage halber auf. Selbst hier betritt man die Häuser durch Vorbaue und Höfe. Was dem Chinesen bei einem europäischen Hause wohl am meisten auffällt, ist, daß wir von der Straße aus unmittelbar in dasselbe kommen. Ihm ist der Gedanke schrecklich, daß jedermann bei der Schwelle vorbeigehen und in die Thüren und Fenster sehen kann. Denn daß eine Familie und namentlich deren weibliche Mitglieder abgeschlossen leben sollten, ist ihm bei der Wahl einer Wohnung die erste Vorbedingung und Notwendigkeit.

Die Häuser der Landbevölkerung sind die Einfachheit selbst. Da China keine Großbauern hat, so unterscheiden sich die Wohnungen der Bauern auch nur wenig von einander. Das Material für den Bau besteht gewöhnlich aus Bambuspfählen und Lehm, seltener aus einfach in der Sonne getrockneten Ziegelsteinen, die als Wände dienen. Die Bedachung ist Stroh, auf welches man häufig eine Lehmschicht legt. Einen gedielten Fußboden kennt man nicht; die Fenster sind weiter nichts als viereckige Löcher, zumeist mit starkem Papier beklebt. Diese Hütten haben selten mehr als zwei oder drei Zimmer; an Möbeln findet man das denkbar Notdürftigste vor. Schweine, Hunde und Geflügel streiten sich oft um ein Plätzchen mit den Kindern.

Die Gebäude besserer Art besitzen ein schweres Dach, welches von Holzsäulen getragen wird. Zwischen diesen Pfeilern sind gewöhnlich Ziegelsteinwände aufgeführt. Mitunter weisen aber nur die Giebelseiten Mauerwerk auf. Im Einklange mit der „Linkshändigkeit" der Chinesen, setzen sie das Holzwerk des Daches zusammen, bevor die Pfeiler, welche es tragen sollen, an ihrem Platze errichtet sind. Dieselben werden nicht in die Erde gegraben. Sie stehen nur auf Steinfundamenten. Das Gewicht des Daches ist daher notwendig, um die Pfeiler, die übrigens weder ein Fußgestell noch ein Kapitäl haben, aufrecht zu erhalten. Der Schwere des Daches verdankt das Gebäude allein seine Festigkeit. Um ein Umfallen zu verhindern, werden die Oberenden der Pfeiler mittels Balken mit einander verbunden, deren äußere Enden häufig durch Schnitzwerk, wie Drachenköpfe und andere sagenhafte Tiere, verziert sind. Die Pfeiler zeigen größtenteils kein Schnitzwerk oder sonstige Verzierung. Rund oder viereckig, sind sie an ihrem Unterende ein wenig verjüngt. Bei öffentlichen Gebäuden, wie z. B. Zunfthäusern, Regierungsgebäuden und Tempeln, findet man die Säulen jedoch vielfach durch Schnitzarbeit verschönert. Lieblingsmuster sind Drachen, Schlangen und Laubgewinde.

Bei der überwiegend großen Mehrzahl von Gebäuden macht das Dach den einzigen ornamentischen Teil desselben aus. Wir alle kennen ja schon aus Zeichnungen die seltsamen Dächer mit ihren sich aufwärts schwingenden,

die chinesische Architektur charakterisierenden Enden, welche an die Zeltwohnungen der Nomaden erinnern. Die Dächer der besseren Häuser sind wohl ausnahmslos mit Ziegeln bedeckt. Tempel und Veranden haben rundliche Dachziegel, Privathäuser verhältnismäßig flache, kaiserliche Gebäude gelbglasierte. Die Wände solcher Bauten sind ebenfalls aus gelbglasierten Ziegelsteinen aufgeführt. Die Dachziegeln sind auf einer dicken, mit einer Mörtelmasse bestrichenen Lehmschicht befestigt. Häuser mit flachen Dächern, um die eine Brustlehne geht, findet man verhältnismäßig selten, Schieferdächer noch seltener.

Der Fußboden der Häuser ärmlicher Klassen besteht aus Erde, bessere Häuser haben Fußböden aus viereckigen Ziegelsteinen. Hölzerne Dielen kennt man in China nicht, vielleicht weil das Holz zu teuer ist. Doch merken wohl die Chinesen deren Mangel nicht, weil sie Schuhwerk mit dicken Filzsohlen und stark wattierte Kleider sowie Pelzwerk im Winter tragen. Die Kälte ist außerdem — den äußersten Norden ausgenommen — nicht so groß wie bei uns in Europa. Auch haben chinesische Häuser nie Keller, aus denen Feuchtigkeit aufsteigen könnte. Die Chinesen legen in dieser Hinsicht viel gesunden Menschenverstand an den Tag.

In den Häusern der ärmeren Klassen findet man zumeist keine Stubendecken, das Dach muß dort ihre Stelle vertreten. Bessere Gebäude haben Röhricht-Decken, die man mit Papier beklebt. Sie sind stets sehr niedrig, um das Zimmer im Winter desto leichter erwärmen zu können. Die Decken der Häuser vornehmer Klassen sind schön getäfelt und weisen reiche Schnitzarbeit auf.

In Nordchina, wo man infolge des mitunter strengen Winters sich genötigt sieht, Heizmaterial zur Anwendung zu bringen, findet man fast überall in den Häusern den sogenannten „Kang“, einen niedrigen Ziegelbau. Derselbe kommt namentlich dem ärmeren Volke sehr zugute, weil er ihm die Bettstelle erspart. Man stelle sich eine aus Lehm oder Ziegelsteinen aufgebaute, etwa zwei Fuß hohe solide Pritsche vor, deren Oberfläche wohl auch mit Steintafeln belegt und mit Strohmatten oder wollenen Decken bedeckt ist. Der Flächenraum dieser Kang schwankt sehr; er bietet oft einer Anzahl von fünf und auch mehr Personen bequem Platz. Unter dieser Ziegelsteinlagerstätte ist eine Heizvorrichtung angebracht, die mittels Kanälen die Wärme unter die Oberfläche des Kang leitet; dieselbe ist aber nicht hinreichend, um das ganze Zimmer zu erwärmen.

In Mittel- und Südchina existieren diese Kang nicht; hölzerne Pritschen, die mitunter die Hälfte des Zimmers einnehmen, befinden sich an ihrer Stelle. Wird die Witterung während der kühlen Jahreszeit zu unangenehm, so bedient man sich einer Art messingener Kohlenbecken, die sich mit Leichtigkeit von einem Platze zum anderen tragen lassen; das Brennmaterial ist Kohle oder Holzkohle. Die ärmeren Klassen haben Ziegelsteinöfchen. Mit-

unter muß ein mit Brennstoff gefüllter Blumentopf deren Dienste thun. Auf dem Lande benutzt man getrocknete Wurzeln, Blätter und Gräser vielfach als Heizmaterial, in den Städten Reisig oder Pferdedünger. Die bessere Volksklasse, unter ihr namentlich die Damen, benutzen im Hause Hand- und Fußwärmer, die aus Messing, Hartzinn oder Porzellan gemacht sind und mittels eines Holzkohlenfeuers erwärmt werden.

Man hat die Fenster die Lungen des Hauses genannt. Von den vier Seiten der chinesischen Häuser bestehen zwei — man darf wohl sagen — ganz aus Thür und Fenster. Letztere nehmen die ganze Vorder- und Hinterseite des Gebäudes ein; an Licht fehlt es also den Räumen am Tage keineswegs. Das Fenster setzt sich aus einem oberen und unteren Rahmen zusammen, von denen der erstere in die Höhe geschoben und der untere herausgenommen werden kann. Gewöhnlich sind diese Rahmen mit starkem koreanischen Papier, das aus Holzfasern gemacht ist, oder mit chinesischem Papier beklebt. Im Sommer ersetzt man dasselbe häufig durch dünne Gaze. Glasscheiben findet man verhältnismäßig selten vor, gewöhnlich nur bei den Häusern der Wohlhabenden, die in den unteren Fensterrahmen eine große Scheibe einsetzen lassen.

Die künstliche Beleuchtung chinesischer Häuser geschieht bei den höheren Klassen mittels Lichter, die aus dem Talg des sogenannten Talgbaums (Stillingia sebifera), der in den östlichen Teilen des Reiches namentlich viel vorkommt, gemacht sind. Dieselben haben eine Wachsbedeckung, um die Außenseite zu verhärten und so das innere weiche Wachs am schnellen Schmelzen zu verhindern. Der Docht besteht aus Binsen- oder Schilfrohr, um welches Baumwolle gewunden ist. — Die unteren Klassen brennen zumeist töpferne Öllampen, die denen nicht unähnlich sind, deren sich die Etrusker bedienten. Die Lampen haben die Form einer tiefen Untertasse. Gewöhnlich brennt man Sesamöl, sonst aber auch Hanf-, Baumwollensaat-, Ricinus- und Theeöl. Seit den letzten Jahrzehnten findet das Petroleum, von den Chinesen „Stink-“ oder „Kohlenöl“ genannt, starke Verwendung. Die ärmeren Klassen brennen ihre Petroleum-Lampen zumeist ohne Zylinder.

Die Häuser der wohlhabenden und vornehmen Klassen bestehen im allgemeinen aus einer Reihenfolge von Zimmern verschiedener Größe, die durch dazwischen liegende Hofräume von einander getrennt sind und durch diese auch zumeist ihr Licht erhalten. Man gelangt von einem Zimmer zum anderen mittels eines überdachten Korridors oder durch Seitengänge, die durch die Höfe führen. In der ersten Reihe von Zimmern, die zunächst an der Straße liegen, finden wir das Emfangszimmer sowie die Wohnräume der Dienerschaft. Dies bildet den äußeren Hof des Hauses, welchen man zuerst betritt. Zu dem zweiten gelangt man durch ein anderes Thor. Wir durchschreiten dieses und erblicken das Hauptgebäude mit seinen Ost- und Westflügeln und Ost- und Westnebengebäuden. Im Hauptgebäude wohnen die

Eltern. Die Flügel sind für die Kinder und deren Wärterinnen bestimmt, während die verheirateten Söhne nebst ihren Familien die Nebengebäude bewohnen; weiteres Hauspersonal logiert in Hintergebäuden.

Während die Häuser der wohlhabenderen Klassen Veranden haben, findet man solche bei den Wohngebäuden der unteren Volksschichten nicht vor. Mehrere Familien bewohnen dann die Räumlichkeiten, welche den Hofraum einschließen. Man betritt denselben durch eine kleine, an der Straße oder Gasse gelegenen Thür. Diese Bauart giebt einer chinesischen Stadt, von der Straße aus gesehen, einen sehr unansehnlichen Anstrich. Man sieht nichts als kahle Mauern, Hinterwände von Häusern und Thorwege. Die Bequemlichkeit der Familie geht dem Chinesen aber über das äußere Aussehen seines Hauses.

Das ganz arme Volk ist mit einem Zimmer (Tschien) zufrieden. Die Wohlhabenderen bewohnen häufig sämtliche Gebäude, die einen inneren Hofraum bilden. Das Mittelzimmer ist in einem solchen Falle für den Familienschrein nebst dem Familienstammbaum bestimmt. Die beiden Seitenabteilungen des Hauptgebäudes dienen als Schlafräume.

Die Zimmer des chinesischen Hauses sind nicht durch Ziegelwände von einander getrennt. Das arme Volk hat eine mit Papier überklebte Rohrwand, die auf einer niedrigen Ziegelmauer ruht, während Holzwände, welche häufig zierlich geschnitztes Tafelwerk aufweisen, bei den besseren Gebäuden ein Zimmer von dem anderen scheidet.

In den Wohnhäusern der vornehmen Klassen sind die Decken hoch und häufig aus Tafelwerk hergestellt. Von denselben hängen geschmackvolle Hornlaternen herab. Die Fenster sind meistenteils mit dünnem, aber sehr starkem Papier oder einer Art Marienglas ausgefüllt. Der besonderen Erwähnung wert ist, daß die Häuser in der Regel eine ungerade Zahl von Zimmern haben: eins, drei, fünf oder sieben; eine gerade Anzahl würde, wie man glaubt, Unglück bringen.

Die wohlhabenden Klassen legen großes Gewicht auf die innere Ausschmückung der Zimmer. Die Möbel sind aus teurem, sehr dauerhaftem Holz gefertigt, entweder einfach poliert oder mit eingelegter Arbeit versehen. Das hierzu verwendete Holz kommt aus Südchina und ähnelt dem Ebenholz. Die Ausschmückung der Wände besteht aus großen Spiegeln, ferner aus mehrere Fuß langen, ein bis zwei Fuß breiten und mit dünner Seide bezogenen Papierstreifen, die sich aufrollen lassen und auf denen mit großen Schriftzeichen in Gold oder auch schwarz den Klassikern entnommene Lebenssprüche geschrieben bezw. aufgeklebt sind.

Prächtige Seidenvorhänge halten den Zug von den Thüren her fern. Atlasdecken liegen auf Tischen, Stühlen und Betten. Als Nippsachen dienen alte Bronzegegenstände, Cloisonne, entzückend schönes Holzschnitzwerk u. dergl. Frische oder gemachte Blumen dürfen nie fehlen. In Mittel- und Südchina

bedient man sich viel der Möbel, die aus Bambus oder spanischem Rohr gefer sind. Teppiche kennt aber selbst der reichste Chinese nicht; er würde es thöricht halten, teuere Teppiche niederzulegen und dann darauf umherzugehen. Mit Rücksicht auf die üble Gewohnheit des Volkes, die ausgerauchten Pfeifer auf dem Fußboden auszuklopfen und im Zimmer fast nie Spucknäpfe hinzu stellen, würde ein Teppich auch ganz unangebracht sein.

Gegenüber dem Hauptthor findet man, sobald es die Örtlichkeit erlaubt, eine allein dastehende, aus Ziegelsteinen oder aus Holz aufgeführte Wand. Sie hat den Zweck, die Insassen des Hauses nicht den Blicken der Nachbarn auszusetzen. Auch glaubt der Chinese, daß solche Mauern alle üblen Einflüsse fern halten.

Der Aberglaube spielt, wie bereits angedeutet, bei dem Bau eines chinesischen Hauses eine große Rolle. Die Wahl der Baustelle, das Legen der Firste, die Fertigstellung des Hauses wird durch die Geomantik geregelt. Eine große Zahl abergläubischer Cermonien werden dabei beobachtet; sie sollen Glück, Reichtum und männliche Nachkommen sichern, andererseits Unglück, Armut, Krankheit und selbst den Tod fernhalten.



Reisnapf mit Eßstäbchen.



Spielkarten und Würfel.

Siebentes Kapitel.

Das soziale Leben.

Etikette. — Die Litteraten. — Der Kaufmannsstand. — Der Handlungsgehülfe. — Dorfgemeinden. — Der Bauernstand. — Handwerker und Tagelöhner. — Ärzte und Apotheker. — Das Zunftwesen. — Arbeitervereine. — Geheime Gesellschaften. — Das Clanwesen. — Die Leibeigenschaft. — Pfandhäuser. — Vorschußvereine. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Die Bettlerzunft. — Unterhaltungen. — Hazardspiele. — Umherziehende Theatergesellschaften. — Eine Theatervorstellung. — Ein Opiumrauchlokal. — Straßenscenen. — Die „Linkshändigkeit" der Chinesen.

Die Etikette.

Höflichkeit flößt Achtung ein. Diese alte Wahrheit findet in China mit seiner Halb-Civilisation nicht weniger Geltung, als irgendwo in der Welt. Gewiß giebt es Länder, in denen die Höflichkeit echter und wahrer, das feine Benehmen weniger äußerer Anstrich ist als in China; doch kann es keine Nation geben, bei welcher die Formen der Etikette in höherer Achtung stehen, und bei welcher die absichtliche Vernachlässigung der Formen übler aufgenommen wird, als bei der chinesischen. Der Wert, welchen die Höflichkeit im Reiche der Mitte hat, geht aus dem chinesischen Sprüchworte hervor: „Deinen Vorgesetzten zu gefallen und das Volk zu regieren, giebt es nichts Besseres als die Höflichkeit."

Der stereotype Charakter chinesischer Etikette ist in dem Charakter des

譚鍾麟

Eine chinesische Visitenkarte.



Volkes begründet. Sie hat ihre feststehenden Phrasen und Sätze, welche Jahrhunderte alt sind, und die man eben auswendig lernen und nach festen Regeln zur Anwendung bringen muß. Diese Höflichkeit hebt und verschönert das Leben des Chinesen außerordentlich. Jedenfalls sollte kein Ausländer, er mag über die chinesische Höflichkeit denken, wie er will, die landesüblichen Umgangsformen außer Acht lassen. Ja, in diesen Umgangsformen liegt oft eine wichtige Handhabe, mit deren Hülfe sich vieles in China erreichen läßt.

Die Regeln, welche der Chinese bei Besuchen zu beobachten hat, sind äußerst verwickelter Natur. Visitenkarten sind zunächst eine unerläßliche Bedingung. Niemand, der auf guten Ton Anspruch macht, darf es unterlassen, mit ihnen vorher seinen Besuch anzumelden. Die gewöhnlichen Karten sind aus scharlachrotem Papier gemacht, welches in Streifen (etwa 8 Zoll lang und 3 Zoll breit) geschnitten und je nach dem Range des Besuchs entweder garnicht oder vier-, sechs-, achtmal und noch öfter zusammengefaltet ist. Der einfache Name wird meistens mittels eines Stempels angebracht. Trauert der Besuchende, so ist das Papier weiß, der Name darauf aber mit blauer Tinte geschrieben.

Die gewöhnliche Form der Begrüßung unter Personen von gleichem Stande besteht darin, daß man seine eigenen beiden Hände in einander preßt und sie dann mehreremal einige Zoll vor seiner Brust auf- und niederbeugt. Will man sehr höflich sein, so erhebt man die Hände bis zur Stirn, während man eine tiefe Verbeugung macht und dabei die Worte: „Tsing, Tsing!"*) d. h. „Heil, Heil!" ausspricht. Der Wirt muß den Besuch bei jedem Thor oder jeder Thür vorausgehen lassen. Langt man an der innersten Thür an, so bittet der Hausherr seinen Gast verschiedene Male einzutreten, welcher Bitte letzterer jedoch erst nach mehrmaligem Absagen nachkommt. Der Wirt verbeugt sich darauf vor dem Gaste und geht ihm voran, und zwar betritt der Besuch das Zimmer durch die linke (westliche) Thür, während der Hausherr sich durch die rechte (östliche) in das Zimmer begiebt. Die linke Thür ist nämlich nach chinesischer Anschauungsweise der ehrenvollere Eingang, wie ja auch der Ehrensitz zur linken (dem Herzen zunächst), nicht, wie bei uns, zur Rechten ist. Hat der Gast nicht einen so hohen Rang wie der Wirt, so versucht er durch die rechte Thür einzutreten, wählt aber, nachdem er mehrmals von dem Hausherrn verhindert ist, zuletzt die linke. Dem Wirte steht jedoch in solchem Falle stets das Vorrecht zu, die Unterhaltung anzufangen. Erst wenn der Gast sitzt, wagt der Hausherr seinen Platz an dessen rechter Seite einzunehmen. Sollte im Verlauf eines animierten Gespräches der eine ein wenig sich von seinem Sitze erheben, so ist es die

*) Das unter den in China lebenden Ausländern ganz allgemein gebräuchliche „Tschin Tschin" als Abschieds-Gruß ist eine Corruption dieser Worte.

Pflicht des anderen, ihm darin nachzuahmen. Kein chinesischer „Gentleman" würde sich niedersetzen, wenn einer seines Gleichen steht.

Das erste, womit dem Gaste aufgewartet wird, ist ein Täßchen Thee, und zwar wird derselbe meistens von dem Wirte mit eigener Hand angeboten. Dieser sogenannte „Gastthee" wird jedoch nicht eigentlich zum Trinken serviert. Es wäre in den Augen des Wirtes ein unverzeihlicher Verstoß seines Gastes gegen den guten Ton, falls dieser das Täßchen gierig ausschlürfen würde, ehe man ein paar Dutzend Worte gewechselt hat. Wenn ein Besucher Anstalten macht, den Thee an seine Lippen zu bringen, so ist dies ein Zeichen, daß er an den Aufbruch denkt. Andererseits giebt der Wirt seinem Gaste auf dieselbe Weise zu verstehen, daß er den Besuch beendet zu sehen wünscht. Erkundigt sich der Gast beim Wirte, wie es dessen Verwandten geht, so erheischt es die Etikette, daß er mit dem Ältesten zuerst anfange. Darauf schickt es sich, nachzufragen, wie viele Söhne der Gastherr hat. Sind dieselben zu Hause, so werden sie gewöhnlich ins Fremdenzimmer gerufen und müssen ihre Verbeugungen vor dem Gaste machen. Nachdem letzterer sich nach ihren Studien erkundigt hat, bitten sie um die Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen. Mädchen werden nur selten einem Gaste vorgeführt, junge Damen nie; ebenso darf der Besuch nie die Frau des Wirtes erwähnen!

Weit verbreitet ist die Sitte des Geschenkemachens, besonders zum Dank für irgend welche Freundlichkeiten. Die Geschenke bestehen zumeist aus Gerichten, Früchten, Thee, Seide u. dergl. Der Empfänger würde sich aber auf das gröbste gegen die Regeln der Etikette vergehen, wenn er die Gaben sämtlich behielte. Er darf sich als höflicher Mann nur einiges aussuchen und muß den Rest wieder an den Geber zurückschicken.

Wenn ein Chinese ein Zimmer betritt, in dem sich eine größere Anzahl von Personen befindet, so hat er zuerst nach rechts, sodann nach links einen tiefen Bückling zu machen. Sollte ein besonders intimer Freund anwesend sein, so kann dieser dem Eintretenden sich auf ein paar Schritte nähern, worauf sie sich mit geschlossenen Armen und einer Verbeugung begrüßen. Man hält es für nicht im geringsten unhöflich, Erkundigungen über die persönlichen Angelegenheiten eines Fremden einzuziehen. Man soll im Gegenteil ein Zeichen höflichen Interesses darin sehen, wenn man angeredet wird: „Bist Du verheiratet?" „Wieviel Geld verdienst Du im Jahre?" „Wo gehst Du hin?" „Was wirst Du anfangen?" „Wieviel hast Du hierfür bezahlt?" So und in ähnlicher Weise wird man von den Chinesen beständig gefragt.

Sich laut zu räuspern, auszuspucken, die Finger anstatt des Taschentuchs zu benutzen, lautes Aufstoßen u. ä. wird nicht als ungehörig angesehen, selbst nicht in vornehmer Gesellschaft. Der Chinese hält es jedoch für unhöflich, die Brille aufzubehalten, wenn man sich in Gegenwart eines Gastes

oder Höhergestellten befindet, gleichviel wie kurzsichtig eine Person sein mag. Es ist leicht verständlich in welche Verlegenheit mancher unter diesen Umständen geraten kann. Die bereits erwähnten langen Fingernägel sind ein Zeichen der Achtbarkeit. Sie beweisen, daß die Person sich ihr Brot nicht durch gewöhnliche Händearbeit verdient. Die Nägel sind mitunter zwei bis drei Zoll lang, doch für gewöhnlich nur an einem oder an zwei Fingern. Um diese „Krallen" vor dem Abbrechen zu bewahren, trägt man sie häufig in silbernen Futteralen. Da man sich in China beim Gruße nicht gegenseitig die Hände drückt, so bleiben dem Chinesen, wie früher bereits erwähnt, die Unannehmlichkeiten dieser Unsitte erspart.

Reicht man jemanden etwas, so gebraucht man beide Hände dazu. Selbst bei kleinen Theetassen beobachtet man diese Regel, die auch befolgt wird, wenn man etwas von jemandem in Empfang nimmt. Bei Mahlzeiten essen Männer und Frauen fast nie zusammen. Wo man es fände, fiele auf die Frauen ein eigentümliches Licht. Die Kopfbedeckung legt der Chinese für gewöhnlich im Zimmer nicht ab Die alltägliche Kappe mit dem roten, schwarzen oder weißen Knopfe (letzterer falls die Person in Trauer ist) sieht man fast beständig auf seinem Haupte. So behält auch der Beamte seinen Hut auf. Man hält es für unhöflich, unbedeckten Hauptes vor einen Gast zu treten. Kein chinesischer Diener darf so vor seinem Herrn erscheinen, daß er den Zopf um den Kopf oder den Hals gewunden trägt, was bei manchen Arbeiten der Bequemlichkeit halber wohl geschieht. Auch bei Personen, welche vor den Schranken des Gerichtes stehen, muß der Zopf stets lang am Rücken herabhängen.

Die chinesische Straßen-Etikette ist von der bei uns gebräuchlichen ebenfalls gänzlich verschieden. Es besteht in Wirklichkeit ein gewisses Straßenrecht, welches, da die Landeskinder es selbst sorgfältig befolgen, Ausländer in China ebenfalls befolgen sollten.

Der gewöhnliche Fußgänger muß dem niedrigsten Kuli aus dem Wege gehen, der eine Last trägt. Derselbe Kuli muß wiederum Sänftenträgern ausweichen, gleichviel wie unangenehm die Sache für ihn sein mag. Eine leere Sänfte weicht vor einer besetzten aus. Ein Tragstuhl geht wiederum, weil man ihn leichter handhaben kann, einem Pferde aus dem Wege. Pferd, Sänfte, Kuli und Fußgänger, — sie alle müssen wiederum einer Hochzeits- oder Begräbnis-Prozession, oder einem Mandarin mit seinem Gefolge ausweichen.

Die Sänfte spielt in der chinesischen Etikette ebenfalls eine große Rolle. Der Kaiser allein ist berechtigt sechszehn Träger für seinen Palanquin zu benutzen. Ein Prinz von Geblüt acht; die höchsten Provinzial-Beamten ebenfalls acht, — ein Vorrecht, von dem sie jedoch nie Gebrauch machen, ausgenommen bei Gelegenheiten von religiösen oder Staats-Ceremonien.

Alle anderen Mandarine bis zum Präfekten, einschließlich der Bezirksrichter, vier, unter diesem Grade nur zwei Träger.

Die Brautsänfte ist, wie wir bereits gesehen haben rot. Der Palanquin aller Beamten bis einschließlich des Provinzial-Richters und Schatzmeisters grün; unter diesem Grade sollte er blau sein. Dieser Regel gemäß müßte demnach ein Tao Tai eine blaue Sänfte gebrauchen; da er aber gewöhnlich den Titularrang eines Provinzial-Richters hat, so benutzt er einen grünen Tragstuhl. Eines solchen bedienen sich auch die in China angestellten Konsuln der verschiedenen Fremdmächte, da sie die höchsten lokalen Beamten ihrer betreffenden Nationalität sind und, den Verträgen gemäß, auf einer Rangstufe mit den Tao Tais stehen.

Die chinesische Etikette verlangt ferner, daß, wenn man sich in einer Sänfte befindet und ein Bekannter, den man begrüßen will, vorbeigeht, man aus dem Tragstuhl steigen muß. Reisen zwei oder mehrere Beamte zusammen, so benutzt der höchste derselben die erste Sänfte. Bedienen sich dieselben aber der Pferde, so reitet der Diener vor seinem Herrn.

Die Litteraten.

In China finden wir des Dichters Wort: „Die Feder ist mächtiger als das Schwert" buchstäblich erfüllt. Denn falls dieses Land eine Aristokratie aufzuweisen hat, so setzt sich dieselbe, — die kaiserlichen Anverwandten und einige wenige altadelige Familien ausgenommen, — aus der leitenden Klasse der Bevölkerung zusammen. Diese besteht aus den als Litteraten bekannten Gelehrten, zu denen eigentlich auch alle Staatsbeamten gehören, nicht aber aus dem Militär, auf welches man mit Verachtung niederblickt.

Es ist bereits kurz darauf hingewiesen worden (vergl. Seite 65) wer diese Litteraten eigentlich sind. Doch verdienen sie mit Rücksicht auf den Umstand, daß dieselben in mancher Hinsicht tief in die Geschicke der Bevölkerung eingreifen, näher ins Auge gefaßt zu werden. Was für eine Stellung nehmen diese sogenannten Gelehrten demnach im Reiche der Mitte ein?

Es giebt nur wenige Worte, die in der täglichen Unterhaltung, welche in China lebende Ausländer untereinander über chinesische Angelegenheiten führen, so häufig wiederkehren, als der Ausdruck „Litteraten". Handelt es sich um den Bau einer Eisenbahn oder die Eröffnung eines neuen Vertragshafens, so sind es diese Gelehrten, welche sich in erster Linie gegen solche Neuerungen auflehnen. Stoßen Missionare in der Ausübung über Thätigkeit auf Hindernisse, so sind es in der Regel die Litteraten, welche dieselben

in den Weg gelegt haben, — kurz gesagt: sie bilden anscheinend die den Ausländern und deren Kultur feindlich gesinnte Partei Chinas.

Es wird jedoch unter Umständen sehr schwer sein, sich zu vergewissern, wer in bestimmten Gegenden des Reiches diese so mächtigen Persönlichkeiten sind. Zuweilen werden sie durch einen Greis, vielleicht dem ältesten im Dorfe, repräsentiert. Mitunter sind es zwei oder drei wohlhabende Familien, die im Rufe stehen, den litterarischen Mittelpunkt einer Bauerngemeinde vorzustellen. In größeren Städten bilden diese Litteraten eine Art Kaste. Sie üben einen mächtigen Einfluß nicht nur auf das Volk, sondern auch auf die Regierungs-Behörden aus. Letztere erklären dieselben stets als die Bevollmächtigten der großen Volksmenge, und in vielen Städten und Dörfern sind diese Gelehrten selbst noch mächtiger als die Ortsbehörden.

Man kann die Litteraten in zwei Klassen einteilen, nämlich: in die eigentlichen Litteraten und die sogenannten Litteraten. Die erstgenannte Klasse wird zur Zeit von einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Personen repräsentiert und scheint auch von Jahr zu Jahr kleiner zu werden. Trifft man sie auf der Straße, so kann man sie bereits an gewissen charakteristischen Eigentümlichkeiten erkennen, die in mancher Hinsicht auch ihre europäischen philosophischen Kollegen kennzeichnen. Sie haben gewöhnlich ein etwas sonderbares, verschrobenes Aussehen, tragen ihre Kappe nicht vorschriftsmäßig auf dem Kopfe, gucken durch ein Paar sehr große mit Horn eingefaßte Brillengläser und tragen unter ihrem Arme einen Schirm, unter dem im Notfalle eine ganze Familie Schutz finden könnte. Sie schreiten zumeist in einem unsicheren Schritte die Straße entlang; gewöhnlich sieht man sie in einem Bücherladen verschwinden, in dem staubbedeckte alte Bücher verkauft werden.

Diese Klasse von Litteraten nimmt nie oder doch nur ausnahmsweise, an lokalen Unruhen teil. Und nur wenn man sie zwingt, nehmen sie gegen die in China lebenden Ausländer Partei. Obgleich streng rechtgläubig sowie persönlich fremden Einflüssen abgeneigt, ziehen sie es doch vor, das stille Leben eines zurückgezogenen Philosophen zu führen. Fest auf die ewige Wahrheit der confucischen Weisheit vertrauend, glauben sie mit Ruhe dem Eindringen des Christentums entgegensehen zu können.

Die Gelahrtheit dieser Personen ist erstaunlich groß: denn sie haben, nach chinesischer Auffassung, eine „klassische“ Erziehung genossen, welche, wie bereits vor zweitausend Jahren üblich, im allgemeinen aus dem Studium der alten Klassiker besteht. Zu diesen gehören in erster Linie die als „Vier Bücher“ und „Fünf Bücher“ bekannten Werke. Mit bändereichen Kommentaren zu diesen Klassikern muß der Litterat ebenfalls bekannt sein.

Die „Vier Bücher“ fassen in sich:

1. „Das Große Studium“, chinesisch „Ta Hio“; Autor zweifelhaft. Das Werk wird von gewissen Gelehrten einem Enkel des Confucius zugeschrieben. Es trägt einen stark ausgeprägten confucischen Charakter. Man kann den Inhalt

desselben in vier Hauptpunkte zusammenfassen: Selbstverbesserung, Ordnung der Familienverhältnisse, Staatsregierung, Reichsherrschaft.

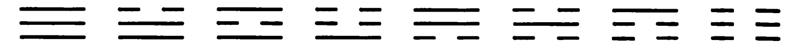
2. „Die Wahre Mitte", chinesisch „Tschung Yung"; Verfasser Kung Tschi, Enkel des Confucius. Entstehungszeit etwa 490 v. Chr. Das Werk versucht das Wesen der Tugend zu erläutern, indem es einen Menschen von unbeflecktem Lebenswandel darstellt.

3. „Die confucischen Analekte", chinesisch „Lün Yü". Es sind dies Zwiegespräche zwischen Confucius (551—479 v. Chr.) und seinen Schülern, welche dieselben kompilierten. Sie versuchen die Obliegenheiten einer Staatsregierung so darzustellen, daß man sich nach denselben selbst vervollkommnen kann. Ferner werden die Vorteile hervorgehoben, welche dem Menschen aus einem tugendhaften Lebenswandel zu teil werden.

4. „Die Werke des Mencius", chinesisch „Meng Tse". Dieselben bestehen aus Unterhaltungen, die zwischen dem Weisen und Prinzen sowie anderen hohen Persönlichkeiten seiner Zeit geführt wurden. Das Buch ist von Mencius (372—289 v. Chr.) selbst verfaßt. Es bezweckt Ruhe im Reiche zu sichern, die Menschenherzen zu bessern und sie dem Himmel zuzuwenden.

Die „Fünf Bücher", auch als die „Heiligen Bücher Chinas" bekannt, fassen in sich:

1. „Das Buch der Veränderungen", chinesisch „Yi King"; Autor ungewiß. Stammt vermutlich aus dem 12. Jahrhundert v. Chr. Es enthält ein phantastisches System der Philosophie, welches von den Kombinationen der „Acht Diagramme" abgeleitet ist. Es sind dies gewisse Anordnungen einer Linie und einer durchschnittenen Linie; von diesen wird die eine oder die andere zweimal und in zwei Fällen dreimal in derselben Kombination wiederholt. Es können demnach drei Linien oder drei durchschnittene Linien sein, eine durchbrochene Linie über oder unter zwei Linien, eine durchschnittene Linie zwischen zwei Linien u. s. w., acht im ganzen. Diese Diagramme sollen von dem Monarchen Fu Hi vor über 4000 Jahren erfunden worden sein; er zeichnete sie nach dem Rücken einer Schildkröte. Später vermehrte er obige einfache Kombinationen auf vierundsechzig doppelte, und auf den Umsetzungen derselben basieren, wie gesagt, die philosophischen Grübeleien des „Buches der Veränderungen". Jedes Diagramm stellt irgend eine Naturkraft, thätig oder passiv, vor, wie z. B. Feuer, Wasser, Donner u. s. w. Die folgende Zeichnung giebt diese acht Diagramme wieder:



Das Buch enthält vierundsechzig kurze Essays, die in einer dunklen und symbolischen Weise wichtige Gegenstände zumeist eines sittlichen, sozialen und politischen Charakters behandeln. An den Text schließen sich Kommentare,

unter dem Namen „Die Zehn Flügel“ bekannt. Man schreibt sie gewöhnlich dem Confucius zu.

2. „Das Buch der Geschichte“, chinesisch „Schu King“, enthält in vier Abschnitten die Geschichte Chinas zwischen dem 24. Jahrhundert und 721 v. Chr. Wie es heißt, soll Confucius selbst die zu jener Zeit existierenden geschichtlichen Archive unter obigem Namen herausgegeben haben. Es läßt sich aber nicht genau bestimmen, welche Umänderungen er mit jenen Schriftstücken vornahm.

3. „Das Buch der Lieder“, chinesisch „Schi King“, ist eine Sammlung der ältesten Dichtungen, die wir heute besitzen. Aus dem Inhalt dieser 311 lyrischen Ergüsse geht hervor, daß sie zwischen den Jahren 1765 und 585 v. Chr. verfaßt wurden. Man kennt nicht die Autoren derselben. Confucius kompilierte diese Dichtungen und da er fand, daß viele derselben sich zu Volksliedern eignen oder bereits als solche verbreitet waren, vereinfachte er die Verse. Sie geben in schlichter Art die Gedanken der alten Chinesen wieder.

4. „Das Buch der Riten“, chinesisch „Li Ki“, Verfasser Prinz Tschu. Als eine Art Sekretär des Confucius, sammelte er dessen Aussprüche. Das Werk giebt nicht nur Anweisungen über das persönliche Betragen unter einer großen Verschiedenheit von Verhältnissen und Umständen, sondern es enthält auch treffliche Lehren über wechselseitige Nachsicht und Güte im gesellschaft- Umgang, die man für die wahren Grundsätze der Etikette hält.

5. „Die Frühlings- und Herbst-Annalen“, chinesisch „Tschun Tsiu“, sind ein historisches Werk, von Confucius selbst zusammengestellt.*) Es enthält die Geschichte des Fürstentums Lu während 722—484 v. Chr., und ist eine trockene und uninteressante Aufzeichnung, die sich hauptsächlich mit Namen und Daten beschäftigt. Es ist das Werk, von welchem Confucius sagte, daß die Welt ihn infolge desselben kennen und tadeln würde. Das Hauptinteresse konzentrierte sich jedoch in späteren Jahren um den erstaunlich geistreichen Kommentar zu diesem Buche.

Solches ist demnach in aller Kürze der Inhalt der chinesischen Klassiker, die, wie man annimmt, die wirklichen Gelehrten von Anfang bis Ende auswendig hersagen können. Anders verhält es sich jedoch mit den Quasi-Litteraten, den jungen reichen Männern Chinas, die man wohl die „Junker“ des Reiches der Mitte bezeichnen darf.

Diese „sogenannten“ Gelehrten Chinas kann man gleichfalls an ihrem

*) Der Name dieses Buches muß auf die alte Sitte zurückgeführt werden, jeder historischen Aufzeichnung das Jahr, den Monat und Tag, sowie die Jahreszeit, in welcher der beschriebene Vorfall stattfand, voranzusetzen; d. h., wie ein eingeborener Schriftsteller es erklärt: „Der Frühling schließt den Sommer, und der Herbst den Winter mit ein“, mithin die vier Jahreszeiten. Die Erklärung, der Titel sei darauf zurückzuführen, weil „die Empfehlungen, welche das Werk enthält, belebend wie der Frühling, die Rügen aber todbringend wie der Herbst sind“, ist unhaltbar.

Äußern erkennen. So lange sie noch jung sind, kleiden sie sich fast stutzermäßig; im vorgerückteren Alter spiegelt sich aber Ernst und Stolz in ihrem Gesichte ab, sowie der Wunsch vor der Welt vornehm zu erscheinen. Sie sind der Inbegriff der Höflichkeit.

Vielfach sind es die hoffnungsvollen Sprößlinge reicher Eltern, die, trotz aller berühmter Hauslehrer, jedesmal wenn sie ins Staatsexamen gingen, das „Pech" hatten, glänzend durchzufallen. Nachdem schließlich alle Hoffnung auf ein Bestehen aufgegeben worden ist, wird der litterarische Titel durch Kauf erworben. Denn, wie bereits bekannt, bietet die kaiserliche Regierung zu gewissen Zeiten, namentlich wenn ihre Schatzkammer leer ist, gewisse litterarische Grade zum Verkaufe an. Und wer könnte dann der Versuchung widerstehen, sich den „Knopf", nach dem es jedem Chinesen von Kindesbein an gelüstet, zu erwerben?

Die Unwissenheit dieser sogenannten Litteraten mit Bezug auf alles, was China nicht direkt angeht, ist ganz erstaunlich. So glauben sie z. B., daß in Deutschland jede männliche Person von ihrem 15 bis 50 Lebensjahre in Uniform einhergeht und täglich stundenlang exerzieren muß; England liegt in der Nordwest-Ecke der Welt und thut weiter nichts als daß es Opium und Baumwollengüter verschifft; die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht aus einer Anzahl entflohener Engländer, die vor einiger Zeit gegen ihr Vaterland rebellierten, und denen es bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine kaiserliche Regierungsform einzuführen, u. dergl. mehr Unsinn.

Da nun diese angeblichen Litteraten auch in Sachen ihres eigenen Geburtslandes höchst unwissend sind, so nehmen sie gewöhnlich zu einem Kunstgriffe ihre Zuflucht, um ihren litterarischen Ruf nicht ganz Schiffbruch leiden zu lassen. Derselbe besteht darin, daß sie eine wirklich litterarische Person in ihrem Hause beschäftigen. Es fällt ihnen nie schwer, für ein lächerlich kleines Jahresgehalt einen armen, aber hochgelehrten Litteraten zu engagieren. Sein Beruf im Hause ist ein zweifacher, nämlich: die heranwachsende Familie zu erziehen und, ferner, um dem Hause den Anschein zu geben, daß es ein hoch litterarisch gebildetes ist.

Es ist gerade diese Klasse von sogenannten Litteraten, welche für gewöhnlich die Urheber der Störungen sind, unter denen die in China lebenden Europäer zu leiden haben. Der Chinese, wenn er sich selbst überlassen bleibt, hat nur selten etwas gegen die Ansiedlung der Ausländer einzuwenden. Im Gegenteil: ihm ist deren Anwesenheit im Lande, des Handelsverkehrs halber, zumeist recht angenehm. Doch steht er gewöhnlich zu sehr unter dem Einflusse einer kleinen Anzahl reicher und ehrgeiziger Familien, die schon auf den geringsten Eingriff in ihre Macht und ihre Vorrechte eifersüchtig sind. Daher legen sie gegen die Einführung von Neuerungen im Sinne westlicher Kultur so bittere Feindseligkeit an den Tag. Zur Erreichung ihres Zweckes



Vase.

Nach einem altchinesischen Original.



nehmen sie zu den verächtlichsten Kunstgriffen und Spitzfindigkeiten ihre Zuflucht.

Diese Litteraten sind unsere einzigen wirklichen Feinde im Lande der Mitte. Zoll für Zoll müssen wir uns unsere Stellung in jenem Lande gegen diese Klasse erkämpfen. Es ist natürlich ein eitler Wunsch zu erwarten, daß die Feindseligkeit einer so mächtigen Sippe ohne jahrelangen, mühsamen und wechselvollen Streit unterdrückt werden kann. Sobald wir aber imstande sind, dieselbe im Schach zu halten, wird auch die Civilisation des Westens freien Lauf nehmen können und siegreich aus dem Kampfe hervorgehen.

Wir Europäer sollten uns stets erinnern, daß wir gegen keinen starken Kaiser anzukämpfen haben, denn der ist nur ein vergoldeter Strohmann. Wir haben auch eine kaiserliche Armee nicht zu fürchten, denn die chinesischen Truppen sind fast ausnahmslos ein zusammengelaufener, ungeschulter Haufe. Eine Priesterkaste versucht uns sicherlich nicht den Weg zu vertreten, denn der Klerus Chinas übt auf die tonangebenden Volksschichten gar keinen Einfluß aus, — der Schrei „pro aris et throno“ wird im Lande der Mitte wohl nie gehört werden.

Der Impuls der großen Volksmassen ist ausschließlich kommerzieller Natur. Die in China thätigen Ausländer verfolgen denselben Zweck. Dadurch also, daß wir den Landeskindern die wechselseitigen Vorteile erklärlich machen, die aus einem Handelsverkehr uns gegenseitig erwachsen, sollte auch das friedliche Einverständnis zwischen dem Europäer und Chinesen gepflegt werden. Dieses muß aber die Erschließung des Landes in erster Linie und sodann, als natürliche Folge, den Zusammenbruch des Einflusses und der Macht der Litteratenklasse herbeiführen.

Der Kaufmannsstand.

Es ist eine der Verkehrtheiten der Chinesen, jene Klasse, welche am meisten dazu beigetragen hat, den materiellen Wohlstand der Nation zu fördern, auf die unterste Sprosse der gesellschaftlichen Leiter zu stellen. Denn, der Theorie nach wenigstens, teilen sie die Bevölkerung in vier Klassen, nämlich: in Litteraten oder Gelehrte, in Landwirte, in Handwerker und, viertens in Kauf- und Handelsleute. Dessen ungeachtet haben sich letztere die Achtung und Bewunderung aller jener erworben, die mit ihnen in geschäftliche Berührung gekommen sind. Man hat sie allgemein als ehrliche und rechtschaffene Leute gepriesen.*)

*) In Verbindung hiermit ist es von Interesse das Zeugnis zu wiederholen, welches der Direktor der „Hongkong and Shanghai Bank“, des größten Bankgeschäftes Ostasiens, vor einiger Zeit öffentlich bei einer ihm zu Ehren gegebenen Abschiedsfeier

Die Verachtung, welche der Litterat dem Kaufmann entgegenbringt, hat ihm wenig geschadet: seine Klugheit gewinnt ihm eine ehrenvolle Stellung, während seine Reichtümer ihm Einfluß bei den Mandarinen verschafften. Letztere sind gern bereit bei dem Kaufmann Anleihen zu machen, die sehr häufig nie zurückgezahlt werden. Es ist auch bemerkenswert, daß, während chinesische Romanschriftsteller nie müde werden, die Habsucht der Mandarine, die Anmaßung der Litteraten und die Lasterhaftigkeit der Priester zu bespötteln, sie sich nie über die Kaufleute tadelnd aussprechen.

Die Chinesen sind zweifellos geborene Kaufleute. Zu dieser Bezeichnung berechtigt sie schon die Thatsache, daß sie sich in großer Anzahl an der ganzen ostasiatischen Küste, von Ost-Sibirien bis nach Singapore, im ostindischen Archipel sowie in Hinter-Indien niedergelassen haben. Dort fällt ihnen bereits an vielen Plätzen ein ganz bedeutender Teil des Handels mit den Eingeborenen zu.

Wir Europäer sind geneigt zu glauben, daß eine Nation, der das Lügen angeboren ist, — wie man dies der chinesischen nicht mit Unrecht nachsagt, — nicht imstande sei, reelle Geschäftsmänner hervorzubringen. Doch ist dies eine völlig irrige Ansicht. Der Chinese ist ein viel zu praktischer Mensch, um nicht einsehen zu können, daß Zuverlässigkeit die erste Vorbedingung für eine gute Geschäftsverbindung ist.

Im Kleinhandel mag es der chinesische Kaufmann auch nicht allzu genau mit der Ehrlichkeit nehmen, aber gerade dort hat der Ausländer die beste Gelegenheit den hohen kommerziellen Instinkt des bezopften Handelsmannes kennen zu lernen; wie schlau und umsichtig er ist in allen seinen Kaufabschlüssen, unermüdlich in seinen Bemühungen seinem Kunden Vorteile abzugewinnen, und höchst schöpferisch in dem Erdenken von Handelskniffen.

Während der europäische Kaufmann den Preis seiner Ware, ihre Qualität und die Marktlage untersucht, so studiert der chinesische Kaufmann außer allen diesen Punkten noch die Charaktereigenschaften eines jeden Kunden. Er mustert ihn vom Scheitel bis zur Verse und dann macht er einen flüchtigen, gewöhnlich aber richtigen Anschlag über seine Leichtgläubigkeit, ob er beim Abschluß eines Handels genau oder das Gegenteil ist. Er versucht seine Kenntnis oder Unwissenheit in betreff des Marktes zu erforschen u. dergl. Und erst dann, nachdem er seine Studien über diese Punkte vollendet hat,

seinen chinesischen Kunden ausstellte. Er sagte: „Die Chinesen stehen uns Europäern in keiner Weise mit Bezug auf ihren hohen Ruf als Kaufleute nach. Thatsache ist, daß ich keine Nation kenne, welcher ich mehr Zutrauen schenken würde, als dem chinesischen Kaufmanne und Bankier. Ich will hier erwähnen, daß die Bank, der ich bislang vorgestanden habe, mit den Chinesen in Shanghai von jeher ganz bedeutende Geldgeschäfte betrieben hat, Summen, die sich auf Hunderte von Millionen Taels belaufen. Aber wir haben bisher noch nie einen Chinesen getroffen, der seinen Verpflichtungen nicht bis auf Heller und Pfennig nachgekommen wäre."

nennt er den Preis für den gewünschten Artikel. So kommt es, daß der Preis einer Ware in China stets mehr oder weniger von der Person abhängt, die den Kauf abschließt. Die gesellschaftliche Stellung des Kunden beeinflußt außerdem nicht wenig den Preis, welcher gefordert wird.

Ein Kauf in China, gleichviel wie unbedeutend der Wert des Artikels sein mag, ist in Wirklichkeit ein intellektueller Zweikampf. Die Beredsamkeit, Ausdruckskraft und das Minenspiel, die der Verkäufer bei solchen Gelegenheiten in Anwendung bringt, ist ganz erstaunlich. Citate aus den alten Klassikern, leidenschaftliche Anrufungen an die Umstehenden, Beweisgründe, die sich auf Gerechtigkeit und Vernunft gründen sollen, — alle kommen ins Spiel, selbst wenn es sich nur um die Differenz eines einzigen Pfennigs handelt. Ein jeder versucht den anderen zu übervorteilen, und häufig kommt es vor, daß dies jedem der beiden Parteien gelingt.

Zahlt der Käufer wirklich weniger als verlangt wird, so betrügt der Verkäufer seinen Kunden, indem er sich falscher Maße und Gewichte bedient. Der Umstand, daß man in China keine Normalmaße und Gewichte kennt, — sie schwanken fast in jedem Bezirke einer Provinz, — trägt natürlich viel dazu bei, diese Handelskniffe zu erleichtern. Tuche jeglicher Art, seidene sowohl wie leinene, wollene oder baumwollene, werden nach dem Fuße verkauft; aber der Kaufmann gebraucht stets einen bestimmten Fuß wenn er kauft, und einen kürzeren wenn er verkauft. Das Fußmaß für Baumwollenwaren ist länger als das für wollene, letzteres wiederum länger als dasjenige, mit dem man Seidenwaren mißt. Man verkauft auf den Märkten regelrecht gemachte Wagen, zu welchen zwei verschiedene Sätze von Pfunden gehören: der eine Satz für das Kaufen und der andere für das Verkaufen.

Daher kommen häufig Streitereien zwischen dem Verkäufer und Kunden vor, falls letzterer — wie dies oft der Fall ist — seine eigene Wage und eigenen Gewichte mit sich bringt. Beim Kaufe von Baumwollengarn von ungleicher Güte erhält man z. B. eine verschiedene Anzahl von Unzen auf das Pfund; für grobe Qualität sechzehn Unzen, d. h. ein volles Pfund, für die Mittelsorte nur zwölf, während für die allerfeinsten zweiundzwanzig Unzen ein Pfund genannt werden. Solche Schwankungen, die der Brauch geregelt hat, gleichen sich praktisch genommen allerdings aus, da der Preis sich nach dem Gewichte richtet.

Man könnte ein Buch über die Kniffe schreiben, welche der chinesische Kleinhändler anwendet. Hammelkeulen bläst er auf, sodaß das trockenste Stück Fleisch fett und appetitlich aussieht. Fische oder Kohlköpfe füllt er mit Kieselsteinen und verkauft sie dann nach Gewicht. Löcher in alten Porzellanvasen werden so geschickt mit alten Porzellanstücken verklebt, daß man den Betrug nur durch den Säurenprozeß entdecken kann. Gleichviel wie gering der Nutzen, den man aus dem Betruge zieht, er wird den chinesischen Klein-

händler nie davon abschrecken den Versuch zu machen, seinen Kunden, wenn nur irgend wie möglich, übers Ohr zu hauen.

Dieser und ähnlicher Handelskniffe bedienen sich selbstverständlich nur Kleinhändler. Der chinesische Großkaufmann ist, wie gesagt, ein völlig zuverlässiger Mensch, namentlich in seinem geschäftlichen Verkehr mit den Ausländern. Oft genügte sein Wort allein, um handelseinig zu werden, obgleich der Wert des abgeschlossenen Kaufes sich auf viele Tausende belief.

Der Handlungsgehülfe.

Der chinesische Handlungsgehülfe, selbst der verheiratete, wohnt wohl ausnahmslos im Geschäftshause seines Prinzipals. Letzterer giebt ihm gewöhnlich drei- bis viermal im Monat die Erlaubnis, nach seinem Hause zurückzukehren, um dort seine Frau und Familie zu besuchen. Bei solchen Gelegenheiten bleibt der Handlungsgehülfe dann einen Tag und eine Nacht fort. Der Rest seines Lebens, — ausgenommen gelegentliche Ausflüge zum Zweck geschäftlicher Angelegenheiten oder zur Feier einer Hochzeit, eines Begräbnisses u. dergl. —, wird in Gemeinschaft mit den übrigen Kommis des Hauses in dem Geschäftslokale verbracht. Hier arbeitet, ißt, raucht und schläft er, nimmt seine nicht allzu häufigen Körperreinigungen vor, läßt sich den Kopf rasieren, empfängt seine Freunde oder hält Siesta, seine Zeitungen oder Novellen lesend.

Wenn des Abends das Geschäft geschlossen wird, zumeist wohl gegen 10 oder 11 Uhr, bringen die Hausdiener das hölzerne Bett für jeden der Gehülfen in den Laden hinein und rollen sein Bettzeug auf, welches am folgenden Morgen wieder zusammengerollt und weggelegt wird. Im Winter erhebt sich der bezopfte Kommis nicht allzu früh von seinem Lager, gewöhnlich erst nach 7 Uhr morgens. Seine Morgentoilette ist schnell gemacht. Zur Vorbereitung wird der Zopf um den Kopf gewickelt und das Obergewand ein wenig um den Hals herum geöffnet, seltener gar ausgezogen, und dann werden Gesicht, Hals und Hände in dem mit warmem Wasser gefüllten kleinen Kupferbecken gewaschen, das der Diener oder der Lehrling hereinbringt. Heiße Bäder sind für wenige Pfennige zu haben, doch ist dies ein Luxusartikel, von dem nur wenige Gebrauch machen. Ein Barbier besorgt zumeist das Rasieren des Hauptes, welches alle paar Tage vorgenommen wird, für das ganze Etablissement. Manche Handlungsgehülfen tragen — wie überhaupt viele Chinesen — falsches Haar in ihrem Zopfe, das vom Barbier künstlich mit dem eigenen Haar verflochten wird.

Nachdem die Toilette beendet ist, macht sich der Handlungskommis daran, den Tagesbeschäftigungen nachzugehen, unter denen scheinbar die wichtigsten sind: Theetrinken, Tabakrauchen und Faulenzen. Er nimmt kein regelmäßiges

Frühstück ein, sondern kauft für gewöhnlich von den in den Straßen umherwandernden Bäckern und Köchen eine Art Pastetchen, welche er mit seinem Thee verzehrt. Auch raucht er nur selten Opium; sein Gehalt erlaubt dies nämlich nicht, abgesehen davon, daß der Geschäftsherr es wohl kaum zugeben würde. Vielfach wird die Zeit auch mit Karten- und Dominospiel totgeschlagen.

Mittlerweile fangen die Kunden an, das Geschäftslokal zu besuchen. Es wird etwas Waare verkauft, und nun muß das Rechenbrett zu Hülfe genommen werden.



Rechenbrett der Chinesen.

Dies ist eine leichte Arbeit. Sonst hat der Gehülfe meistens nur Routinearbeit zu verrichten, wie z. B. das Eintragen des Verkaufs von Gegenständen. Alle wichtigen Geschäfte werden in dem Zimmer des Prinzipals abgemacht.

Gegen die Mittagsstunde bringen die Diener einen größeren Tisch herein, auf dem sich mitunter wohl auch ein sehr schmutziges Tischtuch vorfindet. Die Teller und Eßstäbchen werden bereit gelegt, Schemel um den Tisch gestellt, auch einige Armstühle für die Geschäftsführer oder etwaige gute Kunden, welche sich gerade im Hause befinden.

Ein jeder setzt sich auf seinen Platz, dem Alter nach, der Lehrling an das unterste Ende des Tisches. Die Mahlzeit besteht zumeist aus vier Gerichten. Der Reis ist natürlich das Hauptgericht und wird, wie das Brot in einem französischen Restaurant, „à discrétion“ gegessen. Die jungen Gehülfen stehen zuerst vom Tische auf, der Prinzipal erhebt sich zuletzt. Tassen mit Wasser stehen bereit, daß man sich den Mund ausspüle, und ein Becken heißen Wassers mit einem Tuche, um sich das Gesicht und die Hände zu waschen. Sobald sich der Geschäftsführer zurückgezogen hat, raucht der Gehülfe seine Pfeife Tabak, trinkt noch einige Täßchen Thee und bereitet sich dann für seinen Mittagsschlaf vor. Hin und wieder kommt ein Kunde ins Lokal und stört das Idyll. Sobald es dunkel wird, zündet man Lampen an; dann bereitet man das Abendessen vor. So geht der Tag eintönig dahin, und ein Tag ist dem anderen ähnlich.

Die Arbeit, welche der Kommis verrichtet, ist ungemein leicht; er schlägt die Zeit meist mit einem dolce-far-niente tot. Eine solche Existenz, welche

für den Europäer unerträglich wäre, paßt dem Chinesen aber sehr wohl. Denn so unbegrenzt unter Umständen die Leistungsfähigkeit des chinesischen Arbeiters ist, so unbegrenzt ist unter Umständen auch seine Fähigkeit, unthätig zu sein. Für die Erziehung eines Handlungsgehülfen reicht es aus, daß er mit seinem Rechenbrette*) umzugehen und seine Rechnungen auszuschreiben versteht. Seine Vergnügungen bestehen darin, hin und wieder eine Theatervorstellung oder ein Restaurant zu besuchen. Mit seinem kleinen Salär kommt er gut aus, denn seine Ausgaben sind sehr gering.

Dorfgemeinden.

Der Ursprung der chinesischen Civilisation ist in tiefes Dunkel gehüllt. Erst als die „patria potestas" eingeführt worden war, finden wir in den ältesten Geschichtsbüchern Andeutungen über den sozialen Zustand der Landesbevölkerung. Aus denselben ist ersichtlich, daß die Familie den Grundstein des gesellschaftlichen Lebens bildete. Sie ist die Einheit, um die herum sich die Elemente des Familienlebens sammelten und aus der sie hervorgingen.

Zu jener Urzeit ließen sich die aus acht Familien bestehenden Gemeindegruppen auf ebenso viele Bauerngehöfte von je einhundert (chinesischen) Ackern nieder. In dem Mittelpunkte des Vierecks, welches durch diese Ansiedelungen gebildet wurde, befanden sich weitere 100 Acker; von diesen waren 80 gemeinsames Land und 20 wurden für acht Heimstätten reserviert. Man führte gewisse Gesetze ein, welche die Bebauung der Ländereien regelten; sie bestimmten ferner, was für Getreide anzubauen sei, sowie die Zeit, wann dieses oder jenes Feld, oder alle Felder brach liegen sollten. Diesen Landkomplex mußten vier breite, den Himmelsgegenden entsprechende Wege durchschneiden.

Solch eine Gemeinde war als „Tsching", eine Nachbarschaft, bekannt; drei derselben machten eine „Ping" oder Verbindung aus; drei „Ping"

*) Das Rechenbrett der Chinesen besteht aus einem hölzernen Rahmen, in den eine Anzahl von Kügelchen auf parallel laufenden Drähten aufgezogen sind. Die Chinesen gebrauchen es für alle möglichen arithmetischen Berechnungen. Das System ist das decimale. Die Kügelchen sind in zwei Abteilungen geteilt. Die untere enthält fünf Kügelchen, jede derselben stellt 1 oder einen Einer dar, die obere Abteilung aber nur zwei. Jede repräsentiert aber 5. Wollen wir z. B. 1 niederschreiben, so schiebt man eins der Kügelchen auf der unteren Rahmenhälfte bis zur Teilungslinie zwischen den beiden Abteilungen usw. bis vier. Fünf schreibt man nieder, indem man ein Kügelchen von der oberen Abteilung herabschiebt; neun, indem man vier von unten heraufschiebt und eine Fünf von oben herabnimmt, usw. Ein Sachkundiger kann auf diesem Rechenbrett, von den Chinesen „Suanpan" genannt, sehr verwickelte Berechnungen vornehmen, und ebenso schnell wie mit Feder und Tinte. Doch hat die Methode einen schlimmen Nachteil, nämlich, daß man mit dem Brett nicht rückwärts rechnen kann, um sich zu vergewissern, daß kein Rechenfehler gemacht worden ist.

bildeten ein „Li“ (Dorf); fünf „Li“ ein „Yi“ (großes Dorf); zehn „Yi“ eine „Tu“ (kleine Stadt); zehn „Tu“ eine „Schi“ (Großstadt) und zehn „Schi“ einen „Tschau“ (Bezirk). Man wird demnach ersehen, daß die Städte aus einer Gruppe von Dörfern entstanden, die man wohl zu einem großen Ganzen machte, weil dann ihre Lage für gemeinsame Handelszwecke vorteilhafter war oder weil lokale Industrien sie in natürlicher Weise mit einander verketteten.

Obgleich die ältesten chinesischen Geschichtsbücher keine näheren Nachrichten über die Entwickelung des Landbesitzes enthalten, so darf man doch annehmen, daß bei einer jedesmaligen neuen Abteilung der Bauerngehöfte gewisse Familien sich allmählich durch Kauf das Recht auf denselben zu verbleiben sicherten, bis sie sich auf diese Weise schließlich ein Eigentumsrecht an dem Lande erwarben.

Mag auch heutigentags der Abteilungsprozeß geschwunden sein, so steht das Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit zwischen den Familien in den Dörfern, Marktflecken und Stadtvierteln dauernd fort. Ueber den Angelegenheiten jedes „Tsching“ wachten in jenen alten Tagen die Häupter der acht Familien, während in stärkeren Gemeinden eine größere Anzahl von Repräsentanten, die sich aus den Ältesten zusammensetzten, über alle Dinge, welche auf die Verwaltung ihrer Nachbarschaften Bezug hatten, entschieden. Dieses System besteht großenteils bis auf den heutigen Tag.

Wie bereits in dem Abschnitt „Eheleben“ gezeigt worden ist, besitzt das Haupt jedes Haushalts autokratische Macht über alle Mitglieder seiner Familie. So lagen auch schon damals die Verhältnisse. Das Leben der Söhne und Töchter liegt in den Händen des Familienvaters, und solange als sein Auftreten — gleichviel wie grausam — seiner Frau, seinen Nebenfrauen, Kindern und Dienern gegenüber, nicht derart ist, daß es bei seinen Mitältesten starken Anstoß erregt, läßt man sein Betragen unbemerkt, ohne daß die richterliche Obrigkeit davon Kenntnis nimmt. Die patria potestas ist in China so vollkommen, daß Söhne, die ihren Eltern getrotzt oder die sich handgreiflich an ihnen vergangen haben, mit der Zustimmung der Dorfvorsteher getötet werden dürfen. Sollten letztere hiermit zögern, so hat es Eltern gegeben, die ihren ungehorsamen Sohn dem Distriktsrichter übergeben haben, der, weniger von Skrupeln beeinflußt, den Wunsch des Vaters prompt ausführte.

Ein Nebeneinander solcher Familien bildete mithin eine Dorfgemeinde. Jedes Mitglied derselben war gezwungen, sich in die Gebräuche der Gruppe zu fügen, der es angehörte. Die Art, in der dieses Mitglied das Land bebaute, die Weise, in welcher es sein Geschäft betrieb, die gesellschaftlichen Beziehungen, sie alle kamen unter die Kontrolle der Gemeindeältesten. Die Zeit hat in der äußerlichen Verwaltung des Dorfes einige Abänderungen hervorgebracht, aber derselbe Geist durchweht noch immer das gegenwärtige System.

Wie heutigentags, so schaltete und waltete schon damals der „Ti Pao", oder Vorsteher, über die Dorfgemeinde. Bei Beschreibung des Rechtswesens bot sich bereits Gelegenheit dieses „Dorfschulzen" zu gedenken. Wir sahen, daß man ihn für den Frieden und das Wohlergehen seiner Nachbarschaft verantwortlich hält. In seinem Amte unterstützen ihn gewöhnlich die Dorf- oder Bezirksältesten. Dieses Amt geht häufig von Vater auf Sohn über Es hat aber, wie dies ja mit den meisten Ehrenämtern der Fall ist, auch seine großen Nachteile. Solange als alles ruhig hergeht und der Ortsbehörde keine Verbrechen angezeigt werden, muß die Stellung eines Ti Pao zweifellos von den weniger glücklichen Familienhäuptern beneidet werden; denn er erfreut sich allgemeiner Achtung unter seinen Schutzbefohlenen.

Nun herrscht aber in einem chinesischen Dorfe nicht immer Friede vor. Es werden Verbrechen begangen, welche die Kläger dem Mandarin direkt melden, weil sie mit der Umsicht oder Macht des Ti Pao und der Dorfältesten unzufrieden sind. Eine Mordthat wird begangen und die Freunde des Opfers verlangen das Leben des Mörders; ein Gewässer, welches zur Bewässerung zweier Bauerngehöfte dient, ist zum Vorteil des einen Bauern abgelenkt worden, und der geschädigte Bauer kann die von ihm verlangte Entschädigung nicht bekommen; oder die Ernten sind teilweise gestohlen worden und der Geschädigte kann nicht zu seinem Eigentum kommen: in allen solchen Fällen trifft ein Teil der Strafe, welche den Schuldigen zufällt, den Ti Pao, d. h. sollte das Unrecht bewiesen worden sein. Er erhält unter Umständen Stockprügel, weil er in seiner Verwaltung Nachlässigkeit gezeigt hat, denn nur hierdurch konnte so etwas sich ereignen. Sollte der Fall sehr schlimm sein, so kann er sogar seines Amtes entsetzt werden.

Der Hauptzweck des Ti Pao ist demnach der, die Unterbreitung von Bittschriften, Klagen u. dergl. an den Ortsmandarin möglichst zu vermeiden. In diesem Bestreben wird er von den Dorfältesten unterstützt, welchen die Thatsache sehr wohl bekannt ist, daß der sich glücklich schätzen kann, in dessen Nachbarschaft nichts Schlimmes passiert. Mencius, der zweitgrößte Weise Chinas (372—289 v. Chr.), sagte, daß man Dorfbewohner, die häusliche Störungen in dem Haushalt ihrer Nachbarn unbeachtet ließen, als Teilnehmer an den Streitigkeiten ansehen müsse. Die Ältesten eines Distrikts, nach diesem Ausspruch handelnd, mischen sich daher in Familienstreitigkeiten und stellen sich als Richter in solchen auf.

Das Dorf oder der Bezirk bildet ein Ganzes. Jedes Individuum in demselben ist nur ein Zahnrad der gesellschaftlichen Maschine; es muß mit der Menge halten, da sonst der ganze Mechanismus zerstört wird. Die Personalität verschwindet und eine völlige Ausstoßung ist das Schicksal derjenigen, die es wagen, sich der öffentlichen Meinung jener entgegenzusetzen, welche um sie herum leben. Die Dorfältesten schlichten kraft dieser ihnen durch die volkstümliche Gesinnung gegebenen Macht Streitfragen civiler Natur. Ihre



Chinesische Bauernhäuser.



Chinesische Dorfschenke.



Urteile sind zumeist endgültig. Häufig überschreiten sie jedoch ihre befugnisse, indem sie sich die Funktionen von Kriminalrichtern anmaßen.

Auf diese Art und Weise geschieht es denn, daß ein großer Teil vo Civil- wie auch Kriminalsachen nie zu Ohren der Mandarine gelangt; werden einfach durch die Dorfältesten beigelegt, natürlich mit Zustimmung der Bewohner. Mitunter kommt es vor, daß die Betreffenden gegen so gegebene Urteilssprüche bei dem Mandarin appellieren. Letzterer muß selbstverständlich seine Überraschung und seinen Schrecken darüber aussprechen, daß man ein so unregelmäßiges Verfahren eingeschlagen hat. Doch thut er dies nur, um der Welt Sand in die Augen zu streuen. Denn jeder Beamte des Kaiserreiches weiß sehr wohl, daß ein großer Teil des Geschäfts, der auf seine Schultern fallen sollte, von seinen nicht offiziellen Kollegen übernommen wird, und er ist damit sehr zufrieden, daß dem so ist, weiß er doch, daß es ihm im Notfalle freisteht, daß Vorgehen letzterer als gesetzwidrig zu brandmarken.

Ein Fall dieser Art wurde vor einiger Zeit dem Throne durch den General-Gouverneur von Yünnan unterbreitet. Derselbe berichtete, daß ein unter seiner Gerichtsbarkeit stehender Eingeborener, Namens Peng, auf seinem Wege durch ein Kornfeld, das einem Nachbar Pengs gehörte, woh ohne sich etwas dabei zu denken, einige Kornähren pflückte. Der Wächter des Feldes sah dies und schlug Lärm, worauf Peng die Flucht ergriff; doch wußte man, wer er war. Als der Bauer hörte, daß man eine Anzahl der Ähren seines Feldes gestohlen, meldete er die Sache seinem Gutsherrn und beide wurden sich darüber einig, daß Peng die gewöhnliche auf solch ein Vergehen durch die Dorfältesten angeordnete Strafe, nämlich der Tod durch Verbrennen, treffen sollte.

Der Sitte gemäß wurde eine Versammlung der Dorfältesten zusammenberufen, denen man die Sache vorlegte. Nach längerer Beratung beschloß man Peng zum Tode zu verurteilen. Er wurde auf den Scheiterhaufen gelegt. Um seine Mutter, die vergeblich um Schonung des Lebens ihres Sohnes gebeten hatte, daran zu verhindern, daß sie die Sache dem Bezirksrichter anzeige, zwang man sie unter Todesdrohung ein Dokument zu unterzeichnen, demzufolge sie sich mit dem Urteil zufrieden erklärte. Auch mußte sie den Scheiterhaufen, auf dem ihr Sohn lag, eigenhändig in Brand setzen.

In ihrem Seelenschmerz ging die arme Frau vom Hinrichtungsplatze aus direkt zum Bezirksrichter, dem sie eine Bittschrift gegen die Mörder unterbreitete. Letzterer verhaftete den Bauer und seinen Gutsherrn, und da dem Wortlaut des Gesetzes zufolge die hauptsächlichsten Missethäter in einer verabredeten Mordthat dieser Art mit dem Tode bestraft werden sollen, so fällte er ein diesbezügliches Urteil. Da der Gutsherr aber inzwischen im Gefängnisse gestorben war, so konnte er nur gegen den Bauern vorgehen, der auch um einen Kopf kürzer gemacht wurde.

Es kommt häufig vor, daß ein ganzes Dorf einer einzigen Familie als Eigentum zufällt. Wir stoßen dann auf Namen wie „Tschang Tschia Tschuang", d. i. das Dorf der Familie Tschang, oder „Li Tschia Tschuang", d. i. das Dorf der Familie Li, u. dergl. In solchen Fällen sind die Stammesältesten die Dorfältesten. In größeren Gemeinden maßen sich erstere Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder an, ohne Rücksicht auf die Autorität des Ti Pao und seines Rates. Doch begnügen sie sich meistenteils damit, Skandalgeschichten, die innerhalb ihrer Kreise vorkommen, zu vertuschen, sowie die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

Der Bauernstand.

Der Ackerbau ist von Anbeginn der sagenreichen Geschichte Chinas für ein hoher und äußerst ehrenwerter Beruf erachtet worden. Unter den vier Klassen, in welche das chinesische Volk der Überlieferung nach geteilt ist, stehen die Landwirte, wie uns schon bekannt, an zweiter Stelle. Die erste gebührt natürlich den Litteraten oder Gelehrten.

Die Erfindung des Pfluges und die erste Einführung der Kunst des Ackerbaues wird einem märchenhaften Kaiser, welcher vor mehr als 4000 Jahren gelebt haben soll, zugeschrieben. Die auf diese Weise zwischen dem Throne und dem Pfluge gegründete Verbindung ist auch während aller darauf folgenden Jahrhunderte aufrecht erhalten worden. Denn, wie wir bereits gesehen haben, führt der Kaiser selbst den Pflug, um die Ackerbau-Jahreszeit feierlichst zu eröffnen.

„Der Ackerbau und die Zucht des Maulbeerbaumes," schrieb der große Kaiser Kang Hi, „sei deine erste Pflicht, damit du an Nahrungsmitteln und Kleidung nie Mangel leidest." Und diesem ausgezeichneten Rate fügte sein Sohn hinzu: „Dulde nicht, daß in der Wildnis ein unfruchtbarer Fleck verbleibe, oder daß ein Faulenzer in den Städten umherlungere; dann wird der Bauer weder seinen Pflug und Karst beiseite legen, noch die Hausfrau ihre Seidenraupenzucht vernachlässigen."

Diese Gebote haben sich in dem nationalen Charakter des Volkes tief eingeprägt. Es ist auffallend, wie ungemein ernst und fleißig sich der Bauer im ganzen Lande seinem Berufe widmet. Mit endloser Arbeit und unerschöpflichen Hülfsmitteln zieht er aus dem Boden alles, was derselbe überhaupt hervorbringen imstande ist.

Bedauerlicherweise wird die Ackerbau treibende Klasse, wie auch die anderen Volksklassen, vom Gesetze schwer und ungerecht bedrückt. Es macht und läßt sie arm. Die vornehmlichste kaiserliche Abgabe wird vom Grund und Boden erhoben. Dem Erbfolgerecht gemäß ist es gewöhnlich notwendig, daß man beim Tode des Familienhauptes dessen Besitztum zerstückelt; jede folgende

Generation seines Hauses muß sich demnach mit einem kleineren Stück Land zufrieden geben. Hieraus erklärt sich auch, warum man in China, wie wir sogleich sehen werden, keine Großbauern vorfindet. Armut ist die weitere Folge hiervon.

Die landwirtschaftlichen Geräte sind denkbar einfachster Art. Man darf sagen, daß der Bauer sich nur zweier für gewöhnlich bedient, des Pfluges und des Karstes. Ersterer ist fast nichts anderes als ein an ein entsprechend gewachsenes Stück Holz mittels Bambusbänder befestigter Spaten. Zumeist dienen Büffel als Zugtiere. Der Pflug dringt selten mehr als vier oder fünf Zoll tief in die Erde. Der Spaten wird wenig benutzt; seine Stelle vertritt der Karst. Harke und Gartenmesser vervollständigen die Landgerätschaften des Bauern. Die Harke ist aus Bambus gemacht, während das Gartenmesser im Frühjahr zum Beschneiden der Bäume, Büsche u. dergl., dient, im Sommer und Herbst aber die Sichel und Sense vertritt.

Es ist bereits kurz darauf hingewiesen worden, daß es im Lande der Mitte keine Großbauern giebt. Ein Bauer, der mehr als 100 Acker Land besitzt, ist eine große Seltenheit. Derjenige, welcher 10 Acker sein eigen nennen kann, wird für wohlhabend gehalten, und der Landmann, der selbst nur 1 Acker besitzt, hat sein gutes jährliches Auskommen. Die große Masse der chinesischen Bauern lebt auf Grundstücken, die einen viertel bis einen halben Acker groß sind.

Der Grundbesitz hat in China überhaupt einen sehr hohen Wert. So wird Land, welches kaum mit Vorteil bebaut werden kann, auf 200 bis 400 M. per Acker geschätzt, gutes Land auf 1000 bis 2500 M. per Acker. Reisfelder können zu jeder Zeit um 2000 M. per Acker losgeschlagen werden, doch sind sie selbst für diesen Preis sehr schwer zu erstehen und zwar weil diejenigen, welche Grundeigentum besitzen, dies für die sicherste Kapitalanlage ansehen, und sich nur in äußerster Bedrängnis zum Verkaufe desselben entschließen. In Zeiten großer Not, wie z. B. Dürren oder Überschwemmungen, läßt sich der Bauer eher dazu bewegen eins seiner Kinder zu verkaufen, als sein Grundeigentum.

Die größten Unkosten, die mit der Bebauung des Landes verbunden sind, werden wohl durch die Anschaffung des Düngers verursacht. Dieser besteht im Norden des Reiches vielfach aus Bohnenkuchen, d. h. Bohnen, aus welchen das Öl gepreßt ist; die Mandschurei liefert diesen Dünger in namentlich großen Mengen. Sehr viel Sorgfalt wird überhaupt auf das Heranschaffen von Dünger angewendet. Man sammelt den gewöhnlichen sowie den Pflanzen-Dünger und breitet ihn auf dem Felde aus. Abfälle, die wir Europäer unbenutzt liegen lassen, werden von dem sparsamen Landbebauer in China benutzt.

Die Ackergerätschaften selbst sind, wie aus dem bereits Gesagten leicht verständlich sein wird, sehr billig. Man kann eine vollständige „Ausrüstung“

für 120 bis 150 M. kaufen. Eine Pflugschar und ein Paar Harken kosten 6 bis 8 M. das Stück; eine sogenannte endlose, zur Bewässerung des Landes dienende Pumpe*) kauft man für etwa 15 M.; einen Wasserbüffel zum Pflügen u. dergl. für 60 bis 70 M.; Sicheln, Karst, Körbe und ähnliche kleinere Landgerätschaften für ungefähr 25 M.

Die Ausgaben für die Nahrung sind ganz unbedeutend; sie belaufen sich monatlich im Durchschnitt auf etwa 4 M. für jedes erwachsene Familienmitglied. Wer seinen Haushalt für sich selber führt, verausgabt ein paar Mark mehr. Zwei Pfund Reis, die wenige Pfennige kosten, mit einem Imbiß, der aus gesalzenem Fisch, einer Art Sauerkohl, Gemüsen und mitunter auch Früchten besteht, die ebenfalls für einige Pfennige zu haben sind, machen die gewöhnliche Tagesration des Bauern aus.

Etwa 15 bis 20 M. jährlich in ökonomischer Weise verausgabt, reichen aus, um einen Mann oder eine Frau komfortabel und anständig zu kleiden. Man kann den ganzen Kleiderreichtum eines Bauern auf 25 bis 30 M. schätzen! Eine Zimmereinrichtung kostet etwa eine gleiche Summe; drei bis vier Personen bewohnen dann eine solche Stube. Der Bau einer Bauernhütte selbst erfordert 80 bis 100 M.; sie hat zumeist 2 bis 3 Zimmer.

Die einzigen Wiederkäuer, welche man auf einem chinesischen Bauerngehöft gewöhnlich vorfindet, sind der Wasserbüffel, der Ochse, das mongolische Pony, das Maultier bezw. der Esel; erstere werden zum Pflügen verwendet, letztere gewöhnlich zum Lasttragen. Für Kühe hat der Bauer fast gar keinen Gebrauch, denn er genießt weder Milch, noch Butter oder Käse. Doch zieht er, wohl ausnahmslos, Hühner, Enten und Gänse, hauptsächlich der Eier wegen, die ja neben Schweinefleisch einen großen Leckerbissen ausmachen. Schweinezucht findet man zumeist nur auf den größeren Gehöften; das Aufziehen dieser Tiere ist übrigens mit geringen Kosten verbunden, da sie sich ihre Nahrung teilweise selbst auf dem Felde suchen. Der Hund fehlt natürlich niemals: er ist der treue Wächter des Hauses, trotzdem er einer ganz verkommenen Rasse entstammt.

Man darf wohl annehmen, daß ein Acker fruchtbaren Landes ausreicht, um eine Bauernfamilie gut zu ernähren, bestehend aus dem Bauern, seiner Frau, seinen Eltern (falls noch am Leben) und ein paar Kindern. Das Land trägt hinreichend Feldfrüchte nebst Gemüse; das Stroh und die Stoppeln, Blätter, sowie Reisig dienen als Brennmaterial; das Geflügel, die Schweine und Fische liefern das Fleisch. Das zur Kleidung nötige Zeug, zumeist Baumwolle oder Graßleinen, webt die Hausfrau, welche auch die Schneiderin ist. Das Großelternpaar beaufsichtigt die kleinen Enkel.

Hat der Bauer mehr Land, als er und seine Familie bebauen können,

*) Dieselbe erinnert an die „Sakiye" im Lande der Pharaonen, wie man sie auch noch heutigentags in Ägypten vorfindet.

so dingt er häufig Arbeiter, die einen Jahreslohn von 30 bis 40 M. erhalten, außerdem Nahrung und Kleidung. Der Tagelöhner erhält 25 bis 30 Pfennige der Tag, sowie nsei Essen (eine Mahlzeit). Wer mehr Land hat als er und die Söhne bebauen können, verpachtet es gewöhnlich an seine Nachbarn.

Aus dem Gesagten wird bereits hervorgehen, daß das Leben der bezopften Bauern mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen ein harter Kampf um die Existenz ist; bei vielen weilt der Hunger nicht fern von der Thür, namentlich wenn die Ernte nicht besonders gut ausfällt. Aber selbst in guten Zeiten begnügt sich die Landbevölkerung mit den einfachsten Speisen, und sie kleidet sich auf das einfachste. Die Nahrung besteht zumeist aus Reis, Mohrhirse (Sorghum), Mais und Bohnen. Ein Stückchen Weizenbrot ist ein nicht alltäglicher Leckerbissen, und dasselbe gilt von den Fleischspeisen.

Die Hütten sind äußerst bescheiden und entbehren allen Komforts; es sind für gewöhnlich niedrige, strohbedachte dreizimmerige Gebäude, aus Bambus und Lehm gebaut. Einen gedielten Fußboden kennt man nicht, die Fenster einfach viereckige Löcher, die des Nachts mittels einer Art Lade geschlossen werden. Das mittlere Zimmer ist das Arbeitszimmer, Möbel hat es nicht; die beiden Endzimmer haben jedes eine Art Plattform, welche fast die Hälfte des Gemaches einnimmt; sie dient der Familie während des Tages zum Sitzen und während der Nacht als Bett. Ein kleiner Schrank, eine Kleiderkiste, ein kleiner Spiegel und ein paar Schemel sowie ein Tisch machen gewöhnlich den Rest der Möbel aus.

Man findet im Reiche der Mitte nur selten ein einsam dastehendes Bauernhaus; die Landbevölkerung lebt zumeist in kleineren oder größeren Dörfern, deren Familienanzahl fünfzig bis einhundert sein mag, mitunter allerdings auch mehr. Hierbei hat sie nicht nur den Schutz und die Sicherheit im Auge, sondern das gesellschaftliche Leben kommt dabei auch ganz bedeutend in Betracht. Denn der Chinese liebt die Geselligkeit und verabscheut die Einsamkeit. Das Landleben wählt er nur selten aus Vorliebe, es ist das unerbittliche „Muß“, welches ihn dazu zwingt, — die Stadt mit ihrem geschäftigen Treiben und regen Leben entspricht seinem Geschmacke bei weitem mehr. Der Gipfel der Glückseligkeit dünkt ihm, sich in einem dichten Menschenknäuel zu befinden, und je größer der Lärm, desto größer das Vergnügen!

Die Existenz des chinesischen Bauern mag in der That eine im großen und ganzen harte sein, aber sie hat auch ihre Vorzüge. Der Landmann ist sozusagen sein eigener Herr; er arbeitet und ruht wenn es ihm gefällt. So lange er dem Ortsmandarin die fällige Grundsteuer zahlt, verlangt auch die Regierung, besondere Vorfälle ausgenommen, weiter nichts von ihm. Politik ist ihm ein böhmisches Dorf, sie fällt seiner Auffassung nach einzig und allein in das Bereich der Beamtenwelt.

Der Bauer mag nur wenig sein eigen nennen, aber dieses wenige gehört ihm. Seine Kleidung mag einfach und seine Nahrung ärmlich sein, aber falls der Himmel ihm gnädig ist, wird sein Stückchen Land ihn mit beidem versorgen. Dieses Gefühl der Unabhängigkeit ist ihm viel wert; und dann hat er auch manche Mußestunde, denn der Winter bedeutet für ihn einen langen Feiertag. Seine erstaunliche Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit machen ihn außerdem alle Mängel und Entbehrungen seines Daseins vergessen.

Handwerker und Tagelöhner.

Obgleich der volkstümlichen Ansicht zufolge der Handwerker höher als der Kaufmann steht, so ist dessen ungeachtet das Los dieser Leute noch bedauernswerter, als das des Landbebauers. Die chinesischen Handwerker leben beständig am Rande bitterster Not. Doch ist dies nicht ihre eigene Schuld, denn sie gehen ihrem Berufe unverdrossen nach. Jedermann, der je die Gelegenheit gehabt hat, diese Gewerbsleute bei der Arbeit zu sehen, sei dies auf der Straße oder in ihren Werkstätten, muß ihr unermüdlicher Fleiß, den sie dabei an den Tag legen, aufgefallen sein. Von früh des Morgens, zu einer Stunde, zu welcher der europäische Handwerker noch im Bette liegt, bis spät des Abends, häufig bis kurz vor Mitternacht, müht sich der geduldige Chinese ab, um für sich und seine Familie das tägliche Brot zu verdienen. Seine ungemein frugalen Mahlzeiten würden von jedem weißen Arbeiter auf das entschiedenste verschmäht werden.

Wie Kunst und Wissenschaft, so hat auch die Technik seit Jahrhunderten keinen Fortschritt in China aufzuweisen. Der Handwerker von heute begnügt sich noch immer mit Geräten und sonstigen Hülfsmitteln, deren sich seine Standesgenossen vor der christlichen Aera bedienten. Ihm stehen nur die primitivsten Handwerkszeuge zu Gebote. Der Gedanke scheint ihm auch völlig fern zu liegen, daß sie einer Verbesserung bedürfen. Allerdings hat die Billigkeit menschlicher Arbeitskraft bedeutend dazu beigetragen, daß das Volk gegen Arbeit sparende Geräte und Maschinen ein Vorurteil hat.

Der Zimmermann, der einen gefällten Baum zersägen will, thut dies mit eigener Hand; von Sägemühlen weit und breit keine Spur. Der Maurer, welcher einen Steinblock fortzubewegen hat, kennt hierfür keine bessere Methode als die Schultern seiner Mitmenschen, denen dabei Bambusstangen und Taue zu Hülfe kommen. Die Mühle, welche den Reis oder den Weizen mahlt, ist noch immer denkbar einfachster Art: ein Steinmörser von gewaltigem Umfange, in dem der hölzerne Stampfer mittels Hände- oder Fußkraft in Bewegung gesetzt wird. Der Webstuhl und das Spinnrad sind nicht besser

als die, welche vor Jahrhunderten in Deutschland in Gebrauch waren. Das gleiche gilt von Papiermühlen u. dergl. mehr.

Es ist schon richtig, daß die Chinesen in gewissen Zweigen der mechanischen Fertigkeit ihrer Geschicklichkeit halber gepriesen werden. So sind z. B. ihre Gold- und Silberschmiedearbeiten Kunstwerke. Ihre feinen Elfenbein- und Holzschnitzereien, ferner Lackwaren und Emaille suchen ihresgleichen. Wo aber kann man in China den Schlosser finden, welcher ein europäisches Schloß mit einem Dietrich öffnen kann, ohne es zu verderben? Und wie steht es mit der Reparaturarbeit, die der Europäer chinesischen Schlossern oder Tischlern giebt? Lasse dir von ihm einen Drücker an deine Thür anbringen, und er fällt morgen schon wieder ab. Gieb ihm einen Klingelzug zu reparieren und in weniger als einer Woche versagt er schon wieder den Dienst. Die Arbeit des chinesischen Handwerkers ist im großen und ganzen Pfuschwerk und kann mit der seines europäischen Kollegen sicherlich nicht verglichen werden.

Es wäre verlorene Liebesmühe einem chinesischen Handwerker klar zu machen, daß europäische Arbeitsmethoden vor denen seines Landes unbedingten Vorzug verdienen. Denn in China, dem Lande der Anmaßungen, giebt es nur wenige Dinge, für welche die Chinesen nicht Überlegenheit beanspruchen. Dieser Glaube der Chinesen an ihre eigene Unfehlbarkeit hemmt das Vordringen westlicher Kultur ganz außerordentlich.

Macht der Ausländer einen Chinesen darauf aufmerksam, daß dieses oder jenes der Verbesserung bedürfe, so wird seine stereotype Antwort stets darauf sein: „dies ist von jeher Brauch im Lande gewesen". Daher glaubt er auch, daß man an diesen Bräuchen nichts verbessern kann. Man sieht also, daß die Zopfträger einer durchaus homogenen Nation angehören; jede Abweichung vom Ungleichartigen wird vermieden. Der „gelbe" Mann ist mit Händen und Füßen an den überlieferten Brauch gefesselt.

Dem Chinesen fällt es nie ein, sich nach dem Warum und Wozu einer Thatsache zu erkundigen; es genügt ihm schon zu wissen, daß solch ein Ding existiert, daß ein solcher Brauch befolgt wird, daß man sich zu solch einer Theorie bekennt. Nie würde es ihm aber einfallen, die Ursache für dieselbe ausfindig zu machen, oder deren Richtigkeit auf die Probe zu stellen. Neuerungen werden von ihm daher mit dem denkbar größten Argwohn betrachtet.

Aus solch einer Verstandesversteinerung kann demnach kein wirklicher Fortschritt hervorgehen, — Fossilien können bekanntlich nicht wachsen. Dieser krankhafte Zustand macht sich aber in jedem Zweige bemerkbar, in den Gewerben ebenso wie im Erziehungs-, Regierungs-, Ackerbauwesen, wie auch im gesellschaftlichen Leben. Es wird dem Europäer sehr schwer fallen, den Chinesen von diesen Fesseln und Banden, die ihn so lange in Gefangenschaft gehalten haben, zu befreien. Von Natur ein Utilitarier, scheint es ihm aber

ganz unmöglich zu sein, diesen Gemeinsinn in Anwendung zu bringen; denn stets fällt er wieder auf den „Brauch", als seine letzte Berufung, sein non plus ultra zurück.

* * *

Zu einer Zeit, wo der Arbeiterstand in so bedeutendem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, wie heutzutage, hat ein Blick auf die Lage der unteren arbeitenden Klassen im Reiche der Mitte ohne Zweifel eine besondere Berechtigung. Wir haben ein Land vor uns, in dem ungefähr dreihundert Millionen Menschen mit ameisenartigem Fleiß von früh bis spät im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen, Menschen mit starken Muskeln, willigem Geiste und nicht geringer Geschicklichkeit. Was erreichen sie damit?

Der Artikel tüchtiger Arbeit ist so im Überfluß in China vorhanden, daß das Land bislang die Anwendung von Maschinen, Dampf u. dergl. verschmähen zu können geglaubt hat. Andererseits hat diese Überfülle zur Folge gehabt, daß die Kräfte der Arbeiter mit denen der Tiere in einen scharfen Wettbewerb getreten sind, wobei letztere mitunter den Kürzeren gezogen haben. Die Glieder und Rücken der Menschen verrichten vielfach in China die Arbeit, welche in anderen Ländern von Tieren und Maschinen vollbracht wird. Das Los dieser Arbeiter ist in der That ein hartes, wenigstens von unserem Standpunkte aus, und in vielen Fällen schlimmer als das ihrer vernunftlosen Mitbewerber, die sich ja ihres elenden Zustandes nicht bewußt sind.

Zwei Thatsachen, welche jedem, der diese endlosen Mengen von Arbeitern seine Aufmerksamkeit schenkt, sofort ins Auge fallen — scheinbar widersprechende Thatsachen — sind die klägliche Lage des gewöhnlichen chinesischen Arbeiters, welchen der Ausländer in der Regel mit dem Namen „Kuli" *) bezeichnet, und seine Zufriedenheit mit dem ihm zugefallenen Lose. Der Anblick dieser endlosen Menschenmenge, welche in elenden Lehmhütten oder in den engen und übelriechenden Straßen der Städte zusammengedrängt lebt, der Anblick von Menschen, von denen ein Teil schwere Feldarbeit in einem fast tropischen Klima verrichtet, ein anderer keuchend unter dem Gewicht schwerer Lasten dahinschwankt, ein dritter durch Strömung und Schnellen Böte zieht, und alle ohne Sonntag und ohne häufiger wiederkehrende Ruhetage, ohne irgendwelche nennenswerte Zerstreuungen, und von kümmerlicher Nahrung lebend: dieser Anblick muß auf den Europäer höchst überraschend wirken. Sieht man aber, daß diese vielen Millionen bei ihrem schweren Lose friedsamer

*) Das Wort „Kuli" stammt wahrscheinlich von dem Turki-Wort Kuli, d. h. „Sklave" ab.



Theeplantage.



und leichter zu regieren sind, als irgend eine andere Nation der Erde, so empfindet man eine Art Bewunderung vor dem ganzen Volke.

China ist heutzutage sozusagen ein großes Reservoir physischer Kraft; was hier für die Zukunft ausgespeichert ist, wird gewiß noch einmal dem Lande von Nutzen sein. Das Nützliche aber ist nicht immer das Schöne. Das bestätigt des chinesischen Kulis höchst unmalerische, ja fast immer abstoßende Erscheinung, gleichviel in welcher Beschäftigung wir ihn antreffen. Mit seinem teilweise rasierten Kopfe, seinen geistlosen Zügen, seinen groben dunkelblauen Kleidungsstücken und primitiven Schuhen, falls ein solcher Luxusartikel überhaupt vorhanden ist, bietet er einen äußerst prosaischen Anblick.

Seine intellektuellen Fähigkeiten sind meistens recht beschränkter Natur. Maschinenartig verrichtet er seine Arbeit nach Methoden, die sich von Generation auf Generation vererbt haben. Den gewöhnlichen Tagelöhner, welcher auf der untersten Staffel der sozialen Leiter steht, charakterisiert ebenso stark ein starrer Konservatismus, als wie den Beamten an der Spitze des Volkes.

Von der staunenswerten Ausdauer und Arbeitsamkeit des chinesischen Tagelöhners kann man sich überall in China überzeugen. Den ganzen Tag über wird man ihn Lasten tragen sehen, deren Fortschaffen dem europäischen Lastträger in manchen Fällen — für die Dauer wenigstens — unmöglich wäre. Dies leistet der Kuli bei einer Kost, welche fast ausschließlich aus Reis besteht. Der bezopfte Arbeiter beweist daher zur Genüge, daß animalische Lebensmittel zur Verrichtung schwerer Arbeiten nicht durchaus notwendig sind, und daß der Vegetarianer als ein recht tauglicher Kämpe in den Reihen jener Menschen dasteht, welche sich durch schwere Händearbeit ihr tägliches Brot verdienen.

Aerzte und Apotheker.

Der chinesische Arzt ist ausnahmslos ein würdiges Gegenstück zu unserem deutschen Doktor Eisenbart: er ist der Quacksalber comme il faut. Da er weder eine Universität durchzumachen noch eine Staatsprüfung zu befürchten hat, so beutet er die Dummheit und Unwissenheit des Volkes aus, ohne daran irgendwie gehindert zu werden. Die Leibärzte des Kaisers sind die einzigen Mitglieder der Heilzunft, für die ein Mißlingen des Heilverfahrens gleichbedeutend mit Unehre ist. Als z. B. der letzte Kaiser an den schwarzen Blattern erkrankte, brachte eine Besserung in seinem Zustande, die der Gewandtheit seiner Ärzte zugeschrieben wurde, letzteren einen Schauer von Ehrungen. Unglücklicherweise aber nahm die Krankheit eine verhängnisvolle Wendung, und als Se. Majestät gestorben war, wurden die erst einige

Tage vorher beförderten Ärzte degradiert, und ihnen alle ihre Titel genommen.

Die Chinesen kennen heute noch immer nicht die Gesetze des Blutumlaufes, auch hat das Studium der Anatomie ihnen noch nicht die Geheimnisse des menschlichen Körpers erschlossen. Man nimmt nie zur Amputation seine Zuflucht, da es einen Teil des Volksglaubens ausmacht, daß eine Verstümmelung des Körpers eine unehrerbietige Handlung den Eltern gegenüber ist, denen man das Leben zu verdanken hat. Alle Überredungskunst der fremden Ärzte, die erkrankten oder verunglückten Chinesen versicherten, daß Amputation allein ihr Leben retten könne, vermag sie nicht zum Einverständnis mit der Operation zu bewegen: sie ziehen lieber vor zu sterben.

Zwischen der Unwissenheit der Ärzte und den Gebühren, die sie erhalten, besteht ein billiges Verhältnis. Kein Arzt erwartet mehr als einen Thaler für einen Besuch zu erhalten, und vielen zahlt man nicht mehr als ein Fünftel dieser Summe. Was nun auch immer die Höhe der Gebühr sein mag, man giebt sorgsam darauf Acht, daß das Geld in schönes Papier gewickelt ist, welches die Aufschrift trägt: „Goldenen Dank."

Diagnose, Prognose und Behandlung einer jeden Krankheit beruhen, nach Ansicht des chinesischen Heilkünstlers, fast einzig und allein auf der Pulstheorie. Das erste, was er demnach thut, sobald er das Zimmer des Patienten betreten hat, ist, beide Pulse zu fühlen. Diese Quacksalber haben nicht die blasseste Ahnung, daß zwischen Arterien und Adern ein Unterschied besteht; ja, sie glauben sogar, daß die Pulse an den Handgelenken mit den verschiedenen Organen des Körpers in Verbindung stehen und ihren Zustand anzeigen. Sie geben vor, durch den Pulsschlag am linken Arm den Zustand des Herzens ersehen zu können, während der der Rechten die Gesundheit der Lungen und der Leber andeutet. Reichen diese Führer nicht aus, um die Krankheit, an welcher der Patient leidet, festzustellen, so nimmt der Arzt zur Zunge seine Zuflucht, die seiner Ansicht nach dann unfehlbar die Natur der Krankheit verraten muß.

Das große Endziel dieser Medizinmänner ist, wie sie sagen „den Atem zu stärken, das Phlegma zu beseitigen, das Blut gleichmäßig und warm zu machen, die Leber zu reinigen, kranke Materien zu entfernen, den Appetit zu stärken, das Thor des Lebens (d. i. das Herz) anzuregen und die Harmonie wieder herzustellen". Sie glauben, daß den menschlichen Körper ein doppeltes System von Wärme und Kälte durchdringt; befindet sich einer dieser Bestandteile im Überfluß, so tritt Krankheit ein. „Das Herz," sagen sie, „ist der Gemahl, und die Lungen sind die Gattin"; gelingt es einem nicht, diese beiden Hauptorgane in Einklang zu bringen, so stellt sich sofort Krankheit ein.

Der chinesische Arzt erwirbt sich auf verschiedenen Wegen sein „Doktordiplom". Er mag die Profession dadurch erlernen, daß er mit einem älteren

Ärzte zusammen arbeitet, oder er mag Bücher, welche die Heilwissenschaft behandeln, studieren: er glaubt dann die Fähigkeit zur Ausübung der Praxis erworben zu haben. Es kommt auch vor, daß Personen, die längere Zeit mit einer gewissen Krankheit zu kämpfen und während derselben die Hülfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen hatten, sich mit der Natur dieser Krankheit und deren Heilmethode einigermaßen bekannt machen. Sie hängen dann ihr früheres Handwerk an den Nagel und treten als Spezialisten auf. Viele chinesische Ärzte gehen aus der Klasse der Apothekergehülfen hervor. Durch das Zubereiten der Arzneien nach Rezepten, ohne die es in China ja auch nicht geht, erwerben sie sich einige Kenntnisse, und lassen sich schließlich als „praktische“ Heilkünstler nieder.

In der chinesischen Pharmakopöe sind 424 Hauptmedizinen aufgezählt, die man gewöhnlich gebraucht. Von diesen stammen 314 von Pflanzen, 78 von Tieren und 30 von Mineralien ab. Unter den widernatürlichen Mitteln, welche die Ärzte verschreiben, befinden sich Asbest, Tropfstein, frische Hirschgeweihspitzen, getrocknete rotgefleckte Eidechsenhäute, Hundefleisch, Schildpatt, Knochen und Zähne von Flattereidechsen, pulverisiertes Rhinoceroshorn usw. Zumeist ordnen sie Heilkräuter an, die ihre Patienten in der Form von Aufgüssen, Thee, Pulver oder Pillen einnehmen müssen. Letztere haben fast Walnußgröße; man muß sie daher erst klein kauen. Die Aufgüsse werden gewöhnlich Literweise getrunken, da ihre Wirkung sonst gleich Null wäre.

Ähnlich wie bei uns, erfreuen sich auch in China gewisse Ärzte großer Beliebtheit, dies aber nicht etwa, weil sie tüchtigere Fachmänner als ihre Genossen sind, oder ihre Praxis bessere Erfolge aufzuweisen hat, sondern einfach weil sie es verstehen, dem Publikum gegenüber überlegener und gelehrter als ihre Kollegen aufzutreten. Daß das Volk von ihrer Weisheit nicht ganz durchdrungen ist, dafür dürfte u. a. die Thatsache sprechen, daß es diese Kurpfuscher sehr häufig mit Spottnamen belegt, die auf die Arznei Bezug haben, welche sie vorzugsweise verschreiben, wie z. B. Dr. Rhabarber, Dr. Hirschhornsalz, Dr. Kraftwurzel u. dergl.

Die Lebensweise der Ärzte ist so ziemlich dieselbe. Bis gegen 10 Uhr vormittags verbleiben sie in ihrer Wohnung, um Rat holende Patienten zu empfangen. Darauf machen sie ihre Gänge und zwar werden dieselben zumeist mittels einer Sänfte besorgt. Sie besuchen diejenigen Kranken zuerst, die ihre Namen und Adressen zuerst in ihr Notizbuch eingetragen haben. Da die Häuser in chinesischen Städten keine Nummern haben und alle Gebäude nach ein und demselben Modell erbaut sind, so ist es vielfach Sitte, daß der Patient über seine Hausthür ein Täfelchen aufhängt, auf dem der Name seines Arztes geschrieben steht. Letzterer kann auf diese Weise die Wohnung des Kranken leichter finden.

Der Arzt wird im Hause des Patienten von den Anverwandten mit tiefen Bücklingen empfangen. Thee und ein Pfeifchen werden ihm vorgesetzt, worauf man ihn auffordert, ins Krankenzimmer zu treten. Nachdem der Quacksalber seine Komödie des Pulsfühlens gespielt hat, stellt er an die Anverwandten des Kranken oder an diesen selber nur wenige Fragen: der Puls hat ihm ja schon die Natur der Krankheit entdeckt! Pinsel und Tusche werden gebracht, das Rezept wird niedergeschrieben und zum Apotheker getragen.

Der Arzt besucht den Kranken nur dann zum zweitenmale, wenn er besonders dazu aufgefordert wird. Geht es mit der Genesung des letzteren nur langsam vorwärts, so ruft man zumeist einen zweiten oder gar noch dritten Heilkünstler herbei. Wird der Patient selbst dann noch nicht besser, so ruft man übernatürlichen Beistand an, indem man einem Götzen, welchem das Volk wunderthuende Heilkraft angedichtet hat, opfert und ihn anbetet.

Vor etwa 4000 Jahren soll einer der ersten Kaiser Chinas ein Werk geschrieben haben, welches die Arzneikunst behandelt. In den Jahrhunderten, die seither verflossen sind, hat man nur wenig Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht. Die hauptsächlichsten Ausnahmen sind eine Kenntnis der Akupunktur und Impfung. Es ist unbestimmt, wann erstere zuerst nach China eingeführt wurde, aber das Vertrauen, welches das Volk auf ihre Wirksamkeit in rheumatischen Fällen und Magenleiden setzt, kennt keine Grenzen.

Glaubt der Arzt, daß er es mit Rheumatismus zu thun hat, so sticht er eine große Stahlnadel in den angegriffenen Teil und dreht sie erbarmungslos um und um. Zum Glück für die Patienten ist ihre Rasse der Erbe eines lymphatischen Temperaments, das sie vor den vielen Übeln bewahrt, die solch eine Behandlung unter einem leichter erregbaren Volke fraglos zur Folge haben müßte. Die Behandlung der Dyspepsie ist noch mehr als die vorgenannte dazu berechnet, Gefahr und Krankheiten zu erzeugen. Ein chinesischer Arzt zaudert nicht, die Nadel in den Magen oder die Leber hinein zu stechen, und das System, demzufolge er auch noch auf die hierdurch entstandenen Wunden Blasenpflaster auflegt, macht die mit der Operation verbundene Gefahr noch viel größer.

Obwohl es den Chinesen wohlbekannt ist, daß ihre Ärzte mehr oder weniger große Charlatane sind, denen sie kein Vertrauen schenken sollten, so rufen sie bei Krankheitsfällen doch ihre Hülfe an. Ja, diese „Doktoren“ üben sogar, ähnlich wie die taoistischen Zauberpriester, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf alle Volksklassen aus. Hierfür spricht u. a. beispielsweise die Thatsache, daß man allgemein bekannt gewordenen Ärzten den hochtrabenden Titel „die Hand der Nation“ beilegt.

* * *

Auch der Zahnkünstler ist seit vielen Jahrhunderten in China bekannt. Doch ist dieses Land kein Dorado für ihn, denn der Chinese hat gewöhnlich ein beneidenswertes Gebiß. Außerdem gehört sehr viel Überredungskunst dazu, ihn dazu zu bewegen, sich einen schlechten Zahn ausziehen zu lassen, weil er glaubt, alle anderen Kauwerkzeuge könnten dadurch locker werden!

Der Theorie des bezopften Zahnarztes zufolge werden die Schmerzen durch das Nagen kleiner Würmer, die sich im kranken Zahne befinden, verursacht. Durch einen kleinen Taschenspielerkunstgriff „zaubert“ er seinem Patienten auch einige dieser Würmer in den Mund, holt sie dann, nachdem er das Zahnfleisch etwas gelockert hat, auch wirklich heraus und zeigt sie seinem Kunden, der natürlich jetzt von der Wahrheit der Behauptung des Dentisten überzeugt ist. Diese Würmer werden besonders für die Praxis fabriziert und zwar so naturgetreu, daß es fast unmöglich ist, sie mit bloßem Auge als ein Schwindelerzeugnis zu erkennen.

Auch das Einsetzen künstlicher Zähne wird seit langer, langer Zeit im Reiche der Mitte betrieben. Die Zähne werden zumeist aus Knochen oder Elfenbein gefertigt und mittels Kupferdraht oder dünner Darmsaiten an die nächstliegenden Zähne befestigt. Sollen zwei oder mehrere Zähne eingesetzt werden, so stellt man sie aus einem Stück her. Durch dasselbe wird ein Loch gebohrt, dann zieht man einen doppelten Draht hindurch. Diesen hängt man auf der einen Seite über den noch guten Zahn, während der Draht auf der anderen Seite an den nächsten Zahn befestigt wird. Obgleich äußerst primitiv, scheint diese Methode doch gewissermaßen ihren Zweck zu erfüllen. Die mit dem Zahneinsetzen verbundenen Kosten sind ungemein gering, — der Zahn kostet nur 20 bis 30 Pfennige. Und so hat denn das chinesische Verfahren im Vergleich mit dem in Europa gebräuchlichen wenigstens einen sehr großen Vorteil, nämlich: Billigkeit.

* * *

Der chinesische „Pillendreher“ ist ein würdiger Kollege des eingeborenen Arztes. Beide sind Kurpfuscher ersten Ranges. Ihr vertrauter Umgang erklärt sich teilweise schon daraus, daß eine große Anzahl von Ärzten aus den Laboratorien der Apotheker hervorgegangen ist. Auch im Lande der Mitte geht der Ausübung der Apothekerkunst eine Lehrzeit voran. Der Lehrling wird erst einige Jahre hindurch im Laden und im Laboratorium beschäftigt, bevor er zu theoretischen Studien übergeht. Und diese Schule scheint auch zu genügen, denn um die Pharmacie ist es in China ebenso wie mit jeder anderen Wissenschaft noch immer arg bestellt.

Dessen ungeachtet stehen die Apotheker beim Volke in großer Achtung. Sie gehören der wohlhabenden Handelsklasse an. Ihrer Würde sich voll bewußt, bewahren sie im Umgang eine stoische Ruhe und pflegen sich mit

besonderer Vorliebe in klassischen Sinnsprüchen auszudrücken, um den Laien gegenüber den gedankenvollen, geistig überlegenen Menschen zur Schau zu tragen.

Die Kunst der einheimischen „Pillendreher" beschränkt sich im großen und ganzen auf die allerdings stark ausgebildete Fähigkeit der Zubereitung von Pflanzen und anderen Naturerzeugnissen. Knospen, Blumen, Blätter und Wurzeln ein und derselben Art werden in ihrer Wirkung mit ganz verschiedenen Eigenschaften belegt. Diese Bestandteile einer Arzneipflanze sollen je nach ihrer Entwickelung zu bestimmten Zeiten gesammelt werden. Daher wird das Einheimsen derselben das ganze Jahr hindurch betrieben. Die chinesischen Arzneimittel stammen übrigens fast ausschließlich aus dem eigenen Lande. Mitunter findet man auch solche aus den Nachbarländern, Korea, Japan, Siam usw. vor, aber europäische Mittel sind mit Ausnahme einiger fremder Patentarzneien, die von den Vertragshäfen aus ins Innere verschifft werden, ganz verpönt.

Chinesische Apotheken machen sowohl in ihrem Äußern wie auch in ihrem Innern zumeist einen recht freundlichen Eindruck. Die Eingangsseite vieler derselben weist prächtiges Holzschnitzwerk, reich vergoldet und lackiert auf. Im Innern herrscht große Reinlichkeit. Die Ladentische stehen rechts und links vom Eingang; sie erstrecken sich bis zur Hinterwand des Ladens. An den Wänden hängen mehrere Fuß lange und etwa einen Fuß breite, mit dünner Seide überzogene Papierstreifen, auf denen auf die Heilkunst bezügliche Sinnsprüche geschrieben stehen, wie z. B.: „Dem Apotheker, welcher Drogen einkauft, gebühren zwei Augen; für den Arzt, welcher sie anwendet, genügt eins; der Patient aber soll blind sein."

An der dem Eingang gegenüber liegenden Seite des Ladens stehen in wohlgeordneten Reihen übereinander Porzellantöpfe, dazwischen sorgfältig bezeichnete Schubladen, ferner leuchten uns mehrere blitzblank geputzte Marmor- und Granitmörser entgegen. Eine Anzahl von Sieben, Mörser zum Pulverisieren und mehrere metallene Tiegel machen den Rest der Geräte, die zur Ausstattung der Apotheke dienen, aus.

Der Eigentümer der Apotheke hat seinen Platz zumeist am Eingange zu derselben. Er leitet von dort aus die Geschäfte. Alle Rezepte werden zu ihm gebracht und, nachdem er sie geprüft, übergiebt er sie dem Gehülfen. Ebenso werden hier die Preise vereinbart. Alle Arzneien, selbst flüssige, werden nach Gewicht verkauft, da der Apotheker keine Flüssigkeitsmasse kennt. Die Gewichte schwanken zwischen 10 Gran und 10 Drachmen.

Der Gehülfe, welcher das Rezept macht, legt dasselbe auf den Ladentisch und beschwert es mit einem polierten Stein in der Weise, daß ihm der Name des ersten Bestandteils der Arznei sofort ins Auge fällt. Nachdem dieser sorgsam abgewogen und auf ein Stückchen Papier gelegt ist, wird der

Beschwerer bis zum Namen des zweiten Bestandteils der Arznei heruntergerückt, dieser abgewogen usw.

Gleichviel aus wie vielen Ingredienzen die Arznei bestehen mag, eine jede — Flüssigkeiten natürlich ausgenommen — wird in ein Stück Papier gewickelt, auf dem der Inhalt angegeben ist. Diese Packetchen werden dann zusammen mit dem Rezept dem Kunden übergeben, und erst im Hause des Patienten werden die Bestandteile der Arznei von den Anverwandten oder dem Kranken selbst zusammengemischt.

Der größte Teil chinesischer Rezepte wird übrigens vom Arzte niedergeschrieben nur mit Angabe des Geldwertes der in Anwendung kommenden Ingredienzen, ohne Angabe von Gewicht oder Volumen. Dieses Verfahren enthebt den chinesischen Apotheker natürlich mancher Schwierigkeiten, mit welchen seine europäischen Kollegen zu kämpfen haben. Es ist andererseits auch wohl bezeichnend für das allgemeine Begriffsvermögen der Landeskinder.

Trotz alledem muß man den chinesischen Apothekern die Fähigkeit zugestehen, daß sie scharfe Beobachtungsgabe und eine gute Kenntnis der im Handel vorkommenden Medizinalprodukte besitzen. Die als „Pen Tsao“ bekannte, über fünfzig Bändchen starke chinesische Arzneikunde wird von den bezopften „Provisoren“ stark studiert und steht überhaupt allenthalben im Kaiserreiche in hohem Ansehen.

Das Zunftwesen.

Mannigfach und zahlreich sind die Hindernisse, welche sich in China einem freien und uneingeschränkten Handel in den Weg legen. Da sind die lästigen ungesetzlichen Abgaben, welche die Beamten unter allerlei Vorwänden von den Kaufleuten erpressen; da ist der habsüchtige Charakter der eingeborenen Händler, die sich miteinander verbinden, um die Geduld der Ausländer auf die härteste Probe zu stellen und deren Verdienst zu verringern. Aber unter allen Schwierigkeiten, auf welche der fremde Kaufmann in China stößt, sind wohl die schlimmsten die einheimischen Zünfte.

Diese einflußreichen und oft tyrannischen Einrichtungen findet man in jedem Handelszweige und in jedem kommerziellen Mittelpunkte des Kaiserreiches vor. Sie haben einen großen Einfluß auf die eingeborenen Kaufleute und sind in den meisten Fällen auch im stande, die Ausländer zu zwingen, sich ihren Vorschriften zu fügen. Ja, oft üben sie sogar einen bedeutenden Druck auf die Regierungsbehörden aus, und auf diesem Wege gelang es diesen Monopol-Vereinen häufig, Vorrechte zu gewinnen, mittels deren sie fremde Kaufleute vom Binnenhandel ausschlossen. Die Zünfte haben in China eine Riesenstärke erlangt. Sie machen sich natürlich kein Gewissen

daraus, dieselbe auf alle Weise zu gebrauchen. Sollte irgend jemand den Mut haben, sich ihrem Willen zu widersetzen, oder ihre Regeln außer Acht zu lassen, so ist er einem gefährlichen Feinde ausgeliefert.

Über den Ursprung der Zünfte in China läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Man nimmt für gewöhnlich an, daß dieselben bereits in der Tang-Periode (618 bis 907 n. Chr.) bestanden haben. In Peking setzen sich die Gilden sowohl aus der Beamtenklasse wie aus Kaufleuten zusammen. Die ersteren sind dort in Bezug auf Anzahl sowie Einfluß die vorwiegenden. In den Provinzen ist der Handelsstand das herrschende Element. Die Provinzial-Zünfte haben vornehmlich einen doppelten Zweck im Auge: Schutz gegen die Vorurteile, denen Ansiedler aus entfernten Gegenden in fremder Umgebung leicht ausgesetzt sind, und Verhütung von Prozessen unter ihren Mitgliedern. Sie verrichten auch die Funktionen von Handelskammern.

Den Selbstschutz erreichen die Gilden dadurch, daß die Ortsbehörden ihnen einen halboffiziellen Charakter zugestehen. Im Interesse ihrer Mitglieder können somit die Zünfte Personen verklagen, falls hinreichender Grund für die Billigkeit der Forderungen vorhanden ist. Zunftangehörige, welche das Gesetz anrufen müssen, und deren persönliche Mittel nicht ausreichen würden, den Prozeß zu führen, finden hier gleichfalls einen Rückhalt. Die Gilde bezahlt die Hälfte der Gerichtskosten; doch ist man darin vorsichtig. Ein Rechtsfall, für welchen der Kläger gar keine Mittel zur Verfügung stellen kann, oder ein solcher, dessen Ausgang von vornherein sehr zweifelhaft ist, darf auf keine Unterstützung seitens der Zunft hoffen. Ebenso hält sie sich zurück von Streitigkeiten, deren Anlaß in liederlichem Leben zu finden ist.

Was die Verwaltung der Gilden anbetrifft, so steht an ihrer Spitze ein Direktor und ein Komitee, welches jährlich gewählt wird. In bedeutenden Handelsmittelpunkten hat jeder wichtige Artikel, wie z. B. Thee, Seide, Zucker, Cerealien, Holz, seine besondere Gilde. In allen Präfekturen befinden sich Filialen dieser Zünfte. Der wichtigste Beamte ist der Sekretär, ein besoldeter Litterat, dem kraft seiner litterarischen Stellung das Recht zusteht, persönlich mit den hohen Mandarinen Rücksprache zu nehmen, und der als der regelmäßige Abgesandte der Gilde eine anerkannte offizielle Stellung annimmt. Er ist der alleinige Schriftführer und erscheint im Amtsgebäude des Bezirksrichters als der gesetzliche Repräsentant der Zunft. Er vertritt die Interessen derselben und übermittelt ihre Forderungen und Anträge. Falls die Ortsbehörden Gelder für öffentliche Bauten oder mildthätige Zwecke sammeln, haben sie sich, soweit es die Zunft angeht, stets zuerst an ihn zu wenden. Die Mitgliederzahl einer Gilde beträgt selten mehr als dreißig, damit, wenn eine Versammlung berufen wird, die Verhandlung nicht durch zu starkes Diskutieren zu sehr in die Länge gezogen wird. Aus diesem Grunde dürfen auch jüngere Teilhaber eines Geschäftes den Versammlungen nicht beiwohnen.

Die Zunfthäuser gehören stets zu den schönsten Gebäuden eines Handelszentrums. Das Innere ist reichlich mit grotesken Holzschnitzereien verziert. Riesenhafte Götzenbilder sind in den Räumen aufgestellt. Diese Vereinslokale enthalten nicht nur große Säle für die Versammlungen der Mitglieder, sondern auch Räumlichkeiten für Theatervorstellungen. Bei gewissen Gelegenheiten, wie z. B. dem Geburtstage des Schutzgottes, verausgabt die Zunft große Summen aus der öffentlichen Kasse, um ein Bankett zu veranstalten und Theatertruppen zu engagieren. Eine solche Feierlichkeit währt zumeist den ganzen Tag. Bei Anbruch der Nacht wird das Gebäude von außen und innen mit zahllosen bunten Lampions erleuchtet. Die Zunfthäuser enthalten auch Wohnungen für hohe Beamte und Studenten, welche sich auf Reisen befinden; ferner werden dort einheimische Priester beherbergt. Frauen werden nicht eingelassen. Die Gebäude sind mitunter wirklich palastähnlich und repräsentieren die schönsten Muster chinesischer Baukunst.

Die Fonds zur Erhaltung der Gilden werden durch selbstaufgelegte Warensteuern erhoben; ihre Höhe richtet sich nach dem Erfordernis, — im Durchschnitt beträgt sie ein Zehntel. Einige Zünfte erheben für verschiedene Artikel Raten in verschiedener Höhe. Auch die Dschunken müssen als Transportmittel meistens, wenn sie in ihren Heimatshafen einlaufen, ihren Anteil zur Erhaltung der Gilden beitragen. Vielen dieser Zünfte stehen enorme Mittel zur Verfügung, und manche derselben brauchen den Handel ihrer Mitglieder nicht mehr zu besteuern, weil der Ertrag des Gildeneigentums völlig ausreicht, die laufenden Ausgaben zu bestreiten. Um die Höhe der Steuern festzustellen, werden die Bücher der Kaufleute von Zeit zu Zeit von Abgesandten der Gilden untersucht. Personen, welche ihre Verkäufe geringer dargestellt haben, als sie in Wirklichkeit sind, werden mit Geldbußen bestraft. Die Zünfte sind in der That Handelstribunale von großer Selbständigkeit mitten im Rahmen der landesgesetzlichen Organisation; doch beanspruchen sie nicht nur in kommerziellen Angelegenheiten ihre Rechte, sondern sie machen ihren Einfluß auch bis tief in das Privatleben hinein geltend.

Das sogenannte Boykotten steht in dem Gildenwesen Chinas in hoher Blüte. Eine Anordnung der Zünfte besagt, daß jeder Verkehr mit Mitgliedern oder einer Firma aufhören muß, die einmal aus der Gilde ausgestoßen sind. Erfährt man, daß ein Mitglied dessenungeachtet mit solchen Personen etwas zu thun hat, so erfolgen empfindliche Geldstrafen. Jede Zunft hat fernerhin bestimmte Regeln in Bezug auf Kreditverkäufe. So müssen beispielsweise Cerealien vierzig bis fünfzig Tage nach Lieferung bezahlt werden. Ein Verstoß gegen diese Bestimmung verpflichtet den Käufer sowohl als den Verkäufer, den Gildenangehörigen eine Theatervorstellung oder ein Abendessen zu geben. Ein anderes Gesetz bestimmt, daß der Verkäufer von Waren dieselben siebzig Tage lang in seinen Speichern kostenfrei

auf Lager halten muß; sind die Waren aber am einundsiebzigsten nicht fortgeschafft, so hat der Käufer für einen Monat Speichergeld zu zahlen.

Jede Zunft hat ihre Normalgewichte und Normalwagen, deren sich alle Mitglieder bedienen sollen. Allgemein gültige Maßstäbe solcher Art giebt es in China allerdings nicht. Einige Gilden unterhalten auch Feuerspritzen. Ihre Mitglieder verpflichten sich, beim Löschen von Feuern behülflich zu sein.

Man macht diese Verbände ferner für das öffentliche Verhalten ihrer Mitglieder verantwortlich. Letztere müssen daher bestrebt sein, dem Staate Gehorsam zu beweisen, z. B. die fälligen Zollabgaben ohne Verzug zu zahlen. Die Gilde bemüht sich auch, gestohlene Sachen dem Eigentümer wieder zuzustellen. Ein Mitglied, welches einen Diebstahl verheimlicht oder gestohlene Sachen zurückhält, setzt sich einer Geldstrafe aus, die zehnmal größer ist als der Wert des gestohlenen Gegenstandes. Kann der Straffällige nicht zahlen, so wird er aus der Zunft gestoßen. — Auch wohlthätige Zwecke werden von den Gilden gefördert, insbesondere sorgen sie für das Einsargen der Toten und deren Bestattung. Sie veranlassen den Transport der Leichname entweder nach dem Heimatsorte oder richten Friedhöfe für ihre Landsleute an Orten ein, wo diese sich ansässig gemacht haben. In manchen Fällen bekümmert man sich auch um die Witwen und Waisen und schickt die Hilflosen nach ihrer Heimat zurück.

Kann man auch nicht leugnen, daß das Zunftwesen des Reichs der Mitte dem fremden Handel unter Umständen recht empfindliche Schläge zu versetzen vermag, so ist es doch für China zur Zeit zweifellos eine sehr segensreiche Einrichtung. Selbst die willkürliche und despotische Handlungsweise der Gilden ist besser, als der gänzliche Mangel einer Rechtsordnung. Der gegenwärtige Zustand der chinesischen Gerichtshöfe kommt einem solchen Mangel nahezu gleich. Immerhin deutet das Bestehen der Zünfte auf das Vorhandensein gewisser Schäden im Staatswesen des Kaiserreiches. Sobald China Gerichtshöfe hat, an die man sich mit guter Hoffnung auf Gerechtigkeit wenden kann, werden auch die Gilden in einer ihrer wesentlichsten Funktionen überflüssig werden.

Arbeitervereine.

In naher Verwandtschaft mit den Zünften stehen die Arbeitervereine in China, welche sich größtenteils aus Kleinhändlern und Handwerkern zusammensetzen. Ihr Ursprung ist jüngeren Datums als der der Gilden. Nur wenige stammen aus dem vorigen Jahrhundert, — eine Thatsache, die wohl auffallend erscheinen kann, wenn man in Erwägung zieht, daß Krämer und

Handarbeiter von jeher schweren Bedrückungen seitens der Beamtenwelt ausgesetzt gewesen sind.

Die Mitglieder der Handwerkervereine setzen sich in der Regel aus Meistern und Gesellen zusammen. Zweck dieser Einrichtungen ist die Beseitigung von Nachteilen, welche aus dem freien Wettbewerb erwachsen. In manchen Gewerben, wo die Arbeiter sehr zahlreich sind, bilden die Gesellen ihre eigenen Verbindungen. Haben sie Ursache sich gegen ihre Brotherren zu beschweren, was allerdings nur selten vorkommt, so werden diese Verbindungen wohl zu regelrechten Streik-Organisationen, die ihren Zweck nicht verfehlen. Jeder Verein läßt seine Statuten auf rotes Papier drucken. Man schlägt sie in Läden oder Werkstätten an. Arbeiter, welche nach dem Umfange der verrichteten Arbeit bezahlt werden, dürfen nicht über gewisse festgesetzte Stunden hinaus arbeiten. Was die Handwerker anbetrifft, welche im Tagelohn arbeiten, so giebt es keine Anordnungen; der Brauch regelt gewöhnlich die Arbeitszeit. Reibungen zwischen dem Kapital und der Arbeit finden in China noch nicht häufig statt, obwohl der chinesische Handwerker arg ausgebeutet wird und nur sehr wenige Feiertage kennt.

Viele Handwerkervereine beschränken die Zahl der Lehrlinge, welche ein Meister annehmen darf. Einige erlauben sogar nur Söhnen oder anderen nahen Verwandten der Meister, die Lehre durchzumachen. Die Statuten gewisser Vereine, wie z. B. der Seidenweber, verbieten ausdrücklich, daß ihre Mitglieder Frauen in die Lehre nehmen oder beschäftigen; Nadelfabrikanten machen eine Ausnahme zu gunsten der Gattinnen und Töchter der Mitglieder dieses Handwerks. Man erlaubt ihnen, das Nadelohrbohren zu erlernen. Sollte aber eine dieser Personen aus dem Vereine heraus sich verheiraten, so wird ihr die Beschäftigung entzogen. Lehrlinge müssen in einigen Handwerken drei, in anderen fünf Jahre lernen. Mitunter verlangt man Lehrgeld. Gewöhnlich ist Kost und Wohnung frei. Die Kleidung muß von den Eltern beschafft werden. Kein Meister darf einen Lehrling als Gesellen anstellen, der nicht seine volle Zeit gelernt hat. Ehe jemand Geselle wird, muß er auf seine eigenen Kosten eine Theatervorstellung geben. Manche Arbeitervereine legen auch den Mitgliedern Verpflichtungen in Bezug auf die Güte der zu liefernden Ware auf; in solchem Falle setzt der Verein die Preise fest.

Ein Streik kommt verhältnismäßig selten vor, gilt aber nicht für ungesetzlich. Nur wenn ein Ausstand, welcher die Erhöhung des Lohnes zum Zwecke hat, von den in Diensten der Regierung stehenden Arbeitern unternommen wird, trifft die Beteiligten Strafe. Bei dem Reistransport auf dem Kaiserkanal kam es verschiedentlich vor, daß Schifferknechte, welche Regierungsreis nach Peking zu schaffen hatten, die Arbeit einstellten, um höheren Lohn zu erzwingen; sie wurden zumeist in die Verbannung geschickt.

Ein Streik der Gesellen endet fast immer zu gunsten derselben; denn da

die öffentliche Ruhe dadurch gefährdet wird, legen sich die Beamten meistens ins Mittel. Da die streikenden Personen zu zahlreich sind, um ihnen allen Bambusprügel zukommen zu lassen, und zu arm, um Geldstrafen zu zahlen, so drücken die Behörden auf die Meister und verstehen es, ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Meister fügen sich dann meistens, wohl wissend, daß ein Widerspruch die Sache nur schlimmer machen würde.

Es steht im Einklange mit dem in ganz China beherrschenden Stamm (Clan)-System, daß die Arbeitervereine nur solche Personen als Mitglieder aufnehmen, welche in derselben Stadt, bezw. demselben Bezirke beheimatet sind. Sie würden um keinen Preis mit Handwerkern zusammen arbeiten, die einer fremden Gegend entstammen. Die Statuten der Vereine sind übrigens sehr willkürlich und streng. Kein Mitglied, welches sich vergangen hat, kann sich der Strafe entziehen. Denjenigen, welche sich in ihrem Handwerk etwas Ernstliches haben zu Schulden kommen lassen, giebt man gar keine Beschäftigung mehr. Die Strafen bestehen zumeist in Geldbußen. Fälle, in denen man schärfer verfährt, also körperliche Züchtigung anwendet, sind äußerst selten. Doch hatten wir noch vor einigen Jahren in der in der Nähe Shanghais gelegenen Provinzial-Hauptstadt Sutschau ein entsetzliches Beispiel grausamster Maßregelung dieser Art.

Der kaiserliche Hof zu Peking gebrauchte eine große Menge Blattgold. Ein Mitglied des Blattgoldvereins in Sutschau stellte dem Bezirksrichter vor, daß er, wenn man ihm gestatten würde, mehrere Lehrlinge anzunehmen, im stande wäre, eine große Menge des gewünschten Blattgoldes herzustellen. Der Richter gab die Erlaubnis und der Meister engagierte mehrere Lehrlinge. Durch dieses Vorgehen verging er sich aber gegen die Statuten des besagten Vereins, denen zufolge kein Blattgoldmeister mehr als einen Lehrling zur Zeit beschäftigen darf. Die Mitglieder der Verbindung waren daher so aufgebracht, daß mehr als hundert derselben den unglücklichen Mann bei einer günstigen Gelegenheit überfielen und ihn zu Tode — bissen. Um vergewissert zu sein, daß jeder sich an dem Racheakte beteiligt habe, durfte niemand das Haus verlassen, dessen blutige Lippen nicht den Beweis für die Beteiligung an der Unthat lieferten. Später wurde von der Behörde wenigstens die Person, welche den Umgebrachten zuerst gebissen hatte, ausfindig gemacht, zur Rechenschaft gezogen und hingerichtet.

Chinesische Arbeitervereine sind wesentlich Einrichtungen gegen den freien Mitbewerb, treten deshalb auch oft gegen den Handel auf, wie aus folgenden Vorgängen, welche sich vor einiger Zeit in Südchina abspielten, ersichtlich ist.

Gewisse einheimische Kaufleute in Canton importierten aus England eine Menge dünner Messingplatten, um daraus Geräte zu verfertigen. Hierdurch verlor eine Klasse von Kupferschmieden ihre Beschäftigung, deren Handwerk darin bestand, die dicken Messingplatten, welche bisher nach Canton eingeführt wurden, dünn zu hämmern. Die Kupferschmied-Verbindung streikte

infolgedessen und machte sich erst wieder an die Arbeit, nachdem sämtliche dünne Kupferplatten nach Hongkong zurückgeschickt worden waren. — Ein Chinese, der längere Zeit in Amerika gelebt hatte, importierte von dort nach Canton mehrere Nähmaschinen. Dies erbitterte die Schneider so sehr, daß sie alle Nähmaschinen zerbrachen und ihre Berufsgenossen zwangen, das Schneiderhandwerk nach Sitte ihrer Väter weiter zu betreiben.

Wie bei den Zünften, so ist es auch bei den Arbeitervereinen üblich, daß straffällige Mitglieder dazu verurteilt werden, auf eigene Kosten eine Theatervorstellung zu geben, mit der zumeist ein Schmaus verbunden ist. Schädigen diese aufgezwungenen Unterhaltungen auch bis zu einem gewissen Grade den Ruf des Gastgebers, so hat letzterer doch die Genugthuung, daß er von den Gästen sehr höflich behandelt wird, worauf der ceremonielle Chinese ja so ungemein großen Wert legt.

Geheime Gesellschaften.

Kein Volk hat wohl jemals ein solches Talent für die Organisation von Geheimen Gesellschaften an den Tag gelegt, wie die Chinesen. Wie viele sind bei der Unterdrückung der Taiping-Rebellion (1850—1864) vernichtet worden! Und doch haben sich seither aus den zerstreuten Überbleibseln derselben längst zahlreiche neue Verbindungen gebildet, und zwar vornehmlich in den nördlich vom Yangtsekiang gelegenen Provinzen. Daß sie noch immer ihre Bedeutung und ihren Einfluß haben, beweisen die jüngsten Vorgänge dieses Landes. Die Aufstände im Yangtsegebiete und in der Mongolei zu Anfang der neunziger Jahre, sowie die im Frühjahr 1900 ausgebrochenen und augenblicklich noch weiter gährende Erhebung der sogenannten „Boxer" müssen zum großen Teile darauf zurückgeführt werden.

Diese Geheimbünde, welche stets hochtrabende Namen führen, wie z. B. „Erkenne Gott-Verbindung", „Rätsel-Gesellschaft", „Stein der Weisen-Verbrüderung", „Die Jünger der Fünf Heiligen", „Drachenhaupt-Sekte", „Brüderschaft des Himmels und der Erde" usw., gedeihen am besten in den ländlichen Bezirken. Sie sind wohl ausnahmslos ungesetzlich, da sie für den Frieden und Wohlstand des Staates als gefährlich betrachtet werden. Bei der Regierung stehen sie im Verdacht, unter dem Vorwande eines religiösen Zweckes politische Pläne zu schmieden. Die Verteilung der verschiedenen Gesellschaften auf die Bezirke einer Provinz ist sehr ungleichmäßig. An einigen Orten gehört die Hälfte der Einwohnerschaft zu dieser oder jener Verbindung, während im Nachbardistrikte fast gar keine Mitglieder derselben vorhanden sind. Wodurch diese ungleichmäßige Verteilung bedingt wird, ist nicht recht ersichtlich.

Sämtliche Geheimbünde bedienen sich geheimer Zeichen und Worte, die nur dem Eingeweihten bekannt sind. Der Mann darf dieselben nicht der Gattin, noch der Sohn dem Vater verraten. In manchen Fällen sind die geheimen Worte eine bloße Vorsichtsmaßregel gegen die Verfolgung von seiten der Regierung, in anderen sind dieselben Symbole des Glaubensbekenntnisses, zu heilig, um ausgesprochen zu werden, ausgenommen bei feierlichen Gelegenheiten. Der Glaube dieser Sekten ist eklektisch. Jedes der drei orthodoxen Religionssysteme, nämlich Buddhismus, Taoismus und Confucianismus, hat seine Anhänger unter ihnen. Einige der Verbindungen beten weder Idole an, noch bringen sie den Verstorbenen Opfer; andere wählen sich einen besonderen Götzen zum Schutzpatron der Gesellschaft und machen ihn oft zum alleinigen Gegenstand der Anbetung. Die Leiter dieser Sekten geben fast stets vor, magische Kräfte zu besitzen, namentlich die Kraft, Dämonen auszutreiben und Krankheiten zu heilen. Diese Führer benutzen ihre vermeintlichen Kräfte vor allem, um Anhänger zu gewinnen; ehe sie die Heilung einer Person unternehmen, muß dieselbe das Versprechen geben, im Falle der Heilung mit ihrer ganzen Familie der Sekte beizutreten.

Die Geheimen Gesellschaften sind für gewöhnlich gut organisiert. An ihrer Spitze steht ein Präsident, der ganz oder teilweise von der Genossenschaft lebt. Er besucht zu bestimmten Zeiten jeden Bezirk, in welchem der Verein Mitglieder hat, um die Novizen einzuweihen und die Mitglieder zu unterrichten. Man erweist dem Präsidenten große Ehrerbietung. Während seiner Besuche wird er von den Anhängern auf das Glänzendste bewirtet. Aus den Mitteln der Gesellschaft, zu denen natürlich jedes Mitglied seinen Anteil beizutragen hat, werden auch seine Reisekosten bestritten. Die Anhänger rekrutieren sich aus den verschiedensten Ständen. Man findet unter ihnen reiche Bauern und wohlhabende Händler. Die große Menge aber besteht aus Handwerkern und kleinen Grundbesitzern.

Was bewegt das Volk dazu, sich in so bedeutender Anzahl diesen Geheimbünden anzuschließen? Der Präsident und die Vorstände mögen dabei einen gewinnsüchtigen Zweck verfolgen, schwerlich aber die große Menge. Wahrscheinlich suchen die meisten darin eine gewisse soziale Stärkung. Ein jeder hat einen Halt an einer Gesellschaft, deren einzelne Mitglieder sich gegenseitig zu unterstützen geschworen haben, falls sie in Rechtsstreitigkeiten geraten, oder das Beamtentum an ihnen Erpressungen auszuüben versucht. Der Umstand, daß die Brüderschaften geheime Worte und mystische Zeichen haben, übt außerdem unzweifelhaft auf viele auch eine mächtige Anziehungskraft aus. Wie viele treten bei uns nicht dem Freimaurerorden aus dem eben angeführten Grunde bei? Ein Geheimnis übt auf manches Gemüt einen unwiderstehlichen Reiz aus.

Unter den zahlreichen Geheimbündnissen, welche man in China vorfindet, ist die als „Die Brüderschaft des Himmels, der Erde und des Mannes“

(Chinesisch „San Ho Wei") oder die „Dreiheit-Gesellschaft" eine der verbreitetsten und ungemein einflußreich. Man findet Ableger von ihr auch außerhalb Chinas, namentlich in den von zahlreichen Chinesen bevölkerten „Straits Settlements", (Singapore usw.). Sie muß als die Mutter aller zur Zeit im Reiche der Mitte vorhandenen geheimen Verbindungen angesehen werden. Die chinesischen Überlieferungen lassen nur wenig Licht auf den Ursprung dieser Liga fallen, doch darf man als geschichtlich begründet annehmen, daß die Provinzen Fukien und Kuangtung ihre Wiege sind. Die Annahme, daß dieser geheime Brüderbund aus dem Clan-System hervorging, welches im Volke den Geist des Zusammenschlusses wach hielt, hat viel für sich. Andererseits ist auch sicher, daß die „Dreiheit-Gesellschaft" vom Buddhismus stark beeinflußt wurde, wie wir später sehen werden. Möglicherweise haben buddhistische Priester zuerst eine politische Liga aus den verbrüderten Stämmen (Clans) gemacht.

Der in Rede stehende Geheimbund trat aber anscheinend als eine politische Körperschaft nicht vor dem Zeitpunkt auf, als die Herrschaft der Mandschu-Tataren über China begann, d. h. gegen Mitte des 17. Jahrhunderts. Barbaren, wie die Tataren im Vergleich zu den Chinesen waren, traten sie das chinesische Nationalgefühl mit Füßen. Sie zwangen die ganze Nation, die Kleidung der Sieger anzunehmen und erzwangen auch das Tragen des Zopfes. Das Ursprungsland dieser Liga, die Provinzen Fukien und Kuangtung, widerstand der Tatarenherrschaft am längsten und nachdrücklichsten, und bis auf den heutigen Tag ist der Haß der Bevölkerung jener Provinzen gegen den fremden Eroberer nicht ganz geschwunden. Die Eingeborenen tragen noch immer zum großen Teil turbanartig ein Tuch um den Kopf gewunden, um das Kennzeichen der Unterwürfigkeit — den Zopf — zu verbergen. Zweck der Verbrüderung war also ursprünglich, vielleicht die gestürzte Ming-Dynastie wieder auf den Thron zu setzen.

Die Versammlungen der Mitglieder dieser Liga werden zumeist in dem Hause des Präsidenten, sonst in einsamen Waldungen und an entlegenen Plätzen, deren Zugang nur den Eingeweihten bekannt ist, abgehalten. Die größte Heimlichkeit muß natürlich beobachtet werden, weil die Regierung sämtliche Geheime Gesellschaften verfolgt. In der Versammlungshalle befinden sich die Stammtafeln der Gründer der Verbrüderung, vor welchen die Mitglieder, als wären es die Tafeln ihrer Ahnen, gottesdienstliche Handlungen vollziehen.

Unter den Abzeichen nimmt das Diplom den ersten Platz ein. Man unterscheidet zwei Klassen: das große und das kleine Diplom; dieselben sind entweder auf Papier oder auf Leinwand gedruckt. Beide sind viereckig und mit einer Anzahl von Schriftzeichen beschrieben. Eine Unzahl von verschiedenen Flaggen unterscheiden die einzelnen Gruppen des Bundes, welche man Logen nennen könnte, von einander.

Die Brüderschaft wird durch die Großmeister der fünf Hauptlogen geleitet. Der Vorstand jeder Gruppe umfaßt nachstehende Glieder: einen Präsidenten, zwei Vize-Präsidenten, einen Meister, zwei Einführer, einen Schatzmeister, dreizehn Räte und eine Anzahl von Agenten und Subalternbeamten. Die Wahl des Vorstandes geschieht durch öffentliche Abstimmung der Mitglieder. Zu diesem Zweck werden die Namen der Kandidaten in der Logenhalle eine Zeit lang ausgehängt mit der Bemerkung, es könnten sich unter ihnen Personen finden, welche des Amtes nicht würdig zu erachten seien. Die Agenten müssen der Verbrüderung Berichte abstatten. Die Versammlungen finden wenigstens einmal im Monat statt, außerdem an den bedeutendsten chinesischen Feiertagen. Jedes Mitglied muß einen bestimmten Beitrag in die Kasse der Verbrüderungsgruppe zahlen. Es steht ihm frei, anderen Logen einen Besuch abzustatten, doch werden die Besucher, ehe man ihnen Eintritt gewährt, einer genauen Prüfung unterworfen.

Neue Mitglieder werden auf verschiedene Art und Weise angeworben. Falls man sie dadurch nicht gewinnen kann, daß man ihnen die Mißregierung der Mandschu-Dynastie vorstellt, nehmen die Rekrutierbeamten auch wohl zu Drohungen ihre Zuflucht. Sie schicken an gewisse Personen mit dem Siegel der Liga versehene Briefe, in welchen ihnen anbefohlen wird, sich an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde an diesem oder jenem Orte einzufinden. Falls dieser Aufforderung nicht Folge geleistet werden sollte, wird der Person sowie ihrer Familie mit dem Tode gedroht. Die geheimnisvolle Warnung hat in der Regel den erwünschten Erfolg, da es allgemein bekannt ist, daß die Verbrüderung ihre Drohungen mit rücksichtsloser Schärfe ausführt.

Am festgesetzten Platze angekommen, empfängt ein Ligamitglied den Novizen und führt ihn zu der Gesellschaft. Dort werden die Vor- und Familiennamen, das Alter u. dergl. eingetragen, — gewöhnlich von mehreren Novizen auf einmal, worauf der Gruppenvorsteher den Mitgliedern den Befehl giebt, die „Schwerterbrücke“ zu formieren. Die Brüder stellen sich in einer doppelten Reihe auf und kreuzen ihre zweischneidigen Schwerter in der Luft, wodurch sie eine Art Brücke oder Bogen bilden. Die neuen Mitglieder werden darunter durchgeführt, worauf man die „neuen Pferde“, wie die Kandidaten genannt werden, mit der Tendenz der Verbrüderung bekannt macht. Auch ermahnt man sie, derselben treu zu bleiben, da sie sich anderenfalls auf ein schreckliches Ende gefaßt zu machen haben.

Nun folgen die Cermonien der Verbrüderung. Man führt die Kandidaten zu einer Waschschüssel und wäscht ihre Gesichter; zunächst entkleiden sie sich. Darauf zieht man ihnen lange, weiße Röcke an; um ihr Haupt windet man ein rotes Tuch, wie es unter der Ming-Dynastie getragen wurde. Statt der Schuhe giebt man ihnen Strohsandalen. Die Novizen müssen jetzt vor einen Altar treten, auf dem ein Rauchfaß steht, dessen Untersatz die vier

Kameelrücken-Brücke in Peking.



Schriftzeichen für „Hilf Ming — vernichte Tsing" trägt. Al
werfen sich auf ihre Kniee und sprechen ein Gebet, in dem Himmel und E
als Zeugen angerufen werden, daß es der feste Vorsatz der Brüderschaft
die Ming-Dynastie wieder auf den Thron zu setzen.

Der auf gelbem Papier gedruckte Schwur wird nun von dem ält
Logenmitgliede den Kandidaten vorgelesen, welche denselben knieend anhö
Der Schwur besteht aus über dreißig Artikeln. Wir geben im Nachstehenden
einige der wichtigsten Punkte derselben wieder: Verrate unter keinen Umständen das Geringste von dem, was in der Verbrüderung hergeht; betrachte jedes Mitglied derselben, gleichviel ob es eine hohe oder niedrige Stell
im Leben einnimmt, als Bruder; beleidige nie einen Priester, denn die f
Gründer der Brüderschaft waren Priester; du mußt bis zum Lebensende de
Verbrüderung angehören; Angelegenheiten deiner Logenbrüder mußt du wie deine eigenen betrachten; reisende Brüder mußt du beherbergen, und solche, die mittellos sterben, beerdigen; falls deine Logenbrüder ins Unglück geraten, mußt du ihnen nach deinen besten Kräften zu helfen versuchen; verrate nie einen Bruder, auf dessen Kopf die Regierung einen Preis gesetzt hat usw. Jeder dieser Artikel hat einen Zusatz, in dem die Strafe angegeben wird, welche denjenigen treffen soll, der sich gegen diese Vorschriften vergeht.

Nach dem Verlesen des Schwurs erheben sich alle Anwesenden vom Boden, um den Eid durch das Vergießen von Blut zu bekräftigen. Man füllt eine Schüssel mit Wein, jeder Bruder nimmt darauf eine Nadel, sticht sich damit in den Mittelfinger und läßt etwas Blut in die Schüssel tröpfeln. Alle Anwesenden kosten sodann von diesem Weine. Ein weißer Hahn wird zunächst von einem der neuen Mitglieder geköpft, — eine Cermonie, welche ein Symbol dafür sein soll, daß, falls Verräter sich unter der Verbrüderung befinden, sie wie der Hahn den Kopf verlieren sollen. Die Kandidaten werden nun zu einem Feuerherd geführt und der geschriebene Schwur wird in die Flamme geworfen. Man nimmt an, daß derselbe auf diese Weise die Götter erreicht, welche den Meineid bestrafen werden. Jeder Novize erhält sodann vom Präsidenten ein kleines Diplom, das man stets am Körper tragen muß. Man setzt sich zu einer Mahlzeit nieder, nach deren Beendigung ein jedes Mitglied in sein Heim zurückkehrt.

Die Verbrüderung hat verschiedene geheime Zeichen, an welchen sich ihre Mitglieder gegenseitig erkennen. Treffen sich z. B. zwei „Brüder" auf der Straße und der eine redet den anderen mit: „Wo kommst du her?", so ist die Antwort: „Ich komme vom Osten". Beim Eintritt in das Haus eines Bruders giebt man sich wie folgt zu erkennen: man betritt die Schwelle mit dem linken Fuße; hat man einen Regenschirm bei sich, so muß er in die linke Ecke des Zimmers gestellt werden; hat man eine Person bei sich, welche der Verbrüderung nicht angehört, so muß man beim Eintritt in das Haus

sagen: „Wie zieht es im Hause“. Derartige Verabredungen giebt es noch viele. Die Zahl der geheimen, mittels Theetassen gegebenen Zeichen ist namentlich groß.

Die Ceremonien dieses Geheimbundes haben viel Ähnlichkeit mit den Symbolen des Freimaurerordens. Wennschon heutigen Tags das Schwert der Freimaurer als Symbol des Kampfes für Licht und Recht und Wahrheit bezeichnet wird, so hatte die Waffe doch wohl ursprünglich denselben Zweck, zu dem sie gegenwärtig der chinesischen Verbrüderung dient, nämlich: Verteidigung der Loge im Falle eines Angriffs. Die Logen der Freimaurer wie die des chinesischen „Dreibundes“ sind stets rechteckig gebaut. Das Hauptthor ist nach Osten zu angebracht, denn auch die alten Chinesen hielten den Osten, als die Quelle des Lichts, für heilig. Die Mitglieder beider Verbindungen nennen sich Brüder; sie haben auch den Blutschwur gemein. Der Freimaurer-Kandidat trägt beim Eintritt in den Orden weiße Handschuhe als Symbol dafür, daß er sich mit reinen Händen und mit reinem Gewissen dem Altare naht. Ebenso zieht der Kandidat der chinesische Verbrüderung weiße Kleider an, welche stets aus Leinwand oder Baumwolle, nie aus Wolle verfertigt sind; denn Wolle stammt von Tieren her, die für unrein gehalten werden. Die Rose ist die geheiligte Blume der Freimaurer, die Lotosblume die der chinesischen Liga. Der geheiligte Baum der Freimaurer ist die Akazie. Der chinesische Orden hat dafür die Cypresse. Beide Bäume sind Symbole der Unsterblichkeit, des sich stets wiedergebärenden Lebens. Beide Verbrüderungen gebrauchen Zirkel und Winkelmaß als symbolische Geräte; beide Orden haben Grade. Es dürfte nicht schwer fallen noch mehr Ähnlichkeiten zwischen ihnen anzuführen, doch mögen die aufgezählten genügen.

Eine andere Geheime Gesellschaft, deren Entstehen neueren Datums ist, ist die unter dem Namen „Ko Lau Hui“, d. h. „Ewiger Brüderbund“ bekannte. Sie spielte in dem Aufstande im Yangtzethale von 1891 eine bedeutende Rolle. Diese Umsturz-Gesellschaft verdankt ihr Dasein dem berühmten kaiserlichen Höchstkommandierenden Tseng Kuo Fan aus der Taiping-Rebellion. Die Mitglieder setzten sich ursprünglich nur aus Soldaten zusammen. Sie bezweckten damals einzig gegenseitige Unterstützung im Notfalle. Ihr Bund war demnach rein humaner Natur; doch hat er seither den Charakter einer Umsturz-Gesellschaft angenommen. Man findet die „Ko Lau Hui“ gegenwärtig über ganz Mittelchina verbreitet, namentlich in den Provinzen Kiangsi, Kiangsu, Anhui, Hunan und Setschuen. Hier giebt es kaum einen Ort von Bedeutung, der nicht einen vollständig organisierten Zweigbund dieser Verbindung besitzt.

Durch den Ausbruch der Wirren im Jahre 1900 ist die allgemein als „Boxer“ bekannte Sekte in den Vordergrund der chinesischen Ereignisse getreten. Diese Verbrüderung soll im Frühjahr 1899 durch einen Räuberhauptmann in der Provinz Shantung gegründet worden sein. Die Sekte

führte zuerst den Namen „Roter Lampenschirm, dann „Schleier der weißen Glocke", zunächst „Hemd aus Eisenstoff", und zuletzt nannte sie sich „Faust des Patriotismus und Friedens", (Chinesisch I Ho Tschuan). Seither werden sie auch von den Ausländern „Borer", das ist Faustkämpfer, genannt. Die Anhänger der Sekte verlocken dadurch zum Beitritt, daß sie den Leuten einreden, die Gesellschaft verfüge über allerlei wunderkräftige Zauberformeln, die stich- und kugelfest machen. Sie gaben sogar vor, daß ihre Mitglieder das Feuer der Kanonen nicht zu fürchten brauchten. Die Truppen der Verbündeten Mächte haben diese Geheimbündler eines besseren belehrt. Dessenungeachtet beweist die von ihnen, allerdings mit Hülfe der Regierung ins Leben gerufene Bewegung, welch einen gefährlichen Umfang ihr Eingreifen in die Politik des Landes unter Umständen annehmen kann, und welch großen Einfluß diese Sekten auf die Massen ausüben.

Man kann diese geheimen Gesellschaften das merkwürdigste Anzeichen eines politischen Bewußtseins unter den Chinesen nennen. Höchst selten wird sich ein Chinese herablassen, im öffentlichen Theehause oder selbst unter Freunden im eigenen Hause das Gespräch auf öffentliche Ereignisse zu lenken; das geschieht in diesen Gemeinschaften. Die Kenntnis der Gesellschaften bildet auch den Schlüssel zu den häufigen Aufständen, welche hin und wieder den Thron des Mandschu-Kaisers zu erschüttern suchen und, wie dies zur Zeit der Fall ist, werden diese Verbindungen auch fernerhin auf die Weiterentwickelung des Reichs einen großen Einfluß ausüben.

Das Clanwesen.

Die Chinesen werden ursprünglich wohl Nomaden gewesen sein. In jener frühen Zeit nahm die Volksorganisation ihren ersten Anfang in der Form von Familiengruppen, Sippen und Stämmen (gens). Merkwürdig ist nun, daß sich in China die Überreste jener ersten sozialen Gliederung in die jetzigen Formen des voll ausgebildeten Staatslebens hinübergerettet haben und sich noch immer verfolgen lassen in den Verbänden von Blutsverwandten. Man bezeichnet sie als Clans. Die Clans haben in der modernen Staatsordnung des chinesischen Reiches noch immer eine große Bedeutung. Die geheime Kraft, welche so konservativ gewirkt hat in der Erhaltung dieser alten Bildungen, ist wohl vornehmlich in der kindlichen Pietät zu suchen, welche in China seit Urzeiten mehr als irgendwo anders gepflegt wird.

Die Ehrfurcht, die den Sohn mit seinen Ahnen und seinem ganzen Geschlechte verbindet, ist die tragende und erhaltende Macht gewesen; deshalb spielt auch für jeden Clan der Ahnentempel eine so große Rolle. In demselben wird ein genealogisches Register aller Personen aufbewahrt, die zu dem gleichen

Clan gehören. Auf diesen Geschlechtstafeln werden auch die Wanderungen jeder Familie eines Clans vermerkt, und so genau nimmt man es in einigen Teilen des Reiches, namentlich in Mittel- und Südchina, wo das Clanwesen am stärksten ausgebildet ist, daß man auf den Grabsteinen die Anzahl der Generationen notiert, welche gelebt haben, seitdem die Familie nach dem betreffenden Platze eingewandert ist.

Die ältesten Mitglieder eines Clans werden von den jüngeren mit einer Art patriarchalischer Ehrfurcht betrachtet. Das Clangesetz gebietet, daß alle Mitglieder eines Stammes dem Oberhaupte derselben sich unterordnen müssen, ähnlich wie Kinder ihren Eltern. Die Regierungsbeamten erwarten, daß diese Ältesten in Gemeinschaft mit den Litteraten als Repräsentanten für die Führung ihres Clans verantwortlich sind. Die Bevölkerung Chinas lebt in der großen Mehrzahl in Dörfern. In vielen derselben sind Subaltern-Regierungsbeamte stationiert; doch muß jedes Dorf, wie wir schon wissen, einen Ältesten haben, und dieses ist gewöhnlich das Oberhaupt eines Clans. Er bestraft diejenigen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht haben. Die schwerste Strafe ist die, für einige Jahre, eine Generation oder selbst für immer aus dem Clan gestoßen zu werden. Falls ein Mann die Schande ertragen kann, als ein Verwiesener unter den Seinen zu leben, so darf er unter Umständen in seinem Heimatsorte verbleiben; aber sein Name wird am Eingange zum Ahnentempel des Clans als verwiesen aufgeschrieben und in dem Stammregister gestrichen. Die anderen Mitglieder des Clans meiden seine Gesellschaft. Der Vater kann aus dem Stamme gestoßen werden und der Sohn dessenungeachtet darin verbleiben, ebenso umgekehrt.

In manchen Dörfern gehören alle Familien einem Clan an, — die verschiedenen Zweige des ursprünglichen Stammes fassen, wie die Zweige des Banjanbaumes, um den Stamm herum wieder Wurzel. Hierdurch werden alle Mitglieder einer solchen Familie nicht nur von einer eng freundschaftlichen Gesinnung beseelt, sondern sie tragen auch dieselben Charakterzüge. Andererseits vererben sich auch Zwistigkeiten, welche häufig vor sehr langer Zeit unter den Mitgliedern des Clans ausgebrochen sind, von Generation zu Generation.

Die Zahl der chinesischen Clans (und damit der Familiennamen) ist über 450. Es ist, wie bereits erwähnt, noch heute nicht erlaubt in denselben Stamm hineinzuheiraten, gleichviel wie entfernt auch die Verwandtschaft sein mag. Dieses Gesetz mag in nicht geringem Maße die allgemeine gute Gesundheit und Zähigkeit des chinesischen Volkes erklären.

Das Amt eines Ältesten braucht seltsamerweise nicht notwendig von einem Mitgliede des Clans versehen zu werden, über den er die Aufsicht führt, wenn die Wahl auch zumeist auf ein Mitglied desselben fällt. Die Rivalität der Clans aber kann deswegen bei Gelegenheit große Zwistigkeiten veranlassen. Auch verschiedenartige Bräuche und Verordnungen der Clans

sind oft die Ursache langdauernder Unruhen in Dörfern und ganzen Distrikten. Die „Pekinger Zeitung“ bringt häufig Berichte der hohen Provinzialbeamten, in welchen dieselben über blutige Kämpfe zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Clans berichten. Der Verlust an Menschenleben kann dabei sehr groß sein, und der Schaden, welcher durch die Verheerung der Dörfer angerichtet wird, ist ebenfalls nicht gering. Die Regierungsbehörden sind zumeist zu schwach, solche Streitigkeiten beizulegen, und überlassen es den kämpfenden Parteien, ihre Sache auszufechten. Nur wenn ganze Bezirke von dem Aufruhr ergriffen werden, schickt man Truppen gegen die Streitenden.

So brachte die eben genannte Zeitung kürzlich nachstehenden Bericht des General-Gouverneurs der Kuang(Canton)-Provinzen über die Ausschreitung eines Clans in Lienping:

„An dem Orte Lienping fließt ein Fluß vorbei, der allgemein als Verkehrs- und Handelsstraße benutzt wird. Die Einwohner jenes Ortes hatten, um das Wasser für Berieselung der Felder zu gebrauchen, Stauvorrichtungen angelegt. Ein sehr mächtiger und zahlreicher Clan, Namens Wu, ging nun aber sogar soweit, daß er den ganzen Fluß absperrte und von den Kaufleuten nach Gutdünken Abgaben erpreßte. Der betreffende Ortsmagistrat verfügte darauf die Wiedereröffnung des Flusses.

„Dieses führte dazu, daß ein angesehener Mann, Huang Yü Hu, von dem der Clan annahm, daß er im Einvernehmen mit den Behörden, um die Eröffnung des Flusses durchzusetzen, gekommen sei, unterwegs von Leuten die vom Clan dazu gedungen waren, ermordet wurde. Als man darauf auf den Schuldigen fahndete, leistete der ganze Clan gewaltsamen Widerstand in einer alten Feste, in welcher sich eine Kanone befand, und gaben Gewehr- und Kanonenschüsse auf die Abgesandten des Magistrats ab.

„Um sie zur Unterwerfung zu bringen, wurde eine Abteilung Militär unter dem Befehl eines Oberst aufgeboten und Proklamationen an die Vornehmen zur Mitteilung an das Volk erlassen. Der Clan-Älteste, Wu Tschung, war indeß nicht imstande seine Leute im Zaume zu halten und zu verhindern, daß sie sich mit einem Stammesgenossen in Schuilu, der stets mit den Gesetzen auf gespanntem Fuße lebte, und mit schlechtem Gesindel von auswärts verbündeten.

„Auch die wohlgesinnten Litteraten zwangen sie mit gegen die Soldaten zu kämpfen. Sie wurden vom Militär zurückgeschlagen, und nachdem letzteres noch verstärkt worden war, gelang es, drei Rädelsführer und vier ihrer Genossen gefangen zu nehmen und die Auslieferung der übrigen durchzusetzen. Über zwanzig derselben, welche nicht mit an den Kämpfen sich beteiligt hatten, wurden durchgeprügelt und darauf der Obhut ihrer Dorfältesten übergeben, die sechs Hauptschuldigen und vier Personen, welche bei der Ermordung des Huang Yü Hu beteiligt waren, sind in das Gefängnis abgeführt worden.

und werden daselbst abgeurteilt werden. Für die Verhaftung der flüchtigen Empörer sind Belohnungen ausgesetzt.

„Der Stammesälteste Wu Tschung ist, weil er seinen Clan nicht hat im Zaume halten können, seines öffiziellen Ranges entkleidet und vor Gericht gestellt. Der Kanonenturm im Dorfe Hsinwu und die Ringmauer in Schuilu waren ursprünglich zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe bestimmt. Da man sie aber jetzt benutzt hat, um dem Militär Widerstand zu leisten, so sind sie geschleift worden. Die Wehre, welche in Lienping schon früher bestanden, wurden genau vermessen und dürfen beibehalten werden; dagegen ist die Anlegung neuer und die Störung des Handelsverkehrs streng untersagt."

Meistens aber bleibt es bei kleineren Reibereien zwischen den verschiedenen Clans, bei einzelnen Prügeleien und Beraubungen, Plünderungen von Häusern oder Boten u. dergl. Auch die Grabsteine demoliert man bisweilen in gegenseitigem Hasse oder öffnet gar die Gräber. Dann aber kommt es meist zu ernsterem Kampfe, der mit größter Erbitterung durchgefochten wird. Für gewöhnlich wenden sich die geschädigten Personen nicht an die Regierungsbehörden. Wird einmal auf eine Klage hin die Untersuchung von Staatswegen eingeleitet, so haben die Beklagten auch schon Mittel in Bereitschaft, den Schlag abzuwehren. Im Notfalle wird die Last der Verantwortung von dem ganzen Clan gemeinsam getragen.

Öfter findet sich auch in einem Clan eine Anzahl von Männern, die sich der Regierung zur Sühne eines argen Vergehens freiwillig ausliefern. Bei der gerichtlichen Untersuchung bringen dann die Freunde Zeugen vor, welche beweisen sollen, daß die That gerechtfertigt oder Notwehr war. Das Resultat ist gewöhnlich, daß die Angeklagten freigesprochen werden. Geschieht dies nicht, so ist eine Geldbuße oder Deportation die übliche Bestrafung, selten der Tod. Was diese Personen dazu bewegt, ihr Leben in dieser Weise aufs Spiel zu setzen, ist der Umstand, daß der Clan ihnen für alle Fälle die Unterhaltung ihrer Familien verspricht, mitunter auch eine hohe Belohnung, wenn sie freigesprochen werden.

Die Leibeigenschaft.

Obgleich jeder Chinese frei geboren wird und jedermann gezwungen ist, die Dienste der Personen, welche er beschäftigt, zu vergüten, so giebt es dessenungeachtet im Reiche der Mitte eine Art Sklaverei, die wir wohl richtiger mit Leibeigenschaft bezeichnen könnten. Es muß zugegeben werden, daß man in China nicht auf die drückende und empörende Sklaverei der alten Welt stößt. Man kennt hier nicht den Krieger, welcher sich auf das

friedlichste Bauerndorf stürzt und Männer, Frauen und Kinder entführt, damit sie das Los eines entehrten Sklaven erdulden. Dessenungeachtet besteht in China seit undenklichen Zeiten eine gewisse Sklaverei, die in erster Linie darin ihren Grund hat, daß die Eltern ihre Kinder häufig verkaufen. Der chinesische Vater übt eben über seinen Sprößling eine unumschränkte Gewalt aus.

Es giebt mehrere Ursachen, warum die Eltern ihre Kinder verkaufen. Zumeist treibt sie die Armut dazu; sie haben nicht die Mittel, ihre Sprößlinge zu ernähren. In den Jahren, in welchen die Ernte mißrät und die Nahrungsmittel teuer sind, namentlich während einer Hungersnot, werden oft Tausende von kleinen Wesen losgeschlagen, zumeist solche weiblichen Geschlechts, auch wohl erwachsene Frauen. Knaben verkauft man nur selten; Mädchen werden jedoch sehr billig hingegeben, weil sie den Familiennamen nicht fortpflanzen und bei der Ahnenverehrung nutzlos sind. Ein solcher Verkauf wird gewöhnlich durch ein Dokument gesetzlich gemacht, welches von dem Verkäufer wie Käufer unterzeichnet wird. Wir bringen im Nachstehenden den Wortlaut eines solchen Kontraktes:

„Ewige Obligation des Verkaufs meines Sohnes. — (Vor- und Zuname, Name des Dorfes). Weil dieses Jahr ein sehr ungünstiges, die Ernte schlecht und der Reis teuer ist, wir auch kein Geld haben, um das zu kaufen, was uns vor dem Verhungern bewahrt, so haben wir, Vater und Mutter, nachdem wir die Sache überlegt, uns entschlossen, unser Kind demjenigen zu verkaufen, der es kaufen will. Wir haben bei unseren Verwandten angefragt, doch keiner derselben wünscht es zu adoptieren; wir dürfen es deshalb verkaufen. Wir fordern . . . . . (folgt die Summe). Als Beweis unserer Aufrichtigkeit haben wir diesen Mittelmann engagiert (Name und Wohnort). Derjenige, welcher den Knaben kauft, soll in Gegenwart von drei Zeugen und anderen, die zugegen sein mögen, die genannte Summe zahlen, und der Knabe, sowie diese Obligation, wird ihm ausgehändigt werden. Der Käufer nimmt das Kind, nachdem er alles Geld gezahlt hat, nach seinem Hause. Der Verkäufer bindet sich, nie die Handlung des Verkaufes zu bereuen, noch den Sklaven einzulösen. Ist der Sklave ungehorsam, und will er nicht arbeiten, so soll, falls der Herr ihn zu Tode prügelt, keine Untersuchung eingeleitet werden. Sollte der Sklave von einem Felsen stürzen oder in einen See fallen und ertrinken, so ist der Eigentümer nicht verantwortlich; denn es ist der Beschluß des Himmels.*) Diese ewige Verkaufs-Obligation darf

*) Die Chinesen sind theoretisch Fatalisten im vollsten Sinne des Wortes. Indes verhindern die Liebe zum Leben und der Wunsch, sich dieser kostbaren Gabe so lange als möglich zu erfreuen, daß durch eine zu weitgehende Anwendung des Grundsatzes der Wohlthat der Nation geschadet wird. Doch glaubt jeder Chinese, daß sein Geschick vorher bestimmt und der ganze Verlauf seines Lebens mit unfehlbarer Genauigkeit

nicht verloren werden, denn sie ist der Beweis, daß alles Geld bezahlt worden ist.“ (Folgen die Namen des Mittelmannes und der Zeugen.)

Das Dokument, welches man ausstellt, wenn eine Person entäußert wird, um adoptiert zu werden, ist von dem oben angeführten wesentlich verschieden. Eine solche Person kann nicht wiederverkauft werden und nimmt in der Familie eine bessere Stellung als ein Sklave ein; auch bezahlt man für sie zumeist kein Geld. Das adoptierte Individuum wird häufig nach dem Tode des Herrn der Erbe, denn diejenigen, welche Kinder adoptieren, sind fast stets kinderlos. Ist dieses aber nicht der Fall, so erhält der Adoptivsohn seinen Anteil mit den in dem Hause geborenen Söhnen. Der Leibeigene nimmt den Namen seines Herrn an; den seinen verliert er ganz und gar.

Die Zahl der Personen, welche sich in China mit dem berufsmäßigen „Sklavenhandel“ abgeben, ist ungeheuer groß. Man befolgt hierbei verschiedene Methoden. Einige stehlen die Kinder, welche sich in den größeren Städten verirrt haben, oder locken sie durch Geschenke in ihre Häuser, worauf sie in einer anderen Ortschaft verkauft werden. Eine andere Klasse von Händlern begiebt sich in das Innere des Landes und spiegelt den Eltern vor, daß ihre Söhne und Töchter für leichte Arbeit schweres Geld verdienen können, worauf sie nach fernen Provinzen, häufig nach einem Vertragshafen, genommen und dort losgeschlagen werden.

Der Dienst des Leibeigenen hängt sehr von dem Berufe des Herrn ab. Personen, welche Sklaven ankaufen, gehören zumeist den oberen Volksklassen an; viele derselben sind Beamte. In den meisten Fällen verrichten die Leibeigenen die gewöhnliche Hausarbeit, die eines Knechtes oder Kochs; sie werden auch im Felde beschäftigt oder begleiten ihren Herrn auf Geschäftsreisen u. dergl. Hat der Herr viele Sklaven, so giebt er gewöhnlich dem ältesten und verdientesten ein Stück Land zur Bearbeitung, dessen Ertrag ihn unterhalten soll. Die Mädchen finden Beschäftigung als Hausmägde oder Zofen.

---

vorgezeichnet ist. Glücklicherweise werden aber seine Gedanken vorkommenden Falls meist viel zu sehr von der betreffenden Krisis in Anspruch genommen, als das er Lust hätte, sich in irgend welche gefährliche Spekulationen über Prädestination und freien Willen einzulassen. Seine Praxis steht deshalb nicht immer im Einklang mit seiner Theorie. In folgender chinesischen Fabel sind die populären Ideen der Landeskinder über die Vorherbestimmung trefflich verkörpert: „Eine Spinne hatte gerade eine fette Fliege gefangen und war schon im Begriff sie zu verzehren, als ein hungriger Vogel sie erspähte und beide verschlang. Ein Jäger aber kam, nach einem Abendessen suchend, zufällig vorbei, sah den Vogel, der mit seinem köstlichen Bissen zu Neste fliegen wollte und schoß ihn. Er bückte sich, um ihn aufzuheben; da sprang ein ebenfalls hungriger Tiger hinterrücks auf den Mann und würde die Tragödie damit zu Ende gebracht haben, wenn er nicht durch die Gewalt des Ansturmes kopfüber in einen dunklen Brunnen gestürzt wäre, an dessen Rande der Vogel lag, und Mann und Vogel, Spinne und Fliege mit sich in die Tiefe gerissen hätte“.

Man kann kaum sagen, daß sie unter ihrem Sklavendienst zu leiden haben. Es ist wahr, sie verlieren ihre Freiheit, aber das Leben eines armen chinesischen Mädchens ist auch sonst ein sehr klägliches. Als Sklavin erhält sie wenigstens hinreichende Nahrung und Kleidung; ihre Arbeit ist gerade keine schwere, die Behandlung von seiten der Herrin meist eine erträgliche.

Man kennt in China kein allgemeines Gesetz, welches die Behandlung von Leibeigenen regelt. Es giebt allerdings ein Familiengesetz, das einige Bestimmungen hierüber hat, aber es ist so dehnbar, daß man sagen kann, die Behandlung des Sklaven hängt einzig von der Natur des Herrn ab. Ist er milde, so geht in der Regel alles befriedigend von statten; ist er grausam, so kommen fast täglich Unannehmlichkeiten vor. Die Sklaven werden geprügelt, ja, es kommt vor, daß sie infolge schwerer Züchtigungen sterben. Der Herr braucht dann nur die Begräbniskosten zu tragen und, falls der Leibeigene verheiratet ist, die Frau mit einer kleinen Summe abzufinden.

Es ist keine Seltenheit, daß Sklaven, die schlecht behandelt werden, fortlaufen. Fängt man sie wieder ein, so werden sie gewöhnlich streng bestraft; doch geben sich die Mandarine nicht gerade viel Mühe, bei dem Einfangen behilflich zu sein, — der Herr muß die Sache privatim unternehmen. Sollte sich der Leibeigene erdreisten, gegen seinen Herrn oder ein Mitglied des Haushalts handgreiflich zu werden, so wird er zumeist den Gerichtsbehörden überliefert, welche den Schuldigen viel schwerer bestrafen, als eine desselben Vergehens angeklagte freie Person. Umgekehrt geben die Beamten den Klagen, welche Sklaven vorbringen, kein Gehör. Diese sind daher rechtlich hilflos, falls ihnen Unrecht zugefügt wird.

Die Sklaven heiraten in der Regel, doch müssen sie dazu zuvor die Erlaubnis ihres Herrn einholen, da derselbe das Geld verauslagt, mit welchem die Frau gekauft wird, wenn er nämlich selbst keine Sklavinnen haben sollte. Der Leibeigene darf wieder nur eine Sklavin heiraten. Falls ein Herr es wagen sollte, für einen seiner Leibeigenen eine freie Frau als Gattin zu besorgen, so steht darauf die Strafe von achtzig Stockprügeln. Eine gleiche Strafe trifft den Sklaven, der es auf seine eigene Faust hin versucht, eine freie Frau zu heiraten. Die Heirat eines Sklaven mit einer freien Frau ist übrigens null und nichtig, und beide Personen kehren zu ihrem früheren Rang zurück. Bei der Hochzeitsceremonie giebt sich natürlich die niedere Stellung des Leibeigenen kund. Der Braut ist nämlich bei dieser Gelegenheit die reichverzierte und vergoldete Brautsänfte versagt, in der sie eigentlich zu ihrem zukünftigen Hause getragen werden sollte. Auch darf den Brautzug keine Musikkapelle begleiten; die Braut darf nur eine gewöhnliche Sänfte mieten oder muß zu Fuß gehen.

Schließlich darf der Leibeigene nicht die Prüfungshalle des Examens halber betreten. Er kann deshalb nie ein Beamter werden, sollte er selbst die Fähigkeit dazu besitzen. Es ist vorgekommen, daß Sklaven sich durch

Bestechungen den Eingang zu den Staatsprüfungen verschafft haben. Wird solches bekannt, so trifft den Examinator eine schwere Strafe. Sollte der Leibeigene einen litterarischen Grad erhalten haben, so wird ihm derselbe selbstverständlich wieder genommen.

Pfandhäuser.

Das Geschäft eines Pfandleihers muß in China zu den einträglichsten Handelsunternehmungen gerechnet werden. Man erkennt die Pfandhäuser, welche sich in jeder Stadt in großer Anzahl befinden, an einem langen schwarzgoldenen Pfahl, von dessen Spitze ein Stück scharlachrotes Tuch herabhängt. Anders als bei uns in Deutschland, wo man derartige Lokale gewöhnlich nur in abgelegenen Straßen vorfindet, prangen sie in China in den belebtesten Verkehrsadern. Der Chinese betrachtet das Verpfänden seines Hab und Gut einfach als ein Geschäft; er versucht daher nicht die Angelegenheit vor den Augen der Welt zu verbergen. Es ist hier nicht nur der Arme, welcher dem Pfandhause ab und zu einen Besuch abstattet, sondern ebenso die wohlhabendere Klasse der Bevölkerung. Der Pfandleiher wickelt seine Geschäfte mit so großer Ehrlichkeit und Rücksichtnahme ab, daß er allen willkommen ist. Die verpfändeten Gegenstände werden im Interesse des Pfandhausbesitzers selbst in sehr guter Aufbewahrung gehalten, da dieselben ja, falls man sie nicht einlöst, an ihn verfallen.

Man unterscheidet in China zwei Klassen von Leihhäusern: solche in denen man Pfänder sechzehn Monate lang lassen kann, ohne daß sie verfallen, und solche, in denen man sie innerhalb dreier Monate einlösen muß. Nur Institute der ersterwähnten Art werden indes von der Regierung anerkannt. Die Existenz der letzteren ist gesetzwidrig, wennschon die Behörden dabei ein Auge zudrücken, weil ihrer Kasse von hier nennenswerte Summen zufließen. Die staatlich anerkannten Pfandhäuser zahlen eine gewisse Abgabe für den Gewerbeschein, auch muß das Geschäft nach bestimmten Verordnungen geführt werden. Ehe man einer Person die Lizenz zur Eröffnung eines Leihinstituts erteilt, muß sie Beweise liefern, daß sie ein hinreichendes Kapital besitzt; man beabsichtigt hierdurch einem betrügerischen Bankerott vorzubeugen. Der Pfandbesitzer muß für einen Gegenstand, welchen er an den Verpfänder nicht ausliefern kann, den doppelten Wert des ursprünglichen Darlehns bezahlen. Der Pfandnehmer nimmt 2—3 Prozent (per Monat) Zinsen für das geliehene Geld.

Der Versatzzettel enthält außer dem Namen und der Adresse des Leihhauses eine Nummer, Beschreibung des verpfändeten Gegenstandes, die Summe, welche darauf geliehen ist, und das Datum; ferner ist er mit dem

Privatsiegel des Pfandhauses gestempelt. Die Versatzzettel werden häu wieder als Pfänder angeboten. Man nimmt sie auch willigst an, weil Anleihe nie mehr als die Hälfte des Pfandwertes beträgt.

Nachstehend lassen wir die Übersetzung des allgemeinen Vermerks dem Versatzscheine folgen:

„Zufolge der Anordnungen der Behörden wird der Zins nach der R von drei Prozent (per Monat) für eine Periode von sechzehn Monaten rechnet werden. Nach Ablauf dieser Zeit wird das Pfand, falls es nicht gelöst ist, das Eigentum des Pfandnehmers, der es dann nach Belieben veräußern kann. Jeder Schaden, welchen das Pfand durch Krieg, Naturereignisse, Insekten, Ratten, Schimmel usw. erleidet, muß beiderseits als eine Schickung des Himmels betrachtet werden. Pfänder werden nach Vorzeigen des richtigen Versatzscheins ausgeliefert, ohne dabei den Gesuchsteller in Betreff des Besitzes desselben auszufragen."

Kommt eine Person in ein Leihhaus, um einen Gegenstand zu verpfänden, so schätzt der Pfandleiher diesen zuerst ab und bestimmt sodann, wieviel er darauf leihen kann. Die Zinsen betragen, wie gesagt, 2—3 Prozent pro Monat von der vorgeschossenen Summe. Es ist nicht notwendig, daß der Kunde seinen Namen nennt; auf den Pfandschein hin, welchen er erhält, kann das verpfändete Gut von irgend jemandem wieder eingelöst werden, gleichviel ob der Einlöser der ursprüngliche Kunde ist oder nicht.

Der Pfandverleiher macht natürlich einen Unterschied zwischen Artikeln, die leicht beschädigt werden, und solchen, die dauerhafter sind. Die ersteren werden nicht so bereitwillig angenommen, auch giebt man auf sie einen verhältnismäßig kleinen Vorschuß, während ein höherer Zins gefordert wird. Schmuckgegenstände, Metallwaren u. dergl. können dagegen vorteilhafter und gegen einen geringeren Zinsfuß verpfändet werden. Ein Pfandhausbesitzer wird sich für gewöhnlich weigern, mehr als ein Drittel des Wertes auf Sachen vorzuschießen, die — z. B. Pelze oder Seidenzeug — beständige Fürsorge verlangen, während andere Gegenstände, welche kein Risiko mit sich bringen, oft um 15 oder 20 Prozent unter ihrem vollen Werte angenommen werden.

Besonderer Erwähnung wert ist auch die Art und Weise, wie über die verfallenen Pfänder verfügt wird: man verkauft sie auf einer sogenannten „stillen" Auktion. Der Unterschied zwischen einer chinesischen und europäischen Auktion liegt darin, daß bei der letzteren die Kunden sich gegenseitig überbieten, bei einer chinesischen Versteigerung aber der Auktionator sich unterbietet. Er beginnt damit, mit kreischender Stimme den Gegenstand für einen bestimmten Preis anzubieten um darauf allmählich seine Forderung herunterzusetzen, bis es ihm gelingt, einen Kunden zu gewinnen.

Vorschußvereine.

In einem Lande wie China, in dem das Geld nur zu einem übermäßig hohen Zinsfuße, wie soeben bereits angedeutet, zu haben ist, ist es leicht erklärlich, daß man sich der Notwendigkeit zu entziehen versucht hat, seine Zuflucht zu einem gewerbsmäßigen Geldleiher nehmen zu müssen. Zu diesem Zwecke bildet man Vorschußvereine, die namentlich den unteren und mittleren Klassen der Bevölkerung ein passendes Mittel in die Hand legen, sich eine Summe baren Geldes zu verschaffen, welche man sonst auf einem anderen Wege nur schwer hätte auftreiben können. Die Arrangements dieser Vorschußvereine, welche man namentlich in Südchina sehr häufig antrifft, sind wie folgt.

Angenommen, eine Person, die wir mit A bezeichnen wollen, hat eine Summe Geldes, sage 100 M., nötig, so fordert sie eine Anzahl von Freunden oder Bekannten auf, sich mit ihr zu verbinden, behufs Gründung eines Geldleihvereines. Letztere werden Mitglieder oder Aktieninhaber, während A der Präsident des Vereins wird. Ist der Anteil auf 5 M. festgesetzt, so wird A demnach zwanzig Personen zur Mitgliederschaft einladen müssen. Die Namen werden vom Präsidenten in ein Buch eingetragen, zusammen mit den Summen und Daten, an welchen die Zahlungen gemacht werden müssen. Jedes Mitglied erhält von A ein Paßbuch, welches der Präsident ausfüllt. Gewöhnlich finden die Zahlungen alle Monat statt, doch giebt es auch Vereine, in denen dieselben alle 14 Tage oder selbst alle Vierteljahre gemacht werden müssen.

Nehmen wir an, der Verein ist ein monatlicher. Ein bestimmter Tag wird dann festgesetzt, an dem in Zukunft die Versammlungen stattfinden sollen. Jedes Mitglied muß an demselben erscheinen und zahlt an A seine 5 M., die nominelle Summe des Monatsbeitrages jeder Person, und für den ersten Monat die wirkliche Summe. Bei der ersten Sitzung erhält der Präsident das Geld, bezw. die 100 M., denn zu diesem Zwecke hat er ja den Verein gegründet, und es ist sein Vorrecht, als Haupt desselben von den ersten Beiträgen Gebrauch zu machen. Auch bekommt er das volle Geld, ohne Zinsen dafür zu zahlen, und er genießt dieses Vorrecht als eine Entschädigung für die Arbeit, die mit der Gründung sowie Leitung des Vereins verbunden ist. Doch fängt er bereits im zweiten Monat an, das geliehene Geld abzuzahlen, und zwar in monatlichen Raten von 5 M. Diese Summe händigt er aber jeden Monat nicht einem besonderen Gläubiger ein, bis er alle zwanzig bezahlt hat, sondern sie fließt in den Fond des Vereines. Es ist äquivalent mit einer persönlichen Zahlung seiner Schuld an jedes Mitglied, denn jedes derselben zieht der Reihe nach die monatliche Summe, welche aus allen Zahlungen zusammengebracht worden ist. In anderen

Worten: wenn B die Summe im zweiten Monat zieht, so sind A und B sich quitt, und dasselbe passiert mit C im nächsten, d. h. dritten Monat, und mit D im vierten usw., und mit allen Mitgliedern, bis sie alle bezahlt sind. A hat mithin nach zwanzig Monaten die ganzen 100 M. abbezahlt.

Was die Sache aber verwickelt erscheinen läßt, ist der Umstand, daß B, C und D, sowie alle übrigen Mitglieder eine Anleihe erhalten, die sie auch wieder jeder berichtigen. In Wirklichkeit leiht ein jeder, ausgenommen das Haupt, von jedem einzelnen, und sobald jemand borgt, fängt er auch schon an, jedem abzuzahlen. Auf den ersten Blick hin wird einem ein solches Arrangement nicht recht klar erscheinen, denn man sieht jedes Mitglied — einen nach dem anderen — nach dem ersten Monat von einem Leiher in einen Empfänger, Borger und Rückzahler umgewandelt. Doch ist die Sache einfach genug, nur muß man sein Augenmerk auf ein Mitglied zur Zeit lenken und diesen durch das Gewirre bis zum Schlusse des Vereins folgen, wenn seine Abrechnung in Ordnung gebracht ist.

Nehmen wir demnach B; wie erhält er seine Anleihe? Er ist nicht der Präsident und kann deshalb nicht das Geld ziehen, wie letzterer es gethan hat; alle Mitglieder sind aber gleichberechtigt. Um diesem Umstand gerecht zu werden, besteht die Regel, daß, nachdem der Präsident seinen Anteil genommen, das Ziehen der Anleihen jeden Monat durch eine Ausschreibung erfolgen soll, und zwar erhält der Meistbietende die Summe. Die Person, welche das Geld am nötigsten gebraucht, wird wahrscheinlich auch am meisten dafür bieten. Dieses Anerbieten wird bei jeder Versammlung gemacht, ausgenommen bei der ersten und letzten, da — wie wir gesehen haben — bei der ersten der Präsident das Recht hat und bei der letzten die Summe natürlich dem nachbleibenden Mitgliede zufällt, weil alle übrigen bereits gezogen haben. Die Person, welche das höchste Anerbieten macht, erhält das Geld; sollten zwei gleiche Offerten sein, so fällt die Anleihe dem Mitgliede zu, welches zuerst geboten hat.

Nehmen wir nun an, daß B im zweiten Monat das höchste Angebot macht, so erhält er demnach die Anleihe. Er zahlt natürlich in diesem Falle nichts ein, da das Darlehn ihm zufällt. Der Präsident zahlt seine 5 Mark, wie er jeden darauf folgenden Monat thut, alle anderen Mitglieder zahlen aber nicht 5 Mark, die nominelle Summe ihres Beitrages, sondern 4 Mark 50 Pf., d. h. jeder zieht die 50 Pf. ab, die B als Zinsen offeriert hat. Diese Gelder werden dem Präsidenten eingereicht, der sie zusammen mit seinen eigenen 5 Mark an B auszahlt; dies ergiebt demnach ein Total von 4 M. 50 Pf. $\times$ 19 + 5 M. = 90 M. 50 Pf. Dies ist somit die Anleihe, die B herausnimmt. Bei jeder späteren Gelegenheit bezahlt B die volle Summe seines Beitrages — 5 M. Man sieht mithin, daß er hierdurch die Zinsen auf ein Darlehn zahlt, denn jede darauf folgende Monatsziehung eines Mitgliedes enthält unter anderen Beiträgen auch die 5 Mark des B.

Da aber der ihm folgende Zieher der Anleihe bei der Gelegenheit, bei welcher B zog, nur 4 M. 50 Pf. eingezahlt hat, so erhält er (der Erstere) 5 M. zurück für seine 4 M. 50 Pf., d. h. die 50 Pf. Zinsen, welche B als Meistbietender offerierte und die auch angenommen wurden. Man wird sich erinnern, daß B ursprünglich 5 M. an A (bei der ersten Ziehung) zahlte; Letzterer zahlt jeden Monat seine 5 M., B hat demnach seine 5 M. von A zurückerhalten, — die genaue Summe, welche er ihm geliehen hat; A und B sind also quitt mit einander. Indem aber B jeden Monat, nachdem er seine Anleihe erhalten hat, 5 M. einzahlt, zahlt er in Wirklichkeit den anderen Mitgliedern die Summen zurück, die ihnen mit Zinsen zukommen, nämlich 19 monatliche Raten von 5 M. Rechnet man mit ein, daß er bereits 5 M. an A gezahlt hat, so sind seine ganzen Zahlungen: 5 M. × 19 + 5 M. = 100 M.; für seine 90 M. 50 Pf. und den Gebrauch hat er also 100 M. gezahlt, d. h. 9 M. 50 Pf. Zinsen.

Betrachten wir C und nehmen wir an, daß er 25 Pf. Zinsen *bietet*, ferner, daß seine Offerte im dritten Monat die höchste ist; dieselbe wird natürlich angenommen. Er erhält die 5 M. von A, sodann 5 M. von B, da letzterer in diesem Monat anfängt seine 5 M. zu zahlen, den vollen Beitrag. Von den andern 18 Personen im ganzen erhält C 4 M. 75 Pf. × 18 = 85 M. 50 Pf.; addiere zu diesen die 10 M., wie oben angedeutet, so macht es zusammen 95 M. 50 Pf., die ihm der Verein auszahlt. Seine Zahlungen sind wie folgt:

1. Monat an A	5 M.
2. Monat an B	4 M. 50 Pf.
3. Monat nichts	— —
4. Monat bis zum 21. Monat, 18 Monate à 5 M. =	90 M.
Zusammen:	99 M. 50 Pf.

Er zahlt somit 99 M. 50 Pf. für den Gebrauch von 95 M. 50 Pf., d. h. 4 M. Zinsen.

Ziehen wir nun das zwanzigste Mitglied des Vereins T, in Betracht, so finden wir ihn in der eigentümlichen Stellung, daß derselbe seine Anleihe bereits bezahlt, ehe er sie überhaupt gemacht hat, oder in anderen Worten: er zahlt jeden Monat eine variirende Summe, die — wie bereits bei B und und C gesehen — jeden Monat nach dem ersten Monat von den Zinsen abhängt, die geboten werden. Je höher der Zinsfuß, desto besser natürlich für T, wie auch in einem gewissen Grade für die anderen Mitglieder des Vereins. Angenommen die Zinsen, welche abgezogen werden, betragen im Mittel per Monat 25 Pf.; die Zahlungen von T würden dann 5 M. an A sein (für den ersten Monat), und 19 Zahlungen von 4 M. 75 Pf. = 90 M. 25 Pf., addire zu diesem die 5 M. an A = 95 M. 25 Pf. T. zahlt diese Summe und bekommt dafür 100 M. Kurz gesagt: die anderen Mitglieder

haben sein Geld benutzt und er erhält 4 M. 75 Pf. für den Gebrauch. I braucht für die 100 M. keine Offerte zu machen, sondern erhält sie, w niemand als er zu dem Gelde berechtigt ist, da alle bereits vorher gezogen haben. Der Leihverein endet mit ihm, denn er läuft nur so lange, als es Mitglieder giebt, die noch nicht an der Reihe gewesen sind.

Die Gesellschaft hat demnach einen zweifachen Charakter: den eines Leihe- und den eines Borge-Clubs; denn es giebt in regelmäßiger Reihenfolge Borger, die mit A anfangen, und eine regelmäßige Reihe von Verleihern, deren Zahl mit jeder Monats-Versammlung kleiner wird.

Dieses wechselseitige Vorschußvereins-System ist demnach höchst geistreich arrangiert, es bietet günstige Gelegenheiten, um sich eine Anleihe unter leichten Bedingungen zu verschaffen, mit der Möglichkeit, daß die Mitglieder gute Zinsen und leichte Zahlung erhalten in kleinen Summen, welche sich über eine lange Periode erstrecken.

Wohlthätigkeitsanstalten.

In vielen größeren Städten Chinas trifft man von der Regierung unterhaltene Wohlthätigkeitsanstalten. Dieselben sind zumeist Institute zur Aufnahme von alten Männern und Frauen, von Blinden, Krüppeln und Aussätzigen. Auch als Findelhäuser dienen sie bisweilen. Über die Entstehungszeit dieser Anstalten verlautet nichts Bestimmtes, doch existierten sie in China bereits vor mehreren Jahrhunderten. Während der Regierungszeit des Kaisers Yung Tsching (im Jahre 1724) wurde ein kaiserliches Edikt erlassen, welches die Regeln für die Verwaltung von Findelhäusern und Alterversorgungs-Anstalten, die in den Provinzial-Hauptstädten sowie in einigen Bezirken errichtet werden sollten, enthielt. Das Edikt besagt, wie viele alte Personen in jedem Distrikt unterstützt werden sollen, und giebt die Höhe der Monatsgelder an, die für ihren Unterhalt zu beschaffen sind.

Fassen wir zuerst die Findelhäuser ins Auge. Es sind in der Regel einstöckige Gebäude mit zuweilen zwei- bis dreihundert Zimmern für die Insassen. Eine hohe Mauer umgiebt das Ganze. Der sogenannte „Salzkommissär“, ein höherer Beamter, hat nominell die Oberaufsicht über diese Anstalten; in Wirklichkeit ist es aber einer seiner Unterbeamten, welcher dieselben verwaltet. Dieser wohnt auch gewöhnlich im Findelhause; der Salzkommissär hat nur das Geld zur Unterhaltung der Anstalt zu beschaffen. Den kaiserlichen Verordnungen zufolge sind monatlich bestimmte Summen für die Besoldung und den Unterhalt der Angestellten (Arzt, Ammen, Dienerinnen, Aufseher) und Insassen solcher Institute zu verausgaben.

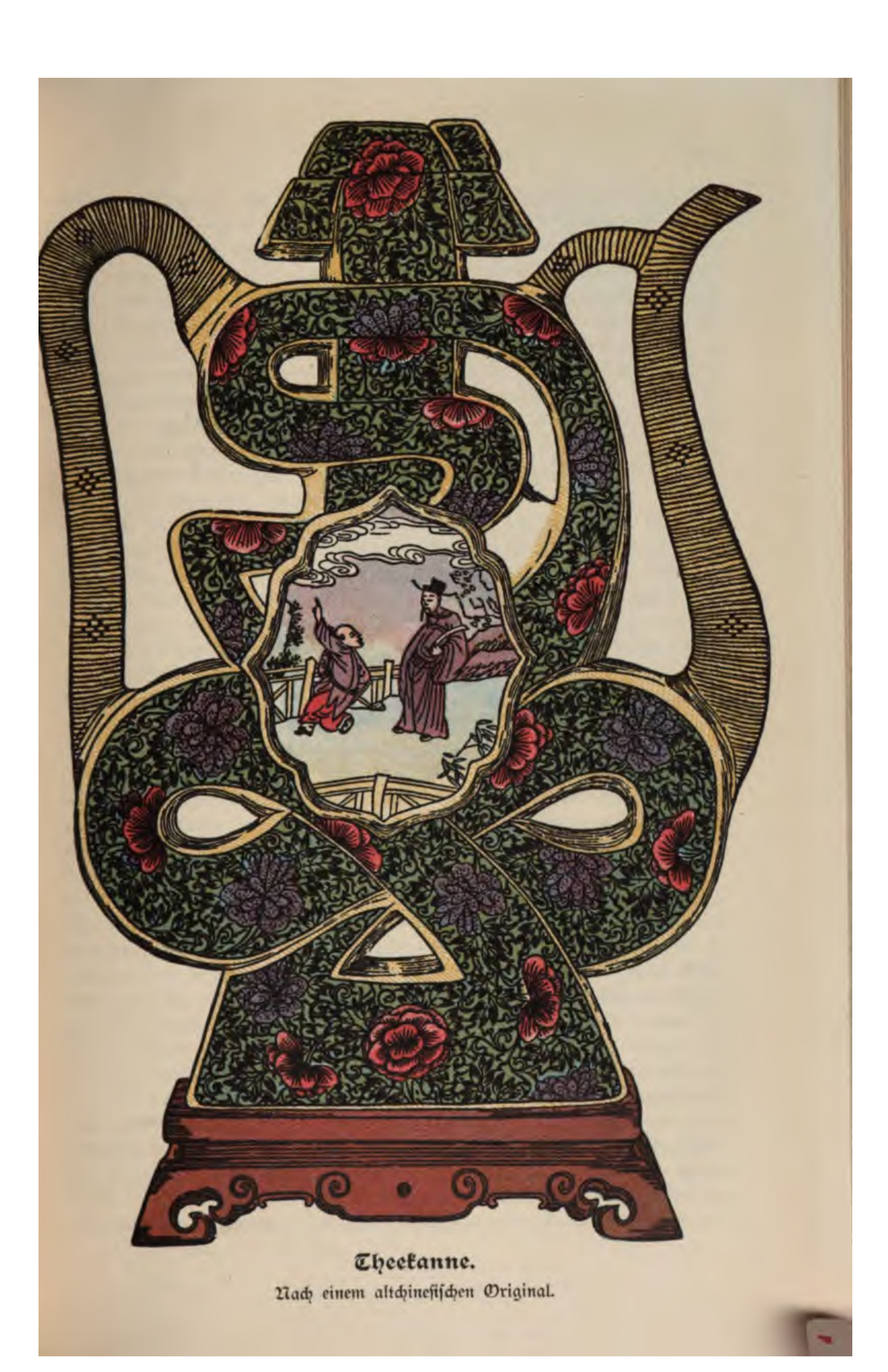
Das Findelhaus besteht in der Regel aus zwei Abteilungen; in der

ersten werden die Säuglinge sofort nach ihrer Aufnahme untergebracht. Eine Amme hat gewöhnlich zwei bis drei Kinder zu nähren. In dieser Abteilung sterben wenigstens die Hälfte der armen Geschöpfe. Viele derselben werden von ihren Eltern schon in einem halbtoten Zustande überliefert, damit diese die Unannehmlichkeiten und Unkosten des Begräbnisses ersparen. Eine große Anzahl stirbt auch aus Mangel an kräftiger Nahrung und richtiger Behandlung. Es ist leicht verständlich, daß drei Kinder, die von einer Amme genährt werden, nicht hinreichende Nahrung erhalten können. Um den Mangel an natürlicher Nahrung wieder auszugleichen, füttern die Ammen die Säuglinge mit einer Art Kuchen, der aus Reismehl und Zucker gebacken wird. Kuh- oder Ziegenmilch wird nie benutzt. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß so viele der kleinen Wesen sterben, ehe sie einen Monat alt sind.

Diejenigen, welche die ersten sechs oder acht Wochen überstehen, werden in der zweiten Abteilung untergebracht, in welcher jedes Kind eine eigene Amme hat. Nicht alle Ammen wohnen aber in dem Findelhause. Viele derselben nehmen die Kinder mit nach ihrer Wohnung, um sie dort aufzuziehen. Jede Reihe von Zimmern steht unter der Aufsicht einer Oberin, welche die Ammen und Säuglinge ihrer Abteilung kontrolliert. Fast alle Kinder, die in diese öffentlichen Anstalten gebracht werden, sind Mädchen. Knaben werden nur sehr selten von ihren Eltern ausgesetzt. Wenn es geschieht, sind es solche, von denen man glaubt, daß sie nicht am Leben bleiben können.

Was wird nun aus diesen Kindern, wenn sie am Leben bleiben? Schon ehe sie ein Jahr alt sind, stellt man sie täglich im Empfangszimmer des Findelhauses zur Schau aus, damit sie von Frauen gesehen werden können, deren Absicht es ist, kleine Kinder anzukaufen. Man schlägt sie im Durchschnitt für einige Mark los. Von dieser Summe erhält die Amme, welche das Kind aufgezogen hat, die Hälfte, der Rest des Geldes wird unter die Dienerschaft verteilt. Mädchen haben in China einen Marktwert. Die Frauen kaufen die Kinder, um aus ihnen Dienerinnen für die Häuser der Reichen heranzuziehen, von wo aus sie oft die Frauen der Söhne armer Eltern werden, oder man verkauft die Mädchen an unsittliche Häuser. Eine sehr große Anzahl von Weibern macht in China ein Geschäft daraus, Mädchen zu dem letztgenannten Zwecke anzukaufen und abzurichten. Zweifelsohne fällt der größere Teil der Kinder, die in die Findelhäuser gebracht werden, diesem traurigen Schicksale anheim.

In vielen Städten des Kaiserreiches befinden sich Anstalten zur Aufnahme von altersschwachen Personen beiderlei Geschlechtes. In diesen Altersversorgungshäusern können aber nur Personen, die über sechzig Jahre alt sind und keine nahen Verwandten oder Mittel zum Selbstunterhalt haben, eine Wohnstätte finden. Die Namen der Bewerber werden im Bureau der



Theekanne.

Nach einem altchinesischen Original.



Anstalt verzeichnet. Sie werden nach der Reihe der Bewerb[illegible] sobald Plätze eintreten. Den kaiserlichen Bestimmungen zufolge, [illegible] Insasse eines solchen Instituts ein paar Mark per Monat erhalten, scheint dies vielfach dahin abgeändert worden zu sein, daß er alle fü[illegible] mehrere Pfund Reis und etwas Geld zum Ankauf von Fleisch, Gemüse u. erhält. Eine bestimmte Anzahl von Dienern wartet den Insassen auf, ist ein Quacksalber an jeder Anstalt angestellt. Die Gebäude sin[d] der Regel einstöckig. Ihre vier Flügel bilden einen inneren Hof, der [aus]reichenden Platz zum Spaziergang bietet. Diese Institute stehen gewö[hn]lich unter der Aufsicht des Bezirks-Präfekten. Aber auch hier liegt die [illegible] nur nominell bei diesem Beamten, in Wirklichkeit ist die Oberaufsicht Unterbeamten übertragen. Der Grundsteuer-Kommissär muß die zur [Unter]haltung der Anstalten nötigen Gelder beschaffen.

Wie in allen öffentlichen Einrichtungen Chinas haben sich in Alterversorgungshäusern die Vorsteher ihre Stellung sehr zu nutze gemacht. [Sie] saugen ihre Untergebenen aus und übervorteilen den Staat. So verkau[fen] die Präfekten die Verwaltung der Anstalten an Meistbietende für eine A[nzahl] von Jahren. Der sogen. Arzt erkauft sich seine Anstellung, zum großen [Teil] thut es die Dienerschaft ebenso. Im Zusammenhang mit solchen Gewohnh[eiten] ist es jetzt dahin gekommen, daß jede Person, die in das Institut au[fge]nommen zu werden wünscht, eine gewisse Summe an den Vorsteher zu zah[len] hat. Diese berechtigt sie aber nur zum Bewohnen eines Zimmers, nicht zu[m] Empfang von Unterhalt, welchen sie erst nach ein paar Jahren erhält. Nur durch fernere Zahlung einer weiteren Summe kann der Insasse sofort aller Vorrechte der Anstalt teilhaftig werden. Da die Rationen aber kaum ausreichen, das Leben zu fristen, so sehen sich die alten Personen zumeist noch gezwungen, in den Straßen betteln zu gehen, und die Institute verfehlen demnach zum großen Teile ihren Zweck.

Asyle für Aussätzige findet man in mehreren der südlichen Provinzen Chinas, namentlich in Kuangtung. In Mittelchina ist die Zahl derer, welche mit dieser schrecklichen Krankheit behaftet sind, zum Glück geringer, im Norden des Reiches fehlen sie fast gänzlich. In manchen dieser Asyle, welche in Bauart den vorherbeschriebenen Anstalten sehr ähneln, können gegen fünfhundert Aussätzige untergebracht werden. Die Aufsicht über dieselben führen zumeist Personen, welche ebenfalls an Lepra leiden. Die Kranken lungern gewöhnlich umher, besonders auf den Begräbnisstätten, um eine Beerdigung abzuwarten und die Verwandten des Verstorbenen dabei um Almosen anzubetteln, — eine Praxis, die bei den Trauernden in der Regel guten Erfolg hat, da der Aberglaube herrscht, daß im Weigerungsfalle die Seele des Verstorbenen von den Seelen toter Aussätziger verfolgt werden wird. Das Gesetz verbietet den Lepra-Kranken jeden unmittelbaren Umgang mit gesunden Personen, und eben deswegen sollen sie sich in Asyle auf-

nehmen lassen. Giebt es deren nicht, oder sind sie überfüllt, so werden die Aussätzigen in Boote einquartiert, oder man errichtet ihnen Hütten in entlegenen Gegenden.

Die chinesischen Blindeninstitute befinden sich ausnahmslos in einem sehr verwahrlosten Zustande. Die Unterstützungsgelder, welche die Insassen erhalten, sind so klein, daß sich die Betreffenden unmöglich davon ernähren können. Diese sind daher auf das Betteln angewiesen. Man kann sie häufig in Gruppen von fünf oder sechs hintereinander, einer den anderen führend, die Straßen entlang ziehen sehen; der Anführer findet seinen Weg durch Tasten mit seinem Stocke. Des Abends kehren sie nach ihrem Rundgang in ihre Anstalt zurück. Trotz aller Armut verheiraten sich die Blinden häufig, aber nur untereinander.

Die Bettlerzunft.

Die Bettelei ist in China zu einer Art Wissenschaft gediehen. Indem er sich auf die Lehren des Buddhismus stützt, welcher das Almosengeben empfiehlt, belagert der chinesische Bettler Stadt und Dorf in einer systematisch organisierten Weise und mit nicht geringem Erfolge. In allen Provinzen des Reiches haben diese Parasiten gewerbmäßige Zünfte gebildet. Diese Verbände, welchen augenscheinlich von der Landesregierung die Erlaubnis zur Ausübung ihres Gewerbes erteilt worden ist, stehen unter der Leitung eines Bettlerkönigs. Derselbe ist seinem Äußeren nach eine lebendige Verkörperung der Armut. Er verbindet in seiner Person den zweifachen Beruf, er schützt das Publikum vor Auswüchsen der Bettlerplage, andererseits organisiert er das Betteln und übt über die armseligen Individuen, die zu seinem Bereiche gehören, eine unumschränkte Machtbefugnis aus. Über den Ursprung dieser Bettlerkönige und ihrer Zunft besteht folgende Überlieferung.

Vor vielen Jahrhunderten hatte das Bettler- und Vagabundentum in China so ausgedehnten Umfang angenommen und war deshalb der Landesbevölkerung so lästig geworden, daß der Satrap einer der Südprovinzen des Reiches auf den Gedanken kam, dadurch dem Übel zu steuern, daß er sechs seiner Polizisten dazu abordnete, die Chefs der Bettler seiner Satrapie zu werden und sie in Schach zu halten. Es wurden ihnen gewisse Vorteile gewährt, wogegen ihnen oblag, die Almosen in den verschiedenen Gemeinden des Gebietes zu sammeln und den ihnen untergebenen Bettlern einen gewissen Teil davon zukommen zu lassen. Diese Einrichtung fand unter den Bewohnern der Provinz großen Anklang und verbreitete sich bald über die verschiedenen Teile des Kaiserreiches.

Das Amt eines solchen „Almosenkontrolleurs", den man an seiner

originellen, höchst zerlumpten Kleidung — mit Bezug auf den Farbenreichtum gleicht sie einem Josefsrocke — erkennen kann, ist erblich, doch muß sein Inhaber an jeden neuernannten Bezirksvorsteher eine bestimmte Summe zahlen als bescheidenen Tribut und zum Zeichen, daß er dem Beamten Treue und Gehorsam entgegenbringen wird. Hat er dies gethan, so läßt man ihn ungestört in seinem Bereiche schalten und walten. Alle Händler, Krämer und sonstige Personen, die sich unter den Schutz des Bettlerkönigs stellen, um sich so vor der Bettlerpest zu sichern, erhalten zu Neujahr einen „Sicherheitspaß", wofür sie an den „König" eine Gebühr zahlen, deren Höhe natürlich von den Verhältnissen der betreffenden Person abhängt. Der mit dem Siegel des Bezirksrichters gestempelte Paß wird außerhalb des Hauses an die Thür geklebt. Falls der Inhaber dieses Dokuments vor dem Ablauf der Urkunde in einen anderen Bezirk verzieht, so muß er den Paß dort erneuern lassen, da der alte nicht mehr gültig ist. Der neue „König" zieht selbstverständlich auch seine Gebühren ein.

Im Volke herrscht der Aberglaube, daß es für wohlhabende Familien, in deren Kreise Hochzeiten stattfinden, oder für Personen, die ein neues Haus haben errichten lassen, oder für Kaufleute, welche einen neuen Laden eröffnen, und bei ähnlichen Veranlassungen glückbringend sei, dem Bettlerchef ein Sümmchen zum Geschenke zu machen. Auch bei Beerdigungen gilt diese Ansicht. Ehe die Leiche eines wohlhabenden Chinesen durch die Straßen des Ortes zum Bestattungsplatze getragen werden kann, muß dem Bettlerkönig eine Kleinigkeit in die Hand gedrückt werden.

Die Abgabe an diesen Chef sichert indes durchaus nicht unbedingt gegen alle Bettelei; die Machtbefugnis dieses Souveräns ist eben auch beschränkt. Die Bettler verfahren insbesondere vor Kaufläden mit einer Unverschämtheit und Ausdauer, welche kaum ihres Gleichen findet. Am besten thut der Krämer, dessen Laden sie belagern, wenn er ihnen schnell ein paar Kupferstücke zuwirft, worauf sie sich entfernen. Ist er jedoch nicht geneigt dazu, so belagern sie den Laden und versuchen mit klagender Stimme das Herz des Krämers zu erweichen. Er mag sich in den wildesten Flüchen ergehen, es schüchtert sie nicht im geringsten ein, denn sie wissen, daß der Ladenbesitzer doch über kurz oder lang nachgeben muß. Endlich kommt die Gelegenheit: es nähern sich Kunden, und sobald diese den Laden betreten, heben die Belagernden mit erneuter Energie ihr Wimmern und Weinen an. Der Krämer, fürchtend, er könne durch diesen Lärm einen guten Kunden verlieren, kann nun nicht umhin, einige Kupfermünzen unter die Bettler zu werfen.

Es kommt den Bettlern auch zu statten, daß die Chinesen eine besondere Scheu vor kranken, alten Leuten haben, welche möglicherweise jeden Augenblick sterben können. Denn sollte ein solcher Todesfall an der Schwelle eines Hauses stattfinden, so ist nach dem Landesgesetze der Hausbewohner verpflichtet, die Beerdigungskosten zu tragen. Dem Volksglauben zufolge würde

auch der Geist des Verstorbenen im Hause spuken, — ein Gedanke, welcher für die Gemüter der Hausinsassen wenig anziehend ist.

Der Grund, weswegen die Bettler einer Zunft dennoch mitunter auf ihre eigene Faust Almosen sammeln, liegt darin, daß viele der „Könige" Verschwender sind, die ihre Zeit in Opiumhäusern verbringen und dort einen großen Teil des Geldes, welches sie zur Verteilung an ihre Zunftmitglieder gesammelt haben, durchbringen. Der Bettlerchef hat einen Gehülfen, welcher auf den Straßen patrouilliert und darauf sehen soll, daß die unter seinem Schutze stehenden Personen nicht von den Bettlern belästigt werden. Seine Hülfe wird aber in der Regel erst dann in Anspruch genommen, wenn eine Bettlerschar, welcher der Krämer Almosen versagt hat, den Laden zu plündern versucht. Einmal im Monat versammeln sich die Bettler an einem festgesetzten Tage in ihrem Zunfthause, wo dann die Austeilung des der Gilde zukommenden Geldes vor sich geht.

Die Bettlerkönige werden von dem Publikum mit Recht sehr gefürchtet. Man weiß sehr wohl, daß der Versuch, ihnen die Abgabe vorzuenthalten, jedem sehr schlecht bekommen würde. Eine kleine Armee elender, von Ungeziefer strotzender Bettler würde alsbald auf das Haus des Betreffenden losgelassen werden und dasselbe so lange belagern, bis der Inhaber den Geldbeutel gehörig öffnet. Die Bettlerzünfte sind trotz der offenbaren Mängel der Einrichtung doch als eine gewisse Schutzwehr für die Landesbevölkerung anzusehen, wodurch eine Menschenklasse im Zügel gehalten wird, von der das Publikum sonst einer viel schlimmeren Belästigung gewärtig sein müßte.

Unterhaltungen.

Man wird unter den eingeborenen Bewohnern des Reiches der Mitte vergebens nach Vergnügungen, wie Jagd, Rudern, Pferderennen, Turnen u. dgl. suchen, die uns Abendländern eine so reiche Quelle von Unterhaltung bieten. Dem Chinesen ist es unbegreiflich, wie wir Europäer Gefallen finden können an Erholungen, mit denen so manches Risiko verbunden ist. Umgekehrt müssen wir Ausländer eingestehen, daß eine große Anzahl der chinesischen Unterhaltungen uns nicht recht verständlich erscheint. Vieles ist aus so ganz anderen Sitten hervorgewachsen, daß uns jeder Berührungspunkt fehlt. Aber selbst wo Ähnlichkeiten bestehen, liegt oft der Accent an einer ganz anderen Stelle, z. B. bei dem oft erwähnten chinesischen Feuerwerk. Die Pyrotechnik der Chinesen sieht ihre Hauptaufgabe in dem Lärm, welchen die abgebrannten Feuerwerkskörper hervorrufen. Der Chinese kennt überhaupt nur wenig Belustigungen, bei denen der Lärm nicht eine Rolle spielt.

Die Unterhaltungen im Freien beschränken sich zumeist auf das Fliegenlassen von Papierdrachen, das Federballspiel und die Grillenkämpfe. Das Drachenspiel ist namentlich im Herbste eine Lieblingsbeschäftigung von Jung und Alt. Die Drachen werden in den verschiedensten, häufig recht grotesken Formen hergestellt. Sehr beliebt sind Schmetterlinge, Vögel u. dergl. Man befestigt an den Drachen zumeist Darm- oder Seidensaiten, die, wenn derselbe hoch in den Lüften schwebt, einen eigentümlichen, brummenden Ton von sich geben, welcher weithin vernehmbar ist.

Man geht auch wohl kaum fehl, China als das Ursprungsland der Drachen anzusehen. Auf demselben findet man nämlich häufig dieses sagenhafte Tier nicht nur abgebildet, sondern die Drachen haben auch mitunter die Gestalt desselben. Unsere Bezeichnung „Drache" wird demnach wohl auf diese Thatsache zurückzuführen sein.

Der Federball wird in China mit dem Fuße in die Höhe geworfen. Man sammelt sich im Kreise und jeder trachtet darnach, den Ball am Niederfallen auf die Erde zu verhindern. Mit der inneren Seite des Fußes oder der Spanne wird der Ball emporgeworfen. Die Chinesen sind gewöhnlich recht gewandte Spieler. Der Ball ähnelt fast ganz dem europäischen Federball.

Interessant sind die Grillenkämpfe, — eine Unterhaltung, welcher man namentlich in Südchina viel huldigt. Nachdem das Tierchen gefangen ist, wird es in einen kleinen irdenen Topf gethan und mit Insekten, Reis, Honig und Kastanien, welche die Grille stark machen sollen, gefüttert; auch giebt man Wasser zum Trinken und Baden. Die Behandlung des Kampfheimchens während seiner Gefangenschaft ist eine sehr sorgfältige. Jede Nacht läßt man je eine männliche und eine weibliche Grille ein paar Stunden lang beisammen. Große Achtsamkeit wird darauf verwendet, daß die Räume in welchen man die Tierchen hält, rauchfrei sind. Die Kampftüchtigkeit glaubt man aus der Stärke der Stimme zu erkennen. Je lauter die Grillen zirpen, desto streitlustiger sind sie, und umgekehrt. Auf der „Arena", die in diesem Falle ein großer Tisch vorstellt, werden die Grillen je nach Gewicht, Größe und Farbe zusammengestellt. Man setzt den Napf, worin sich die beiden zum Kampfe Bestimmten befinden, auf den Tisch, um den sich die Zuschauermenge sammelt. Mittels eines Stöckchens reizt man die Tierchen zum Streite, welcher fortdauert bis der Kampf zu gunsten des einen oder des anderen Heimchens entschieden ist. Das Hauptvergnügen besteht dabei in den Wetten, deren Beträge oft sehr hoch sind. Das wettlustige Publikum wird auf die Vorzüge der in der Arena erscheinenden Grillen dadurch aufmerksam gemacht, daß die von denselben zuvor etwa errungenen Siege durch Plakate an den Wänden des Kampfplatzes bekannt gemacht werden. Die Einsatzgelder werden einem Ausschuß übergeben, der sie nach Abzug eines gewissen Prozentsatzes dem Eigentümer des siegreichen Tierchens übergiebt. Die Auf-

regung, welche während der Grillenkämpfe unter den Zuschauern herrscht, ist wohl nicht geringer als bei uns während eines Pferderennens oder eines Stierkampfes.

Wie gesagt, unter den chinesischen Unterhaltungen im Freien finden wir nichts vor, was man mit „Sport" im europäischen Sinne bezeichnen könnte. Eine Körperübung, die auch nur einige Kraftanstrengung erfordert, würde der Chinese überhaupt als unschicklich und unanständig ansehen. Selbst Tanzen ist in seinem Auge eine unnötige und mühevolle Beschäftigung. Würden die Zopfträger Gefallen am Tanz finden, so würden sie höchstwahrscheinlich andere bezahlen, dies für sie zu thun. Ihre Unterhaltungen bilden in der Hauptsache Theatervorstellungen.

Zahlreicher sind die Zerstreuungen, welchen der Chinese im häuslichen Kreise sich hinzugeben pflegt. Zu den beliebtesten Spielen dieser Art gehören das Domino- und Kartenspiel, — beides Belustigungen, die namentlich unter der mandeläugigen Frauenwelt viele Verehrer finden. Das Dominospiel ähnelt dem unseren ganz und gar; auch die Steine sind den unsrigen gleich. Die chinesischen Karten sind aus demselben Material wie die europäischen verfertigt, doch sind sie bedeutend kleiner, etwa drei Zoll lang und kaum einen Zoll breit. Auf jeder Karte ist der Wert derselben angegeben; ferner sind rote und schwarze Bilder darauf gedruckt. Das zumeist gebrauchte Kartenspiel hat 160 Karten, doch ist die Spielmethode in den verschiedenen Teilen des Reiches eine verschiedene. Mit Würfeln schlägt man ebenfalls vielfach die Zeit tot; chinesische Würfel haben die Eigentümlichkeit, daß die Eins und Vier stets rot und die anderen Augen schwarz gemalt sind.*) Domino-, Karten- und Würfelspiel dreht sich fast stets um Geldeinsatz.

Zu den ältesten häuslichen Unterhaltungen Chinas gehört das sogenannte „Tschaimui"-Spiel, welches gewöhnlich während oder nach der Mahlzeit vorgenommen wird. Es besteht darin, daß zwei an einem Tische sich gegenüber sitzende Personen im selben Momente die Hand ausstrecken, wobei sie einen, zwei, fünf oder gar keine Finger zeigen. (Siehe das Bild: Chinesen bei

*) Daß die Eins rot gemalt sein sollte, ist leicht verständlich, weil Eins in vielen Fällen der höchste Wurf ist und sodann weil die Chinesen eine große Vorliebe haben bei jeder möglichen Gelegenheit einen Klecks zu machen, welche die rote und mithin glückbringende Farbe zeigt. Doch ist es nicht allgemein bekannt, warum die Vier in gleicher Weise vor den anderen Nummern ausgezeichnet wird. Hiermit hat es folgende Bewandtnis. Kaiser Hsüan Tsung (Tang-Dynastie) spielte eines Tags Würfel mit seiner Lieblings-Konkubine Yang und wünschte, daß drei Vieren gewinnen sollten. Als die Würfel aus dem Becher fielen, zeigt eine derselben sofort die gewünschte Ziffer, während die anderen sich eine Zeit lang herumdrehten. „Vier! Vier! Vier!" rief der Kaiser aufgeregt; und die Würfeln blieben sogleich auf Vier stehen. Um diesen außergewöhnlichen Vorfall zu verewigen, befahl Se. Majestät, daß die Vier in Zukunft auch rot gefärbt werden sollte.

der Mahlzeit). Zur selben Zeit nennen sie eine Zahl, von der ... gl
daß sie die Summe der Finger trifft, welche beide Spieler zeigen. ...
einer die richtige Zahl nennt, muß sein geschlagener Gegner ein T...
Wein „zur Strafe" trinken. Dieses Spiel wird sehr lärmend betrieben,
die natürliche Folge einer solchen Abendunterhaltung ist oft ein schreck...
Katzenjammer.

Es gleicht genau dem noch gegenwärtig unter den gewöhnlichen Kl...
Italiens bekannten „morra", die es wieder dem römischen Sport „mi...
digitis" verdanken, und von welchem Cicero bemerkte: „multa fide opus
ut cum aliquo in tenebris mices."

Das volkstümlichste Spiel der Chinesen ist neben Domino- und Ka... spiel das Schach, als dessen Vaterland einheimische Schriftsteller China ... zeichnen. Es bildet vornehmlich eine Lieblingsunterhaltung der bess... Klassen, doch sieht man auch Arbeiter damit beschäftigt. Das chin... Schachspiel („Hsiang Tschi" genannt) ist dem bei uns gebräuchlichen ähn... Es wird von zwei Personen gespielt, die sich mit je sechzehn Figuren gegen... überstehen. Das Brett ist in vierundsechzig Felder geteilt, die in der M... durch einen sogenannten „Fluß" getrennt werden. Die Felder sind sämt... gleichfarbig; die Figuren stehen auf den Kreuzungspunkten der Linien, ... auf den Feldern. Umstehendes Diagramm stellt das Brett mit den Figu... vor, wie dieselben zu Anfang des Spiels aufgestellt werden. Die Buchstabe... bedeuten: G = General, Sr = Sekretär, E = Elefant, P = Pferd, W = Wagen, K = Kanonen, S = Soldaten.

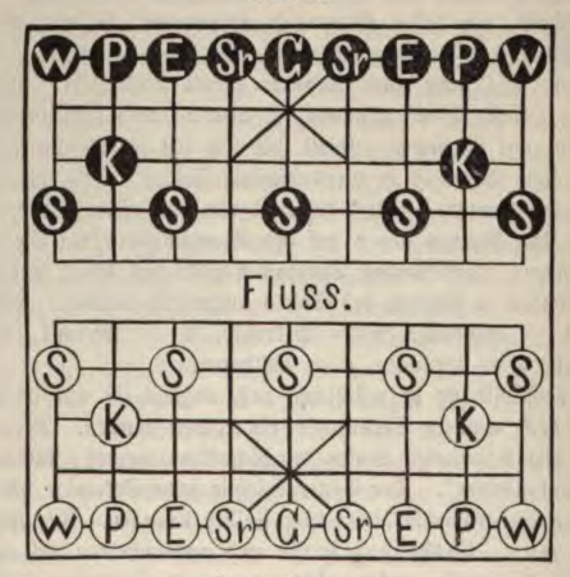
Aus der Abbildung ist ersichtlich, daß, obgleich es nur 64 Felder giebt, die Figuren doch neunzig Stellungen einnehmen können. Die vier Felder, welche von den diagonalen Linien durchschnitten werden, bilden das sogenannte „Hauptquartier". Der General sowie seine Sekretäre dürfen sich nur innerhalb der Schnittpunkte dieser vier Felder bewegen. Die Figuren haben alle dieselbe Form, Größe und Farbe und unterscheiden sich von einander nur durch die Aufschrift, welche nicht nur von verschiedener Farbe (rot und schwarz) ist, sondern bei den Figuren der beiden Spieler gewöhnlich auch verschiedene Schriftzeichen zeigt. Man nennt die Steine meist nach ihrer Farbe „Rot" und „Schwarz". Die Aufstellung ist aus der Abbildung auf Seite 328 ersichtlich.

Die Züge des Generals (chinesisch „Tsiang") beschränken sich auf die neun Kreuzungspunkte des „Hauptquartiers," in welchem er sich nach allen Richtungen jedesmal einen Schnittpunkt weit bewegt, ausgenommen in diagonaler Richtung. Er kann irgend eine der feindlichen Figuren wegnehmen, die ungedeckt im Hauptquartier an den ihm zunächst befindlichen Kreuzungspunkten steht, aber wiederum nicht in diagonaler Richtung. Der General kann nicht genommen werden, und so ist es ihm natürlich auch nicht erlaubt, in Schach zu ziehen, d. h. an einen Punkt, der von einer feindlichen

Figur bedroht wird. Man sagt, er sei „im Schach“, wenn das Feld von einer Figur des Gegners bedroht wird, und man gebraucht den Ausdruck „Tsiang“ (General), um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen; er ist dann gezwungen, sich aus dem Schach zu befreien. Kann er das nicht, so ist er schachmatt, und das Spiel ist verloren.

Die Sekretäre (chinesisch „Sze“) sind ebenfalls auf das Hauptquartier angewiesen und haben nur fünf Punkte, zwischen denen sie sich bewegen können; sie beschränken sich auf die diagonalen Linien, ein Feld zur Zeit vorwärts oder rückwärts. — Die Elefanten (chinesisch „Siang“) bewegen sich

Roth.



Schwarz.

Schachbrett.

in diagonaler Richtung, jedesmal über zwei Felder, vorwärts oder rückwärts, sind aber auf eine Seite des Brettes angewiesen; sie dürfen den „Fluß“ nicht überschreiten. — Die Pferde („Ma“) bewegen sich einen Schnittpunkt vorwärts (oder rückwärts) und einen in diagonaler Richtung oder auch seitwärts und dann diagonal, ähnlich wie der Springer in unserm Schach, doch dürfen sie nicht über andere Figuren springen. Es steht ihnen frei, sich auf dem ganzen Brette zu bewegen. — Die Wagen („Keu“) sind die stärksten Figuren des Spiels; sie dürfen vorwärts, rückwärts und seitwärts über alle unbesetzten Punkte des Brettes ziehen. — Die Kanonen („Pau“) bewegen sich ebenfalls vorwärts, rückwärts und seitwärts über alle unbesetzten Punkte

des Brettes, aber sie können nur dann angreifen und nehmen, wenn eine Figur im Wege ist; sie können, wie der Springer in unserm Spiele, überspringen. — Die Soldaten („Tsu") bewegen sich einen Schnittpunkt weit, aber nur vorwärts, bis sie den Fluß überschritten haben, worauf sie auch seitwärts ziehen können, jedoch nicht rückwärts; sie vergrößern aber ihre Spielstärke nicht dadurch, daß sie das feindliche Ende des Brettes erreichen, etwa wie unsre Bauern. Alle Figuren nehmen, wie sie ziehen, ausgenommen die Kanone, welche nur schlagen kann, wenn eine Figur dazwischensteht, über die sie springt.

Mit dem Schach verwandt, aber bedeutend verwickelter, ist das sogenannte „Weitschi"-Spiel, ein Name, der von „wei", d. h. „einschließen", abzuleiten ist. Es ist das besondere Spiel der litterarischen Klasse, während das Militär sich mehr mit dem Schach abgiebt. „Weitschi" stammt aus der vorchristlichen Ära. Es wird häufig in den Klassikern Chinas erwähnt. Das Spiel ist so verwickelt und kann so zahlreiche Variationen annehmen, daß eine eingehendere Beschreibung desselben hier nicht zu geben ist. Es möge genügen, anzudeuten, daß das „Weitschi"-Brett in 324 gleiche Vierecke geteilt ist (18 × 18), die durch neunzehn senkrechte nnd neunzehn wagerechte Linien gebildet werden. Man hat demnach 361 Schnittpunkte. Auf diesen werden, je nach Bedarf, die 360 Steine gesetzt, welche alle dieselbe Größe und denselben Wert haben, zum Unterschiede aber schwarz- und weißgefärbt sind. Jeder Spieler setzt abwechselnd einen Stein.

Die Kunst des Spiels besteht darin, mittels der Steine so viele der 361 Punkte als möglich zu umzingeln und einzunehmen, den Gegner aber zugleich an solcher Einschließung möglichst zu hindern. Das Spiel ist zu Ende, wenn schließlich alle Punkte besetzt oder erobert sind; die Partei, welche die meisten Punkte inne hat, ist der Sieger. Obgleich die Darlegung des Spielprinzipes einfach ist, gehört doch viel Übung und Geschicklichkeit dazu, Sieger zu werden, falls man einen tüchtigen Gegner hat. Da keine der Figuren von besonderer Wichtigkeit ist, wie z. B. der König im Schachspiel, und das Spiel gleichsam einen arithmetischen Charakter hat, so fehlt ihm wohl etwas von dem Leben des Schachspiels. Dennoch fesselt es sehr, da sich sehr scharfe Berechnungen anstellen lassen. Die Verluste einer Position müssen durch Gewinne an einer anderen Stelle ausgeglichen werden.

Die Männerwelt findet außerdem viel Zerstreuung in den chinesischen Konzerthallen, welche jeder größeren Stadt eigen sind. Das Eintrittsgeld ist ganz unbedeutend und berechtigt den Besucher, während der Vorstellung so viel Thee zu trinken, als er verschlucken kann. Außerdem wartet man den Gästen mit gedörrten Melonenkernen auf. Während der Sommermonate reicht man ihnen auch in heißes Wasser getauchte Flanelllappen zum Abwischen des Schweißes, denn der Gebrauch des Taschentuches ist dem Chinesen, soweit nicht europäische Sitten eingedrungen sind, unbekannt. Man sitzt an

kleinen Tischen. Einige Musikhallen können mehrere hundert Personen fassen.

Der Platz der Musiker ist eine von einem Gitter umgebene Plattform. Im Hintergrund derselben hängt gewöhnlich einer großer Spiegel, der dem Publikum Gelegenheit giebt, die sorgfältig frisierten Hinterköpfe der anmutigen Sängerinnen bewundern zu können. Diese Sängerinnen bilden auch selbst das Orchester, welches meistens über folgende acht Instrumente gebietet: zwei ballonförmige Guitarren (zur Begleitung), eine dreisaitige Guitarre, zwei (chinesische) Violinen, eine Flöte, ein „Yangtschin" (unserm Harpsichord ähnlich) und eine kleine Trommel, um den Takt anzugeben. Alle diese Instrumente spielen unisono. Die Musik ist meistens sogenannte Balladenmusik.

Die mandeläugigen Opernsängerinnen haben stets auf künstliche Weise verkleinerte Füße, durch welche ihre angesehene Stellung dokumentiert wird. Auf das kostbarste in Seide gekleidet, tragen sie das Haar reichlich mit natürlichen oder künstlichen Blumen und Perlenschnüren geschmückt. Die Arme, namentlich die Hand, welche beim Spielen hauptsächlich in Anwendung kommt, ist mit Gold- und Jaspisringen überladen. Die Wangen sind stark geschminkt; auch die Lippen sind mit roter Farbe belegt und die Augenbraunen mit Holzkohle geschwärzt, gewölbt und enger gemacht, so daß sie dem Neumonde ähneln. Wenn diese Sirenen in solcher Weise ausstaffiert sind, so darf man sich wohl nicht wundern, wenn sie ein bezopfter Anacreon in folgender Weise schildert: „Wangen wie die Mandelblüte, Lippen, wie die Pfirsichblüte, Augen so glänzend wie die im Sonnenstrahle tanzenden Wellen eines Baches, und Fußtapfen wie die Lotusblume." Diese chinesischen „Nachtigallen" singen natürlich, wie alle Chinesen, in hohen, gaumigen Tönen, Ein Ohrenschmaus ist hier für einen Europäer wahrlich nicht zu holen.

Hazardspiele.

Hazardspiele betreiben die Chinesen wohl leidenschaftlicher, als irgend ein anderes Volk der Erde. Nicht nur die erwachsene Männerwelt huldigt den Glücksspielen, sondern auch das weibliche Geschlecht und die Jugend. In allen Städten giebt es Spielhöllen, selbst Marktplätze und die öffentlichen Straßen werden zum Hazardspiel benutzt. Wie anderswo, verbietet auch in China das Gesetz alle Hazardspiele, allein die Behörden drücken zumeist ein Auge zu, nicht nur weil die Beamten selbst dieser Art von Unterhaltung fröhnen, sondern weil man ihnen gewöhnlich auch einen Anteil am Ertrage der Spielhäuser gewährt.

Zu den beliebtesten Hazardspielen gehört das unter dem Namen „Fantan" bekannte; man huldigt ihm namentlich sehr stark in Südchina. Man spielt dasselbe auf einem kleinen viereckigen Brette, dessen vier Seiten mit

den Ziffern 1, 2, 3 und 4 numeriert sind. Beim Spiel fungieren in Regel drei Mitglieder der Spielgesellschaft; der eine ist der Krupier, zweite prüft die Einsatzgelder, der dritte führt über den Gang des Sp Buch und zahlt die Gewinne aus. Die Spieler sitzen oder stehen um Tisch herum. Der Krupier legt eine Hand voll ungezählter Kupfermün vor sich hin, bedeckt sie aber sofort mit einem Becher, damit die Spiele nicht zählen können. Diese legen nun ihre Einsätze auf beliebige Seiten Geviertbrettes, worauf der Krupier den Becher aufhebt und den Haufen v Kupfermünzen zählt, indem er mit einem dünnen, mehrere Fuß lang Stäbchen je vier Münzen absondert. Bleibt etwas übrig, so verliert seinen Einsatz. Bleibt ein Kupferstück übrig, so gewinnt derjenige, w auf die Ziffer 1 gesetzt hat, den Betrag seines Einsatzes; bleiben zwei drei, so gewinnt derjenige, welcher auf Nr. 2 oder 3 gesetzt hat. Die übri behalten ihren Einsatz. Bei diesem Spiel hat demnach der Spieler z Chancen, seinen Einsatz zu behalten, eine Chance, ihn zu verlieren, und ei denselben Betrag zu gewinnen. Von den Gewinnsten zieht der Krupier ac Prozent ab, um seine Auslagen, insbesondere die Bestechungsgelder für d Beamten zu bestreiten.

Das „Fantan“ hat übrigens verschiedene Methoden. So wird z. B. der Einsatz zwischen zwei Nummern des Geviertbrettes gelegt. Entspricht der dem Krupier beim Zählen des Kupfergeldhaufens übrig bleibende Rest einer der betreffenden Nummern, so gewinnt man den Betrag des Einsatzes; anderenfalls verliert man diesen.

Einer ungemein großen Beliebtheit unter dem Volke, hoch und niedrig, erfreut sich auch das als „Weising“ (d. h. „Familienname der Palastthore“) bekannte Hazardspiel. Die Weising-Lotterie ist kaum ein Jahrhundert alt; sie soll aus Peking stammen, wo man bei den Prüfungen für den „Hanlin“-Grad auf die drei besten Graduierten wettete. Ursprünglich wohl nur des Vergnügens halber betrieben, wurde dieses Wetten aber bald durch einen in Canton ansässigen Seidenhändler das Mittel eines bedeutenden Erwerbes. Er fing damit an, daß er eintausend Subskribenten zu je 1 Dollar zusammenbrachte. Von dieser Summe behielt er 100 Dollars für seine Bemühungen und verteilte den Rest unter die drei Personen, welche die erfolgreichsten Kandidaten in den Prüfungen am glücklichsten erraten hatten. Die Preise beliefen sich auf 600, 200 und 100 Dollars. Diese Lotterie führte ihm bald eine solche Anzahl von Teilnehmern zu, daß dem Censorat davon etwas zu Ohren kam. Darauf wurde solch ein Betrieb auf das Strengste untersagt. Doch waren alle Proklamationen erfolglos. In Canton erdrückt, tauchte das Weising anderswo schnell wieder auf, bis die Regierung ein Auge zudrückte und dem Spiele freien Lauf ließ. Seit einiger Zeit ist es sogar besteuert und somit staatsrechtlich anerkannt worden.

Das ursprüngliche Weising-System hat seit einigen Jahrzehnten gewisse

Abänderungen erfahren. Die Zahl der Eigentümer dieser Lotterie, welche nur in Canton abgehalten wird, ist heute unbeschränkt. Das Recht des Spielbetriebs wird von der Provinzial-Regierung an den Meistbietenden abgegeben, der dasselbe wieder an andere Personen verpachtet. Jeder Lotteriebesitzer fertigt seine Billets — eintausend an der Zahl — aus; das Einsatzgeld kann 1, 2 oder selbst 1000 Dollars per Billet betragen. Sobald der Eigentümer eintausend Teilhaber vollzählig hat, wird das „Buch" abgeschlossen; es ist jedoch nicht verboten, daß derselbe Unternehmer mehrere Sätze dieser Lotterie ins Leben ruft. Jeder Einsetzer schreibt nun, nachdem er seinen Einsatz, für den er ein Billet erhält, bezahlt hat, auf ein Stück Papier sechzehn Familiennamen, — Namen, deren Inhaber, wie er glaubt, die beste Aussicht haben, das Examen zu bestehen. Die Kandidaten müssen Graduierte der Kuangtung-(Kanton-) Provinz sein, welche ihren ersten Grad (etwa unserem magister artium entsprechend) entweder in Canton oder in Peking erhalten haben.

Das Billet, welches der Einsetzer vom Lotteriebesitzer erhält, ist mit dessen Stempel versehen. Auf dasselbe schreibt der Käufer nicht seinen Familiennamen, sondern einen Scherznamen, sowie eins der Worte aus dem „Tausend-Schriftzeichen-Klassiker". Dieses Werk besteht, wie uns schon bekannt, aus eintausend verschiedenen chinesischen Schriftzeichen. Es ist das erste Elementar-Lesebuch, welches der bezopfte Schulknabe in die Hände bekommt, — in diesem Falle dient es aber nur dazu, die Teilhaber von 1 bis 1000 zu numerieren. Letztere notieren von den etwa 450 anerkannten Geschlechtsnamen der Chinesen unter den sechzehn, die sie nennen dürfen, an erster Stelle meistens Namen wie Li, Tschang, Huang, Ho u. dergl., die in Südchina so häufig sind wie bei uns Meyer, Müller und Schulze. Es kommt mitunter vor, daß neunhundert aus tausend Subskribenten einen solchen Familiennamen an der Spitze ihrer Liste haben, zumal wenn es sich trifft, daß unter den Kandidaten ein Li oder Ho besondere Aussicht hat, das Examen zu bestehen. „Müller" und „Schulzes" werden nur dann in die Listen eingetragen, wenn mit Bestimmtheit bekannt ist, daß ein solcher ein sehr tüchtiger Student ist.

Sobald der Lotterieeigentümer die tausend Einsätze vergeben hat, ist die Liste abgeschlossen. Er arrangiert die Stücke Papier, auf welchen die Subskribenten ihre sechzehn Kandidaten verzeichnet haben, nach den Schriftzeichen in dem „Tausend-Wortzeichen-Klassiker". Die Listen werden dann dem Drucker übergeben, und dieser druckt sie auf fünfzig chinesischen Seiten (Doppelseiten), sodaß auf jede Seite zwanzig Spalten — eine für jeden Teilhaber — kommen. Zehn Tage nach Abschluß der Lotterie sind die „Bücher", welche die Listen der eintausend Subskribenten enthalten, zur Verteilung fertig, und können vom Lotteriebesitzer abgeholt werden.

Wenn nun die Prüfungen vorüber und die Namen der erfolgreichen

Kandidaten von der Regierung veröffentlicht sind, zahlt der Lotterieinhaber denjenigen, welche die größte Anzahl von Namen der erfolgreichen Kandidaten erraten haben, die ihnen zukommenden Summen aus, d. h. nach Abzug von gewissen Prozenten. Der erste Preis würde — angenommen, daß die Zahl der Teilhaber eintausend à 1 Dollar beträgt — 600 (abgesehen von den Prozenten), der zweite Preis 200 Dollars und der dritte 100 Dollars sein. Der Unternehmer zahlt demnach nur 900 Dollars als Preise, behält also 100 Dollars für sich und erhält außerdem für seine Bemühungen, wie gesagt, Prozente, die zusammen 25 Prozent von der Gesamtsumme ausmachen.

Da jeder Teilhaber die Namen von sechzehn Kandidaten auf seine Liste setzen kann, so ist es leicht erklärlich, daß häufig verschiedene Einsetzer eine gleiche Anzahl von Namen richtig genannt haben. In solch einem Falle wird der Gewinn geteilt. Nehmen wir an, daß acht Spieler, von denen jeder acht Namen richtig geraten hat, den ersten Preis zu teilen hätten, der zweite (sieben Namen) sich unter 78, der dritte Preis (sechs Namen) unter 248 Spieler verteilt, so ergiebt sich, daß für 1 Dollar Einsatz jeder Gewinner des ersten Preises 64 Dollars, jeder des zweiten Preises 2 Dollars 30 Cents, jeder des dritten 35 Cents erhält.

Mit der Weising-Lotterie kann auch Schwindel getrieben werden. Der chinesische Beamte — vom höchsten bis zum niedrigsten — ist leicht zu bestechen. Dem Lotterieunternehmer steht es aber frei, so viele Chancen in seiner Lotterie zu nehmen, als ihm gefällt. Gelingt es ihm, einen der Examinatoren oder der Kopisten der Aufsätze u. dergl. zu bestechen, so kann er wohl durchsetzen, daß ein Kandidat, auf dessen Namen nur einige, oder gar keine Chancen gesetzt sind, weil er einen häufigen Namen hat, dennoch die Prüfung besteht. Ist der Lotterieunternehmer einmal dessen gewiß, so setzt er natürlich stark auf diesen Kandidaten und gewinnt viele tausend Dollars.

Dieser Schachzug steht natürlich dem Subskribenten ebensogut frei wie dem Lotterieunternehmer. Der Letztere hat aber auch noch andere Methoden. Ist ein Kandidat, den wir Kau nennen wollen, allgemein wegen seiner Fähigkeiten bekannt, sodaß er mit Sicherheit „plaziert" werden wird, so setzt natürlich jeder Spieler auf diesen Kau. Ist er aber kein allzu gewissenhafter Student, so wird es dem Lotterieinhaber nicht schwer fallen, ihn zu bestechen. Kurz vor der Prüfung giebt Kau vor, krank zu sein, er kann nicht ins Examen gehen; die Listen, welche der Unternehmer als Mitsubskribent einreicht, werden dann natürlich nicht den Namen Kau enthalten, während die der anderen Teilhaber ihn vielleicht hunderte von Malen bringen.

Trotzdem diese und ähnliche Kniffe den Chinesen wohl bekannt sind, erfreut sich die Weising-Lotterie doch ganz außerordentlicher Beliebtheit. Dies hat vornehmlich seinen Grund darin, daß der Spielmodus auf den Staatsprüfungen beruht, die ja die Haupttriebfeder des ganzen Staatswesens Chinas

sind. Für Litteraten hat die Lotterie noch einen besonderen Reiz, weil sie besser über die Fähigkeiten der Kandidaten orientiert und also im Vorteil vor anderen sind. Wie beliebt die Weising-Lotterie ist, geht daraus hervor, daß bei der jedesmaligen Provinzialprüfung in Kanton die Gesamteinsätze sich auf mehrere Millionen Dollars belaufen.

Umherziehende Theatergesellschaften.

Man findet in China nur in den größeren Städten Theater in unserm Sinne des Wortes, d. h. besondere Gebäude für theatralische Aufführungen; doch sind letztere durchaus nicht auf die großen Städte beschränkt. Die chinesischen Schauspieler bilden mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen umherziehende Truppen, welche überall hingehen, wo sie ein Engagement finden können. Wo kein Theatergebäude existiert, da vertritt seine Stelle ein Gerüst, das für diesen Zweck am Tage vor der ersten Vorstellung errichtet wird, um wieder abgerissen zu werden, sobald die „Saison“ der Gesellschaft geschlossen ist.

Die Bühnenausrüstung ist immer von denkbar einfachster Art; dem Zuschauer muß daher seine Phantasie bedeutend zu Hülfe kommen, was den Chinesen nicht schwer zu werden scheint. Trotz der Mängel ihrer Bühne sind die Chinesen große Liebhaber von theatralischen Aufführungen jeglicher Art. Doch gehört der Schauspieler nichtsdestoweniger zu den verachteten Klassen, welche für sich und ihre Nachkommen bis in das dritte Glied von dem allgemeinen Recht auf Zulassung zu den litterarischen Prüfungen ausgeschlossen sind. Der Grund dafür liegt nach chinesischen Autoren in der Entartung des Theaters, da es heutzutage um die Gunst eines verderblichen und ausschweifenden Geschmacks buhle. In welchem Maße diese Ansicht berechtigt ist, entzieht sich dem Urteile der meisten Ausländer.

Umherziehende Gesellschaften sind es also, auf welche die großen Massen der Bevölkerung des Kaiserreiches, vornehmlich die Landbewohner, angewiesen sind. Diese Komödiantentrupps verdanken ihr Bestehen zumeist einem Kapitalisten, der auf diese Weise einen Teil seines Geldes angelegt hat. Er selbst reist selten mit der Gesellschaft herum, sondern zieht es vor, seine Kostüme, — denn diese machen, da die Bühne so gut wie gar keine Scenerie hat, den Reichtum einer Truppe aus, — an einen „Theaterdirektor“ oder mehrere dieser Art zu vermieten. Diese zahlen ihm eine bestimmte Summe für den Gebrauch der Garderobe und verbürgen sich dafür, dieselbe in guter Ordnung zu halten. Jede Theatergarderobe muß außer den oft sehr kostbaren Kostümen mehrere Garnituren von Rüstungen, ferner Speere, Schwerter u. dergl. (sämtlich aus Holz verfertigt und mit Gold- und Silberpapier beklebt) enthalten. Der Werth aller dieser Bühneneffekten ist in einem

wohlausgerüsteten Theater nicht unbedeutend; sie werden aufbewahrt, die unter der Sonderaufsicht verantwortlicher S

Die Schauspieler sind in Klassen eingeteilt, denen Namen beilegt. Die Gagen (für den Monat) schwanken 100 Mark. Schauspieler, welche hohe Civil- und Militär werden am besten bezahlt; dann folgen die, welche Frauen Nach diesen kommen die „Hualien," d. h. „Blumengesichter" Clowns); sie stellen zumeist böse Charaktere dar. Zur un gehören die Schauspieler, welche die Rollen von Soldaten, leuten u. dergl. übernehmen. Den Nachtrab bilden dann Anzahl von Köchen, Wasserträgern usw., die für den materiell der Schauspieler auf den Reisen zu sorgen haben.**)

Der Pächter der theatralischen Ausrüstung engagiert die Spie Zeitraum von etwa zehn Monaten, d. h. vom Frühjahr bis zun schluß. Die Gesellschaft ist häufig einhundert Personen stark; die ihnen stets frei geliefert. Wenn man die Kosten zu der Gage schlägt hierfür einsehen, daß mit der Unterhaltung eines solchen Theaters Kosten verbunden sind. Der Eigentümer oder Pächter muß, wenn er machen will, beständig einträgliche Stücke für seine Gesellschaft haben. Theaterpächter versorgt sich auch gern mit jungem Nachwuchs, indem Kinder als Lehrlinge für eine bestimmte Periode — gewöhnlich drei Jah — annimmt. Haben sie ihre Lehrlingszeit durchgemacht, so steht es ihn frei, ein Engagement bei einer beliebigen Gesellschaft anzunehmen. Die Gage, welche ein Kind während seiner Lehrzeit erhält, ist ganz unbedeutend.

So gering die persönliche Schätzung des Schauspielers bei den Chinesen ist, so hoch wird andererseits die Ehre geschätzt, welche jemandem durch theatralische Aufführungen erwiesen werden kann. Oft ist die Ursache für die Abhaltung einer Vorstellung auch ein Gelübde, daß von einer Person in einer Krankheit gemacht wurde, um dadurch der Dankbarkeit für die Ge-

---

*) Die Schauspieler im heutigen China sind sämtlich Männer, da seit der Regierung Kaiser Kien Lungs (1736—1796) dem weiblichen Geschlechte das Betreten der Bühne verboten ist, und zwar weil dessen Mutter eine Schauspielerin war.

**) Die verschiedenen Rollen chinesischer Schauspieler sind wie folgt klassifiziert, wobei zu bemerken ist, daß man von jedem derselben nur die Darstellung solcher Rollen erwartet, die unter die Klasse, der er besonders angehört, einbegriffen sind: 1. „Scheng". a) als Kaiser oder ehrwürdiger Familienvater; b) als siegreicher General, oder angehender Staatsmann; c) als „einherspazierender Gentleman". 2. „Tsching": als Bösewicht des Stückes, gewöhnlich ein Rebellenführer oder verwegener Verbannter. 3. „Tan". a) als Kaiserin, oder alte Dame; b) als achtenswerte Dame in den mittleren Jahren; c) als emanzipierte junge Dame „von heute"; d) als Dienstmädchen. 4. „Tschu": als niedriger Komödienspieler.

nesung Ausdruck zu geben. Engagiert ein ganzes Dorf eine Truppe zu einer Vorstellung, so ist das häufig eine Danksagung gegenüber einer Gottheit für eine gute Ernte, einen langersehnten Regen u. dergl. Auch wird ein Streit zwischen zwei Parteien oft dadurch beigelegt, daß eine derselben auf Anordnung des Schiedsrichters als Strafe eine Theatervorstellung geben muß, welcher dann die ganze Gemeinde beiwohnt.

Hat man sich entschlossen, eine Theatertruppe zu engagieren, so ist der erste Schritt, daß man mit dem Geschäftsführer ein geschriebenes Abkommen entwirft, in welchem der Preis festgesetzt ist. Dieser kann zwischen 100 und 1000 Mark variieren. Erstere Summe wird man einer gewöhnlichen, kleinen Truppe bieten, wenn die Saison ungünstig ist. Während der günstigen Saison kann aber auch eine Truppe wohl Anerbietungen von mehreren Dörfern auf einmal bekommen. Damit man sich diesen Verdienst nicht durch die Finger gehen läßt, wird die Truppe häufig geteilt, und man engagiert eine Anzahl von Liebhabern, welche die vakanten Plätze ausfüllen. Hierdurch wird die Gesellschaft in den Stand gesetzt, sich an zwei oder drei Ortschaften an ein und demselben Tage sehen zu lassen. Der „Ausschuß“, welcher sich behufs der Theatervorstellung im Dorfe gebildet hat, sorgt auch dafür, daß das ganze Bühnenmaterial, die Schauspieler und ihre Bagage von dem Platze, an dem die Truppe zuletzt gespielt hat, nach ihrem neuen Bestimmungsorte geschafft wird. Im Inlande, wo man Zugtiere verwenden muß, sind zum Transport der Requisiten eine nicht geringe Anzahl von Karren nötig; dieselben liefert das Dorf, in welchem die Vorstellung stattfinden soll.

Der Tag vor der Aufführung ist ein sehr geschäftiger. Große Mengen von Matten und Bambusstangen werden herangeschafft, und in kurzer Zeit nimmt der freie Platz, auf dem die „Thespishalle“ errichtet werden soll, das Aussehen einer extemporierten Ansiedelung an. Rund um das aus Bambus, Brettern und Matten aufgeführte „Gebäude“ werden viele Buden aufgeschlagen, die als Restaurants, Thee- und Spielhäuser dienen sollen. Während des Tags hat das Dorf oder die Kleinstadt das Aussehen eines Jahrmarkts. Alle Geschäfte ruhen. Jedermann wohnt der Vorstellung bei. Mitunter soll sich die Zuhörerzahl bei solchen Gelegenheiten auf zehntausend Menschen belaufen.

Sobald es überhaupt bekannt wird, daß in einem größeren Dorfe eine Theatervorstellung gegeben werden soll, gerät die ganze Umgegend in eine große Aufregung. Jeder, der in dem Orte einen Verwandten hat, sagt ihm seinen Besuch an, um dem Spiele beiwohnen zu können. Alle Schulen in der Nachbarschaft erwarten während der Zeit der Vorstellungen Ferien. Die Zahl der Verwandten und Freunde, welche einem solchen Dorfe dann einen Besuch abstatten, ist zumeist so groß, daß viele im Freien kampieren müssen. Die Dorfbewohner befinden sich während der Vorstellungstage in keiner beneidenswerten Lage, denn sie müssen die Verwandten, einschließlich deren



Chinesische Theaterkapelle.



Ein vergnügtes Quartett.



Kinder kostenfrei beherbergen, — das verlangt die Gastfreundschaft, welche der Chinese anstandshalber gewähren muß.

Eine Theatervorstellung.

Die besseren chinesischen Theater der bedeutenderen Städte des Kaiserreiches unterscheiden sich in ihrer inneren Einrichtung nur wenig von einander. Das Gebäude ist zumeist zweistöckig und im Viereck errichtet. Sobald man sich dem Eingange nähert, hört man auch schon das laute Schlagen der Gongs, den Gesang, oder richtiger gesagt: das Gekreische der Schauspieler, und das ohrenzerreißende Lachen der Zuschauermenge.

Man gelangt an den Schalter. Der Europäer bezahlt einen harten Dollar für sein Billet; dafür wird er aber auch mit einem „Logensitz" aufgewartet. Ein dienstbarer Geist zeigt uns den Weg zu unserem Platze. Zuerst muß man eine recht wackelige Treppe ersteigen; dann wird man an der Gallerie entlang geführt, und schließlich weist der Mentor uns einen Platz in der Nähe der Bühne an, von wo aus wir einen vortrefflichen Blick auf die innere Einrichtung des Theaters haben.

Das Parkett ist ein Viereck, welches durch ein hölzernes Geländer abgegrenzt wird. Das Innere desselben füllen mehrere Reihen kleiner Tische. An jedem derselben können sich vier Personen niederlassen, zu deren Verfügung kleine Stühle hingestellt sind. Das Parkett ist bis auf den letzten Platz gefüllt, anscheinend mit Chinesen, welche den wohlhabenderen Klassen angehören. Um dieses abgezäunte Viereck herum, bis dicht zur Bühne, befinden sich die Sitze für die weniger bemittelten Zuschauer, die aus der Ferne fast wie eine Masse von blauem Baumwollenstoff erscheinen. Um das Theater herum, etwa zwanzig Fuß über dem Parkett, erhebt sich die nicht sehr breite Gallerie; sie enthält größtenteils Privatlogen. Überall auf den zahlreichen Tischen sieht man Teller mit Früchten, namentlich Apfelsinen, Untertassen mit gerösteten Melonenkernen, Theetassen sowie scharlachrote Papierstreifen, auf welchen das Programm gedruckt ist. Die bezopften Kellner laufen fortwährend mit schwarzen Kesseln umher, um daraus kochendes Wasser auf die in den Täßchen befindlichen Theeblätter zu gießen und auf solche Weise schnell ein Täßchen Thee zu bereiten. Auch versorgen sie die Anwesenden mit chinesischen Fidibussen, denn alles raucht, die meisten Frauen sowohl wie die Männer.

Die Bühne ist eine hölzerne Plattform, etwa vier Fuß über dem Fußboden befindlich. Ein massiver Pfeiler steht zu jeder Seite, teils um das Dach zu stützen, teils um als Armleuchter zu dienen. Die Halle ist im großen und ganzen gut erleuchtet. Die beiden Pfeiler dienen ferner noch

dazu, ein schwebendes Reck zu halten, an welchem in den Pausen mitunter Vorstellungen gegeben werden. Auf einem großen Brett, welches unmittelbar über der Bühne angebracht ist, steht in gigantischen Schriftzeichen der Name des Theaters geschrieben. Die Bühne hat keinerlei Kulissen oder Bühnenzubehör. Die mit geschnitztem Tafelwerk verzierte Rückwand hat zwei Thüren, durch welche die Schauspieler ein- und ausgehen. Eine Anzahl von Schemeln sowie einige Tische bilden den Rest des Mobiliars.

Das Orchester besteht aus sieben oder acht ältlichen Personen, die um zwei Tische herum im Hintergrunde der Bühne sitzen und mit Trommel, Gong, Cymbel, Flöte, Violine und einer Art Castagnetten einen so großen Lärm wie nur irgend möglich zu machen suchen. Der Kapellmeister sitzt auf einem Stuhle. Vor ihm steht eine kleine Kesselpauke. Als Trommelschlägel dienen ihm zwei dünne Hölzer, die chinesischen Eßstäbchen verdächtig ähneln. Die beiden Hölzer führt er mit der rechten Hand, mit der Linken handhabt er die Castagnetten. Kommt das Orchester aber zu einem „Fortissimo" in der Ouvertüre, dann wirft er die Castagnetten auf den Boden und haut wie ein Irrsinniger auf die Pauke ein. Hinter dem Kapellmeister steht der Gongschläger, welcher samt dem Cymbelmusikus ein würdiger Genosse für den Höllenlärm ist. Hat die Musik „Pause", so ruhen die Musikanten ihre matten Glieder auf alten Rohrsesseln aus. Drei Fiedler sitzen um einen Tisch herum und streichen ihre Instrumente nach Herzenslust. Sie scheinen den ganzen Abend über ein und dieselbe Melodie zu spielen. Dann und wann ruht sich dieser oder jener aus, ergreift eine lange Bambusrohrpfeife und genießt einige Züge daraus. Überhaupt scheinen sich die Musikanten nur wenig darum zu kümmern, ob sie zusammen spielen oder nicht.

Das Programm des Abends, von dem wir sprechen, bestand aus einem historischen Schauspiel, einer Komödie, einer Farce und endete schließlich mit einem historischen Drama. Als wir gegen 9 Uhr unsere Sitze einnahmen, hatte das erste Stück bereits begonnen: man war gerade dabei, einen des Mordes angeklagten Verbrecher zu verurteilen. Der Richter trug einen reichgestickten, weiß- und blauseidenen Anzug. Er hatte einen langen, weißen Bart. Sein Haupt bedeckte eine gestickte Kappe, und seine Füße steckten in enorm großen, dicksohligen Filzschuhen, deren Zehen stumpf wie der Bug einer Dschunke waren. Auf der Bühne auf- und abmarschierend, recitierte er eine Strafpredigt in einem kreischenden Tone. Seine beiden Diener stimmten ab und zu in den Vortrag ihres Herrn mit ein, und die Musikanten schienen bestrebt zu sein, den Lärm zu übertönen.

Der Verbrecher, welcher verurteilt werden sollte, kniete vor dem Tische des Richters und schwieg. Auf des Richters Befehl wurde nun der Bösewicht von den Dienern geknebelt, aus einer Thür heraus und durch die andere wieder herein auf die Bühne geschleppt. Die beiden Henkersknechte fesselten alsbald den Unglücklichen an einen „Pfahl". Dieser war nichts anderes

als ein Bambusrohr, welches man zwischen zwei Stühlen festgebunden hatte. Jetzt kam der Henker auf die Bühne, er schwang sein hölzernes mit Blattzinn beklebtes Schwert über dem Haupte des Verbrechers, holte aus einer Tasche einen schmutzigroten Sack hervor, — er sollte den Kopf des Hingerichteten vorstellen, und warf ihn auf die Bühne. Der „Geschlachtete" fiel in demselben Augenblicke ohne zu mucksen nieder. Vier Männer ergriffen ihn und trugen ihn fort. Die Musik spielte einen Trauermarsch, der einen Toten hätte wieder aufwecken müssen, und obgleich der Vorhang nicht fiel, — er existierte überhaupt nicht, — so wurde es einem nunmehr klar, daß das Stück beendet war, denn das Orchester warf die Instrumente in eine Ecke, und jeder der Musikanten zündete sich eine Pfeife an.

Mit dem Verschieben der Kulissen brauchte man sich nicht zu plagen, alles blieb wie es war. Nachdem die Musik einige Dutzend Züge aus ihrer Pfeife genossen, gab der Kapellmeister wiederum das Signal mit einem Trommelschlage, und wenige Augenblicke darauf waren Gong, Cymbal, Flöte und Fiedel von neuem eifrig beschäftigt, während unter den Klängen dieser Ouvertüre die verschiedenen Schauspieler, welche im nächsten Stücke, einer Komödie, auftreten sollten, auf der Bühne erschienen. Ein junges Pärchen trat auf und setzte sich auf eine Bank nieder. Die Leutchen waren sehr einfach gekleidet und spielten beide eine stumme Rolle. Jetzt aber trat der Hauptheld des Stückes auf, ein professioneller Dieb, der dem stillen Pärchen eine Visite abstattete, wahrscheinlich mit böser Absicht. Er war sehr schäbig angezogen, hatte einen langen Schnurrbart und ein rot geschminktes Gesicht. Der Zopf fehlte ihm, weil er glatzköpfig war. In den Vordergrund tretend, singt er ein ergötzliches Lied, denn alles lacht. Darin erzählt er von den pfiffigen Diebstählen, welche er begangen hat, auch macht er kein Hehl daraus, daß er die auf der Bank sitzende Frau unbemerkt zu bestehlen beabsichtigt. Er nähert sich zunächst dem Paare, spricht es an und erzählt demselben eine Menge Lügen. Es gelingt ihm endlich zu erfahren, wo die Frau all ihr Geld und ihre Schmucksachen aufbewahrt. Einige Minuten später erzählt er dem Publikum, daß es ihm gelungen sei, der Frau mehrere Sachen zu stehlen.

Zwei Personen treten auf, es sind die Schutzgeister der Familie. Geister! Nun ja, sie ähneln mehr Seeungeheuern als irgend etwas anderem. Sie haben einen riesengroßen, delphinartigen Kopf, von dem das weiße Haar lang auf die Schultern fällt. Jeder dieser Dämonen trägt in der Rechten einen kurzen Stab, mit dem er dann und wann die Nasenspitze des Diebes berührt. Dies hat zur Folge, daß der Spitzbube bei jedesmaliger Berührung laut niest. Aus seinen Geberden bemerkt man, daß ihm nicht alles geheuer vorkommt. Einer der Geister holt jetzt eine Hundekette hervor. Mit dieser fängt er den Dieb; die Kette muß eine elektrische Wirkung haben, denn der Spitzbube stürzt nieder. Das Pärchen auf der Bank springt auf und schreit

erschrocken Zeter-Mordio, wozu die Musik ihr ärgstes thut. Die Geister geben Zeugnis von ihrer Muskelkraft, indem sie den Dieb aufheben und durch eine Thür in der Hinterwand tragen. Bereits nach einigen Sekunden erscheint die Gesellschaft abermals auf der Bühne, und der Dieb hat sich so weit erholt, daß er wieder gehen kann.

Jetzt rufen die Geister eine Anzahl von Bauern herbei. Die Bühne füllt sich mit Personen. Unter diesen erkennt man den Richter wieder, der bereits im ersten Stücke fungiert hatte. Einige der Musikanten legen ihre Instrumente auf die Seite und stellen die Tische und Stühle zurecht, sodaß diese eine Gerichtsbank vorstellen. Der Richter setzt sich auf einen wackligen Rohrstuhl, der Dieb muß sich vor ihm niederwerfen, und der Verbrecher wird nun zur Bastonnade verurteilt. Ein Scherge ergreift den Spitzbuben und wirft ihn mit Hilfe zweier Polizisten zu Boden. Die Bastonnade wird vollzogen; das Opfer schreit, daß das ganze Haus bebt, und wälzt sich auf der Bühne umher. Es gelingt ihm, auf seine Füße zu springen und dem Schergen ein Zeichen zu geben, mit ihm verhandeln zu wollen. Beide unterhalten sich im Geheimen. Schließlich sieht man den Dieb seinen Züchtiger bestechen. Der letztere verspricht, die noch zu erteilenden Hiebe nicht so gewichtig auf die Schenkel fallen zu lassen. Der Dieb legt sich nun erleichterten Herzens auf den Fußboden nieder, erhält eine zweite Portion gelinder Hiebe und erhebt sich mit freudestrahlendem Gesichte. Die Bestechungsscene ist zweifellos eine Anspielung auf ähnliche Vorkommnisse in chinesischen Gerichtshöfen. Das Pärchen erhebt sich jetzt von seinem Sitze und verläßt in Gemeinschaft mit dem Diebe, welcher zu einer Tasse Thee eingeladen wird, die Bühne. Die übrigen Schauspieler folgen, und das Stück ist zu Ende.

Darnach kam ein Einakter zur Aufführung. Es waren nur zwei Charaktere, welche die Bühne für etwa eine halbe Stunde in Anspruch nahmen. Das Stück drehte sich um das häusliche Leben eines Schmiedes und seiner besseren Hälfte. Die Frau tritt auf, einfach gekleidet; ohne ein Wort zu sprechen, setzt sie sich auf einen Bambusrohrschemel nieder. Ein gewöhnlicher Küchenstuhl steht im Vordergrunde der Bühne, wenige Fuß von dem Sitze der schweigsamen Schmiedsfrau. Einer der Musici reicht ihr ein langes Bambusrohr hin. Sie ergreift es und beginnt den Stock langsam unter dem Küchenstuhle hin und her zu bewegen. Wir gaben unserer Phantasie möglichst freien Lauf, doch waren wir nicht im stande zu erraten, was diese Manipulation zu bedeuten habe, bis man uns erklärte, daß die Frau den Blasebalg für den Feuerherd, dargestellt durch den Küchenstuhl (!), bearbeite.

Jetzt erscheint ihr Mann, der Dorfschmied, auf der Bühne. Er singt mehrere Minuten lang Arien, die uns durch Mark und Bein gehen. Die Frau ist inzwischen aufgestanden und hat sich, den Rücken dem Publikum zugewandt, auf einen anderen Schemel niedergesetzt. Der Schmied, heiser

vom Jodeln, macht eine Kunstpause und läßt sich auf einem Ziegelstein nieder. Die Frau steht auf und bringt eine Reisschüssel nebst Eßstäbchen; der Gatte wird ungemein liebenswürdig, und beide Leutchen fangen an zu essen. Plötzlich entsteht ein Streit zwischen ihnen. Der Schmied flucht, hebt seinen Sitz — einen Ziegelstein — auf, und versucht, ihn seiner Frau an den Kopf zu werfen. Sie jedoch, gewandt wie eine Gazelle, fängt den Stein auf und schleudert ihn zu den Füßen ihres Mannes, welcher behauptet, daß derselbe seine Hühneraugen getroffen habe. Die Zuschauer brechen in ein homerisches Gelächter aus. Nun tritt der Friedensstifter in der Gestalt eines Hausierers auf, welcher einen Haufen neuer Kleidungsstücke auf der Bühne ausbreitet. Das Pärchen vergißt über dem Anblick der schönen Sachen den gegenseitigen Groll und söhnt sich dadurch aus, daß es sich gegenseitig einen neuen Anzug schenkt. Mit ihrem Kaufe augenscheinlich sehr zufrieden, verlassen beide die Bühne, und das Stück ist zu Ende.

Hierauf werden Vorbereitungen zur Aufführung eines historischen Dramas getroffen, womit der betreffende Theaterabend enden sollte. Die Musikanten machen sich unter der Leitung des „Bühnenzimmermannes" ans Werk, ein Gerüst aufzubauen. Nach vielem Hämmern gelingt ihnen ein Aufbau, welcher unserm „Kasperletheater" bedenklich ähnelt und etwa zehn Fuß lang und acht Fuß hoch ist. Auf diesen Bau wurde ein anderer Kasten, einem Taubenschlage vergleichbar, aufgestülpt. Die Thür wurde durch ein Loch, in welches ein Mensch gerade hineinkriechen konnte, dargestellt. Den Eingang zu dem kaiserlichen Palaste, denn einen solchen stellte der Kasten dar, behing man mit verblichenen Gardinen.

Alles war nun bereit. Die Musik begann wieder ihre fürchterlichen Weisen, und die Schauspieler treten auf. Das Stück sollte ein historisches sein, der erste Teil desselben war es aber sicherlich nicht: er bot ein sonderbares Gemische von Seiltänzerkunststücken, Luftsprüngen, Schwertfechten, Singen u. s. w. Vier Clowns kommen auf die Bühne, verdrehen ihre Köpfe auf die wunderbarste Weise und schießen Purzelbäume. Einer von ihnen, auf Stelzen marschierend, deren unteres Ende den künstlich verkleinerten Füßen einer chinesischen Dame gleicht, erregt durch seine Luftsprünge und anderweitige Körperverrenkungen allgemeine Bewunderung. Ein Schauspieler mit einer schreckenerregenden Maske tritt nun auf. Er trägt ein Brett, welches er vor dem „Palaste" niederlegt. Was es vorstellen soll, ist vorläufig unerklärlich. Vier Personen kommen dazu. Sie tragen einen anscheinend leblosen Körper auf ihren Schultern und marschieren mit demselben über das vor dem Palaste liegende Brett, welches, wie wir jetzt erfahren, eine Brücke vorstellen soll. Sie ziehen den Leichnam durch die Thür in den Palast und verschwinden selbst darin. Einer von ihnen versucht durch das Loch in dem oberen Taubenschlage hindurchzukriechen. Das ganze „Gebäude" wackelt und, um es vor dem Umstürzen zu bewahren, rückt die Musik vor

und stützt es mit ihren Händen. Ein Clown kommt auf die Bühne und wirft seine Füße so hoch in die Luft, daß sie die rechtwinklig ausgestreckten Hände berühren. Eine Person mit kleinen hölzernen Füßen erscheint und geht auf den Händen auf der Bühne umher. Donnerndes Bravo. Zwei andere Clowns ersteigen ein schwingendes Reck und machen verschiedene Kunststücke, springen auf die Bühne, daß man glaubt sie bräche zusammen, und verschwinden im Hintergrunde.

Eine kurze Kunstpause tritt ein. Dann erscheinen bewaffnete Männer und dringen in den „Palast“. Eine andere Abteilung Bewaffneter tritt auf, anscheinend die erste verfolgend; Hanswurste werfen sich zwischen die Kämpfenden, die Bühne füllt sich mit Menschen, Tumult und Aufruhr wüten, ohne daß es dabei zur Entscheidung kommt, und da uns die Musik bereits Kopfschmerzen macht und unsere Taschenuhr schon die mitternächtige Stunde anzeigt, so verzichten wir auf den Rest des „grausamen Spiels“, und überlassen es den Bühnenhelden, ihre Schlacht auszufechten.

Ein Opiumrauchlokal.

In der als „französische Concession“ bekannten Fremdenansiedelung Shanghais befindet sich, etwa einen guten Steinwurf von den Mauern der Chinesenstadt entfernt, die größte und am prächtigsten eingerichtete Opiumtabagie, welche China aufzuweisen hat. Sie ist unter dem Namen „Nan Tschin Tsin“ weit und breit bekannt. Um in dieses Local zu gelangen, muß man von der Hauptstraße der genannten „Concession“ aus einen unansehnlichen Durchgang passieren, zu dessen beiden Seiten sich Verkaufsstände für Früchte, Schmucksachen, Opiumpfeifen u. dergl. befinden. Es fällt oft schwer, sich den Weg durch die Menschenmassen zu bahnen, die um das Rauchlokal herumlungern, und die allen denkbaren Ständen angehören, vom zerlumpten Schiebkarrenkuli an bis zum wohlhabenden Thee- oder Seidenkaufmann. Selbst der buddhistische Priester sowie der Mandarin glauben nicht gegen ihre Würde zu verstoßen, wenn sie hin und wieder einen Abstecher nach dem Rauchlocale machen.

Die geeignetste Zeit für die Besichtigung der Tabagie ist der Abend, nachdem alle Lampen angezündet sind. Doch muß man einen gesunden Magen haben, um die Übelkeit erzeugenden Dünste zu ertragen, von denen die Luft voll ist. Die Rauchwolken, das matte Licht der zahlreichen farbigen Lampen, die noch zahlreicheren auf Bänken ausgestreckten Gestalten mit ihren oft sehr hageren, verzerrten Gesichtern, das alles macht auf einen Neuling, gleichviel ob er Eingeborener oder Ausländer ist, einen sehr seltsamen Eindruck. Doch das Überraschende ist bald überwunden. Man fühlt sich ge-

trieben, die Scene in Muße zu studieren, denn das Innere des Lokals bietet einen Anblick, dem nicht viel andere Schauspiele zu vergleichen sind.

Es fällt sofort in die Augen, daß die Herrichtung der Tabagie schweres Geld gekostet hat. In der Mitte des Erdgeschosses, das einen einzigen großen Saal bildet, sieht man von der reich aus Holz geschnitzten Decke eine außergewöhnlich prächtige Lampe herabhängen. Die Wände sind mit einem eigentümlich gemusterten, marmorähnlichen Stein ausgelegt. Viele Thüren führen überall in die kleinen Verschläge, welche für Raucher bestimmt sind. Dicht am Eingange zum Lokale steht ein Ladentisch, auf dem sich eine große Anzahl von Schächtelchen befindet, die den präparierten, syrupähnlichen Mohnsaft enthalten, fertig zum Gebrauche. Etwa ein Dutzend Gehülfen sind beständig beschäftigt, diese Schächtelchen an Diener auszuteilen, welche den Gästen aufwarten. Ein bedeutender Kleinverkauf wird auch hier betrieben. Man erstaunt über die Zahl der Kunden, welche hierher kommt, um Opium für den Verbrauch außerhalb der Tabagie zu kaufen. Hinter diesem Ladentische befinden sich ferner die Pfeifen, die man je nach Bedarf ausgiebt.

Die Rauchzimmer sind in vier Klassen eingeteilt. In der billigsten, der Nummer 4, wird man zumeist nur Kulis vorfinden. Man raucht auch dort die billigste Drogue; sie kostet etwa die Hälfte des Geldes, welches man in den Rauchzimmern erster Klasse bezahlt. Die Schächtelchen enthalten fast sämtlich dieselbe Menge, $^1/_{10}$ Unze. Der Unterschied in der Pfeife regelt in nicht geringem Maße den Preis, welchen der Raucher zahlt. Die besten Pfeifen sind aus Elfenbein gemacht, das Rohr oft mit billigen Edelsteinen ausgelegt und kunstvoll geschnitzt. Die Pfeifen, welche in den Zimmern der zweiten Klasse geraucht werden, sind größtenteils aus Silber oder Neusilber hergestellt, die in den Klassen dritter und vierter Güte aus Messing oder Holz. Mehrere hundert Pfeifen stehen den Kunden zur Verfügung. Mitunter sind sie sämtlich im Gebrauch.

Die meisten Raucher liegen zu Paaren in einem Verschlage, der, je nach der Klasse, mehr oder weniger gut eingerichtet ist. In den teuersten Räumlichkeiten ist die Bank, auf welche sich der Raucher ausstreckt, mit Sammet bedeckt. Das Kissen besteht aus demselben Material. Das Rahmenwerk der Ruhebetten ist mit Perlmutter oder Jaspis ausgelegt, die Wände weisen chinesische Kunstschnitzereien auf. Die Verschläge der übrigen Klassen sind natürlich einfacher eingerichtet. Der Raucher streckt sich auf den Divan hin und stützt den Kopf auf den mit einer Tuchart bezogenen Kubus von Holz. welcher eine Höhlung für das Genick hat und als Kissen dient.

In seiner unmittelbaren Nähe befindet sich sein „Rüstzeug": die Pfeife, der Opiumtopf, die Lampe und der Pfeifenstopfer. Die Pfeife besteht aus einem an einem Ende offenen Rohr, in dessen Mitte eine Art Kopf mit auswärts gebogenen Wänden angebracht ist. Der Pfeifenstopfer ist ein kleines, spitziges Stäbchen aus Silber, Stahl oder Eisen; seine Bestimmung besteht darin,

einen Tropfen Opiumsaft aus dem Töpfchen zu nehmen und in den Pfeifenkopf, in welchem er verbrennt, zu bringen. Die kleine kupferne Lampe hat eine oben offene Glasglocke. Der Opiumtropfen muß, ehe er in den glühenden Kopf gelangt, zu einem Kügelchen geformt werden. Dieses Kugeldrehen ist eine Kunst, deren Erlernung längere Übung verlangt. Das Kügelchen muß nämlich einerseits so trocken werden, daß es brennt, andererseits muß der Rauch noch genügend mit den Alkaloiden durchsetzt sein, die auf das Hirn des Rauchers einwirken sollen. Nur alte Praktiker treffen leicht und rasch die Mitte, indem sie folgendes Verfahren einschlagen.

Der Raucher liegt auf der linken Seite und hält die Pfeife mit der linken Hand; mit der rechten hält er den an dem Stäbchen befindlichen, aus dem Topfe genommenen Opiumtropfen über die Flamme der Lampe oberhalb der Glocke. Der klebrige Saft schrumpft zusammen, verlängert sich in Birnenform und kocht. In diesem Augenblicke bringt der Raucher den heißen Tropfen an die abgerundete Pfeifenwand, reibt ihn auf derselben ab, streicht ihn auf derselben auseinander und formt ihn zu einem Kügelchen. Sobald dasselbe erkaltet ist, wird es nochmals auf der Lampe gekocht, und das eben beschriebene Verfahren wird einigemale wiederholt. Nach und nach vermindert sich die Feuchtigkeit, die Kugel wird fester und schließlich zu einem elastischen Teig, der trocken genug ist, zu brennen. Das ist der richtige Augenblick. Der Raucher steckt die Opiummasse schnell in den Pfeifenkopf, drückt sie fest auf und durchbohrt sie mit dem Stäbchen, so daß sich ein kleiner Kanal bis zum Zugloch bildet, durch welchen das Rauchen bewirkt wird. Ist die Pfeife auf diese Weise gestopft, so wird der Kopf der Lampenflamme nahe gebracht. Das Opium brennt langsam, der Raucher drückt seine Lippen fest auf das „Mundstück" des Rohres und thut einen langen Zug, welcher den Rauch bis in die Luftröhren hineindringen läßt. Wird der Rauch langsam ausgestoßen, so hat dieser seine Kraft, die auf die Lungen wirken soll, verloren.

Die meisten Raucher haben einen kleinen Theetopf neben sich stehen, dessen Inhalt sie nach dem Leeren des Opiumkästchens mit Wohlbehagen genießen. Einige Kunden, die es sich leisten können, verrauchen zwei oder drei solcher Schächtelchen. Die Mehrzahl ist mit einem Kästchen zufrieden. In dem oberen Stockwerke dieser Tabagie giebt es ein paar Dutzend Zimmer, die für den Gebrauch von Rauchern reserviert sind, welche es vorziehen, ihre Pfeife in Einsamkeit zu rauchen. Die große Mehrzahl der Kunden dieses Lokals sind Männer, doch kann man auch verschiedene weibliche Anhänger der verlockenden Droge vorfinden. Sie sind fast ausnahmslos Konkubinen oder Soubretten aus Musikhallen u. dergl. Eine anständige Chinesin wird man hier äußerst selten antreffen.

Fragen wir näher nach der Wirkung, welche der Genuß des Opiums auf den Raucher ausübt, so finden wir, daß der ersehnte Eindruck erst nach







Typen opiumrauchender Männer und Frauen.

in das Ohr, er verrät mit keinem Zeichen, daß er den Ruf ve
hat. Infolge des Einflusses, welche seine Empfänglichkeit vernicht
Sinne umnebelt, ist dieser Mensch der äußeren Welt entrückt. Ei
liches Wohlbehagen erfüllt sein ganzes Wesen, es ist, als habe er
Augenblick seine menschliche Hülle abgestreift, als lebe er nur noch
geistigen Zustande, als sei er eine den irdischen Banden entflohene

Dieser Zustand kann aber nur bei einem Gewohnheitsraucher
nachdem derselbe eine große Anzahl Pfeifen geraucht hat, eintret
jungen Rauchern entsteht ein Zwischenzustand, der nur in einer Üb
des Gehörs ohne bemerkbare Verminderung der äußeren Empfängli
steht. Dieser Zustand kommt in einer lebhaften Gesprächigkeit un
Leichtigkeit der Satzbildung zum Ausdruck. Bei dem einen wie
anderen führt diese Gehirnüberreizung zu einer beträchtlichen Abs
und nach kurzer oder langer Zeit, je nach der Dosis des verschluckte
tritt unüberwindlicher, tiefer Schlaf ein. Doch verlangt derselbe
Recht, nachdem der Dampf aufgehört hat zu wirken; es ist die no
Reaktion.

Die Leidenschaft des Opiumrauchers ist selbstverständlich sehr
bringend, denn sie ruiniert die Kräfte des Körpers und raubt den
sie hemmt die Verdauung und führt früher oder später zur Ent
Die Funktionen des Gehirns trüben sich und erlöschen, der Men
zum Skelett und stirbt schließlich an der Schwindsucht.

Straßenscenen.

Jede größere Stadt des chinesischen Kaiserreiches ist von sehr stark
mauern umgeben. Nachdem wir dieselbe durch eines der groß
welche die Mauern durchbrechen, betreten haben, eröffnet sich vor
Labyrinth von engen Gassen, die nach den verschiedensten Richtunge
und die kaum breit genug sind, um einen Wagen durchzulassen. Der
wird den Blicken zumeist durch zahllose Holz- und Leinwandschilde,
über die Straße geführt sind, entzogen. Kaum hat man ein Dutzend
gemacht, so wird man auch schon von einem Regiment von Bettlern,
und Weibern, alt und jung, blind und verkrüppelt, in Empfang ge
Jeder von ihnen hält dem Passierenden einen ungemein schmierigen
in welchem sich einige Kupferstücke befinden. Giebt man aber eine
Bettler einige Kupfermünzen, so kann man sicher sein, daß das ga
von Krüppeln auf Schritt und Tritt einem nachfolgen wird; es ist
ratsam, seine Barmherzigkeitsgefühle zu unterdrücken.

Um seinen Verfolgern zu entgehen, strebt man eiligen Schritt

der Marktplätze zu, von denen jede Chinesenstadt mehrere enthält, und auf denen sich stets, falls das Wetter schön ist, ein äußerst reges und mannigfaltiges Leben abspielt. In dem Panorama, welches sich hier darbietet, lenkt zuerst ein Gaukler unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er ist ein ältlicher Mann. Sein Haar ist ergraut, ein spärliches Zöpfchen hängt von seinem Schädel auf den Rücken hernieder. Der obere Teil seines Körpers ist bis zum Unterleibe entblößt, doch steckt in seinen blauen Beinkleidern genug Zeug, um daraus Anzüge für zwei Personen machen zu können. Seine Filzschuhe befinden sich in einem kläglichen Zustande. Als Strümpfe dienen ihm baumwollene Lappen, die seinen Füßen einen elephantischen Umfang geben. Die Umstehenden beobachten aufmerksam jede Bewegung des „Schauspielers".

Jetzt marschiert er auf seiner Arena auf und nieder, wirft seine Arme wie ein Wahnsinniger um sich herum, schlägt auf seine Brust, erst mit der rechten, dann mit der linken Hand, ballt seine Fäuste, wirft verdächtige Blicke auf die Zuschauer, als ob er sagen wolle: warum zögert ihr solange, mir einige Kupferstücke zuzuwerfen. Im nächsten Augenblicke kommt die große Anstrengung, — es ist alles was er thun kann: er hebt von der Erde einen eisernen Bolzen auf, welchen ein Knabe aufheben könnte, wirft ihn auf den Boden, so daß er darin stecken bleibt, und spaziert wieder in seiner Arena umher.

Wenige Schritte von diesem Gaukler hat ein Wahrsager und Phrenologe sein Zelt aufgeschlagen. Ungefähr ein Dutzend Chinesen haben sich um ihn herum gesammelt. Der alte patriarchalische Windbeutel sitzt hinter einem kleinen Tische, welcher mit Schreibmaterialien, Räucherkerzen u. dergl. beladen ist. Er erzählt einem seiner Kunden sein zukünftiges Schicksal. Die umherstehenden Leute lauschen atemlos den merkwürdigen Enthüllungen. Dann legt der „Weise" seine Hände auf das Haupt seines Kunden und befühlt dessen Schädelbildung; nach einigen Augenblicken macht er ein sehr kluges Gesicht über die Anlage seines „Patienten", der, augenscheinlich nicht mit der Antwort zufrieden, nochmals einige Kupferstücke auf den Tisch legt. Der „Doktor" versucht noch einmal seine Weisheit an dem Schädelgebilde seines Opfers, und diesmal mit einem mehr befriedigenden Erfolge.

Dicht dabei hat ein öffentlicher Schreiber sein „Bureau" eröffnet. Da die Schreibkunst unter den unteren Volksschichten in China nur wenig bekannt ist, so nehmen die ungebildeten Klassen die Hülfe dieser „Schriftgelehrten" vielfach in Anspruch, um sich von ihnen Briefe u. ä. schreiben zu lassen. Einem Ausländer mag es allerdings sonderbar erscheinen, daß sich der Chinese dazu bewegen läßt, seine Briefe laut dem Schreiber zu diktieren, während ihn eine gaffende und neugierige Menge umsteht, doch dieser Umstand stört den Briefsender nicht im geringsten. Die Kosten für die Ausstellung eines solchen Schriftstückes hängen natürlich von der Arbeit ab, welche der

Schönschreiber, der auch das Papier, den Umschlag usw. liefert, auf dasselbe verwendet.

Auf der entgegengesetzten Seite dieses Marktes treibt ein bezopfter „Bosco" seinen Hokuspokus. Die Garderobe dieses bereits in vorgerücktem Alter stehenden Taschenkünstlers besteht nur aus einem Paar kurzer baumwollener Beinkleider. Der Zauberer wird selbstverständlich ebenfalls von einem großen Menschenhaufen umstanden. Er hatte soeben, um von den Zuschauern einige Kupfermünzen einzusammeln, eine Pause gemacht und traf Anstalten zu einer neuen magischen Produktion. Die erste Nummer seines Programms bestand darin, daß er drei oder vier Marmorkugeln auf ein an die Erde gebreitetes Stück Leinwand hinlegte. Die Lage der Kugeln änderte er dergestalt, daß man nie mit Bestimmtheit sagen konnte, wo sich diese eigentlich befanden. Mitunter that der „Künstler" so, als ob er unvorsichtiger Weise eine der Kugeln auf die Erde habe fallen lassen, worauf er sie durch die Leinwand zu rollen versuchte, um im nächsten Augenblick die scheinbar verloren gegangene Kugel aus seinem linken Auge hervorzuziehen. Er legte wohl auch einen Melonenkern unter sein Augenlid, hielt eine seiner Fäuste über das Auge und schlug dasselbe mit der anderen Faust. Dann zeigte er das Auge, es sah geschwollen aus, als ob der Melonenkern unter der Haut stecke. Im nächsten Augenblick streckte er seine beiden Arme hoch in die Lüfte, um zu zeigen, daß nichts unter seinen Achselgruben verborgen sei. Wenige Augenblicke darauf holte er eine Anzahl dieser Kerne aus denselben hervor, gab vor, sie zu verschlucken und zog schließlich einen nach dem andern aus seinen Nasenlöchern hervor.

Die nächste Nummer seines Programms bestand darin, daß der „Künstler" aus seinem Bündel eine messingene Schelle hervorholte, ungefähr so groß wie eine Wallnuß. Diese wurde verschluckt, und augenscheinlich war die Sache kein Betrug, denn man konnte den dicken Klumpen im Halse ganz deutlich sehen. Ja, noch mehr; nachdem die Schelle ihren Platz in dem Magen gefunden hatte, fing der Zauberer an auf der Erde herumzuspringen und zu der Musik zu tanzen, welche die Schelle inwendig in seinem Bauche machte. Man konnte das Läuten hören. Dies war der Moment, den er dazu benutzte, das Herz seiner Zuschauer zu erweichen, indem er an sie die Aufforderung zu einem „Kumscha",*) einem Backschisch, ergehen ließ. Jetzt hustete er kramphhaft, seine Schmerzen schienen sehr groß zu sein, tiefen Atem holend schnaufte er wie ein Rennpferd, hustete wieder, verdrehte seinen Körper und

*) Unter dem Worte „Kumscha" versteht man irgend ein Geschenk. Es stammt von der in Amoy gebräuchlichen Aussprache für den Ausdruck „erkenntlicher Dank" ab. Das Wort wird häufig von chinesischen Bettlern Ausländern gegenüber in demselben Sinne wie „Backschisch" gebraucht, welch letzteres Wort man in der Redeweise des „fernsten" Ostens nicht kennt.

schnitt entsetzliche Grimassen, bis er die Schelle wieder aus seinem Munde hervorbrachte. Dann ging er mit dem Teller herum, auf den die Kupferstücke allerdings nicht allzu reichlich fielen.

Nach einer kurzen Pause ging es weiter ans Geschäft. Das nächste Kunststück war staunenerregend, obgleich nicht sehr ergötzlich mit anzusehen. Mit seinen knochigen Händen schlug sich „Bosco" seine entblößte Brust, dabei stammelnde Worte ausrufend. Dann holte er tief Atem, und seine ganzen Eingeweide schienen sich unter seiner Brust heraufzuziehen, denn unterhalb der Rippen konnte man bis zum Rückgrade nichts anderes wie Haut sehen. In diesem gerippenähnlichen Zustande spazierte er im Kreise herum und rief laut aus, daß er drei Tage lang nichts zu essen gehabt hätte. Im nächsten Augenblick aber metamorphosierte er seinen Körper, indem er Luft einatmete. Nun sah er aufgeblasen wie ein Ballon aus, und seine Kreisförmigkeit war ebenso außerordentlich wie früher sein skelettähnliches Aussehen.

Das nächste Kunststück bestand in dem Verschlucken von neun Nadeln, jede etwa einen Zoll lang, dem Ansehen nach chinesisches Fabrikat. Der Zauberer steckte diese neun Nadeln in seinen Mund, und that, als wenn er sie wirklich verschluckt habe. Sein Publikum, etwas ungläubig, forderte ihn auf, den Mund zu öffnen; er thats, aber nichts konnte in seinem Munde entdeckt werden. Jetzt gab er vor, große Schmerzen in seinem Magen zu empfinden, holte zunächst einen Zwirnsfaden, etwa einen Meter lang, hervor, steckte ein Ende davon in den Mund und ließ den Faden Zoll bei Zoll in seinem Munde verschwinden. Noch einmal öffnete er seinen Mund, um zu zeigen, daß der Faden verschluckt worden wäre. Während der nächsten paar Minuten schien seine Situation eine recht unbehagliche zu sein. Wiederum hustete er stark und schnitt Grimassen wie jemand, der gefoltert wird. Endlich strengte er sich gewaltig an und spie ein Ende des Zwirnsfadens aus; an demselben ziehend, brachte er schließlich die neun Nadeln, alle eingefädelt, wieder ans Tageslicht! Die Täuschung war ganz vorzüglich ausgeführt. Übrigens produziert sich ein Mitglied des Barnumschen Circus in genau demselben Kunststück.

In dem bunten Gedränge der etwas abwärts gelegenen Straßen bemerken wir eine Persönlichkeit, welche größeres Interesse für den Ausländer besitzt. Es ist der umherreisende Barbier. Der Fremde wird es wohl für unmöglich halten, daß man das Barbiergeschäft auf der Straße betreiben könne, und es wäre wohl auch kaum ausführbar, falls das Leben und Treiben auf den Straßen einer chinesischen Stadt dieselbe Eile charakterisierte, wie in den Städten des Westens. Irgend eine Straßenecke oder ein kleiner freier Platz an der Straße genügt dem umherreisenden Figaro, zur Ausübung seines Berufs. Die Requisiten, welche er nötig hat, sind weder zahlreich noch verwickelter Natur. Das ganze Handwerksgerät besteht aus einem Bambusuntersatz, etwa drei Fuß hoch, auf dem ein hölzerner rotlackierter

Napf mit Wasser steht. Der Bambusuntersatz besitzt eine Schublade, in der sich Rasiermesser und kleine Handtücher befinden.

Der Haarkünstler hat auch einen kleinen dreibeinigen Schemel, auf welchen er seine Kunden niedernötigt. Die Rasiermesser der chinesischen Barbiere sind ganz eigentümlicher Machart. Sie bestehen aus einem sehr kleinen Holzgriffe und einer dicken eisernen Klinge, etwa zwei bis drei Zoll lang und anderthalb Zoll breit; in diese Klinge ist eine stählerne Schneide eingelegt. Ungleich seinem westlichen Kollegen, gebraucht der chinesische Barbier zum Rasieren keine Seife, sondern nur Wasser. Er macht den Kopf seines Kunden einfach ein wenig naß und rasiert so lange, bis sein Messer stumpf wird.

Dies alles thut er auf offener Straße, fortwährend dem Gedränge der Menschenmenge ausgesetzt, und doch ereignet es sich nur selten, daß er seine Kunden schneidet, wennschon unserer Ansicht nach letztere selbst ein starkes Nervensystem haben müssen, um so mit völliger Gemüthsruhe auf sich herumkratzen zu lassen. Nachdem der „Patient" rasiert worden ist, macht sich der Haarkünstler zunächst daran, den Kopf seines Kunden aufzuflechten und auszukämmen. Sodann muß dieser sich über ein Waschbecken bücken, und der Barbier wäscht und kämmt das Haar. Nun nimmt unser Figaro aus seiner Handwerkstasche eine Anzahl von eigentümlich geformten kleinen Sonden und Schaufelchen. Mit diesen macht er sich daran, die Ohren seines Klienten zu reinigen. Er gebraucht das Schaufelchen zuerst und dann die Sonde, an der ein kleines Stückchen Schwamm befestigt ist. Hierauf nimmt der Barbier eine Art von kleinem eisernen Reibeisen, mit dem er die Augenlider abschrappt, nachdem er dieselben zu diesem Zwecke ein wenig umgedreht hat. Darnach wird das Haar des „Dulders" getrocknet und der Zopf geflochten. Nun kann der Kunde seiner Wege gehen, nachdem er fast eine Stunde bei der Operation verloren und dem Operateur sein Honorar, kaum zehn Pfennige, ausgezahlt hat.

Interessant ist auch die Klasse von umherziehenden Handwerkern, welche mit dem Rufe „Bessere zerbrochenes Porzellan aus," Porzellan- und Glaswaren mittels Messingnieten reparieren. In dem Kästchen, das ein solcher „Spezialist" trägt, befinden sich einige Handwerksgeräte und Messingdraht. Übergiebt ihm jemand ein zerbrochenes Geschirr zum Ausbessern, so bringt er zuerst das ausgebrochene Stück in seine richtige Lage und bohrt darauf Löcher, die sich gegenüber liegen, in den zerbrochenen wie in den heilen Teil des Gegenstandes. Diese Löcher werden aber nicht ganz, sondern etwa nur halb eingebohrt. Der Ausbesserer nimmt darauf ein etwa ein Drittel Zoll langes Stück Messingdraht. Nachdem er die Enden platt gehämmert hat, biegt er sie in einem rechten Winkel um. Das gebogene Stück entspricht der Tiefe des gebohrten Loches. Mit einem Hämmerchen treibt er darauf die Nieten in die Löcher, welche etwas nach einwärts schief gebohrt sind. Die Niete verbleibt dadurch in ihrer Lage. Die Chinesen sind so große Liebhaber

von dieser Art des Reparierens, so daß sie Gegenstände, welche oft kaum einen Groschen wert sind, mit Nieten ausbessern lassen, was mitunter zwanzig Pfennige und noch mehr kostet.

Die Aufmerksamkeit des Ausländers wird auch stark auf den Menschenstrom gelenkt, welcher sich seinen Weg in die Theehäuser bahnt, bezw. dieselben verläßt. Man findet diese Etablissements in jeder Stadt in großer Anzahl vor. Sie vertreten in China die Stelle der Bier- oder Schnapslokale der Länder des Westens. Ihre innere Einrichtung ist ein Muster von Einfachheit. Man bemerkt nur gewöhnliche Holztische, um die herum auf lehnlosen Stühlen die Gäste ein Täßchen ihres Nationalgetränkes einschlürfen. Tische und Stühle weisen jedenfalls Solidität auf. Die Wände des Zimmers sind zumeist kahl, und da man des Tags die Fensterläden aushebt, — Glasfenster giebt es für gewöhnlich nicht, — so kann jeder Vorbeipassierende einen Blick auf das thun, was in diesen Lokalen vor sich geht. Dieselben sind den ganzen Tag hindurch bis tief in die Nacht hinein mit Menschen angefüllt. Thee, ausschließlich der schwarze, — Chinesen gebrauchen keinen grünen, — ist bekanntlich das Lieblingsgetränk der einheimischen Bevölkerung; kaltes Wasser wird von ihr für ungesund gehalten und deshalb nur im Notfalle getrunken.

Wer könnte die verschiedenen Typen aufzählen, aus denen sich der Strom der Fußgänger in den Straßen zusammensetzt! Hier die laute Stimme von umherziehenden Köchen, die ihre stark duftenden Gerichte zum Verkauf anbieten und von früh Morgens bis Abends spät die Gassen mit ihrer Garküche, deren Vorrat an Fadennudeln und ähnlichen Leckerbissen unerschöpflich zu sein scheint, durchwandern. Dort sehen wir den umherziehenden Schuhmacher, ebenfalls ein Straßenindustrieller, der in einem, über seinen Schultern hängenden Kästchen, Leder, Wachs, Nadeln, Zwirn und einheimisches Schuhmaterial trägt. Die Nähmethode ist fast genau der unsrigen ähnlich, doch muß der chinesische Schuster von den Pflöcken und dem Zwirn mehr Gebrauch machen, da die Sohlen des einheimischen Schuhzeuges gewöhnlich aus Schichten von Papier oder Filz bestehen. In nächster Nähe hören wir die Stimme des reisenden Grobschmieds und Klempners, des Regenschirm-Ausbesserers und wandernden Apothekers. Jeder dieser Handwerker singt seine eigene, ihm eigentümliche Note. Kulis, die unter ihrer schweren Last keuchen, Sänftenträger, die mit lauter Stimme jedermann ermahnen, aus dem Wege zu gehen, und deren Last der wohlbeleibte Mandarin, der wohlhabende Kaufmann oder eine mandeläugige Schöne sein mag, — sie alle machen ein äußerst buntfarbiges Panorama aus, welches sich tief in das Gedächtnis jedes Uneingeweihten einprägen muß.

Die „Linkshändigkeit" der Chinesen.

Die Chinesen sind nicht nur die Antipoden des Europäers vom geographischen Standpunkte aus betrachtet, auch ihre Denkungsart und Handlungsweise ist zumeist der unsrigen gerade entgegengesetzt. Es ist demnach zwecklos zu erwägen, wie ein Chinese unter gewissen Umständen handeln würde, wollten wir dabei unsere Handlungsweise in ähnlichen Fällen als Maßstab anlegen. Höchstwahrscheinlich würde der Chinese auf Gedanken kommen, die uns nie einfallen dürften. Er thut gerade dasjenige, woran wir nie dächten, und er gebraucht Worte, die auszusprechen wir nie wagen würden. Eine Reihe von Beispielen, die dem alltäglichen Leben entnommen sind, wird diesen scheinbaren „Zwiespalt der Natur" des Chinesen klarlegen.

So lacht der Chinese häufig, wenn er erzählt, daß seine Eltern oder nächsten Verwandten gestorben sind. Die Braut, welche bei ihrem Transport in der Sänfte nach dem Hause ihres zukünftigen Gemahls nicht laut jammern und weinen würde, würde man allgemein für ein gefühlloses Geschöpf betrachten. Anstatt zu fragen: „Wie geht es dir?" erkundigt sich der Chinese: „Hast du schon deinen Reis gegessen?" Für „Lebewohl" gebraucht er „Gehe langsam". Er erkundigt sich nicht nur höchst angelegentlich nach deiner Gesundheit, sondern er frägt auch wie alt du bist, und solltest du schon im vorgerückten Alter stehen, so wird er dich darob beglückwünschen. Er frägt dich auch wie hoch dein monatliches Einkommen ist, wie viel Miete du bezahlst, er richtet überhaupt viele andere „höfliche" Fragen an dich, die wir Europäer für ungeschliffen und unverschämt erachten würden.

Andererseits hüte dich, sich bei ihm nach dem Wohlbefinden seiner Frau zu erkundigen, auch frage ihn nicht nach seinen Töchter. Seine Söhne wird er dir ungebeten vorstellen. Sage ihm auch keine Schmeicheleien, wenn du bemerkst, daß sein jüngster männlicher Sprößling recht gesund aussieht; denn sollte dieser krank werden oder ihm sonst etwas zustoßen, so würde man dir die Schuld in die Schuhe schieben. Indem du deinen Hut abnimmst, sobald du das Haus eines Chinesen betrittst, hat letzterer seine Kopfbedeckung aufgesetzt, ehe er dich empfängt; er schüttelt seine eigenen Hände anstatt der deinen. Er setzt sich zu deiner Linken, als dem Ehrenplatze, und reicht er dir etwas, so thut er es mit beiden Händen. Auch wird er dir möglicherweise mit Stolz einige dicke Bretter zeigen, die für seinen zukünftigen Sarg bestimmt sind, und die ihm seine pflichtgetreuen Söhne zum Geschenk gemacht haben.

Sehen wir uns chinesische Bücher an, so werden wir finden, daß auch hier alles „linkshändig" hergeht: das Ende ist der Anfang, und der Anfang das Ende. Die Linien sind senkrecht und nicht wagerecht, wie bei uns. Der Leser legt sein Lesezeichen am Unterende der Seite ein und nicht oben.



Chinesische Sänftenträger.



Chinesische Schauspielerin.

Die „Linkshändigkeit“ der Chinesen.

Die Chinesen sind nicht nur die Antipoden des Europäers vom geographischen Standpunkte aus betrachtet, auch ihre Denkungsart und Handlungsweise ist zumeist der unsrigen gerade entgegengesetzt. Es ist demnach zwecklos zu erwägen, wie ein Chinese unter gewissen Umständen handeln würde, wollten wir dabei unsere Handlungsweise in ähnlichen Fällen als Maßstab anlegen. Höchstwahrscheinlich würde der Chinese auf Gedanken kommen, die uns nie einfallen dürften. Er thut gerade dasjenige, woran wir nie dächten, und er gebraucht Worte, die auszusprechen wir nie wagen würden. Eine Reihe von Beispielen, die dem alltäglichen Leben entnommen sind, wird diesen scheinbaren „Zwiespalt der Natur“ des Chinesen klarlegen.

So lacht der Chinese häufig, wenn er erzählt, daß seine Eltern oder nächsten Verwandten gestorben sind. Die Braut, welche bei ihrem Transport in der Sänfte nach dem Hause ihres zukünftigen Gemahls nicht laut jammern und weinen würde, würde man allgemein für ein gefühlloses Geschöpf betrachten. Anstatt zu fragen: „Wie geht es dir?“ erkundigt sich der Chinese: „Hast du schon deinen Reis gegessen?“ Für „Lebewohl“ gebraucht er „Gehe langsam“. Er erkundigt sich nicht nur höchst angelegentlich nach deiner Gesundheit, sondern er frägt auch wie alt du bist, und solltest du schon im vorgerückten Alter stehen, so wird er dich darob beglückwünschen. Er frägt dich auch wie hoch dein monatliches Einkommen ist, wie viel Miete du bezahlst, er richtet überhaupt viele andere „höfliche“ Fragen an dich, die wir Europäer für ungeschliffen und unverschämt erachten würden.

Andererseits hüte dich, sich bei ihm nach dem Wohlbefinden seiner Frau zu erkundigen, auch frage ihn nicht nach seinen Töchter. Seine Söhne wird er dir ungebeten vorstellen. Sage ihm auch keine Schmeicheleien, wenn du bemerkst, daß sein jüngster männlicher Sprößling recht gesund aussieht; denn sollte dieser krank werden oder ihm sonst etwas zustoßen, so würde man dir die Schuld in die Schuhe schieben. Indem du deinen Hut abnimmst, sobald du das Haus eines Chinesen betrittst, hat letzterer seine Kopfbedeckung aufgesetzt, ehe er dich empfängt; er schüttelt seine eigenen Hände anstatt der deinen. Er setzt sich zu deiner Linken, als dem Ehrenplatze, und reicht er dir etwas, so thut er es mit beiden Händen. Auch wird er dir möglicherweise mit Stolz einige dicke Bretter zeigen, die für seinen zukünftigen Sarg bestimmt sind, und die ihm seine pflichtgetreuen Söhne zum Geschenk gemacht haben.

Sehen wir uns chinesische Bücher an, so werden wir finden, daß auch hier alles „linkshändig“ hergeht: das Ende ist der Anfang, und der Anfang das Ende. Die Linien sind senkrecht und nicht wagerecht, wie bei uns. Der Leser legt sein Lesezeichen am Unterende der Seite ein und nicht oben.



Chinesische Sänftenträger.



Chinesische Schauspielerin.

Textnoten befinden sich am oberen Rande oder kommen sonst mitten im Text vor. Der Titel befindet sich häufig am Schnitte des Buches, da man dieselben in Bücherschränken nicht in Reihen aufstellt, sondern eins auf das andere legt. Die Seiten werden nie aufgeschnitten, weil man nur eine Seite des Papiers bedruckt.

Die Kleidung des Chinesen weist, verglichen mit der unsrigen, ebenfalls viele Eigentümlichkeiten auf. Den Rang des Beamten erkennt man an verschiedenfarbigen Knöpfen, die auf der Spitze des Beamtenhutes angebracht sind; die Pfauenfeder des Mandarinenhutes steht nicht senkrecht, sondern hängt am Hinterteil desselben schräg herunter, ähnlich wie der Schwanz eines Vogels. Armbänder werden nicht nur allein von Frauen getragen, auch Männer schmücken sich häufig mit ihnen. Handschuhe werden weder von Männern noch von Frauen getragen, aber die Ärmel der Kleidung sind so lang, daß sie oft ein paar Fuß über die Hände reichen und so bei kaltem Wetter als eine Art von Muff dienen können. Auch benutzt man die Ärmel als Taschen, da der Chinese letztere nicht kennt. An dem Barte kann man ungefähr das Alter des Chinesen schätzen. Bis zum 40. Lebensjahre ist nämlich das Gesicht des Chinesen glatt rasiert. Sobald er ins „Schwabenalter“ eintritt, pflegt er seinen Schnurrbart, der allerdings nie recht zur Entwickelung gelangt, weil der Mongole einen nur sehr schwachen Bartwuchs hat. Jacken und Hosen werden sowohl von Männern wie von Frauen getragen, lange Gewänder auch von Männern. Wir Europäer schwärzen unsere Fußbekleidung; der Chinese malt die dicken Seiten seiner Sohlen weiß. Schwarz ist im Abendlande die Farbe der Trauer, — im Reiche der Mitte ist es Weiß, Grau oder Blau. Frauen rauchen ebenso gut wie Männer. Beide Geschlechter machen von dem Fächer Gebrauch. Zerreißt jemand sich den Rock, so setzt der Schneider den Flicken stets von außen ein.

Die chinesische Kompaßnadel zeigt nach Süden und nicht, wie bei uns, nach Norden. Die Landeskinder sagen nicht: nordwest, nordost, südost, südwest, sondern: westnord, ostnord, ostsüd und westsüd. Das Kochen wird in chinesischen Fahrzeugen stets im Hinterteile derselben besorgt und nicht vorn. Beim Lawieren dreht sich die Dschunke nicht um ihr Heck, sondern um ihren Bug. Der Chinese dreht seine Namen um. Zuerst kommt der Familienname und dann sein Vorname; in derselben Weise versetzt er seine Titel und Verwandtschaftsgrade. Anstatt zu sagen: Se. Exc. der Gesandte, drückt er sich aus: der Gesandte, Se. Exc. Aus Onkel Schmidt macht er: Schmidt Onkel, und Herr Schultz wird Schultz Herr. Beim chinesischen Datum kommt zuerst das Jahr, dann der Monat und zuletzt der Tag. Der Chinese dreht auch die Bruchzahlen um. Anstatt zu sagen: vierſechstel, sagt er: von sechsteln vier. Der bezopfte Tischler sitzt bei seiner Arbeit und gebraucht seinen Fuß, um das Holz festzuhalten.

Der Chinese besteigt sein Pferd stets von der rechten Seite. Die Räder

irgend einer durch Menschenkraft in Bewegung gesetzten Maschine drehen sich in einer Richtung, welche der entgegengesetzt ist, in der sich die Zeiger einer Uhr bewegen. Leichensteine werden den Toten stets zu Füßen gesetzt. In der Schule sitzt der Lehrer in einer Ecke des Zimmers. Prüft er den Schüler, so wendet letzterer dem Lehrer den Rücken zu, anstatt ihn anzusehen. Das Briefporto wird zumeist vom Empfänger des Schreibens und nicht vom Absender gezahlt. Zimmerleute bringen auf einem Hause das Dach an, ehe die Mauern des Gebäudes errichtet werden. In den Ländern des Westens ist das Papierdrachenfliegen eine Lieblingsunterhaltung der Jugend, — in China vertreiben sich die erwachsenen Personen vielfach damit die Zeit, während die Kinder zuschauen.

Die Aushängeschilder der Läden hängen von den Dächern herab. Alle Läden stehen weit offen. Der Ladentisch befindet sich unmittelbar an der Straße. In China küßt die Mutter nie ihr Kind und der Bräutigam nie seine Braut, weil das Küssen unter dem Volke unbekannt ist. Die Teufel sind im Reiche der Mitte weiß. Der Arbeiter hat keinen Sonntag. Ein großer Teil der Bevölkerung bekennt sich zur selben Zeit zu drei verschiedenen Religionen, nämlich: Buddhismus, Taoismus und Confucianismus. Ein Mörder darf nicht hingerichtet werden, ehe er seine Schuld eingestanden hat. Eine alte Jungfer oder ein alter Junggeselle sind in China eine sehr große Seltenheit, — ein gesellschaftlicher Zustand, den in Deutschland zweifellos wohl manche Evatochter gern eingeführt sehen möchte.



Begrüßung der Chinesen.



Langlebigkeit.

Achtes Kapitel.

Zeiten und Feste.

Die Zeitrechnung. — Der Kalender. — Die Jahresfeste: 1. Neujahrsfest; 2. Totenfest; 3. Drachenbootfest; 4. Das Fest der Stickerinnen; 5. Schattenfest; 6. Das Mondverehrungsfest; 7. Papierdrachenfest; 8. Wintersonnenwendefest.

Die Zeitrechnung.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, weicht die chinesischen Zeitrechnung von der unsrigen insofern ab, als der chinesische Kalender zunächst nicht auf dem Sonnenjahre basiert, wie der gregorianische und julianische, sondern auf dem Lunisolarjahre, und insofern, als seine Berechnungsweise streng astronomisch geführt wird, während unsere Zeit- und Festrechnung auf cyklischer Berechnungsweise beruht.

Nun ist wohl in China ein Sexagesimal-Cyklus im Gebrauch, aber kein Cyklus zur eigentlichen Kalenderrechnung. Dieser Sexagesimal-Cyklus fällt jedoch seinem Aufbau nach nicht mit dem indischen Sexagesimal-Cyklus, dem Brihaspatoi Chakra, zusammen, weil er nicht wie dieser eine untrennbare Einheit ist, sondern sich aus der Verbindung zweier einfacher Cyklen, einem

Dezimal- und einem Duodecimal-Cyklus zusammensetzt. Die Namen diese beiden chinesischen Cyklen sind:

Dezimaler Cyklus.		Duodezimaler Cyklus.	
1. Kia	6. Ki	1. Tse	7. Wu
2. Yi	7. Keng	2. Tschau	8. Wei
3. Ping	8. Sin	3. Yin	9. Schen
4. Ting	9. Yen	4. Mau	10. Yio
5. Wu	10. Kuei	5. Tschen	11. Sii
		6. Sze	12. Hai

Zur Bildung dieses Sexagesimal-Cyklus setzt man die beiden Cyklen in ihrer Reihenfolge (hierbei mit Kia Tse beginnend) in der Weise nebeneinander, daß man den Dezimal- und Duodezimal-Cyklus so lange wiederholt bis man zur gleichen Reihenfolge der Zusammensetzung kommt. Dies trit bei dem sechzigsten so gebildeten Gliede ein, weil 60 die kleinste Zahl ist, di sich sowohl durch 12 als auch durch 10 teilen läßt. Hiernach erscheint mithin in diesem Sexagesimal-Cyklus die Reihenfolge des Dezimal-Cyklus sechsmal, die des Duodezimal-Cyklus fünfmal. Das erste Jahr dieses Sexagesimal-Cyklus, den die Chinesen Kia Tse Hua nennen, wird also Kia Tse sein das zweite Yi Tschau, das zehnte Kuei Sii, das zwölfte Yi Hai, das dreizehnte Ping Tse, das vierzehnte Ting Tschau u. s. w., bis zum sechzigsten welches Kuai Hai ist.

Die uralte Gepflogenheit der Chinesen, — zunächst wohl nur zu astrologischen oder geomantischen Zwecken, — die aufeinander folgenden Tage fortlaufend ohne Rücksicht auf die Monatsgrenzen durch diesen Sexagesimal-Cyklus zu bezeichnen, bietet infolgedessen unter Umständen den einziger Anhaltspunkt zur genauen Umsetzung einer Datumsangabe aus früherer Zeit

Auch bei ihnen, wie bei vielen anderen Nationen, ist die kleinste Einhei des Kalenders der Sonnentag, den sie seit den ältesten Zeiten von Mitternacht zu Mitternacht rechnen. Er ist in zwölf gleiche Teile (Stunden) geteilt, di durch die zwölf in dem duodezimalen Cyklus angeführten Namen bezeichnet werden. Jede dieser chinesischen Stunden ist wiederum in zwei gleiche Teile geteilt, welche durch Hinzufügung der Worte „Tschu“ und „Tscheng“ von einander unterschieden werden, so daß z. B. 11 Uhr abends Tse Tschu, Mitternacht Tse Tscheng, 1 Uhr morgens Tschau Tschu und 2 Uhr Tschau Tscheng genannt wird.

Außerdem ist unter Chinesen, wie bei anderen ostasiatischen Völkern, eine Stundenbezeichnung gebräuchlich, bei welcher die Stunden durch folgenden Tier-Cyklus bezeichnet werden:

11 Uhr abends	bis 1 Uhr morgens	....Ratte
1 „ morgens	„ 3 „ „	....Ochse
3 „ „	„ 5 „ „	....Tiger
5 „ „	„ 7 „ „	....Hase
7 „ „	„ 9 „ vormittags	....Drache
9 „ vormittags	„ 11 „ „	....Schlange
11 „ „	„ 1 „ nachmittags	....Pferd
1 „ nachmittags	„ 3 „ „	....Schaf
3 „ „	„ 5 „ „	....Affe
5 „ „	„ 7 „ „	....Huhn
7 „ „	„ 9 „ abends	....Hund
9 „ abends	„ 11 „ „	....Eber

Eine chinesische Stunde ist gleich 8 „Ki“, ein Ki gleich 15 „Fen“ (Minuten), und ein Fen gleich 60 „Miau“ (Sekunden). Obgleich unsere, aus sieben Tagen bestehende Woche in China unbekannt und im alltäglichen Leben des Volkes nicht gebräuchlich ist, so kann sie doch mit dem chinesischen Kalender in Verbindung gebracht werden, und zwar durch die Tagesbezeichnung des „Tschi Sin,“ eines aus den 28 Domizilen gebildeten Cyklus.

Der chinesische Monat ist ein Mondmonat; er fängt mit dem Neumondstage an und dauert bis zum Tage des nächsten Neumonds. Seine mittlere Dauer ergiebt sich mithin aus der synodischen Umlaufszeit des Mondes von 29.5306 mittleren Sonntagen. Das chinesische Jahr hingegen ist ein Lunisolarjahr von zwölf beziehungsweise dreizehn Mondmonaten, indem von Zeit zu Zeit das Sonnen- mit dem Mondjahre dadurch in Übereinstimmung gebracht wird, daß man einen Monat einschaltet, wodurch das betreffende Schaltjahr dreizehn Mondmonate umschließt.

Der Chinese bezeichnet seine Monate für gewöhnlich einfach als erster, zweiter, dritter Monat u. s. w.; doch sind neben diesen Bezeichnungen noch andere Namen in Gebrauch, von denen man namentlich im Briefstile und in der Dichtkunst Gebrauch macht. Man hat die betreffenden Sinnbilder aus der Pflanzenwelt genommen, nämlich: Pflaumenmonat (der 1. Monat), Aprikosenmonat (2.), Pfirsichmonat (3.), Päonienmonat (4.), Granatäpfelmonat (5.), Lilienmonat (6.), Froschlattigmonat (7.), Zimmetblütenmonat (8.), Chrysanthemummonat (9.), Eibischmonat (10.), Cameliennmonat (11.) und Chimomanthusmonat (12.).

In den Häusern der wohlhabenden Zopfträger findet man häufig die Monate durch große Bronze- oder Porzellanfiguren dargestellt, die in ihren Händen ebengenannte Pflanzen als Abzeichen halten, und zwar sind es stets dreizehn Figuren. Die dreizehnte stellt nämlich den Schaltmonat vor; er wird sinnbildlich durch die Figur einer alten Frau dargestellt, die in ihren Armen ein Kind und einen Binsenhalm trägt.

Der Chinese scheint sich jedoch im gewöhnlichen Leben nicht allzu gena an diese Bezeichnungen zu halten. So nennt er den zehnten Monat häufi den Pflaumenmonat, den vierten den Akazienmonat, den fünften den Pil monat, den siebenten den Melonenmonat, den elften den Binsenmonat. E ist schwer zu verstehen, warum mehrere der genannten Pflanzen zum Sinnbil für die verschiedenen Monate auserwählt worden sind, denn die Zeit ihre Gedeihens oder ihrer Blüte fällt durchaus nicht in die Monate, welche na ihnen benannt worden sind.

Zur Bestimmung der Länge des Sonnenjahres hatten die chinesische Astronomen seit den ältesten Zeiten, demnach seit mehr als viertausend Jahre einen der Kardinalpunkte der Sonnenbahn gewählt, nämlich: die Winte sonnenwende, die sie mittels eines Gnomon auch durch die größte Länge de Sonnenschattens im Mittag bestimmten. Im Zusammenhange damit begann sie in früher Zeit ihr Lunisolarjahr mit jedem Neumond, welcher dem Winte solstitium am nächsten war.

Verschiedene Dynastien führten unterschiedlich hiervon abweichende Jahre anfänge ein, und erst seit der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr blieb der Jahresanfang auf jenen Monat fixiert, innerhalb dessen die Son in das Zeichen der Fische tritt, einen Punkt der Sonnenbahn, welcher v dem Wintersolstitium genau 60 Grad entfernt ist. Da der Eintritt d Sonne in das Sternbild der Fische etwa in der Nähe des 19. Februar stat findet, und der chinesische Monat nur 29 oder 30 Tage hat, ferner, da d chinesische Neujahr nicht mehr als 30 Tage vor dem Eintritt der Sonne das Zeichen der Fische eintreten kann, so fällt demnach dasselbe ungefähr den Zeitraum zwischen den 20. Januar und den 19. Februar.

Folgende Tabelle veranschaulicht die chinesische Einteilung der Sonne bahn in 24 gleiche Teile (die Tsi und Ki genannt). Den Benennung der einzelnen Teile in deutscher Übertragung sind die analogen Zeichen d europäischen Tierkreises sowie der näherungsweise Tag im gregorianisch Kalender für den Beginn dieser Tsie und Ki gegenübergestellt:

Nr. der Tsi Ki	Name der Tsi Ki	Zeichen des Tierkreises	Gregorischer Kalender
1	Frühlingsanfang		Feb. 4.
2	Regen	Fische.	„ 19.
3	Bewegungen der Larven . . .		März 6.
4	Frühlings-Equinox	Widder.	„ 21.
5	Klar und schön		April 5.
6	Samenkorn-Schauer	Stier.	„ 20.
7	Sommeranfang		Mai 5.
8	Saatwuchs	Zwillinge.	„ 21.

Nr. der Tsi Ki	Name der Tsi Ki	Zeichen des Tierkreises	Gregorischer Kalender
9	Ähren der Saat		Juni 5.
10	Sommer-Solstitium	Krebs.	„ 21.
11	Kleine Hitze		Juli 7.
12	Große Hitze	Löwe.	„ 22.
13	Herbstanfang		Aug. 8.
14	Grenze der Hitze	Jungfrau.	„ 23.
15	Weißer Thau		Sept. 8.
16	Herbst-Equinox	Waage.	„ 23.
17	Kalter Thau		Okt. 8.
18	Fall von Reif	Scorpion.	„ 23.
19	Winteranfang		Nov. 7.
20	Leichter Schnee	Schütze.	„ 22.
21	Starker Schnee		Dez. 7.
22	Winter-Solstitium	Steinbock.	„ 22.
23	Gelinde Kälte		Jan. 6.
24	Strenge Kälte	Wassermann.	„ 20.

Die Zeit, welche die Sonne braucht, um ein Tsi oder Ki zu durchlaufen, beträgt im Durchschnitt 30.44 Tage, während die Zwischenzeit zwischen zwei Neumonden im Durchschnitt nur 29.53 mittlere Sonnentage ist. Demnach muß es einen Monat geben, während dessen die Sonne in eines der zwölf Ki tritt. Dieser Monat ist der Schaltmonat, der im chinesischen Kalender durch die Zahl des vorhergehenden Monats mit vorgesetztem „Jun“ bezeichnet wird.

Die chinesischen Astronomen, d. h. das Hof-Astronomieamt zu Peking, basieren seit ungefähr dreihundert Jahren ihre diesbezüglichen astronomischen Berechnungen auf europäische Tafeln. Gegenwärtig berechnen sie die Ephemeriden für Sonne, Mond und die großen Planeten, — wie wir dies in den nautischen Jahrbüchern vorfinden, — nach den beiden von den Jesuitenmissionaren unter Kaiser Kang Hi (1662—1723) und deren Nachfolgern verfaßten groß Werke über Astronomie.

Die Zeitmesser der Chinesen beschränkten sich, ehe Uhren im Kaiserreiche bekannt wurden, praktisch genommen auf zwei Instrumente, nämlich: die Sonnen- und Wasseruhr. Dieselben weichen im wesentlichen ganz unbedeutend von denen ab, die seit uralter Zeit im Abendlande gebraucht wurden. Doch kennt man im Volke noch einige anderweitige uralte Tagesbestimmungen, die demselben eigentümlich zu sein scheinen.

Hierzu gehört das sogenannte Zeitfloß. Fünf Wasserfässer werden übereinander gestellt; jedes der oberen Fässer steht mit dem darunter befindlichen

mittels einer kleinen Öffnung in der Nähe des Bodens, durch die das Wasser tröpfelt, in Verbindung. In dem fünften — und untersten — Fasse ist ein Peilstock angebracht, auf dem die Stundenlinien markiert sind, und an dem ein kleines Floß sich auf und nieder bewegt. Dieses steigt natürlich mit dem Wasser und befindet sich in gleicher Höhe mit den Stundenlinien, die am Stabe angemerkt sind. Jeden Tag wird nun eine bestimmte Menge Wassers in das oberste Faß gegossen, und die Teilung des Druckes desselben zwischen den vier Fässern bewirkt wohl, daß das Herunterträufeln in einer sehr gleichmäßigen Weise vor sich geht. Eine andere landesübliche Methode, um den Schritt der Zeit zu bezeichnen, besteht darin, daß man Räucherkerzen, die eine bestimmte Dicke haben, anzündet; sie verbrennen dann in einem gleichmäßigen Zeitraume.

Der Kalender.

Kein Buch erfreut sich im Lande der Mitte einer größeren Verbreitung unter den Eingeborenen und genießt seiner ihm angedichteten Bedeutung und Wichtigkeit halber ein höheres Ansehen, als der vom kaiserlichen Astronomieamte zu Peking alljährlich herausgegebene Kalender. Ungleich seinem abendländischen Kollegen enthält er aber weder eine Auswahl von alten oder neuen Witzen, noch Annoncen von unfehlbaren Arzneien u. dergl. Seine Aufgabe ist eine viel ernsthaftere.

Dieser Kalender verdankt sein Ansehen ferner nicht der Auskunft, die er über Astronomie giebt, sondern sein Hauptzweck besteht darin, die Bevölkerung über die Wahl von glückverheißenden Tagen und Örtlichkeiten zur Verrichtung alltäglicher Beschäftigungen zu belehren. Und da, nach chinesischer Ansicht, das Gelingen jedes Unternehmens von der Zeit, zu welcher, und der Richtung, in welcher dasselbe vorgenommen wurde, abhängt, so ist es auch von höchster Wichtigkeit, daß man hierüber eingehend informiert ist, um jedwedes Unglück zu vermeiden und sich das Glück zu sichern.

Die Herausgeber des chinesischen Kalenders sind die neunzehn Mitglieder des kaiserlichen Astronomieamtes zu Peking. Dasselbe wurde auf Anordnung des ersten Ming-Kaisers (Hung Wu, 1368—1399 n. Chr.) gegründet. Vor dieser Zeit war die Anordnung des Kalenders sehr verworren. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, erließ Hung Wu eine Verordnung, derzufolge niemand, das Astronomieamt ausgenommen, sich mit der Veröffentlichung eines Kalenders befassen dürfe. Auch drohte dieses Edikt jedermann schwer zu bestrafen, der sich überhaupt mit der Astronomie zu beschäftigen wagen würde. Letztere Verordnung ist allerdings längst wieder aufgehoben worden, doch ist erstere noch immer in voller Kraft.

Im Jahre 1601 kam der Jesuitenmissionar M. Ricci nach Peking und machte den damals regierenden Kaiser auf schlimme Unrichtigkeiten, welche der chinesische Kalender enthielt, aufmerksam. Infolge hiervon wurden zwei katholische Missionare zu Mitgliedern des Hof-Astronomieamtes ernannt, um diese Irrtümer richtig zu stellen und fortan die Herausgabe des Kalenders mit zu beaufsichtigen.

Nach dem Sturze der Ming-Dynastie (1644) verfaßte eins der fremden Mitglieder dieses Amtes ein Buch, welches die Astronomie mit besonderer Rücksicht auf unser Kalenderwesen behandelte, und seit jener Zeit rührt jener Teil des chinesischen Kalenders in seiner jetzigen Form her, welcher die Jahres-Zeiteinteilung u. dergl. behandelt. Die Herausgabe desselben ist ein Regierungsmonopol; jedes Exemplar trägt den Regierungsstempel und gegen Jahresende erhalten die verschiedenen Buchhandlungen im Kaiserreiche eine gewisse Anzahl von Kalendern von Peking aus zugesandt. Dieselben werden nur einige Monate lang dem Publikum zum Kauf angeboten, — das Stück kostet je nach Ausstattung etwa 10 bis 20 Pfennige, — nach Ablauf dieser Frist wird in jedem Bezirke ein Beamter besonders damit beauftragt, alle noch nicht abgesetzten Exemplare wieder zurückzunehmen, um sie dann im Hofraume seines Amtsgebäudes verbrennen zu lassen. Aus dieser eigenartigen Maßnahme ist bereits ersichtlich, in welch' einem außerordentlichen Ansehen dieses chinesische „Buch der Bücher" steht.

Der Tag, an welchem der Kalender zur öffentlichen Verteilung kommt, ist ein großer Festtag in Peking. Hohe Würdenträger begleiten im feierlichen Aufzuge die für den Kaiser und seinen Hof bestimmten Exemplare bis zur kaiserlichen Residenz. Die für den Kaiser, die Kaiserin und die Damen des Harems bestimmten Kalender haben einen gelbseidenen Einband, liegen auf einer vergoldeten Bahre und werden von vierzig in gelbseidene Gewänder gekleidete Beamten getragen. Dann folgen mit rotseidenen Gardinen verhängte Tragstühle, auf denen die den Prinzen zugedachten Exemplare liegen. Den Schluß der Prozession bilden eine Abteilung Leute, welche in Körben die für die hohen Staatsbeamten bestimmten Kalender in den kaiserlichen Palast schaffen.

Dort angelangt, werden die Exemplare für den kaiserlichen Hof von Mitgliedern des Ceremonienamtes vor den Thron Sr. Majestät gelegt. Die Verteilung der Kalender an die Prinzen erfolgt in ähnlicher Weise, während die hohen Würdenträger ihre Exemplare, — sie werden als kaiserliches Geschenk betrachtet, — knieend in Empfang nehmen. Hierauf werden den Provinzialstatthaltern die für sie bestimmten Kalender zugesandt. Dieselben übergeben sodann den angesehensten Buchhändlern ihrer Satrapie eine bestimmte Anzahl von Exemplaren, von denen sie dann, wie bereits bemerkt, das Volk kauft.

Der Inhalt des chinesischen Kalenders setzt sich, soweit sein astronomischer

Teil in Betracht kommt, zusammen aus Tabellen für die Tage des Jahres, den Mondphasen, den Daten für die Tag- und Nachtgleichen u. dergl. Doch finden wir in ihm keine Angaben über die Erdnähe des Mondes, Sonnennähe, oder über die Bewegungen der Planeten; ja selbst nicht einmal Wettervermutungen. Die einzige Wetterprophezeihung, welche das Buch enthält, ist eine Tabelle, welche die Tage aufzählt, an denen man einen Sturm erwarten kann. Diese Vorhersagungen beruhen jedoch nicht auf meteorologischen Beobachtungen, sondern einzig darauf, daß auf diese Daten der Geburtstag gewisser Götter fällt. Wie es scheint, verlangen die Gottheiten, daß die Menschen, — namentlich Reisende und Seeleute, — ihren Geburtstag feiern sollen; widrigenfalls fangen sie so zu toben an, daß Leben und Habe auf dem Spiele steht.

In den Augen der Chinesen ist aber jener Teil des Kalenders der bei weitem wichtigste, welcher darüber Auskunft giebt, wie man glückverheißende Tage zu wählen, unglückliche jedoch zu vermeiden hat; z. B. glückliche Tage für Heiraten und Beerdigungen, für die Eröffnung eines Ladengeschäftes, für die Grundsteinlegung eines Hauses, das Antreten einer Reise, das Kopfrasieren, Baden u. dergl. mehr.

Der Kalender enthält ferner ein Verzeichnis der Tage, an welchen die Seele ihren Wohnsitz in diesem oder jenem Körperteile aufgeschlagen hat, so daß man, um ihre Ruhe nicht zu stören, die betreffenden Teile so wenig als möglich in Anspruch nimmt. So befindet sich beispielsweise die Seele am Neujahrstage im Daumen, am 5. Tage des 1. Monats im Fußknöchel, am 26. im Magen usw. Eins der wertvollsten Geschenke und höchsten Ehrenbezeugungen, welche die Regierung zu Peking einem Vasallenstaate machen bezw. erweisen kann, ist übrigens die Übersendung des kaiserlichen Kalenders. Alljährlich treffen in Peking Sondergesandtschaften dieser Völkerschaften ein, um dieses „kostbare“ Buch in Empfang zu nehmen.

Die Jahresfeste.

I. Das Neujahrsfest.

Die Wiederkehr des Neujahrs ist für den Chinesen ein ganz bedeutend wichtigeres Ereignis, als der entsprechende Jahrestag für uns Abendländer. Es ist nicht nur sein wichtigstes Fest, zu dessen Feier er sich mehrere Ruhetage gönnt, sondern es ist auch der große Abrechnungstag für alle geschäftlichen Angelegenheiten, — eine Gewohnheit, die allerdings sehr viel Empfehlenswertes für sich hat.

Der bezopfte Sohn des Reiches der Mitte sieht deshalb einem Neujahrstage nicht mit den Gefühlen ungemischter Freude entgegen: seine Vor-

empfindungen begleiten [zumeist nicht unerhebliche Angstgefühle, denn am „Sylvesterabende" müssen alle seine Schulden beglichen sein, ein fester Grundsatz der Bevölkerung, hoch und niedrig, der freilich sowohl für den Gläubiger wie auch für den Schuldner gar häufig arge Unannehmlichkeiten im Gefolge hat.

Man darf sagen, daß das Neujahrsfest das einzige, große alljährliche Ereignis in dem gesellschaftlichen und, wie zuweilen auch in dem politischen Leben der Chinesen ist. Der Geburtstag des Kaisers, ja selbst eine kaiserliche Hochzeit tritt vor diesem Feste ganz in den Hintergrund. Etwa zehn Tage vor Neujahr werden alle offiziellen Geschäfte in Wirklichkeit eingestellt; der Beamte schließt die Regierungsbureaus und bewahrt die Amtssiegel an einem sicheren Orte auf. Die gerichtlichen Feiertage dauern einen Monat und während dieser Zeit ist es verboten, Verbrecher zu bestrafen, ja sogar irgend welche wichtige Dokumente anzufertigen oder den Stempel darunter zu setzen.

Einige Tage vor Neujahr ist es die Pflicht jeder Familie, sich von dem Gotte des Herdes, dem „Küchengotte", wie ihn die Ausländer nennen, zu verabschieden, und ihm dabei den Dank dafür auszusprechen, daß er während des abgelaufenen Jahres jedes Familienmitglied vor Unfällen bewahrt hat. Chinesischer Ansicht zufolge tritt dieser Küchengott nämlich dann seine jährliche Reise an, um der „Perlenkaiser"-Gottheit seinen Bericht über das Thun und Treiben der Familie, welcher er zugeteilt ist, abzustatten.

Es ist für letztere natürlich von höchster Wichtigkeit, daß er seinem Vorgesetzten in den oberen Regionen nur Gutes über seine Schützlinge erzählen kann, und zu diesem Zwecke wird er von den Familienmitgliedern fleißig angebetet und durch reiche Opfer versöhnt, ehe er seinen Flug durch den Schornstein himmelwärts antritt. Ja, man trifft sogar Maßnahmen, um ihn überhaupt an jeglicher Berichterstattung zu verhindern; so zum wenigsten glaubt das Volk. In dieser Absicht opfert man dem Küchengotte Mengen äußerst klebrigen Zuckerwerks, und der nichts Böses ahnende Götze wird, nachdem er von demselben genossen, zu spät gewahr, daß seine Lippen fest zusammengeklebt sind und daß er nicht einen einzigen Laut von sich zu geben vermag. Am Abende vor Neujahr kehrt er dann von seiner Reise wieder zurück, worauf man ihm Zuckerwerk und ähnliche Leckerbissen in Hülle und Fülle vorsetzt.

Jeder Chinese hält es für seine Pflicht, die Neujahrsnacht wachend zu verbringen. Es dürfte sich ihm übrigens — ausgenommen er hat alle seine Schulden bezahlt — nur wenig Gelegenheit zum Schlafen bieten, selbst wenn er es versuchte. Seine standhaften Gläubiger würden nämlich nicht von seiner Seite weichen, sondern ihn abwechselnd mit Drohungen und Bitten zu bewegen suchen, entweder mit dem Gelde herauszurücken oder wenigstens sich auf irgend eine Art und Weise zu vergleichen.

Die Chinesen sind unübertroffene Meister in der Kunst des Mahnens,

und wehe demjenigen, welcher es versuchen würde, seinen Verpflichtungen auszuweichen: sein Haus wird von seinen Gläubigern in einen Belagerungszustand versetzt, man läßt ihn weder essen noch schlafen, bis er die Forderungen derselben befriedigt hat. Das Gesetz berechtigt denjenigen, welcher zu Neujahr gerechte Geldansprüche hat, das Haus seines Schuldners zu erbrechen und letzteren mit sich zu nehmen. Durch diese drastische Maßnahme wird, dem Volksglauben zufolge, die unglückliche Familie den boshaften Einflüssen aller umherirrenden Geister und Dämonen ausgesetzt. Dieselben belagern nämlich in der Neujahrsnacht die Häuser in außergewöhnlich großer Anzahl. Hieraus erklärt sich auch die allgemeine Volkssitte um Neujahr herum Feuerfrösche und Bombenschläge fortwährend abzufeuern, weil man glaubt, daß die Dämone hierdurch verscheucht werden. Das Volk verausgabt ganz enorme Summen zu dieser Zeit für Feuerwerkszwecke.

Die während der letzten Nacht des Jahres so belebten Straßen und Gassen sind am Neujahrstage fast menschenleer. Alle Läden und Bureaus sind geschlossen, man hält sich gemeiniglich zu Hause auf, und der Austausch von Besuchen, um sich gegenseitig zu beglückwünschen, ist ein besonders lebhafter. Am zweiten Neujahrstage werden namentlich viele Besuche abgestattet; vom frühen Morgen an wimmeln die Straßen von Fußgängern, Sänften u. dergl. Jedermann verläßt in festlicher Kleidung sein Haus, um seine Anverwandte und Freunde zu besuchen und ihnen Glückwünsche darzubringen. Ausgerüstet mit einem dicken Bündel von roten Gratulationskarten, werden zuerst die Blutsverwandten und sodann Bekannte aufgesucht. Die Subaltern-Beamten dürfen natürlich nicht vergessen, ihre Vorgesetzten zu beglückwünschen, die nebenbei gesagt auch erwarten, daß man ihnen ein kleines Geschenk zurückläßt. Bei jedem Besuche, den eine Person macht, wird ihr auch etwas zu essen und zu trinken angeboten, und abschlagen darf man das Anerbieten nicht.

Wie bei uns Weihnachten, so ist Neujahr bei den Chinesen die Zeit für gegenseitige Geschenke. Backwerk, kandierte und frische Früchte, Lebensmittel u. dergl. sind die gewöhnlichsten Präsente. An allen Häusern und namentlich über der Thür sieht man rote Papierstreifen angeklebt, auf welchen glückwünschende Redensarten, wie z. B. „Mögest du Söhne haben und reich werden", oder „Auf daß deine Tage in Ehre und Reichtum dahinschwinden mögen", geschrieben sind. Des Abends werden im Hause rote Lichter angezündet, eine unaufhörliche Kanonade von Feuerfröschen und Böllern stellt das Trommelfell auf die Probe, während „Musikkapellen" in den Häusern unbarmherzig auf Gongs und Trommeln losschlagen, um alle bösen Geister von den Behausungen fern zu halten. Neujahr bringt den Chinesen in Wirklichkeit die einzigen Festtage im Jahre, und sie sind daher auch zu diesen langen Feiertagen berechtigt. Jedermann wünscht zu dieser frohen Zeit seinen Mitmenschen Glück und Reichtum und Wohlergehen, mit einer einzigen Aus-

nahme von der Regel. Dieses unglückliche Geschöpf, welchem niemand zuruft: „Kung Hi! Kung Hi!" d. i. „werde reich, werde reich!" ist der — Sargmacher.

Das Neujahrsfest wird selbstverständlich am kaiserlichen Hofe mit ganz außerordentlichem Ceremoniell begangen. Die Festlichkeiten dauern mit wenig Unterbrechungen fast einen Monat. Woraus dieselben bestehen, darüber giebt uns ein Edikt der Kaiserin-Witwe, welches im Januar 1898 veröffentlicht wurde, einigen Aufschluß. Dasselbe lautet:

„Am 2. Tage des 1. Monats nächsten Jahres (8. Februar) um 4 Uhr nachmittags hat sich der Kaiser in Begleitung sämtlicher zum Hofe gehörigen Prinzen und Beamten zu dem in der Yen Tschu-Halle (im westlichen Teile des Palastes) bereiteten Festbankett zu begeben, und soll bei dieser Gelegenheit der Kaiser Uns den Festtrunk darbringen.

Am 5. Tage (10. Februar) werden Wir Uns um 8 Uhr Morgens in den mittleren Teil des Palastes, und

Am 6. Tage (11. Februar) Uns um 12 Uhr in die Schu Hang-Halle begeben, um dort Andacht zu verrichten.

Am 8. Tage (13. Februar) um 12 Uhr werden Wir nach J Ho Yuan (bei Wan Schu Schan) zurückkehren und dort

Am 10. Tage (15. Februar) um 10 Uhr vormittags in der Pai Yün-Halle die Gratulationen des Hofes entgegennehmen.

Am 12. Tage (17. Februar) um 10 Uhr morgens hat sich der Kaiser in Begleitung der ihm zunächst verwandten Prinzen zu dem in der Yen Schu-Halle bereiteten Festbankett zu begeben, und dort tanzende Posituren vor uns anzunehmen.

Am 13. Tage (18. Februar) hat sich die Kaiserin in Begleitung der Nebenfrauen und Konkubinen des Kaisers, der kaiserlichen Prinzessinnen und Gemahlinnen höherer Würdenträger zu dem in der Yen Schu-Halle bereiteten Familien-Bankett zu begeben.

Am 17. Tage (22. Februar) werden Wir Uns um 8 Uhr in den mittleren Palast zurückbegeben und hat Uns an diesem Tage der Kaiser in dem Tempel Wan Schu Sii (auf dem Wege von Wan Schu Schan nach Peking) mit Speisen zu bewirten."

Ein zweites, noch am selben Tage von der Kaiserin-Witwe erlassenes Edikt lautet:

„Bei dem am 25. Tage des 1. Monats (2. März) im Tsu Ming Kung stattfindenden Festbankett hat der Kaiser, während Wir Unseren Sitz einnehmen, östlich von den zu letzterem führenden Treppenstufen dreimal den „Kotau" (dreimaliges Niederknieen und neunmaliges Berühren der Erde mit der Stirn) zu vollziehen und dann selbst seinen Sitz einzunehmen. Es folgt die Darreichung von (Kuh) Milch und Thee an den Kaiser. Diejenigen Palastgarden, die dem Teil der Küche, in welchem der Thee gekocht wird,

zugeteilt sind, bringen Milch und Thee bis an die Außenthüre der Halle und übergeben sie an den Ober-Eunuchen. Letzterer überreicht Milch und Thee dem Kaiser, der an den Stufen der zu Unserem Sitz führenden Treppenstufen niederkniet. Nachdem der Kaiser Milch und Thee getrunken hat, vollzieht er noch einmal den „Kotau".

„Es folgt dann die Darreichung von Milch und Thee an die anwesenden Prinzen und hohen Würdenträger, und zwar durch die Palastgarden. Jeder vollzieht vor und nach dem Trinken einmal den „Kotau".

„Prinz Tsching hat sodann einen Becher mit (chinesischem) Wein herbeizubringen. Nachdem die Musikanten die Halle betreten haben, besteigt der Kaiser die Erhöhung, auf der sich Unser Sitz befindet. Der Ober-Eunuch nähert sich dem Kaiser mit dem Trinkbecher. Der Kaiser kniet nieder, macht einmal „Kotau", trinkt, macht noch einmal „Kotau" und nimmt dann unterhalb der Erhöhung Platz.

„Sodann folgt die Darreichung von Wein der Reihe nach an die Oberst-Kammerherren, die Mitglieder des Staatsrates, die Großsekretäre, den Präsidenten und Vicepräsidenten; ferner, an die Prinzen erster Klasse und die anwesenden mongolischen Prinzen. Alle trinken aus demselben Becher.

„Es folgen zunächst die Tänze eines Löwen, durch zwei Männer ausgeführt, von denen der eine in das Vorderteil und der andere in das Hinterteil einer Löwenhaut kriecht. Wenn dies beendigt ist und die Eunuchen die Tische weggeräumt haben, stehen der Kaiser und die anwesenden Prinzen und Würdenträger auf. Der Kaiser stellt sich mit dem Gesicht gegen Uns in der Mitte vor den Stufen der Erhöhung auf, die anwesenden Prinzen usw. hinter ihm, und alle vollziehen dann dreimal den „Kotau".

Die Festlichkeiten werden gewöhnlich mit dem 15. Tage im 1. Monat zum Abschluß gebracht. Diese Feier ist unter Ausländern als „Laternenfest" bekannt, obgleich schon ein anderes Fest, welches auf den 15. Tag des 8. Monats fällt und das dem Monde speziell geweiht ist, in Wirklichkeit als „Laternenfest" bezeichnet werden sollte. Wir werden auf dasselbe ausführlich zurückkommen.

Da der Neujahrstag stets auf ein Neumondsdatum fällt, so haben wir naturgemäß an diesem sogenannten Laternenfeste auch Vollmond. Sein Ursprung ist ungewiß, doch soll dasselbe bereits während der Tang-Dynastie (618—907 n. Chr.) gefeiert worden sein. Verglichen mit der Neujahrsfeier selbst, ist es ein kindisches und langweiliges Fest. Im Laufe des Tages versammeln sich die Familienmitglieder zu einem gemeinschaftlichen Mahle. Nach Anbruch der Dunkelheit werden zahllose buntfarbige Papierlaternen in allen möglichen Größen und u. a. Fische, Vögel, Blumen usw. vorstellend, in den Häusern und auf den Straßen angezündet. Feuerwerkskörper werden abgebrannt und bis tief in die Nacht hinein drängt sich durch die Straßen und Gassen der Stadt eine dichte Menschenmenge.

In der Nähe des Ahnenschreins zündet man zu Ehren der Schatten der Verstorbenen Räucherkerzen an, da sie, wie der Chinese annimmt, an diesem Abende die Gelegenheit wahrnehmen, um „dulces revisere natos.“ Dem Küchengotte werden ebenfalls Opfer dargebracht. Das Volk ist inzwischen auch der langen Feiertage satt geworden und es sehnt sich nach der Arbeit zurück. Die vielen, vielen Millionen des Kaiserreiches freuen sich, wieder zu ihrem Schreibpinsel, ihrer Sichel, ihrem Spaten, Pflug und Fischnetz greifen zu dürfen, um von neuem den Kampf um das Dasein aufzunehmen.

II. Das Totenfest.

Der Allerseelentag der christlichen Kirche findet in China ein Gegenstück in dem Toten- oder Gräberreinigungsfeste, von der einheimischen Bevölkerung „Tsing Ming“ genannt. Es fällt auf den 105. Tag nach dem Wintersolstitium, mithin auf ungefähr den 5. April. Derselbe wird im ganzen Reiche auf das strengste beobachtet, weil der Tag so eng mit der Ahnenverehrung zusammenhängt, die im Auge jedes Chinesen seine heiligste und wichtigste Lebenspflicht ist.

Am Morgen des Tsing Ming-Festes zieht das Volk aus Stadt und Land in großen Haufen nach den benachbarten Hügeln und Ebenen, wo sich die Familiengräber befinden, säubert zunächst die Grabstätten und stellt das, was daran schadhaft geworden ist, wieder her. Räucherkerzen werden abgebrannt und Opfergegenstände, wie Schweinefleisch, Fische, Geflügel, Kuchen, Wein u. dergl. vor den Gräbern aufgestellt. Der Familienälteste ehrt die Verstorbenen zuerst durch Niederknieen und mehrfache Verbeugungen, worauf die jüngeren Familienmitglieder seinem Beispiele folgen. Man brennt Feuerfrösche ab und verbrennt papierne Nachahmungen von Silberbarren. Die Asche wird mit chinesischem Wein begossen. Nachdem man in den Grabhügel ein Bambusstöckchen, an dem lange, weiße Papierstreifen befestigt sind, gesteckt hat, begiebt sich jedermann wiederum in sein Heim. Dieses Fest stützt sich auf folgenden uralten Volksglauben.

Der Chinese ist der Ansicht, daß die Schatten der Verstorbenen ihre Nachkommen bei Lebzeiten derselben bewachen und beschützen, ferner, daß dieselben sich zwischen ihren letzten Ruhestätten und den Wohnungen der lebenden Familienvertreter hin- und herbewegen. Es ist daher höchst wichtig, daß dem Ein- und Austritt der Geister in ihr Grab keine Hindernisse im Wege stehen. Um dieselben aber zu beseitigen, muß jedes Familienmitglied auch darauf achten, daß alle Hemmnisse, die sich im Laufe des Jahres dort angesammelt haben dürften, wie dickes Unkraut, Steine u. dergl., aus dem Wege geräumt sind. Das Opfer und die Gebete sollen natürlich den Schutz und die Hülfe der Verstorbenen sichern. Die Gräber werden mit Besen aus Weidenzweigen abgefegt, auch hängt man an diesem Tage Weidenzweige über

die Hausthüren, während Frauen kleine Weidenbaumzweige in ihrem Haare tragen. Diesem Baume wird nämlich die Kraft zugeschrieben, Dämone zu vertreiben bzw. heraufzubeschwören, je nachdem es die Gelegenheit verlangt.

Familien, deren Ahnengräber sich in entfernten Gegenden befinden, scheuen häufig nicht die Kosten und den Zeitverlust, die durch eine Reise zu denselben verursacht werden. Bei zu großen Entfernungen jedoch verrichten die Anverwandten die Gebete und bringen ihre Opfer im eigenen Hause dar.

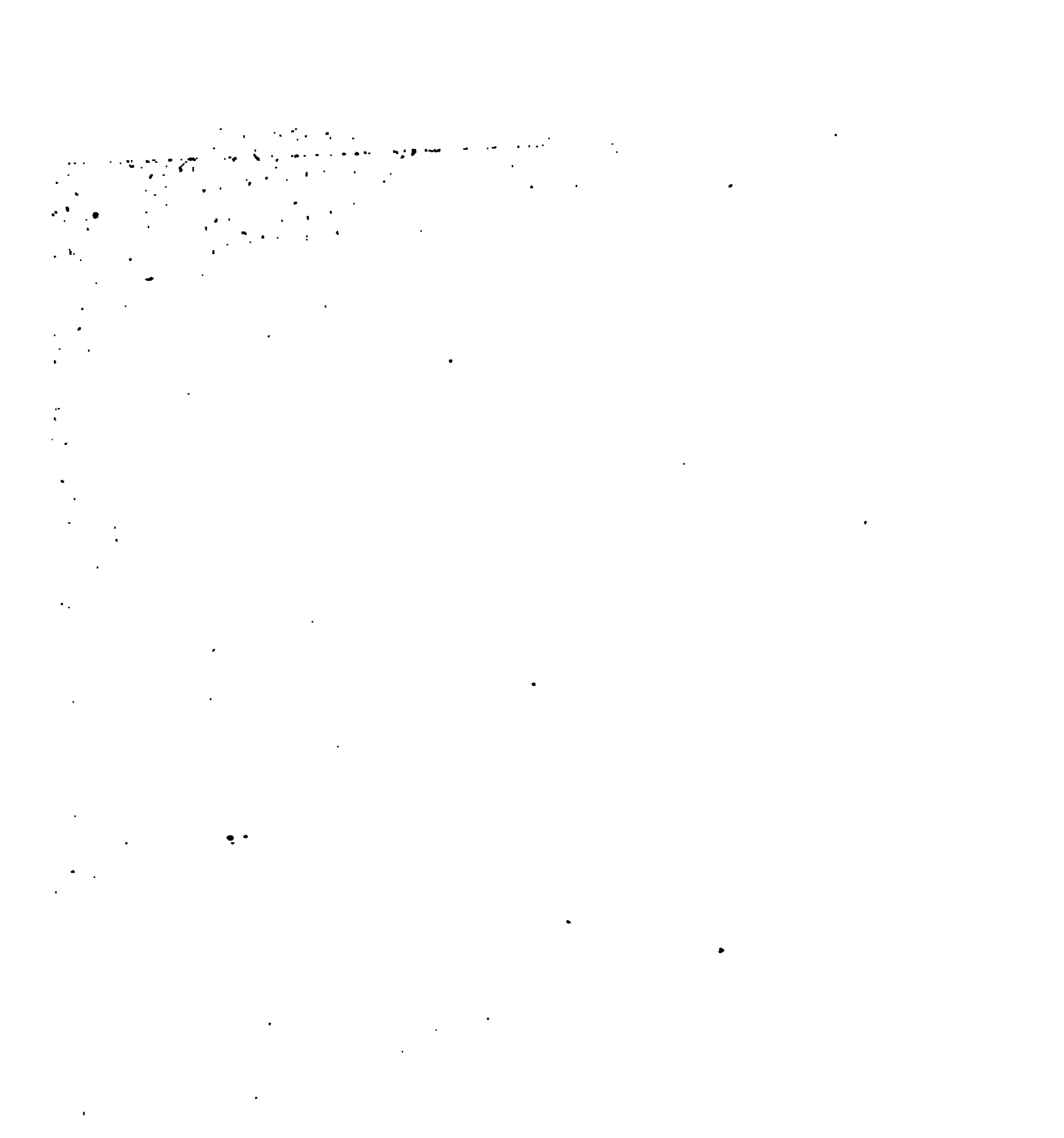
Der Tag vor dem Gräberreinigungsfeste ist ein Fasttag; er wird von den Chinesen das „Kalte Fleischfest“ genannt. Der Ursprung desselben wird für gewöhnlich auf folgendes Ereignis zurückgeführt. Um das Jahr 650 v. Chr. wurde der Landesfürst des Staates Tsin aus seinem Reiche vertrieben, und einer seiner Höflinge, namens Tschi Tse Tsui, folgte ihm in die Verbannung. Da der Fürst eines Tags dem Verhungern nahe war, schnitt sich der Höfling Fleisch aus seinen Schenkeln und gab es seinem früheren Herrn zum essen; hierdurch rettete er ihm das Leben.

Kurze Zeit darauf gelang es dem Fürsten, sein Reich wieder zu erobern, und obgleich er vielen seiner Anhänger Ämter und Belohnungen gab, vergaß man doch ganz den Höfling Tschi Tse Tsui. Dieser zog sich darauf in ein Kloster zurück, wo er ein Gedicht, „Der Drache und die Schlange“, verfaßte. Durch dasselbe wurde die Aufmerksamkeit des Fürsten auf seinen treuen Anhänger gezogen, der ihn aufforderte, wieder an seinen Hof zurückzukehren, ein Ersuchen, welches Tschi ablehnte. Hieraufhin steckte der Fürst den Wald, in welchem das Kloster stand, in Brand, in der Hoffnung, den Einsiedler herauszutreiben. Doch zog dieser den Tod vor: man fand seinen verkohlten Körper unter dem Schutthaufen des Klosters. Der Verlust eines so treuen Dieners schmerzte den Fürsten so tief, daß er eine Verordnung erließ, derzufolge an einem bestimmten Tage im Jahre niemand in seinem Reiche Feuer anzünden dürfe, um auf diese Weise das Gedächtnis an den treuen Anhänger im Volke wach zu erhalten.

Das Fest selbst soll ursprünglich gefeiert worden sein, um die Wiedergeburt des Frühlings festlich zu begehen. Wie bereits angedeutet, fällt es auf den Tag, an welchem die Sonne den 15. Grad des Widders betritt, zu einer Zeit, wenn das Gras „grün“ (Tsing) und die Luft „klar“ (Ming) ist; daher der Name. Das Fest, welches drei Tage währte, wurde, wie uns uralte chinesische Quellen mitteilen, dadurch angekündigt, daß Herolde, hölzerne Glocken schlagend, in den Straßen umherzogen und jedermann anbefahlen, alle Feuer auszulöschen. Drei Tage lang durfte nichts gekocht werden, und da Fleischspeisen — namentlich in den südlicher gelegenen Teilen Chinas — sich nicht drei Tage lang halten können, so lebte man während dieser Zeit zumeist von hartgekochten Eiern. Auch färbte das Volk anläßlich dieses Festes die Eier blau, rot usw., und beschenkte sich gegenseitig damit. Hühnereier wählte man aber aus dem Grunde, weil der Hahn ein der Sonne geheiligtes



Drachenbootfest in Canton.



Tier ist; daher kräht er auch, wie das chinesische Volk glaubt, beim Sonnenaufgang.

Ein seit mehreren Jahrzehnten in China thätiger Missionar (Protestant) hat aus der uralten chinesischen Sitte, sich zur Zeit des Tsing Ming-Festes gegenseitig mit gefärbten Eiern zu beschenken, den Schluß zu ziehen versucht, daß unsere Sitte, während des Osterfestes sich mit Eiern zu beschenken, chinesischen Ursprungs sei. Der Schlußpassus seiner Erörterung sei hier wiedergegeben: „Dieser altheidnische Brauch, welcher aus der Naturanbetung abgeleitet werden muß, ist von China aus nach dem Abendlande verpflanzt worden. Und die christliche Kirche behielt nicht nur die Sitte bei, sondern auch den Namen (Ostern — Ostara), und zwar weil es zur damaligen Zeit Frühling war, wenn die Sonne sich über das östliche Viertel des chinesischen Himmelskreises bewegte."

III. Das Drachenbootfest.

Unter den wenigen Nationalfesten der Chinesen gehört das als Drachenbootfest bekannte zu den beliebtesten. Sämtliche Amtsgebäude sind an diesem Tage geschlossen. An demselben gleichen die Chinesen auch gegenseitig ihre Rechnungen aus, ähnlich wie dies am Neujahrs-, Mondverehrungs (Laternen)- und Wintersolstitiumfeste der Fall ist. Das Schaugepränge, welches bei dem Drachenbootfeste ins Spiel gebracht wird, ist natürlich von der Örtlichkeit seiner Feier abhängig. Am lebhaftesten und glänzendsten wird es gegenwärtig noch in Canton, Futschau und in einigen der oberen Yangtsehäfen begangen. Der Ursprung dieser jährlichen „Regatta" der Chinesen wird auf folgenden Vorfall zurückgeführt.

Im 4. Jahrhundert v. Chr. bestand in der heutigen Provinz Hunan das Fürstentum Tscho, dessen Herrscher seine Zeit in Saus und Braus verbrachte, sich um die Staatsangelegenheiten nicht kümmerte und schließlich das Werkzeug einer Schar von Schmeichlern und Schmarotzern wurde. Ein Anverwandter dieses Fürsten bekleidete zu jener Zeit das Amt eines Staatsministers. Als getreuer Unterthan wies er ihn auf die Gefahr hin, welche infolge seines ausschweifenden Lebenswandels dem Staate drohe, falls der Herrscher des benachbarten Staates einen Einfall in sein Fürstentum unternehmen würde. Anstatt jedoch die mahnenden Worte seines Ministers sich zu Herzen zu nehmen, schickte der Fürst ihn in die Verbannung.

Diese schnöde Behandlung kränkte den Exminister, der nebenbei auch als Dichter bekannt war und dessen Name verschiedentlich als Tschi Ping und Wu Yuen angegeben wird, dermaßen, daß er seinem Leben in einem See durch Ertränken ein Ende machte, nachdem er vorher das „Lied von der Sorge" geschrieben, das seinen Namen in ganz China berühmt machte.

Sobald das Volk von dem traurigen Ereignis hörte, machte es sich daran,

die Leiche des unglücklichen Patrioten zu bergen. In ihrem Eifer versuchten die Ruderer jedes Bootes sich gegenseitig vorzukommen. Dies soll der Ursprung des Wettruderns an jenem Tage sein. Zur Erinnerung an den allbeliebten Minister begab sich aber das Volk am Jahrestage seines Todes in Booten auf den See, opferte dort seinen Manen Reis und belustigte sich darauf durch Wettfahrten. Das Fest soll zuerst unter einem der Kaiser der Tang-Dynastie (618—907 n. Chr.) am Hofe mit großem Schaugepränge gefeiert worden sein, worauf es sehr bald im ganzen Reiche Nachahmung fand.

Das Hauptinteresse erwecken natürlich an diesem nationalen Festtage die damit verbundenen Wettruderfahrten. Die hierzu benutzten Boote sind ihrem Bau nach den Kriegskanoes der Südsee-Insulaner sehr ähnlich; der Bug hat jedoch die Form eines Drachenkopfes, der Hinterteil des Bootes läuft in einen Drachenschwanz aus. Die schlanken Fahrzeuge sind oft 60—80 Fuß lang und breit genug, daß zwei Personen nebeneinander sitzen können. Sie werden mit kurzen Schaufelrudern in Bewegung gesetzt, doch im Einklange mit der charakteristischen „Linkshändigkeit" der Chinesen blicken die Ruderer nach vorwärts und schaufeln das Wasser zurück.

Fünfzig und noch mehr Personen bemannen diese Boote, die zumeist auf Kosten der Gilden oder sonstiger Vereine ausgerüstet werden. Im Buge steht ein Mann, der eine rote Flagge schwenkt; in der Mitte des Kanoes befinden sich Trommeln und Gongs, nach deren Schlägen die Ruderer, deren einzige Kleidung gewöhnlich aus einem roten oder gelben Lendentuche besteht, den Takt der Ruderschläge bemessen. Die siegreiche Mannschaft wird häufig beschenkt.

Vom Strande und von Booten aus beobachtet eine nach Tausenden zählende Menschenmenge mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen der wetteifernden Fahrzeuge. Da kommt es denn nicht allzu selten vor, daß die Kanoes infolge des Eifers der Ruderer, die Lorbeeren des Tages zu gewinnen, gegeneinander rennen, wodurch sie zum Kentern gebracht werden, und gar mancher findet dabei seinen Tod in den Wellen. Das Fest scheint jedoch von Jahr zu Jahr an Volkstümlichkeit zu verlieren; am lebhaftesten wird es wohl noch auf dem Perlflusse (in Canton) und zwar dort mehrere Tage lang gefeiert.

IV. Das Fest der Stickerinnen.

Der 7. Tag im 7. chinesischen Monat, — er fällt unserem Kalender zufolge gewöhnlich in den August, — ist ein großer Festtag für die mandeläugige Frauenwelt; sie bringt an demselben der Göttin Tsat Tsi, dem Musterbilde weiblicher Liebe und Treue, Opfer dar. Die Legende, auf welcher die Einsetzung dieses Feiertages beruht, bildet einen der interessantesten und am meisten poetischen Abschnitte in der Mythologie der Chinesen. Das Fest hat zweifellos seinen Ursprung in uralter Sternanbetung. Im Hochsommer fallen

nämlich die Sternbilder Lyra und Aquila ihres außerordentlichen Glanzes halber ganz besonders auf. Die Chinesen nennen diese beiden Sterngruppen „Tschi Nü" oder „das webende Mädchen", und „Ngan Long" oder „der Kuhhirt".

In alten, alten Zeiten, so erzählt die Legende, lebte in der Provinz Schansi ein armer bescheidener Kuhhirt. Um sein tugendhaftes Leben zu belohnen, entsandte der Jupiter der Chinesen eine seiner Feeen, namens Tschi Nü, mit Geschenken zur Erde. Sie erschien dem Hirten während er seine Herde weidete in der Gestalt eines wunderhübschen jungen Mädchens. Sehen und verlieben war eins, und die Hochzeit fand sehr bald darauf statt.

Da aber der Beruf eines Kuhhirten in China, ebenso wie anderswo auf dieser Erde, kein besonders einträglicher ist, und das Geld im Hause häufig sehr knapp war, so erbot sich die Fee, durch Sticken und Weben ihr Scherflein zum Unterhalt des Hauses beizutragen. Tschi Nü war nämlich eine selten geschickte Handarbeiterin. Während sie nun eines Tags mit Sticken beschäftigt war, erschien ihr das Haupt aller Gottheiten und befahl ihr an, sich wieder in den Stern Alpha der Lyra zurückzubegeben. Bebend und zitternd bat sie auf Knieen ihren allmächtigen Herrn, ihr die einzige Bitte zu gewähren, ihr Leben hier auf Erden beschließen zu dürfen. Doch umsonst, — sie mußte ihre Rückreise zum Himmelsdome wieder antreten, nachdem ihr jedoch ihr Gebieter zuvor versprochen hatte, daß ihr Gemahl nach seinem Tode ebenfalls unter die Sterne versetzt werden solle und zwar in den Stern Beta von Aquila, der von Tschi Nüs Stern — Alpha in Lyra — nur durch die Milchstraße, von den Chinesen der „Silberstrom" genannt, getrennt ist. Einmal des Jahres, am 7. Tage des 7. Monats, sollte es außerdem dem Paare gestattet sein, mit einander zu verkehren.

Nachdem der Kuhhirt drei Generationen überlebt hatte, sagte er dieser Welt Valet, um sich zu seiner Gemahlin in gestirnten Regionen zu begeben. Die gefiederten Bewohner der Lüfte hatten aber von jeher das innige Verhältnis, welches zwischen dem Hirtenpaare bestand, beobachtet, und sie fühlten tiefes Mitleid ob des Loses Tschi Nüs und Ngan Longs. Als letzterer daher am Abend des 6. Tages im 7. Monat seine Reise himmelwärts antrat, wurde er von fast endlosen Elsterscharen begleitet. Am „Silberstrome" angekommen, bildeten die Vögel eine Brücke über denselben; der Hirt überschritt ihn, um bald darauf in den Armen seiner innigst geliebten Gattin zu liegen.

Dem Volksglauben zufolge begeben sich diese Vögel alljährlich an jenem Abend nach der Milchstraße; denn, so frägt man sich, wohin ziehen die Elstern nach dem 6. Tage im 7. Monat? Es soll nämlich Thatsache sein, daß diese Vögel von diesem Datum an — wenigstens in Südchina — bis zu ihrer Rückkehr im Frühjahr verschwinden. Die anmutige Tschi Nü ist aber

seither zur Schutzgöttin aller jungen Mädchen geworden, die sich befleißigen, recht geschickte Stickerinnen und Weberinnen zu werden.

Die mit der Feier des Tages verbundenen Festlichkeiten nehmen am Abend des 6. Tages ihren Anfang. In dem für die Anbetung bestimmten Frauengemache fällt uns namentlich eine aus Reisschößlingen und Blumen hergestellte Miniaturbrücke auf. Auf dieser, der sogenannten „Feeenbrücke", ist das Bildnis des Hirten, der seine junge Gattin erwartet, sowie das der Spinnerin, die im Begriffe steht die Brücke zu überschreiten, angebracht. Außer Opfergaben, welche aus Früchten, Arumblättern, Backwerk u. dergl. bestehen, sind auf Tischen papierne Nachahmungen von Frauenkleidern, ferner Schuhe, Schirme, Fächer usw. aufgestellt, und zwar von jedem Gegenstande sieben Stück. Dieselben sind den „Sieben Schwestern", oder Plejaden, die von der Frauenwelt Chinas ebenfalls stark angebetet werden, geweiht.

Kurz vor Mitternacht knieen die Mädchen und Frauen vor der „Feenbrücke" nieder und erbitten von ihrer Schutzgöttin Tschi Nü die Gunst, sie zu geschickten Nadelarbeiterinnen zu machen. Dann beginnt ein Wettstreit, um sich so zu vergewissern, wen die Fee unter ihren ganz besonderen Schutz genommen hat. Jede der Anwesenden nimmt eine Nadel und einen Seidenfaden in die Hand und versucht denselben siebenmal einzufädeln, zumeist über dem Kopfe. Diejenige, welcher dies zuerst gelingt, wird für einen Günstling der Fee angesehen: ihr Erfolg als gewandte Stickerin ist gesichert. Die den Plejaden geweihten papiernen Gegenstände werden zunächst verbrannt, die Früchte u. dergl. aber an die Anwesenden verteilt.

Junge Mädchen beten die Göttin Tschi Nü bis zu ihrem Hochzeitstage namentlich inbrünstig an. Nachdem sie ein Jahr lang verheiratet sind, kehren sie zumeist zwecks nochmaliger, der letzten Anbetung in ihr Elternhaus zurück, worauf sie, wie die Chinesen im Scherze sich ausdrücken, „aufhören Feeen zu sein".

Mit diesem Feste ist eine weitere abergläubische Sitte verbunden, für die wir ein Gegenstück in gewissen Teilen Deutschlands, das Wasserschöpfen in der Osternacht, finden. Man glaubt nämlich, daß Wasser, welches gegen Mitternacht an jenem Tage aus einem Brunnen geschöpft wird, die Kraft besitzt, nicht allein Krankheiten zu heilen, sondern auch namentlich den Teint weiß und zart zu machen. Es braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden, daß die Verehrerinnen der Fee an jenem Abend recht fleißig Wasser schöpfen, um es dann in Krügen für das kommende Jahr aufzubewahren.

V. Das Schattenfest.

Der 15. Tag im 7. chinesischen Monat ist der Jahrestag, an welchem Yen Lo Wang, der Pluto der Chinesen, den Befehl zur Eröffnung der

Hadesthore erteilt, um so den Schatten in der Unterwelt die Gelegenheit zu bieten, ihre vormaligen irdischen Wohnstätten wieder zu besuchen. Dieses dem Erdgotte geweihte Fest — sein Einfluß erstreckt sich auch auf die Unterwelt, — soll seinen Ursprung im taoistischen und buddhistischen Aberglauben haben und aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. stammen.

Der Legende nach lebte vor vielen Jahrhunderten im Westen des Reiches ein frommer Jünger Buddhas und als solcher mithin auch ein strenger Vegetarianer. Tag und Nacht brachte er mit Beten zu. Seine Mutter aß aber weder Pflanzenspeisen, noch betete sie; Hundefleisch war ihr Lieblingsgericht und, xanthippenhaft angelegt, lebte sie mit ihren Nachbarn in beständigem Streit und Hader. Unverhofft, aber nicht allzusehr bedauert, segnete diese böse Sieben eines Tages das Zeitliche. Im Jenseits angekommen, wies man ihr eine enge Zelle in der neunten Hölle an, in der sie, für ewige Zeiten verdammt, ihr Sündenregister abbüßen sollte. Zum großen Entsetzen des Sohnes erschien ihm im Traume seine Mutter kurz nach dem Tode, um ihm ihr tiefes Elend zu klagen.

Dieser faßte nun den Entschluß, seine Mutter unter Anstrengung aller seiner Kräfte von den Höllenqualen zu befreien. Infolge seiner großen Frömmigkeit und Kasteiungen hatte der Einfluß und die Kraft dieses Buddha-Jüngers inzwischen ganz bedeutend zugenommen; ja, der Abt seines Klosters erklärte ihn bald darauf für einen „lebenden Buddha". Als solcher konnte er natürlich auch Wunder verrichten. Mit seinem magischen Stabe eröffnete er eines Nachts die Thore zur Unterwelt, um den Schatten seiner dort eingekerkerten Mutter zu befreien. Aber nicht nur dieser, sondern auch die Geister anderer Verstorbener drängten sich myriadenweise aus den Thoren, alle darauf bedacht, noch einmal die Gelegenheit zu haben, ein irdisches Leben zu führen. Auf dieser Welt angelangt, suchte nun jeder der Geister seine einstige Heimat wieder auf, und da sie hungrig und nackt waren, so weinten und wehklagten sie laut. Das Volk, welches ihren Schmerzensruf hörte, hatte aber mit den irrenden Geistern Mitleiden und bot ihnen Kleidung und Nahrung an.

Auf dieser Legende soll, wie gesagt, der Ursprung des Festes beruhen. Viele behaupten allerdings, daß es eingesetzt wurde, um den Schatten der Verstorbenen, die einsam und elend sind, oder die keine Nachkommen zur Verrichtung der üblichen Ahnenverehrung hinterlassen haben, Opfer darzubringen.

Das Fest wird namentlich im Süden des Reiches mit großem Ceremoniell gefeiert. Gleichviel wie arm eine Familie sein mag, sie wird alles aufbieten, um an diesem Tage den verstorbenen Familien-Mitgliedern zu opfern. Man befürchtet nämlich, daß die Geister der Dahingeschiedenen die Lebenden heimlich heimsuchen und ihnen große Unannehmlichkeiten zufügen könnten, falls man ihrer nicht gedenke und sie ganz vernachlässige.

Von der Flußbevölkerung wird der Tag besonders festlich begangen. Man schmückt die Boote mit vielen buntfarbenen Papierlaternen, und nachdem nach Anbruch der Dunkelheit dieselben angezündet worden sind, läßt man die Fahrzeuge den Fluß heruntertreiben. Aus der Entfernung gesehen, bieten die Boote namentlich einen sehr hübschen Anblick. In denselben sitzen Priester, die Litaneien absingen; ab und zu wird Reis in den Fluß geworfen, der für die hungrigen Geister bestimmt ist. Auch erhalten letztere Geld und Kleidung dadurch, daß aus Papier hergestellte Nachahmungen dieser Gegenstände verbrannt werden.

In den Straßen der Städte und Dörfer verwandelt man Papierkleider u. dergl. gleichfalls in Asche, die als solche durch die Lüfte getragen, von den Verstorbenen, wie man annimmt, in Empfang genommen werden. Häufig schießen auch die Bewohner ganzer Straßen Geld zusammen, um dafür eine riesengroße Papierfigur, der „Große Weise" genannt, anzukaufen. Ein taoistischer Priester spricht vor ihr Gebete; demselben liegt es auch ob, darauf zu achten, daß die unsichtbaren Schatten sich nicht über die Opfergaben streiten, und zwar die Frauen in erster Linie um die schönsten Kleidungsstücke, während das Verlangen der Männer mehr den leckeren Speisen zugewandt zu sein scheint.

Die Feier des Tages findet um Mitternacht ihr Ende, weil dann, dem Volksglauben zufolge, die Geister in die Unterwelt zurückgerufen und die Thore zum Hades wiederum geschlossen werden. Die dort hausenden Verstorbenen müssen ein weiteres Jahr lang der Hölle Qualen erdulden. Aber alle Erdenbewohner des „himmlischen" Reiches der Mitte, die an jenem Tage den dahingeschiedenen Angehörigen Opfer dargebracht haben, fühlen sich beruhigt, weil sie glauben, daß für die nächsten zwölf Monate wenigstens kein böser Dämon sie belästigen oder ihnen irgend ein Leid zufügen wird.

VI. Das Mondverehrungsfest.

Wie der Chinese ein Datum im Jahre behufs der Sonnenverehrung angesetzt hat, — es ist der 1. Tag im 2. chinesischen Monat, — so widmet er den 15. des 8. Monats, d. h. den Tag, welcher, der chinesischen Zeitrechnung zufolge, genau ein halbes Jahr später fällt, der Feier des Mondes. Wie die Sonne das männliche Prinzip der Natur (Chinesisch „Yang"*) repräsen-

*) „Yang" und „Yin" sind, nach chinesischer Anschauung, die Urkräfte, durch deren gemeinschaftliche Wirkung die Evolution aller Dinge stattgefunden hat. Die beiden Ausdrücke sind demnach gleichbedeutend mit männlich und weiblich, Licht und Schatten, natürlich und übernatürlich, usw. Die Chinesen stellen diese Urkräfte durch folgendes Symbol dar: ☯ Die dunkle Hälfte ist Yin, die helle Yang. Alle Dinge haben ihren Ursprung in dem Punkte, dem Keim in dem Mittelpunkte des Eies, aus welchem das Weltall geschaffen wurde. Der um den Punkt gezogene und wahrscheinlich durch den Horizont eingegebene Kreis war das natürliche Symbol; er nahm seinen Anfang und endete auch wieder in sich selber, schloß aber zur selben Zeit alles in sich ein.

tiert, so gilt der Mond für das weibliche Prinzip („Yin“). Hieraus erklärt sich auch, daß das sogenannte schwächere Geschlecht den Mond vornehmlich anbetet und die Feier der Mondverehrung ein Lieblingsfest der chinesischen Frauenwelt ist.

Über den Ursprung dieses Festes, welches mehr als ein anderes chinesisches zu dem Namen „Laternenfest“ berechtigt ist, verlautet nichts Bestimmtes. Für gewöhnlich nimmt man jedoch an, daß es etwa eintausend Jahre alt ist. Ein damals regierender Kaiser soll eines Nachts geträumt haben, daß er, während er in einer herrlichen Mondscheinnacht mit seinem Lieblings-Priester, einem Taoisten, durch eine Hügelgegend spazieren ging, plötzlich von der Sehnsucht ergriffen wurde, den „Mann im Monde“ zu besuchen. Kaum hatte der Regent seinem Begleiter gegenüber den Wunsch geäußert, als er ihn auch schon in Erfüllung gehen sah. Der Priester warf nämlich seinen Stab nieder und, vermöge seiner übernatürlichen Macht, verwandelte sich dieser im Augenblicke in eine Jaspis-Brücke, auf welcher der Monarch zum Monde gelangte.

Die wunderbar schönen Scenen, welche der Kaiser dort sah, machten auf ihn einen so großen Eindruck, daß er seinen Hoftheater-Dichtern anbefahl, Stücke zu schreiben, welche jene Scenen darstellten. Dieselben wurden dann aufgeführt, Höflinge waren die Schauspieler und nach Beendigung des Stückes wurde jedem derselben ein mit Goldblatt verzierter, mondförmiger Kuchen als Belohnung überreicht.

Dies soll der Ursprung der „Mondkuchen“ sein, welche bei dem Feste eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Ähnlich wie am Sonnen-Verehrungstage in jedem Haushalte sogenannte „Sonnenkuchen“ gebacken werden, auf denen ein von einem Kreise umgebener Rabe — das Symbol dieses Gestirns — dargestellt ist, so bäckt man zum Mondverehrungsfeste Kuchen, auf welchen ein Kaninchen — das Symbol des Mondes — gemalt ist. Man kennt übrigens zwei Sorten von Mondkuchen; beide sehen recht appetitlich aus, doch ist nur eine Art genießbar, die andere wird aus Kleie und Hülsen gemacht und dient den Kindern nur als Spielzeug. Die eßbaren Kuchen sind Pastetchen, ihre Füllung besteht aus in Würfel geschnittenem Schweinefleisch, Mandeln, Wallnüssen, Zucker u. dergl. mehr.

Man findet jedoch auch unter den Eingeborenen vielfach die Ansicht vertreten, daß der Ursprung dieses Feiertages einfach auf gewisse Vorgänge in der Natur zurückzuführen ist. Der achte Monat, — er entspricht zumeist unserem August—September, — soll, wie der Chinese behauptet, der Wonnemonat des Jahres sein; das Licht, welches der Mond zu jener Jahreszeit auf die Erde wirft, ist dann zauberhafter und entzückender als wie in irgend einem anderen Monat. Um jene Zeit herum sind die hauptsächlichsten Feldfrüchte in China entweder schon eingeerntet oder sollen in allernächster Zeit eingeheimst werden. Zur Erinnerung an dieses frohe Ereignis wurde daher wohl ein bestimmter Tag festgesetzt, an dem man sich

beim Vollmondlichte unter freiem Himmel zu einem Festessen niedersetzte. Man kann demnach diesen Mondverehrungstag wohl einfach für ein Gegenstück zu unserem Erntefeste ansehen.

Neben der Mondanbetung und dem Darbringen von Opfern bildet ein gemeinschaftlicher Schmaus den Haupt-Charakterzug des Festes. Jeder Hausstand sammelt seine Familienmitglieder um sich und ladet Verwandte und Bekannte dazu ein. Zahllose Papierlaternen erleuchten die Häuser und Gärten, als wollten sie mit dem herrlichen Vollmonde wetteifern, der ja an diesem Festtage die Nacht erhellt. Die Flußbevölkerung beleuchtet ihre Fahrzeuge ebenfalls auf das glänzendste. Von einem erhöhten Punkte aus bietet eine größere chinesische Stadt am Abende dieses „Laternenfestes“ oft einen feeenhaften Anblick.

Die Laterne bildet überhaupt nach Anbruch der Dunkelheit einen höchst idyllischen Zug im Leben des chinesischen Volkes. Es ist für Europäer schwer, sich vorzustellen, zu welch künstlerischen Dekorationen man sich ihrer bedienen kann, ehe man nicht einem größeren Feste im Kaiserreiche beigewohnt hat. Unsere wenig wechselreiche Illuminationsart, die sich zumeist aus gleichförmigen Lämpchen zusammensetzt, kann mit der in China gebräuchlichen, sowohl was Verschiedenheit der Formen, Größe und Farbe der Lampions, sowie allgemeines Arrangement anbetrifft, in keiner Weise einen Vergleich aushalten.

Im Lande der Mitte findet man eine fast endlose Mannigfaltigkeit von Laternen. Während des Neujahrsfestes hängt der wohlhabende Chinese prächtige Papierlaternen vor seinem Hause auf, die mitunter fünfzig Mark das Stück kosten. Manche derselben stellen mehrere Stock hohe Gebäude mit Veranden, Festungen, Pagoden, Wachttürme, Paläste, Dschunken u. dergl. vor. Vom unteren Ende hängen seidene Quasten, vergoldete Kugeln oder Korallenzweige. Ein Lieblingsplatz für diese Prachtlampions ist das Zimmer, in dem sich die Ahnentafeln befinden. Als „Wiedergeburtslampe“ bekannt, hängt man sie vor derselben auf und schreibt ihr die Kraft zu, den Familienzuwachs zu fördern.

Mitunter findet man auch Laternen, die nicht nur gewöhnliche Menschen und Tiere, sondern auch historische Personen und mythische Ungeheuer darstellen. Da sehen wir Mandarine, Weise und Generäle, Tiger, Löwen, Elephanten, Pfaue und Drachen, die sämtlich mehr oder weniger in allen Regenbogenfarben schillern. Hierbei sei bemerkt, daß jeder besser gestellte Chinese nach Anbruch der Dunkelheit, wenn er ausgeht, eine Papierlaterne trägt, auf der sein oder seiner Firma Name, sein Rang und Titel, falls er einen solchen hat, geschrieben steht. Dies geschieht darum, um kund zu geben, daß der Träger derselben ein geachteter Bürger und kein Dieb oder dergl. ist. Andererseits thut eine Laterne des Nachts zumeist außerordentlich not, denn die Straßen sind entweder gar nicht, oder bestenfalls ganz erbärmlich

beleuchtet. Je höher der Rang einer Person, desto größer ist auch, man darf wohl sagen, die Laterne, deren sie sich bedient.

Um nun aber zu unserem Feste zurückzukommen. Das Aufgehen des Mondes wird den Anwesenden durch das Abfeuern von Kanonenschlägen und Feuerfröschen angekündigt. Mitten im Hofraume sehen wir einen Tisch, auf dem sich außer Opfergerichten und Weihrauchkerzen ein Bild befindet, das dem aufgehenden Monde gegenüber aufgestellt ist.

Dasselbe zeigt oben links den Gott des Reichtums, rechts von ihm steht der Familien- oder Bezirks-Schutzheilige. Im mittleren Felde sehen wir den Kriegsgott Kuan Ti, rechts und links von ihm seine Adjutanten. In der Mitte unter diesen Figuren ist ein Kreis gezeichnet, welcher den Vollmond darstellen soll. Über demselben befindet sich Kuan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit. Die am meisten auffallende Figur ist aber wohl ein vergoldetes Kaninchen, welches auf seinen Hinterfüßen am Fuß eines Cassia-Baumes steht, während es mit seinen Vorderläufern mittels einer Keule in einem Mörser Drogen zerstößt. Das Kaninchen, — nach Auslegung anderer soll das Tier allerdings einen Hasen vorstellen, — ist nämlich das Symbol des Mondes. Gegen Mitternacht wird dieses Bild verbrannt, die Opfergaben werden aber in Gemeinschaft mit den Familienmitgliedern verzehrt.

VII. Das Papierdrachenfest.

Der 9. Tag im chinesischen 9. Monat ist ein Gegenstück zu unserem 21. Dezember, — der Tag, an welchem, dem Kalender zufolge, der Herbst aufhört und der Winter seinen Anfang nimmt. Als einer der Hauptabschnitte des Jahres, wird er vom Volke mit großem Ceremoniell gefeiert. Auch in der Reichshauptstadt begeht man ihn aufs festlichste. Am kaiserlichen Hofe eröffnet der „Sohn des Himmels“ an diesem Tage die Jagdsaison. In weiße Gewänder gekleidet und auf einem Schimmel reitend, pflegt — oder richtiger gesagt pflegte, denn seit dem Jahre 1860 haben keine kaiserlichen Jagden mehr stattgefunden — Seine Majestät, von einer Abteilung Berittener umgeben, die weiße Fahnen führten, die Thore Pekings zu verlassen.

Von einem großen Teile seiner Unterthanen wird der Tag auf den Gipfeln von Hügeln oder, wo solche fehlen, auf den Dächern von Häusern zugebracht. Die Hauptunterhaltung besteht darin, daß man Papierdrachen fliegen läßt, welche Menschen, Vögel, Schmetterlinge, fabelhafte Tiere u. s. w. vorstellen. An den Schnüren, an denen die Drachen befestigt sind, schickt man mittels einer sinnreichen Einrichtung kleine brennende Lampions hinauf, die schließlich die Schnur durchbrennen. Der Drache fliegt natürlich fort, doch glaubt man, daß mit seinem Wegfliegen auch die bösen Einflüsse, welche sich um den Eigentümer des Spielzeugs, sowie dessen Haus lagern mögen, entfernt worden sind.

Der Anblick von Männern jeglichen Alters, Greise miteingeschlossen, die sich an dem Aufsteigen von Papierdrachen belustigen, macht auf uns Abendländer, die wir gewohnt sind ein solches Spielzeug nur in den Händen von Kindern zu sehen, einen urkomischen Eindruck. Ein Schmaus, bei dem man dem einheimischen Weine tapfer zuspricht, erhöht des Tags Belustigung.

Der Ursprung des Festes wird auf eine viele Jahrhunderte alte Sage zurückgeführt. Ein berühmter Gelehrter soll durch einen himmlischen Boten gewarnt worden sein, daß am 9. Tage des 9. Monats ein großes Unglück über den Bezirk seiner Vaterstadt ausbrechen würde. Dieser dienstbare Geist befahl ihm daher an, sich mit seiner Familie auf einen hohen Hügel zu begeben, um auf diese Weise dem Unglück zu entgehen. Auch sollte der Gelehrte einen Beutel, enthaltend Kornelkirschbaum (Hartriegel)-zweige, mit sich nehmen und auf der Hügelspitze angekommen Wein trinken, in den Chrysanthemumblätter gestreut sind. Alle bösen Einflüsse würden somit abgewendet werden.

Der Gelehrte that wie ihm angewiesen war. Und als er am folgenden Tage in sein Haus zurückkehrte, fand er, daß all sein Vieh, sein Geflügel und seine Hunde verendet waren. Diese Tiere waren, — so legte man sich nämlich damals den Vorfall aus, — an seiner und seiner Familie statt gestorben. Zur Erinnerung an dieses wunderbare Ereignis wallfahrte das Volk fortan an diesem Tage nach den Gipfeln der umliegenden Hügel und Anhöhen.

Unter einem großen Teile der mandeläugigen Frauenwelt herrscht gegenwärtig noch die Sitte vor, an diesem Datum ein mit Hartriegelholz gefülltes Beutelchen an sich zu tragen. Sie betrachtet dieses Amulet für ein unfehlbares Schutzmittel gegen Krankheiten. Die Männer streuen andererseits in ihren Festtagswein Chrysanthemumblätter.

Das Drachenfliegen hat mit der ursprünglichen Legende nichts zu thun. Die Sitte erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß man, da man den Tag auf einer Anhöhe verbrachte, einfach zum Zeitvertreibe Papierdrachen aufsteigen ließ, — eine Unterhaltung, für die sich jene Jahreszeit der frischen Herbstwinde halber besonders zu eignen scheint.

VIII. Das Winter-Sonnenwendefest.

Wie viele Völker des Westens, so haben auch die Chinesen seit uralten Zeiten den Tag des Wintersolstitiums als einen Festtag begangen. Derselbe bildet den letzten großen Feiertag des chinesischen Jahres, ist ein beweglicher und wird durch das kaiserliche Astronomie-Amt in Peking festgesetzt. Das Fest fällt zumeist in den 11. Monat, unserer Zeitrechnung nach gewöhnlich um die Zeit des 21. Dezember. Die Winter-Sonnenwende ist auch eine der wichtigsten Opfer-Perioden. Namentlich wird hierbei die geheiligte Person

des Kaisers besonders in Anspruch genommen; im Himmelstempel bringt er zu Ehren Schang Tis, des höchsten göttlichen Wesens, Opfer dar.

Am Abende vor dem Feste verläßt Seine Majestät den Palast auf dem Wege nach diesem Heiligtume. Er legt ihn teils in seinem von einem Elephanten gezogenen Wagen, teils in einer von 32 Personen getragenen Sänfte zurück. Den Zug führen Soldaten der Nationalgarde an sowie eine über 200 Musiker starke Kapelle. Dann kommen zu Roß die Prinzen von Geblüt in Gala-Uniform, Fürsten und hohe Würdenträger, deren Zahl sich auf über eintausend beläuft. Im Weichbilde des Himmeltempels, der bereits beschrieben worden ist (vergl. Seite 18) angekommen, besichtigt der Kaiser zuerst die Tempelräumlichkeiten und zieht sich darauf nach der „Halle der Fasten" zurück, wo er sich, in religiöse Betrachtungen versunken, auf den Festtag vorbereitet.

Inzwischen werden auf dem Himmelsaltare Vorkehrungen für das kaiserliche Opfer getroffen. Unter dem Worte „Altar" dürfen wir uns aber nicht einen jüdischen oder griechischen Altar vorstellen. Derselbe ist vielmehr eine vieleckige, weiße Marmor-Pyramide, etwa 25 Fuß hoch; er ruht, wie wir gesehen haben, auf drei Terassen, zu deren jede 27 Stufen führen. Auf dem Altar werden zunächst die Tafeln des Himmels und der verstorbenen Kaiser, — es sind dies etwa 30 Zoll lange und 8 Zoll breite, prächtig geschnitzte und lackierte Bretterchen, — aufgestellt. Auf die zweite Terasse kommen die Täfelchen der Sonne, der fünf Planeten und der achtundzwanzig Sternbilder. Vor den Tafeln werden 27 Schüsseln, die Fleischgerichte und Früchte enthalten, sowie Blumen in Vasen hingesetzt, als Opfer für den Himmel, während die Geister der verstorbenen Kaiser als Gäste gegenwärtig gedacht werden.

Gegen 6 Uhr morgens steigt Seine Majestät, in gold- und silbergewirkte Hohepriestergewänder gekleidet, die Stufen zum Altar herauf. Voran sein Musikcorps, dann Sänger in großer Anzahl, welche die „Ewige Friedens-Ode" vortragen. Vor den Tafeln kniet der Monarch nieder und beugt sein Haupt mehrere Male zur Erde, opfert Fleischspeisen usw., brennt Weihrauch ab und legt kostbare Seidenstoffe, Nephritschalen und andere wertvolle Gegenstände auf dem Altar als Geschenk nieder.

In der Nähe desselben befindet sich ein etwa 9 Fuß hoher und 7 Fuß breiter, aus grünen Ziegeln erbauter Ofen. Auf demselben werden die Tieropfer, — ein zweijähriger makelloser Stier, ein Schaf usw. unzerteilt den Flammen übergeben. Ein Beamter liest dann ein eigens für diese Gelegenheit verfaßtes Gebet, an den „kaiserlichen Himmel, den allerhöchsten Beherrscher" gerichtet vor, welches der Kaiser knieend und sein Haupt dreimal beugend, mitanhört. Es wird ihm zunächst das „Fleisch der Glückseligkeit" überreicht sowie der „Becher der Freude"; diesen leert er.

Nach Beendigung der feierlichen Ceremonieen, welche in gewisser Hin-

sicht an die Naturanbetung in Babylon und Ägypten erinnern, kehrt Seine Majestät in den Palast zurück, um dort seine hohen Würdenträger, Hofbeamten u. dergl. in Audienz zu empfangen, die ihm knieend ihre Glückwünsche zur Wiederkehr der Sonnenwende darbringen.

In den mit einer Mauer umgebenen Städten der verschiedenen Provinzen — China hat deren über 1600 — findet eine Ceremonie statt, welche der eben beschriebenen ähnlich ist. Die Beamten versammeln sich bei Tagesanbruch in den kaiserlichen Tempeln, knieen nieder und beugen schweigend ihr Haupt vor dem leeren Throne des Kaisers, d. h. einer Tafel, die über dem Hauptaltar angebracht ist und auf der die Worte geschrieben stehen: „Lang lebe der Kaiser,“ wörtlich: „Der Kaiser zehntausend Jahre zehntausend mal zehntausend Jahre.“ Die Volksmasse bringt im eigenen Heim ihren Ahnen Opfer dar, wobei die Familienmitglieder ihren Stammeltern für die Rückkehr der Sonnenwende ihren Dank aussprechen. Die Opfergerichte werden dann, da sie ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben, gemeinschaftlich verzehrt.



Chinesische Laternen.



Neuntes Kapitel.

Die Religionssysteme.

Die Ur-Religion der Chinesen. — Die drei Hauptreligionen: 1. Confucianismus; 2. Taoismus; 3. Buddhismus. — Lamaismus. — Der Islam. — Eine versprengte Judenkolonie.

Die Ur-Religion der Chinesen.

Die Chinesen der vorconfucianischen Periode nahmen drei Grundwesen an: den Himmel, die Erde und den Menschen. Über alles erhebt und breitet sich der erhabene Himmel aus, personifiziert im „Schang Ti" (d. h. Erhabener Herrscher). Die Erde trägt und nährt alles und wird als „Ti" (d. h. Hoheit) bezeichnet. Die Wechselwirkungen von Himmel und Erde bringen alle Dinge hervor, so auch den Menschen. Als das einzige vernünftige Wesen in der Welt nimmt er eine Hauptstelle in der Schöpfung ein. Namentlich unterstützt ein weiser Regent den Schang Ti bei der Weltregierung. So erklären sich auch einige der eigenartigen Titel des Kaisers. (Vergl. Seite 1 u. 2.)

Diese Ur-Religion nahm keine persönliche Offenbarung an, sondern die Ordnung der Natur und der Hergang der Begebenheiten waren der Ausdruck des Himmel-Gesetzes. Nur durch außerordentliche Naturereignisse, wie Überschwemmungen, Dürren u. dergl. gab der Himmel zu erkennen, daß die Harmonie zwischen den drei Grundwesen der Welt gestört sei. Der sündige Mensch und namentlich der Regent des Landes müssen dann in sich gehen

und durch Reue und Besserung den Himmel wieder zu versöhnen, sowie die Ordnung wieder herzustellen suchen.

Wie jedoch vielfach geschehen, darf man nicht annehmen, daß der Kultus der alten Chinesen ein einfacher, reiner Monotheismus war. Die ganze Natur erschien ihnen vielmehr, wie auch noch heute, von Geistern belebt, die man anrief und welchen man Opfer brachte, ebenso gut wie dem Himmel und der Erde. Man unterschied schon damals höhere (himmlische) und niedrigere (irdische) Geister. Zu den ersteren gehören die Sonne, der Mond und die Sterne. Die irdischen Geister sind die der Berge, Wälder, Hügel, Thäler, der Meere, Flüsse u. dergl. Unter den Bergen wurden besonders fünf, die von bedeutendem Einfluß auf das ganze Land sein sollen, ferner die vier Grenzberge und vier großen Ströme verehrt.

Eigentümlich ist dieser alten Religion, daß sie keinen besonderen Priesterstand kannte. Der Kaiser oder Himmelssohn durfte, und zwar nur er allein, dem Himmel, der Erde, den großen Flüssen und Bergen, als Hohepriester seines Volkes feierlich opfern. Die großen und kleinen Vasallenfürsten dagegen opferten nur den Bergen, Flüssen und Geistern ihres Gebietes, die Beamten anderen untergeordneten Geistern, der einzelne Familienvater aber brachte vornehmlich nur seinen Ahnen und den Schutzgeistern seines Hauses Opfer dar.

Da es keinen Priesterstand gab, so bildete sich auch keine Dogmatik aus. Wir finden deshalb keine Theorie der Schöpfung, sondern nur einige schwache Andeutungen über den Ursprung der Dinge bei den Philosophen. Diese nehmen zwei Prinzipien, das (männliche) kräftige, lichte („Yang") und das (weibliche) schwache, dunkle („Yin") an, durch deren vereinte Wirkung alles hervorgebracht wird. Allein dieses Yang und Yin sind der Volksreligion gänzlich fremd. Beide werden auch nicht verehrt, obwohl später alle Naturgegenstände auf die beiden Prinzipien von den Litteraten bezogen wurden. Wir finden demnach in dem alten Kultus auch keine Götterbilder und keine Mythologie vor. Eben so wenig kannte man prächtige Tempel; der einzelne hatte in seinem Hause einen Ahnensaal. Dem Himmel und der Erde wurde ursprünglich im Freien auf Anhöhen, später in besonderen Gebäuden in der Nähe der Hauptstadt auf Altären (rund für den Himmel, viereckig für die Erde) das Opfer dargebracht.

Aber so kahl in dieser Hinsicht der alte chinesische Kultus erscheint, so sehr ist das ganze Leben mit Gebeten und Opfern durchwebt. Keine freudige oder traurige Begebenheit findet ohne Gebet und Opfer statt. Man kannte ferner auch keinen Religionsunterricht. Den Unterricht im Ceremoniell gaben die betreffenden Beamten; sie hielten Vorträge an das Volk. Die Gebete sind feste Formeln, mit welchen eigene Beamte sich befassen. Die größeren Staatsopfer waren zum Teil von Musik, Gesang und Tanz begleitet. Die Arten der Opfer waren sehr verschieden, da man dieselben himmlischen,

irdischen und menschlichen Geistern darbrachte. Für die verschiedenen Opfer dienten auch besondere Opfertiere, Geräte und Personen. Auch die Musik, die Gesänge und Tänze wichen bei den verschiedenen Opfern von einander ab.

Die Beamten waren peinlich genau in der Ausübung der zahlreichen heiligen Gebräuche, durch die man sich der Gunst oder des Rates der Götter zu versichern glaubte, ohne daß man sich deshalb um das Wesen und die Natur dieser Götter viel mehr als dies die praktischen Lebensbedürfnisse mit sich brachten, bekümmerte. Man ließ vielmehr die Eigenschaften der Götter lieber im Unklaren. Dieses mußte von selbst zu einem sehr ins einzelne ausgebildeten, aber immer streng ritualem Gottesdienste führen, zu vielen genau formulierten Gebeten, Opfern sowie anderen Ceremonien und Ritualen des öffentlichen und Privatlebens.

Es sind besonders zwei Ausdrücke, die bei der Ur-Religion der Chinesen in erster Linie in Betracht kommen, nämlich: „Tien" (Himmel) und „Schang Ti" (erhabener Herrscher). Über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Tien ist viel gestritten worden. Gewisse Gelehrte haben das Wort mit dem Sanskrit „Diw" (der Himmel) zusammengestellt, während andere in dem alten Zeichen für Himmel (drei etwas nach unten gebogene Linien über einander ☰) ein Bild der Himmelswölbung sehen wollen.

Die Ordnung am Himmel und in der Welt führte die alten chinesischen Weisen zur Anerkennung und Verehrung einer Natur- und Weltordnung, die mit dem moralischen Verhalten der Menschen in Verbindung stehend gedacht wurde. Die Ordnung in der Natur sollte dem Menschen zum Muster dienen. Alles, was dem Staate wie dem einzelnen begegnete, wurde auf den Himmel bezogen, von ihm veranlaßt gedacht. Die fürstlichen Befehle haben daher auch keine Geltung, wenn sie mit den himmlischen Geboten nicht übereinstimmen.

Hier entsteht nun natürlich die Frage: Wie erkennen wir den himmlischen Befehl oder des Himmels Weg? Der Chinese nimmt keine Offenbarung an. Der Himmel redet nicht, doch spricht er sich durch die Natur- und Weltordnung sowie die Stimme des Volkes aus. Der Weise sieht deshalb die Wirkung des Himmels in allem, aber besonders dann, wenn etwas ohne Zuthun des Menschen geschieht. Die Befolgung der Himmels-Gesetze (Tugend und Recht) bringt Glück, das Gegenteil Unglück. Der Himmel hat keine besondere Ab- oder Zuneigung zu irgend einem, doch liebt er nur die, die ihn fürchten.

Die Annahme, daß der Ausdruck Schang Ti und Tien in den Schriften des hohen Altertums nicht ein allmächtiges Wesen, sondern einen oder mehrere Geister bezeichne, dessen oder deren Macht der Himmel anerkannte, scheint ganz unbegründet. Vielmehr muß man unter Schang Ti, wie es auch die in China als Missionare thätigen Jesuiten von jeher gethan haben, einen

höchsten, — obwohl nicht alleinigen und außerweltlichen, — Gott verstehen. Es läßt sich schon nach der durchaus monarchisch zugespitzten ältesten Verfassung Chinas nichts anders erwarten, als daß auch die Hierarchie der Geister unter einem kaiserlichen Oberhaupte steht. Es ist auch nie von mehreren Schang Tis, sondern immer nur von einem die Rede.

Da sich die alten Chinesen wohl gar nicht auf metaphysische Spekulationen einließen und keinen Priesterstand hatten, der sich damit die Zeit vertreiben konnte, — das Ceremonienwesen, Gebete und Opfer wurden von den Beamten wie andere Geschäfte besorgt —, so ist es auch nicht zu verwundern, wenn wir eine Theorie der Schöpfung nicht ausgebildet finden. Die Idee eines frei der Natur gegenüberstehenden weltschöpferischen Gottes ist den Chinesen völlig fremd, — für Schöpfer und Schöpfung hat die chinesische Sprache kein Wort, der erste Vers der Genesis läßt sich daher ins Chinesische gar nicht übersetzen. Die alten Chinesen dachten sich ihren Schang Ti jedenfalls nicht ohne den Himmel, die ganze Natur stellten sie als seine ewige Offenbarung im Raume und ihn nicht als etwas Abgesondertes neben oder außer der Natur hin.

Thatsache ist, daß man von Schang Ti überhaupt nicht sagen konnte, daß er Himmel und Erde erschaffen habe; denn er ist ja nichts anderes, als der personifizierte Himmel. Von einer ersten Urschöpfung ist daher eigentlich nie die Rede, sondern nur von einem fortwährenden Entstehen der einzelnen Dinge in der Natur. Doch existierte zweifellos die Annahme eines Waltens der Vorsehung. Nur geht alles, wie die alten Chinesen es sich dachten, auf natürlichem Wege zu, ohne ein beständiges, wunderbares Eingreifen von oben.

Die Annahme, daß das altchinesische Religionssystem ursprünglich ein Dualismus war, ist ebenfalls irrig. Die Chinesen sahen den Himmel und die Erde nicht als den Vater bezw. die Mutter aller Dinge an, oder glaubten, daß durch eine geschlechtliche Verbindung beider alle Wesen entstanden seien. Die spätere Philosophie spricht allerdings von zwei Prinzipien, dem bereits erwähnten „Yin“ und „Yang,“ welche in den Diagrammen des Kaisers Fu Hi *) bereits durch die ununterbrochene und die gebrochene Linie angedeutet sein sollen. Aber alles dieses gehört der Philosophie an und nicht der ursprünglichen Volksreligion, die von beiden nichts weiß, obwohl die späteren Philosophen allerdings alle Wesen auf das Yin und Yang zurückführen.

Es ist gewiß, daß der Altchinese sich die Himmelsmacht das All belebend und durchdringend dachte, und daß die Lebenskraft, die Seele in allen Dingen, die Ordnung, die Logik des Weltalls ist, die alles trägt und allgegenwärtig ist. Auch liegt auf der Hand, daß man glaubte, Schang Ti nehme an den menschlichen Angelegenheiten teil, denn sonst hätte man an ihn keine Gebete gerichtet und ihm Opfer dargebracht. Späterhin erkannte man in ihm aller-

*) Siehe Seite 270.



Chinesische Email-Vasen.



dings nur die physische und moralische Weltordnung an und verehrte ihn als solche.

Obgleich über die Ceremonien und Gebräuche, womit die Geister von den alten Chinesen geehrt wurden, genaue Beschreibungen auf die Nachwelt gekommen sind, so wird man über ihr Wesen ebensowenig einen klaren Begriff finden, als über den Schang Ti. Die Zahl der Geister wurde unzählig gedacht, — alles war von Geistern beseelt. Auch stellte man sie sich nicht körperlos vor, sondern verbunden und verkörpert mit den Dingen. Man nahm ihre Anwesenheit bei den Opfern an. Die himmlischen Geister dachte man sich als vom Himmel herabsteigend, während die irdischen aus der Erde hervorkamen. Auch erschienen sie mitunter unter verschiedenen Tierformen. Eine jede Art von Geist wurde durch ein lebendes Wesen repräsentiert, das man durch verschiedene Musik herbeirief. Unter welcher Form man aber auch die Geister sich erscheinend gedacht haben mag, man schrieb ihnen Einsicht und Teilnahme sowie Einfluß auf menschliche Angelegenheiten zu. Man klagte ihnen seine Not, und sie kamen auch, wie man glaubte, den Menschen zu Hülfe.

Über das Verhältnis des Schang Ti zu den Geistern und dieser zu ihm, steht wenig fest. Man scheint sie als seine Diener oder Beamte angesehen zu haben. Die Geister lassen sich wohl rühren, jedoch nur durch ein reines Herz. Böse Geister kommen aber nur wenig vor. Fest steht, daß die Verehrung der Geister schon von den frühesten Kaisern empfohlen und angeordnet wurde. Daß alles in der Natur von Geistern belebt ist, daß alle diese einer Ordnung folgen, gehört zum chinesischen Systeme.

Der Himmel selbst oder der Schang Ti steht als über alle Geister — himmlische, irdische und menschliche — erhaben außer der Reihe. Die wichtigsten der ersten Abteilung sind: Sonne, Mond, Sterne und Sterngruppen; aber über das Verhältnis Schang Tis zu diesen Geistern erfahren wir, wie gesagt, nichts. Das Opfer der Sonne ist jedoch mit dem Himmelsopfer streng verbunden. Man opferte der Sonne auf einem Altare (im Osten), und dem Monde in einer Grube (im Westen) um das Dunkle und Lichte (Yin und Yang) zu unterscheiden.

Nächst der Sonne und dem Monde verehrte man die Sterne und die Zeichen des Tierkreises. Unter den Sternen verstand man folgende fünf Planeten: Venus, Merkur, Saturn, Mars und Jupiter. Sternbildern oder einzelnen Sternen brachte man erst in späterer Zeit Opfer dar, nachdem sich die Astrologie ausgebildet hatte. Regen, Wind, Donner, Hagel, Frost usw. waren der Obhut einzelner Sterne anvertraut.

Unter den irdischen Geistern, die man wiederum in höhere und niedere teilte, waren die der Berge und Flüsse die geachtetsten; ihr Kultus war immer mit dem des Schang Ti verbunden. Zunächst kommen vor allem die fünf heiligen Berge („Yo“) in Betracht; sie wurden als „Schutzwachen“ auf-

gefaßt. Man brachte den Bergen und Wasserläufen bei Überschwemmungen, Dürren und epidemischen Krankheiten Opfer dar. Diese muß man also als von ihnen mit veranlaßt betrachtet haben. Die fünf heiligen Berge befanden sich in Schensi (der Hoa), Schansi (der Yo), Schantung (der Tai), in Hunan (der Heng) und in Petschili (der Ho). Außerdem verehrte man noch vier Grenzberge als Schutzmächte. Diese wurden besonders vom Kaiserhofe verehrt. Neben diesen aber hatte jeder Vasallenstaat seine besonderen heiligen Berge und Hügel, die auf das Wohl und Wehe desselben von Einfluß zu sein schienen.

Außer Bergen und Wäldern opferte man zunächst den vier großen Seen und den vier großen Flüssen, die durch Befruchtung oder Überschwemmung wohlthätig bezw. verderblich werden konnten, aber auch den kleineren Flüssen und selbst Brunnen.

Wir haben gesehen, wie neben dem höchsten Himmel alles mit himmlischen und irdischen Geistern erfüllt ist. Aber wenn der Mangel eines besonderen Priesterstandes keine besondere Dogmatik hat entstehen lassen, sodaß wir weder über Götter noch Menschen zu klaren Vorstellungen gelangen, so fehlt allen diesen Gebilden, sofern sie nicht historisch, — d. h. frühere Könige, Weise überhaupt Menschen waren, alle Individualität. Sie erscheinen mehr als höhere und niedere Kräfte, die im Weltall walten, in Verbindung miteinander und in Abhängigkeit wohl vom Himmel gedacht. Das Volk, wie die alten Religionsstifter, stellten sich dieselben offenbar menschlich vor, mit menschlichen Zu- und Abneigungen begabt, und man suchte sie sich durch Gebete und Opfer geneigt zu machen.

Die Chinesen verehren die Ordnung, die in der Natur waltet, und die nach ihnen durch das moralische Verhalten der Menschen mitbestimmt ist. Treten Störungen im Laufe der Natur ein, so glaubte man, daß sie durch Störungen in der menschlichen Gesellschaft veranlaßt sein mußten, und daß es Warnungen des Himmels an die sündigen Menschen seien und speziell an den Kaiser, in sich zu gehen. Da die Störungen in der Natur über lang oder kurz wieder aufhören müssen, so konnten sie immer bei eintretender Besserung auch das Aufhören jener Störungen versprechen.

Alles Außergewöhnliche, den Menschen Nachteilige, wie Erdbeben, Pest, Dürre, Überschwemmungen, aber auch Sonnen- und Mondfinsternisse, Meteore, große Nebel u. dergl. galten als Mahnungen des Himmels. Man suchte sich dieselben auf natürliche Weise zu deuten, doch gab es in der Auslegung derselben gar keine feste Regeln, oder die Regeln, die man etwa entworfen, fanden keine allgemeine Geltung. Man deutete jede Naturerscheinung nach den Umständen. Die Minister und sonstige Beamten benutzten sie aber auch zu Ermahnungen und Vorstellungen, die ihnen eben geeignet schienen. Auch gab es einen eigenen Beamten, der die Vorbedeutungen beobachtete und auszulegen versuchte. Ein anderer Beamte war Astrologe; er beschäftigte sich

mit den Bewegungen und Veränderungen der Gestirne und berechnete aus den Himmelsbeobachtungen die Vorbedeutungen.

Aber nicht bloß aus den Naturerscheinungen und Himmelszeichen suchte man die Zukunft zu erraten, sondern es fehlte auch nicht an Wahrsagern und Traumdeutern. Es gab besondere Wahrsager, deren Amt erblich war; nichts wurde unternommen, ehe dieselben nicht die Zeichen dazu für günstig erklärt hatten. Dies galt nicht etwa nur von größeren kriegerischen Unternehmungen, von einem jedem größeren Opfer, einer Leichenbestattung, sondern von jeder einzelnen Handlung dabei. Namentlich bediente man sich zum Wahrsagen der Schildkrötenschale; dieselbe wurde gebrannt. Die Risse, welche sie dann zeigte, ergaben verschiedene Figuren, die dann von den Wahrsagern gedeutet wurden. Es gab auch eine Pflanze (Achillea millefolium) deren Stengel zu diesem Zwecke verwendet wurde; man löste sie in Streifen von ungleicher Länge auf.



Vase zur Aufnahme des Opferweins.

Daß die alten Chinesen an ein Fortleben des Menschen nach dem Tode geglaubt haben, darüber lassen viele Stellen der Klassiker keinen Zweifel. Wünschen wir aber die bestimmten Vorstellungen, die sie sich von dem Leben nach dem Tode gemacht haben, kennen zu lernen, so lassen sie uns wieder im Stiche, wohl aus dem einfachen Grunde, weil in China kein besonderer Priesterstand existierte, der eine Lehre darüber vollständig ausgebildet hätte. Von einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode für die Handlungen dieses Lebens ist aber in den klassischen Schriften nie die Rede.

Die alten Chinesen waren durchaus Materialisten. Es ist dies sehr begreiflich, da ja nach ihrem Systeme Tugend und Laster schon hier auf Erden ihren Lohn und ihre Bestrafung finden. Sie scheinen nicht recht gewußt zu haben, wo der große Haufe nach dem Tode eigentlich bleibe. Der Körper kehrte zur Erde zurück, für den Lebensodem („Ki") gab es keinen Ort, in den er nicht eingeht. Die Seelen hatten, dem Volksglauben zufolge, nach dem Tode noch Empfindung und nahmen an den Überlebenden teil; denn wozu sonst die Opfer? Man dachte sich die Ahnen bei den Opfern zweifellos gegenwärtig, und wenn sie die Spenden auch nicht genossen, so nahmen sie dieselben doch gerne an. Man dachte sich die Ahnen aller als fortdauernd, teilnehmend und wirksam in Bezug auf das Schicksal ihrer Nachkommen auf Erden.

Ist nun der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode bei den alten Chinesen nicht zu bezweifeln, so darf man doch nicht annehmen, daß sie, da sie nur von der Naturbetrachtung ausgingen, an eine ewige Fortdauer der Seele glaubten.

Trotzdem man im alten China keinen besonderen Priesterstand kannte, auch keine großartigen Tempel und Götterbilder hatte, war der Kultus dennoch sehr ausgebildet: Gebete und Opfer durchweben das Leben der alten Chinesen ganz. Gebete wurden im Namen von größeren oder kleineren Bezirken oder des ganzen Staates verrichtet. Man betete zum Himmel, zu den



Vase zur Aufnahme des Blutes des Opfertieres.

verschiedenen Geistern und den Ahnen. Wenn die feierlichen Opfer des Himmels dem Kaiser allein vorbehalten waren, so war dies beim Gebete nicht der Fall. Bitt- oder Dankgebete herrschten vor; Bußgebete sind dem Chinesen fremd; der Mensch ist nicht in Sünde geboren, er weiß von keiner Erbsünde, — er ist, wie Confucius sagt, von Natur aus gut, und nur unter dem Drucke der Verhältnisse kann er schlecht werden. Man kann die Gebete noch, wie die Opfer, in solche teilen, die zu bestimmten feststehenden Zeiten stattfanden, wie die Bittgebete vor der Ernte und die Dankgebete nach derselben, und in solche, die bei besonderen Veranlassungen vorgebracht wurden. Im allgemeinen darf man sagen, daß alle Gebete auf ein irdisches

Wohlergehen, Gesundheit, langes Leben, eine reiche Ernte, hohes Alter, Erhaltung der Herrschaft usw. gerichtet waren: sie bezogen sich nur auf Weltliches.

Es gab eigene Beamte für das Gebet. Der sogenannte Großbeter hatte gewisse Gebetformeln abzufassen. Es waren Jahresgebete (daß das Jahr glücklich sein möge), Gebete um Glück (bei Vorhersagung über den Tag zu einer freudigen Ceremonie), Gebete um das Aufhören eines Mißgeschickes, wie Überschwemmung, Dürre, epidemische Krankheit u. dergl.; Gebete bei günstigen Vorbedeutungen; Gebete, mit denen man die Geister anging usw. Außerdem gab es sogenannte kleine Beter; sie hatten die Anrufungen und



Gefäß zur Aufnahme von gekochtem Opfer-Cerealien.

Anreden bei den Beschwörungen, Bitt- und Dankopfern, hatten Glück zu erbitten, eine reiche Ernte, regelmäßigen Regen in den Jahreszeiten, Aufhören von Dürre, Entfernung von Verbrechen und Epidemien zu erflehen. Bei den Leichenbegängnissen waren noch besondere Trauerbeter thätig; sie verrichteten dabei mehr untergeordnete Dienste.

Opfern, namentlich den Ahnen, galt für eine heilige Pflicht. Man kannte nur Bitt- und Dankopfer. Von Sühnopfern wußten die Chinesen der späteren Zeit wenigstens nichts; der Gedanke einer Versöhnung des Menschen mit Gott durch Gebet und Opfer tritt kaum hervor, denn nach dem Glauben der Chinesen trennt keine Sündenschuld die Menschheit von Gott. Doch finden sich noch einige Spuren, daß dem Opfer auch in China früher eine tiefere, mysteriöse Bedeutung beigewohnt haben mag. Hierauf deutet die

Bestreichung des Ahnensaales, der Kriegswaffen, der musikalischen Instrumente wie der Glocken mit Opferblut, was man weder aus dem Dankopfer, noch aus dem Bittopfer erklären kann.

Die alten Chinesen kannten keine Abtötung des Leibes und Selbstpeinigung, bereiteten sich aber durch Enthaltsamkeit und Einkehr in sich zu den großen Opfern vor. Die Enthaltsamkeit währte je nach der Wichtigkeit des Opfers 3 bis 10 Tage. Die Opfer bestanden im allgemeinen aus Tieren, Produkten des Pflanzenreiches und aus menschlichen Kunstprodukten. Die alten Chinesen rechneten neben 6 Haustieren, 6 Vierfüßler und 6 wilde Vögel zu den Opfertieren. Erstere sind: der Ochse, das Pferd, das Schaf (und die Ziege), das Schwein, der Hund und das Huhn. Die 6 wilden Vierfüßler waren: große Hirsche, Dammhirsche, Bären, Antilopen, wilde Schweine und Hasen, die sechs wilden Vogelarten aber die Wildgans, Wachtel, die Ralle, der Fasan, die Turteltaube und Taube.

Doch durfte nicht jeder ein jedes Tier opfern, und auch nicht jedem Geiste wurde jedes Tier geopfert. Die aus dem Volke, die keine Tiere aufzogen, konnten auch keine lebenden Tiere zum Opfer darbringen. Die Opfer, wie auch die Opfergefäße, waren nach dem Range des Opfernden verschieden. Um einen Ochsen oder eine Kuh opfern zu können, mußte man wenigstens ein kaiserlicher „Tafu" (Großer) sein, die Graduierten im Kaiserreiche durften nur eine Ziege, ein Schaf oder ein Ferkel opfern.

Je höher die Götter oder Geister gestellt waren, desto größere Opfer brachte man ihnen. Das Pferd war eigentlich das Kriegsopfer; Schafe wurden der Erde und den vier Weltgegenden dargebracht, Vögel (Hähne) den Genien der Erde und der Cerealien. Man berücksichtigte auch die Farbe der Opfertiere und erforderte ihre Makellosigkeit; man achtete deshalb ganz besonders auf ihre Fütterung.

Zu den Fruchtopfern gehörten vornehmlich die Hirse, der Reis und Weizen; dieselben wurden zumeist von den Frauen dargebracht. Wasser und chinesischer Wein wurden nur wenig beim Opfer verwandt; dagegen gaben die alten Chinesen, wie auch die alten Griechen, ihren Göttern viel Salz zu kosten. Weihrauch kam andererseits bei ihren Opfern nicht vor, wohl weil China keinen Weihrauch lieferte.

Der Himmelssohn oder Kaiser opferte nur dem Himmel, der Erde, den großen Bergen und Hauptflüssen, sowie den Genien der Erde und Feldfrüchte. Die Vasallenfürsten opferten nur den berühmten Bergen und Flüssen, die sich in ihrem Lande befanden, ferner auch dem Genius der Erde und der Feldfrüchte; später maßten sie sich indes auch die kaiserlichen Opfer an. Wenn der Kaiser selber nicht opfern konnte, so vertrat der Ober-Ceremonienmeister seine Stelle. Die Großen („Tafu") brachten nur den Laren (Hausgöttern) und den Ahnen, die Litteraten und das Volk nur letzteren Opfer dar. Auch opferten der Kaiser und die Fürsten den Wandergeistern (damit sie

nicht schaden sollten) und den unmündig Verstorbenen, die keinen Totendienst hatten.

Die Ehefrauen sowie die Töchter nahmen aber auch an den Ahnenopfern teil, bei den kaiserlichen selbst die Kaiserin. Durch diese Teilnahme wurde die Ehe gewissermaßen zu einer religiösen Einrichtung; jeder muß heiraten, damit es nicht an einer Hausmutter fehle, die dem Hausvater beim Opfern helfe. Indirekt waren bei den Opfern noch eine Menge Leute beteiligt, wie z. B. Staats- und Hofbeamte, welche die Opfertiere zu liefern hatten usw., ferner: die Opferschlächter, der Feuerwart, der das heilige Feuer zu den Opfern mittels der Sonnenstrahlen, die in einem Spiegel aufgefangen wurden, entzündete.

Das alte China wußte im allgemeinen nichts von vielen Tempeln: die Kaiser brachten im Freien ihre Opfer dar, zuerst auf der bloßen Erde, dann aber auf Altären, die zunächst aus Erde aufgeführt waren. Auch in Gruben opferte man und zwar für die irdischen Geister, aber auch für die des Mondes. Die Opferstätten waren verschieden nach den Wesen, denen man opferte. Man opferte später dem Himmel bei der Wintersonnenwende auf einem runden Erdhügel, den man aufgeworfen hatte, und der den Himmel darstellen sollte, der Erde aber bei der Sommersonnenwende auf einem viereckigen Hügel — man hielt die Erde für viereckig — in einem See. Noch später wurde in der Nähe des kaiserlichen Palastes ein Haus errichtet, in dem sich der Altar des Himmels befand; der Altar der Ahnen war nahe bei. Für die Opfer außer der Zeit wurden Erdaltäre leicht und schnell improvisiert; um dieselben waren zumeist Ringmauern gebaut.


Becher für Trank-Opfer.

Erst in späterer Zeit finden wir Tempel vor, die aber keine Bildsäulen oder Götterbilder enthielten. Die Ahnen repräsentierte ein Kind (später eine Tafel). Die Opfergeräte waren sehr verschieden. In den Tempeln, die dem Genius der Erde geweiht waren, bediente man sich großer, aus gebrannter Erde verfertigter Gefäße; für andere Opfer dienten solche, die aus einem Flaschenkürbiß, aus Holz u. dergl., gemacht waren.

Waren es Feldfrüchte, wie Getreide, die geopfert werden sollten, so

wurden sie in einem Mörser zerstampft, von der Hülse befreit, gewaschen und dann Kuchen daraus gebacken. Das Opfertier wurde mit einem Messer geschlachtet und vornehmlich das Blut und Fett dargebracht. War es ein Ochse, den der Kaiser zu opfern gedachte, so führte er ihn selbst am Stricke herbei und erschoß ihn mittels Pfeil und Bogen.

Das Opfertier sowie der Tag des Opfers wurden durch das Los zuvor bestimmt. Man ging dem Schlachtopfer, untergeordnete Beamte auch dem Korne, das dargebracht wurde, feierlich entgegen. Die Opfer fanden zumeist bei Sonnenaufgang statt. Bei geringeren Opfern erwürgte eine besonders dazu abgeteilte Person das Schaf, den Hund usw.

Was dem Himmel oder den Geistern eigentlich vom Opfertiere dargebracht wurde, ist nicht recht klar; doch scheint es unter den verschiedenen Dynastien verschieden gewesen zu sein. Zumeist war es wohl das Herz, die Leber und die Lunge; aber das Tier wurde auch mitunter auf einem Holzstoße verbrannt, damit der Opferduft zum Himmel aufsteige. Den Genien der Erde und der Feldfrüchte und den heiligen Bergen brachte man das Blut dar; den Gewässern opferte man, indem man das Opfer ins Wasser warf. Der größte Teil des Opferfleisches wurde aber wohl, wie auch bei anderen Völkern, beim Opfermahle von den Opfernden verzehrt, und dies galt für einen wichtigen Teil der Ceremonie. Der Kaiser und die Großen gaben und schickten sich gegenseitig von ihrem Opferfleische, um des Glückes, welches das bringt, die anderen mit teilhaftig zum machen. Die Hauptopfer waren stets von Nebenopfern begleitet.

Die Musik und Tänze spielten bei den Opfern eine nicht unbedeutende Rolle. Die Trommel wurde gerührt, um den Geistern das Opfer anzuzeigen; je größer oder ferner die Geister waren, eine desto größere Trommel mußte man nehmen. Doch waren die Trommeln hauptsächlich nur dazu bestimmt, den Anfang jedes Stückes anzuzeigen. Man benutzte darauf andere Musikinstrumente, die aus klingenden Steinen verfertigt waren, Lauten, Guitarren, Flöten, hölzerne musikalische Instrumente, Cymbeln, Glocken usw. Man glaubte durch die Musik die Geister herbeizuziehen und zu erfreuen.

Dem Oberdirektor der Musik lag das Lehren der Musik ob; verschiedene Tonarten und Melodien dienten dazu, die verschiedenen himmlischen und irdischen Geister herbeizuziehen. Mimische Tänze kannte man bereits in urgrauer Zeit. Man unterschied sechs verschiedene Arten von Tänzen. Hierzu gehörte der Waffentanz, der Tanz mit Stäben mit Seidenbüscheln, der Federtanz (die Feder war an einem langen Stiele befestigt), der Schildertanz, der Tanz mit einer Standarte mit dem Ochsenschweif usw. Je nach dem Opfer, welches dargebracht wurde, war auch der Tanz verschieden. Einige dieser Tänze haben sich bis auf den heutigen Tag, allerdings etwas modifiziert, erhalten.

Für den Religionsunterricht gab es keine besonderen Beamten, — jeder

Beamte erteilte die Anweisungen in seinem Kreise. Die Kosten des Kultus trugen die einzelnen, die Distrikte usw., nachdem die Opfer für den einen oder anderen dargebracht wurden, der Staat nur die für die Staatsopfer. Für die kaiserlichen Opfer wurden die Tiere aus den kaiserlichen Herden und Gestüten, das Obst aus den kaiserlichen Gärten, das Korn, von dem Ertrage des Ackerfeldes, das der Kaiser selber pflügte, genommen. Die Zahl der Spenden stieg mit der höheren Stellung der Geister; es herrschte sonst eine Art Abrechnen mit den Geistern, nach dem Prinzipe: „do ut des". In ungünstigen Jahren wurden daher die Opfer beschränkt, um somit die Geister gewissermaßen zu strafen.

Der Ahnendienst war in der Religion der alten Chinesen bereits von großer Bedeutung: man baute Ahnentempel; dieselben wurden durch Be-



Der kaiserliche Pflug.

streichen mit Opferblut eingeweiht. Man nahm die Anwesenheit der Ahnen im Tempel an, und alle wichtigen Familienakte wurden den Ahnen im Ahnentempel angezeigt. Auch die Staatsangelegenheiten wurden im Ahnentempel des Kaisers und der Fürsten vorgenommen. Das Opfer brachte nur der älteste Sohn dar. Den nächsten Ahnen und dem Familienstifter wurde monatlich, den fernen nur in den vier Jahreszeiten, den fernsten nicht mehr geopfert. Ein Kind, gewöhnlich der Enkel, weil er dem Großvater am meisten ähneln soll, war der lebendige Repräsentant des Ahnen, er empfing diese Opfer an seiner statt; sie richteten sich nach dem Stande des Überlebenden. Später trat aber an Stelle des Enkels die Ahnentafel; sie wurde mit ins Feld und auf die Jagd genommen.

Die Frage, ob die alte chinesische Religion mit der anderer Kulturvölker des Altertums in einem historischen Zusammenhange steht, muß wohl verneinend beantwortet werden. Die einzige Religion, mit der dieselbe in einer näheren auch historischen Verbindung stehen mochte, ist der Schamanismus Nord- und Mittelasiens, der ebenfalls die Verehrung des Himmels, der Geister und Genien der Hausgötter, der Ahnen usw. aufweist.

Eine andere Frage ist aber, ob die altchinesische Religion nicht Analogien

mit anderen Religionen zeigt, und diese muß allerdings bejaht werden. So findet sich z. B. ein Glaube an die Ahnen und ein Ahnendienst bei den alten Indern, der Ahnen- und Larendienst bei den alten Römern, und noch manches andere in der Religion dieses Volkes bietet der chinesischen auffallende Analogien dar.

Eine dritte Frage ist die: Wie hat das chinesische Religionssystem in China gewirkt? Die altchinesische Religion ist so sehr ein integrierender Teil des ganzen chinesischen Systems, daß sie nur dahin sich verbreitet hat, wo das ganze chinesische Wesen eindrang, wie in Annam, Korea, Japan. Unabhängig von diesem, wie der Buddhismus, das Christentum und Islam als Weltreligion, hat sie sich nirgends ausgebreitet, nicht einmal in der Mongolei, trotz des mehr als 2000jährigen Verkehrs mit China.

Das religiöse Bedürfnis der Menge mußte aber ohne einen eigentlichen Priesterstand, ohne Dogmatik, ohne Mythologie unbefriedigt bleiben. Weder über den Ursprung der Welt, noch die Natur der Geister und der Seele, noch über die Fortdauer nach dem Tode gewährte die alte Religion irgend eine zuversichtliche Einsicht, wie die Menge sie will. Es fanden daher die Apostel des Taoismus (im 6. Jahrhundert v. Chr.) und später die Buddhisten, als diese kurz nach Christi Geburt aus Indien ankamen, offene Aufnahme daselbst. Die alte Religion, sagten diese, sei für dieses Leben recht gut, aber man müsse auch an ein anderes nach diesem Leben denken; davon wüßten sie nun zu erzählen. So ergänzten sie gewissermaßen die alte Religion und vertrugen sich gut mit ihr. Man hört jetzt in China den Ausspruch: „San Kiao J Yen,“ d. i. „die drei Lehren (Religionen) und doch nur eine,“ obwohl die vielen Gegensätze unter ihnen in die Augen springen und die chinesischen Litteraten zum Teil noch immer gegen diese eingedrungenen Sekten eifern.

Die drei Hauptreligionen Chinas.

Die Frage, in welchem Verhältnisse die drei Hauptreligionen Chinas — Confucianismus (Lehrsätze dieser Religion sind älter als Confucius, und zwar gegen 4000 Jahre alt), Taoismus (2500 Jahre alt) und Buddhismus (1800 Jahre alt) — zu einander stehen, ist nicht leicht zu beantworten. Worte wie Confucianismus, Taoismus und Buddhismus sind auf den Lippen der ganzen Landesbevölkerung, doch kann man die Chinesen der Zahl nach nicht nach den drei Religionen einteilen. Einige nehmen an, daß sich etwa die Hälfte der Bevölkerung zum Buddhismus bekennt; dies ist aber wohl nur reine Mutmaßung. Die Confucianer bilden die litterarische Klasse doch beten auch sie in buddhistischen Tempeln und machen von dem taoistischen Ritus Gebrauch.

Der volkstümlichen Ansicht zufolge sind die Priester des Buddhismus und Taoismus nur die einzig wahren Buddhisten und Taoisten: das Volk betrachtet sich als zu keiner dieser Sekten besonders gehörig, wenngleich es gewohnheitsmäßig die Tempel derselben besucht, die Priester als seine Pastoren ansieht und regelmäßig zu der Erhaltung des Kultus beisteuert. Kein Chinese, ausgenommen der, dessen Kopf ganz rasiert ist oder der eine gelbe Kappe trägt, würde sagen: „Ich bin ein Buddhist", oder „Ich bin ein Taoist". Die Litteraten, welche die Vornehmen des Landes miteinschließen, sagen: „Wir sind Confucianer". Der Handelsstand oder die Handwerkerklassen gebrauchen dagegen nie diesen Ausdruck. Frage einen Krämer, Mechaniker oder Bauer, zu welcher Religion er sich bekennt, und seine Antwort wird ein Blick der Verwunderung sein, da er sich nicht für ein Mitglied der einen oder der anderen dieser Glaubenslehren hält.

Dies ist in der That ein erstaunliches Schauspiel: China ist das einzige Land der Erde, in dem drei Religionen nebeneinander fortbestehen können, ohne daß eine die andere vertreibt oder aufhebt.

Das Verhältnis der Religionen im Lande der Mitte zu einander gleicht dem, welches unter freundschaftlich sich gegenüberstehenden Sekten vorherrscht, unterscheidet sich also vorteilhaft von den sich feindlich gegenüberstehenden Glaubensbekenntnissen des Abendlandes. Während der Confucianismus mit seiner Anbetung des Himmels und der Naturkräfte, sowie seiner Verehrung der Vorfahren viele Jahrhunderte lang allein dagestanden hatte, tauchte zunächst der Taoismus auf, sammelte in den Falten seines Gewandes die zahlreichen in wilder Form vorherrschenden Bekenntnisse und machte aus ihnen eine Mischung von Polytheismus, Rationalismus und Aberglauben. Dann kam die indische Religion mit ihren Götzen und Altären, ihren Mönchen und ihrem Ritual.

Die drei Religionen sind nahe verwandt, obgleich man die Verwandtschaft derselben nur annähernd beschreiben kann. Der Confucianismus basiert auf der Moral, der Buddhismus auf der Abgötterei und der Taoismus auf dem Aberglauben. Der erste ist teilweise Menschen-, der zweite Götter- und der dritte Geister-Verehrung. Von einem anderen Punkte aus betrachtet, beschäftigt sich das erstgenannte System mit der toten Vergangenheit, das zweite mit der veränderlichen Zukunft und das dritte mit den Übeln der Gegenwart. In ihrer Verwandtschaft zur Philosophie betrachtet, sind die drei Systeme ethisch, physisch und metaphysisch.

Logisch genommen, sind dieselben unvereinbar: der Taoismus ist Materialismus, der Buddhismus Idealismus und der Confucianismus der Hauptsache nach Tugend- und Sittenlehre. Aber das Volk, wie auch der Staat machen eine Einheit daraus, indem sie Teile dieser Systeme vermengen. Für gewöhnlich regelt sich das Leben der Landeskinder nach dem Confucianismus. Bei Krankheiten rufen sie taoistische Priester, um die üblen Geister auszu-

treiben, und bei Begräbnissen dingen sie buddhistische Bonzen, um Messen für die Ruhe der Seele zu lesen.

Die Frauenwelt und, wie bereits erwähnt, die Priesterkaste ausgenommen, haben Taoismus und Buddhismus nur sehr wenige offen erklärte Anhänger, mag auch schon das Glaubensbekenntnis der ganzen Nation mehr oder weniger mit ihnen verquickt sein. Männer, wenigstens alle diejenigen, welche eine gewisse Schulbildung genossen haben und mithin lesen können, erklären fast ausnahmslos, daß sie Anhänger des Confucius sind.

Alle drei Religionen werden durch die Staatsgewalt unterstützt. Theoretisch genommen ist der Confucianismus die Staatsreligion; die Mandarine sind Litteraten, die ihre Beförderungen den Wissenschaften verdanken, jenem Erbteil, welches Confucius der Nation hinterlassen hat. Die confucianischen Tempel stehen unter kaiserlichem Schutze, und der confucianische Kultus wird von Regierungsbeamten abgehalten, sowie auch zumeist auf kaiserliche Kosten unterhalten.

Im Grunde genommen ist der Confucianismus aber nicht die Staatsreligion, obgleich er sich auf die alte Religion Chinas gründet. Der Anbetung des Himmels ist hinzugefügt die Naturanbetung in ihren hauptsächlichsten materiellen Formen, als da sind Erde, Sonne, Mond und Sterne, Berge und Flüsse. Dem Ahnenkult ist nicht nur die Verehrung der Heroen beigegeben, auch noch mehrere taoistische und buddhistische Gottheiten werden anerkannt. Die Staatsreligion ist demnach eine Mischung der drei Religionen.

Der Buddhismus ist ebenfalls zu einer nationalen Religion erhoben worden, indem Tempel aus kaiserlichen Schenkungen erbaut worden sind, Klöster Zuschüsse aus Regierungseinnahmen erhalten und einige Kaiser Bücher geschrieben haben, die buddhistische Gegenstände behandeln.

Der Taoismus wird dadurch zur Staatsreligion, daß die verstorbenen Minister und Generale häufig Götter in taoistischen Tempeln werden und ihre Anbetung dann nach den Riten des Taoismus erfolgt. Die Staatsgottheiten und zahlreichen Schutzgötter der Städte und Marktflecken befinden sich unter der besonderen Fürsorge taoistischer Priester.

Weil man, wie bereits angedeutet, keine scharfe Grenze zwischen den drei Religionen ziehen kann, so ist es auch unmöglich, die Chinesen ziffernmäßig nach ihrem Glaubensbekenntnisse einzuteilen. Man vermag demnach nur den relativen Einfluß dieser Glaubenssysteme annähernd abzuschätzen. Der Confucianismus ist zweifellos die Religion der Litteraten und Staatsdiener. Die Ahnenverehrung ausgenommen, haben die mittleren und unteren Volksklassen sowie das weibliche Geschlecht wenig oder gar nichts mit der Kirche der Gelehrtenwelt zu thun. In Mittel-China soll der Buddhismus — weil dessen Priesterzunft dort ernster zu Werke geht — noch einmal so einflußreich sein als der Taoismus. Nimmt man an, daß der Confucianismus und Buddhismus gleichen Einfluß haben, so würde das Verhältnis wie 2:2:1

sein. In Nord-China findet man viel weniger Götzendienst vor. Der Taoismus steht dem Buddhismus voran. Man darf wohl annehmen, daß die drei Religionen im großen und ganzen in gleicher Weise die Gemüter der Bevölkerung beeinflussen, wenngleich der Confucianismus die höchste Achtung unter dieser religiösen Dreiherrschaft genießt.

* * *

I. Der Confucianismus.

Der chinesische Ausdruck für Confucianismus ist „Ju Kiau", d. h. die Sekte der Gelehrten. Genau genommen ist derselbe kein Religions-System: der Name schließt Erziehung, Wissenschaft, Sittenlehre und politische Philosophie in sich ein. Confucius*) selbst war kein religiöser Mann und lehrte überhaupt nichts über Religion.

Ungleich den beiden Schwester-Religionen Chinas hat der Confucianismus keine Priesterkaste, doch machen ihn die verschiedenen Riten, die von anderen Systemen aufgenommen worden sind, zu einer Sekte. Die heiligen Schriften der Confucianer sind ihre Klassiker, ihre Schulen sind ihre Kirchen, die Lehrer derselben ihre Priester, die Sittenlehre der Klassiker ihre Theologie und das von jedem Chinesen so außerordentlich heilig gehaltene Schriftzeichen ist ihr Symbol.

Confucius wurde in einem Jahrhundert geboren, welches sich durch die Geburt großer Weisen auszeichnete, die sämtlich einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter und Religionen der Menschheit ausgeübt haben. In Griechenland wirkte Pythagoras, Sakyamuni (Buddha) lebte in Indien, Zoroaster in Persien und Confucius in China.

Um den Charakter des großen Weisen besser zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß der Zustand Chinas zur Zeit seiner Geburt etwa analog dem eines der europäischen Reiche während des Lehnswesens war. Das Reich der Mitte bestand aus dreizehn größeren Staaten und einer Anzahl von kleineren Fürstentümern. Die Oberhäupter derselben bekriegten sich gegenseitig, und in jedem Staate herrschten wiederum fast ununterbrochen Bürgerkriege. Die Macht des Königs war damals auf nichts herabgesunken.

Als dieser chaotische Zustand der Gesellschaft und Politik in China vorherrschte, wurde Confucius im Jahre 551 v. Chr. in einer Stadt geboren, die heute Tschüfu (nicht zu verwechseln mit dem Vertragshafen Tschifu an

*) Sein Name war Kung Fu Tse: Kung war der Familien(Clan-)name, Fu Tse seine offizielle Benennung, die gleichbedeutend mit dem lateinischen „prudens" ist. Kung Fu Tse oder der Gelehrte Kung, war für die portugiesischen Jesuiten, die zuerst nach China kamen, ein schwer auszusprechender mehrsilbiger Name. Sie latinisierten ihn demnach in Confucius.

der Schantung-Küste) heißt und im Bezirk Yentschau (Provinz Schantung), etwa 350 km südwestlich von der Kiautschau-Bucht entfernt liegt.

Der Vater des Confucius war ein Beamter im Staate Lu. Etwa 70 Jahre alt heiratete er ein junges Mädchen, da er bislang nur Töchter hatte und sich einen Sohn sehr wünschte. Der Sprößling dieser Ehe war Con-



Statue des Confucius im Tempel zu Yentschau Fu.

fucius. In seinem 7. Jahre fing der Knabe an die Schule zu besuchen; Confucius selbst sagt uns, daß er mit 15 Jahren sich gänzlich dem Studium ergeben hatte. Er heiratete in seinem 18. Jahre, ließ sich aber bald darauf von seiner Frau scheiden, nachdem sie ihm einen Sohn geboren hatte. Zwei Jahre später bekleidete er den Beamtenposten eines Getreide-Verteilers. In seinem 21. Jahre erhielt Confucius einen Posten, der dem eines Land-Agenten oder Aufsehers über Bauerngüter ähnelte. Ein Jahr darauf sammelte

er nach der Art der peripatetischen Philosophen Griechenlands eine Anzahl von Schülern um sich.

Confucius soll über 7 Fuß groß gewesen sein. Nach den Bildern und Statuetten zu schließen, die heute noch in seinem alten Hause gezeigt werden, war er keineswegs ein hübscher Mann. Stark gebaut, mit einem großen, eigentümlich geformten Kopfe, vollem roten Gesichte und nachdenkendem, schwerem Gesichtsausdrucke, hatte er einen langen dünnen Bart, häßlich geformte Ohren, eine dicke flache Nase, zwei hervorstehende Unterzähne und sehr weite Nasenlöcher.

Die Mutter des Confucius starb, als er 23 Jahre alt war. Vorschriftsmäßig legte er sein Amt auf 27 Monate nieder. Während der nächsten Jahre fuhr er mit Unterrichtgeben fort, studierte außerdem aber Musik, offizielle Ceremonien und Altertumskunde. Als Confucius 37 Jahre alt war, nötigten im Staate Lu ausgebrochene Unruhen den Fürsten zu fliehen. Confucius ging mit ihm nach dem Staate Tsin, dessen Herrscher ihm ein Lehnsgut zum Geschenke machen wollte; aber einer der leitenden Staatsmänner erhob Einspruch dagegen. Confucius kehrte nun nach seinem Heimatlande zurück. Etwa 50 Jahre alt, bekam er unter einem neuen Herzog ein Amt. Unter der Verwaltung des Confucius wurde der Staat Lu so blühend, daß die Nachbarstaaten darüber unruhig wurden. Sie machten daher den Versuch, den neuen Herzog durch Geschenke, die zumeist aus anmutigen Sängerinnen bestanden, von den Staatsgeschäften abzulenken. Dies gelang ihnen auch. Die Folge war ein Zusammenbruch des Staates. Dieser Sturz ging dem Philosophen so sehr zu Herzen, daß er sein Heimatland Lu verließ.

Confucius und seine Schüler reisten nun dreizehn Jahre lang in den verschiedenen Lehnsstaaten umher und stießen dabei auf ebensoviele Hindernisse wie Erfolge. Während die meisten Herrscher den Ratschlägen des Weisen ein williges Ohr liehen, schienen sie doch der Ansicht zu sein, daß diese mehr einen akademischen als einen praktischen Wert besäßen. Sein eigener Herzog, der Sohn des Regenten, welcher, wie bereits bemerkt, den schönen Sängerinnen zum Opfer gefallen war, forderte Confucius, als dieser 68 Jahre alt war, auf, nach seiner Heimat zurückzukehren. Er ging auch, doch bat er weder um einen Beamtenposten, noch bot man ihm scheinbar einen solchen an.

Mit zunehmendem Alter nahm übrigens der politische Einfluß des großen Philosophen nicht unerheblich ab. Sein Aufenthalt an den Fürstenhöfen trug den Charakter der Unruhe, denn er verweilte nie längere Zeit an denselben. Obgleich es dem Weisen nicht an Anhängern gefehlt hat, so scheint er doch nur geringe Hoffnung gehegt zu haben, daß ihn seine Lehre lange überleben würde. Jedenfalls konnte er nicht den außerordentlichen Einfluß ahnen, welchen sein Name viele, viele Jahrhunderte lang auf ungezählte Millionen von Menschen ausüben sollte.

Confucius ging es wie vielen anderen großen Führern der Menschheit: der Ruhm, der ihm während Lebzeiten versagt war, wurde von der Nachwelt mehr als gebührend anerkannt. Jedem Worte, das er ausgesprochen, und jeder Handlung seines Lebens legte man eine Bedeutung bei, die jedenfalls nicht immer ihre Berechtigung hatte. Er ist in den Augen seiner Landsleute nicht nur ein Weiser, sondern eine Art Halbgott.

Etwa 70 Jahre alt begann die Gesundheit des greisen Weisen zusammenzubrechen. Da er eine Vorahnung von seinem bevorstehenden Tode hatte, machte er sich daran, ein Werk zu verfassen, — die „Frühlings- und Herbst-Annalen", das einzige Werk, welches aus seiner Feder stammen soll. Als sich sein Ende näherte, hörte man ihn eines Morgens ausrufen: „Der große Berg muß zerbröckeln, der starke Balken muß brechen und der Weise wie eine Pflanze verwelken." Aus diesen Worten schlossen seine Jünger, daß er seinen Tod herannahen sah. Tief gegrämt darüber, daß er auf Erden keinen intelligenten Monarchen gefunden, der sich seine Lehren im vollen Umfange zu nutze gemacht hätte, starb Confucius kurz darauf (479 v. Chr.), und wurde in seinem Heimatorte begraben.

Man kann dem Sitten-Codex dieses Weisen wohl kaum das große Lob, welches ihm die Nachwelt gespendet hat, absprechen. Als Sittenlehrer steht er in der ersten Reihe praktischer Philosophen. Die confucianische Sittenlehre ist der Grundpfeiler der Stabilität chinesischer Einrichtungen und eine der Hauptursachen für das merkwürdig lange Bestehen Chinas. Die Central-Sonne der Lehren des Confucius ist die kindliche Pietät. Sie ist der Schlüssel, welcher das Geheimnis des langen Bestehens der Nation aufschließt, — der feste Felsen, auf dem das Land der Mitte gebaut ist: der Sohn muß seine Eltern ehren, der Niedrigergestellte seinen Vorgesetzten gehorchen.

Ein weiteres Haupt-Dogma dieses Philosophen lehrt, daß das Menschenherz von Natur aus gut ist. Nur durch die Berührung mit der Welt und den Dingen der Welt wird der Mensch dazu verleitet, irre zu gehen. Der Mensch allein ist Gebieter seines eigenen Schicksals. Durch genaue, schablonenmäßige Beobachtung der richtigen Beziehungen der Menschen untereinander ist es möglich, sich solch einen hohen Grad der Weisheit, Tugend und Rechtschaffenheit anzueignen, daß man dem Himmel selbst gleich wird.

Das System des Confucius nimmt demnach mit der moralischen Ausbildung des Individuums seinen Anfang. Diese hoffte er durch die genaue Befolgung gewisser Anstands- und Lebensregeln herbeizuführen. Er stellte seine eigene Person als nachzuahmendes Beispiel dar, als Muster, wie ein guter und großer Mensch sich zu benehmen habe. Ein Herrscher, der sich ihn zum guten Beispiel nehmen würde, müsse sein Volk auch glücklich machen, da letzteres wiederum die Grundsätze seines Monarchen befolgen würde; Friede und Wohlfahrt zögen dann ins Land hinein.

Herrschen nun in einem Staate Unruhen und Unzufriedenheit vor, so



Thor der Grossen Mauer beim Nankau-Pass.



Eingangsthor zum Confucius-Tempel in Peking.



sei hierfür in erster Linie nicht das Volk verantwortlich, sondern der Regent. Die Pflichten des Herrschers und des Volkes seien wechselseitiger Natur. Während die Unterthanen einerseits dem tugendhaften Fürsten Achtung und Gehorsam schuldig seien, so folge andererseits doch nicht hieraus, daß das Volk dem Landesfürsten, der vom Pfade der Tugend abweicht, loyal entgegentreten müsse.

Das große Ziel seines Lebens bestand, wie Confucius häufig erklärte, darin, die Landesherrscher zu bewegen, zu dem seiner Ansicht nach idealen Regierungssystem zurückzukehren, welches die Ratsversammlungen der halbmythischen Kaiser Yao und Schun (im 3. Jahrtausend v. Chr.) leitete. In den Confucius zu Gebote stehenden Geschichtsbüchern waren die guten Handlungen dieser Monarchen der Nachwelt zur Bewunderung hinterlassen worden. Die hochtrabenden Aussprüche, welche man denselben in den alten Klassikern zuschreibt, erschienen dem Philosophen als der Gipfelpunkt aller Weisheit. Deshalb bemühte er sich, eine Lage der Dinge zu schaffen, wie sie bereits in uralten Zeiten vorgeherrscht hatte. Die Herrscher seines eigenen Vaterlandes waren von der alten Richtschnur vollständig abgewichen und daher der bedauerliche Zustand, welcher im ganzen Reiche vorherrschte.

Confucius kannte sehr wohl die Macht und den starken Einfluß, welchen Sprüchwörter auf die Volksmenge ausüben. Er hat deshalb seinem Lehrsysteme eine große Anzahl derselben einverleibt. Doch ist es zweifelhaft, ob auch nur eine kleine Anzahl derselben seinem eigenen Gehirne entsprungen ist; denn der Weise war kein origineller Denker. Er sprach eigentlich keine neuen Gedanken aus, noch lehrte er neue Dogmen. Er sagte bescheidenerweise von sich selbst: „Ich bin nur ein Überlieferer."

Die Sprache dieser Sprüchwörter ist lakonisch, gewöhnlich sind sie aber dennoch in so faßlicher Form wiedergegeben, daß selbst das schwächste Gedächtnis sich dieselben leicht einprägen kann. Nachstehende Auswahl von Aphorismen, die seinen „Vermischten Gesprächen" entnommen sind, möge dazu dienen, sowohl den Stil, wie die Tendenz der Lehren des „scepterlosen Monarchen" (Chinesisch „Su Wang"), wie ihn seine Landsleute mit Vorliebe nennen, zu erläutern:

„Eine gute Regierung besteht darin, daß man den Fürsten zum Fürsten, den Unterthan zum Unterthan, den Vater zum Vater und das Kind zum Kinde macht."

„Der ist ein edler Mensch, der, weil er mißverstanden worden ist, sich nicht darob beleidigt fühlt."

„Die Liebe zu den Eltern ist nicht nur eine häusliche Tugend, sondern sie macht ihren Einfluß auch in allen Lebenshandlungen geltend."

„Habe keinen Freund, der dir an Tugend nachsteht."

„Fürchte dich nicht, einen Fehler zu verbessern; derjenige, welcher das Rechte kennt und sich fürchtet, es zu thun, ist kein braver Mann."

„Zu wissen, was wir wissen, und zu wissen, was wir nicht wissen, das ist Kenntnis."

„Wir kennen das Leben nicht, wie können wir wissen, was der Tod ist?"

„Der treue Sohn ist derjenige, welcher seinen Eltern keine andere Besorgnis macht, als wie um seine Gesundheit."

„Der edle Mensch fordert alles von sich, der gemeine alles von anderen."

„Sei strenge gegen dich, nachsichtig gegen andere; auf diese Weise wirst du den Haß der Menschen von dir fern halten."

„Betrübe dich nicht darüber, daß dich andere nicht erkennen; beklage es vielmehr, daß du dieses selbst nicht vermagst."

„Der höhere Mensch ist, auch wenn er eine hohe Stellung bekleidet, nicht hochmütig; der gewöhnliche Mensch aber ist hochmütig, auch wenn er nur niedrig gestellt ist."

„Der edle Mensch ist langsam in Worten, aber rasch in seinen Handlungen."

„Aus faulem Holz kann man nichts schnitzen."

„Wenn man eine gerechte Sache leiden sieht und verteidigt sie nicht, begeht man eine Feigheit."

„Treue und Biederkeit seien eure vornehmsten Tugenden."

„Weißt du, was Weisheit ist? Kenntnisse besitzen und sie gut anwenden, sie nicht besitzen und seine Unwissenheit gestehen, das ist Weisheit."

„Beachtest du keinen Anstand, so gleichst du einem Wilden; überschreitest du die Grenzen des Anstandes, einem Narren. Benimm dich einfach und würdevoll, so gleichst du dem achtungswürdigen Manne."

„Der Weise bleibt aufrecht in Dürftigkeit, der Niedere unterliegt."

„Ein lange verborgenes Feuer wird nicht schnell gelöscht, ein hellaufloderndes löscht man aber leicht."

In Griechenland waren Pythagoras und Thales Zeitgenossen des Confucius. Aber man kann mit ihm nur zwei Philosophen des alten Hellas vergleichen, nämlich Sokrates und Aristoteles. Ohne die diskursive Beredsamkeit des einen oder den logischen Scharfsinn des anderen zu haben, übertraf Confucius doch beide in betreff praktischer Weisheit. Er überflügelt sie bei weitem aber in Bezug auf Tiefe, Ausbreitung und Dauer seines Einflusses.

Über den Charakter und die Lebensweise des Philosophen unterrichten uns auch einige von seinen Schülern verfaßte Bücher. Diesen zufolge war er sehr mäßig im Essen und sehr eigen darin; er war kein „Wassertrinker", bezechte sich aber nie. Wenn die geheimnisvollen Naturmächte sich in der Form von Stürmen oder Gewittern kund gaben, so hielt er es für seine Pflicht, ehrfurchtsvoll da zu sitzen; doch weigerte er sich seinen Grund hierfür anzugeben. Vor jeder Mahlzeit brachte er eine Opfergabe, indem er etwas

Wein oder Feldfrüchte auf den Boden schüttete. Selbstbeherrschung, Bescheidenheit, Nachsicht, Geduld, Herzensgüte, Ordnungsliebe, Leidenschaftslosigkeit, Emsigkeit, Milde, Pflichttreue, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit, Höflichkeit und Vorliebe für das Ceremonielle waren die Charakter-Eigenschaften, welche Confucius beständig übte und lehrte. Er haßte die Extreme und lehrte die Doktrin des glücklichen Mittelweges in allen Dingen. Düstere Selbstbuße und leidenschaftliche Äußerungen waren seinem Geschmacke gleich fremd. Er war weder ein Theologe, noch ein Metaphysiker und ebensowenig ein Christus, als vielmehr ein Moses. Er kannte seine Landsleute sehr wohl und widmete sich dem Studium der Geschichte, um die Weisungen, welche sie lehrte, zur Wohlfahrt der Staatsunterthanen auszunutzen.

Man hat Confucius in Europa verschiedentlich als echten Zweifler gebrandmarkt, der seinen Unglauben nur aus Ehrfurcht vor dem Altertum verschleierte. Dies ist aber viel zu weit gegangen.

Confucius war vielmehr ein Mann von starkem natürlichen Menschenverstande, der, da ihm keine Offenbarung zur Seite stand, sich kein endgültiges Urteil über Dinge erlaubte, für die man keine Beweise vorzuführen imstande war. Er sprach sich weder für, noch gegen übernatürliche Sachen aus; er sagte, daß die Dinge, welche er verstehen konnte, vollständig ausreichten, um alle seine Zeit in Anspruch zu nehmen, und daß es unnütze Mühe sei, über Sachen zu grübeln, bezüglich deren man zu keinem Schluß gelangen kann, der sich mit Erfolg verteidigen ließe. Er glaubte vielleicht mehr oder weniger an ein höchstes Wesen, aber er machte nie den Versuch zu bestimmen, was jenes Wesen oder seine Schaffenskraft sei. Confucius zog es vor, die praktische Seite der Dinge, welche er vor sich sah, zu diskutieren; die Ursachen für dieselben waren ihm gleichgiltig. Er sprach sich nie über das zukünftige Leben aus.

Der echte Confucianer des heutigen Tages ist, wie auch der des Altertums, ein Agnostiker: er glaubt nur an das, was er mit eigenen Augen sehen kann. Das Unsichtbare betrachtet er als etwas Unbekanntes, als etwas, was man nicht wissen kann. Es mag einen Gott oder Götter geben; die Seele mag unsterblich sein; Himmel und Hölle mögen existieren, — doch haben wir von diesen Dingen weder irgend eine Kenntnis, noch können wir dieselbe je erlangen. Wir können mit unseren schwachen Verstande das Überirdische nicht begreifen und alles Nachdenken über dasselbe ist leere Grübelei und ein vergebliches Bemühen.

Was konnten uns Buddha und Lao Tse, sowie die ganze Armee von Träumern inbetreff des Unsichtbaren und der Zukunft sagen? Ein verständiger Mensch wird seine Zeit nicht mit solchen eiteln Forschungen vergeuden. Er wird sich vielmehr mit der Gegenwart zufriedenstellen und das Licht oder Dunkel der Zukunft mit Ruhe abwarten. Giebt es eine solche Zukunft? Ein pflichtgetreues Leben ist die richtigste Vorbereitung für

dieselbe. Die Götter, falls es solche geben sollte, ehrt man am besten dadurch, daß man seine Eltern ehrt, seine Vorgesetzten achtet und seine Mitmenschen ehrlich behandelt. Ein tugendhaftes Leben ist der sicherste Reisepaß zum Himmel und die beste Bürgschaft gegen die Hölle.

Indem der Confucianer so handelt und glaubt, folgt er, wie aus dem bereits Gesagten ersichtlich sein wird, genau den Fußstapfen seines großen Lehrers. Als man diesen fragte: „Wie sollen wir den Geistern dienen?“ antwortete der Weise: „Wie können wir Geistern dienen, wenn wir nicht imstande sind Menschen zu dienen. Beschränke deine Gedanken auf deine irdischen Pflichten; man dient den Göttern am besten, indem man den Menschen wohl dient.“ Auf eine weitere Frage nach dem Tode, war seine Antwort: „Da wir das Leben nicht kennen, wie können wir wissen, was der Tod ist? Achte auf die Gegenwart; warum willst du über unlösbare Rätsel, die sich auf die Zukunft beziehen, grübeln? Leben und Tod sind eins; führe ein gutes Leben, und du wirst einen ruhigen Tod haben.“

Man erzählt sich ferner von dem großen Philosophen, daß er stets vermied über Geister und Wunder zu sprechen. Seine Ausleger erklären dies so, daß er das Gewöhnliche und nicht das Außergewöhnliche in Betrachtung zog, daß er über Menschen und nicht über Götter seine Meinungen äußerte. Als Confucius krank war und man ihn zum Beten aufforderte, fragte er: „Ist es erlaubt zu beten?“ Einer seiner Schüler citierte hierauf eine Stelle, die bewies, daß es erlaubt sei; Confucius antwortete ausweichend: „Ich habe lange gebetet“, — Worte, die seine Ausleger so erklären, daß sein tadelloses Leben ein langes Gebet war.

Diese wenigen Beispiele werden uns schon zur Genüge die Gesinnung des Confucius zeigen: es ist klar, daß er durch und durch Agnostiker war. Weder leugnete er die Existenz von Göttern und Geistern, noch die Möglichkeit eines zukünftigen Lebens.

Als Agnostiker duldet der Confucianer auch andere Glaubenssysteme. Der philosophische Mysticismus Lao Tses und die herrliche Träumerei Buddhas sind ihm nicht zuwider. Sie sind die Phantasie-Erzeugnisse tiefer Denker und interessant, wenn auch nur, um die Verschiedenheit solcher Betrachtungen zu zeigen und um die tiefe Weisheit des großen Weisen, der ihre Leere kannte, klarer an den Tag zu legen.

Der Confucianer geht sogar noch weiter: er giebt zu, daß für die unwissende Menge, und namentlich für Frauen, ein Pantheon notwendig sei. Die Schwachen gebrauchen einen Sporn für zukünftige Belohnungen, während die Lasterhaften durch die Furcht vor der Hölle im Zügel gehalten werden müssen. Der Confucianer liebt es daher nicht, seinen Skepticismus öffentlich zur Schau zu tragen, noch weniger aber denselben rührig zu verbreiten. Sein Glaube ist nur für den Gebildeten; die Massen des Volks sind glücklicher so, wie sie sind.

Der Confucianer wird zur Unterhaltung von Tempeln beitragen und an abgöttischen Ceremonien teilnehmen. Amulette hängen an seinem Thürriegel, und den Hausgöttern ist in seiner Wohnung ein geziemender Platz angewiesen. Naht sich ihm der Tod, so zieht er seine besten Kleider an, um dem gefürchteten Richter der Unterwelt als anständig gekleideter Mensch zu begegnen. Er erwartet, daß man für die Ruhe seiner Seele Totenmessen liest. Aber er wird dir sagen, daß er diese Dinge aus Achtung vor der Landessitte thut und aus Rücksicht für die weiblichen Mitglieder seiner Familie.

Ist, so fragen wir nun zum Schlusse, Confucius ein großer Mann gewesen? Die Chinesen erachten ihn selbstverständlich als einen solchen. Mencius, der zweitgrößte Weise Chinas, der etwa 200 Jahre nach Confucius lebte, war der erste, welcher ihn den „Heiligen" nannte. Confucius selbst sträubte sich sogar, ein guter Mensch genannt zu werden. Dessen ungeachtet giebt es eine Anzahl europäischer Gelehrter, die ihm ein außergewöhnliches Genie absprechen und zwar dies vornehmlich aus dem Grunde, weil ihm sowohl eine hohe schöpferische Phantasie wie auch die Inspiration eines echten poetischen Genies mangelte.

Mag dem auch thatsächlich so gewesen sein, so wird man doch zugeben müssen, daß der Weise ein selten bedeutender Mann war; denn wir haben zu unterscheiden zwischen einem Menschen, welcher des von ihm ausgehenden moralischen Einflusses halber groß ist, und einem solchen, der durch seine außergewöhnliche litterarische Begabung gleichsam epochemachend unter seinen Landsleuten wirkt.

Confucius war in demselben Sinne groß, wie man dies von Martin Luther sagen kann, denn er stellte sich als kühner Verfechter der Sittenlehre auf, sammelte die ganze Nation um sein Banner, welches als Denkspruch „Sittenreinheit" trug. Wir Deutsche nennen Goethe einen großen Mann. Eine solche dichterische Geistesgröße war Confucius allerdings nicht. Aber dennoch besaß er die Macht, sein Volk zu überreden, sich um ihn zu scharen, damit es seinen Schilderungen über die glänzenden, nachahmenswerten Tugenden alter Regenten lauschte.

Der alte Philosoph mag zwar nicht die religiöse Geistesgröße eines Luther noch dessen Feuer oder theologischen Eifer besessen haben, aber dessenungeachtet war Confucius doch imstande, vorherrschende Irrtümer mit Erfolg zu bekämpfen und in der Nation die Liebe zum ehrwürdigen Altertum wieder anzufachen. Seit mehr als zwei Jahrtausenden ist auf seine Autorität nie ein ernster Angriff gemacht worden.

Confucius war von jeher, und ist auch noch heute der „ungekrönte König" seines Landes. Durch seine Lehren hat er zweifellos einen bei weitem größeren Einfluß auf die Geschicke Chinas ausgeübt, als wenn er Jahrzehnte lang auf dem Kaiserthrone gesessen hätte. Seine intellektuelle Herr-

schaft als Philosoph und Staatsmann ist von allen Jahrhunderten anerkannt worden. Und indem er diese beiden Eigenschaften in sich vereinigte, überragt er ganz außerordentlich viele Geistes-Heroen anderer Jahrhunderte.

Nach den Diensten zu urteilen, die Confucius seinem Lande als Sittenlehrer geleistet hat, ist er sicherlich „der Große" zu nennen. Er lehrte, was ein guter Fürst zu thun habe und worin die Glückseligkeit des Volkes bestehe. Er rettete die alte Litteratur vor völligem Untergange und machte sie zur Grundlage der Erziehungs-Anstalten seines Landes. Der Weise wurde daher der religiöse wie moralische Führer seiner Nation. Man kann ihn deshalb mit vollem Recht mit den Gründern von Religions-Systemen vergleichen.

Confucius, den man wohl dem Socrates am besten zur Seite stellen kann, wird heute als ein Wesen verehrt, welches das Wissen und die Gelehrsamkeit seines Landes gesammelt und zum Gesetz erhoben hat. Man sieht ihn als Propheten für das Werkzeug des Himmels an, und als solchem errichtete man ihm eine große Anzahl von Tempeln.

China hat heute mehrere Tausend confucianische Tempel aufzuweisen. In jedem Bezirke und jeder Präfektur einer Provinz findet man wenigstens einen solchen vor. Der berühmteste derselben, und überhaupt der berühmteste ganz Chinas befindet sich bei Tschüfu, wie uns schon bekannt, dem Geburtsorte des Philosophen.

Man hat berechnet, daß im Kaiserreiche alljährlich über 60000 Tiere als Opfer für den Weisen geschlachtet werden. Sämtliche General-Gouverneure und Gouverneure des Kaiserreiches müssen persönlich alljährlich als Oberpriester der Litteraten an dem Opferfeste zu Ehren desselben teilnehmen. Selbst der Kaiser bringt ihm unter großem Ceremoniell eine ähnliche Huldigung dar, indem er den Geist des Confucius mit folgenden Worten anruft: „Wie groß bist Du, vollendeter Weiser! Deine Tugend und Deine Lehre ist vollkommen. Unter den sterblichen Menschen hat es nie Deinesgleichen gegeben. Alle Könige ehren Dich. Ehrfurchtsvoll bringen Wir Dir Unsere Gaben dar und voller Ehrfurcht lassen Wir Unsere Pauken und Glocken erschallen."

Sein Geist ist, wie man annimmt, nach dieser Anrufung gegenwärtig. Der Kaiser spricht dann folgendes Gebet: „Ich, der Kaiser, bringe dem Philosophen Confucius, dem alten Lehrer, dem vollkommenen Weisen, ein Opfer dar, und sage: O Lehrer, Du gleichst, was Tugend anbetrifft, dem Himmel und der Erde; Deine Lehren umfassen die Vergangenheit und die Zukunft. Ich opfere Dir in ehrfurchtsvoller Beobachtung aller Gebote Schlachttiere und Seide, Wein und Früchte. Möge Dir das Opfer Freude machen!"

Einem Menschen größere Ehren zu erweisen, als wie dies seitens des Staatsoberhauptes Chinas, sowie seiner zahlreichen Beamten und Unterthanen, dem „scepterlosen König Confucius" gegenüber geschieht, ist wohl kaum denkbar!

II. Der Taoismus.

Zu ungefähr derselben Zeit, als Confucius sich bemühte, seine Lehren von seinen Landsleuten angenommen zu sehen, lebte in China ein anderer bedeutender Mann, Lao Tse, dessen Ansichten denen des großen Weisen ganz entgegengesetzt waren, die aber den Grundstein für ein System bildeten, welches auf die Massen des chinesischen Volkes einen Einfluß ausübt, der dem des Confucius wohl kaum nachsteht. Die Lebensgeschichte Lao Tses,*) des Gründers des Taoismus, ist in ein tiefes Dunkel gehüllt. In dieser Hinsicht steht der erste Taoist im auffallenden Gegensatze zu Confucius und Buddha.

Lao Tse soll im Jahre 604 v. Chr. in der Provinz Honan geboren sein. Über seine Eltern ist nichts bekannt. Er stand bereits im vollen Mannesalter, als zum erstenmal etwas über ihn in die Öffentlichkeit gelangte. Er war zu jener Zeit, etwa um das Jahr 560, Archivar eines Kaisers der Tschau-Dynastie, dessen Residenz in Honan lag. Hier finden wir ihn von einer Anzahl von Schülern umgeben, ein System lehrend, welches so viele der Hauptlehren indischer Philosophen in sich faßte, daß die Frage häufig aufgeworfen worden ist, ob er nicht in Indien selbst oder in einem an dieses Land grenzenden Staate geboren war.

Hierfür dürfte auch der Umstand sprechen, daß über die ersten dreißig oder vierzig Jahre seines Lebens gar nichts bekannt ist, ferner, daß seine Gesichtszüge, wie dieselben von den einheimischen Geschichtsschreibern beschrieben werden, ganz unchinesisch waren. Ziemlich bestimmt ist, daß er Reisen in das Ausland, und zwar nach im Westen gelegene Länder unternahm, um reine und erhabene Lehren zu sammeln.

Mehrere neue Forscher sind sogar der Ansicht, daß er mit den Juden in Berührung gekommen sein muß. Diese Behauptung gründen sie vornehmlich auf eine gewisse Stelle des „Tao Te King", des einzigen Werkes, welches Lao Tse für gewöhnlich zugeschrieben wird. Dieselbe lautet:

„Dasjenige, was unsichtbar ist, nennt man Yi.
Dasjenige, was nicht vernehmbar ist, nennt man Hi.
Dasjenige, was unfühlbar ist, nennt man Wei.
Diese drei sind unerforschlich und in Eins verschmolzen.
Das Erste ist nicht das Hellere, noch das Letzte das Dunklere.
Es ist grenzenlos, unaussprechlich, und existierte als nichts bestand.
Eine Gestalt ohne Form, eine Form ohne Form, ein verwirrendes Geheimnis.

---

*) Sein Familienname soll Li, sein persönlicher „Urh", d. h. „Ohr" gewesen sein. Dieser Spitzname soll sich daher erklären, daß Lao Tse außergewöhnlich große Ohren hatte. Lao Tse heißt verdeutscht „Alter Philosoph".

Gehe zurück —, und du kannst seinen Anfang nicht finden.
Gehe vorwärts —, und du kannst sein Ende nicht finden.
Dies ist das erste Prinzip des Tao."

Einige Gelehrten glauben in dieser Stelle eine Anspielung auf die Dreieinigkeit zu finden. Indem man die letzten Worte der ersten drei Strophen der eben zitierten Stelle verbindet, Yi, Hi und Wei, erhält man ein Wort, welches dem ähnlch ist, mit welchem die Juden Gott benannten, nämlich: Yehowah. Wie dem nun auch sein mag, so viel steht fest, daß man in der chinesischen Sprache für die Silben, aus denen sich das Wort zusammensetzt, keine Bedeutung finden kann.

Das Lao Tse zugeschriebene Werk, das „Tao Te King", oder „das Buch der höchsten Vernunft und Tugend", besteht aus rund 5300 Worten. Es ist demnach ungefähr zweimal so lang als die Bergpredigt Christi; es gilt seinen Bekennern als Evangelium. Das Buch ist in einem lakonischen, häufig dunklen Stile und in regellosen Versen mit Endreimen abgefaßt. Zweifellos ist es das Werk eines tiefen Denkers. Zu bemerken ist jedoch hierbei, daß einige bedeutende Sinologen die Ansicht vertreten, daß dasselbe höchstwahrscheinlich gar nicht aus der Feder Lao Tses stammt, sondern erst im 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. entstanden ist.*)

Der Grundstein des „Tao Te King" ist „Tao". Dieses von Gelehrten vielumstrittene Wort ist der Text, welchen der alte Philosoph bespricht, und von dem auch der Ausdruck Taoismus herstammt. Die Übersetzer der Bibel ins Chinesische haben es gebraucht um das Wort λόγος im 1. Kapitel Johanni damit zu übersetzen. Es wird auch häufig in „ewige Vernunft", „Natur" oder „Naturprinzip" übertragen. Andere übersetzen „Tao" mit „der Weg", d. h. wie Lao Tse selbst sagt, „der ewige Weg der rechten Lebensweise, und nicht der Weg, auf dem man gehen kann".

Kurz gefaßt sind die Grundlehren des Taoismus folgende. Die höchste Gottheit ist die höchste Vernunft — Tao. Sie hat zwei Wesen: das geistige und das körperliche. Aus dem geistigen, vollkommenen, ist der Mensch hervorgegangen. In dasselbe muß er auch zurückkehren, indem er sich von den Banden des Leibes und der Sinnlichkeit befreit. Die Unterdrückung aller sinnlichen Leidenschaften, aller Triebe des Körpers, die Entsagung von allen weltlichen Vergnügen, die Betrachtung der geistigen Natur der Gottheit, — das sind die wirksamsten Mittel, durch die sich der Mensch würdig machen kann, zur Gottheit zurückzukehren und in ihr wieder aufzugehen.

Hierdurch wird die ursprüngliche Einheit der geistigen Natur hergestellt, hierdurch kehrt die Seele zur Quelle zurück, von welcher sie ausgegangen

*) Über sechzig einheimische Ausleger, darunter drei chinesische Kaiser, haben sich an diese recht dunkle Abhandlung gemacht, ohne jedoch dadurch ihren Landsleuten viel zum Verständnis derselben geholfen zu haben.

ist und erwirbt so das selige Leben, welches sie auf einige Zeit dadurch verloren hatte, daß sie mit einem körperlichen Leibe vereinigt war, und das sie nur im Schoße der großen und allgemeinen Vernunft wiederfinden kann.

Lao Tse lehrte ferner, daß alle leiblichen, sichtbaren Formen nur das Resultat des „Tao" sind. Vor ihrer Bildung und Erscheinung nach außen war die Welt nichts als eine wüste Masse, ein Chaos aller Elemente, in welchem aber die Keimfähigkeit ruhte. Das belebende Prinzip (Tao) hat das Chaos befruchtet, so daß die Elemente daraus hervorgegangen sind, sowie alle Wesen und Körper, die wir sehen. Das Tao hat ferner die Eins, die Eins die Zwei, und die Zwei hat die Drei hervorgebracht. Die Drei aber haben alle Wesen ins Dasein gerufen.

Lao Tses Sittenlehre ist menschenfreundlich. Er sagt: „Der vollkommene Mensch hat kein unerbittliches Herz; er richtet sein Herz nach dem Herzen anderer Menschen. Den tugendhaften Menschen sollen wir als tugendhaften behandeln, den lasterhaften aber sollen wir ebenso freundlich wie den guten Menschen behandeln, — das ist Weisheit, das ist Tugend. Der heilige Mensch lebt ruhig und befriedigt in der Welt; es ist nur der Welt, nur des Glückes der Menschen wegen, daß sein Herz Unruhe empfindet."

Lao Tse predigte Feindesliebe, — „man müsse empfangenes Unrecht mit Güte vergelten", ferner Verachtung der Welt, die seine Anhänger auch auf das Höchste treiben. Der Mensch soll sich selbst erkennen. Aufgeklärt, sagt er, ist nur der, welcher sich selbst kennt, stark, der sich selbst bezwingt, reich der, welcher weiß, was not thut.

„Die Wahrheit," so schrieb der Philosoph, „hört man nicht gern. Das, was uns willkommen ist, ist nicht die Wahrheit. Die Guten streiten nicht. Diejenigen, die streiten, sind nicht gut. Die Weisen brüsten sich nicht mit ihrer Weisheit. Alle, welche dies thun, sind nicht weise."

Lao Tse dachte nicht daran eine religiöse Sekte zu gründen, er lehrte einfach ein philosophisches System. Die Nachfolger des alten Philosophen machten den Taoismus erst zu einem Religions-Systeme, indem sie den Aberglauben, der damals schon in ganz China verbreitet war, zu Hülfe nahmen und versuchten, die indische Religion der chinesischen Civilisation anzupassen. Hierfür sprechen eine Anzahl von Umständen.

In der großen Halle eines taoistischen Tempels befindet sich z. B. die Dreieinigkeit, die sogenannten „Drei Reinen". Der taoistische „Perlenkaiser" ist in vieler Hinsicht eine Nachäffung Sakyamunis. Die Sutra — die heiligen Bücher der Taoisten — sind der Form, dem Inhalt und Stil nach fast genaue Abschriften der buddhistischen Gebetbücher, nur daß sie nicht im Sanskrit geschrieben sind.

Die taoistische Priesterzunft hat von jeher in China das Alleinrecht der Geomantie besessen. Sie versichert, nicht nur in stetem Verkehr mit den Dämonen der unsichtbaren Welt zu stehen, sondern auch Macht über sie zu

besitzen. Handelt es sich um das Aussuchen einer passenden Grabstätte oder eines Platzes für den Bau eines Gebäudes u. dgl., so wird dies taoistischen Priestern überlassen. Sie sind die Geisterbanner „par excellence“. Wohl in keinem Lande der Erde ist, wie wir noch später sehen werden, der Glaube an das Besessensein von Dämonen weiter verbreitet, wie im Reiche der Mitte. Die niederen Schichten des Volkes glauben allgemein, daß die Geister der unsichtbaren Welt sich des Mundes der Besessenen bedienen, um künftige und verborgene Dinge durch sie zu verkünden.

Das Oberhaupt der Sekte ist Tschang Tien Se, der, gleich dem Dalai Lama von Tibet, nie stirbt, d. h. dessen Geist, wenn sein Körper der irdischen Auflösung erliegt, sofort in einen anderen jungen Körper übergeht. Tschang, der „himmlische Lehrer“, ist auf Erden der Viceregent des „Perlenkaisers“ im Himmel, und der „Papst“ des taoistischen Clerus. Der gegenwärtige Tschang LXII., rühmt sich einer ununterbrochenen Linie seit sechzig Generationen. Er ist der Chef der „Zauberer“, der „ideale Mann“, wie er genannt wird; seine geistliche Macht ist in ganz China gewaltig.

Tschangs Familie kam um das Jahr 1000 n. Chr. in den Besitz des in der Provinz Kiangsi gelegenen „Drachen-Tiger-Berges“ (Chinesisch „Lung Hu Schan“). Die Scenerie um seinen ländlichen Palast herum ist entzückend schön. Der „Papst“ selbst lebt auf großartigem Fuße und ist verheiratet. Sein „Hofpersonal“ zählt dreißig Köpfe. Er verteilt Beamtenknöpfe, d. h. geistliche, wie ein Kaiser. Von allen Enden des Reiches kommen taoistische Priester zu ihm, um befördert zu werden. Diesen verleiht er Titel und teilt an sie Siegel für ihre Ämter aus.

„Papst“ Tschang setzt die Gottheiten seiner Religion über die verschiedenen Bezirke ab und ein. Die Verehrung eines jeden Schutzgeistes muß erst durch seine schriftliche Urkunde genehmigt und bestätigt werden. Seine Unterschrift gewährt anderweit Schutz gegen Geisterspuk und allerlei Unglück. Er wird mitunter von reichen Personen gerufen, um persönlich ihre Häuser von Dämonen zu befreien. Hierzu gebraucht er ein zweischneidiges, magisches Schwert, welches sich von einem Vorgänger, der vor etwa 2000 Jahren lebte, auf ihn vererbt haben soll. Alle bösen Geister fürchten dieses Schwert. Mit demselben kann er Dämone fangen, die er dann in steinerne Krüge einsperrt. In der unmittelbaren Nähe seines Palastes sollen Reihen über Reihen dieser Krüge stehen, in denen, wie man annimmt, die üblen Geister in Gefangenschaft gehalten werden.

Tschangs Haupt-Vorrecht besteht darin, daß er die Götter in Audienz empfangen kann. Eine solche findet am ersten Tage jedes Monats statt. Aus der Höhe des Himmels und aus den Tiefen der Unterwelt finden sich dann, dem Volksglauben zufolge, zahllose unsichtbare, vergötterte Wesen bei ihm ein, um dem großen Magier ihre Ehrbezeugung darzubringen. Unter seinem Scepter stehen über 100000 taoistische Priester.

Im Gegensatze zur confucianischen Schule, die sich damit zufrieden giebt, nichts inbetreff des Todes zu wissen, haben die Taoisten über das Leben im Jenseits eine umfangreiche Lehre entwickelt und die Lücke im Confucianismus mit tröstenden Phantasiebildern ausgefüllt.

Die taoistische Theorie über das Fegefeuer bildet einen recht interessanten Bestandteil dieses Glaubenssystems. Sie ist ein ebenbürtiges Gegenstück zu Dantes christlichem Fegefeuer. Fast jeder taoistische Tempel enthält schauderhafte Abbildungen der Schrecken des Fegefeuers. Den sieben Kreisen Dantes entsprechen in China die zehn Hallen der Gerechtigkeit, die alle irrenden Seelen passieren müssen, ehe sie wiederum in dieser Welt in einer anderen Gestalt geboren werden können, oder Einlaß in das Paradies finden.

Man stellt sich vor, daß diese zehn Hallen auf dem Boden eines großen Meeres, welches sich im Innern der Erde befindet, gelegen sind. Jede Halle ist in mehrere Abteilungen eingeteilt, in denen der arme Sünder verschiedene Arten von Torturen durchmachen muß.

In der ersten Halle des Fegefeuers regiert Seine Höllen-Majestät Tsin Kuang. Ihm ist besonders das Lebens- und Totenregister von jung und alt anvertraut, auch ist er der Präsident des Schiedsgerichtes in den unteren Regionen. Jede Person, die im hohen Alter stirbt, wird, falls sich ihre guten und schlechten Werke das Gleichgewicht halten, nach der ersten Gerichtshalle gesand und von dort wiederum ins Reich der Lebendigen verletzt, woselbst jedoch Männer in Frauen, Frauen in Männer, die Reichen in Arme und die Armen in Reiche, je nach ihrem Verdienste, verwandelt werden. Diejenigen aber, deren böse Thaten die guten überwiegen, schickt man nach einer Terasse, woselbst ein großer Spiegel aufgehängt ist, in dem sich ihre gottlosen Thaten abspiegeln.

Von hier werden die Seelen nach dem zweiten Gerichtshofe entsandt, woselbst man sie martert und sodann in die richtige Hölle schickt. Eine jede Person, die sich das Leben in einem Augenblicke des Ärgers oder in der Hoffnung, dadurch einen Mitmenschen zu bestrafen, genommen hat, wird in diesen ersten Gerichtshof befohlen. Waren aber kindliche Liebe, Keuschheit oder Freundschaft die Ursache des Selbstmordes, so kommen solche Personen in den Himmel. Nachdem der Selbstmörder zuerst seine Strafe in der Hunger- und Durstabteilung abgebüßt hat, wird er nach dem Orte, wo er den Selbstmord beging, zurückgeführt; doch ist es ihm nicht erlaubt, die Begräbnisspeisen anzurühren. Von hier aus wird der Gottlose wiederum in den zweiten Gerichtshof zurückgesandt, von wo er der Reihe nach alle zehn Gerichtshöfe durchwandern muß.

Die zweite Gerichtshalle ist in sechzehn Abteilungen eingeteilt. In der ersten giebt es nichts als schwarze Wolken und beständige Sandstürme; in der zweiten Schlamm und Schmutz und in den darauffolgenden nagenden Hunger sowie brennenden Durst. Die Schatten werden in einen Kessel mit

kochendem Wasser geworfen. Man zieht ihnen eiserne Kleider an, spannt sie auf die Folter und reckt sie, läßt sie vom Geflügel bepicken usw., bis sie in der sechzehnten Abteilung anlangen, wo alles Schnee und Eis ist.

Zu diesen Strafen werden diejenigen verdammt, die anvertraute Briefe, Bücher u. dergl. entwenden, unter dem Vorwande, daß sie dieselben verloren haben, ferner die, welche einen Menschen körperlich verletzen, oder die als Ärzte praktizieren, ohne etwas von der Heilkunde zu verstehen, oder solche Personen, welche sich des Geldes wegen verheiraten. Teufel mit rotbemalten Gesichtern ergreifen sie und übergeben sie, nachdem sie in diesen Abteilungen gemartert worden sind, dem dritten Gerichtshofe.

Dieser besteht ebenfalls aus sechzehn Abteilungen. In der ersten ist alles Salz, dieses dient auch den Schatten zur Nahrung, die infolgedessen entsetzlichen Durst leiden. In der zweiten Abteilung sticht man sie fortwährend durch die Rippen, in der dritten schneidet man in ihre Gesichter mit scharfen Messern, in der vierten trennt man das Fett von ihren Körpern; in den darauffolgenden quetscht man ihre Herzen und Lebern mit Zangen, sticht ihnen die Augen aus, zieht ihnen die Haut und hackt ihnen die Füße ab, reißt die Finger- und Zehennägel aus, saugt ihnen das Blut aus, hängt sie an den Füßen auf, zerspaltet ihre Schulterblätter usw.

Zu diesen Qualen werden Frauen oder Konkubinen verurteilt, die ihren Männern nicht treu gewesen sind, Söhne, die ihre Pflichten gegen den Vater nicht erfüllt, untere Regierungsbeamte, die sich ihren Vorgesetzten gegenüber undankbar erwiesen, Teilhaber im Geschäfte, die ihre Socien betrogen haben, Verbrecher, die aus dem Gefängnisse entsprungen sind und solche Personen, die eine Verlobung gebrochen oder Dokumente gefälscht haben.

Die vierte Gerichtshalle hat ebenfalls sechzehn Abteilungen. In der ersten hängt man die Sünder auf und begießt sie beständig mit Wasser; in der zweiten müssen sie auf Ketten knien; in den folgenden Abteilungen schneidet man ihre Muskeln und reißt ihre Knochen aus, bohrt Löcher durch ihr Fleisch, läßt sie auf Nägeln sitzen, sticht ihnen die Augen aus, giebt ihnen fortwährend ekelhafte Medizinen ein, belastet sie mit schweren Steinen, begräbt ihren Körper, sodaß nur der Kopf aus der Erde herausschaut usw.

Zu diesen Strafen werden alle diejenigen verdammt, die Zollämter betrogen haben, keine Miete haben zahlen wollen, falsche Wagen und Gewichte gebraucht, sowie falsches Geld in Umlauf gesetzt haben; ferner solche, die tief verschuldet gewesen sind oder diejenigen, welche obgleich wohlhabend, keine Almosen gegeben haben, Geld zu leihen versprachen, aber ihr Wort nicht gehalten, die das Eigentum ihrer Nachbarn zerstört haben usw.

Nachdem die armen Sünder diese Qualen erlitten, werden sie dem fünften Gerichtshof übergeben. Der sündhafte Schatten wird, dort angelangt, nach einer Terrasse geführt, von aus wo ihm noch einmal erlaubt ist, seine frühere irdische Heimat zu sehen. Auch hier hört er alles, was in seiner Heimat

vorgeht. Die bösen Seelen sehen daselbst ihre letzten Wünsche und Anordnungen auf Erden nicht beobachtet, — alles scheint sich verändert zu haben: das Eigentum, welches sie mit so großer Mühe zusammenscharrten, ist durchgebracht und verloren; der Mann denkt daran, sich eine andere Frau zu nehmen, die Witwe sich wieder zu verheiraten — (eine Handlung, die von den Chinesen mit dem größten Abscheu betrachtet wird); Fremde haben sich in den Besitz des alten Grundstücks gesetzt, und nichts ist übrig geblieben, was unter die Kinder verteilt werden könnte. Schulden, die längst bezahlt worden waren, werden wiederum zur Zahlung präsentiert, andererseits sieht der Schatten, wie er Gelder, die man ihm schuldete, verliert, weil ihm die Beweisgründe fehlen. Die Gattin sieht ihren Mann gefoltert, der Mann sieht seine Frau, wie sie einer schrecklichen Krankheit züm Opfer gefallen ist, — alle seine Ländereien sind verloren, seine Häuser durch Feuersbrunst und Überschwemmung zerstört, kurz, alles in einer unaussprechlichen Verwirrung.

Nachdem die armen Seelen das Elend dieser Terrasse durchgemacht haben, werden sie nach der großen Gehenna geschleppt, wo man sie unter Säulen begräbt, ihnen die Herzen ausreißt, und, nachdem dieselben zerhackt sind, Schlangen zum Fraße hinwirft; mit den Eingeweiden füttert man die Hunde. Nach Ablauf der Strafzeit nimmt der Körper wieder seine ursprüngliche Gestalt an und ist bereit, die verschiedenen Abteilungen dieser Halle zu passieren. Zu derselben werden verdammt Gottlose und Zweifler, Personen, die Menschen oder Tiere gequält oder getötet haben, die ihre Gelübde nicht erfüllten, Geizhälse, Diebe, Übelthäter, die Leichen wieder ausgraben, Brunnen verschütteten, Wälder anzündeten, religiöse Bücher verbrannten usw.

Im sechsten Gerichtshofe müssen die armen Sünder auf eisernen Kugeln knien, bis an ihren Hals im Kot stehen, widrige Gerüche einatmen; man schlägt sie so lange, bis der Körper keinen Tropfen Blut hat, füllt ihren Mund mit Nadeln, wirft sie in ein Netz, das aus Dornen gemacht ist, zerstampft sie, zerhaut die Körper mitten durch, zieht ihnen die Haut ab usw.

Diese Züchtigung trifft die Sünder, welche sich gegen den Himmel und die Erde auflehnen, d. h. die sich stets über Wind und Wetter beklagen; die die Vergoldung von Götzenbildern abkratzen, die den Namen der Götter mißbrauchen, dem beschriebenen Papier keine Ehrfurcht bezeugen, die sich nicht des Genusses von Rind- und Hundefleisch enthalten (mit Rücksicht auf die nützlichen Dienste, welche diese Tiere in der Bebauung der Felder und der Bewachung des Hauses leisten), die obscöne Litteratur aufbewahren und dieselbe nicht zerstören usw.

In dem siebenten Gerichtshofe müssen die Sünder u. a. folgende Torturen durchmachen: Man zwingt sie, ihr eigenes Blut zu trinken, man läßt sie im Feuer rösten, reißt ihnen die Haare mit eisernen Kämmen aus, läßt sie von Hunden benagen, durchbohrt ihre Schädel, reißt ihre Zunge und weidet ihre Körper aus, läßt sie feurige Kleider tragen, von Vögeln zerhacken,

kocht sie in Öl usw. Alle Personen, die Kinder stehlen, um sie zu verkaufen, die Kleider und Schmuckgegenstände aus Särgen entwenden, die Menschengerippe zerstoßen, um sie als Arzenei zu verwenden, die ihren Frauen erlauben, ihre weiblichen Kinder zu ertränken, die ihre natürlichen Kinder ersticken u. dergl. müssen die Qualen dieser Gerichtshalle durchmachen.

Zu den Strafen, welchen sich die Schatten, die zur achten Stufe verurteilt sind, unterwerfen müssen, gehören folgende: Man zerhackt die Verurteilten in kleine Stücke, rollt sie in Fässern Bergabhänge hinunter, schneidet ihnen Hände, Füße u. dergl. ab, man bratet ihre Eingeweide, spaltet ihre Schädel, reißt ihnen die Zähne aus, sticht sie mit Heugabeln, verstopft ihre Nasenlöcher, Ohren, Augen usw. Alle diejenigen, welche ihre Eltern nicht ehren, ihnen Kummer bereiten, ihre Verwandten, wenn dieselben sterben, nicht begraben, Zauberei treiben u. dergl., fallen diesem Gerichtshofe anheim.

In dem neunten Gerichtshofe röstet man die armen Sünder, zerschlägt ihre Knochen, begießt sie mit heißem Öl, zermalmt sie in einer Presse, läßt sie von Wespen zerstechen, von Skorpionen beißen; Enten und Hunde fressen den Unglücklichen die Leber und das Herz aus, usw. Alle Personen, die auf Erden ein großes Verbrechen begangen und den Tod verdient haben, sollen, nachdem sie die Qualen der vorhergehenden acht Hallen durchgemacht haben, in diesen Gerichtshof geführt werden zusammen mit solchen Menschen, die der Brandstiftung, des Zubereitens von Giften, Druckens von unmoralischen Büchern u. dergl. schuldig sind.

Der arme Sünder kommt schließlich aus dem neunten Gerichtshof in den zehnten, von wo er entlassen wird, um wiederum auf Erden in einer der Metamorphosen der irdischen Existenz geboren zu werden.

Das philosophische System des Lao Tse ist mit Recht Rationalismus und Naturalismus genannt worden. Seine Lehre hat viel Ähnlichkeit mit der des Zeno. Denn ebenso wie dieser empfiehlt er, wie wir gesehen haben, Zurückgezogenheit und Betrachtung als das beste Mittel zur Reinigung des geistigen Teils unserer Natur und zur Vernichtung der Leidenschaften. Dies müsse die schließliche Glückseligkeit des Menschen zur Folge haben. „Übe," so lehrt Lao Tse, „Bescheidenheit, Demut und Herzensgüte, dann wirst du auch auf dem Pfade einherschreiten, der zum Tao führt. Unter dem Schirm jener Tugenden brauchst du kein Übel zu fürchten. Es wird dir dann nicht schwerer fallen, rein und unbefleckt zu bleiben, als wie es für die weiße Taube ist, ihre Federn glänzend weiß zu erhalten, oder für die Krähe das tiefschwarze Gefieder ihrer Flügel beizubehalten."

Lao Tse und Confucius sind sich einmal im Leben begegnet. Nach dem Zusammentreffen soll letzterer, der ja um etwa fünfzig Jahre jünger war, bemerkt haben, er könne den Flug der Vögel und die Bewegungen der Fische

verstehen, aber nicht Lao Tse begreifen, schließend mit den Worten, man könne denselben nur mit dem Drachen vergleichen.

Wie Confucius, so lehrte auch Lao Tse, daß der Mensch von Natur ursprünglich gut ist. Aber von diesem Punkte aus, weichen ihre Systeme von einander ab. Anstatt der Förmlichkeiten und Ceremonien, welche die Ecksteine des confucianischen Cult sind, predigte Lao Tse seinen Jüngern, zur Einfachheit und Schlichtheit zurückzukehren. Indem Confucius das Vergeltungsrecht lehrte, predigte Lao Tse seinen Anhängern, wie wir bereits wissen, Feindesliebe. Beide Philosophen reichten sich aber die Hände, indem sie die Existenz einer persönlichen Gottheit für unbewiesen erklärten. Tao war alles und in allem, der Ursprung des Himmels und der Erde, einschließlich des höchsten Gottes.

Die Schule der Taoisten weicht von der der Confucianer mit Bezug auf die Vorstellungen über Tod und Unsterblichkeit ebenfalls nicht wenig ab.*) Taoistische Schriftsteller drücken das Wort „Tod" vielfach mit „Wiederkehr" aus. Auf die Frage eines berühmten Confucianers, die er an einen bekannten taoistischen Gelehrten richtete: „Wie kannst du bei dem Gedanken an den Tod, den doch alle anderen mit Schrecken betrachten, Freude finden?" antwortete der letztere: „Tod verhält sich zum Leben wie Gehen zum Kommen; wie können wir wissen, daß hier zu sterben nicht heißt, wo anders geboren werden? Handeln die Menschen nicht äußerst thöricht, welche so sehnsüchtig am Leben hangen? Falls ich heute sterben sollte, ist es nicht möglich, daß mein ferneres Schicksal meiner Erdenlaufbahn vorzuziehen ist?"

Ein anderer taoistischer Philosoph rief aus: „Was für ein herrliches Ding ist es doch, daß von jeher der Tod das gemeinsame Schicksal aller Menschen gewesen ist! Für den Rechtschaffenen ist er Ruhe, für den Lasterhaften ein Schrecken. Tod ist eine Wiederkehr. In alten Zeiten sagte man, daß die Toten die nach der Heimat Zurückgekehrten seien, woraus folgt, daß wir, die wir noch am Leben sind, nur Wanderer sind." Ein anderer Philosoph sagte in einer Unterredung: „Hier im Leben giebt es keinen Ruheplatz, erhebe deine Augen und schaue die Gräber an, welche sich um dich herum befinden: dort nur wirst du die einzige Ruhe sehen, die es für uns giebt, dort kannst du lernen, was Ruhe ist."

Da die Philosophie des Lao Tse, ungleich der des Confucius, sich für Staatsregierungszwecke ganz und gar nicht eignete, so fand auch der alte

*) Der besonderen Erwähnung wert erscheint, daß wir aus dem Munde eines Chinesen überhaupt sehr selten den Ausdruck „er ist tot" hören. Er wendet fast stets eine verblümte Redeart an, wie z. B.: „Er ist einer der Alten geworden", „er ist dahingegangen", „er ist nicht mehr", oder die Phrase „er hat der Welt gedankt", — als ob der sterbende Mann mit seinem letzten Atemzuge der wunderschönen Welt, die er im Begriffe steht zu verlassen, seinen Dank für alle Glückseligkeit ausspräche, deren er während seines kurzen Aufenthaltes hierselbst teilhaftig geworden ist.

Weise schließlich, daß er eigentlich tauben Ohren predige. Er gab deshalb seine Missionsbestrebungen auf, verließ China und machte sich in einer westlichen Richtung auf den Weg, wohin, wissen wir nicht. Auch sind über seine letzten Tage keine Nachrichten auf uns gekommen. Wir wissen ebenso wenig, wo Lao Tse gestorben, noch wo er geboren ist. Wie ein Meteor leuchtete er über China, um dann in der Dunkelheit plötzlich zu verschwinden.

Vergleicht man die Lehren Lao Tses mit der brahminischen Philosophie, wie sie z. B. in den Upanischads gedeutet ist, so werden wir finden, daß Lao Tse seine Inspiration aus Indien zog. Tao war der Brahma der Brahminen, aus dem alles hervorgeht und zu dem alles wieder zurückkehrt.

Die ganze Begriffsvorstellung des Systems des Lao Tse war dem Geiste der Chinesen fremd. So kam es denn, daß sofort, nachdem sein persönlicher Einfluß sich nicht mehr bei seinen Schüler fühlbar machte, auch schon falsche und verderbte Ansichten an die Stelle der ungewöhnlich reinen und subtilen metaphysischen Ideen des alten Lehrers traten.

Die Lehre des Lao Tse, daß Leben und Tod nur Wandlungen in der Existenz des Menschen sind, daß die Seele weiter nichts als eine mehr gereinigte Form der Materie, Seele und Körper in Substanz sich gleich seien, förderte ein leidenschaftliches Verlangen, die guten Dinge dieses Lebens zu genießen, uneingedenk eines zukünftigen Lebens. Diese Neigung führte die Nachfolger des alten Philosophen auf die von den meisten Menschen geteilten Wünsche nach Reichtum, langem Leben oder gar Unsterblichkeit.

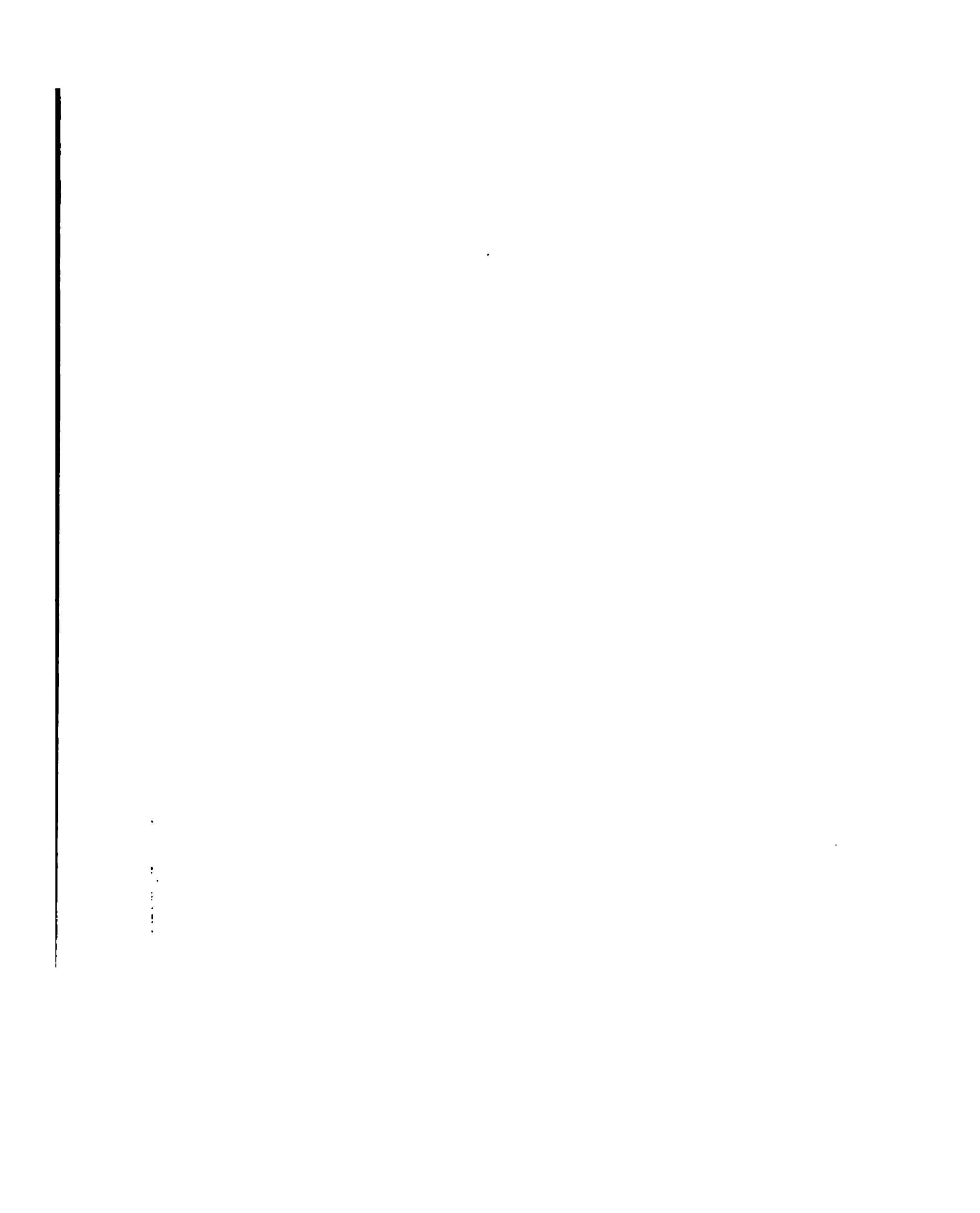
Dies veranlaßte die Durchforschung von Höhen und Tiefen, Land und Wasser, um das Elixier, welches unsterblich macht oder doch das Leben ganz außerordentlich verlängert, sowie den Prozeß zu finden, der unedle Metalle in edle verwandelt. Die beiden Zweige der Alchemie, Goldmacherkunst und die Herstellung des Unsterblichkeitstrankes, bildeten auch dort von je zwei abgesonderte Gebiete.

Man darf China demnach die Wiege der Alchemie nennen. Unsere Chemie würde mithin ihr Samenkorn in jenem Aberglauben haben, der ein Auswuchs der Philosophie Lao Tses ist. Hierfür spricht ferner die Thatsache, daß man sich mit dem Studium dieser Kunst in Europa erst viele Jahrhunderte, nachdem dieselbe bereits im Lande der Mitte im vollen Schwunge gewesen war, zu beschäftigen anfing. Im Abendlande hat man vor dem 4. Jahrhundert n. Chr. nie etwas von Alchemie gehört, mithin erst zu einer Zeit, als der Verkehr zwischen Europa und China etwas reger geworden war.

Die Alchemie fand ihren Weg zum Abendlande auf dem Wege Byzanz und Alexandrien, beides Mittelpunkte jenes Verkehrs. Bagdad bildete, während es Sitz des Kaliphats war, einen der berühmtesten Knotenpunkte der alchemistischen Richtung. Zu jener Zeit bestand aber zwischen Arabien und China bereits ein sehr reger Handelsverkehr.



Panku, der Adam China's. Nach dem Original eines Pekinger Malers.



Beide Schulen, sowohl die chinesische wie die abendländische, haben viele Punkte gemein. Beide erstrebten Unsterblichkeit und Gold. In Europa trat der erstgenannte Punkt mehr in den Hintergrund, weil dort das Christentum bereits die Unsterblichkeit der Seele gelehrt hatte. Beide Schulen kannten zwei Elixire: daß größere und das kleinere. Auch erhoffte man dieselben durch fast ganz identische Mittel zu gewinnen. Quecksilber und Blei (mit Schwefel als drittem Bestandteile) fanden in den Laboratorien des Ostens eben soviel Verwendung, wie Quecksilber und Schwefel in denen des Westens.

Beide Systeme waren eng mit der Astrologie verknüpft und beide erzeugten wiederum magische Künste sowie Charlatanismus, die nirgends auf der Erde größere Blüten getrieben haben, als in China, dem Ursprungslande des Taoismus.

Nach der Einführung des Buddhismus in China (im 1. Jahrhundert n. Chr.) hatte der Taoismus eine Zeit lang einen harten Kampf mit ersterem zu bestehen. Aber die beiden Religionen fingen bald an, nebeneinander friedlich zu gedeihen. Ja, sie borgten selbst gegenseitig von sich, sodaß heute viele Dogmen und Ceremonien von den Priestern beider Sekten gemeinschaftlich gepredigt, bezw. befolgt werden. Die Anhänger der reineren Sittenlehre des Confucius hassen aber beide vorgenannte Religions-Systeme.

Man muß demnach stets unterscheiden zwischen dem Taoismus, wie sein Gründer Lao Tse ihn schuf, und jenem System, welches heute denselben Namen trägt, das aber nur wenig mit der ursprünglichen Lehre des alten Philosophen zu thun hat, da seit der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) der reine Taoismus durch eine Beimischung von Aberglauben und Götzendienst vollständig entartet und verfälscht worden ist.

Gegenwärtig ist ein taoistischer Tempel ein wahrhaftes Pantheon, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden. Außerdem beruht die ganze Tendenz des modernen Taoismus auf der Ausübung der Zauberkunst; er ist Chinas fruchtbarstes Treibhaus für alle Arten von Aberglauben. Auch diesen Gegenstand werden wir im Kapitel XI eingehender behandeln.

Die Geschichte der Religionen hat wohl nie solch einen großen Fall und Niedergang zu verzeichnen gehabt, als bei dem Taoismus, wo das erhabene Trachten und Streben Lao Tses in weiter nichts als wie die Zauberei, Gaukelei und den Aberglauben des modernen Taoismus ausgeartet ist. Lao Tse versuchte seine Schüler zur Selbstveredelung, ohne Anwendung irgend welcher Gebete oder Opfergaben, einfach durch ein freies aber geräuschloses, mit vollkommenster Gemütsruhe verbundenes Wirken zu führen. Seine sogen. Nachfolger richten dagegen alle ihre Energie und Thätigkeit darauf, den bereits denkbar krassesten Aberglauben ihrer Mitmenschen noch zu stärken, um sich an ihrer Thorheit reichlich mästen zu können.

III. Der Buddhismus.

Der dritte im Bunde der Hauptreligionen Chinas ist der Buddhismus. Man darf ihn das volkstümliche Glaubenssystem der Zopfträger nennen. Ein Versuch, die Lehre des Buddha*) in das Land der Mitte einzuführen, wurde zuerst im Jahre 216 v. Chr. gemacht. Etwa zwanzig buddhistische Missionare langten damals in der Hauptstadt Loyang an; doch war die Zeit noch nicht reif für das Unternehmen. Die stoischen Nachfolger des Confucius und Lao Tse nahmen gegen die Eindringlinge eine entschlossene und erfolgreiche Stellung ein, mit dem Resultat, daß, nachdem diese indischen Sendboten chinesische Gerichtshöfe und Gefängnisse kennen gelernt hatten, sie von der Scene verschwanden, ohne irgend welche Spuren ihres Glaubens zurückzulassen.

Eine zweite Mission kam in China im Jahre 61 n. Chr. an. Sie hatte es vornehmlich dem damals regierenden Kaiser Ming Ti (Han-Dynastie) zu verdanken, daß sie imstande war, jenen festen Grundbau für den Glauben zu legen, der bestimmt war, sich in späteren Jahrhunderten über das ganze Kaiserreich auszubreiten.

Kaiser Ming Ti soll nämlich eines Nachts im Traume ein riesengroßes, goldenes Götzenbild gesehen haben, welches ihm anempfahl, in den Ländern des Westens Buddha aufzusuchen und die heiligen Schriften nach China zu bringen. Der Monarch that, wie befohlen und entsandte eine Gesandtschaft nach Indien, die nach mehrjähriger Abwesenheit mit Götzenbildern und den Sutras beladen, nach der damaligen Hauptstadt des Landes zurückkehrte. Die Mission begleitete ein indischer Gelehrter, welcher die Sutras ins Chinesische übersetzte.

War auch schon der Buddhismus auf Wunsch des Landesoberhauptes nach China eingeführt worden, so nahmen die Chinesen der späteren Jahrhunderte den neuen Glauben doch nicht sogleich mit offenen Armen auf, sondern er schlich sich nur langsam in die Gunst derselben ein. Es war auch nur natürlich, daß ein so konservatives Volk, wie die Chinesen es sind, auf die dunkelhäutigen Pioniere des indischen Glaubens mit Argwohn herabsahen, und daß ihnen die praktischen Vorzüge des Weihrauchs und Lichterbrennens während des Tags nicht recht ohne weiteres einleuchten würden.

So geschah es denn, daß der Buddhismus erst nach zweihundert Jahren, also um das Jahr 400, vom Staate anerkannt wurde. Weitere Jahrhunderte verflossen aber, ehe die Massen des Volkes durch dieses Religionssystem beeinflußt wurden. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts hatten sich bereits

*) In Nachahmung des hindustanischen Wortes „Bodh", d. h. Wahrheit, heißt dieselbe in der hochchinesischen Sprache „Foh", d. i. jemand, der vollkommene Weisheit besitzt.

gegen 3000 indische Missionare in den verschiedenen Teilen Chinas ansässig gemacht. Der Buddhismus fand namentlich unter den Kaisern der Sung-Dynastie (960—1280 n. Chr.) große Unterstützung. Einer derselben setzte einen indischen Missionar in ein hohes Amt ein. Als Mandarin übersetzte er mit Hülfe von 800 Priestern die heiligen Bücher ins Chinesische.

Trotzdem das neue Glaubenssystem von den Kaisern ungemein begünstigt wurde, nahm doch der Confucianismus von vornherein gegen dasselbe eine feindliche Stellung ein. In Gegenwart der Landesherrscher fanden zwischen diesen beiden Parteien heiße Erörterungen über die vermeintlichen Verdienste der beiden Sekten statt. Die Confucianer nahmen vornehmlich aus dem Grunde gegen die Buddhisten Partei, weil das System der letzteren gegen die politische Ökonomie verstieß. „Die Priester,“ so disputierten sie, „äßen das Brot der Müssiggänger und machten so den Staat ärmer; durch das Cölibat der buddhistischen Mönche würden die Beziehungen zwischen Vater und Mutter, Mann und Frau aufgehoben, und dadurch die Familie, die ja der Staat im kleinen sei, zerstört.“ Auch machte das Klosterwesen der Buddhisten die Staatsmänner besorgt, denn die Zahl der Mönche und Nonnen wuchs im Laufe der Jahrhunderte ungemein. Eine große Anzahl von Bürgern wurde somit dem Landbau und anderen Beschäftigungen entzogen.

So kam es, daß bereits im Jahre 426 eine allgemeine Verfolgung der Buddhisten in China ausbrach. Ein kaiserliches Edikt wurde erlassen, demzufolge man buddhistische Bücher und Götzenbilder vernichtete und viele Priester tötete. Weitere Verfolgungen fanden in den Jahren 458 und 714 statt. Im letztgenannten Jahre wurde 12000 Mönchen und Nonnen anbefohlen, ins öffentliche Leben zurückzukehren.

Die vierte Verfolgung, im Jahre 845, war die grausamste: durch ein Edikt des Kaisers Wa Tsung wurden etwa 4000 Klöster und 40000 kleinere buddhistische Tempeln zerstört. Das Eigentum der Sekte wurde konfisziert und zur Errichtung von Regierungsgebäuden verwendet. Aus den kupfernen Götzenbildern und Glocken wurde Geld gemacht, während man die silbernen und goldenen Idole dem Staatsschatze einverleibte. Man zwang über 250000 Priester und Nonnen wieder den gewöhnlichen Lebensbeschäftigungen nachzugehen. Während der Regierung des Kaisers Si Tsung fand eine fünfte Verfolgung statt, im Verlaufe derer man 30000 buddhistische Klöster schloß.

Sakyamuni Gautama Buddha, der Gründer dieses Religionssystems, wurde als Fürstensohn um das Jahr 624 v. Chr. in Kapilavasta, einer nördlich von Benares gelegenen Stadt, geboren. Sein fürstlicher Name war Siddartha, d. h. „Stets Gelingend“. Buddha war sein Ehrentitel, er bedeutet „der Erleuchtete“. Gautama war der Priestername seines Clans. Unter den Chinesen ist er als Sakyamuni, d. h. „der Weise des Sakya-Stammes“ bekannt.

Die Nachrichten über seine Geburt, Kindheit, wie auch Vorfahren sind so märchenhaft, daß wir uns deren Aufzählung ersparen. Geschichtlich ist festgestellt worden, daß er fünfzehn Jahre alt zum Erben des Fürstentums ernannt wurde. Kurz darauf heiratete er die liebliche Yasodhara und bezog einen prächtigen Marmor-Palast, den sein Vater eigens für ihn bauen ließ.

Doch gefiel dieses Leben dem jungen Fürsten nicht, der überhaupt von Jugend an sehr melancholisch beanlagt gewesen zu sein scheint. Er wurde zum förmlichen Menschenfeinde. Da der Vater dem Wunsche seines Sohnes, die Welt kennen zu lernen, wie sie in Wirklichkeit existiert, nicht willfahren wollte, so entfloh der junge Fürst, schnitt sich seine langen Locken ab, kleidete sich in ein gelbes Gewand und lebte als Einsiedler in den Dschungeln.

Nachdem er sechs Jahre lang in der Einsamkeit zugebracht hatte, war inzwischen der Ruf seiner Frömmigkeit weit gedrungen. Sein Vater entsandte mehrere Fürsten, um ihn zur Rückkehr nach der Heimat zu bewegen, doch war alles umsonst: er zog es vor unter dem Bodhibaum (ficus religiosa) mit gekreuzten Beinen in tiefes Nachdenken versunken zu sitzen. Als Grund dafür, daß er dem Palastleben für immer entsagt habe, gab er folgendes an: er wolle die leidenden Geschöpfe erretten und denjenigen, die in Blindheit und Finsternis leben, eine Lampe und Arznei sein.

Nachdem er den Bodhibaum verlassen, begann seine Missionsreise durch Indien, einschließlich Ceylon. Von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf wandernd, lehrte er meistenteils die von Nah und Fern herbeiströmenden Scharen unter freiem Himmel. In kurzer Zeit hatte er über 2000 Jünger, die ihn beständig auf seinen Reisen begleiteten. Sein fürstliches Aussehen, seine Selbstverleugnung, seine große Mildthätigkeit, sein Rednertalent und die Originalität seiner Lehren, — dieses alles trug ungemein zu seinem Erfolge bei.

Er gab sich selbst nicht für einen Gott aus, sondern als einen einfachen Menschen, der Ruhe suche, wozu ein Büßerleben unumgänglich notwendig sei. Er nannte sich den Vater und die Mutter seiner hilflosen Kinder, ihr Führer auf dem rauhen Lebenspfade, indem das Licht der Wahrheit seiner Lehren wie der Mond und die Sonne vom Himmelszelte schiene. Benares wurde der Hauptsitz seiner Schule. Von dort aus gab er Indien während fünfzig Jahren eine neue Gesetzgebung.

Zahlreich sind die Wunder, welche Buddha während dieser Periode verrichtet haben soll. Er starb, etwa achtzig Jahre alt, in Benares, nachdem er seine Todesstunde vorhergesagt, umgeben von zahlreichen Jüngern. Die dankbaren Bürger der Stadt legten seine irdischen Überreste in einen goldenen Sarg. Der Legende zufolge wollte aber das Sandelholz, welches den Scheiterhaufen Buddhas bildete, anfangs nicht zünden, und nur dadurch, daß das Feuer aus seinem Körper hervorbrach, gelang schließlich der Verbrennungs-Prozeß. Seine Asche sollte seinen Anordnungen gemäß, in sieben

kostbare Flaschen gelegt und sieben Türme sollten zu deren Aufbewahrung erbaut werden. Auf diese Anordnung wird von vielen der Ursprung der Pagoden zurückgeführt: es waren Aufbewahrungsorte für die Reliquien Buddhas.

Buddha war weniger der Gründer einer neuen Sekte, als vielmehr ein „Martin Luther“ unter den Brahmanen, denn er bildete jedes brahmanische Dogma um und warf auf jede brahmanische Lehre ein neues Licht. Die Brahmanen stellten sich ihm während seines Lebens stets entgegen. Daß er dennoch die Gunst des Volkes in so hohem Maße für sich zu gewinnen verstand, erklärt sich zum großen Teile daraus, daß er dem mächtigen Kastenwesen Indiens gegenüber eine ausgesprochen feindliche Stellung einnahm, die Rechte der Demokratie behauptete und erklärte, daß seine Religion eine Religion der Barmherzigkeit für alle sei.

Seine ersten Jünger wählte Buddha aus der Zahl der Feueranbeter; ganze Sekten gingen zu seinem System über, und so gründete er allmählich eine neue Religion. Scharen von Fanatikern, Männer aller Rangklassen nahmen das Gelübde der ewigen Keuschheit und freiwilligen Armut, und folgten ihm in Lumpen gehüllt, bettelnd und betend. Buddhas kirchliche Organisation ist auf der Idee gegründet, daß die Kirche ein Königreich von Priestern ist und daß nur die Priester der Kirche angehören.

Der Buddhismus, wie er gegenwärtig in Indien besteht, kennt kein ewiges, unerschaffenes Wesen, keinen Schöpfer und keine Schöpfung; das Weltall wird von unabänderlichen Naturgesetzen regiert, nach denen die Welt aus dem Leeren hervorgegangen ist. Das Naturgesetz aber ist Tod und Wiedergeburt, Zerstörung und Wiederherstellung. Die höchste Seligkeit kann man nur durch allmähliches Zurückkehren in das Nichts erlangen. Einsame Betrachtung und Abgezogenheit des Geistes mit allmählicher Unterdrückung aller Sinne und Gefühle werden daher als die nächste Annäherung an die Seligkeit betrachtet, die man auf Erden erlangen kann. Wer diese Pflichten übt, wird nach seinem Tode mit Buddha vereinigt, der das Muster aller seiner Bekenner ist.

Dieses sind die Grundbegriffe des Buddhismus. Derselbe hat aber in China nach und nach mancherlei Zuthaten erhalten und ist zu einem sehr komplizierten System verwachsen, indem er die abergläubischen Ansichten, die vor seiner Einführung sich beim Volke fanden, in sich aufgenommen, ja auch von der Tao-Sekte nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Der Katechismus der Buddhaschüler und Priester beginnt mit der Definition des Wortes Schama, welches „mitleidiges Gefühl“ bedeutet. Der Schaman soll also Mitleid mit denen fühlen, die auf dem bösen Wege wandeln, mit Wohlwollen auf die Welt blicken, alle Geschöpfe lieben. Er soll sich also selbst mit größter Sorgfalt beobachten und dem Nichts („Niepan“) oder dem ursprünglichen Zustande aller Wesen zustreben.

Zu diesem Zwecke muß jeder Nachfolger Buddhas seine zehn Gebote streng inne halten. Dieselben lauten: Ich gelobe:

1.—Kein lebendes Wesen zu töten oder zu verletzen.

2.—Nicht zu stehlen.

3.—Keine Unzucht zu treiben.

4.—Nicht zu lügen, zu betrügen oder zu verleumden.

5.—Keine berauschenden Getränke zu genießen.

6.—Sich des Essens zu ungehöriger Zeit zu enthalten.

7.—Sich des Tanzens, des Singens weltlicher Lieder, des Besuches der öffentlichen Schauspiele und Musikaufführungen, kurz aller weltlichen und zerstreuenden Vergnügungen zu enthalten.

8.—Den Gebrauch von Schmuck jeder Art, der wohlriechenden Wässer, Öle und Salben, kurz alles, was der Eitelkeit dient, zu meiden.

9.—Die Benützung üppiger Betten aufgeben und auf einem harten, niedrigen Lager schlafen, sowie alle und jede Weltlichkeit und den Genuß tierischer Nahrung meiden.

10.—Immerdar in freiwilliger Armut leben.

Das erste Gelübde begreift nicht nur die Menschen in sich, sondern alle lebenden Wesen, so daß es also auch verboten ist, Tiere mutwillig zu töten, zu verletzen und zu quälen. Das letzte Gelübde legt den weltlichen Anhängern nur Enthaltsamkeit und Mäßigkeit im Genusse auf. Wer diese zehn Gelübde getreulich erfüllt, dem verspricht der Buddhismus, daß er auf Erden geachtet sein, von vielen Leiden und Schmerzen frei bleiben, ein gutes Gewissen haben und in Frieden mit seinen Nachbarn leben wird (?). Seine Erkenntnis wird wachsen und er wird unter günstigeren Umständen wiedergeboren werden. Da nun aber im Weltleben die allseitige Erfüllung dieser zehn Gelübde und die Erlangung der wahren Erkenntnis nicht möglich ist, so kann der im Weltleben verharrende Mensch das Paradies nicht erreichen und so bleibt seine Erreichung schon in diesem Leben nur denen vorbehalten, die der Welt entsagen und unter Ablegung der zehn Gelübde den mehrteiligen Pfad zur Erleuchtung und Erlösung beschreiten.

Die Lehre Buddhas war eine allumfassende. Sie sollte nicht nur den Menschen aller Sorgen entheben, sondern allem, was Leben und Atem hat. Menschen und Tiere, Fische und Vögel, Reptilien und Insekten, — sie alle stehen auf einer gleichen Basis. Der Buddhismus bringt daher der Tierwelt die Sympathie entgegen, die für die Menschheit bestimmt war. Der Buddhist sollte kein Fleisch essen, denn durch das Töten eines Tieres wird, wie der Bekenner dieser Sekte annimmt, nicht nur das Gefühl des Mitleidens im Herzen erstickt, sondern da man an eine Seelenwanderung glaubt, auch die Gefahr herbeigeführt, möglicherweise einen Vorfahren zu verspeisen.

Es giebt daher zahlreiche Gesellschaften, welche die Tiere aus den Schlachthäusern aufkaufen, oder Fische von den Fischhändlern, die dann bis

an ihr Lebensende gefüttert bezw. wieder frei gelassen werden. Man findet in China Millionen von Menschen, von denen viele Jahrzehnte lang kein Fleisch gegessen haben, andere sind nur Vegetarianer an bestimmten Tagen der Woche oder des Monats.

Die Lehre der Seelenwanderung ist das große Central-Prinzip des Buddhismus, an sie glaubt jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in China. Alle glauben, daß sie auf dieser Erde in einer anderen Form bereits einmal gelebt haben. Die schönste Hoffnung einer Frau ist das nächste Mal als Mann geboren zu werden, des Armen reich in die Welt zu kommen, — ein jeder ist an das Schicksalsrad gebunden; dieses hat sechs Abteilungen, nämlich: Insekten, Fische, Vögel, Tiere, arme Menschen und Mandarine. Doch ist es nicht notwendig alle der Reihe nach durchzumachen: man kann von der höchsten Stufe auf die niedrigste und umgekehrt, kommen.

Da aber der Himmel keine sichere Wohnstätte für die Menschheit darbot, so suchte Buddha einen Platz, der beständig und dauernd wäre. Dieser ist Nirwana. Gelingt es jemandem außerhalb des Lebens- und Todesrades zu kommen, so betritt man Nirwana und entgeht der Seelenwanderung. Was aber ist Nirwana?

Verschieden wie die Frage auch beantwortet sein mag, so scheint die am meisten verbreitete Definition des Wortes zu sein, daß es die Ruhe der Seele, ein leidenschaftsloser Zustand des Körpers und Geistes, eine absolute Ruhe, die man durch das Versinken der Seele in sich selbst erlangt. Es ist daher ein regungsloser Zustand, in dem das Herz nicht schlägt, der Geist nicht denkt, das Leben nicht lebt, — ein Platz, wo das „Ich" verloren gegangen ist, ein Zustand der Nicht-Existenz, der absoluten Selbstzerstörung.

Die Lehren des Buddhismus trocknen somit die Quellen des Lebens ein, sie hüllen die Seele in ein Leichentuch und trachten danach ein lebendes Wesen in eine geistige Mumie zu verwandeln, die alle Veränderungen überleben soll, ohne durch dieselben beeinflußt zu werden.

Es dürfte hier wohl am Platze sein, auf die eigentümlichen Analogien zurückzukommen, die zwischen den Sittenlehren und Ritualen des Buddhismus und denen des katholischen Christentums existieren. Dieselben haben seit jeher viele zu Trugschlüssen verleitet. Die Bestürzung der ersten katholischen Missionare, denen das buddhistische Ceremoniell eine Travestie ihrer Ritualien wie auch ihres Glaubens vorkam, wurde durch die Hoffnung gemildert, daß die Ähnlichkeit ihnen schließlich dort von Nutzen sein könne, indem sie den Weg zur bereitwilligeren Annahme der offenbarten Religion anbahnen dürfte.

Dessenungeachtet blieb das Rätsel über den Ursprung dieser Analogien bis zum heutigen Tage ungelöst. Wir glauben nicht, daß der Katholizismus vorsätzlich vom Buddhismus irgend welche seiner ihm eigentümlichen Regeln der Disziplin und des Ceremoniells borgte. Auch können wir nicht

jenen beistimmen, die im Buddhismus den Ursprung des Christentums zu finden glauben. Jedenfalls bleibt aber noch sehr viel in dieser Beziehung zur Aufklärung übrig. Dessenungeachtet weisen beide Glaubenssysteme eine gewisse Verwandtschaft auf, gleichviel wie entfernt dieselben auch sein mögen. Um nur einige der wichtigsten Ähnlichkeitspunkte hier aufzuführen:

Beide Systeme haben den Bilderdienst gemein. Die Priester beider Sekten beten in einer toten Sprache, die der einen in Latein, die der anderen in Sanskrit. Beide Systeme gebrauchen Kerzen und Weihrauch, beide haben Totenmessen und erkennen ein Fegefeuer an, aus denen die Seelen durch die Gebete der Priester befreit werden können. Sowohl Buddhisten wie Katholiken gebrauchen Rosenkränze. Das Cölibat der Priester ist beiden eigen. Beide Religionen haben Nonnen und Klöster und beten Reliquien an. Beide Systeme gründen sich auch auf Systeme des Verdienstes und der Buße, haben Prozessionen, beten die Heiligen an, haben Fasttage und gebrauchen geweihtes Wasser; Marie, die heilige Mutter, findet ihr Gegenstück in Kuan Yin, der Göttin der Barmherzigkeit. Beide Systeme lehren, daß die ganze Welt in Sünde und Elend getaucht ist. Auch behaupten sie, daß die ersten Eltern in einem Zustande der Unschuld geschaffen wurden, daß sie aber dadurch, daß sie eine gewisse Nahrung zu sich nahmen, die Sünde und das Übel in die Welt brachten. Beide weisen mit gleicher Bestimmtheit auf ein künftiges Leben, — Hölle und Himmel, als die schließliche Belohnung für Übel und Gut.

Diese Analogien müssen uns natürlich sehr auffallen. In Wirklichkeit sind aber die Sittenvorschriften des Buddhismus von den Grundtheorien des christlichen Systems ganz verschieden. Man kann viele Lehren des Buddhismus in unserer heiligen Schrift vorfinden, aber in jedem Falle sind sie rein moralischer Natur, weiter nichts. Dem Buddhisten ist es verboten zu stehlen, zu töten, nach Reichtümern zu streben, sich von den Leidenschaften fortreißen zu lassen usw. Die Bergpredigt hat für viele dieser Vorschriften ein Gegenstück aufzuweisen. Doch kann man sie mit Abänderungen in den meisten anderen Religionen vorfinden. Die Menschheit hat sich einmütig gegen die schweren Sünden ausgesprochen, und daß der buddhistische Glaube sie auch verbietet, ist gerade nichts Sonderbares.

Eine tiefer liegende Ähnlichkeit, wie die angedeutete, können wir zwischen den beiden Religions-Systemen nicht finden. Im Gegenteil, in allen Grund- und wesentlichen Lehren sind dieselben durchaus verschieden. Ja, noch mehr als das. Zerlegen wir den Buddhismus, so wird man finden, daß er ein außerordentliches Gemisch von Materialismus und Mysticismus ist, — ein Glaube des Nichts, den man in das Gewand eines Büßers gekleidet hat, ein System der Ceremonien, dessen Geheimnis des Symbolismus nur Trug ist. Und warum? Weil es im buddhistischen Himmel keinen Gott giebt.

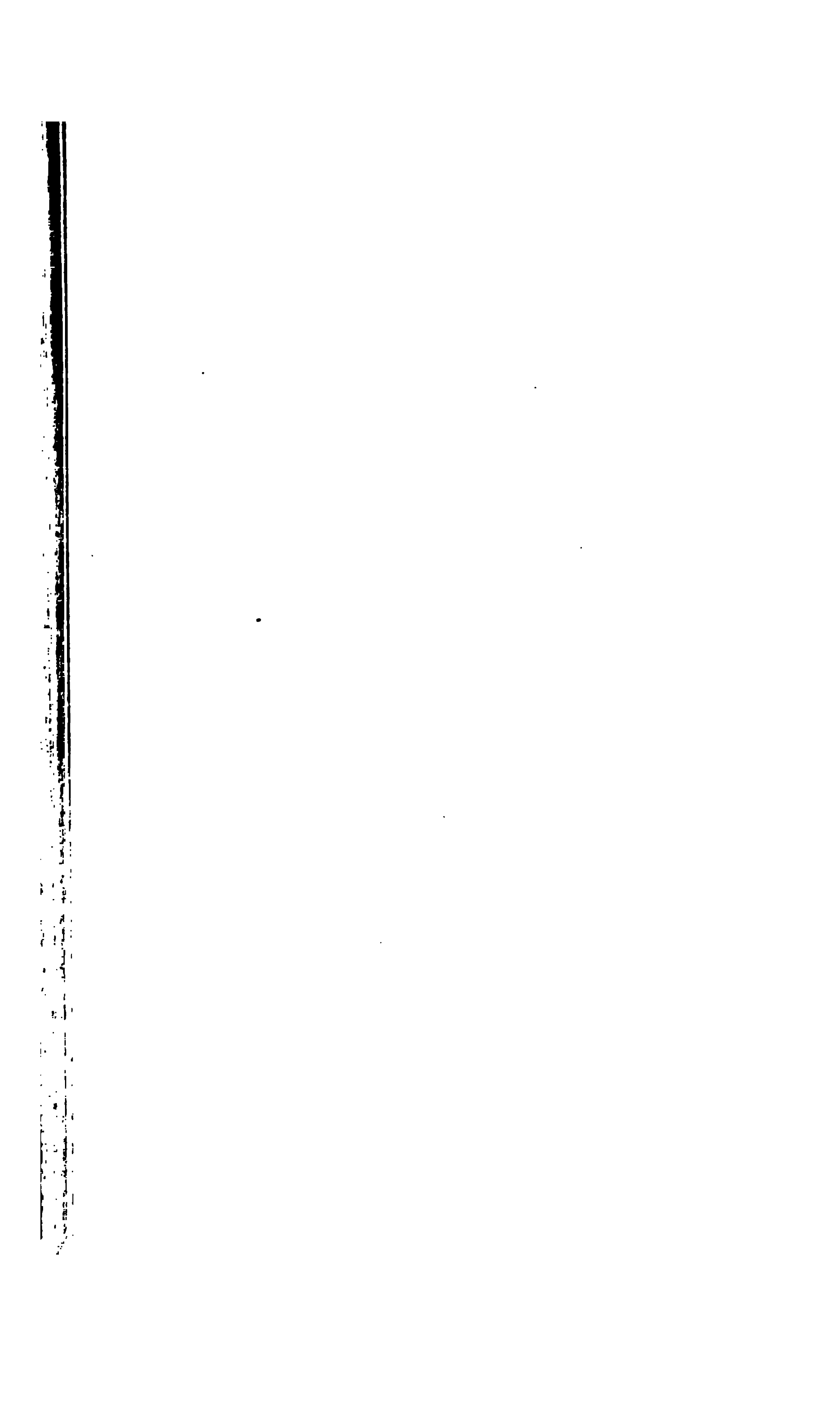
Der Buddhismus ist eine Religion des Atheismus, und als solcher ist



Lama-Priester.



Hof in einem Lama-Tempel.



er dem Deismus und Monotheismus auf das schärfste entgegengesetzt. Er ignoriert die Idee der Sühne, welche die wahre Substanz des Christentums ist. Man sieht die Materie als ewig an. Das ganze Universum steht unter dem Einflusse von ewigen und unveränderlichen Gesetzen, die, wie die des modernen Denkers, ohne einen Gesetzgeber sind.

So weit haben jedenfalls der Buddhismus und das orthodoxe Christentum nichts gemein. Da der Buddhismus keine Gottheit anerkennt, kann er schon aus diesem Grunde nicht eng mit dem Christentum verwandt sein. Der indischen Religion zufolge besteht ein Ewiges Gesetz, welches, wenn es dem Gedächtnisse des Menschen entschwunden ist, wieder erneuert und erlangt werden kann, und zwar einfach durch die unvergleichliche Geistesfähigkeit gewisser außerordentlicher Personen, die Buddhas genannt werden.

Dieselben erscheinen nach einander und in gewissen Zwischenräumen auf dieser Erde, um dieses Gesetz allen zu der Zeit lebenden vernünftigen Wesen zu verkünden. Der Hauptzweck ihrer Lehre ist den Menschen die Mittel zu zeigen, vermöge derer sie sich von den Einflüssen der Leidenschaften befreien können. Hieraus geht demnach hervor, daß jeder große Reformator, — dem Glauben dieser Sekte zufolge —, der in der Welt des Mysticismus oder der Metaphysik erscheint, eine Fleischwerdung Buddhas ist. Der buddhistischen Theorie gemäß, muß Christus demnach selbst eine hervorragende Stellung in der Liste dieser Buddhas einnehmen.

Aus dem Gesagten ist zur Genüge ersichtlich, daß zwischen dem Buddhismus und dem Christentum keine wirkliche Ähnlichkeit besteht, und daß beide Systeme einen unabhängigen Ursprung haben. Die Analogien sind nur oberflächlich und rein zufällig; sie beziehen sich zumeist auf das Ceremoniell. Ob die Berührung, in welche die Buddhisten Chinas mit den Manichäern und Nestorianern kamen, diese Ähnlichkeit beeinflußt hat, ist aber eine Frage, deren Beantwortung große Schwierigkeiten in dem Weg liegen.

Buddha, das wird niemand leugnen können, ist, wenn wir ihn als konkrete Person betrachten, ein Mensch von hervorragendem Geist und Charakter gewesen, ein Mensch, der den Jammer seiner Brüder nicht nur einsah, sondern auch über seine Ursachen und die Mittel zu seiner Behebung nachdachte. Er hat diese im Troste seiner verzweifelten Lehre gefunden.

Gegen die Moral des Buddhismus läßt sich kaum etwas einwenden, aber vieles gegen ihre Begründung und ihren Zweck. Denn unser Christentum ist eine Religion der Hoffnung, der Buddhismus ist eine Philosophie der Verzweiflung. Über zwei Jahrtausende hat der Buddhismus Bestand, Hunderte von Millionen wiegt er in den lethargischen Schlaf des Duldens und Entbehrens. Aber einmal werden die armen Opfer des Verzweiflungsrausches doch erwachen, und dann, dann braucht der Buddhismus wohl kaum so viele Jahrhunderte zu seinem Vergehen, wie zu seinem Entstehen. Ein Glück für ganz Europa, daß es noch nicht geschehen ist!

Der Lamaismus.

Tibet, welches vor mehr als 200 Jahren in einen chinesischen Vasallenstaat umgewandelt wurde, ist das Herz des Lamaismus. Die Geschichte der lamaistischen Kirche und der damit aufs engste verbundenen Hierarchie ist in mancher Hinsicht eine höchst eigentümliche. Lassen wir die halb-mythischen Beherrscher Tibets außer Betracht, und wenden wir uns dem ersten geschichtlichen Regenten dieses Landes zu, so werden wir in das siebente Jahrhundert n. Chr. gebracht, in welchem einer der damaligen tibetanischen Fürsten, ein äußerst eifriger Förderer des Buddhismus, sich zwei Frauen zu Gattinnen nahm, von denen die eine die Tochter des Herrschers von Nepal und die zweite die eines Kaisers der Tang-Dynastie (von China) war.

Die Nachkommen dieses Fürstenpaares, welche den Titel „Gialbo" führten, regierten mehrere Jahrhunderte lang über Tibet. Im 11. Jahrhundert griffen die Anmaßungen der buddhistischen Hierarchie bedeutend in die zeitliche Gewalt des Landesregenten ein. Namentlich waren es die „patres superiores" der Sekte des Sakya-Klosters, welche schon damals den Versuch machten, die Regierung Tibets an sich zu reißen.

Diese Sakya-Priesterschaft, auch als die „Rote Kirche" (nach der Farbe der Kleidung, die sie annahmen) bekannt, übte während der nächsten Jahrhunderte einen herrschenden Einfluß auf Tibet aus. Von der ursprünglichen Lehre Buddhas, die bereits seit ihrer Einführung nach Tibet durch hindustanische und sivaitische Religions-Systeme bedeutend umgeändert worden war, wich man noch weiter durch die Aufhebung des Priester-Cölibats ab. Man beabsichtigte durch diese Maßnahme den bereits ungemein starken Einfluß der Priesterkaste erblich zu machen.

Im 15. Jahrhundert brach ein Aufstand gegen die verderbte und ausschweifende Herrschaft der Sakya-Priesterschaft aus unter der Führerschaft eines Reformators namens Tsongkhaba. Er durchreiste das Land und predigte mit großem Erfolge, indem er dem Volke die Notwendigkeit ans Herz legte, zur ursprünglichen Religion Buddhas zurückzukehren. Auch schaffte er die bisher von den Priestern getragenen roten Roben ab und ordnete an Stelle derselben eine gelbe Kleidung an. Noch vor seinem Tode (1478) wurde er als der geistliche Leiter der lamaistischen Hierarchie allgemein anerkannt.

Tsongkhaba hinterließ zwei beühmte Jünger, denen er versprach, daß sie Generation auf Generation als sogenannte Habil'han, d. h. Incarnationen geboren werden sollten. Er befahl ihnen die Lehren der großen Überlieferung (im Sanscrit „Mahayama", d. i. die esoterische Form des Buddhismus) zu lehren. Diese beiden Jünger wurden Dalai Lama und Panschen Lama genannt.

Von jener Zeit an lag die geistliche Autorität und auch ein großer Teil der weltlichen Macht Tibets in den Händen der nacheinander folgenden „Wiederfleischwerdungen“ der Jünger Tsongkhabas, deren Person, sobald sie in menschlicher Form wiedererschienen, für identisch mit den beiden verehrtesten Gottheiten, die dem Wesen Buddhas entsprungen sind, gehalten wurden.

Der erste Nachfolger des Dalai Lama legte den Grundstein zu dem zur Zeit bestehenden hierarchischen System Tibets. Er wählte Lassa zum Sitze seiner kirchlichen Herrschaft und organisierte eine Körperschaft von geistlichen Würdenträgern, die, wie ihre beiden höchsten Leiter, durch eine Reihe von Wiederverkörperungen fortgepflanzt werden sollte. Wie der Dalai- und Panschen Lama wurden diese geistlichen Oberhäupter der tibetanischen Priesterschaft unter dem Volke als „lebende Buddhas“ (in Chinesisch „Huo Tu“) bekannt. Man kennt sie auch noch heutigen Tags gewöhnlich unter diesem Namen.

Nachdem die Autorität des Dalai Lama während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in ganz Tibet zur Geltung gelangt war, verloren die Gialbos, oder Nachkommen der alten Könige, völlig ihre einstige Bedeutung. Gewisse mongolische Prinzen fingen andererseits an, sich beständig mehr und mehr in die Angelegenheiten der Tibetaner einzumischen. Einer dieser Prinzen, der den Dalai Lama gelegentlich unterstützt hatte, bewog diesen sowie den Panschen Lama im Jahre 1642 eine Gesandtschaft an den Mandschu-Hof zu senden, der damals im Begriffe war, die Ming-Dynastie völlig zu stürzen. Vom genannten Jahre an wurde das Verhältnis zwischen Tibet und China beständig enger, bis die chinesischen Kaiser endlich sogar den Schutz des buddhistischen Papsttums in Tibet übernahmen.

Dieses Aufgehen der tibetanischen Selbständigkeit in das chinesische Reich wurde noch durch Kriege beschleunigt, die Tibet mit den Sungar-Stämmen zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts zu bestehen hatte, und in welchen China den Tibetanern zu Hülfe kam. Die Sungaren wurden geschlagen, das chinesische Militär verblieb aber in Tibet, und im Jahre 1750 wurde die Regierung des Landes in die Hände des Dalai- und Panschen Lamas gelegt. Dieselben wurden durch vier Staatsminister unterstützt, die wiederum unter den Anweisungen kaiserlicher, von Peking aus ernannter Kommissare die Regierungsgeschäfte betrieben.

Die Regierung Tibets hat seit jener Zeit diese Grundlage beibehalten. Der Umstand, daß jede aufeinanderfolgende Wiederfleischwerdung der beiden höchsten kirchlichen Würdenträger lange Minderjährigkeiten erheischt, hat die Autorität Chinas in Tibet noch bedeutend befestigt.

Die chinesische Verwaltung in Tibet besteht zur Zeit aus einem kaiserlichen Residenten, dem ein zweiter Resident als Beihülfe zugeteilt ist. Beide Würdenträger sind zumeist höhere Offiziere der Mandschu-Banner und haben

gleichen Rang mit dem General-Gouverneur der angrenzenden Provinz Setschuen, welch letzterer auch die chinesischen Truppen zur Besetzung Tibets (etwa 1500 Mann) liefern und die Ausgaben für die Unterhaltung der chinesischen Regierungsbeamten bestreiten muß. Die tibetanische Armee soll 60 000 Mann zählen, darunter etwa ein Viertel Kavallerie, die aber schlecht bewaffnet und noch schlechter einexerziert ist.

Die Bezeichnung Lama wird auf alle Mitglieder der Priesterzunft angewendet, welche die Form des tibetanischen Buddhismus beobachten. Das Wort selbst, welches tibetanischen Ursprungs ist, heißt verdeutscht: „unübertroffen", nach anderen allerdings „Geistiger Lehrer". Die Dalai Lama*), welche als Wiederfleischwerdung des Geistes eines der zwei Jünger Tsongkhabas angesehen werden, haben sich als Hohepriester der Gelben Kirche von jeher der tiefsten Verehrung seitens der chinesischen Kaiser erfreut. Ihre Residenz liegt am Berge Potala, in der Nähe Lassas, der hauptsächlichsten Stadt Vorder-Tibets. Daselbst befinden sich auch die beiden berühmtesten Tempel des Landes. Sie stammen aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. Der „Große Tempel" (Ta Tschao) ist namentlich gefeiert, weil derselbe das berühmte Bildnis der Prinzessin aus dem Hause Tang enthält, die zusammen mit ihrer Gefährtin, der Prinzessin von Nepal, als Hauptgottheiten des lamaistischen Pantheons angebetet wird.

Die Nachfolge zum Amte eines Dalai Lama erfolgt, wie bereits erwähnt, durch einen Prozeß der „Wiederfleischwerdung". Mehrere Jahrhunderte hindurch pflegten die Verwandten oder Bekannten jedes tibetanischen Pontifex Maximus durch mehr oder weniger offen ausgeführten Betrug nach seinem Tode die Person zu seinem Nachfolger zu erwählen, die ihnen am besten paßte. Um aber solchen Vorgängen, durch die verschiedene Male Personen auf den Thron gesetzt wurden, die der souverainen Macht Chinas gefährlich waren, vorzubeugen, befahl Kaiser Kien Lung im Jahre 1792, daß in Zukunft die Nachfolge zu diesem hohen Amte, sowie auch die Ernennung zu anderen ähnlichen geistlichen Ämtern durch das Los bestimmt werden sollte.

Sobald der Dalai Lama stirbt, werden bei der Priesterschaft Nachfragen angestellt, ob nicht etwa zur ungefähren Zeit seines Ablebens bei der Geburt von Kindern sich Wunderzeichen kund gegeben haben. Es fällt nie schwer, Einzelheiten über solche Vorfälle zusammenzubringen, die dann dem kaiserlichen Residenten in Lassa übermittelt werden.

Nachdem diese Dokumente untersucht worden sind, wird die Angelegenheit nach Peking berichtet. Es werden darauf eine bestimmte Anzahl von Kindern mit ihren Eltern nach Lassa beordert. Dort schreibt man an einem festgesetzten Tage ihre Namen auf Hölzchen, die man in die sogenannte „Goldene Urne" legt. Der aus der Urne gezogene Name wird mit lautem Jubel-

*) Dalai ist ein mongolisches Wort und bedeutet „Ocean".

geschrei als die neue Fleischwerdung begrüßt. Man erklärt, daß der Dalai Lama in einer Wiederverkörperung zurückgekehrt ist.

Nach einem kurzen Unterrichtskursus wird der neue Hohepriester, oft vielleicht nur wenige Jahre alt, aufs feierlichste auf den Thron gesetzt. Während der langen darauf folgenden Minderjährigkeit verbleibt er natürlich eine Marionette in den Händen der chinesischen kaiserlichen Residenten.

Der Panschen Erdeni Lama, der in Gemeinschaft mit dem Dalai Lama der Erbe des geistlichen Nachlasses Tsongkhabas ist, erfreut sich unter den Tibetanern einer noch größeren Verehrung als sein Genosse, da sein Amt und seine Funktionen weniger durch die Sorgen und Einflüsse der Welt beeinträchtigt werden. Ihm ist die Aufrechterhaltung der Reinheit der religiösen Lehren anvertraut, während dem Dalai Lama die weltliche Regierung Tibets untersteht. Sein Titel bedeutet „der kostbare Lehrer". Er residiert in Taschilumbo, dem sogenannten „Berge des Segens", — einer Stadt, die etwa 450 Kilometer westlich von Lassa liegt. Unter dem Panschen Lama stehen ausschließlich Priester. Er teilt zwar mit dem Dalai Lama die Regentschaft der Gelben Kirche, doch mischt er sich wenig, möglicherweise auch nie, in die weltlichen Regierungsangelegenheiten. Die Nachfolge wird nach dem Absterben eines Panschen Lama auf eben dieselbe Weise bestimmt, wie dies beim Dalai Lama der Fall ist.

Die letzte Einsetzung des Panschen Erdeni Lama fand im Jahre 1892 statt. Die neunte Wiederfleischwerdung dieses Würdenträgers wurde im Jahre 1888 entdeckt. Das betreffende Kind, welches von 1888 bis 1892 in einem tibetanischen Kloster aufgezogen worden war, hatte zur Zeit seiner Erhebung auf den geistlichen Thron ein Alter von neun Jahren erreicht. Im Februar wurde die Inkarnation nach Taschilumbo eingeholt. Am selben Tage fand die „Krönung" durch den Tium Hutuktu*) statt, und zwar weil der Dalai Lama, welcher die Ceremonie eigentlich verrichten sollte, sich in einem noch zu jugendlichen Alter befand.

Der kaiserliche Hof zu Peking sandte zur Feier eine große Anzahl von Geschenken an die neunte Wiederfleischwerdung ab, darunter goldene und aus Edelsteinen verfertigte Siegel (zum Untersiegeln des Dankschreibens an den Thron und der Diplome), ferner gelbe Tragstühle und Wagen, gelbe und rote Ehrenschirme, ein Zelt aus gelbem Tuch usw. Der General-Gouverneur von Setschuen hatte außerdem aus den Provinzialkassen 100000 Taels als Geschenk an den Panschen Lama abzuliefern. Der kaiserlich chinesische Resident wohnte der feierlichen Einsetzung in Taschilumbo bei. Die letzte Inthronisierung des (achten) Panschen Lama fand zu Anfang der sechziger Jahre statt.

Äußerst wichtige Persönlichkeiten sind die Äbte, von den Tibetanern

*) D. h. „Kardinal". Die drei hauptsächlichsten residieren in Urga, Kuku Khoto und Peking; der letztere repräsentiert den Lamaismus am Hofe.

„Kanpu" genannt, — ein Titel, der den Vorstehern aller lamaistischen Klöster zukommt. Die größere Zahl derselben wird zu ihren Posten sowohl mit der Zustimmung des Dalai Lama wie des kaiserlichen Residenten ernannt. Aus der Zahl dieser Äbte wählen die beiden Chef-Lamas jährlich einen Gesandten, der mit Geschenken, — ein Zeichen der Tributpflichtigkeit, an den kaiserlichen Hof zu Peking entsandt wird.

Eine andere Klasse von Würdenträgern führt den Namen Hutuktu*). Man kann sagen, daß sie den wesentlichsten Charakterzug der tibetanischen Form des Buddhismus ausmachen. Der traditionellen Theorie zufolge erscheint der Geist eines jeden Hutuktu nach seinem Tode in der Person eines neugeborenen Kindes wieder, und wird somit wieder Fleisch. Obgleich die Erscheinung dieser Heiligen sich ursprünglich auf das eigentliche Tibet beschränkte, haben sie sich doch mit der Zeit mit der Verbreitung des lamaistischen Religionssystems auf die ganze Mongolei und andere Territorien ausgedehnt.

Von der Central-Regierung zu Peking werden im ganzen 160 „Heilige" anerkannt; dieselben verteilen sich auf Tibet 30, die Nord-Mongolei 19, die Süd-Mongolei 5, das Kokonor-Gebiet Tibets 35, in Chando (an der Grenze von Setschuen) 5, in und um Peking 14. Falls einer dieser Heiligen stirbt, muß für ihn eine Fleischwerdung gefunden werden. Diese Heiligen sind auch unter dem Namen „Hush Fu" d. h. lebende Buddhas, bekannt.

Um die Beherrschung der mongolischen Stämme durch kirchliche Einflüsse noch mehr zu sichern, haben die Kaiser der regierenden Dynastie in und um Peking herum eine große Anzahl von lamaistischen Klöstern eingerichtet. So sind zahlreiche lamaistische Gemeinden in Yehol, Dolon Nor (innere Mongolei), sowie in Wutai Schan (Provinz Schansi), ferner in Peking selbst gegründet worden. Auch bei den kaiserlichen Mausoleen findet man Lamaserien vor, in denen beständig Andacht zu Ehren der verstorbenen Kaiser abgehalten wird.

Unter den Würdenträgern dieses Zweiges der lamaistischen Hierarchie ist der Tschangtschia Hutuktu der angesehenste. Dieser Erzbischof wird als die Fleischwerdung eines Hutuktu anerkannt, der unter demselben Namen gegen Ende des 17. Jahrhunderts von dem damaligen Dalai Lama an den kaiserlichen Hof zu Peking entsandt wurde. Kaiser Kang Hi empfing ihn auf das Glänzendste und wies ihm Dolon Nor zum Sitz an, von wo aus er als geistlicher Leiter der Chahar-Mongolen regieren sollte. Den ihm angewiesenen Palast wandelte er in ein Riesen-Kloster um, das noch heutigen Tags besteht.

---

*) Das Wort Hutuktu stammt vom Mongolischen ab und bedeutet „Jemand, der wiederkehrt".

Daselbst werden auch stets die Lose aus der Goldenen Urne gezogen, wenn es sich um die Wahl von Wiederfleischwerdungen handelt, die nicht zur Gerichtsbarkeit Tibets gehören. Diesem Erzbischof stehen eine große Anzahl von anderen kirchlichen Würdenträgern zur Seite, zu denen, außer elf Hohepriestern, die Chef-Äbte der kaiserlichen Lamaserien, die Prioren dieser Klöster sowie die zahlreichen lamaistischen Priester, welche in vier Klassen geteilt sind, gehören.

Der Islam.

Die Einführung des Islam in das Reich der Mitte muß auf das 7. Jahrhundert zurückgeführt werden, und zwar war es Canton, wo diese Religion zuerst unter der Regierung des Kaisers Tai Tsong, etwa im Jahre 628, Fuß faßte. In diesem Jahre wurde ein Vetter Muhameds mütterlicher Seite, namens Wah Abi Kabscha, vom Kaiser in Singan Fu (der damaligen Hauptstadt des Reiches) in Audienz empfangen. Derselbe stellte sich bei Tai Tsong als ein Gesandter des arabischen Reiches vor, überreichte ihm wertvolle Geschenke und erhielt die Erlaubnis, in Canton eine Moschee zu erbauen. Es wurde ihm auch das Recht zugesagt, die Religion Muhameds in China zu lehren.

Wah Abi Kabscha kehrte im Jahre 632 nach Arabien zurück, in der Hoffnung den Propheten noch vorzufinden und ihm die freudige Nachricht über die geglückte Mission zu überbringen. Muhamed war aber inzwischen gestorben. Nachdem Abu-beker den Koran aus den von Muhamed zurückgelassenen Schriften kompiliert hatte, begab sich Wah Abi Kabscha mit einem Exemplare desselben wiederum nach China, wo er im Jahre 635 anlangte. Die Beschwerden der langen Reise hatten ihn aber so angegriffen, daß er kurze Zeit darauf in Canton starb. Man begrub ihn etwa zweitausend Schritt außerhalb des Nordthors der Stadt; sein Grab ist bis zum heutigen Tage ein Wallfahrtsort für alle in China lebenden Muhamedaner.

Die zweite Moschee wurde in der Hauptstadt des Nordwestens, Singan Fu, im Jahre 742 gebaut. Der Muhamedanismus scheint überhaupt in den Jahren 713 bis 742 bedeutende Fortschritte im Innern Chinas gemacht zu haben. Die ersten Muhamedaner, die sich vom Westen kommend im Reiche der Mitte niederließen, waren eine Abteilung von 4000 arabischen Soldaten, die der Kalif Abu Giafer im Jahre 755 entsandte, um dem Kaiser Son Tsong, der von dem Rebellenführer An Lo Tschan bedrängt wurde, zu Hülfe zu kommen. Als Anerkennung für die geleistete Hülfe, erlaubte der Kaiser diesem Truppenteile sich in den größten Städten des Reiches niederzulassen. Die Soldaten, welche sich bald darauf mit Chinesinnen verheirateten, muß

„Kanpu" genannt, — ein Titel, der den Vorstehern aller lamaistischen Klöster zukommt. Die größere Zahl derselben wird zu ihren Posten sowohl mit der Zustimmung des Dalai Lama wie des kaiserlichen Residenten ernannt. Aus der Zahl dieser Äbte wählen die beiden Chef-Lamas jährlich einen Gesandten, der mit Geschenken, — ein Zeichen der Tributpflichtigkeit, an den kaiserlichen Hof zu Peking entsandt wird.

Eine andere Klasse von Würdenträgern führt den Namen Hutuktu *). Man kann sagen, daß sie den wesentlichsten Charakterzug der tibetanischen Form des Buddhismus ausmachen. Der traditionellen Theorie zufolge erscheint der Geist eines jeden Hutuktu nach seinem Tode in der Person eines neugeborenen Kindes wieder, und wird somit wieder Fleisch. Obgleich die Erscheinung dieser Heiligen sich ursprünglich auf das eigentliche Tibet beschränkte, haben sie sich doch mit der Zeit mit der Verbreitung des lamaistischen Religionssystems auf die ganze Mongolei und andere Territorien ausgedehnt.

Von der Central-Regierung zu Peking werden im ganzen 160 „Heilige" anerkannt; dieselben verteilen sich auf Tibet 30, die Nord-Mongolei 19, die Süd-Mongolei 5, das Kokonor-Gebiet Tibets 35, in Chando (an der Grenze von Setschuen) 5, in und um Peking 14. Falls einer dieser Heiligen stirbt, muß für ihn eine Fleischwerdung gefunden werden. Diese Heiligen sind auch unter dem Namen „Husih Fu" d. h. lebende Buddhas, bekannt.

Um die Beherrschung der mongolischen Stämme durch kirchliche Einflüsse noch mehr zu sichern, haben die Kaiser der regierenden Dynastie in und um Peking herum eine große Anzahl von lamaistischen Klöstern eingerichtet. So sind zahlreiche lamaistische Gemeinden in Jehol, Dolon Nor (innere Mongolei), sowie in Wutai Schan (Provinz Schansi), ferner in Peking selbst gegründet worden. Auch bei den kaiserlichen Mausoleen findet man Lamaserien vor, in denen beständig Andacht zu Ehren der verstorbenen Kaiser abgehalten wird.

Unter den Würdenträgern dieses Zweiges der lamaistischen Hierarchie ist der Tschangtschia Hutuktu der angesehenste. Dieser Erzbischof wird als die Fleischwerdung eines Hutuktu anerkannt, der unter demselben Namen gegen Ende des 17. Jahrhunderts von dem damaligen Dalai Lama an den kaiserlichen Hof zu Peking entsandt wurde. Kaiser Kang Hi empfing ihn auf das Glänzendste und wies ihm Dolon Nor zum Sitz an, von wo aus er als geistlicher Leiter der Chahar-Mongolen regieren sollte. Den ihm angewiesenen Palast wandelte er in ein Riesen-Kloster um, das noch heutigen Tags besteht.

---

*) Das Wort Hutuktu stammt vom Mongolischen ab und bedeutet „Jemand, der wiederkehrt".

Daselbst werden auch stets die Lose aus der Goldenen Urne gezogen, wenn es sich um die Wahl von Wiederfleischwerdungen handelt, die nicht zur Gerichtsbarkeit Tibets gehören. Diesem Erzbischof stehen eine große Anzahl von anderen kirchlichen Würdenträgern zur Seite, zu denen, außer elf Hohepriestern, die Chef-Äbte der kaiserlichen Lamaserien, die Prioren dieser Klöster sowie die zahlreichen lamaistischen Priester, welche in vier Klassen geteilt sind, gehören.

Der Islam.

Die Einführung des Islam in das Reich der Mitte muß auf das 7. Jahrhundert zurückgeführt werden, und zwar war es Canton, wo diese Religion zuerst unter der Regierung des Kaisers Tai Tsong, etwa im Jahre 628, Fuß faßte. In diesem Jahre wurde ein Vetter Muhameds mütterlicher Seite, namens Wah Abi Kabscha, vom Kaiser in Singan Fu (der damaligen Hauptstadt des Reiches) in Audienz empfangen. Derselbe stellte sich bei Tai Tsong als ein Gesandter des arabischen Reiches vor, überreichte ihm wertvolle Geschenke und erhielt die Erlaubnis, in Canton eine Moschee zu erbauen. Es wurde ihm auch das Recht zugesagt, die Religion Muhameds in China zu lehren.

Wah Abi Kabscha kehrte im Jahre 632 nach Arabien zurück, in der Hoffnung den Propheten noch vorzufinden und ihm die freudige Nachricht über die geglückte Mission zu überbringen. Muhamed war aber inzwischen gestorben. Nachdem Abu-beker den Koran aus den von Muhamed zurückgelassenen Schriften kompiliert hatte, begab sich Wah Abi Kabscha mit einem Exemplare desselben wiederum nach China, wo er im Jahre 635 anlangte. Die Beschwerden der langen Reise hatten ihn aber so angegriffen, daß er kurze Zeit darauf in Canton starb. Man begrub ihn etwa zweitausend Schritt außerhalb des Nordthors der Stadt; sein Grab ist bis zum heutigen Tage ein Wallfahrtsort für alle in China lebenden Muhamedaner.

Die zweite Moschee wurde in der Hauptstadt des Nordwestens, Singan Fu, im Jahre 742 gebaut. Der Muhamedanismus scheint überhaupt in den Jahren 713 bis 742 bedeutende Fortschritte im Innern Chinas gemacht zu haben. Die ersten Muhamedaner, die sich vom Westen kommend im Reiche der Mitte niederließen, waren eine Abteilung von 4000 arabischen Soldaten, die der Kalif Abu Giafer im Jahre 755 entsandte, um dem Kaiser Son Tsong, der von dem Rebellenführer An Lo Tschan bedrängt wurde, zu Hülfe zu kommen. Als Anerkennung für die geleistete Hülfe, erlaubte der Kaiser diesem Truppenteile sich in den größten Städten des Reiches niederzulassen. Die Soldaten, welche sich bald darauf mit Chinesinnen verheirateten, muß

man als den Urstamm der muhamedanischen Chinesen betrachten. Bis heutigen Tags kann man in den zahlreichen Nachkommen derselben die Mischung des arabischen, türkischen und chinesischen Bluts erkennen.

Vom Jahre 755 an bis gegen das Ende des 9. Jahrhunderts unterhielt Canton mit den Arabern und anderen Nationen des Westens einen regen Handelsverkehr. 877 brach ein Aufstand in Mittel-China aus, der von einem Litteraten namens Wong Tschan geleitet wurde. Mit einer bedeutenden Armee auf Canton marschierend, eroberte er die Stadt, plünderte sie und nahm schließlich Besitz von den beiden Hauptstädten des Reiches. Wong Tschan machte sich selbst unter dem Namen Tsi zum Könige. Seine Regentschaft währte nur kurze Zeit, denn türkische Horden rückten auf den Rebellenkönig los und besiegten seine Armee in der Nähe der Hauptstadt Singan Fu. Der Rebellenanführer nahm sich selbst das Leben.

Es wird berichtet, daß zu jener Zeit in Canton über 100,000 Muhamedaner, Juden, Christen und Perser niedergemetzelt wurden.

Nach diesem Aufstande hörte der Handel der Araber mit China für viele Jahre fast völlig auf. Eine große Anzahl der in China lebenden Muhamedaner kehrte in die Heimat zurück, andere wanderten nach der naheliegenden, größeren Insel Hainan aus, wo sie vier Moscheen bauten, und wo man noch heutigen Tags Nachkommen dieser Einwanderer antrifft.

Unter der Yüan-Dynastie (1260—1368) fingen die arabischen Kaufleute wiederum an, ihre Verbindungen mit China in großem Maßstabe zu erneuern. Anstatt aber nach Canton zurückzukehren, siedelte sich der bei weitem größere Teil derselben in den Provinzen Fukien, Tschekiang und Kiangsu an. Der Hafen von Futschau wurde infolgedessen ein wichtiges Handels-Centrum.

Im Jahre 1385 erließ der Gouverneur von Canton eine Proklamation, welche den muhamedanischen Kaufleuten befahl, die Stadt zu verlassen; infolge hiervon siedelten viele heimlich nach Macao über. Seit 1525 haben Muhamedaner in China aber dieselben Rechte und Privilegien wie andere Unterthanen des Reichs genossen. Wir sehen demnach, daß der Islam, soweit die an der Ostküste liegenden Provinzen in Betracht kommen, durch den Handelsverkehr nach China eingeführt wurde.

Wie verpflanzte sich nun dieses Religionssystem auf die im Innern des Landes und an der Westgrenze liegenden Provinzen? Im äußersten Süden letzterer liegt die Provinz Yünnan; dieselbe soll gegenwärtig von drei bis vier Millionen Muhamedanern bewohnt sein. In früheren Jahrhunderten war diese Provinz, die 1295 zu einer chinesischen Satrapie gemacht wurde, von wilden Stämmen bevölkert. Ohne jegliche Civilisation, ernährten sie sich von der Jagd und Fischerei. Der Kaiser Kublai Khan ernannte einen seiner Minister, einen Muhamedaner, namens Omar, zum Gouverneur von Yünnan. Seine Bemühungen, die wilden Stämme zu civilisieren, waren



Chinesischer Götze.

Provinzen:	Anzahl:
Kuangtung	25 000
Kuangsi	15 000
Kueitschau	45 000
Honan	225 000
Tschekiang und Fukien	35 000
Kokonor und Ili	400 000
Zusammen:	21 175 000

Rechnen wir die Bevölkerung Chinas auf rund 400 000 000, so ergiebt sich das Verhältnis zwischen muhamedanischen Chinesen zu dem Rest anderer Glaubensbekenner wie etwa 1 zu 20. Von den 300 000 Muhamedanern, die in der Provinz Tschili leben, wohnen 100 000 in Peking oder in dessen unmittelbarer Nähe. Diese Stadt selbst hat elf Moscheen.

Die Frage, welche nun entsteht, ist diese: Welchen Einfluß wird die Lehre Muhameds in Zukunft auf China ausüben? Wie wir gesehen haben, hat der Islam seine Anhänger nicht auf Bekehrungen zurückzuführen, — dieselben sind vielmehr die Nachkommen von muhamedanischen Familien, welche sich seit vielen Jahrhunderten in China niedergelassen haben. Die Anzahl der Anhänger scheint überdies auch dadurch gewachsen zu sein, daß muhamedanische Familien während anhaltender Hungersnot u. dergl. eine große Anzahl von Kindern ankauften und diese im Islam erzogen.

Beispiele, daß Muhamedaner in China ihre Religion mit einer anderen umtauschten, sind äußerst selten. Werden sie jedoch zu öffentlichen Ämtern ernannt, so nehmen sie auch keinen Anstand, sich dem chinesischen Ritualismus zu unterwerfen. Dieser Umstand trägt viel dazu bei, daß man die Muhamedaner in China als gleichberechtigt mit den Anhängern des Confucius und anderer Systeme erachtet.

Die muhamedanischen Aufstände, welche zu verschiedenen Zeiten in China ausgebrochen sind, muß man mehr für Clan-Kämpfe als für Rebellionen halten, die ihre Entstehung in religiösen Fragen gehabt haben. Dies erhellt daraus, daß, wenn in gewissen Teilen des Landes die muhamedanische Bevölkerung in einen blutigen Aufstand verwickelt war, die in anderen Teilen des Reichs lebenden Anhänger des Propheten sich vollkommen ruhig verhielten.

Aus den eben angeführten Gründen muß man den Umstand, daß China sich mehr nach Mekka als wie nach Rom neigt, ausschließlich natürlichen Ursachen, nicht aber etwa der bedeutenderen Bekehrungskraft des Islams zuschreiben.

Eine versprengte Judenkolonie.

Kaifeng Fu, die am Gelben Flusse (Hoangho) gelegene Hauptstadt der Provinz Honan, etwa 600 Kilometer südlich von Peking entfernt, wird in den Augen des Ethnographen, Geschichtsforschers sowie aller derer, die an den Wanderungen und an dem Schicksal des jüdischen Volkes ein Interesse nehmen, stets einen eigenartigen Reiz besitzen. Denn fast zwei Jahrtausende hindurch bestand in dieser, im Herzen des großen chinesischen Kaiserreiches gelegenen Stadt eine israelitische Kolonie, von der im gegenwärtigen Augenblick allerdings kaum noch eine Spur vorhanden sein dürfte.

Obgleich es schon lange bekannt war, daß sich seit vielen Jahrhunderten jüdische Gemeinden in China ansässig gemacht hatten, so sind doch erst in neuerer Zeit nähere Nachrichten, die an Vollständigkeit allerdings viel zu wünschen übrig lassen, in die Öffentlichkeit gedrungen. Man ist sich noch immer nicht darüber im klaren, zu welcher Zeit diese Einwanderung eigentlich stattgefunden hat. Dieselbe soll, wie einige Forscher behaupten, von Cochin-China aus, wo Israeliten lange vor Christi Geburt ansässig waren, erfolgt sein; andere vertreten die Ansicht, daß im Jahre 73 n. Chr., mithin drei Jahre nach der Zerstörung Jerusalems durch Kaiser Titus, mehrere jüdische Familien über Persien durch Khorassan und Samarkand nach China einwanderten und sich ansiedelten, — eine Ansicht, welche darin eine Bestätigung findet, daß auf einer der Steintafeln, die in der gegenwärtig zerstörten Synagoge zu Kaifeng Fu vorgefunden wurden, verzeichnet stand, die Juden seien zuerst während der Han-Dynastie, unter der Regierung des Kaisers Ming Ti (58 bis 75 n. Chr.) vom Westen her nach China gekommen.

Aus schriftlichen chinesischen Aufzeichnungen erfahren wir, daß die Israeliten, welche im 6. Jahrhundert in der Stadt Tschangyan, Provinz Schensi, mehrere Synagogen besaßen, zu dieser Zeit im Mittelreiche unter dem Namen „Tien Schu Kiau", d. h. indische, oder wohl richtiger gesagt, syrische Religion, bekannt waren. In späteren Jahrhunderten nannte man sie, gleichviel wo man jene Religionsbekenner in China vorfand, „Tiau Kien Tschiau" d. h. die Sekte, welche die Sehnen (der geschlachteten Tiere) ausreißt.

Aus einer Anzahl chinesischer Geschichtswerke, die aus dem 8. Jahrhundert stammen, ist ersichtlich, daß bereits zu Anfang der Tang-Dynastie (618 bis 907) der regierende Kaiser einen Beamten ernannte, dem die Inachtnahme der Angelegenheiten jüdischer Gemeinden sowie auch die Gerichtsbarkeit u. dergl. oblag; etwas Analoges bestand auch unter den Muhamedanern Chinas. Daß die Anzahl der israelitischen Gemeinden um die Mitte des 9. Jahrhunderts ganz bedeutend gewesen sein muß, geht aus der Reisebeschreibung eines Arabers Namens Abou-Zeyd Al-Hassan hervor, des ersten Ausländers von dem uns direkte Nachrichten über China überliefert worden sind. Er verfaßte sein Reisewerk gegen Ende des 9. Jahrhunderts. Bei

dem Blutbade, welches im Jahre 878 in Khanfu (dem heutigen Canton) stattfand, sollen außer Muhamedanern und Christen, wie Abou-Zeyd berichtet, auch Juden mit umgekommen sein.

Chinesischen Quellen entnehmen wir ferner, daß gegen Mitte des 10. Jahrhunderts zwischen der chinesischen Regierung und den jüdischen Gemeinden ganz vorzügliche Beziehungen bestanden, namentlich in der Hauptstadt Honans, Kaifeng Fu, welches überhaupt der Mittelpunkt der Israeliten-Kolonien Chinas gewesen zu sein scheint. Die nächste Nachricht, welche wir über diese Kolonie besitzen, ist den Steintafeln entnommen, die man, wie schon erwähnt, in der Hauptsynagoge Kaifeng Fus vorfand; die Inschrift besagt, daß siebzig jüdische Familien mit Baumwollenzeug, das man als Tribut aus den Ländern des Westens gebracht hätte, in Honan angelangt seien und sich auf kaiserlichen Befehl in Pienliang (dem derzeitigen Kaifeng Fu) niedergelassen hätten. Im Jahre 1163 wurde der Bau einer großen Synagoge in Angriff genommen; ihre Fertigstellung erfolgte zwei Jahre später, und zwar auf Kosten der Regierung.

Aus des Venezianers Marco Polo Reisebeschreibung geht hervor, daß die jüdischen Gemeinden gegen Ende des 14. Jahrhunderts hinreichend zahlreich waren, um in China einen politischen Einfluß zu besitzen. Auch Ibn Batuta, der als arabischer Abgesandter China im Jahre 1345 bereiste, erwähnt, daß es in Kinsai (wohl dem heutigen Hangtschau, Hauptstadt der Provinz Tschekiang) eine starke jüdische Gemeinde gäbe, die mehrere Gotteshäuser besäße.

Die bereits erwähnte, auf kaiserliche Kosten in Kaifeng Fu errichtete große Synagoge wurde im Jahre 1421 auf kaiserlichen Befehl renoviert. In derselben wurde eine kaiserliche Tafel, welche der damalige Regent der Ming-Dynastie gewidmet hatte, aufgestellt; zu gewissen Zeiten mußte ein kaiserlicher Abgesandter vor derselben Weihrauch opfern. Zwei Jahre später wurde einem angesehenen Mitgliede der jüdischen Gemeinde ein hoher militärischer Rang verliehen. Im Jahre 1461 wurde die Synagoge durch das Übertreten des Gelben Flusses über seine Ufer fast gänzlich vernichtet, doch baute man sie gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wieder auf und zwar in einem bedeutend größeren Maßstabe.

Es muß überhaupt zu jener Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl von Israeliten in den verschiedenen Teilen Chinas gelebt haben, da wir z. B. verzeichnet finden, daß die Kolonie zu Kaifeng Fu ihre durch die Überschwemmung vernichteten Thorah-Rollen durch neue ersetzen konnte, welche aus Ningpo (Vertragshafen, 120 Seemeilen südlich von Schanghai gelegen) kamen. Auch in Nanking und Peking gab es damals jüdische Kolonien.

Im Jahre 1489 war die Synagoge zu Kaifeng Fu wiederhergestellt worden, ein Vorfall, welchen man durch die Errichtung einer Steintafel in dem Gebäude verewigte. Eine zweite Steintafel stammt aus dem Jahre 1512; sie giebt einen allgemeinen Abriß der Religionsansichten der Juden Chinas

jener Periode. Wir führen einen Passus aus dieser Tafel an: „Rücksichtlich der Religion der Israeliten finden wir, daß Adam der erste Mensch war: der Gründer der Religion war Abraham, da kam Moses, der uns Gesetze gab und die heiligen Schriften überlieferte. Alle diejenigen, welche versuchen, Gott mittels Bilder oder sonstiger Nachbildungen darzustellen, beschäftigen sich vergeblich mit leeren Formen; diejenigen, welche die heiligen Schriften ehren und sie befolgen, kennen den Ursprung aller Dinge, denn diese Schriften lehren uns, woher das Leben des Menschen stammt; ein jeder, der sich zu dieser Religion bekennt, strebt danach, das Gute zu thun und das Böse zu meiden.“

Eine Feuersbrunst, der ein Teil der Synagoge zum Opfer fiel, vernichtete gegen Ende des 16. Jahrhunderts die heiligen Schriften; sie wurden durch den Ankauf einer Thorah ersetzt, die man von einem Muhamedaner in der Provinz Schensi erstand; dieser hatte sie wiederum von einem Israeliten in Canton erhalten. Die Synagoge wurde wieder aufgebaut.

Wenige Jahre nach diesem Brande erfuhren auch die Jesuiten, die sich soeben in Peking niedergelassen hatten, daß sich in Kaifeng Fu eine starke jüdische Kolonie befinde. Ein Mitglied derselben war nämlich nach Peking gekommen, um sich um einen litterarischen Grad zu bewerben. Er gab den Missionaren Auskunft über alle in China zu jener Zeit existierenden israelitischen Kolonien, gab dabei auch seinem Bedauern Ausdruck, daß die Mitgliederzahl allmählich mehr und mehr sich verringere.

ולכל
היד החזקה
ולכל המורא
הגדול אשר
עשה משה
לעיני
כל
ישראל

Facsimile aus der Pergamentrolle der Juden zu Kaifeng Fu.

Der Jesuiten-Pater Aleni war der erste Europäer, welcher Kaifengfu besuchte (1613); er fand die Gemeinde im Besitze einer Abschrift der fünf Bücher Moses; der Text stimmte mit dem der hebräischen Bibel von Plautin vollkommen überein. Im Jahre 1642 wurde die Synagoge wiederum durch das Übertreten des Gelben Flusses teilweise zerstört; hierbei ging ein Teil der heiligen Schriften verloren. Da inzwischen eine neue Dynastie (die Mandschu) auf den Thron gekommen war, zerstreute sich die Kolonie kurz darauf, doch kehrte ein großer Teil derselben wenige Jahre später wieder nach

Kaifeng Fu zurück, wo man sie unter dem Namen „Huei Tse“, d. h. sieben Stämme, kannte.

Während des 18. Jahrhunderts besuchten mehrere Europäer die Synagoge; sie war damals wieder vollständig hergestellt und besaß dreizehn vollständige Abschriften des Pentateuch auf Pergament. Aus jener Zeit haben wir verschiedene Beschreibungen des Gebäudes sowie der Riten der Sekte. Diesen zufolge war der Platz, auf dem die Synagoge stand, über 300 Fuß lang und etwa 150 Fuß breit. Es waren im ganzen vier Gebäude, die durch Höfe von einander getrennt wurden. Zum ersten Hof führte ein Thor, welches eine dem Schöpfer aller Dinge geweihte Inschrift trug; im zweiten Hofe standen die Gebäude für den Aufseher der Synagoge; im dritten Hofe waren zwei Kapellen zu Ehren gewisser Wohlthäter errichtet; im vierten Hofe stand ein ehernes Weihrauchgefäß, ferner befand sich dort der Platz, auf dem man den Tieren, die zu Nahrungszwecken geschlachtet wurden, „die Sehnen ausriß“. Am hinteren Ende dieses Hofes stand die eigentliche „Li Pai Tse“, d. h. Synagoge, ein Gebäude, welches sechzig Fuß lang war und um das herum ein Säulengang führte; die Säulen standen in doppelten Reihen.

Mitten in dieser eigentlichen Halle stand der Thron Moses, ein kunstvoll geschnitzter hoher Stuhl, auf dem ein prachtvoll gesticktes Kissen lag; über demselben breitete sich ein Thronhimmel aus. An dem Thron war die kaiserliche Tafel, die wir schon erwähnt haben, angebracht; sie trug in goldenen Lettern den Namen des kaiserlichen Gebers und über demselben ein Citat aus dem Pentateuch in hebräischer Schrift. Ferner befand sich in dieser Halle ein Tisch, auf dem rund um ein Weihrauchgefäß sechs Leuchter standen. An den Wänden hingen lange Holztafeln, die in goldenen Buchstaben die zehn Gebote zur Schau trugen.

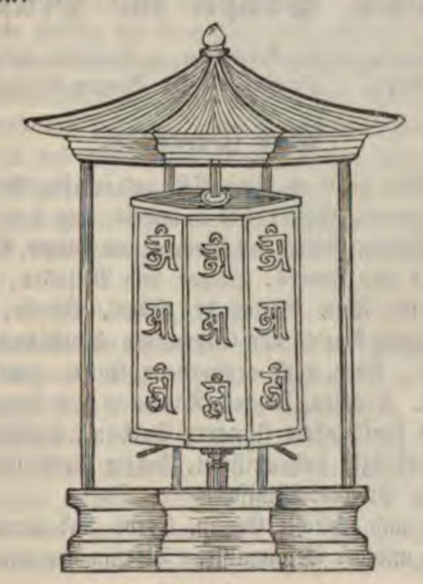
Die Mitglieder der Gemeinde beobachteten das Passah- und Laubhüttenfest, den Sabbath und einige andere Feiertage; die Beschneidung wurde nie unterlassen. Auch verheirateten sie sich nur mit Personen, die dem jüdischen Glauben angehörten. Von Christus war ihnen nichts bekannt.

Die „Londoner Gesellschaft zur Förderung des Christentums unter den Juden“ entsandte im Jahre 1850 von Schanghai aus eine Mission nach Kaifeng Fu, die aus zum Christentum übergegangenen Chinesen sich zusammensetzte, um nähere Nachrichten über die dortige jüdische Gemeinde einzuziehen. Sie fanden daselbst noch mehrere Repräsentanten der „Sieben Stämme“ ansässig, doch lebten dieselben in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Sie hatten bereits seit fünfzig Jahren keinen Rabbiner mehr gehabt, und mit dem Tode des Sohnes desselben war auch die Kenntnis des Hebräischen unter ihnen verloren gegangen. Die Synagoge stand noch da, aber sie war ganz zerfallen; auch bewahrten sie noch die Thorah, da sie jedoch die Schrift nicht mehr lesen konnten, verkauften sie Teile derselben an die oben genannte Londoner Missionsgesellschaft. Die langjährige Taiping-Rebellion

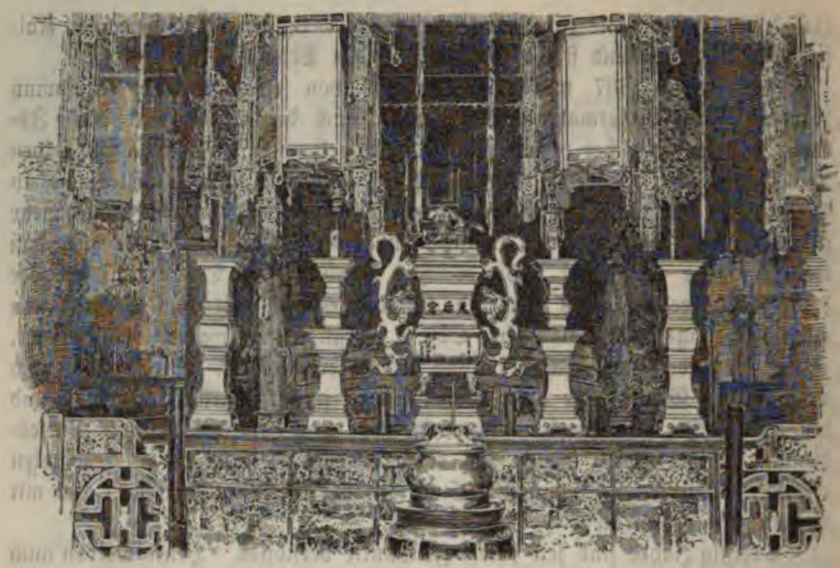
(1853 bis 1864) hatte zur Folge, daß viele Mitglieder der Gemeinde Kaifeng Fu verließen und sich in den anliegenden Provinzen ansiedelten.

Im Jahre 1867 wurde die Kolonie von einem Wiener Kaufmann Namens J. L. Liebermann besucht; er ist auch der einzige europäische Israelit gewesen, welcher je nach Kaifeng Fu gekommen ist. Etwa zur selben Zeit stattete Dr. W. A. P. Martin, Präsident des Tungwen-Kollegiums in Peking, der Kolonie einen Besuch ab. Von der Synagoge war nichts mehr zu sehen, doch stand auf der Baustätte noch der Stein, welcher besagte, daß die Synagoge im Jahre 1162 errichtet worden sei. Die Mitglieder der 3 bis 400 Seelen starken Gemeinde beschäftigen sich mit dem Verkauf von alten Kleidungsstücken, Backwerk, Obst u. dergl., einige waren Geldwechsler, andere betrieben das Schuster- und Schneiderhandwerk. Sie hatten noch die typischen Gesichtszüge ihrer Rasse, trugen jedoch chinesische Kleidung und den Zopf. Sie versammelten sich nicht mehr zum gemeinschaftlichen Gottesdienst. Einiger Feste, welche die vorhergehende Generation zu beobachten pflegte, erinnerten sie sich noch. Eine Anzahl der Mitglieder hatte sich mit Chinesinnen verheiratet.

Dreißig Jahre sind seit jenem Zeitpunkte verflossen. Heute werden auch wohl schon jene letzten Überreste einer einst blühenden jüdischen Kolonie im Herzen des chinesischen Riesenreiches im Chinesentum vollständig aufgegangen sein. Wahrscheinlich ist heute nichts mehr übrig, als der einsame Gedenkstein auf der leeren Stätte, auf welcher einst die Synagoge stand, und auf dem mit unsichtbaren Lettern eingegraben steht: „Ichabod“ —, „der Ruhm ist dahingeschwunden!“



Lamaistische Gebettrommel.



Chinesischer Altar.

Zehntes Kapitel.

Götzen, Tempel und Priester.

Das Pantheon: 1. Confucianische Gottheiten; 2. Taoistische Götzen; 3. Buddhistische Götzen. — Tempel. — Priester. — Ein Bonzen-Autodafe. — Nonnen.

Das Pantheon.

Im Lande der Mitte giebt es himmlische und irdische Götter, „dei majores“ und „dei minores“, Götter des Himmels und der Hölle, Götter der Erde, Sonne und Sterne, Götter des Donner und Blitzes, Windes und Regens, Götter des Wassers und Feuers, Holzes und Metalles, Götter der Meere und Flüsse, Ebbe und Flut, Götter der Hügel, Bäume, Blumen, Jahreszeiten usw. Eine große Anzahl von Götzen sind chinesischen Ursprungs, andere kamen aus Indien. Aber auch verstorbene Kaiser und Feldherren, Weise und Staatsmänner, Drachen, Teufel, Dämonen und Feen werden angebetet. Der Chinese opfert fünfhundert Jüngern Buddhas, fünfhundert Jüngern des Confucius, zweiundsiebzig Lehrmeistern, sechzig Gottheiten der Jahreszeiten und sechsunddreißig Premier-Ministern.

Es giebt gute und schlechte Götzen, Stadt- und Landgötter, Götter der Küche, der Theater und der Gefängnisse. Die Zimmer- und Fischerleute haben

ihren Gott, so auch die Seidenhändler und Gastwirte. Pferde, Kühe, Schlangen, Krankheiten und die verschiedenen Körperteile des Menschen, — sie alle haben ihre besondere Gottheit. In Jangtschau (Provinz Kiangsu) ist ein Tempel, in dem, wie es heißt, zehntausend Idole aufgestellt sind.

Einige Götzen sind aus Stein verfertigt, andere aus Holz, Thon oder Bronze. Man findet in China plastische und bildliche Darstellungen von weißen, schwarzen, roten und gelben Götzen. Die kleinsten sind nur einen Zoll hoch, die größten fünfzig Fuß und darüber. Man kann sich einen Gott bereits für einen Pfennig kaufen, andere kosten mehrere tausend Mark.

Der Gesichtsausdruck dieser Götzen ist sehr verschieden. Einige lachen, andere haben ein wohlwollendes Aussehen. Die meisten haben aber einen strafenden und abschreckenden Gesichtsausdruck, um in dem Herzen der Anbeter Ehrfurcht zu erwecken und den Gottlosen zu erschrecken. Das Bildnis des Pantheons wird am Neujahrstage von allen Klassen des Volkes angebetet.

Ganz China wimmelt in der That von Götzen. Man findet sie in Tempeln und Klöstern, in Städten und Dörfern, in den Straßen, an Kreuzwegen und über Thorwegen. Amtsgebäude, Läden, Werkstätten und Wohnhäuser, sie alle haben Idole dieser oder jener Art aufzuweisen. Man sieht sie an Kanälen, auf Brücken und auf Booten. Selbst an den Außenwänden öffentlicher Gebäude findet man Götzen gemalt und mitunter sogar solche in Felsen eingehauen.

Zu den am höchsten geschätzten und am meisten angebeteten Göttern gehören: Buddha, der Perlenkaiser, Confucius, die „Drei Reinen" und die „Drei Buddhas"; es sind dies die „dei majores". In sehr hohem Ansehen stehen: Kuan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit; Kuan Ti, der Kriegsgott; Amita, der Gott des westlichen Himmels; Ti Tsang, der Gott der Unterwelt; Yin Loang, der Höllenbeherrscher. Die Götter der Litteratur, der Reichtümer und des Ackerbaues werden ebenfalls stark angebetet, und an sie reihen sich die Göttin des Polarsternes, Leu Tschen Yang (der chinesische Äskulap), die „Drei Mandarine" und der Teufel.

Wie verteilen sich nun diese fast zahllosen Gottheiten auf die drei Hauptreligionen Chinas, — Confucianismus, Taoismus und Buddhismus?

I. Confucianische Götter.

Da der Confucianismus im eigentlichen Sinne des Wortes keine Religion, sondern nur ein ethisches und philosophisches System ist, so hat derselbe auch die bei weitem geringste Anzahl von Göttern aufzuweisen.

Der Gott der Litteratur, Wen Tschang, nimmt eine leitende Stellung unter den Göttern ein. Das Sternbild des Großen Bären ist nach ihm benannt und viele Chinesen erkennen Wen Tschang für den Beherrscher dieses Sternbildes an. Er bildet in Gemeinschaft mit Confucius und Kuan Ti, dem Kriegsgotte, eine Dreieinigkeit. Wen Tschang achtet auch darauf, daß

die Bösen und Lasterhaften, gleichviel wie gelehrt sie sein mögen, sich nicht einen akademischen Grad erwerben können: er läßt sie in den Staatsprüfungen durchfallen.

In sehr naher Beziehung zu Wen Tschang steht Kuei Sing, der Stern der Litteratur. Er hält in seiner Rechten einen Schreibpinsel und in der Linken ein Metzenmaß. Man glaubt, daß er an den litterarischen Prüfungen ein noch größeres Interesse als der Erstgenannte nimmt. Deshalb bringen ihm auch litterarische Kandidaten beim Betreten der Prüfungshalle Opfer dar.

Kuan Ti, der Kriegsgott, hat äußerst gute Karrière gemacht. Ursprünglich Straßenhöker, dann gemeiner Soldat, avancierte er zum General während der Zeit der „Drei Königreiche“ (im 3. Jahrhundert n. Chr.). Sein bluttriefendes Schwert gewann ihm die Stellung eines Kriegsgottes. Dessenungeachtet ist er einer der volkstümlichsten Gottheiten des chinesischen Pantheons. Sein Ruhm ist im Laufe des 19. Jahrhunderts noch bedeutend gestiegen. Er erschien nämlich 1856 am Himmel, wie Castor und Pollux den Römern, und es gelang ihm den Sieg den Imperialisten zuzuwenden. Hierfür erhob ihn der Kaiser zum Range des Confucius.

China hat über 1600 Staatstempel, in welchen die Mandarine den Kuan Ti zweimal monatlich anbeten, außerdem aber Tausende von kleinen Tempeln, in denen man ihm Opfer darbringt. In jedem Lager und in jedem Zelt, in jedem Zimmer eines Offiziers hängt das Bildnis dieses chinesischen Mars. Doch wird er nicht allein von Civil- und Militär-Mandarinen angebetet, auch viele Handwerker und andere Berufsvertreter haben ihn zu ihrem Schutzheiligen auserwählt. Nur wenige Bilder erfreuen sich in den Privathäusern der Bevölkerung so großer Beliebtheit, als das des Kuan Ti.

Das Schwert des Henkers wird in dem diesem Gotte geweihten Tempel aufbewahrt. Und kehrt der Mandarin, welcher die Enthauptung beaufsichtigt hat, vom Richtplatz nach Hause zurück, so besucht er zuerst den Tempel des Kriegsgottes, weil er fürchtet, der Geist des Hingerichteten könne ihm nachfolgen. Man glaubt nämlich, daß derselbe es nicht wagen würde, dem allmächtige Kuan Ti entgegenzutreten.

Nach den Zeitalter des Pankus*), dem die herkulische Aufgabe gestellt war, aus dem Chaos, welches ihn gebar, mittels Hammer und Meißel den Himmel und die Erde zu formen, — er gebrauchte hierzu 18000 Jahre —, gab es drei Könige, die zusammen 18000 Jahre regiert haben sollen. Man hat sie zu hohen Gottheiten erhoben und ihnen den Namen „Die drei uranfänglichen

*) Mit dem Tode Pankus, im Volksmunde als der chinesische Adam bekannt, begann das Werk der Schöpfung. Sein Atem wurde der Wind; seine Stimme der Donner; sein linkes Auge die Sonne; sein rechtes Auge der Mond; sein Blut verwandelte sich in Flüsse, sein Haar in Bäume und Pflanzen; aus seinem Fleische bildete sich der Erdboden; sein Schweiß fiel als Regen herab, während aus dem Ungeziefer, welches seinen Körper plagte, die menschliche Race hervorging!

Herrscher" gegeben. Sie bilden eine Dreieinigkeit. Einer beherrscht den Himmel, der andere die Erde und der dritte die Menschen.

Fast in jedem Hause, die Hütten der Armen ausgenommen, wird man in dem ersten Zimmer, der Vorderthüre gegenüber, hoch an der Wand drei kleine Nischen sehen, in welchen, wie man annimmt, die Hausgötter wohnen. In der mittleren Nische stehen auf einem Täfelchen die Worte: „Himmel, Erde, Herrscher, Eltern, Lehrer." Auf der Tafel zur Linken liest man: „Wir brennen Weihrauch den geheiligten Familien-Gottheiten zu Ehren." Rechts befinden sich die Ahnentafeln; sie sind dem Altersrange nach geordnet, die älteste steht im Hintergrunde.

An den Thoren, die zu den Amtsgebäuden und Tempeln führen, sind zwei riesenhafte Männer in vollem Harnisch gemalt. Sie stellen die Thorgötter vor und waren während der Tang-Dynastie berühmte Staatsminister.

Der Gott der Landwirtschaft, Mang Tseng, lebte im 13. Jahrhundert n. Chr. Man schreibt ihm die Fähigkeit zu, die Heuschreckenplage fern halten zu können. Die Beamten beten ihn an und in vielen Dörfern sind ihm Tempel geweiht. An seinem vermeintlichen Geburtstage werden ihm namentlich reiche Opfer dargebracht.

Über Ebbe und Flut walten zwei Götter. Einer derselben, Wen Tschung, lebte in Hangtschau (Provinz Tschekiang), der andere in Sutschau (Provinz Kiangsu). Beide waren zu Lebzeiten Erzfeinde; heute üben sie aber gemeinschaftlich die Herrschaft über Ebbe und Flut aus. Um sich diese Naturerscheinungen zu erklären, schufen die Chinesen diese sich anscheinend anfeindende Gottheiten.

Daß die Heimat derselben gerade in diesen beiden Provinzen liegen sollte, erklärt sich aus der Thatsache, daß namentlich in der Hangtschau-Bucht diese Naturerscheinung außergewöhnlich stark auftritt. Wir Deutsche haben für dieselbe keinen rechten Ausdruck, weil bei unseren Flüssen die Flut langsam einsetzt und man von heftigen Flutwellen nicht sprechen kann. Die Engländer nennen sie „bore" oder „eagre"; letzteres wird von „eau-guerre" abgeleitet. Es handelt sich auch wirklich um einer „Wasserkrieg" der vom Meere her eindringenden Flut gegen das ablaufende Flußwasser.

Ein solcher „Krieg" tritt dort am heftigsten auf, wo sich ein Strom mit starkem Gefälle, dem eine Barre vorgelagert sein muß, in eine trichterförmige und seichte Meeresbucht ergießt. Diese Bedingungen sind nirgends auf der Welt, selbst nicht in Calcutta, wo man dieses Naturereignis ebenfalls beobachten kann, so vortrefflich erfüllt, wie in der Hangtschau-Bucht.

Namentlich majestätische Formen nimmt diese große Flutwelle im Frühling und Herbst an. Um die umliegenden Ufer vor Verwüstungen zu bewahren, ist dort vor mehreren Jahrhunderten eine fast 100 km lange, sehr starke und hohe Steinmauer erbaut worden.

Es giebt vier Goldene Drachenkönige. Sie erscheinen als gehörnte

Schlangen mit viereckigen Köpfen. Zeigt sich der „Flußkönig" — d. i. irgend eine gewöhnliche Wasserschlange — auf der Oberfläche eines Gewässers, wie z. B. des Hoangho, der seine Ufer zu übertreten droht, so herrscht unter der dortigen Bevölkerung große Freude: man glaubt dessen sicher zu sein, daß der Fluß in seinen Schranken verbleiben wird. Der General-Superintendent des Hoangho, dem die Erhaltung der Eindämmung des Flusses obliegt, nimmt die eingefangene Schlange in einem schönen Kästchen in Empfang, trägt sie in seiner Sänfte nach dem Tempel des Drachenkönigs und die in der Umgegend lebenden Mandarine beten den vom Himmel gesandten Boten an.

Dem Volksglauben zufolge hat dieser „Goldene Drachenkönig" eine besondere Passion für Theatervorstellungen. Man engagiert deshalb eine Schauspielertruppe, die ihm zu Ehren eine Vorstellung geben muß. Nach einigen Tagen setzt man die Wasserschlange wieder in den Fluß, der Gouverneur der betreffenden Provinz oder ein ähnlicher hoher Beamter unterbreitet dem Throne eine Denkschrift, in welcher er um eine Rangerhöhung für die Gottheit sowie um die Erlaubnis, ihr eine Ehrentafel widmen zu dürfen, bittet.

Außerdem betet man die „Fünf Drachen" (des Ostens, Südens, Westens, Nordens und der Mitte) an, namentlich in Zeiten von Dürre. Der Gouverneur einer Provinz betet dieselben zweimal des Jahres an, der Präfekt zweimal im Monat. Hohe Beamte gehen auch für diese Götter den Thron um Ehrentitel u. dergl. an, wie z. B. nachstehender Bericht, welchen die „Pekinger Staatszeitung" vor einiger Zeit brachte, und der aus der Feder des General-Direktors des Kaiserlichen Reistransportes stammt, beweist:

„Der Gereral-Direktor des Reistransportes, Sung Tschun, dessen Antrag, dem Drachengott des Sung Tschun Tempels in Tschingho (Kiangsu) einen Ehrentitel zu verleihen und von Staatswegen zu opfern, im vergangenen Jahre abgelehnt war, weil in den alten Chroniken der Name eines solchen Tempels nicht erwähnt sei und die Volkstradition nicht als Beweis für die Wunderkraft des betreffenden Drachenfürsten gelten könne, erneuert diesen Antrag. Im Sommer dieses Jahres habe die Bevölkerung zur Zeit der großen Dürre in jenem Tempel gebetet und auch Berichterstatter daselbst einen Altar aufstellen lassen und geopfert. Drei Tage darauf hätten sich, während an anderen Orten noch glühende Hitze herrschte, über Tsching Ho die Wolken zusammengezogen und wäre ein erquickender Regen gefallen. Als dann die Heuschrecken kamen, habe man wieder zum Drachenfürsten gebetet und dieser abermals es einen ganzen Tag regnen lassen, sodaß den Heuschrecken durch die Nässe die Flügel abfielen und man sie leicht ausrotten konnte. Ohne die Hülfe des Drachengottes würde die Herbsternte vollständig verdorben sein. Deßhalb haben sich der Magistrat des Distrikts und die Honoratioren nochmals an ihn, den Berichterstatter, mit einer Eingabe gewandt. Die Existenz des Drachenfürsten stände ganz fest, er sei ursprünglich

ein berühmter General gewesen, der nach seinem Tode zum Drachengott wurde. Wenn sich auch das Erbauungsjahr des Tempels nicht urkundlich nachweisen lasse, so ergebe sich doch aus der Chronik von Tsching Ho, daß er bereits im Jahre 1678 ausgebessert worden sei, und seit der Zeit habe sich die Wunderkraft des Gottes stets bewährt".

Kaiserliches Edikt: „Dem Ceremonienamt zur Begutachtung."

Ein Beispiel dafür, wie die Chinesen einem Menschen zur Gottheit machen, liefert der große Philosoph Mencius. Im Jahre 372 v. Chr. in Schantung geboren, war er demnach ein Zeitgenosse von Plato, Aristoteles und Demosthenes. Ihm zu Ehren existiert im Kaiserreiche allerdings nur ein Tempel, und zwar in der Nähe seines Geburtsortes, wo er auch seine Grabstätte gefunden hat. Auf dem in diesem Tempel befindlichen Altare werden auf kaiserlichen Befehl alljährlich an bestimmten Tagen Schafe und Schweine geopfert.

Die fünfhundert Jünger des Confucius, deren Namenstafeln sich in allen diesem Weisen geweihten Tempeln befinden, werden gleichfalls als Götter — allerdings als untergeordnete — angesehen, und man opfert ihnen. Zu den untergeordneten confucianischen Gottheiten gehören ferner die Bezirksgötter. Jeder der sechzehnhundert und mehr Bezirke Chinas ist in eine Anzahl von Unterbezirken eingetheilt. Da jeder derselben seinen besonderen Schutzheiligen hat, so giebt es mithin im Kaiserreiche viele Tausende von Gottheiten. Berühmte Generale und Staatsmänner sowie andere hohe Beamte, allbekannte Ärzte und öffentliche Wohlthäter sind gewöhnlich die Schutzpatrone dieser Bezirke, vor denen man regelmäßig im Gebete Haupt und Kniee beugt.

II. Taoistische Götter.

Im Taoismus, als dem zweitältesten Religions-Systeme der Chinesen, finden wir die Thatsache, auf welche man häufig bei Heiden stößt, bestätigt, daß eine untergeordnete Gottheit allmählich in der Achtung des Volkes so hoch steigen kann, daß sie den ersten Platz in der Liste der Götter einnimmt. Die „Drei Reinen-Gottheiten", denen der „Perlen-Kaiser" entstammen soll, stehen im Range höher als letzterer, dieser ist aber seit vielen Jahrhunderten mit der Oberaufsicht der ganzen Welt vertraut; ja, er ist nach taoistischer Anschauung der Himmel selbst.

Wir wollen uns die Legende der Geburt und des weiteren Lebens dieses Himmelsgottes ersparen. In Wirklichkeit war derselbe ein taoistischer Zauberer namens Tschang Yi, dem einer der Kaiser im 12. Jahrhundert n. Chr. den Titel „Perlen-Kaiser" verlieh. Da das Volk fand, daß es viel einfacher sei, eine einzelne Gottheit anzubeten, als eine Dreieinigkeit, wie die „Drei Reinen" dies war, so erhob es denselben zu seinem „optimus maximus". Seine wirkliche Regentschaft ist demnach noch keine tausend Jahre alt.

Der „Perlen-Kaiser" hat sechsunddreißig Minister und zwei Hauptbegleiter, von denen der eine drei Köpfe und sechs Hände, der andere vier Köpfe und acht Hände hat. Sein Erster Minister hat ebenfalls zwei Gehülfen, die in den Tempeln, in welchen man sein Bildnis vorfindet, ihm stets zur Seite stehen. Diese sind die Schlange und die Schildkröte. Den Premier umgeben auch noch vier Minister, einer derselben hat ein grünes Gesicht und einen aus Knochen gefertigten Gürtel. Man schreibt ihm die Kraft zu, Kobolde u. dergl. kontrollieren und Regen herabsenden zu können.

Eine weitere allgemein angebetete Gottheit ist die „Himmels-Kaiserin", auch „Göttin der See" genannt. Sie wird jedoch nicht, wie man annehmen könnte, allein von den Seeleuten verehrt, sondern auch von der Landbevölkerung. Der Legende nach war die „Himmels-Kaiserin" in ihrer Jugend eine Wahrsagerin; alle ihre Prophezeiungen gingen in Erfüllung. Ihr Vater ertrank unweit der Meeresküste; und als die Tochter die Trauerbotschaft vernahm, stürzte sie sich aus Gram ins Meer und ertrank ebenfalls. Beide Leichen wurden ans Ufer gespült und gemeinsam begraben.

Ein hoher Mandarin, der kurze Zeit darauf auf seinem Schiffe bei jenem Gestade vorbeipassierte, wurde plötzlich von einem schweren Sturme überrascht. Während mehrere Fahrzeuge, die sich in seiner Nähe befanden, untergingen, rettete sich das seinige. Der Beamte sah nämlich eine vom Himmel gesandte Lampe, die ihm den Weg zeigte. Er kam gleich darauf bei einer Insel vorbei, auf welcher ein Tempel stand. Wie man ihm später mitteilte, war derselbe der jungen Weissagerin, die sich aus Gram ins Meer gestürzt hatte, geweiht.

Seit jener Zeit ist sie die Schutzgöttin der Seeleute. In stürmischen Nächten hängt sie, dem Volksglauben zufolge, vom Himmel eine Laterne aus, um dem Seemanne, dem Schiffbruch droht, den Weg zu weisen. In den dieser „Himmels-Kaiserin" geweihten Tempeln sieht man zu ihren Seiten zwei Trabanten stehen. Der eine heißt „das Ohr für günstigen Wind", weil man sein Gehör für so fein hält, daß er das Herannahen selbst der leichtesten Brise zu vernehmen mag, während der Name des anderen Begleiters „das Tausendmeilenauge" ist. Mit seinem Adlerauge kann er alle Meere überschauen. Die ganze Legende hat höchstwahrscheinlich ihren Ursprung in den bei Gewittern auf den Masten häufig wahrzunehmenden St. Elmsfeuer.

In China sind Religion und Arzneikunst eng mit einander verbunden. Ja, in manchen Gegenden Chinas beschränkt sich letztere fast ausschließlich auf Götzenverehrung. Das Volk versucht zuerst die Krankheit mit dem Abbrennen von Weihrauch, Opfern und Gebeten zu vertreiben, ehe es sich an einen Apotheker oder Arzt wendet. Es glaubt nämlich, daß ein übler Geist an der Krankheit schuld sei. Sowohl taoistische wie buddhistische Priester betreiben neben ihrem eigentlichen Berufe den eines Heilkünstlers.

Die Zahl der Gottheiten, welchen man Heilkräfte zuschreibt, ist sehr groß. In jedem Beratschlagungszimmer eines bezopften Arztes sieht man das Bild des chinesischen Äskulap hängen. Sein Name ist Leu Tschen Yang. Als ein Mitglied der „Acht Unsterblichen" nimmt er unter den Heilgottheiten des Kaiserreiches die erste Stelle ein. Zu Lebzeiten war er ein hoher Beamter. Später zog er sich in die Berge zurück, um dort das Unsterblichkeits-Elixier zu finden.

Von den Frauen wird die Göttin der Hebammen vielfach angebetet. Erwartet man in einem Hause eine Niederkunft, so errichtet man dieser Göttin zu Ehren einen Altar, auf dem geopfert wird.

Außerdem giebt es einen Gott der schwarzen Blattern, der Masern, Magenschmerzen, Wasser-, und Schwindsucht, Zahnschmerzen, für Augenkrankheiten, kurz: für jede Krankheit, welche den Menschen befallen kann.

Die Sternanbetung wird von den taoistischen Priestern namentlich stark empfohlen. Herrschen Epidemien, so werden im Hause zehn papierne Sterngötter, — fünf gute und fünf schlechte —, aufgestellt. Man setzt ihnen verlockende Speisen vor in dem Glauben, daß die bösen Götter davonfliegen werden, sobald sie sich satt gegessen haben. Die guten Götter erhofft man sich aber durch diese Opfermahlzeit geneigt zu machen, sodaß sie die bösen Geister vertreiben.

Die Sterngötter werden besonders von Eltern in Anspruch genommen sie erflehen von ihnen Beistand für ihre Kinder. Dem Volksglauben zufolge beaufsichtigen dieselben die Verlobung und Heirat, begünstigen oder schädigen ein Handelsunternehmen, senden Seuchen und Krieg, regeln den Regenfall und die Dürren, usw. Jedes Ereignis im Leben wird übrigens mehr oder minder durch den „Stern-Herrscher" entschieden.

Es giebt über einhundert glückliche bzw. unglückliche Sterne, die man in Gemeinschaft mit den sechzig Cyklus-Sternen und den achtundzwanzig Sternbildern zu gewissen Zeiten anbetet. Einen höchst wichtigen Platz nimmt unter dieser großen Liste der „Vergnügungsstern" ein. Durch ihn werden Heiraten zu stande gebracht. Daher nimmt auch selbstverständlich die mandeläugige Mädchenwelt seine Dienste vielfach in Anspruch. Um sich zu vergewissern, ob dieser Stern in Bälde ihr Haus bescheinen wird, holen sie sich bei einem Astrologen oder taoistischen Priester diesbezügliche Auskunft ein. Sollte dies der Fall sein, so kommt das junge Mädchen auch bald unter die Haube.

An der Spitze aller Sterngottheiten steht die „Göttin des Nordsterns". Sie hat vier Köpfe und zweiunddreißig Hände. Wie der Polarstern dem Seemann den rechten Weg zeigt, so ist auch diese Göttin der Hoffnungsstern der taoistischen Kirche. In allen Händen hält sie wertvolle Gegenstände, wie die Sonnen- und Mondscheibe, einen Speer, ein Schwert, eine Pagode usw. Die „Nordstern-Göttin" führt die Bücher des Lebens und Todes.

Wer sein Leben verlängert zu sehen wünscht, der betet sie an dem ihr geweihten Altare an. Ihr zur Seite stehen zwei Söhne. Der eine, in Rot gekleidet, beaufsichtigt die Geburten; der andere, in Weiß gekleidet, überwacht die Todesfälle.

Über jedes der sechzig Jahre, aus denen sich der chinesische Cyklus zusammensetzt, schaltet und waltet eine besondere Sterngottheit. Ein jeder betet das Jahr an, in dem er geboren ist. Am Geburtstage werden zu Ehren des Jahrgottes Lichter angezündet und Opfer dargebracht. Jeder dieser Idole hat ein verschiedenes Aussehen. Den achtundzwanzig Sternbildern opfern nicht nur sämtliche Mandarine des Reiches regelmäßig, sondern auch selbst der Kaiser nimmt alljährlich auf dem Marmoraltar des Himmelstempels eine religiöse Ceremomie zu Ehren der Sternanbetung vor.

III. Buddhistische Götter.

Der Schutzengel des indischen Glaubenssystems, wie dasselbe sich in China ausgebildet hat, ist die Göttin Kuan Yin. Der Legende nach war sie ursprünglich die dritte Tochter eines Königs. Obgleich von der Natur mit allen körperlichen Reizen ausgestattet und hochbegabt, sprach sie doch schon in frühester Jugend den Wunsch aus, Nonne zu werden. Trotzdem ihre Eltern und Geschwister alle ihre Überredungskraft anwandten, und ihr Vater ihr versprach, denjenigen Mann zu seinem Nachfolger zu ernennen, den sie heiraten möchte, so war doch alles vergeblich: sie ging ins Kloster, um als Novize sich für ihren zukünftigen Lebensberuf vorzubereiten.

Als ihr königlicher Vater dies vernahm, geriet er darüber so in Zorn, daß er Truppen entsandte, denen anbefohlen wurde, das Kloster niederzubrennen. Schon lodern die Flammen: Da sinkt Kuan Yin auf ihre Kniee und betet, und — siehe da —, Regen strömt hernieder, das Feuer erlischt.

In Ketten führt man die Jungfrau nach dem Palaste ihres Vaters zurück. Dort befiehlt man ihr zwischen Heirat und Tod zu wählen. Sie zieht den letzteren vor.

Als Geist steigt sie in die Unterwelt hinab, die sich bei ihrer Ankunft in ein Paradies verwandelt. König Yama, der Beherrscher des Schattenreiches, sieht mit Entsetzen seine Hölle sich in einen bezaubernd schönen Garten umwandeln. Er bittet Kuan Yin sich zu entfernen, auf daß die Guten wie die Bösen ihren Lohn ernten könnten.

Sie thut wie gesagt. Auf die Erde zurückgekehrt, erfährt sie, daß ihr Vater schwer krank darniederliege. Sie entsendet einen Boten zu ihm, der ihm meldet, daß, falls er jemanden nach dem „Wohlriechenden Berge" entböte, man ihm ein Auge und eine Hand als Arznei zurückschicken würde. Diese Körperteile gehörten der Kuan Yin selbst an. Sie machten ihren Vater sofort gesund.

Vorderansicht eines chinesischen Tempels.



Als der Buddhismus im 1. Jahrhundert n. Chr. von Indien nach China gebracht wurde, war mehrere Jahrhunderte lang Sakyamuni, der Gründer des Religionssystems, die Hauptgottheit. In vielen Tempeln nimmt er, dem Namen nach, noch immer einen Ehrensitz ein. Aber Buddha ist heute durch Kuan Yin, die „Mutter der Barmherzigkeit", völlig in den Schatten gestellt. Eigentümlicherweise stellte man sie bis zum 12. Jahrhundert als Mann dar. Nicht nur Frauen und Kinder, sondern auch Männer beten sie inbrünstig an. Gleichviel welcher Gottheit ein Tempel geweiht sein mag, man findet in ihm fast stets einen Altar, auf dem diese Quasi-„Lucina" der Chinesen thront.

Kuan Yin ist die Sonder-Schutzgöttin der chinesischen Frauenwelt. Unter den vielen Darstellungen, welche man in Tempeln von ihr findet, erfreut sich namentlich diejenige, welche die Göttin in weißen Kleidern und ein Kind in ihren Armen haltend, außerordentlicher Beliebtheit. Alle Frauen, die sich einen männlichen Sprößling wünschen, beten sie häufig an und opfern ihr.

Kuan Yin rettet aber auch den vom Sturme bedrohten Seemann. Derselbe giebt ihr sogar den Vorzug vor der „Himmels-Kaiserin", die, wie wir gesehen haben, als weiblicher Neptun die Patronin der Seefahrer ist. In Zeiten der Dürre wenden sich die Mandarine, falls sich der „Drachen-König" und „Perlen-Kaiser" als unerbittlich erweisen, an die „Mutter der Barmherzigkeit".

Andere Götter fürchtet man, *sie* wird nur geliebt. Andere Idole haben schwarze, zornige Gesichter, *ihr* Antlitz ist stets mild und anmutig. Sie thront auf der Insel Putu*). Sie kam dorthin, wie uns die Legende sagt, auf einer Wasserlilie schwimmend.

Kuan Yin steht im Rufe, das Musterbild weiblicher Schönheit zu sein. Die größte Schmeichelei, welche man einer jungen Chinesin sagen kann, ist, wenn man sie eine „Kuan Yin" nennt. Sie stellt das Ideal weiblicher Grazie und Anmut im Lande der Mitte dar.

Unter den vielen Verwandlungen dieser Göttin, sind die häufigsten und bekanntesten die „Tausendhändige" Kuan Yin, die „Sohnschenkende" Kuan Yin, die „Fischkorb" Kuan Yin usw.

An der Spitze der buddhistischen Volksgötter steht der Gott der Reichtümer. Man findet sein Bildnis fast in jedem Laden und in sehr vielen Haushaltungen. An seinem Geburtstage ehrt man ihn besonders durch Opfer,

*) Putu, die heilige Insel, liegt im Tschusan-Archipel, auf dem Wege von Schanghai nach Ningpo. Kuan Yin lebte dort neun Jahre. Die reizende Insel wird nur von buddhistischen Priestern bewohnt. Frauen dürfen dort nicht wohnen, in Wirklichkeit niemand, ausgenommen er gehört der Priesterschaft an.

die in Speise und Trank bestehen, ferner, indem man Weihrauch abbrennt und Lichter vor seinem Abbilde anzündet.

Dem eigentlichen Gotte des Reichtums, namens Yuen Tai, ist es allerdings seit längerer Zeit etwas schlecht gegangen. Denn man hat ihn von seinem hohen Throne ein wenig heruntergesetzt. Heute ist der Erstgenannte der wahre Gott der Reichtümer. Yuen Tai wird als wohlbeleibter, bärtiger Mann dargestellt, in einer Hand ein Schwert haltend, während ihm zu Seiten ein Tiger steht. Auf demselben soll er, der Legende nach, während Lebzeiten geritten haben.

Eine eigenartige Gestalt im buddhistischen Göttersaale Chinas ist der „Küchengott“. Das Volk betet ihn zweimal des Monats, am Neu- und Vollmondtage, regelmäßig an. Sein Tempel ist eine kleine Nische in dem Ziegelstein-Kochofen. Ein oft zitiertes chinesisches Sprüchwort lautet: „Jedes Reich hat einen Kaiser, und jede Familie hat einen Herrscher.“ Dieser Herrscher ist aber der von dem Ausländer mit dem Namen „Küchengott“ beigelegte Götze.

Ihm liegen zweierlei Pflichten ob: erstlich, macht er sich mit allen Fehlern und Gebrechen der Familie bekannt und verzeichnet dieselben, — er ist demnach eine Art Hausspion, und, zweitens, steht er als Vermittler zwischen der Familie und dem „Perlen-Kaiser“ da.

Viermal im Jahre bereitet die Familie den „Küchengotte“ eine besonders leckere Mahlzeit. Am 24. Tage des 12. Monats steigt er zum Himmel empor, um dem „Perlen-Kaiser“ seinen Jahres-Bericht über die Familie abzustatten. Am Sylvesterabende kehrt er dann wieder in seinen besonderen Haushalt zurück.

Seinen Aufstieg zu den Wolkenregionen bewirkt man dadurch, daß man eine kleine Abbildung seiner Person auf ein Strohbündel befestigt und dieses vor die Thüre stellt. Vorher hat man aber die Lippen des Gottes mit Zucker und Syrup bestrichen, damit er nur Gutes von der Familie erzähle, wenn er in jenen Regionen ankommt. Man steckt das Stroh darauf in Brand und, indem das Bildnis von den Flammen verzehrt wird, glaubt man, daß der „Küchengott“, den dasselbe ja vorstellt, zum Himmel aufsteigt. (Vergl. Seite 363.)

Jede Profession im Kaiserreiche hat ihre Schutzgottheit. Zu den angesehensten gehört der Gott der Zimmerleute und der der Maurer. Beide sollen als einfache Sterbliche vor mehr als zweitausend Jahren gelebt haben. Über ihre Geschicklichkeit erzählt man sich die wunderbarsten Geschichten. Infolge hiervon erhob sie das Volk unter die Zahl der „Unsterblichen“. Schickt sich heutigentags ein Chinese an, ein neues Haus zu bauen, so stellt er zuerst die Bildnisse derselben auf dem Bauplatze auf. Sowohl der zukünftige Eigentümer, wie die Zimmerleute und Maurer bringen denselben

dann Opfer dar. In allen Zunftgebäuden und Zimmerwerkstätten findet man das Bildnis dieser beiden Schutzgottheiten vor.

Die Mythologie der Chinesen hat auch eine Persönlichkeit aufzuweisen, welche dem Bacchus der Alten, oder wohl richiger gesagt, unserem Gambrinus entspricht. Er heißt Tu Kang und war der erste Destillateur des Landes. Sein Getränk ist der aus Reis hergestellte Likör, von den Landeskindern „Samschu" genannt. In allen Destillationen und Wein-Restaurants wird der Gambrinus Chinas dreimal im Jahre angebetet, bei welcher Gelegenheit man von ihm vornehmlich um die Gunst bittet, daß der „Reissaft" einen schönen Geschmack und Geruch habe, sowie daß er nicht sauer wird und verdirbt.

Man könnte die Liste der buddhistischen Gottheiten nach Belieben verlängern. Doch genüge, hier noch hinzuweisen, daß die Seidenhändler, Fischerleute, Barbiere, Schneider, Schuster, Gold- und Silberschmiede usw. ihre Schutzgottheit haben. Außerdem spielt auch die Drachen-Anbetung im chinesischen Buddhismus eine große Rolle. Sie wähnen ein solches Untier nicht nur in einer eigenartigen Wolkenbildung zu sehen, sondern auch Wirbelwinde, Wasserhosen und ähnliche Naturerscheinungen seien Drachen-Metamorphosen.

Chinesische Tempel.

Unter den vielen Enttäuschungen, die des Europäers harren, welcher zum erstenmale eine chinesische Stadt betritt, wird keine wohl ihm unerwarteter kommen, als der Anblick eines Tempels. Das schwere, scheunenähnliche, von großen Holzpfeilern getragene Dach; der mit Ziegelsteinen gepflasterte Fußboden; die unheimliche Dunkelheit, welche der Weihrauch noch zu erhöhen versucht, — überall wohin man sein Auge wendet, abschreckende Götzen, Schmutz und Staub. Wie so ganz verschieden von den heiligen Gebäuden, die den Griechen und Römern einst als Andachtsort dienten!

Man mag allerdings hier und da im Lande der Mitte auf einen Tempel stoßen, dessen Stil dem Auge gefällt; aber ihre Zahl ist nur klein, sie sind die Ausnahme von der Regel. In allen Tempeln, gleichviel welcher Sekte sie angehören mögen, muß über dem Hauptaltar eine Tafel angebracht sein, auf welcher folgende Worte geschrieben stehen. „Herr der zehntausend mal zehntausend Jahre", d. i. „Lang lebe der Kaiser", zum Beweis, daß religiöse Überzeugungen auf die politische Pflichttreue nicht störend einwirken dürfen. Hat der Tempel rote Außenwände, so ist dies ein Zeichen dafür, daß derselbe mit kaiserlicher Genehmigung erbaut worden ist.

Dem Städter mangelt es in China wahrlich nicht an Erbauungsorten,

— man findet deren stets mehr als in genügender Anzahl vor, während andererseits auch jedes Dorf und jeder Weiler sein Andachtshaus hat, welches gemeinsames Eigentum der Einwohner ist und unter der Aufsicht des Dorfältesten steht.

Die Bauart buddhistischer Tempel erinnert gewissermaßen an die der chinesischen Amtsgebäude.*) Es sind drei Haupt-Gebäude, die von einander durch offene Hofräume getrennt werden. Das erste derselben ist das kleinste, das zweite ist schon etwas größer, und das dritte ist das umfangreichste sowie auch wichtigste.



„Lang lebe der Kaiser!“

Im ersten Gebäude, welches gleichsam auch den Thorweg bildet, erblickt man rechts und links je zwei riesenhafte Götzenbilder: es sind die Schutzgeister des Portals. Sie heißen die „Vier Diamanten.“ Der Legende zufolge waren sie Brüder, die in der Schlacht getötet, zu Wächtern des Thores erwählt wurden, welches zur Unterwelt führt.

Der erste, „Li, der Reine“ genannt, hält ein Schwert in seiner Hand. Falls man es schwänge, so würde dadurch ein schwarzer Wind erzeugt werden, der mit zahllosen Speeren, Sensen u. dergl. die Menschen in Stücke schneiden und sie völlig vernichten würde.

Der zweite Bruder, „Li, der Rote“, hält einen Schirm; er vermag das ganze Weltall zu beschatten. Würde man ihn rund herum drehen, so entstände ein Erdbeben, und öffnete man ihn, so würde sich Himmel und Erde wieder in ein Chaos verwandeln.

Der dritte Bruder, „Li, die See“, hält eine Guitarre in der Hand. Schlägt er die Saiten an, so brechen Wind und Flammen daraus hervor.

Der vierte Bruder, „Li, das Alter“ genannt, hält einen Sack, in dem sich ein rattenähnliches Tierchen befindet. Ließe man es los, so würde es sich in einen geflügelten Elefanten verwandeln.

Im zweiten Tempel sieht man Matraya Buddha, auch als „der

---

*) Vergleiche Seite 83 u. f.

kommende Buddha“ bekannt. Er ist der Messias der buddhistischen Kirche, sitzt auf seinem Thron nach Schneiderart, hat einen ansehnlichen Schmerbauch und hält einen Sack in seiner Hand. Ein breites, zum Lächeln verzogenes Gesicht bewillkommt den Tempelbesucher. Sakyamuni Buddha regiert allerdings gegenwärtig noch die Kirche, aber Matraya wird sein Nachfolger sein.

Unmittelbar hinter diesem steht, Rücken zu Rücken, Weito. In früheren Jahren ein Jünger Buddhas, versieht er zur Zeit den Dienst eines Beschützers seiner Gesetzgebung. Er trägt einen goldenen Helm und in der Hand einen Stab, als „Teufelbezwingender Stab“ bekannt.

Das dritte Gebäude ist in Wirklichkeit der eigentliche Tempel. Er enthält mehrere Götzengruppen, unter diesen den Gott der Götter, Sakyamuni, ferner Kasiapa und Ananda, die ihm zur Seite stehen. Diese Dreieinigkeit stellt die Buddhas der drei Zeitalter: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar. Zu seiten Buddhas (Sakyamunis) stehen häufig noch zwei weitere Götter. Einer derselben, Wenschu, anf einem grünen Löwen reitend, ist der Gott der Weisheit; der andere, Potien, auf einem Elefanten sitzend, stellt den Gott der Handlung und des Schaffens dar.

Ist der Tempel den Göttern des buddhistischen Paradieses besonders geweiht, so ist Amita die Hauptgottheit. Amita, d. h. „endloses Licht“, wird auch „der Wegweisende Buddha“ genannt, und zwar, weil er darauf zu achten hat, daß seine Anhänger auf dem Wege nach dem Paradiese des „Großen Westens“ ein sicheres Geleite haben. Zur Rechten von Amita steht Kuan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit, und zur Linken Taschuti. Das Volk nennt diese Gruppe die „Drei Weisen des Westens“.

Außer den angeführten Idolen, findet man in den buddhistischen Tempeln noch viele andere Götzengruppen, wie z. B. die „Drei Reinen“, die „Drei Kostbaren“, die „Drei Mandarine“ usw.

Die confucianischen und taoistischen Tempel weichen in ihrer äußeren Bauart nicht im geringsten von denen ab, die Buddha geweiht sind. Die innere Ausschmückung ist allerdings verschieden. Die der Confucius-Tempel ist namentlich die Einfachheit selbst: nirgends macht sich fremder Einfluß bemerkbar. In der Haupthalle sind die Ebenholz-Täfelchen aufgehängt, auf denen in goldenen Lettern die Namen des großen Weisen sowie seiner siebzig Schüler verzeichnet stehen. Vor diesen Tafeln knieen die Gläubigen nieder und verrichten ihre Gebete.

Sonst hat der Tempel gewöhnlich weder Statuen noch Bilder aufzuweisen, die die einstige Gestalt oder Vorkommnisse aus dem Leben des Weisesten der Weisen ins Gedächtnis rufen könnten. Bronze-Vasen stehen auf den Tischen und zeugen davon, daß es zur Zeit des Confucius bereits eine plastische Kunst gab. Zur Frühlings- und Herbst-Equinox bringt man dem „thronlosen Herrscher“ vor seiner Namenstafel regelmäßig Opfer dar. In jeder Präfectur- und Bezirksstadt findet man einen confucianischen Tempel vor, sowie

auch wohl in jedem Marktflecken des Kaiserreiches. Die Außenmauern haben gewöhnlich einen roten Anstrich; Rot war nämlich die officielle Farbe unter der Tschau Dynastie (1122—255 v. Chr.)

In den taoistischen Tempeln findet man die Statue des Begründers dieses Religionssystems, Lao Tse, sowie die Bildnisse anderer Gottheiten desselben vor.

China hat auch eine große Anzahl von Moscheen aufzuweisen. Wie bereits erwähnt, zählt der Islam im Lande der Mitte viele Millionen Anhänger. Die Bauart der Moscheen ist echt chinesisch, so daß man sie aus der Entfernung nicht von anderen Bauten unterscheiden kann. Am Eingange zu denselben findet man jedoch Inschriften, die, wie z. B. „La i la hi il allah“ usw., dem Koran entnommen sind. Die Schrift ist Arabisch oder Uigurisch.

Das Innere dieser Moscheen ist durch drei Reihen hölzerner Pfeiler in fünf Schiffe eingeteilt. Am äußersten Ende des mittleren Schiffes befindet sich der Mirhab. Minarette haben diese Moscheen gewöhnlich nicht; der Muezzin kündigt das Gebet vor der Eingangsthüre an. Hinter dem Gebäude haben die Mollahs, der Iman, Muezzin usw. ihre Wohnungen. Zumeist steht dort auch das Schulgebäude, in welchem die muhamedanische Jugend in den heiligen Büchern ihrer Religion unterrichtet wird.

Canton besitzt die älteste Moschee Chinas. Sie wurde im Jahre 629 durch einen Onkel mütterlicherseits des Muhamed, der, wie bereits mitgeteilt, nach China als Prediger seiner neuen Religion kam, errichtet. Nach dem Brande von 1341 wurde die Moschee gleich darauf wieder neu aufgebaut. Die größte Anzahl von Moscheen, etwa ein Dutzend, hat Peking.

In den Tempeln, gleichviel welchem Glaubenssysteme sie angehören mögen, brennen den ganzen Tag über Kerzen. Sie sind aus dem ausgepreßten Samen des in China heimischen Talgbaumes (stillingia sebifera) fabriziert.

Der Weihrauch, den die Götzenanbeter spenden, wird aus pulverisiertem Sandelholz, das man mit etwas Lehm vermischt in einen Teig knetet, hergestellt. Man preßt ihn durch das kleine Loch eines Gefäßes hindurch, schneidet die drahtförmige Masse sodann in etwa einen Fuß langen Stücken*) ab und trocknet sie.

In den Hofräumen der Tempel steht gewöhnlich ein großes Bronze-Weihrauchgefäß. In dieses werfen die Besucher des Tempels an Fest- und

*) Unter den in China lebenden Ausländern sind diese Weihrauchstangen als „Joss-stik“ bekannt. Das Wort ist gebildet aus der Korruption des portugiesischen Deos (Gott), und dem englischen „stick“ (Stock). Analog gebildet sind: „Joss-house“, ein chinesischer Tempel; „joss-house-men“, wie die Missionare von den Chinesen im sogen. Pidgin-Englisch genannt werden, usw. Das Wort „joss“ wird „Dschoss“ gesprochen.

Feiertagen von den Bonzen gekaufte Weihrauchstangen hinein, sowie auch papierne Nachahmungen von Gold- und Silberbarren. Vor dem Eingangs-Thor zum Tempel befindet sich häufig ein steinernes Waschbecken zum Waschen der Hände.

Man kann nicht behaupten, daß der Tempelbesucher sich lang in demselben aufhält. Vor dem Götzenbilde, dem sein Besuch im besonderen dient, angelangt, kniet er nieder, beugt sein Haupt zur Erde und spricht ein kurzes Gebet.

Sehr häufig bezweckt der Besuch weiter nichts, als von der Gottheit zu erfahren, was ihm die nächste Zukunft bringen wird, — Glück oder Unglück. Hierzu bedient sich der Tempelgänger eines Bambusbechers, in dem sich eine Anzahl von dünnen Stäbchen befindet; derselbe wird von den Priestern dem Publikum zur Verfügung gestellt. Vor dem Götzen, dessen Hülfe er anruft, schüttelt er diesen Becher so lange, bis eines der Stäbchen herausfällt. Dieses nimmt er auf, trägt es zum Priester, der die darauf geschriebene Ziffer sich merkt, und sodann in einem Buche nachschlägt, aus welchem er seine Orakelsprüche erteilt. Diese können sehr verschiedener Natur sein, z. B. ob der Bittsteller in diesem oder jenem Geschäfte Glück haben, ob eine gewisse Arznei ihm in seiner Krankheit helfen wird u. dergl. mehr.

Die Priester verrichten ihren Gottesdienst wenigstens zweimal des Tags, am Morgen und am Abend, mitunter jedoch sogar fünfmal. Die buddhistischen Seelsorger erkennt man auf den ersten Blick an ihrem glatt rasierten Kopfe und ihren weiten und fliegenden gelben Gewändern. Die taoistischen Priester tragen blaue Kleidung. Sie rasieren auch nicht ihr Haupthaar, sondern befestigen dasselbe auf der Krone in einem kleinen Knoten.

Die Priester erscheinen in Prozession im Tempel, und nach tiefen Verbeugungen setzen sie sich vor ihren Tischchen hin. Die mittels eines hölzernen Klöpfels geschlagene große Glocke ertönt in dumpfen Tönen. Die Geistlichkeit stimmt einen monotonen Gesang an. Tritt eine Pause ein, so fallen die knieenden Tempelbesucher — in der großen Mehrzahl Frauen und Kinder — in den Aufruf zum Gebete mit ein.

Nun werfen sich die Priester zu Boden und berühren mit ihrer Stirn neunmal den Fußboden. Sich wiederum erhebend, maschieren sie in feierlicher Prozession im Tempel herum, läuten Glöckchen und schlagen auf einem hohlen, rundlichen Holzinstrument, als „Fischkopf" bekannt. Ihre Augen sind dabei fast völlig geschlossen. Qualmende Kerzen beleuchten das düstere Schauspiel. Der Weihrauch erfüllt die Räume, in denen uns überall fratzenhafte Götzenbilder anstarren. Man rührt die großen Gongs. Papierne Nachahmungen von Silberklumpen werden verbrannt. Das eintönige Singen und Beten wird lauter und lauter. Jetzt hat es ein Laufschritt-Tempo angenommen, das sich aber sehr bald wieder in ein „Moderato" umwandelt.

Langsamer und langsamer, ernster und ernster fließt der Gesang von den Lippen der Gottesdiener, bis er schließlich gänzlich verhallt.

Dieser Gottesdienst nimmt an manchen Tagen mit nur wenig Unterbrechung, und zwar um den Priestern Zeit zur Einnahme ihrer Mahlzeiten zu geben, seinen Fortgang. Dem Ausländer werden dabei namentlich einige Worte auffallen, die beständig, gleichsam wie ein Refrain, an sein Ohr schlagen, und die er sich, da sie indischen und nicht chinesischen Ursprunges sind, leicht merken wird. Es sind dies die Worte: „O-mi-to-fo". Redet das Landeskind einen Priester an, so murmelt er „O-mi-to-fo". Die Antwort der Priester auf das Gebet des Abtes ist ebenfalls diese „Ave" der buddhistischen Kirche. Auch die Kirchengänger antworten nach Verlesung einer Liturgie mit diesem „O-mi-to-fo". Für jedes zehntausendmalige Hersagen dieser Worte wird dem Gläubigen ein Grad von Verdienst zu gute geschrieben und eine Lieblingsbeschäftigung der kahlköpfigen Bonzen besteht darin, sich davon zu überzeugen, wie oft man in einem Atemzuge aussprechen kann „O-mi-to-fo".*)

Der Chinese, welcher einen Tempel besucht, erbittet gewöhnlich die eine oder die andere, mitunter auch wohl um alle der folgenden fünf Segnungen: Söhne, Reichtum, langes Leben, Wiedergenesung, falls er krank ist, und Anstellung im Staatsdienste. Häufig bittet er aber auch um Regen und Schnee. Zu Zeiten anhaltender Dürre verbietet der Mandarin durch eine Verordnung den Verkauf und Genuß von Fleisch. Er besucht den Tempel, opfert dort Weihrauch und bittet um Regen, während sein Gefolge im Tempelhofe mittels Weidenzweigen Wasser sprengen, als Sinnbild der erwünschten Regentropfen.

Gebetbücher werden nur von den Priestern benutzt; doch sind die darin enthaltenen Anrufungen nicht Gebete in dem Sinne, wie wir das Wort verstehen, sondern einfach Loblieder und Litaneien.

Doch irrt man sich, wenn man glaubt, daß das Volk diesen Abgöttern stets mit Ehrfurcht und Demut entgegentritt. Im Gegenteil: es giebt denselben mitunter seine Unzufriedenheit und seinen Unwillen dadurch kund, indem die Götzen öffentlich lächerlich und beschimpft werden. Ein paar Beispiele sollen dies erläutern.

Kommt es vor, daß die Einwohner einer Stadt oder eines Dorfes ein gewisses Idol lange und vergeblich um Regen oder Schnee angefleht haben,

*) Man leitet dieses Wort von „Amitaba", d. h. endloses Licht, oder „Amida Buddha" ab. Es ist die abgekürzte Form von nama amitaba, d. h. „Erhöre uns, o Amida Buddha". Man findet diese Formel häufig über dem Eingang zu buddhistischen Tempeln in großen Lettern geschrieben. Auch wird sie zwischen dem Gaste und dem Gastgeber mitunter ausgetauscht, indem der erstere die Schwelle des Hauses betritt, in welchem Falle sie gewissermaßen unserem „Pax vobiscum" entspricht.

so setzen sie dasselbe einfach ab und fahren es mit folgenden Worten an: „Du Hundegeist! Wir haben dir in diesem Tempel eine prächtige Wohnung hergerichtet, haben dich von oben bis unten vergoldet, füttern dich mit allen denkbaren Leckerbissen und bringen dir Weihrauch dar; und trotzalledem bist du undankbar, indem du unsere inständigen Bitten nicht erhören willst." Der Götze wird darauf mit Stricken gebunden, durch die kothigen Straßen geschleppt und mit Knütteln geprügelt.

Trifft es sich aber, daß die Bitte der Einwohner mittlerweile in Erfüllung geht, so wird das beschmutzte Abbild unter großem Ceremoniell wieder rein gewaschen, auf seinen alten Platz in den Tempel zurückgetragen und, nachdem es dort aufgestellt worden ist, fallen die Bittsteller auf ihre Kniee und bitten den Götzen mit etwa folgenden Worten um Verzeihung: „Wir gestehen ein, daß wir ein wenig voreilig gewesen sind. Du hast aber die dir zugefügte Mißhandlung selbst verschuldet, weil du uns so lange warten ließest. Das Geschehene kann allerdings nicht ungeschehen gemacht werden. Doch wollen wir die ganze Sache vergessen. Willst du ein Gleiches thun, so sind wir auch bereit, dein Gewand neu vergolden zu lassen."

Ein höchst eigenartiger Fall trug sich vor einer Reihe von Jahren in Nanking zu. Ein Kaufmann, dessen einzige Tochter ernstlich erkrankt war, hatte die berühmtesten Ärzte der Stadt um Rat gefragt, den Götzen reiche Opfer gebracht und Almosen an die Armen verteilt. Aber alles nur umsonst: das Kind wurde nicht besser.

Da kamen eines Tags die Priester eines in der Nähe Nankings gelegenen buddhistischen Tempels in das Haus des Kaufmannes und versicherten ihm, daß ihr Kloster eine Gottheit besäße, welche seine kranke Tochter unfehlbar heilen könne. Außer Gebeten und Opfern seien aber noch Almosen, die zur Herstellung des Tempels verwendet werden sollten, notwendig. Der betrübte Vater that wie ihm angeraten, aber dennoch starb das Mädchen.

Hierüber geriet der Kaufmann in solche Verzweiflung, daß er den Entschluß faßte, sich an dem Götzen zu rächen. Er reichte beim Bezirksrichter eine Klage gegen den Abgott ein und drang auf nachdrückliche Bestrafung desselben. In der Bittschrift führte er aus, von demselben auf das unverschämteste betrogen worden zu sein, indem der Götze sein Geld angenommen habe, sein Kind aber dessenungeachtet hätte sterben müssen. Und er schloß seine Klage mit folgenden Worten: „Falls die Gottheit machtlos ist, mit welchem Rechte giebt sie sich für eine solche aus? Es ist demnach völlig nutzlos sie anzubeten und ihr zu opfern. Entweder ist die Gottheit boshaft, oder ohnmächtig. Sie muß daher auf gerichtlichem Wege bestraft werden und zwar indem man ihren Tempel niederreißt und dessen Priester mit Schimpf und Schande fortjagt."

Der Bezirks-Magistrat übergab die Angelegenheit dem Provinzial-Richter. Dieser ergriff die Partei der Priester und wies die Sache ab. Doch be-

ruhigte sich der Kaufmann nicht mit dieser Entscheidung, sondern er wandte sich durch den Gouverneur an den Thron selbst. Derselbe befahl, die Angelegenheit nochmals genau zu untersuchen. Das Resultat war, daß der Götze zu ewiger Landesverweisung verurteilt und sein Tempel geschleift wurde, weil er nutzlos sei. Die Priester warf man aber ins Gefängnis! — Wir dürfen wohl hinzufügen: „Se non è vero, è ben trovato.“

Die Priester.

Die Geschichte aller Völker lehrt, daß der Priesterstand stets sehr geachtet ja mitunter sogar der geachtetste Stand aller Volksklassen war. Man wäre demnach berechtigt anzunehmen, daß auch in einem Lande wie China, in dem die Lehre Buddhas seit vielen Jahrhunderten einen mächtigen Einfluß auf die ganze Bevölkerung ausgeübt hat, der Priesterschaft große Achtung und Verehrung gezollt wird. Doch ist dem nicht so. Im Gegenteil: Die Bonzen*) sind sehr unbeliebt, — wenn nicht gar gehaßt.

Diese Thatsache muß auf verschiedene Ursache zurückgeführt werden. In erster Linie hat der Priester die fünf verwandtschaftlichen Bande**), die den Menschen vom Tiere unterscheiden, zerrissen. Dies alles aber einzig in der Hoffnung, eines Tags das zu erreichen, was — nach chinesischer Anschauung — nur eine recht zweifelhafte Unsterblichkeit ist.

Da der Priester in China weder Abgaben zahlt noch sonst wie an der Verwaltung des Reiches teilnimmt, so erfüllt er auch nicht seine Pflicht dem Staate gegenüber. Da der Bonze nicht heiratet und kinderlos stirbt, so ergeht es nach seinem Tode seinem Geiste nicht besser, als irgend einem anderen verworfenen Geschöpf; denn an seinem Grabe verrichtet niemand den Ahnenkult. Indem er ferner auf alle brüderlichen Bande verzichtet, entgeht ihm der Trost und die Unterstützung einer brüderlichen Liebe. Und schließlich, indem der Bonze der Welt entsagt, kann er auch nicht der Vorteile teilhaftig werden, die aus einem Freundschaftsverhältnisse entspringen.

Der Priester ist demnach, chinesischer Anschauungsfolge gemäß, kein Mann. Er hat keinen Namen, weil er seinen Vatersnamen beim Eintritt in den Orden gegen einen „religiösen Namen“ umtauscht. Die Litteraten und wohlhabenderen Volksklassen blicken auf den Priester wohl ausnahmslos

*) Die Etymologie dieses Wortes ist nicht ganz sicher. Es wird zumeist von dem Japanischen „bonzo“, d. i. buddhistischer Priester (im verächtlichen Sinne gebraucht und etwa unserem „Pfaffen“ entsprechend) abgeleitet.

**) Diese sind das gegenseitige Verhältnis zwischen 1) dem Fürsten und den Unterthanen; 2) den Eltern und den Kindern; 3) dem Manne und der Frau; 4) dem älteren und den jüngeren Bruder, und 5) zwischen Freunden.

mit Verachtung nieder. Sein Beistand wird nur bei schweren Krankheiten oder bei Todesfällen in Anspruch genommen. Dann ruft man ihn, damit er durch Zauberei bzw. durch Gebete vermeintliche Abhülfe schafft. Die unteren Volksschichten halten den Bonzen zumeist für eines ihres Gleichen, behandeln ihn aber doch in der Regel mit einer gewissen Rücksicht.

Die vorherrschende Ansicht, daß der chinesische Priester ein dummes und und ungebildetes Geschöpf sei, ist aber durchaus irrig. Zum wenigsten trifft sie nicht auf die buddhistische Bonzenzunft zu. Viele derselben sind hochbegabte Leute, ja es ist schade, daß so viel brauchbares Menschenmaterial innerhalb der Tempelmauern nutzlos dahin lebt.

Man würde den Buddha-Priestern Unrecht thun, falls man ihre tiefe und unermüdliche Hingebung, die zweifellos viele derselben charakterisiert, übersieht. Fast den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein kann man sie bei der Andacht vorfinden. In ihren Gesichtszügen spiegelt sich echte Frömmigkeit ab. Gleichviel was unsere sonstigen Ansichten sein mögen, man wird diesen Leuten, die ihr Leben ohne jede Annehmlichkeit und Abwechselung zubringen, nicht die Achtung versagen können.

Für die Aufgewecktheit gar mancher Buddha-Priester spricht beispielsweise der Umstand, daß sie für die Errichtung ihrer Tempel die herrlichsten von der Natur begünstigte Plätze ausgewählt haben. Viele derselben liegen im Grün schattiger Pinien versteckt und sind an Abhängen oder auf dem Gipfel anmutiger Hügel erbaut. Man muß es diesen Nachfolgern Sakyamunis lassen, sie hatten ein scharfes Auge für die Schönheit der Natur und verstanden es, die Scharen der Pilgrime sowie sonstiger Gläubiger in ihre Tempel zu locken, indem sie ihre Klöster an romantisch gelegenen Plätzen errichteten. Dort, auf jenen Anhöhen, fern dem Lärm der Städte und dem geschäftigen Treiben der Menschen können sie in tiefer Zurückgezogenheit über ihr Leben voller Entsagung nachdenken und von der Lieblichkeit sowie Glückseligkeit ihrer Himmel träumen.

Die Sekte der Taoisten verdient andererseits im vollen Maße den Spott und die Verachtung, welche die öffentliche Meinung der Chinesen beständig auf sie häuft. Lao Tse, der Gründer dieser Sekte, war zweifellos einer der größten Denker und Philosophen, die das Reich der Mitte je hervorgebracht hat. Aber was haben seine Nachfolger aus seinen tiefen Gedanken gemacht? Der nicht allzu reinliche Quacksalber, welcher sich heutzutage mit dem Namen Taoist brüstet, sitzt kauernd in einer Ecke seines Tempels, finsteren Blickes und schweigend. Seine Religion beschränkt sich fast ausschließlich auf das Austreiben böser Geister und den Verkauf von Quacksalbereien. Geistig kann der Taoist mit seinem buddhistischen Kollegen gar nicht verglichen werden. Dies erklärt sich vornehmlich daraus, daß seine Religion, wie wir bereits gesehen haben, durch die Einmischung mystischer Lehren vollständig ausgeartet ist.

Die taoistischen Priester tragen blaue Roben. Sie rasieren nicht ihren Kopf, wie die Bonzen, sondern flechten ihr Haar in einen kleinen Knoten. Man unterscheidet zwei Klassen von taoistischen Priestern. Die eine lebt in Tempeln und giebt vor das Cölibat heilig zu halten, die andere wohnt zu Hause mit ihrer Familie und kleidet sich außerhalb des Dienstes wie gewöhnliches Volk. Die buddhistischen Priester dagegen erkennt man bekanntlich an ihren rasierten Köpfen und gelben, losen und fliegenden Gewändern.

Die Klöster rekrutieren ihre Novizen auf verschiedene Art und Weise. Mitunter adoptiert ein Bonze den jungen Sohn einer armen Familie und zieht ihn zu seinem Nachfolger im Tempeldienst auf. Häufig lassen sich aber auch Vagabonden als Novizen in ein Kloster aufnehmen.

Ehe ein Priester angestellt wird, muß er sich fünfzig Tage lang darauf vorbereiten. Er verbringt die Zeit mit Fasten, Beten, Waschen bei Nacht und Kasteiungen ähnlicher Art. Am Tage des Amtsantritts werden ihm eine Anzahl von Malen auf den glattrasierten Schädel eingebrannt. Der Prozeß ist folgender.

Der Kandidat kniet vor einen Tisch nieder, auf dem mehrere große Öllampen brennen. Einer der Priester markiert nun mit einem Stempel auf dem Kopfe des Novizen kleine schwarze Ringe, deren Zahl zwischen drei und zwölf schwankt. Dieselben werden zunächst mit einer klebrigen Salbe beschmiert, damit die Räucherkerzchen, welche man darauf stellt, nicht abfallen. Letztere werden angezündet, worauf man sie in die glattrasierten Köpfe des Kandidaten hineinbrennen läßt. Dies dauert einige Zeit, während welcher ein Priester beständig die Stirne und den Hinterkopf des Aufzunehmenden reibt, um den Schmerz dadurch etwas zu mildern.

Die Wunden werden nach vollendeter Zeremonie nicht verbunden. Die Novizen gestehen keinesfalls ein, während der Operation Schmerzen empfunden zu haben! Die Anzahl der Löcher, welche sich der Noviziat einbrennen läßt, hängt ganz von seinem Belieben ab. Während der Ceremonie sagt er mit den anwesenden Priestern eine Art Litanei her.

Buddhistische Priester legen beim Eintritt in den Priesterstand feierlichst das Gelübde der Keuschheit ab. Auch versprechen sie, nie Fleischspeisen zu essen, keine wollenen Kleider oder Pelze zu tragen, sowie, sich ihren Lebensunterhalt durch Betteln zu erwerben, oder dadurch, daß sie Felder, welche fast in der Regel Klöstern angehören, bebauen. Sie verdienen sich auch dadurch Geld, daß sie Räucherkerzen, Lichter und ähnliche Opfergegenstände verkaufen, sowie Begräbnissen beiwohnen und Seelenmessen lesen. Sämtliche Priester eines Klosters stehen unter der Aufsicht eines Abtes. Er ist dem Bezirksrichter gegenüber für das gute Betragen seiner Untergebenen verantwortlich.

Ein Priester-Autodafe.

Der religiöse Fanatismus fordert in China heutigen Tags noch ebensogut seine Opfer, wie dies vor nicht allzu langer Zeit im Abendlande der Fall war, und zwar liefert die buddhistische Priesterkaste fast ausschließlich die Opfer der freiwilligen Selbstvernichtung durch Feuer. Die größere Anzahl derselben hat zumeist jahrelang vorher ein Einsiedlerleben geführt. Pilgrimme ausgenommen, von welchen sie mitunter besucht werden, haben diese Eremiten keine weitere Verbindung mit der Außenwelt gehabt. Abgeversehen von den wenigen Minuten, die sie zum Reiskochen u. dergl. gebrauchen, lassen sie während des Tags wie auch in der Nacht nie ihre Positur, die darin besteht, daß sie mit übereinandergeschlagenen Beinen, in tiefes Nachdenken versunken, dasitzen. Allen Reinigungen des Körpers haben sie entsagt.

Nachdem die Einsiedler längere Zeit in der Abgeschlossenheit zugebracht haben, mitunter zehn und fünfzehn Jahre, in anderen Fällen jedoch nur ein Jahr, glauben sie sich hinreichend für die Selbstopferung durch Feuer vorbereitet zu haben, — eine Handlung, welche ihnen nach ihrer Überzeugung die Herrlichkeiten des buddhistischen Paradieses zusichert. Der Eremit begiebt sich nach dem Kloster, dem er angehört, und macht alle Anstalten für das bevorstehende Autodafe. Er selbst setzt einen Tag fest, an dem er sich den Flammen zu weihen gedenkt. In der Regel wählt er ein Fest aus, an dem Andächtige und Pilgrimme in beträchtlicher Anzahl den Tempel besuchen.

Die in Aussicht genommene Verbrennung wird in der ganzen Umgegend mittels öffentlicher Anschlagzettel, welche vom Abt des betreffenden Klosters ausgehen, etwa folgenden Inhaltes bekannt gemacht:

„Der unwürdige Priester (folgen die Angaben über seinen Priesternamen, das Jahr in dem er sich von seiner Familie trennte, Wohnsitz, Alter usw.), zeitweilig ein Mitglied unseres Klosters, hat, nachdem er Vollendung in Wahrheit und Frömmigkeit sich angeeignet, sich für die Verwandlung und Abreise nach dem im Westen gelegenen Reiche Buddhas für tauglich erwiesen. Da er aber fürchtet, daß das Fleisch seines Körpers verderbt werden könnte, hat er einen glückverheißenden Tag erwählt, an welchem er denselben den Flammen übergeben wird. All Ihr Gläubigen, Männer und Frauen, seid eingeladen euch sieben oder drei Tage vor dem Verbrennen in diesem Kloster einzufinden, um unserem Klostermitgliede mit euren Gebeten behülflich zu sein. Indem Ihr Litaneien absingt, wird Euer Verdienst um das Endlose erhöht und euch schließlich das Königreich Buddhas zum Erbteil werden."

In manchen Klöstern macht der Abt sogar alle drei Jahre eine Auswahl zur Opferung unter denjenigen Kandidaten, die sich für die Heiligsprechung vornehmlich eignen. Gewöhnlich wird das unglückliche Opfer mittels astrologischer Beobachtungen, die das Haupt des Klosters vornimmt, ausfindig gemacht. Den Scheiterhaufen stellt man wie folgt her: In einen

Ziegelsteinofen wird eine Kiste gestellt, in der ein Sitz angebracht ist. Der Ofen ist groß genug, um das Brennmaterial, das aus Fichtenholz, Blättern und Harz besteht, herumzulegen. Auf diese Feuerung werden dann noch Schwefel und Kampfer gestreut.

Der Kandidat bereitet sich auf die entsetzliche Ceremonie durch Fasten, Beten und — Baden vor. Am festgesetzten Tage wird in der Haupthalle des Klostertempels ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Tiefe Ruhe herrscht ringsum, die nur dann und wann durch das Absingen von Litaneien unterbrochen wird. Zahlreiche Kerzen und glänzendes Rauschgold tragen dazu bei, in den Anwesenden Ehrfurcht und Andacht zu erwecken.

Das arme Opfer tritt nun aus der geheiligten Halle hervor und nähert sich mit abgemessenem Schritte dem Ofen, der in kurzer Entfernung vom Tempel errichtet ist. Ihm folgt eine Abteilung Priester, von denen einige Glöckchen läuten, andere den hölzernen „Fischkopf" schlagen. Dann folgen Priester im vollen Ornat, die von Nah und Fern herbeiströmen und oft mehrere Hundert zählen; hinter diesen die Laien, — Männer und Frauen, beständig die Worte „Nan-wu-o-mi-to-fo" murmelnd.

Am Scheiterhaufen angelangt, betritt der bedauernswerte Fanatiker gelassen die Kiste, setzt sich mit verschlungenen Beinen auf den daselbst angebrachten Sitz nieder, schließt die Augen und faltet seine Hände. So läßt man ihn eine Zeitlang sitzen, um ihm und den Anwesenden Gelegenheit zu geben, den heiligen Namen anrufen zu können. Dann aber schließt man die Thüre, welche zum Feuerherde führt, — man sieht das Opfer nicht länger. Das Brennmaterial wird angezündet und es verzehrt den Körper in kurzer Zeit. Die Zuschauer, einschließlich der Priester, stehen um den Scheiterhaufen herum und rufen die Gottheit mit den bereits erwähnten Worten an. Nachdem sie die verbrannten Überreste angebetet haben, werden dieselben in eine Urne gesammelt und begraben.

Doch sind es nicht immer religiöse Überzeugungen, welche diese Andächtler dazu bewegen, sich verbrennen zu lassen. Mitunter glauben sie sich dadurch ein Verdienst zu erwerben, welches der Ortsgemeinde im allgemeinen zu gute kommt. Thatsache ist, daß man diese Fanatiker während Lebzeiten mit Lobreden überhäuft und ihnen die größtdenkliche Achtung zollt.

Diese Lobhudeleien sind, in Verbindung mit den posthumen Ehren und der Aussicht, später angebetet zu werden, häufig die Hauptbeweggründe für solche Selbstmorde. Hierbei verdient erwähnt zu werden, daß das Lebendigverbrennen einer Person in China nie eine gesetzliche Strafe gewesen ist. Die Priesterschaft wendet es aber unter sich in Fällen an, in welchen ein Ordensbruder sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat, nie aber wegen Irrglaubens. Auch wird das Verbrennen weniger als eine Strafe wie ein Reinigungsprozeß angesehen: die Flammen üben, wie man annimmt, einen reinigenden Einfluß aus. Ein solcher Vorfall ereignete sich

vor einigen Jahren in der Nähe Cantons, wo zwei Priester den Abt, der sie wegen Entführung einer Nonne zu Bambushieben verurteilt hatte, zu ermorden versuchten. Sie wurden verurteilt, in dem Krematorium ihres Klosters verbrannt zu werden. Man vollzog auch die Strafe im Beisein einer Anzahl von Laien und Priestern.

Aus verschiedenen Teilen Mittel-Chinas, namentlich aus Tschekiang und Fukien, sind während der letzten Jahre mehrere Fälle von Selbstopferung seitens der Mönche in die Öffentlichkeit gedrungen. So fand im Sommer 1898 das Autodafe zweier Mönche, die einem im Innern Tschekiangs gelegenen Kloster angehörten, statt. Einer derselben, — sein Klostername war „Empfindende Einsicht", er gehörte dem „Kirchenhügelkloster" an, — hatte es der umwohnenden Bevölkerung durch Anschlagzettel, deren Wortlaut dem eingangs erwähnten ähnlich war, durch den Abt bekannt gemacht, daß er zum Entschlusse gekommen sei „sich in den Reisbündel-Pavillon zu setzen, um mittels Feuers sich von der irdischen Existenz zu verabschieden".

Am festgesetzten Tage fanden sich im Kloster Tausende von Personen ein. Ihre Neugierde wurde noch dadurch erhöht, daß sich außer dem Bruder „Empfindende Einsicht" noch ein junger Mönch, Namens „Strahlendes Amulet", zur Selbstvernichtung eingefunden hatte.

Zu jeder Seite des Tempels waren zwei Scheiterhaufen errichtet. Die beiden Kandidaten für die „Feuertaufe" traten auch bald vor dieselben hin. Viele der Anwesenden drängten sich um die Schlachtopfer, die sie um ihre Fürsprache im Jenseits baten. Man ersuchte sie Schutzgottheiten der Nachbarschaft zu werden, üble Einflüsse abzuwenden, Wohlergehen in Handelsunternehmungen zu gewähren, gute Ernten zu bescheren, — kurz, man bat um alles, was des Bittens wert war. Beide Priester versprachen auch den Wünschen aller nachzukommen.

Wenig Minuten darauf schritt „Empfindende Einsicht" langsam durch die Reihen der knieenden Zuschauer auf den Scheiterhaufen zu, indem er eine Sutra*) sang und den schädelförmigen, hölzernen „Fischkopf" schlug. Der Kasten, in dem er sich niedersetzte, war so gebaut, daß man durch Öffnungen einen Teil seines Körpers und Gesichts sehen konnte.

Nachdem er sich auf dem Scheiterhaufen niedergesetzt hatte, wurde das Holz, in welches Harz gestreut war, angesteckt.

Man konnte noch eine Zeitlang den unglücklichen Mönch beten und den „Fischkopf" schlagen sehen, bis dicke Rauchwolken und die hoch emporschlagenden Flammen ihn den Blicken der Anwesenden entzogen. Etwa eine Stunde später bestieg „Strahlendes Amulet" ruhig und gelassen den zweiten Scheiterhaufen, um dem Beispiele seines ihm vorangegangenen Kollegen zu folgen.

*) Sutra ist jener Teil der buddhistischen heiligen Schrift, welche die wirklichen Aussprüche Sakyamuni Buddhas enthält und die an die Laien gerichtet sind. Jeder Ausspruch beginnt mit: „Und dies ist, was ich gehört habe."

Chinesische Nonnen.

In allen Provinzen Chinas findet man eine bedeutende Anzahl von buddhistischen Nonnenklöstern, deren Schutzpatronin Kuan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit, ist. Bekanntlich steht dieselbe im Rufe, das sogenannte schwächere Geschlecht unter ihren besonderen Schutz zu nehmen.

Diese Nonnen üben auf die chinesische Frauenwelt mitunter einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. Der Buddhismus hat an ihnen eine große Stütze, weil die abgeschlossene Lebensweise chinesischer Frauen die Möglichkeit fast gänzlich ausschließt, daß die Priesterzunft ihnen näher tritt. Aber ähnlich wie die Bonzen, werden auch die buddhistischen Nonnen von den großen Massen des Volkes verachtet, ja, häufig sogar gehaßt. Hieran ist wohl vornehmlich die Thatsache schuld, daß viele derselben ein leichtfertiges Leben führen, anstatt den Vorschriften ihres Ordens genau Folge zu leisten.

Man rekrutiert die Novizen für die Nonnenklöster auf verschiedene Art und Weise. Zumeist kaufen die Äbtissinnen kleine Kinder auf. Da arme chinesische Familien nur zu gern ihre weiblichen Sprößlinge los werden, so fehlt es den Klöstern auch nie an einem Nachwuchs, der die durch Todesfall u. dergl. entstandenen Lücken in dem Kloster ausfüllt. Häufig melden sich aber auch erwachsene Personen freiwillig in Klöstern und bitten in den Nonnenorden aufgenommen zu werden. Es sind dies gewöhnlich Witwen, denen die Mittel zum Selbstunterhalte fehlen, mitunter allerdings auch junge Mädchen, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen.

Es mag ferner Eltern geben, die ihre Kinder schon wenige Tage nach der Geburt aus religiösem Antriebe dem Dienste der Schutzgöttin Kuan Yin zu weihen sich entschließen. Tiefe Armut ist auch wohl mitunter der Beweggrund dafür, daß manche Frau sich diesem Leben widmet. Da man unter den Nonnen nur ganz ausnahmsweise auf Frauen stößt, deren Füße durch Bandagieren verkrüppelt worden sind, so darf man bereits hieraus schließen, daß die Ordensschwestern sich fast ausschließlich aus Mitgliedern zusammensetzen, die entweder als ganz kleine Kinder an die Äbtissin verkauft worden sind, oder sonst den ärmsten Familien entstammen.

Eine Novize darf vor ihrem sechzehnten Lebensjahre nicht „volle“ Nonne werden. Vom Tage des Eintrittes in den Orden muß sie auch die vorgeschriebene Kleidung anlegen. Dieselbe ähnelt im allgemeinen sehr der der buddhistischen Priester, sodaß es mitunter schwer fällt, namentlich für Ausländer, eine Nonne von einem Mönch zu unterscheiden.

Die Kleidung besteht aus einem grauleinenen weiten Jaquet mit sehr breiten Ärmeln, grauen Pluderhosen, die etwas unterhalb der Kniee in breite, weißbaumwollene Strümpfe gesteckt werden, und aus den gewöhnlichen chinesischen Schuhen. Auf dem glattrasierten Haupte sitzt ein Käppchen oder breitkrämpiger Strohhut. Das einzige unterscheidende Kennzeichen zwischen einer



Religiöse Ceremonie bei einer Sonnenfinsternis.

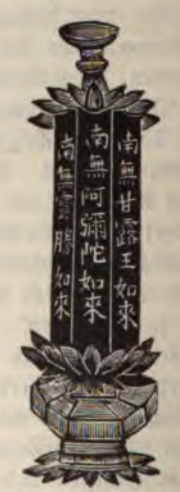
Bei besonderen festlichen Gelegenheiten dauert der Gottesdienst aber den ganzen Tag über. Dann finden sich auch die weiblichen Mitglieder anderer in der Nachbarschaft liegenden Klöster ein, sowie mitunter selbst Priester. In Gemeinschaft mit den Nonnen lesen sie Litaneien ab, beten zusammen usw.

Jede Novize muß einen Lehrkursus durchmachen. Die meisten lernen etwas lesen und schreiben. Ehe sie Nonne wird, legt sie eine Prüfung ab. Infolge ihrer Erziehung üben sie denn auch einen gewissen Einfluß auf die besseren Klassen der chinesischen Frauenwelt aus, indem sich jede Nonne bestrebt, einige junge Mädchen, oder auch selbst verheiratete Frauen als Schülerinnen zu gewinnen. Dieselben blicken dann auf ihre Lehrerinnen als Ratgeberinnen sowohl in geistlichen wie in weltlichen Angelegenheiten. Die Almosen, welche die Nonnen für den Unterricht erhalten, fließen der Klosterkasse zu.

Von den Massen werden diese Klosterschwestern häufig gefürchtet. Sie glauben nämlich, daß dieselben einen Verkehr mit der unsichtbaren Welt pflegen, und daher das Schicksal der Lebenden beeinflussen können. Doch ist der Einfluß dieser Nonnen, wie auch der der Priester, seit längerer Zeit stark im Schwinden begriffen. Denn die Insassen der Klöster führen vielfach ein höchst unmoralisches Leben. Es kommt denn auch nicht allzu selten vor, daß die Ortsbehörden sich genötigt sehen, diese Stifte aufzuheben, die Nonnen aus dem Bezirke zu verjagen und das Klostereigentum einzuziehen



Geschriebenes Amulet.



Steinpfeiler zur Beruhigung der Geister Ertrunkener.



Das Traumbild in der Vorstellung des Chinesen.

Elftes Kapitel.

Aberglaube und Volksanschauungen.

Der Aberglaube. — Physiognomen und Wahrsager. — Geister. — Zauberei, Hexerei und Talismane. — Die „heiligen" Zahlen. — Die Tieranbetung. — Der Fetischdienst. — Vorbedeutungen und Träume. — „Fengschui".

Der Aberglaube.

Der Chinese ist ein Sklave des Aberglaubens, und China ist ein Treibbeet für die widersinnigsten Ansichten sowie die krasseste Charlatanerie. Dieser Charakterzug tritt wohl in keiner Phase des sozialen Lebens der Zopfträger auffälliger auf, als in ihren sogenannten wissenschaftlichen Errungenschaften. Dort sind Wahrheit und Dichtung auf das engste miteinander verkettet. Das Volk, und zwar die oberen Klassen ebenso gut wie die unteren, legt in dieser Hinsicht eine Unwissenheit an den Tag, über die sich bei uns jeder Schuljunge lustig machen würde.

Dies beweist beispielsweise die landesübliche Anschauung über die Naturkräfte. Dem Volksglauben zufolge üben Sonne, Mond und Sterne, Donner und Blitz, Wind, Wasser und Feuer unter der Anweisung bestimmter Gottheiten oder Geister gewisse Kräfte aus. Wie bei uns in Europa, so existieren

auch unter den Chinesen viele Märchen über den Mond und seine angeblichen Bewohner. Die Landeskinder haben ein Gegenstück zu unserem „Mann im Monde". Er heißt Yü Lau und steht im Rufe, die Heiraten beeinflussen zu können. Mit einem unsichtbaren rotseidenen Faden bindet er die Säuglinge zusammen, die dazu bestimmt sind, später einmal Mann und Frau zu werden. Daher stammt auch die chinesische Redensart: „Heiraten werden im Himmel geschlossen, doch das Schicksalsband ist im Monde entworfen." Chinesische Heiratsvermittler werden übrigens häufig nach dem angeblichen Manne im Monde „Yü Lau" genannt. Dieser unsichtbare Faden reißt in dem Augenblicke, in welchem der Mann bezw. die Frau den letzten Atem aushaucht.

Einer anderen Legende zufolge, die aber buddhistischen Ursprungs zu sein scheint, giebt es einen Hasen im Monde. Sakyamuni, der Gründer des Buddhismus, war nämlich in einer der ersten Stufen seiner Existenz ein Hase. Der Fuchs und Affe gehörten zu seinen besten Freunden. Indra nahm eines Tages ihre Gastfreundschaft in Anspruch. Der Fuchs und Affe besorgten Nahrungsmittel, der Hase konnte jedoch nichts finden. Um aber nicht ungastlich zu erscheinen, sprang letzterer ins Feuer, damit er seinem hohen Gaste als Braten diene. Hierfür versetzte ihn Indra zur Belohnung in den Mond, wo er am Fuße des Cassiabaumes auf seinen Hinterläufen sitzen soll.

Die Sonne soll der Wohnort verschiedener geheimnisvoller Wesen sein, während nach anderen ein dreifüßiger, mit übernatürlichen Kräften begabter Vogel dort als beherrschender Dämon seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Doch huldigt man in China der Sonnenanbetung nur wenig, obgleich man dieses Gestirn als „Sonnenregenten", der über die Seele des Menschen wacht, verehrt. Man glaubt, daß die untergehende Sonne sich im Innern der Erde verkriecht und am nächsten Morgen auf der anderen Seite herauskommt. Der Mond geht dagegen im Meere auf und auch unter.

Die Sterne werden als Wohnorte von Heroen und übernatürlichen Wesen betrachtet, — ein Aberglaube, der zumeist taoistischen Ursprungs ist. Die geheiligte Schildkröte soll die Verkörperung eines gewissen Sternes im Großen Bären sein. Der Geist des sagenhaften Prinzen Tschi Yu bewohnt den Planeten Mars. Tien Huang Ta Ti, der die Pole regiert, den Himmel, die Erde und den Menschen leitet, soll im Polarstern leben. Kuan Ti, der Kriegsgott, hat sich dem Volksglauben zufolge bei Gelegenheit eines großen politischen Unglücks in einem hellscheinenden Sterne sichtbar gemacht.*)

Luftspiegelungen werden natürlich als etwas Übernatürliches angesehen, da die chinesische Wissenschaft bislang mit den Ursachen einer Fata morgana noch nicht bekannt ist. Die Chinesen nennen diese Naturerscheinung den „Seemarkt". Nebensonnen werden, wie auch Kometen, für wichtige Vor-

*) Vergleiche Seite 442.

zeichen gehalten. Sie sind gewöhnlich die Vorläufer von Hungersnot, Epidemien oder Krieg.

Donner und Blitz gelten in China für die Kundgebungen des Ärgers einer Gottheit. Der Gott des Donners („Lui Tse") nimmt in der Mythologie der Chinesen einen Platz ein, der in mancher Hinsicht an den Thor der Skandinavier erinnert. Man glaubt übrigens im Reiche der Mitte, daß der Mensch vom Donner und nicht vom Blitze getroffen wird. Der Chinese nimmt auch an, daß der Tod durch einen „Donnerschlag" die Strafe für irgend ein geheimes Verbrechen ist, welches der Mensch gegen das Menschen- oder das Götterrecht begangen hat, und daß man auf dem Rücken einer vom Blitze erschlagenen Person die Schriftzeichen für „vom Donner gerührt" gezeichnet finden kann.

Der Volksansicht zufolge sitzt der Gott des Donners während eines Gewitters hinter den Wolken. In seiner Rechten hält er die schrecklichen Donnerkeile, während die Göttin des Blitzes einen blendenden Spiegel in der Hand hält und ihrem zürnenden Gatten zur Seite steht. Mit diesem Spiegel wirft sie auf die schuldigen Menschen den Blitzstrahl, damit ihr Gemahl das Opfer, welches er auserkoren, recht deutlich sehen kann. Der Donnerkrach wird durch das Sausen der Donnerkeile durch die Luft erzeugt.

Der Wind wird in dem Herzen großer Gebirge geboren. Von dort aus weht er auf Befehl des Windgottes über die ganze Erde. Die meisten Provinzen haben ihren Windberg; der berühmteste befindet sich in Tschili. Stürme und Taifune*) werden durch den Flug des „Pfeilspitzigen Drachen" verursacht, während manche Chinesen behaupten, daß diese Wirbelwinde durch das reißendschnelle Fortbewegen von Stachelschweinen entstehen!

Regengüsse werden durch den „Herrscher des Regens" erzeugt; auch er residiert in einem Sternbilde. Diese Gottheit schlürft mit ihrem Riesenrachen ungeheure Mengen Wassers aus den Flüssen und Seen ein und gießt dieselben darauf in Form von Schauern auf die Erde.

Der Regengott hat in der Nähe Pekings einen prächtigen Tempel, man betet ihn dort in den Zeiten großer Dürre an. Im vorigen Jahrhundert fiel er für eine Zeit in die Ungunst des damals regierenden Kaisers. Nord-China wurde nämlich von einer anhaltenden Dürre heimgesucht; obgleich der Kaiser sowie mehrere hohe Prinzen den Gott angebetet und ihm geopfert hatten, wollte doch kein Regen fallen. Der Monarch befahl darauf, daß man dem Idole eine Kette um den Hals werfe und es im Schimpf nach der mon-

*) Taifun nennt man die zu gewissen Jahreszeiten in ostasiatischen Gewässern vorherrschenden Cyclone oder Wirbelwinde von ganz außergewöhnlicher Stärke. Über die Etymologie des Wortes sind Sinologen sich nicht einig. Während einige es von dem Chinesischen „tai fong", d. i. „großer Wind", ableiten, neigen andere Sprachforscher zur Ansicht, daß der Ausdruck von dem Arabischen „tufan" oder dem Griechischen „τυφῶν" (beide Wörter bedeuten „Wirbelwind") herzuleiten.

golischen Grenze schleppen solle. Dort angelangt, lag das Götzenbild aber nur wenige Tage, denn der lang ersehnte Regen fiel. Es wurde nun nicht nur im Triumphe wieder in seine alte Behausung zurückgeführt, sondern der Kaiser beschenkte es auch mit einem neuen gelbseidenen Gewande. Dem Volksglauben zufolge ist nämlich der Kaiser zumeist für langanhaltende Dürren verantwortlich. In solchen Fällen opfert er, in ärmliche Roben gekleidet, dem Himmel, und ruft sein Wohlwollen an.

Wie der Regen, so werden auch Ebbe und Flut durch übernatürliche Wesen reguliert. Vulkanische Ausbrüche sieht man als unentwickelte Drachen an, die aus dem Innern der Erde zu entfliehen suchen. Die Geschichtswerke der Chinesen vermerken Naturerscheinungen dieser Art stets auf das gewissenhafteste. Wasserhosen hält man für Drachen, die sich, falls mehrere derselben zur selben Zeit gesehen werden, gegenseitig in der Luft bekämpfen. Erdbeben sind die Folge einer Explosion von Schwefel, der sich im Erdmittelpunkte befindet. Beim Eintritt einer Sonnen- oder Mondfinsternis glaubt das Volk, daß ein Ungeheuer die Leuchten des Tages und der Nacht zu verspeisen suche. Um dasselbe in seiner Mahlzeit zu stören und es zu verscheuchen, macht das Volk mit Gongs sowie dadurch, daß es Kanonenschläge u. dergl. abfeuert, einen Heidenlärm.

Man findet diese im Vorstehenden erwähnten kindischen Ansichten in ganz China verbreitet. Außerdem hat aber jeder Bezirk, ja man darf wohl sagen, jede Stadt, ihren besonderen Aberglauben, dem nicht nur der gewöhnliche Haufe, sondern auch die besseren Volksklassen Glauben schenken.

Mandarine gehen, wenn irgend möglich, einer Person aus dem Wege, die in Trauergewänder gekleidet ist. Sie halten es für ein böses Vorzeichen, welches auf ihre Degradation oder den Tod ihrer Eltern hindeutet. Gegen Ende des letzten und zu Anfang des ersten Monats im Jahre nehmen Chinesen weder Wild noch irgend etwas als Geschenk an, das eine scharfe Spitze, wie z. B. der Schnabel eines Vogels, hat. Sie glauben nämlich, daß dies zahlreiche Streitigkeiten während des Jahres zur Folge haben würde. Viele Eingeborene sind nur schwer dazu zu bewegen, etwas Totes aufzuheben, — so etwas könnte den Tod eines Familienmitgliedes herbeiführen.

Man soll nie über Bambuspfähle, die der Kuli zum Tragen gebraucht, oder über die Enden der Tragstangen einer Sänfte treten. Eine Amme ist wohl bereit, ein neugeborenes Mädchen zu nähren, doch kann man sie nicht dazu bewegen, dasselbe in ihr Haus zu nehmen. Sie glaubt nämlich, ihr nächstes Kind würde ebenfalls ein Mädchen sein, und dies ist in China bekanntlich nur sehr wenig erwünscht.

Es giebt viele Familien, die um keinen Preis weiße Hühner aufziehen würden: sie fürchten, daß selbige Trauer in die Familie bringen könnten. Bootsleute sehen es nicht gerne, wenn man sie frägt, wann sie an der End-

station der Reise anlangen werden; sie geben auf eine solche Frage nie eine direkte Antwort, weil sie fürchten, daß die Reise dadurch verzögert werden könnte. Kaufleute oder Schiffer begeben sich nur äußerst ungern an dem 7. Tage eines Monats oder an einem Datum, welches sich durch diese Zahl teilen läßt, auf die Reise. Begegnet man einem Sarge, so sieht man dies als ein gutes Vorzeichen an, das chinesische Wort für Sarg hat nämlich auch die Bedeutung von „gelingen". Am Neujahrstage kehrt niemand in sein Haus zurück, ohne etwas mitzubringen, sei es selbst nur einen Stock oder einen Stein.

Physiognomen und Wahrsager.

Die Physiognomik war in China bereits vor mehr als zweitausend Jahren in vollem Schwunge. Sie erfreut sich auch bis auf die Gegenwart allgemeiner Beliebtheit unter dem Volke. So erzählt ein alter Geschichtsschreiber, daß der erste Kaiser der Han-Dynastie (Kau Tsu, regierte von 206—188 v. Chr.), als er noch ein Jüngling und in seinem Lande unbekannt war, eines Tages einem Lehrer der Physiognomik auf der Landstraße begegnete, der, vor ihm niederknieend, ihn folgendermaßen anredete: „Aus deinen Gesichtszügen ersehe ich, daß du bestimmt bist, den Thron zu besteigen. Im Voraus bringe ich dir daher die Ehrfurchtsbezeugung dar, welche ein Unterthan seinem Herrscher schuldig ist. Ich habe eine Tochter, sie ist die anmutigste und klügste unter den Töchtern des Reiches. Nimm sie zur Frau." Die Weissagung des Mannes ging in Erfüllung. Kau Tsu wurde bald darauf Kaiser und heiratete die Tochter des Propheten.

Jede größere Stadt Chinas hat Meister der Physiognomik aufzuweisen. Sie schlagen ihr Zelt gewöhnlich auf den Marktplätzen auf. Über ihre Bude hängen sie ein Schild, auf welches ein Menschenkopf gemalt ist. Der bezopfte Lavater ist aber nicht damit zufrieden, aus der Gesichts- und Schädelbildung allein, wie dieses in Europa der Fall ist, seine Schlüsse auf die geistigen Fähigkeiten und hauptsächlichsten Charakterzüge des neugierigen Fragestellers zu ziehen. Die ganze Körperbildung wird gleichfalls in Erwägung gezogen, um das Schicksal des Menschen und seine Sinnesart zu bestimmen.

Dem Herrn „Professor" stehen zu diesem Zwecke verschiedene Bücher zur Verfügung, die ihm als Wegweiser dienen. Nachstehende Einzelheiten sind einem der bekanntesten einheimischen Werke entnommen, welche diesen besonderen Gegenstand behandeln.

Das Gesicht eines Mannes, dem das Glück lächelt, ist lang und winkelig; die Person aber, deren Gesicht nach oben und unten spitz zuläuft, wird in

naher Zukunft Unglück und Armut befallen. Stark hervortretende Backenknochen sind ein Zeichen eines grausamen Gemüts. Eine Frau, die so gekennzeichnet ist, wird möglicherweise noch eine Gattenmörderin werden. Ein breites Kinn gehört einem Manne an, dem Reichtum bestimmt ist; ein spitziges Kinn aber einer Person, die stets arm bleiben wird. Ein Individuum, dessen Kinnbacken so breit sind, daß man sie sehen kann, wenn man in seinem Rücken steht, hat ein gefährliches und giftiges Herz. Der Besitzer einer hohen Stirne wird sich großer Achtung erfreuen und alt werden. Einer Person mit einer langen Nase mangelt es an Festigkeit der Vorsätze.

Ein großer Kopf und ein kleiner Körper sind Zeichen von Glück, während ein umgekehrtes Verhältnis ein Vorzeichen von Unglück ist. Dem Manne, der früh grau wird, ist nie das Glück hold. Grübchen bei Männern oder Frauen weisen darauf hin, daß dieselben öfters als einmal heiraten werden. Lange Augenbrauen sind ein Zeichen von langem Leben, dünne Augenbrauen weisen auf Armut hin. Andererseits ist es nicht ratsam, sich mit einem Individuum abzugeben, das struppige Augenbrauen hat. Tiefe und feurige Augen gehören einem Manne von Überlegung an. Ein Knabe, der viel Weißes in seinem Auge hat, wird stets ein Dummkopf bleiben.

Nasen sind ebenfalls wichtige Kennzeichen. Der chinesische Physiognom teilt sie in Kuh-, Affen-, Hunde-, Habichtsnasen usw. ein. Ein Mann mit einer Hundenase wird lange leben, während der mit einer Habichtsnase ein schlechtes Herz hat. Wachsen einer Person Haare im Ohre, so kann sie auf langes Leben rechnen. Breite und große Ohren zeugen davon, daß der Besitzer derselben talentvoll und reich ist.

Der Mund ist, wie der Chinese sagt, „die Thür des Herzens; Segnungen wie auch Flüche kommen aus ihm". Seine Form ist deshalb ein wichtiger Anzeiger für den Charakter des Individuums. Ein Mann, dessen Mund einem gekrümmten Bogen ähnlich ist, wird im Beamtenstande gute Karriere machen; derjenige, welcher einen breiten Mund besitzt, wird Reichtum und Ehren erwerben. Der Person, welche weder dicke noch dünne Lippen hat, wird es im Leben stets gut gehen, während ein Mann, dessen Mund dem einer Maus ähnelt, eifersüchtig und neidisch ist. Einer Frau mit großem Munde wird ein Leben voller Schande prophezeit. Schließlich deutet eine dicke, nicht runzliche Hand auf großes Glück, eine dünne, runzliche aber auf Unglück.

Die Zahl der Wahrsager im Reiche der Mitte zählt nach Legionen. Ihr Geschäft scheint ein einträgliches zu sein. Man findet sie, wie gesagt, zumeist auf den Marktplätzen der Städte vor einem Tische sitzend, auf dem beschriebene Täfelchen, ferner Papier, Pinsel und Farbe liegen. Diese Propheten sind in der Regel ältliche graubärtige Personen. Auf ihrer Nase sitzt eine große, mit dicken Schildpattringen eingefaßte Brille. In der Mehrzahl

rekrutieren sie sich aus der großen Menge derer, die in den ersten Staatsprüfungen durchgefallen sind.

Um sich für den Wahrsager-Beruf vorzubereiten, ist ein zwei- oder dreimonatlicher Lehrkursus ausreichend. Aber auch ein gutes Gedächtnis gehört dazu, denn jedes Mitglied dieser Propheten-Verbrüderung wird von gewissen Grundsätzen geleitet, die aus Wahrsagebüchern erlernt werden. Um den Erfolg der Profession zu sichern, ist es daher notwendig, daß diese Seher ihre Weisheit aus denselben Lehrbüchern schöpfen. Anderenfalls würden ihre Sprüche zu sehr voneinander abweichen und das Volk dürfte infolge dessen das ganze Schwindelsystem sofort durchschauen.

Will jemand einen dieser Wahrsager um Rat fragen, so setzt er sich neben ihn hin. Er erhält darauf einen „Preiscourant". Dieser ist ein Holztäfelchen, auf dem das Honorar für die verschiedenen Orakelsprüche, z. B. für das Vorhersagen eines einzelnen Ereignisses, das Vorhersagen der Zukunft durch Lesen in den Sternen, die Festsetzung des Hochzeitstages usw. verzeichnet stehen. Der Preis für jede einzelne dieser Weissagungen schwankt zwischen zehn und fünfzig Kupfermünzen, das sind etwa zwei bis zehn Pfennige. Verlangt man nur Auskunft über einen bestimmten Gegenstand, so stellt man die Frage und erhält die Antwort sogleich niedergeschrieben.

Umständlicher wird aber die Sache, wenn man sich sein Schicksal voraussagen lassen will. Hierzu muß man Stunde, Tag, Monat und Jahr seiner Geburt angeben. Diese werden niedergeschriebdn. Aus der Kombination dieser Wortzeichen leitet der Seher gewisse Folgen ab, in welche er dann beliebige Einzelheiten einflickt.

Eine andere Klasse von Wahrsagern bedient sich bei ihren Orakelsprüchen gewisser Vögel, die sie vor sich auf einem Tische in Käfigen stehen haben. Der Kunde erhält ein Spiel Karten, die mit Prophezeiungen beschrieben sind. Er zieht nun eine der Karten, merkt sich den darauf geschriebenen Orakelspruch und legt die Karte wieder in das Spiel zurück. Der Seher mischt es und legt es auf den Tisch.

Nun öffnet der Wahrsager einen der Käfige. Der darin befindliche Vogel, — die Tiere sind sämtlich abgerichtet, — hüpft heraus und zieht mit seinem Schnabel eine der Karten. Sollte diese mit der von dem Kunden gezogenen übereinstimmen, so gilt dies für ein unfehlbares Zeichen, daß die Prophezeiung in Erfüllung gehen wird. Der Wahrsager sorgt selbstverständlich stets dafür, daß der Vogel nach ein oder zwei vergeblichen Versuchen die richtige Karte zieht.

Außer den erwähnten Methoden giebt es noch mehrere andere. Doch scheint der Chinese die vorgenannten allen anderen vorzuziehen. Derselbe wird sich überhaupt stets an einen dieser graukopfigen Propheten wenden, dem er volles Vertrauen entgegenbringt, sobald ihm das Schicksal gewisser häuslicher oder anderer Angelegenheiten schwer auf dem Herzen liegt.

Geister.

Der Glaube an Geister hat von jeher in China allgemeine Verbreitung gefunden; ja man kann sagen, das Land der Mitte wimmelt von Geistern. Es giebt kaum ein populäres Theaterstück, in dem der Geist nicht eine bedeutende Rolle spielt. Entweder versucht er der Person, welcher Unrecht geschehen ist, zu ihrem Rechte zu verhelfen, oder er bemüht sich, den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Chinesische Schauspieldichter lieben es, namentlich den Bösewicht des Stückes durch das Erscheinen eines Geistes zu Tode zu erschrecken.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit der chinesischen Geister, — das Volk nennt sie „Kuei",*) besteht darin, daß sie häufig in einer sehr undeutlichen Gestalt erscheinen, d. h. man sieht zuerst den Kopf, dann die Füße, danach den Rumpf usw. Die verschiedenen Körperteile werden sichtbar und verschwinden auch wieder in schneller Aufeinanderfolge. Der chinesische Geist hat übrigens kein Kinn. Daher die häufig unter den Zopfträgern angewendete Redensart: „Du hast kein Kinn", was gleichbedeutend mit „Du bist ein Geist", ist.

Das weiße Gewand, in welches in Europa der Aberglaube alle geisterhaften Gäste in der Regel kleidet, ist in China unbekannt. Dort erscheinen die Geister stets in ihren früheren alltäglichen Kleidern. Ihr Benehmen ist auch gar nicht absonderlich. Während bei uns Geistererscheinungen sich zumeist durch eine bläuliche Lichtflamme ankündigen lassen, ist diese in China grün. Doch herrscht auch dort der Glaube vor, daß Geister nur während der Nacht erscheinen und daß sie mit dem ersten Hahnenruf wieder verschwinden müssen.

Chinesische Geister gehen, dem Volksglauben zufolge, gewöhnlich mit boshaften Gedanken um. Dies ist schon daraus ersichtlich, daß die Ausdrücke für „Geist" und „Teufel"**) gleichlautend sind. Die Mission der Geister auf Erden besteht gewöhnlich darin, eine säumige Person an ihre Pflichten zu erinnern oder der bedrohten Tugend beizustehen. Besonders gefährlich sind die Geister verstorbener Wöchnerinnen und die der Selbstmörder. Die Geister von Menschen, die eines natürlichen Todes sterben, kehren nur selten auf die Erde zurück.

*) Die gewöhnlichen Chinesen nennen die Europäer, namentlich wenn sie dieselben beleidigen wollen, „Kuei Tse", oder „Fan Kuei Tse", d. h. fremde Teufel. Veranlassung hierzu sollen die blauen Augen und die Stimme derselben gegeben haben.

**) Genau genommen, sind Teufel die körperlosen Geister der Verstorbenen, doch bezeichnet das Volk damit alle Arten von Geistern, mithin auch die Bewohner der chinesischen Unterwelt. Sie verkehren häufig mit den Lebenden, um irgend ein Unheil anzurichten; man kann sie jedoch stets an ihrer Appetitlosigkeit, ihrem Widerwillen gegen den Schwefelgeruch und aus der Thatsache, daß ihre Körper keinen Schatten werfen, erkennen.

In chinesischen Spukgeschichten lesen wir zumeist, daß ein Ermordeter sich an seine nächsten Verwandten mit der Bitte wendet, ihn zu rächen. Der Geist des Ermordeten verfolgt den Mörder außerdem auf Schritt und Tritt; derselbe verfällt auch der Rache, sobald sich die erste Gelegenheit dazu bietet. Götzenbilder, die sich in ein und demselben Zimmer mit dem Schuldigen befinden, lähmen die Macht eines Geistes. Geister von Selbstmördern erkennt man daran, daß sie rotseidene Halstücher tragen. Sie spuken an den Orten, an welchen die Unthat begangen worden ist. Außerdem versuchen sie andere Menschen zu überreden, sich ebenfalls das Leben zu nehmen.

Wie sein Kollege im Abendlande, kündigt auch der Geist in China seine Anwesenheit häufig durch Kettengerassel, das Klappern von Geschirr, Getrampel und schwere Fußtritte u. dergl. an. Er beabsichtigt damit die Lebenden auf seine Forderungen aufmerksam zu machen. Sonst aber halten die Chinesen die Geister gewöhnlich für dumm. Personen, die einen bedeutenden Grad von Selbstbeherrschung besitzen, können dieselben überhaupt leicht im Zaume halten.

Nach dem Glauben der Landeskinder erscheinen Geister kurz nach dem Tode einer Person am häufigsten. Während der ersten zehn Tage nach dem Dahinscheiden kehrt der Geist nach seinem früheren Aufenthaltsorte zurück und versucht seine alten Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Man nimmt an, daß er in solchen Fällen von himmlischen Schutzleuten begleitet wird, die für seine Rückkehr in die Unterwelt verantwortlich gemacht werden. Um nun zu wissen, ob der Geist einen solchen Besuch abgestattet hat, bestreut man den Fußboden des Zimmers, in welchem der Tote ausgestellt war, mit Sand. Zeigt dieser nur Fußspuren, so glaubt man, daß es dem Verstorbenen im Jenseits gut geht; bemerkt man aber Spuren von Ketten, oder ist der Sand schmutzig, so wird der Verstorbene gefoltert und muß entsetzliche Qualen erleiden.

Solange als sich Geister gut betragen, ist es ihnen erlaubt, zu bestimmten Zeiten die Unterwelt zu verlassen und diese Welt zu besuchen. Irgend ein Vergehen gegen die Geistergesetze wird aber bestraft und hat schließlich zur Folge, daß die Geister die Erde nicht mehr betreten dürfen. Trotz ihrer Freiheit dürfen sie nicht immer thun, was ihnen beliebt. Sterbliche können sich dieselben dadurch fernhalten, daß sie in ihren Häusern ein Bildnis des chinesischen Beelzebub („Tschang Kuei") ankleben, oder daß sie gewisse Talismane, die z. B. aus durchlöcherten roten Papierstreifen bestehen, über den Thüren anbringen.

Den mächtigsten Einfluß über diese Geister üben aber taoistische Priester aus, deren Dienste vom Volke alltäglich zu diesem Zweck in Anspruch genommen werden. Glaubt eine Familie, daß ein übelgesinnter Geist in ihrem Hause spukt, so wird ein Priester gerufen. Dieser erscheint im vollen Ornat, mit einem aus Pfirsichholz geschnitzten Schwerte bewaffnet, welches auf seiner

Klinge eine geheimnisvolle Inschrift trägt. Die Scheide sowie der Griff der „Waffe“ sind mit roten Tuchstreifen umwunden. Der Mantel des Priesters ist ebenfalls rot, — eine Farbe, vor welcher sich Geister ungemein fürchten.

In dem Zimmer, in welchem sich, wie man annimmt, der Dämon befindet, hat man einen Altar errichtet, auf dem Lichter und Räucherkerzen brennen. Der Geisterbanner tritt auf den Altar zu, legt sein Schwert auf ihm nieder, schreibt ein Amulet, verbrennt es und schüttet die Asche in ein Glas. Mit dem Schwerte in der Rechten und dem Glase in der Linken, spricht er ein Gebet, in welchem er die Götter um die Macht bittet, böse Geister zu vertreiben. Sodann ruft er den Dämonen zu, sich zu entfernen. Eine Weidenrute ergreifend, taucht er sie in das Glas und besprengt damit die vier Seiten des Hauses. Sein Schwert aufnehmend, ruft er seinen Gehülfen zu, die Gongs zu schlagen. Während jene einen Höllenlärm machen, brüllt er aus Leibeskräften den Dämonen zu, sich sofort nach allen Windrichtungen, aus denen sie gekommen sind, zu entfernen. Schließlich tritt er vor die Hausthüre und fuchtelt dort mit dem Schwerte in der Luft herum, um die Dämonen an der Rückkehr zu verhindern.

Hiermit ist seine Arbeit vollbracht. Er beglückwünscht die Hausinsassen zur Austreibung ihrer unheimlichen Gäste, empfängt seinen Lohn und verläßt das Haus, im stillen die Dummheit seiner Kunden verlachend.

Zauberei, Hexerei und Talismane.

Die Chinesen haben seit Urzeiten Hexen und Hexenmeistern tiefe abergläubische Ehrfurcht gezollt. Vor dreitausend Jahren kannte man bereits am Hofe der Regenten das Amt eines „Ober-Hexenmeisters“. Derselbe hatte, wie man annahm, die Macht, Geister aus der Tiefe heraufzubeschwören, Seuchen und Hungersnot abzuwehren u. dergl. mehr. Namentlich vom 4. Jahrhundert v. Chr. an mehren sich die Nachrichten über Zauberer ganz bedeutend. Alte Geschichtswerke berichten verschiedentlich, daß Kaiser sowohl als Lehnsfürsten Zauberer an ihren Hof beriefen, um sich von ihnen wahrsagen zu lassen.

Die magischen Künste hatten um das Jahr 200 u. Ztr. ihren Blütepunkt in China erreicht. Damals lebten drei Brüder, Namens Tschang, die weit und breit berühmte Meister der Zauberkunst waren. Sie gründeten eine Sekte, die in kurzer Zeit mehrere Hunderttausend Köpfe zählte. Diese Verbrüderung gab den Anlaß zu einer Rebellion, welche den Sturz der damals regierenden Han-Dynastie zur Folge hatte. Aber nicht nur von Männern, welche die ganz unglaublichsten übernatürlichen Kräfte besessen

haben sollen, berichten die Annalen jener Periode, sondern auch von Frauen, denen man ähnliche Eigenschaften zuschrieb.

Uns Europäern muß es eigentümlich erscheinen, daß die Chinesen Hexen und Hexenmeistern nicht jene Erbitterung entgegenbringen, wie dies im Abendlande stets der Fall gewesen und auch wohl noch heute hier und da der Fall ist. Personen, die im Geruche stehen magische Kräfte zu besitzen, fürchtet man allerdings. Doch hört man nur höchst selten, daß dieselben vom Volkshaufen mit dem Leben bedroht oder gar totgeschlagen wurden.

Außer berufsmäßigen Hexen und Hexenmeistern, dichtet der Haufe auch zwei Professionen, nämlich Zimmerleuten und Maurern, Zauberkraft an.*) So ereignete sich vor einigen Jahren in der Nähe Cantons folgender Vorfall, der in mancher Hinsicht ein Gegenstück zu der Geschichte der Gräfin von Soissons bildet. Letztere wurde bekanntlich beschuldigt, ein Wachsbildnis Louis XIV. hergestellt zu haben, in der Absicht, auf diese Weise nach seinem Leben zu streben.

Eine bei Canton lebende ältliche Chinesin gab einem Maurermeister den Auftrag, ihre Küche umzubauen. Obgleich letzterer mit der Auftraggeberin auf keinem guten Fuße stand, übernahm er doch die Arbeit und führte sie auch zur völligen Zufriedenheit derselben aus. Aber beim jedesmaligen Betreten der Küche überfiel die alte Chinesin eine Art Ohnmacht. Sie konnte sich dies nicht anders erklären, als daß Hexerei hier irgendwie im Spiele sei. Sie ließ daher den neuen Küchenbau niederreißen und, siehe da! Man fand, daß der Maurermeister in einer der Wände eine Art Nische gelassen hatte, worin er eine Thonfigur, die eine kranke Frau darstellte, hineingestellt hatte.

Dem Volksglauben gemäß wird nämlich eine solche Figur dadurch lebendig, daß sich Maurer oder Zimmerleute in die Finger schneiden und das warme Blut in die Thonmasse tröpfeln lassen. Hexen und Hexenmeister sollen sogar imstande sein, aus Papier geschnittenen Figuren dadurch Leben zu verleihen, daß sie dieselben in ihrem Blute tränken. Man glaubt ferner, daß von ihnen bezauberte Federn, wohin sie auch fliegen mögen, Tod und Verderben mit sich tragen.

Die Rolle eines Cagliostro spielte im 9. Jahrhundert n. Chr. ein gewisser Hsien Yuan Tschi. Derselbe gab vor, das Elixier der ewigen Jugend zu besitzen, sowie die Macht, wunderschöne Frauen in alte, runzliche Weiber zu verwandeln und umgekehrt. Von Lu Yen, der ein Jahrhundert früher lebte, erzählt man sich, daß er ein magisches Schwert besaß, mit dem er

*) Dem Volksglauben zufolge haben alle Zauberer überhaupt schon einmal in der Geisterwelt gelebt. Man gestattet ihnen nur deshalb wieder auf die Erde zu kommen, um irgend eine ihrer hier begangenen Unbesonnenheiten wieder gut zu machen, oder um einen bestimmten Zweck zu erfüllen.

das Reich in allen Richtungen durchzug, Drachen erschlug und überhaupt Heldenthaten verrichtete, die in mancher Hinsicht an die kühnen Unternehmungen unserer Ritter erinnern.

Die unteren Klassen der Chinesen machen von einer sehr großen Menge von vermeintlichen Zaubermitteln Gebrauch, entweder um böse Einflüsse abzuwehren oder um Unglück auf Feinde herabzubeschwören, oder um sich heißersehnte Lebensgüter zu sichern. So verfertigt man aus alten Kupfermünzen schwerterähnliche Waffen, die in der Nähe der Betten aufgehängt werden, um Dämone und Kobolde fern zu halten. Alte Metallspiegel hängt man über Götzenbilder. Erstere sollen nämlich die Kraft besitzen, das Bildnis irgend eines bösen Geistes, welcher das Haus heimsucht, wieder abzuspiegeln. Sobald derselbe aber seine eigene häßliche Gestalt in dem Spiegel erblickt, läuft er erschreckt von dannen.

Auf dem Lande werden beim Häuserabbruch sehr häufig verschiedene abergläubische Gebräuche beobachtet. Einige Tage vor dem Abbruch wird an die Hausthür ein Zettel mit der Bekanntmachung geklebt, daß das Gebäude niedergerissen werden soll. Hiermit beabsichtigt man, den Nachbarn hinreichende Zeit zu geben, Schutz-Vorsichtsmaßregeln gegen böse Geister zu treffen. Dieselben könnten sich im Hause verkrochen haben und würden sich somit genötigt sehen, irgend wo anders eine neue Heimstätte zu suchen.

Unmittelbar vor dem Abbruch läßt der Hausbesitzer ein Gong dreimal schlagen, womit er andeuten will, daß von diesem Augenblicke an seine Verantwortlichkeit seinen Nachbarn gegenüber aufhört. Die Vorsichtsmaßregel der letzteren besteht zumeist darin, daß sie auf den Giebel ihres Hauses eine mit Wasser gefüllte Schüssel stellen, in der sich ein Metallspiegel und ein Bambusblatt befinden. Außerdem mieten sich die Nachbarn häufig wo anders ein, bis das Gebäude gänzlich abgetragen ist.

Männer, Frauen und Kinder tragen gewöhnlich Amulette, um durch sie übelgesinnte Geister abzuwehren. Auf einen dieser Talismane, das „Hundert-Familien-Schloß", haben wir bereits bei Gelegenheit der Schilderung der Geburtsgebräuche (Seite 167) hingewiesen. Weitere Amulette sind die chinesischen Schriftzeichen für „Glück" (siehe 1), „langes Leben" (siehe 2), oder auch häufig in „Siegel"-Schriftzeichen (siehe 3), ferner für „Freude" (Hsi) in verdoppelter Form (siehe 4). Die beiden letzten Wortzeichen findet man sehr oft auf Kopfbedeckungen sowie Kleider gestickt, ferner auf Theekannen, Tassen und Untertassen, auf Vasen und Fächern, an Fenstern und Thüren usw. An Kleidungsstücken sollen die Schriftzeichen den Träger derselben vor Unglück beschützen, während auf den anderen Gegenständen sie böse Einflüsse überhaupt abwehren sollen.

1 福
2 壽
3 (壽)
4 囍

Es ist bereits erwähnt worden, daß gewisse Zaubermittel angewendet werden, um sich an einer Person zu rächen. Man verfährt dabei z. B. folgendermaßen: Nachdem man den Vor- und Zunamen, die Stunde, den Tag,

Monat und das Jahr der Geburt der Person, an welcher man sich zu rächen gedenkt, in Erfahrung gebracht hat, werden diese Daten auf ein Stück Papier geschrieben, welches dann an den Boden eines in einem Toten-Aufbewahrungshause stehenden Sarges angeklebt wird.

Mitunter übergiebt man diesen Zettel auch dem Leichenbestatter, der denselben dann unter eine Leiche am Tage ihrer Einsargung legt.

Es kommt auch vor, daß man aus Stroh eine Figur macht, welche die Person, an der man sich zu rächen gedenkt, vorstellen soll. Man klebt der Figur einen solchen Zettel in die Gegend des Herzens, worauf der Rächer 49 Tage hintereinander bei Tagesanbruch einen Pfeil der Strohpuppe ins Herz schießen muß. Großes Unglück, falls nicht gar der Tod, wird dann den Gegner treffen.

Wie aus Zeitungsberichten bekannt sein wird, gaben auch die „Boxer" in den Wirren von 1900 vor, sich durch gewisse Zaubermittel „kugelfest" gemacht zu haben. Mit solchen Behauptungen treten Rebellen überhaupt fast stets auf. Das Unglaublichste an der Sache ist aber, daß selbst die höchsten Würdenträger des Reiches an solchen Humbug glauben. Dies geht z. B. aus einem Bericht des General-Gouverneurs von Kirin (Mandschurei) hervor, den derselbe im Jahre 1892 dem Throne unterbreitete.

In der Mandschurei war nämlich ein durch eine religiöse Sekte angezettelter Aufstand ausgebrochen, welcher einen bedeutenden Umfang anzunehmen drohte. Zur Unterdrückung der Rebellen waren kaiserliche Truppen entsandt worden, die die Stellung derselben umzingelten und darauf zum Angriff übergingen. Nun kommt aber das Sonderliche an der Geschichte. Der genannte Satrap schrieb nämlich in seinem Bericht an den Thron wie folgt:

„Die Rebellen entfalteten kleine gelbe Fahnen und gebrauchten Zaubermittel, wodurch die Gewehre der Regierungstruppen zum großen Teile zum Zerspringen gebracht wurden, und machten darauf einen Ausfall. Erst als man die Donnerbüchsen mit ekelhaften Gegenständen (wahrscheinlich Geschlechtsteilen von Tieren u. dergl.) lud und die Rebellen damit beschoß, ergriffen dieselben die Flucht. Unter den erbeuteten Gegenständen befand sich eine aprikosengelbe Fahne und eine große Anzahl Zauberbücher. Während ihrer Zusammentreffen mit den Regierungstruppen benutzten sie aus Papier angefertigte Menschen und Pferde, um ihre Reihen zu verstärken. Da aber die Zaubermittel der Rebellen sich als unwirksam erwiesen, fielen sie in die Hände der Behörden."

Das klingt unglaublich, ist aber dennoch wahr; denn dieser Bericht wurde in der „Pekinger Zeitung" veröffentlicht. Die Wahrheit an der Geschichte wird wohl gewesen sein, daß die Gewehre der Regierungstruppen alte, verrostete Waffen waren, die beim ersten Gebrauche platzten. Die aus Papier angefertigten Menschen und Pferde sollten natürlich auf die bereits ange-

deutete Art und Weise durch Zaubermittel Leben erhalten haben. Wenn aber die höchsten Würdenträger des Landes an solchen Unsinn glauben, braucht man sich da zu wundern, wenn das gewöhnliche Volk dergleichen Schwindel als bare Münze ansieht?

Die „geheiligten" Zahlen der Chinesen.

Wie wir Europäer, so legt auch der Chinese bestimmten Zahlen gewisse Bedeutungen bei. In China hält man die Zahlen 1, 3, 5, 7 und 9 für die vollkommenen, 2, 4, 6, 8 und 10 für die unvollkommenen. Die ungeraden Zahlen sind männlichen („Yang"), die geraden weiblichen Geschlechts („Yin"), wie es ja auch schon Pythagoras lehrte. Der Himmel ist männlich, die Erde weiblich. Daher repräsentieren die ungeraden Zahlen den Himmel, die geraden die Erde.

Die Ziffer 3 hat eine mystische und symbolische Bedeutung. So zählen die Chinesen drei Lichter auf, welche das Weltall beleuchten: Sonne, Mond und Sterne; drei Arten von Opfern: das große, mittlere und kleine. Dem „Schuking" gemäß giebt es drei Tugenden: Ehrlichkeit, Strenge und Milde. Die Chinesen unterscheiden auch drei Seelen; drei Jahre ist die Trauerzeit um die Eltern, wennschon man in der Praxis nur 3×9, oder 27 Monate trauert. Ein weibliches Wesen ist in dreifacher Beziehung abhängig: als Jungfrau von ihrem Vater, als Gattin von ihrem Manne, und als Witwe von ihrem Sohne. Bleibt ein Gatte drei Jahre von seiner Frau weg, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, so darf letztere mit der Erlaubnis der Behörden einen anderen Mann heiraten. Die Todesstrafe hat drei Grade: Vierteilen („Lingtschi"), Köpfen und Erdrosseln. Selbst die Zahl der Nebenweiber eines Kaisers beruht auf den Zahlen 3 und 9. Nach dem „Buch der Riten" (siehe Seite 271) darf der Kaiser 3 Nebenfrauen des 1. Ranges, 3×3 oder 9 des 2., 3×9 oder 27 des 3. und 9×9 oder 81 Konkubinen des 4. Ranges haben.

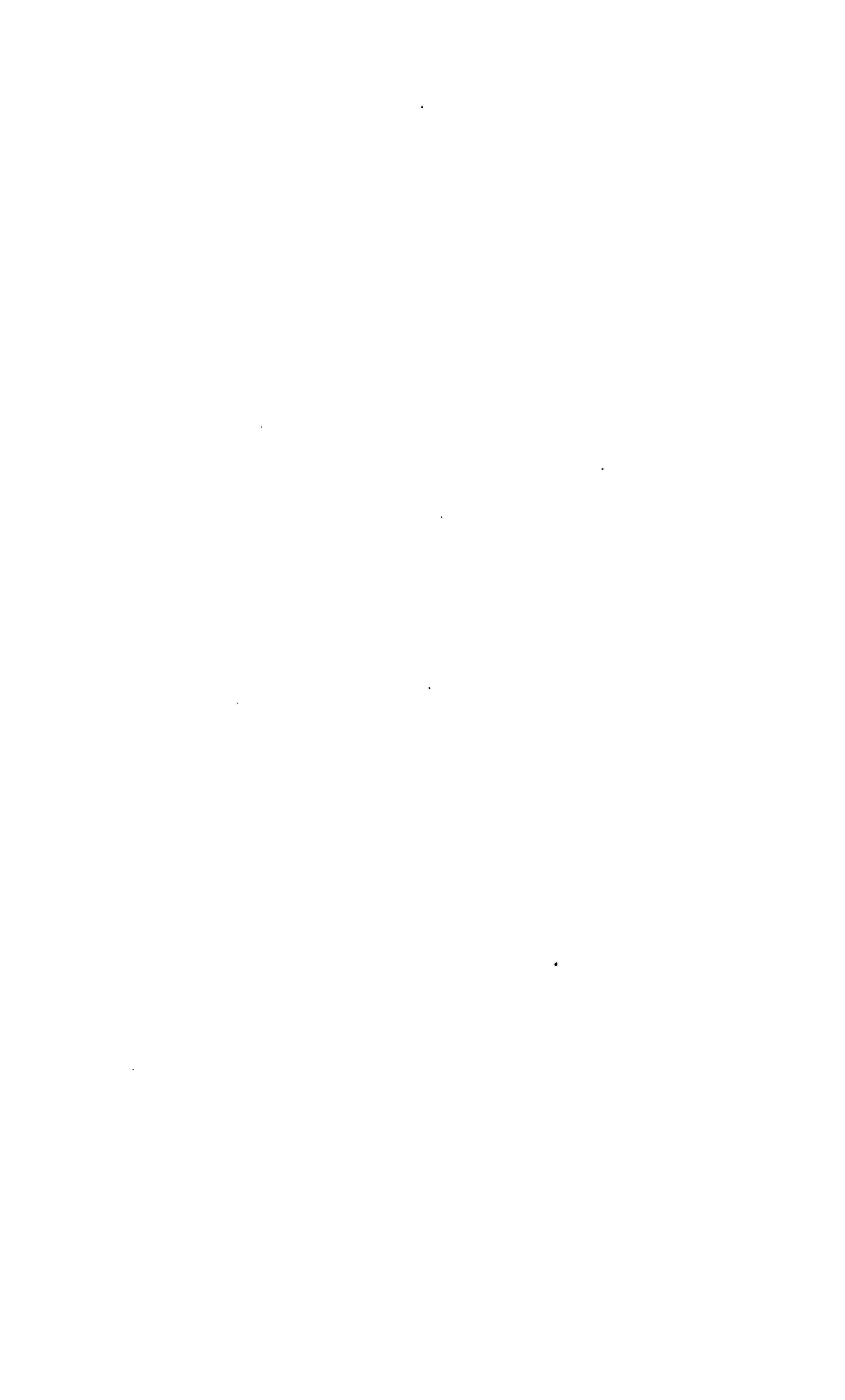
Von den ungeraden Zahlen ist die 5 „Schang Ti", die Zahl des Himmels oder der höchsten Gottheit. In alten Zeiten bildeten in China 5 Familien einen Weiler und 5 Weiler ein Dorf. Der Körper hat 5 Eigenschaften: das äußere Aussehen, die Sprache, die Sehkraft, das Gehör und den Gedanken; derselbe hat auch fünf Eingeweide: den Magen, die Leber, das Herz, die Lungen und die Nieren. Es giebt 5 Kardinalpunkte: Norden, Süden, Osten, Westen und die Mitte. Menschlichkeit, Rechtschaffenheit, Schicklichkeit, Weisheit und Treue sind die 5 Pflichten oder Tugenden. Erde, Holz, Feuer, Metall und Wasser sind die 5 Elemente; Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur die 5 Planeten. Langes Leben, Reichtum, Gesundheit, Tugend-



Chinesischer Barbier.



Chinesischer Wahrsager.



liebe und ein natürlicher Tod machen die 5 Segnungen aus. Der Adel hat 5 Stufen, nämlich: Herzog, Fürst, Graf, Freiherr und Edelmann.

Die 7 ist, wie bei uns in Europa, eine Unglückszahl. Bei den Trauer-Ceremonien kommt diese Ziffer beständig vor. Der Boden des chinesischen Sarges hat ein Brett, in welches 7 Löcher gebohrt sind (als Sinnbild des Siebengestirns). Sieben Tage nach einem Todesfalle ersucht man den buddhistischen Priester eine Totenmesse zu lesen; nach 3×7 oder 21 Tagen soll der Körper beerdigt werden, falls man einen glückbringenden Platz gefunden hat; 7×7 sind die 49 großen Trauertage. Es giebt 7 Ehescheidungsgründe in China: Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Geschwätzigkeit, Dieberei, Ungehorsam den Schwiegereltern gegenüber, Unverträglichkeit und unheilbare Krankheit. Knaben und Mädchen werden in ihrem 7. Lebensjahre von einander getrennt. Freude, Ärger, Sorge, Furcht, Liebe, Haß und Fleischeslust sind die 7 Leidenschaften. Die 7 Volksklassen werden gebildet aus: Mandarinen, Litteraten, Bauern, Kaufleuten, Handwerkern, Tagelöhnern und Priestern.

Die Zahl 9 ist die letzte der vollkommenen Ziffern und hat die Bedeutung des Erhabenen. Der 9. Himmel ist der höchste; 9 mal muß man die Erde mit dem Kopfe berühren, wenn man Gott anbetet. Die Kaiserstadt (in Peking) hat 9 Thore, und der Kaiserpalast wird „Kiu Tschang“, d. h. der „9-Wallige“ genannt. Es giebt 9 Rangstufen unter den Beamten. Bei der Ceremonie des Pflügens, die der Kaiser jährlich einmal vornimmt, pflügt er selber 9 Furchen.

Die Zahl 2 scheint in China keine wichtige Rolle zu spielen, im Gegensatze zur 4, in die viele Dinge eingeteilt sind. Die erste Einteilung der Bevölkerung Chinas war in 4 Klassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Die alten Chinesen zählten 4 Meere, die — wie man annahm — die Erde umgaben, während 4 Ströme ihre Wasser in diese Meere ergossen, nachdem sie das Kaiserreich bewässert hatten. Die Felder waren in 4 Teile eingeteilt, welche Teilung noch in dem Schriftzeichen für Feld beibehalten ist.

Die alten Chinesen hatten 6 Genien, welche über die vier Jahreszeiten, die Witterung, Sonne, Mond und Sterne, sowie die Erde walteten. Es giebt 6 freie Künste: Etikette, Musik, Bogenschießen, Wagenrennen, Schreiben und Rechnen. Das Ministerium zu Peking hat 6 Abteilungen; 6 Tierarten werden zu Opfern benutzt, nämlich: Pferd, Ochse, Schaf, Geflügel, Hund und Schwein.

Die 8 ist die vierte der unvollkommenen Zahlen. Man zählt in China 8 Begrüßungsarten. Die höchsten chinesischen Beamten dürfen sich 8 Sänftenträger bedienen. Der besonderen Erwähnung verdient, daß die 12 eine heilige Ziffer ist, weil der Tierkreis in 6×12, mithin in 72 Bilder geteilt ist.

Die Tieranbetung.

Das alte Ägypten hatte seine heiligen Vierfüßler und Vögel, Reptilien und Fische, welche von den Göttern geliebt wurden, oder in denen sie wohnten. Die Hindus haben ihre heiligen Ochsen, die sie verehren und anbeten, und so haben auch die Chinesen eine Anzahl von Tieren, die sie mit abergläubischer Ehrfurcht betrachten, — ja, einigen derselben zollen sie sogar göttliche Ehrenbezeugungen. Von den vier hauptsächlichsten heiligen Tieren: Drache, Einhorn, „Phönix" und Schildkröte, sind die ersten drei dem Reiche der Fabel entnommen.

Unter diesen Vierfüßlern erfreut sich die Schildkröte (Chinesisch „Kuei") eines ungemein hohen Ansehens. Chinesische Autoren haben sie häufig zum Gegenstande ausführlicher Behandlungen gemacht und Theorien über sie entwickelt, welche die Doktrinen des modernen Theosophismus gänzlich in den Schatten stellen. Unter den Schaltieren gebührt der Schildkröte der erste Platz.

Bereits die alten Weisen des Landes hielten dieses Tier für heilig. Es wird, wie man annimmt, von dem Gott des Nordens oder des Wasser-Elements beseelt, denn die Schildkröte legt eine ganz besondere Vorliebe für das Wasser an den Tag, während der Drache und Phönix die Luft bzw. das Feuer vorziehen. Da sie oben rund und unten platt ist, so ähnelt sie auch dem Himmelsgewölbe bzw. der Erde!

Ganz besonderes Interesse verdienen, nach Ansicht der Landeskinder, die Zeichnungen auf dem Rücken des Tieres. Kaiser Fu Hi benutzte sie, um seine acht Diagramme daraus zu entwickeln (vergleiche Seite 270). Die Hofweissager des alten Chinas sagten aus den verbrannten Schalen der Schildkröten vielfach die Zukunft voraus.

Mag die Schildkröte in China auch schon für das Sinnbild der Langlebigkeit gelten, so kann man dessenungeachtet einen ehrenhaften Menschen nicht mehr kränken, als wenn man ihn „Schildkrötensohn" nennt.

Das „Tschi Lin", welches von Ausländern aus Mangel an einem besseren Namen gewöhnlich mit „Einhorn" bezeichnet wird, — die Japaner nennen es „Kirin", — ist ebenso wie unser Einhorn ein sagenhaftes Tier, obgleich einige Sinologen den Versuch gemacht haben, es mit der Giraffe zu identifizieren. Die Chinesen beschreiben es wie folgt: Der Körper ähnelt dem eines Hirsches, ist aber mit Schuppen bedeckt; der Schwanz ist der einer Kuh. Aus der Mitte der Stirn steht ein gerades Horn hervor.

Den „Frühlings- und Herbst-Annalen" zufolge erschien das „Tschi Lin" im Jahre 480 auf Erden, und zwar um den Tod des Confucius anzukünden. In Wirklichkeit starb der große Weise erst zwei Jahre später (478 v. Chr.). Der Chinese hält das Einhorn für ein dem Menschen treu gesinntes Wesen. Er nennt es deswegen auch das „Tier der Wohlthätigkeit".

Der „Feng Huang" (siehe Schluß-Vignette Seite 496) findet in dem Phönix der Araber sein Gegenstück, obgleich letztere ihn als eine Art Adler beschreiben, die Chinesen ihn dagegen als eine Abart des Fasans, — den sogenannten Argus-Fasan, — darstellen. Der „Feng Huang" hat präch Federn in seinem Schwanze und wird als ein äußerst graziöses Tier geschildert. Seiner sanften Natur muß man es zuschreiben, daß er weder Insekten oder Würmer frißt, noch auf Pflanzen umhertrampelt. Man hat ihn seit den Tagen des Confucius nicht mehr gesehen.

Wie man in alten Zeiten das Einhorn für den König aller Tiere hielt, so ist der Phönix der Beherrscher aller Vögel. Als noch Güte und Gerechtigkeit auf Erden walteten, war er stets der Vorbote glücklicher Zeiten. Man findet den „Feng Huang" vielfach auf den Roben der Kaiserin eingestickt, sowie auch am Heck der Dschunken gemalt. Er soll das Fahrzeug vor Unfällen auf hoher See bewahren.



„Tschi Lin", das Einhorn der Chinesen.

Der Drache (Chinesisch „Lung") spielt unter den vier heiligen Tieren des Landes die vornehmste Rolle: er ist das nationale Sinnbild. Der Kaiser ist der Herr des Drachenthrones, seine Kleidungsstücke sowie Hausgeräte u. dergl. sind mit diesem fabelhaften Tiere verziert.

Man unterscheidet mehrere Arten von Drachen: gehörnte und ungehörnte solche mit oder ohne Mähne, geflügelte und ungeflügelte, drei-, vier- und fünfklauige (das kaiserliche Emblem hat stets fünf Klauen), vier- und sechsfüßige usw. Für gewöhnlich wird der Drache in drei Gattungen eingeteilt: den sogenannten „Lung" am Himmel, den „Li" im Meere, und den „Kiau" im Sumpfland.

Nur der erstgenannte ist aber der echte Drache. Er hat den Kopf eines Kamels, die Hörner eines Hirsches, die Augen eines Hasen, die Ohren eines Ochsen, den Hals einer Schlange, den Bauch eines Frosches, die Schuppen eines Karpfens, die Krallen eines Falken und die Füße eines Tigers. Zu beiden Seiten des Rachens hat er Schnurren, sein Bart enthält eine glänzende

Perle, sein Odem verwandelt sich bald in Wasser, bald in Feuer, und seine Stimme ähnelt dem Klang von ehernen Pfannen.

Der Meerdrache steigt in Wasserhosen gen Himmel, er beherrscht alle Meere und wird als Drachenkönig verehrt. In dem Drachen des Sumpflandes muß man wohl den Alligator bzw. das Krokodil erkennen. Der Götterdrache erzeugt Wind und Regen, und ist als Himmelsdrache der Cerberus der Götterbehausung; auch stützt er sie, daß sie nicht umfällt. Der Erddrache giebt den Flüssen ihren Lauf, während der Drache der Tiefe die unterirdischen Schätze bewacht.

In allen Provinzen Chinas findet man Tempel vor, die dem Drachengotte geweiht sind; die Bevölkerung opfert ihm regelmäßig zweimal im Jahre, nämlich im Frühjahr und Herbst. In Zeiten anhaltender Dürre sowie bei Epidemien wird die Figur des Gottes mit großem Schaugepränge durch die Straßen getragen, um die bösen Einflüsse, welche diese nationalen Unglücksfälle verursacht haben, zu verscheuchen.

Zu den oben aufgeführten Tieren gesellen sich jedoch noch mehrere andere, und zwar giebt es fünf, die in dem täglichen Leben des Volkes keine unbedeutende Rolle spielen, da sie zur Würde volkstümlicher Götter erhoben worden sind. Ihre Abbildungen hängen in vielen Tausenden von Haushalten, man opfert ihnen häufig und kniet vor ihnen nieder. Diese fünf Tiere sind der Fuchs, das Wiesel, das Stachelschwein, die Schlange und die Ratte. Wie man allgemein annimmt, haben dieselben das Geheimnis der Unsterblichkeit ausfindig gemacht, können sich in Genien verwandeln und haben überirdische Kräfte. Der Prozeß der Umgestaltung ist allerdings sehr langsam, sie müssen viele Jahrzehnte arbeiten, um unsterblich zu werden. Nachdem die Umwandlung aber ein gewisses Stadium erreicht hat, können sie in Menschen fahren.

Man hört häufig in China, daß Personen von dem einen oder anderen dieser Tiere besessen sein sollen. Es sind zumeist Frauen; sie verlieren dann ihre ganze Individualität und werdem zum bloßen Werkzeuge des Tieres, welches in sie gefahren ist. Manche Personen sind ihr ganzes Leben hindurch besessen, bei einigen dauert es einige Jahre, bei anderen wiederum nur Tage oder selbst nur Stunden.

Für gewöhnlich bringt der Besuch dieser Tiere der Familie Glück, doch müssen die Familienmitglieder darauf Acht geben, die besessene Person zu achten, wie auch die Tiergattung, welche in sie gefahren ist; anderenfalls würde dem Haushalte Unglück zustoßen.

Man glaubt überhaupt, daß diese fünf Tiergeister einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten der Menschheit ausüben. Glück und Unglück liegt in ihrer Hand. Namentlich können sie Reichtümer verleihen. Daher baut auch der Chinese, für den ja dieses Wort den Höhepunkt irdischen Glückes bedeutet, diesen Tieren kleine Tempel. Überhaupt legen diese Geschöpfe eine

große Vorliebe für Tempel an den Tag, jedenfalls wohl, weil sie dort ungestört leben, fett und alt werden können.

Ereignet es sich nun, daß ein Priester oder Bauer in einem Tempelgehöfte das eine oder das andere dieser Tiere sieht, so malt seine erregte Einbildungskraft demselben die wunderbarsten Eigenschaften mit Bezug auf das Äußere an. Die Geschichte verbreitet sich reißend schnell in der Nachbarschaft, daß einer der „Unsterblichen" in diesem oder jenem Tempel wohne. Das Volk strömt von Nah und Fern herbei, um dem Tiergeiste Weihrauch zu opfern und ihn anzubeten. Die Kranken kommen, um geheilt zu werden, und die Unglücklichen, um Hülfe zu suchen. Bald hört man auch, daß Wunder geschehen sind. Wasser, das man im Tempel in Schüsseln aufstellt, wird „heiliges" Wasser, — ein Tropfen reicht schon aus, um jede Krankheit zu heilen.

Die Berühmtheit vieler chinesischer Tempel muß häufig darauf zurückgeführt werden, daß ein Fuchs, Igel u. dergl. in ihnen wohnen soll. Doch stellt man die erwähnten fünf geheiligten Tiere, wenn man sie anbeten will, sich stets als ernste hohe Würdenträger vor. Man darf auf keinen Fall darauf anspielen, daß sie Tiere sind.

Unter diesen fünf Tieren, die der sogen. „Großen Feen-Familie" angehören, ist der Fuchs (Chinesisch „Hu Li") am gefürchtetsten. Einheimische Philosophen schreiben dem Tiere ein sehr langes Leben zu, welches es dadurch erhalten soll, daß es in Höhlen und Löchern lebt, wo es die Sonnenstrahlen und Hitze nicht treffen können. Aus demselben Grunde schreibt man in China auch dem Maulwurf und dem Dachs Langlebigkeit zu. Es ist ferner ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der chinesische Volksglaube, wie auch der Deutschlands, den Dachs und den Fuchs als die besten Freunde darstellt. Sie sollen, so sagen die Chinesen, zumeist in derselben Höhle zusammen wohnen. „Und nur Grimmbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont er," nämlich der Fuchs!

Nach chinesischer Ansicht kann „Reinecke" 1000 Jahre alt, ja, falls er die richtigen Wege einschlägt, sogar unsterblich werden. Es liegt in seiner Gewalt, Menschengestalt anzunehmen. Die Landbevölkerung betet ihn hauptsächlich an, um ihn zu versöhnen und vom Hause fern zu halten.

Er verwandelt sich sehr häufig in einen Greis, einen Gelehrten oder in eine wunderschöne Weibsperson. Da er unter dieser Maske Männer bezaubern kann, so wird er vielfach von der mandeläugigen Halbwelt Chinas angebetet, die sich dadurch die Gunst der Männerwelt zu erwerben versucht. Als hübsches, junges Mädchen richtet das Tier selbstverständlich großen Unfug an, zumal es dann stets die Rolle eines leichtfertigen Geschöpfes spielt.*)

*) Zu den Lieblingsentschuldigungen eines Chinesen, der die Nacht hindurch geschwiemelt hat, gehört die, daß ihm auf seinem Heimwege am Abend vorher ein Unglück zugestoßen sei, indem er einem „Fuchse" begegnete, der ihn hintergangen habe!

Die Amtssiegel eines Mandarins stehen, wie man glaubt, unter dem besonderen Schutze des Fuchses. Der Beamte bringt demselben daher auch zu gewissen Zeiten in dem Siegel-Aufbewahrungszimmer Opfer dar. Ob er selbst daran glaubt, ist allerdings eine andere Sache, doch muß der uralte Brauch eingehalten werden.

Einem Volksmärchen zufolge soll Reinecke einst eine außergewöhnlich schöne, aber sehr ausgelassene Weibsperson gewesen sein, die infolge vieler Sünden in einen Fuchs verwandelt wurde. Aber gleichviel unter welcher Maske er erscheinen, oder zu welchen Kunstkniffen er seine Zuflucht nehmen mag, er zieht schließlich den kürzeren, wird erkannt und muß wieder seine Tiergestalt annehmen. In den meisten Fällen verschuldet er seine Entdeckung seinem Schwanze — „cauda de vulpe testatur".

Dem Wiesel bringen viele Familien auf dem Lande zu gewissen Zeiten an einem Orte, den es bekannterweise regelmäßig besucht, Opfer in der Gestalt von Nahrungsgegenständen dar. In den Ecken der Gärten oder Scheunen findet man bisweilen einen kleinen Altar errichtet, der diesem Tiere geweiht ist. Das Wiesel kann, wie der Fuchs, seine Gestalt nach Gefallen verwandeln, auch in Personen fahren, die dann magische und heilende Kräfte haben. Man betet das Tier unter dem Namen „der gelbe Vater" an. Es ist eine der Gottheiten des Reichtums. Für gewöhnlich opfert man ihm Hühner und Eier.

Der dritte im Bunde der „Unsterblichen" ist das Stachelschwein. Die Chinesen blicken auf dasselbe ebenfalls mit großer Ehrfurcht. Da es sich nur langsam fortbewegt, so ist es während seiner langen „Reinigungszeit" vielen Gefahren ausgesetzt und kommt häufig zu einem vorzeitigen Ende. Dem Volksglauben zufolge werden Staubsäulen und gewöhnliche Wirbelwinde dadurch verursacht, daß das Tier sich von einem Platze nach einem andern schnell fortbewegt. Dasselbe sieht man ebenfalls für den Gott des Reichtums an. Man errichtet ihm vornehmlich in Scheunen kleine Altäre, wo man ihn zu gewissen Zeiten in Gemeinschaft mit den übrigen Göttern des Reichtums unter dem Namen „Vater Weiß" anbetet und ihm opfert.

Die Schlange ist das vierte Mitglied in der „Großen Feen-Familie". Die chinesische Mythologie unterscheidet verschiedene Arten von Schlangen, von denen die doppelköpfige die am meisten gefürchtete ist. Wer sie sieht, muß sterben. Doch hat die Geschichte eine denkwürdige Ausnahme zu verzeichnen: China hat ebenso gut wie Griechenland seinen Perseus. Im grauen Altertume stieß, wie Mencius der Weise, uns erzählt, ein armer Mann, der am Meeresstrande wohnte, eines Tages auf eine doppelköpfige Schlange, griff sie an und tötete sie. Dieser Held erlangte bald darauf im Staate Tschu einen hohen Beamtenposten.

Dieses Reptil ist ebenfalls eine der Gottheiten des Reichtums. Sein Erscheinen deutet auf Glück. Man betrachtet es, wie wir bereits wissen,

auch als eine Fleischwerdung des Drachen-Königs, und deshalb als der gott. Man opfert ihm und betet es an bestimmten Tagen an.

Das letzte und geringste Mitglied der „Unsterblichen" ist die Kultus ist auch nur in gewissen Teilen Chinas verbreitet. In Pe der Umgegend wird dieses Tier ausschließlich von Pfandhausbesitz gebetet, die ihm opfern, in der Hoffnung, daß es ihre Pelzwerke und a Wertsachen nicht zerstören möge. In der Mandschurei ist die Anbetung der Ratte aber allgemein. Man verehrt sie unter dem Namen „Vater Grau".

Der Fetischdienst.

Wie uns bereits bekannt, sind die Chinesen seit urdenklichen Zeiten Naturanbeter gewesen. Daß sie es noch heute sind, dafür spricht die Thatsache, daß die „Pekinger Staaszeitung" noch immer häufig Nachrichten bringt, denen zufolge gewissen Wald- und Berggottheiten Opfer dargebracht worden sind. So veröffentliche dieses Zeitungs-Kuriosium ganz unlängst folgende Hofnachricht: „Das Ministerium des kaiserlichen Haushalts bittet einen Beamten zu entsenden, um der Gottheit des gelben Baumes (Huang Mu Schen) zu opfern." Mit dieser „Gottheit" verhält es sich aber folgendermaßen.

Nahe dem Landwege, welcher vom Scha Ho Thore nach Tientsin führt, liegt, kaum 2 Kilometer von den Mauern Pekings entfernt ein hohler Baumstamm, dessen Alter auf ungefähr 300 Jahre geschätzt wird. Er ist gegen 50 Fuß lang und mißt am Wurzelende 5 Fuß im Durchmesser.

Neben diesem Baumstamme, der unter der Landbevölkerung als der „heilige Baum" bekannt ist, steht ein kleiner Tempel. In demselben befindet sich eine Marmortafel mit Inschrift, die alle Vorbeipassierenden auffordert, den Baumstamm anzubeten. Die Opfer, auf welche eingangs erwähnte Hofnachricht anspielt, finden jährlich im Herbst statt. Dem Volksglauben zufolge bewohnt eine Schutzgottheit diesen alten Stamm, der sich seitens der Bevölkerung höchster Verehrung erfreut.

Doch ist dies nicht der einzige Baum, den das abergläubische Volk jener Gegend anbetet. So finden wir in der Weststadt Pekings eine sehr alte „Sophora Japonica", welcher Hoch und Niedrig Opfer darbringt. In der unmittelbaren Nähe des Baumes erzählen Maueranschläge von den wunderbaren Heilungen und Bitten, welche derselbe verrichtet, bzw. erhört haben soll. Die Verehrung von Bäumen spielt gegenwärtig in China noch immer eine so bedeutende Rolle, wie dies einst in Deutschland und Großbritannien der Fall war, als der oberste Druide die geheiligte Mispel von der bemoosten Eiche mittels einer goldenen Sichel abschnitt.

So zollt man beispielsweise dem sogenannten Pagodenbaum (Ficus religiosa) große Verehrung. Namentlich stark verbreitet scheint diese Sitte in der Nähe Amoys (Provinz Kuangtung) zu sein. Je älter diese prächtige Abart des indischen Feigenbaumes ist, desto höher schätzt der Chinese die spirituelle Kraft des Baumes und desto mehr betet man ihn an. Man hält den Geist, welcher diesen chinesischen Banyanbaum bewohnen soll, für den einflußreichsten aller Baumgötter Chinas.

Der Pfirsichbaum erfreut sich ebenfalls außerordentlich hohen Ansehens. Wie behauptet wird, würde kein Chinese es wagen, sein Holz zu verbrennen, da sonst der Geist, welcher im Baume wohnen soll, die betreffende Person durch Wahnsinnsanfälle bestrafen würde. Man hält den Pfirsichbaum für eins der Symbole der Langlebigkeit und des Eheglücks. Taoistische Zauberer machen von seinen Zweigen vielfach Gebrauch.

Der unter den Chinesen als „Wu Tung Schu" bekannte Baum, — er ist von europäischen Naturforschern mit der „Eleococca verracosa" identifiziert worden, — genießt unter den Landeskindern ungefähr dieselbe Hochachtung, wie bei uns die Eiche; er ist der Nationalbaum der Chinesen. Man bewundert ihn nicht nur seines schönen Wuchses, sondern auch seines leichten, feinen und dessenungeachtet sehr dauerhaften Holzes halber. Vornehmlich verehrt man ihn aber, weil der mysteriöse Phönix der Chinesen („Feng Huang") sich auf ihm, wie man glaubt, niederläßt, wenn derselbe dieser Erde einen seiner so außerordentlich seltenen Besuche abstattet.

Für die Regenmacher Afrikas finden wir ein Gegenstück in den Regenbeschwörern Chinas; es sind dies zumeist taoistische Priester. Außerdem zollt man einer gewissen eisernen Tafel, die den Jupiter Pluvius der Zopfträger repräsentiert, große Verehrung.

Zu Zeiten anhaltender Dürre wird diese Tafel, — nach anderen Gewährsmännern soll es ein Bündel alter Eisenstangen sein, — die für gewöhnlich auf dem Boden eines im Hantau-Distrikte (West-Tschili) gelegenen Brunnens liegt, ans Tageslicht geschafft und nach Peking gebracht. Dort opfert man ihr Weihrauch und betet sie an, in dem Glauben, daß der erzürnte Drachengott, welcher am Himmel Regenwolken heraufbeschwören kann, dadurch versöhnt wird.

Die angeblichen wunderbaren Eigenschaften dieser Eisentafel sollen erst im Jahre 1870 entdeckt worden sein. Damals wurde Tschili von einer sehr bösen Dürre heimgesucht. Einer der Sekretäre des Auswärtigen Amts zu Peking, der in jenem Bezirke beheimatet war, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Wunderkräfte dieser Tafel.

Auf sein Anraten wurde von Peking aus eine Anzahl von Würdenträgern entsandt, um diesen „Regenmacher" im Brunnen aufzufischen und ihn dann in feierlicher Prozession nach der Hauptstadt zu bringen. Zufällig regnete es Tags darauf, nachdem man die Eisentafel nach Peking gebracht

hatte, und der Vorfall trug natürlich ungemein viel dazu bei, den [illegible] an die übernatürliche Kraft derselben im Volke zu stärken.

Seit jener Zeit ist dieser „Regenmacher“ zu verschiedenen Malen aus dem Brunnen geholt worden, doch gewöhnlich erst dann, wenn des Kaisers und der Prinzen Gebete nicht ausreichten, oder man sonst in den Staatstempeln durch Opfer den unbarmherzigen Himmel nicht dazu bewegen konnte, dem ausgedörrten Lande den erwünschten Regen zu senden.

Trifft es sich nun, daß der Geist, welcher diese Tafel bewohnen soll, ganz unerbittlich ist, so erläßt der Kaiser als ultima ratio ein Edikt, welches das Töten von Schlachtvieh für einen gewissen Zeitraum verbietet. Zu einem ähnlichen Mittel nimmt man aber auch allgemein seine Zuflucht, wenn lang anhaltende Regengüsse die Ernten zu vernichten drohen.

Vorbedeutungen und Träume.

Vorbedeutungen und Träume üben noch immer einen mächtigen Einfluß auf das alltägliche Leben der Chinesen aus. In dieser Hinsicht stehen die Zopfträger allerdings nicht vereinzelt da. Eigentümlicherweise stößt man dabei auf verschiedene Analogien zwischen dem Osten und dem Westen.

Bei uns in Deutschland wird beispielsweise das Verschütten von Salz für ein unglückliches Vorzeichen gehalten, — in China deutet das Umstoßen einer Ölkanne auf nichts Gutes. Aus dem Erscheinen und Fluge gewisser Vögel glaubt der Chinese ebensogut wie mancher Westländer, Schlüsse auf die Zukunft machen zu können.

So hält der Chinese, ähnlich wie der Europäer, die Krähe für ein schlechtes Omen. Hört er den Vogel krächzen, so wird er höchstwahrscheinlich die Arbeit, falls mit einer solchen beschäftigt, plötzlich abbrechen. Die Elster ist dagegen ein gutes Vorzeichen, im Gegensatze zum Schnattern der Ente, welches ebenfalls auf nichts gutes deutet. Folgt ein fremder Hund einem armen Menschen und will er nicht von seiner Seite weichen, so weißt dies darauf hin, daß seine Familie noch einmal reich werden wird. Über den Weg laufende Katzen sind aber, wie bei uns, ein böses Omen. Ist eine fremde Katze jemandem gegenüber sehr anhänglich, so deutet dies auf Unglück und Armut.

Viel Unruhe ruft in einem chinesischen Hause stets das „Krähen“ einer Henne hervor: es kündigt an, daß den Bewohnern etwas Ungewöhnliches zustoßen wird. Um sich nun zu vergewissern, ob der zu erwartende Vorfall ein glücklicher oder unglücklicher ist, muß man die Henne während des „Krähens“ beobachten. Wendet das Tier seinen Kopf nach dem Hauptausgange des Gebäudes, so ist dies ein böses Vorzeichen; ist derselbe aber nach der Hinterthür gerichtet, so steht dem Hause ein Glücksfall bevor.

Chinesen werden überhaupt eine „krähende“ Henne wohl nie in ihrem Hause halten; man verkauft oder schlachtet sie. Ein gleiches Schicksal teilt der Hahn, welcher bereits um 10 oder 11 Uhr abends zu krähen beginnt, — da dies ein Vorzeichen ist, daß der Familie ein Unglück zustoßen wird.

Verirren sich Fledermäuse in ein Wohnzimmer, so sieht man es für ein gutes Omen an; dies besagt auch schon ihr Name: die Chinesen nennen das Tier nämlich „Glücksratte“. Wie im alten Rom, wo man die Eule mit dem Beiwort „inauspicata et funebris avis“ bezeichnete, und wie auch bei uns in Deutschland, bringt der Chinese gleichfalls diesem Vogel der Minerva stets Mißtrauen und Furcht entgegen. Hört man die Stimme der Eule, so hält man ihren Ruf für einen Vorboten des Todes in der Nachbarschaft. Daher auch der Spottname, mit dem die Landeskinder den Vogel belegt haben: „der Polizist aus der Unterwelt“.

Wie wir Europäer, so sieht auch der Chinese das Zerbrechen eines Spiegels für ein höchst unglückliches Omen an. Es soll zumeist darauf hindeuten, daß sich der Gatte und die Gattin werden trennen müssen. Zeigt sich ein Komet am Himmel, so gilt dies für ein Anzeichen, daß der Nation ein großes Unglück bevorsteht: Überschwemmungen, Dürre, Seuche, Kriege u. dergl. Je länger der Schweif des Kometen, desto schlimmeres Unheil kündigt dieser Himmelsbote auch an. Bekanntlich herrscht im Westlande ein ähnlicher Aberglaube unter den Volksmassen vor.

Der Chinese sieht es für ein unglückliches Omen an, einem Begräbniszuge zu begegnen, namentlich wenn er sich auf dem Wege zu einer Hochzeitsreise befindet. Ja, es giebt sogar viele Landeskinder, die, auf einem Besuche begriffen, gleichviel ob dieser geschäftlicher oder freundschaftlicher Natur ist, von diesem abstehen und umkehren, falls ihnen ein Begräbnis oder selbst nur ein leerer Sarg entgegenkommt.

Das unwillkürliche Zucken eines der Augenlieder ist dem Volksglauben zufolge ebenfalls eine Vorbedeutung, — ob eine glückliche oder unglückliche, dies hängt von der Tageszeit ab, zu welcher man dasselbe bemerkt, sowie davon, ob es das rechte oder das linke Augenlied ist. Zumeist ist dieses Zucken aber ein böses Vorzeichen. Niest jemand, so deutet dies darauf hin, daß von einem schlecht gesprochen wird.

Das Zittern des Zeigefingers zeigt an, daß man bald zu einem großen Feste eingeladen werden wird. Unser Sprüchwort, daß, falls zwei Personen sich hintereinander in demselben Becken waschen, sie sich noch vor Sonnenuntergang zanken werden, findet ein Gegenstück in China in dem Glauben, daß, wenn jemand sich auch auf einen Stuhl setzt, der noch warm ist, man sich mit der Person, die zuletzt darauf gesessen hat, sehr bald überwerfen wird.

* * *

Die Chinesen haben von jeher Träumen große Bedeutung beigem. Dieselben sind ihrer Ansicht zufolge auf Eingebungen von Gottheiten zu zuführen. Sie glauben, daß die Seele im Schlafe den Körper verläßt u... auf ihren Wanderungen alle jene wunderbaren Dinge sieht, welche Menschen im Traume erscheinen. Auf chinesischen Bildern, die träum... Personen darstellen, sieht man stets, wie das Traumbild durch die Stirn in den Kopf steigt.

Ungleich ihren westländischen Berufsgenossen, teilen die bezopften Traumdeuter die Träume anscheinend nicht in bestimmte Kategorien. Hierfür sprechen zum wenigsten die unter dem Volke verbreiteten Traumbücher. Dessenungeachtet kann man die Träume in drei Klassen teilen, nämlich, in Glücks, Unglücks- oder solche Träume, denen man keine bestimmte Bedeutung beizulegen hat.

Träumt man, daß man gen Himmel steigt, Personen trifft, die ihrer Stellung oder ihrer Gelehrsamkeit halber berühmt sind, daß man Gastgelagen beiwohnt, sieht man im Schlafe Fledermäuse oder Schildkröten, so sind dies gute Vorbedeutungen. Auf eine hohe Stellung, Reichtum, Ehren und Glück deuten Träume, in denen man wähnt einen Baum zu pflanzen oder solchen zu erklettern, ferner, daß man von Räubern verwundet wird (doch darf kein Blut fließen), oder das einen der Blitz erschlägt.

Sieht man im Schlafe sein Gesicht mit Geschwüren bedeckt, oder träumt man, daß man neue Kleider trägt, Früchte ißt, einen Spiegel zerbricht, Ameisen u. dergl. in der Stube umherkriechen sieht, so deutet dies auf nichts Gutes. Schnee im Traum gesehen, kündigt an, daß man bald Trauer tragen wird; die Trauerfarbe der Chinesen ist bekanntlich weiß. Mond- und Sonnenuntergang weisen auf den bevorstehenden Tod der Mutter bzw. des Vaters hin. Begegnet man im Traume einer Nonne, so kann man sich auf den Verlust seines ganzes Vermögens gefaßt machen.

Sieht man im Schlafe einen Bären oder die Sonne auf die Erde fallen, so ist dies ein Vorzeichen, daß dem Träumer bald ein Sohn geschenkt werden wird. Fällt dagegen eine Schlange oder der Mond vom Himmel herab, so steht die Geburt einer Tochter bevor. Gleichviel welcher Art auch die Träume sein mögen, man darf, dem Volksglauben zufolge, nie über dieselben unmittelbar nach dem Erwachen sprechen, und zwar des Morgens nie vor dem Frühstück. Thut man es doch, so wird die Rache der Götter nicht ausbleiben!

„Fengschui.“

Das stärkste Glied in der Kette des Aberglaubens, welcher ganz China in eisernen Banden hält, ist wohl der unter dem Namen „Fengschui“, d. h. wörtlich „Wind und Wasser“ oder „die Einflüsse von Wind und Wasser“

bekannte Aberglaube. Die ganze Bevölkerung wird von ihm auf das Mächtigste ergriffen, und da er die freie Denkweise derselben verhindert, so muß man ihn auch als einen der gefährlichsten Steine des Anstoßes betrachten, auf den die Civilisation in China und somit der Fortschritt der Nation stößt.

„Fengschui" verbietet die Einführung von Neuerungen, weil dadurch die Wohlfahrt der Gegenden, welche von ihnen berührt werden, auf das Ärgste geschädigt würde. Überschwemmungen, Seuchen, Dürren und ähnliche Unglücksfälle würden die Bevölkerung heimsuchen.

Als daher in den siebziger Jahren die chinesische Regierung sich anschickte, die ersten Telegraphenlinien zu legen, gab sich in den bezüglichen Bezirken sofort die Feindlichkeit des Volkes der Neuerung gegenüber kund: es zerstörte die Pfähle und Leitungen.

So glaubten auch viele, daß „Fengschui" ein unüberwindliches Hindernis für die Einführung von Eisenbahnen in China sein würde. Die erste kurze Schienenstrecke, welche zwischen Tientsin und den Kohlenminen von Kaiping gebaut wurde, führte durch ein großes chinesisches Gräberfeld. Man mußte daher eine Anzahl der Gräber entfernen. Die Bevölkerung strengte anfangs alles Mögliche an, um eine solche Maßnahme, durch die das „Fengschui" der ganzen Gegend verdorben wurde, zu verhindern; aber umsonst: die Regierungsbehörden drangen darauf, und ihren Befehlen mußte Folge geleistet werden.

Dasselbe Hindernis wird von den Chinesen in den Weg gelegt, wenn es sich um die Eröffnung von Minen handelt, denn der „Erddrache", welcher im Innern der Erde haust, würde durch ein solches Vorgehen gestört werden und Unglück auf die ganze Gegend heraufbeschwören. Gleichviel wie groß der Nutzen sein könnte, es ist fast unmöglich Neuerungen in China heimisch zu machen, so lange das Volk im Banne seines Aberglaubens steht. Da die Neuerungen fast ausschließlich durch Ausländer eingeführt werden, so ist es auch nur natürlich, daß z. B. Eisenbahn- und Bergbau-Ingenieure mit argwöhnischen Blicken verfolgt werden.

Man kann „Fengschui"*) als ein System von Geomantie bezeichnen, durch dessen Kenntnis es möglich ist, aus der Zusammenstellung von Naturgegenständen, wie Hügeln, Flüssen, Bäumen u. dergl., die geeignete Lage für Gräber, Häuser oder Ortschaften zu bestimmen, ferner mit „Gewißheit" die Geschicke einer Person, Familie oder selbst Gemeinde je nach der Wahl des Ortes vorherzusagen. Durch dasselbe kann der „Professor" dieser Geomantik üblen Einflüssen durch gute entgegenwirken, ganze Landstriche vor der Ver-

*) Die Anfangsgründe dieser magischen Kunst findet man bereits in China vor tausend Jahren, doch war es erst im 12. Jahrhundert n. Chr., daß diese Geomantik in ein sogenanntes System der Wissenschaft ausgearbeitet wurde, — ein System, welches sich in einem gewissen Grade auf die rohen Elemente der Naturwissenschaft gründet.

heerung durch Fluten oder epidemische Krankheiten bewahren,
Fülle von Fruchtbarkeit über ein Land ausschütten, welches sons
Armut und dem Hunger heimgesucht werden würde.

Es ist nicht leicht zu ergründen, wie der Glaube an „Fengs
standen ist. Das Pflanzenreich wird im Frühjahr durch südliche Winde
seinem Schlafe geweckt, und auch die Tierwelt sowie den Menschen be
— im Norden des Reichs wenigstens — dieser Wechsel in der Natur
das angenehmste. Andererseits stirbt das Pflanzenreich scheinbar ab, s
die kalten Nordwinde im Winter über das Land streichen. Daher sagt d
Chinese: Das Gute kommt aus dem Süden, das Schlechte aus dem Nord
Hieraus erklärt sich auch die große Vorliebe der Chinesen, ihre Häuse
zu bauen, daß deren Vorderseite nach Süden zu gewendet ist, und ihre A
neigung gegen solche, deren Front nach Norden zeigt.

Ähnlich aber wie das Pflanzenreich von dem Frühling mit sei
warmen Südwinden beeinflußt wird, so nimmt man auch an, daß sich dieser
Einfluß auf die Toten, die in der Erde ruhen, erstreckt. Daher die große Sorgfalt, welche der Chinese anwendet, um den Verstorbenen einen guten „Fengschui“ zu besorgen, d. h. die Toten dort zu bestatten, wo sie der milden Einflüsse des Südens teilhaftig werden können. Man glaubt nämlich, daß einer Familie, welche ihren Ahnen einen guten „Fengschui“ verschafft hat, in diesem Leben stets das Glück lächeln wird. Ein schädlicher Einfluß macht sich vom Norden her geltend: vor dem Nordwinde erstirbt die ganze Pflanzenwelt. Dieses ist der schlechte „Fengschui“.

Bestattet man mithin die Toten an einem Orte, wo sie nur dem verwitternden Einflusse des schlechten „Fengschui“ ausgesetzt sind, so erstarren auch sie. Da aber eine solche Vernachlässigung seitens der Nachkommenschaft die Dahingeschiedenen ungemein beunruhigt, so rächen letztere sich dadurch an ihnen, daß sie auf dieselben Krankheit und Tod heraufbeschwören, bis die Familie schließlich ganz ausstirbt.

Dieses scheint der Ursprung der „Wissenschaft“ zu sein, mittels derer man die Gegenden ausfindig machen kann, die den guten Einflüssen der Natur ausgesetzt sind und von den schlechten unberührt bleiben.

Es hat sich demzufolge eine Profession gebildet, deren Mitglieder es sich zur Aufgabe machen, den üblen Einflüssen der Natur entgegenzuwirken. Man nennt diese Geomanten „Sien Sang“. Sie gehören zumeist der Litteraten-Klasse an. Die Erlernung der Profession nimmt Jahre in Anspruch. Der Wirkungskreis dieser „Fengschui“-Professoren erstreckt sich, wie bereits angedeutet, vornehmlich darauf, eine günstige Lage für Häuser und Gräber zu bestimmen. Namentlich letzteres ist eine besonders wichtige Angelegenheit.

Dem Manne, welchem die zukünftige Glückseligkeit seiner Familie und seine eigene Ruhe nach dem Tode wirklich am Herzen liegt, engagiert einen dieser Geomanten, mit dessen Hülfe er einen glückbringenden Platz für seine

Grabstätte ausfindig macht. An einem bestimmten Tage, den das Horoskop für glückbringend bezeichnet hat, begiebt man sich ins Feld. Sobald der Geomant einen Platz erspäht, der ihm passend erscheint wird halt gemacht. Der Wind- und Wasser-Professor holt seinen taoistischen Kompaß hervor, stellt ihn auf und prüft die Gegend nach dem Norden und Süden zu, um sich einerseits davon zu überzeugen, ob die südliche Richtung irgend welche naheliegende Hindernisse aufzuweisen hat, welche die Lage beeinträchtigen könnten, und ob andererseits im Norden eine Schutzwehr nahe genug vorzufinden ist, die den Platz vor bösen Einflüssen schirmen könnte.

Der Geomant giebt namentlich darauf acht, daß sich nach Süden zu in einer geeigneten Stelle Wasser befindet; denn wie solches für die Existenz der Pflanzen und des Menschen durchaus nötig ist, so nimmt man auch an, daß ohne dasselbe auch kein guter „Fengschui“ gesichert werden kann. Erscheint der Ort hiernach als unpassend, so wird er aufgegeben und man sucht einen neuen auf.

Sollte nur das Wasser fehlen, so kann man dem dadurch abhelfen, daß man im Süden von der Grabstätte eine Pfütze gräbt; doch zieht man stets fließendes Wasser vor. Der Fehler im Norden einer Grabstätte, ist der Mangel an einer Schutzwehr. Die Hindernisse im Süden können einem anderen Grabe, einem Hause, Hügel oder einer Baumgruppe zugeschrieben werden, — in der That irgend etwas, das hoch und nahe genug ist, um den eingebildeten guten Einflüssen des Südens den Weg zu vertreten.

Flache Gegenden haben keinen guten „Fengschui“, weil sie keine Schutzwehr für Gräber aufweisen können; eine hügliche Gegend ist demnach besonders reich an guten „Fengschui“. Ein Hügel oder Berg, der nördlich von der für die Grabstätte ausgewählten Stelle liegt, ist die beste Schutzwehr; aus diesem Grunde findet man in gebirgigen Gegenden die Südseiten der Berge gewöhnlich dicht mit Gräbern bedeckt. In der Ebene sieht man oft einen Baum als einen geeigneten Schutz für Gräber an. Hat derselbe sich in dieser Hinsicht erst einmal einen guten Ruf erworben, so darf er nicht niedergehauen, ja nicht einmal verschnitten werden; die Gottheit würde nämlich, dem Volksglauben zufolge eine Person, die so etwas versuchte, mit Lähmung der Arme strafen.

Reiche Leute, denen viel Land zur Verfügung steht, umgeben ihre Gräber mit Anlagen. Manche Chinesen, die eine feste Schutzwehr vorziehen, werfen Erdhügel in der Form eines Hufeisens, dessen Öffnung nach Süden geht, auf; die Mitte desselben dient ihnen zur einstigen Grabstätte.

Der „Fengschui“ wird durch tausend verschiedene Dinge beunruhigt, so durch irgend welchen Wechsel in der gewöhnlichen Lage der Gegenstände, wie z. B. die Errichtung von neuen Häusern, namentlich von hohen Türmen, das Aufschlagen von Gerüsten, das Fällen von Bäumen auf dem Lande, das Aufbauen von Mausoleen in der Nähe von Gräbern usw. Diese und

ähnliche Ursachen stören, wie man annimmt den „Fengschui" und fügen den Lebenden oder sogar den Toten Unheil zu.

Hunderte von Prozessen sind dadurch entstanden, daß ein Mann solche Umänderungen auf seinem eigenem Grundstücke vornahm, wozu er völlig berechtigt war, wodurch aber der „Fengschui" des Grabes eines anderen Mannes zerstört wurde, das auf einem ganz anderen Grundstücke sich befand. Das Urteil der hohen Beamten fällt zumeist zu Gunsten der Kläger aus, woraus ersichtlich ist, daß die Ansprüche der Verstorbenen denen der Lebenden vorgezogen werden.

Man stellt das Geichgewicht des „Fengschui", der gestört worden ist, auf verschiedene Art und Weise wieder her. Mitunter wird der „Fengschui" eines ganzen Landstriches außer Ordnung gebracht, — ein Vorfall, der sich in dem erheblichen Rückgang der Geschäfte oder dem allgemeinen Mangel an Wohlstand der Gegend kund giebt. Der „Fengschui"-Geomant ist fast stets imstande die Ursache zu erraten, und ein Mittel vorzuschlagen. Für gewöhnlich schreibt er in solchen Fällen die Errichtung einer Pagode vor, die in zentraler Lage stehen muß. Diese Gebäude stellen das Gleichgewicht so weit wieder her, als das Auge von ihrer Spitze aus reichen kann. Lokale Rebellionen und andere allgemeine Unglücksfälle werden häufig einem Gegenstande zugeschrieben, welcher den guten „Fengschui" vernichtet hat, wodurch es den bösen Einflüssen der Natur gelang die Oberhand zu gewinnen.

Wie bereits eingangs bemerkt, muß man den Grund für den Widerstand, welchen die Chinesen fortschrittlichen Neuerungen gegenüber an den Tag legen, sehr häufig in dem Glauben an „Fengschui" suchen. Und wennschon viele der aufgeklärteren und gebildeten Chinesen diesem Aberglauben in Wirklichkeit nicht huldigen mögen, so hüten sie sich doch dieses der Welt wissen zu lassen.

Der in China ansässige Ausländer kann sich alltäglich davon überzeugen, daß der Glaube an „Fengschui" noch immer die Denkart des Volkes in die Falten eines Mumiengewandes einhüllt.

Leider enthalten die Verträge, welche das Ausland mit China abgeschlossen hat, eine Klausel, welche auf dieses abergläubische System Bezug hat. Dieselbe sieht vor, daß beim Ankauf eines Bauplatzes „die Ortsbehörden sich nicht darein mischen sollen, ausgenommen die Bewohner haben etwas gegen die Wahl des Platzes einzuwenden".

Schon manche Zusammenstöße haben infolge des „Fengschui" zwischen Ausländern und Eingeborenen stattgefunden. So hatten beispielsweise englische Missionare von einigen Jahren auf einem Hügel Gebäude errichtet. Die umwohnende Bevölkerung wurde hierüber so aufgeregt, weil sie glaubte, dieselben könnten die guten Einflüsse der Gegend stören, daß sie sich haufenweise erhob und die Kirche, das Schulhaus sowie die Wohngebäude niederrissen.

Um nur noch ein zweites Beispiel anzuführen. In Hangtschau (Provinz Tschekiang) starb unlängst ein beliebter Bezirksrichter ganz plötzlich. Sogleich verbreitete sich unter dem Volke das Gerücht, sein Tod sei durch ein am Hügel stehendes Missionsgebäude verursacht, weil man von demselben aus das Yamen (die offizielle Residenz) des Beamten überblicken könne! Man ersuchte hierauf die Missionare höflichst eine andere Baustelle in Tausch und gegen Entschädigung für die bisherige Wohnung anzunehmen, womit sie sich auch einverstanden erklärten, da sie sonst die Zerstörung ihrer Wohnungen zu befürchten hatten.

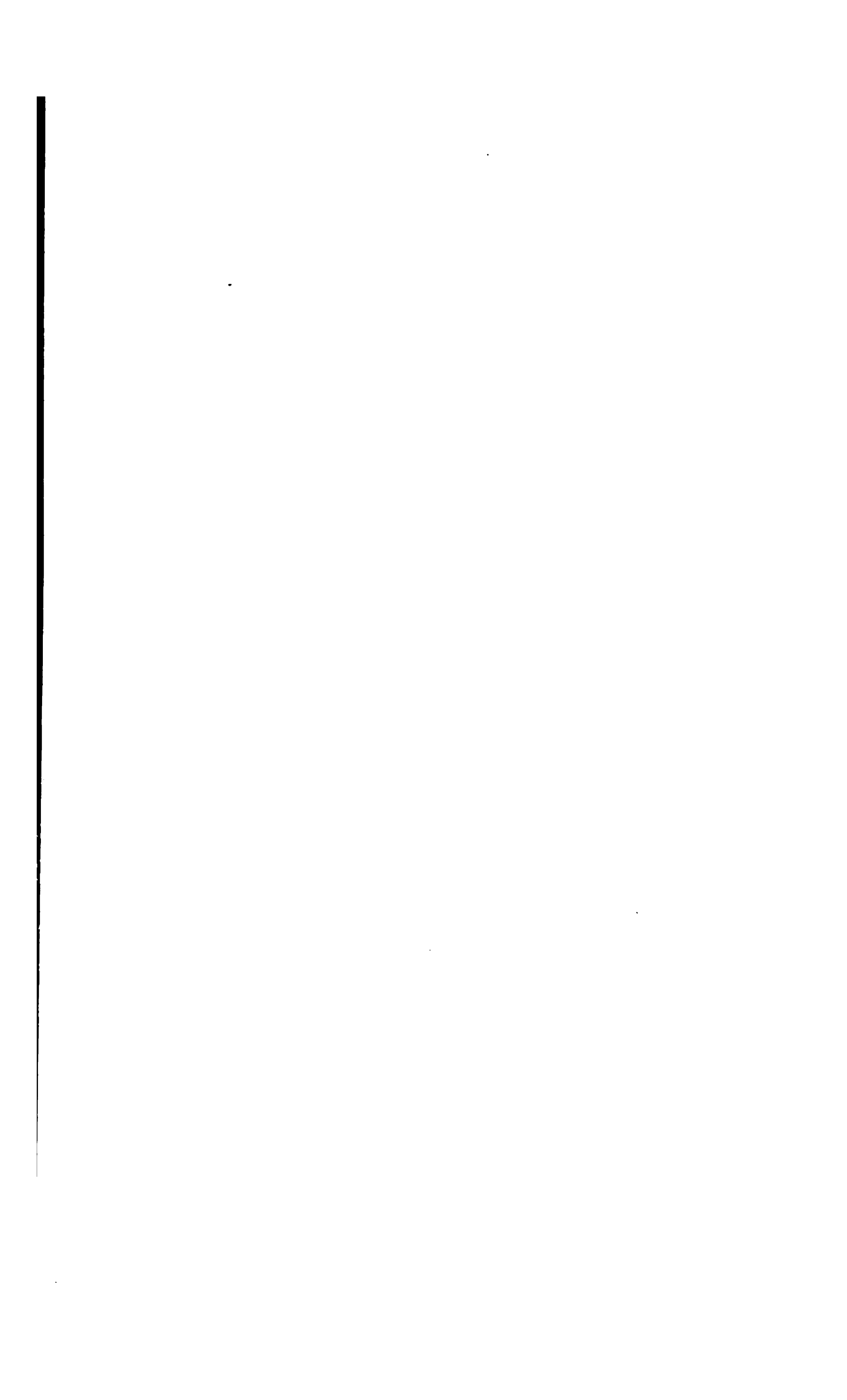
Erst längere Berührung mit den fremden Nationen wird die Landesbevölkerung zur Einsicht bringen, daß „Fengschui", welcher viele Jahrhunderte lang eine so große Rolle in der Geschichte Chinas gespielt hat, nur ein leerer Wahn ist. In Bälde wird dieser Aberglaube auch sicherlich, wie der mit Pfeil, Bogen und Luntenbüchse ausgerüstete Krieger, sowie die altertümliche Kriegsdschunke der Vergangenheit angehören. Hoffentlich tragen die Wirren des Jahres 1900 etwas dazu bei, den „Fengschui", diese starke Feste des chinesischen Aberglaubens, zu erschüttern.



„Feng Huang", der Phönix der Chinesen.



Brücke von Polam bei Amoy.





Zwölftes Kapitel.

Geographie.

Physische Geographie: 1. Allgemeine Charakterzüge; 2. Das Gebirgsland und die große Ebene; 3. Küstenbildung, Flüsse und Seen; 4. Das Klima. — Politische Geographie: 1. Die achtzehn Provinzen; 2. Die „Nebenländer".

Physische Geographie.

1. Allgemeine Charakterzüge.

„Die Zukunft eines Landes läßt sich aus seiner geographischen Lage und physischen Beschaffenheit vorhersagen." Wenden wir diese Worte eines modernen Geschichtschreibers auf China an, so können wir über das zukünftige Schicksal dieses Landes nicht lange im Zweifel sein. Denn das chinesische Riesenreich, dessen Umfang dem halben Umkreis der Erde gleichkommt, und dessen Bevölkerung ungefähr den vierten Teil des ganzen Menschengeschlechts ausmacht, weist innerhalb seiner Grenzen fast alle denkbaren Verschiedenheiten des Bodens und des Klimas auf.

Wir finden in China Länderstrecken, die der Champagne Frankreichs ähneln, weite Marschen wie in Holland, öde Steppen wie in Rußland, wasserlose Wüsten wie in Afrika, romantische Gebirgsländer wie in der Schweiz und Tirol.

Sowohl im Süden bis über den Wendekreis des Krebses hinaus, wie auch im Norden an der Grenze Sibiriens stoßen wir auf ein Höhenniveau, dessen Grenzen der Meeresspiegel und die ewige Schneelinie sind.

China bringt alles hervor, was der Mensch zu seinem Unterhalte, ja zu einem behaglichen Wohlleben sich nur wünschen mag, während sein Mineral-



Es ist keine leichte Aufgabe, aus den neben einander bestehenden
utend von einander abweichenden Angaben über die geographische
sse Chinas die glaubwürdigsten auszuwählen. Nach den neuesten Schätzungen *)
t China einschließlich seiner „Nebenländer“ — wir geben runde Zahlen
einen Flächeninhalt von etwas weniger als 10 Millionen qkm. Hiervon
mmen etwa 4 Millionen qkm auf das eigentliche China d. h. die achtzehn
rovinzen, nicht ganz 1 Million qkm auf die Mandschurei, auf die Mon-
lei nebst Kobdo und Tarbagatai etwas über 2¾ Millionen qkm. Das
Neue Gebiet“ (Siutsiang, im äußersten Westen gelegen) hat fast 1½ Millionen
m und schließlich Kukunorien ¾ Millionen qkm.

Dies Riesenreich wird im Norden in seiner ganzen Länge vom asiatischen
ußland begrenzt, im Osten von jenem Teile des Stillen Oceans, der im
orden unter dem Namen des Japanischen Meeres, südlich davon unter dem
s Gelben Meeres, im äußersten Süden unter dem des Chinesischen Meeres
kannt ist. Im Süden und Südwesten stößt China an das letztgenannte
leer, Cochinchina und Birma; im Westen an Kaschmir und Pamir.

Mit dem Ausdruck „die achtzehn Provinzen“ (chinesisch „Schi Pa
cheng“) bezeichnen die Chinesen ihr Reich ohne die „Nebenländer“ officiell
och heute, obwohl man jetzt Schingking **) als neunzehnte Provinz mit-
ählen könnte, da seit 1876 die Civilverwaltung an die Stelle der militärischen
treten ist. Diese Provinz ist Stammland der gegenwärtigen Dynastie.
erner sollte man auch noch das sogenannte „Neue Gebiet“ (Chinesisch-
urkestan) hinzurechnen, das heute ebenfalls eine selbständige Provinz bildet.

Das Gesamtareal für das „eigentliche China“ verteilt sich nach der be-
its angeführten Autorität auf die achtzehn Provinzen wie folgt:

Nördliche und nordwestliche Provinzen (Tschili, Schansi, Schensi und
nsu) mit zusammen 1 032 000 qkm.

Centrale und untere Provinzen (Schantung, Honan, Kiangsu, Anhuei,
upe, Kiansi und Hunan) mit 1 144 000 qkm.

Südöstliche Küstenprovinzen (Tschekiang, Fukien, Kuangtung nebst der
nsel Hainan) mit 508 600 qkm.

Südwestliche Binnenprovinzen (Kuangsi, Kueitschau, Yünnan und Se-
chuen) mit 1 320 000 qkm.

Den größten Flächeninhalt hat die Provinz Setschuen mit 400 000 qkm.
ann folgt Yünnan mit 380 000 qkm und an dritter Stelle steht Kansu mit
25 000 qkm. Die drei kleinsten Provinzen des Kaiserreiches sind Tschekiang
it 95 000 qkm, Kiangsu mit 100 000 qkm und Fukien mit 120 000 qkm.

China hat, was höchst bemerkenswert ist, nicht einen einzigen Vulkan

---

*) Professor Dr. H. Wagner in „Petermanns Geographischen Mitteilungen“.

**) Dies ist eigentlich der Name der Hauptstadt der mandschuischen Provinz Fengtien,
r jedoch sehr häufig auch für die Provinz selbst gebraucht wird.

32*

aufzuweisen. Trotzdem kommen Erdbeben in den verschiedenen Provinzen des Reiches, namentlich den westlichen, vor. Auf der etwa 100 Seemeilen vom chinesischen Festlande entfernt gelegenen Insel Formosa sind Erderschütterungen nur wenig seltener als im Süden Japans. Die dem Golf von Tonking vorgelagerte Insel Hainan ist dagegen von ihnen fast ganz verschont.

Formosa bildet bekanntlich einen Teil der großen Kette von Vulkanen, die die Küste Ostasiens umgürten. Insularische Erdbeben verpflanzen aber nur selten und in geringem Maße ihre Wirkung auf das naheliegende Festland von China. In der Formosastraße verspürt man mitunter auch unterseeische Ausbrüche, ohne daß man auf der Insel selbst etwas davon wahrnimmt. Die von ihr ausgehenden Beben pflanzen sich zuweilen fort bis in die Provinz Fukien auf dem gegenüberliegenden Festlande.

Die Richtung der Erdstöße in China ist wohl in der Regel die von Südwesten nach Nordosten. Die Erdbebenregion scheint übrigens in der großen seismischen Zone zu liegen, die sich vom Golf von Petschili bis zu den Ufern des Caspischen Meeres erstreckt und die Turkestan und die Ural-Caspische Vertiefung mit einschließt.

Die bedeutendsten in den chinesischen Annalen verzeichneten Erderschütterungen sind die der Jahre 1662 und 1731 in Peking und seiner Umgebung. 1662 wurden in der Reichshauptstadt allein eine Viertel Million Menschen getötet, und 1731 fast die Hälfte dieser Zahl. Weitere schwere Beben fanden statt: 1850 in Ningyuan (Westchina), wobei die ganze Stadt in Trümmer gelegt wurde; 1871 in Batang (West-Setschuen), wo über 2000 Menschen den Tod fanden; 1891 in Schansi und 1893 wiederum in Setschuen nahe der tibetanischen Grenze. Auch bei diesen Beben war der Menschenverlust ziemlich bedeutend.

Ein weiterer merkwürdiger Charakterzug der physischen Geographie des Landes ist der, daß man in gewissen Teilen Nordchinas eine sehr ausgedehnte Lößregion vorfindet. Sie umfaßt die Provinz Tschili mit Ausnahme der Alluvialebene, ferner die Provinzen Schansi, Nord-Schensi, Kansu und Nord-Honan. Löß ist eine feste, aber leicht zerbröckelnde Erde von gelbbrauner Farbe. Sie findet sich sowohl im Hochlande wie in der Ebene und ist von einer gewöhnlichen Erdschicht bedeckt.

Vom ökonomischen Standpunkte aus betrachtet ist Löß für die Eingeborenen Nordchinas von unschätzbarem Werte. Seiner ungemeinen Fruchtbarkeit halber braucht das Land keinen Dünger, und die mit dem Anbau verbundene Arbeit ist ebenfalls gering. Ob Löß sich in der Ebene oder auf einem hohen Tafellande findet, überall ist es dem Ackerbau sehr förderlich.

Auch ein Sandmeer von riesenhaftem Umfange finden wir innerhalb der Grenzen des chinesischen Kaiserreiches, die Wüste Gobi oder Schamo d. i. „Sandmeer“. Sie füllt den größten Teil der Mongolei aus; ihre Länge ist auf etwa 500 und ihre Breite, die allerdings stark wechselt, auf ungefähr

100 deutsche Meilen geschätzt worden. Doch ist nicht alles Wüste. Viele finden sich anbaufähige Striche vor, deren Fruchtbarkeit freilich nur ist. Ursache davon ist nicht nur die Natur des Bodens, sondern bedeutende Höhenlage vieler Teile der Wüste. Die westlichen T Gobi liegen zwischen dem 72. und 96. Grade östlicher Länge und 36. und nördlicher Breite; die östlichen dagegen zwischen dem 96. und 120. Grad östlicher Länge und 39. und 40. nördlicher Breite.

Das ungeheure Sandmeer bietet bei weitem nicht den nackten und trostlosen Anblick der Sahara, doch haben die Steppen Rußlands oder die Pampas Südamerikas ein ganz erheblich freundlicheres Aussehen als mit Geröllsteinen und Flugsand bedeckte, salzdurchdrungene Einöde, die selbst von den mongolischen Nomadenstämmen so viel als möglich gemieden wird.

2. Das Gebirgsland und die große Ebene.

Man kann das ganze Areal Chinas in das Gebirgs- und das land und die große Ebene einteilen. Die Gebirgsgegend schließt m die Hälfte des ganzen Areals, das westlich vom 112. Breitengrade liegt, und reicht bis an die Grenze von Tibet; der hügelige Teil liegt östlich diesem Meridian und südlich vom Yangtsekiang, und umfaßt die Provinze Fukien, Kiangsi, Kuangtung, sowie Teile von Hunan und Hupe. Die groß Ebene erstreckt sich nordöstlich vom Hügellande; sie bildet den reichsten Teil des Kaiserreiches und zugleich den merkwürdigsten Zug in seiner Topographie. Sie nimmt in der Nähe der Großen Mauer nördlich von Peking ihren Anfang und reicht bis zum Zusammenflusse des Han mit dem Yangtse, in Kiangsi auf dem 30. Grade nördlicher Breite, was eine Entfernung von etwa 170 deutschen Meilen ist.

Man kann den Lauf des Yangtse bis hinauf nach Nganking, der Hauptstadt von Anhui, als die südliche Grenze dieser Ebene ansehen. Von Nganking aus läuft sie in östlicher Richtung über Hangtschau, die Hauptstadt von Tschekiang, hinaus. Die westliche Grenze kann durch eine Linie bezeichnet werden, die man von Kintschau in Hupe, auf fast dem 31. Grade nördlicher Breite, in nördlicher Richtung nach Huaiking am Gelben Flusse zieht, und von dort nordwärts nach der Großen Mauer bis etwa 12 Meilen nordwestlich von Peking. Die Breite dieser Ebene schwankt zwischen 40 und 120 Meilen.

Ihr nördlicher Teil ist sandig, bringt aber Weizen, Hirse u. dergl. recht gut hervor; der Teil in der Nähe der Küste von Kiangsu, südlich vom 35. Breitengrade, ist niedrig und sumpfig, hat viele Seen und andere Gewässer und gehört zu den fruchtbarsten des Reiches. Dort befinden sich auch die äußerst reichen Seidendistrikte. Der größere Teil dieser ungeheuern Deltaebene liegt unter dem Niveau des Gelben Flusses; hieraus erklären sich denn

auch die schrecklichen Überschwemmungen, von denen jene Gegend häufig in Folge des Steigens des Hoangho heimgesucht wird. Das Klima der Ebene ist im allgemeinen gesund, ausgenommen in der Nähe von Flüssen und Marschen, die Fieberkeime in sich tragen. Der interessanteste Zug dieser großen Ebene ist aber wohl die enorme Bevölkerung, die sich in ihr angesiedelt hat; man schätzt sie auf fast 150 Millionen.

Die von dem Alpengebirge im Osten von Tibet gebildete Grenze ist in geographischer Hinsicht wohl die merkwürdigste zu nennen, da China als nordöstlichste, östlichste und südlichste Abflachung dieses Gebirges anzusehen ist. Ferner nehmen auch die hauptsächlichsten, dieses Land durchziehenden und die Gebiete seiner bedeutendsten Ströme trennenden Gebirgsketten in jenem Gebirge ihren Ursprung.

Östlich schließt sich an das nördliche Randgebirge von Tibet als dessen Fortsetzung das von den Mongolen Külkin, von den Chinesen Kuanlung genannte Gebirge an. Von diesem verläuft eine Kette zuerst in südöstlicher, später in nordöstlicher und endlich unter dem Namen Peling d. h. nördliche Kette, in östlicher Richtung bis zu ihrem Ende in der Provinz Honan. Durch sie wird das Stromgebiet des Gelben Flusses, Hoangho, von dem Yangtsekiang getrennt.

Eine zweite, südlich und südöstlich vom Kuanlung auslaufende Kette erstreckt sich zuerst unter dem Namen Yunling nach Süden, bildet mit das Alpenland, das östlich vom Himalaja die Krümmung des Bramaputra von dem Kinscha, dem Oberlaufe des Yangtse, trennt, breitet sich hierauf in Yünnan aus, macht alsdann, sich wieder verschmälernd, einen Bogen nach Nordosten, um endlich unter dem Namen Nanling d. h. Südkette in östlicher Richtung zu verlaufen.

Die Nanling-Kette bildet die Wasserscheide zwischen dem ganzen mittleren Lauf des Yangtse und den zahlreichen, teils auf ihrem südlichen Abhange, teils auf den Bergen in Yünnan entspringenden und sich in südlicher oder südöstlicher Richtung ihren Mündungen an der Küste von Kuangtung und Fukien zuströmenden Flüssen.

Außer den genannten Gebirgsketten, die China von der tibetanischen Grenze her bis beinahe zur Meeresküste hin, also vom Westen nach Osten und Südosten, in drei große, sich in der genannten Richtung mehr und mehr senkende, zugleich aber immer flacher und breiter werdende Flußthäler scheiden, ist noch eine dritte Kette, Nanschang d. h. Südgebirge zu erwähnen. Ihr Westflügel bildet die Grenze der Kokonorlandschaft gegen Norden, im Osten läuft sie eine Strecke lang innerhalb der Großen Mauer, zwischen ihr und dem Hoangho, um endlich mit der aus der Wüste Gobi heraustretenden Alaschankette sich zu vereinigen. Diese bildet einen Teil der Nordgrenze.

Man hat das Gebirgs- und Hügelland Chinas auf etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen qkm geschätzt; es umfaßt demnach $\frac{1}{4}$ der Gesamtfläche des Kaiserreiches.

Alpenländer mit Gletscherbildung und zahlreichen, mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfeln findet man in den westlichen Provinzen Schensi, Schansi, Setschuen und Yünnan, während die südlich von der Nanlingkette gelegene Provinz Kuangsi, die Küstenprovinzen Kuangtung, Fukien und Tschekiang, ferner Kueitschau, Hunan und Kiangsi im Norden des Nanling zum großen Teile Gebirgsländer ohne alpinen Charakter sind.

3. Küstenbildung, Flüsse und Seen.

Dem Riesenumfange Chinas entspricht auch die Entwickelung seiner Küsten, deren Länge auf über 4000 Seemeilen geschätzt worden ist. Von der Insel Hainan auf dem 20. Grade nördlicher Breite bis zur Tschusan-Inselgruppe auf dem 30. Grade nördlicher Breite, bildet die Küste einen nach Westen offenen, flachen Kreisbogen. Dieser Teil ist im allgemeinen von Gebirgen erfüllt, die nach Westen hin etwas abflachen. Der Gebirgszug nimmt nur selten die Tafelform an, Kegel findet man desto häufiger. Zahlreiche Buchten von kleinerem und größerem Umfange dringen in diesen Küstenteil ein; vor ihnen liegen zumeist Inseln und Felsen, wodurch viele Buchten zu guten Häfen werden.

Die Südküste ist unfruchtbar. Ihre geologische Bildung scheint roter und grauer Sandstein zu sein, hier und da mit grobem Granit vermischt. Doch ist dieser Teil der Küste mit zahllosen Fischerdörfern und kleinen Handelsplätzen besetzt. Die bedeutendsten Seestädte und zugleich Vertragshäfen sind: Canton mit 2 500 000, Swatau mit 40 000, Amoy mit 100 000, Futschau mit 700 000 und Ningpo mit 260 000 Einwohnern.

Der Anblick der Küste ändert sich aber, sobald man die Tschusan-Inseln passiert hat und sich dem Delta des Yangtsekiang nähert. Die Hügel und Anhöhen sind schön bewaldet oder bis zur Gipfelhöhe angebaut, die Vegetation ist eine reiche. Die Provinz Tschekiang hat viele Buchten und Flüsse, die sich ins Meer ergießen. Der Yangtse durchschneidet Kiangsu. Schantung ist gebirgig und hat mehrere Vorgebirge. Tschili ist flach und sandig. Die drei großen Seehandelsstädte dieses Teiles der Küste sind: Shanghai mit 600 000, Tschifu mit 40 000 und Tientsin mit 1 000 000 Einwohnern.

Die bedeutendsten Golfe sind der von Liautung in der Mandschurei, der von Petschili, der die gleichnamige Provinz bespült, und der Golf von Tongking im äußersten Süden. — Zu den wichtigsten Seestraßen gehören die von Formosa zwischen der Insel Formosa und dem Festlande, sowie die Straße von Hainan zwischen der Insel Hainan und der Halbinsel von Leitschau.

Eine eigenartige Naturerscheinung ist die Hebung der Meeresküste, die namentlich im Norden des Reiches seit langer Zeit wahrgenommen worden ist. Die Veränderungen, die man beispielsweise in dem Wangpuflusse, an

dem Shanghai etwa 10 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Yangtsekiang bei Wusung liegt, beobachtet hat, muß alle die etwas beunruhigen, die an der Schiffahrt auf diesem Flusse ein Interesse haben. Der Wangpu ist nämlich in einem Zeitraum von 50 Jahren allmählich und beständig von der Fremdenansiedelung von Shanghai zurückgetreten. Man hat dem Flusse seither etwa 50 Meter, mithin im Durchschnitte ein Meter festen Landes jährlich abgewonnen und dieser Landanschwemmungsprozeß nimmt stetig seinen Fortgang.

Fachmänner sind zur Überzeugung gekommen, daß diese Veränderung in dem Flusse nicht allein auf Versandung, sondern vielmehr auf eine mit ihr in Verbindung stehende Hebung des Bodens zurückzuführen ist und zwar, weil im Golf von Petschili, wie überhaupt an der Küste von Schantung, fast ganz gleiche Veränderungen vor sich gehen, obgleich dort Flüsse von nennenswerter Größe nicht vorhanden sind.

In der Nähe von Tengtschau, 60 Seemeilen westlich von Tschifu, giebt es keinen Fluß, und doch ist das Meer dort so weit von der alten Küstenlinie zurückgetreten, daß größere einheimische Fahrzeuge heutiges Tages den Platz nicht mehr als Hafen benutzen können. Im Laufe von 300 Jahren hat das Land über $^{1}/_{2}$ Li (1 Li = 536 Meter) von der See gewonnen und das Wasser 5 Fuß an Tiefe verloren. Während der Mingdynastie (1368 bis 1644) machten die häufigen Raubexpeditionen der Japaner einen befestigten Hafen in Tengtschau zur Notwendigkeit; die Mauern stehen noch heute, aber die See ist auf etwa 600 Meter von ihnen zurückgetreten, während früher die Fahrzeuge dicht unter den Stadtwällen ankern konnten.

In dem Vertragshafen Tschifu ist der schnelle Rücktritt des Meeres seit 1858, in welchem Jahre sich dort Europäer niedergelassen haben, gleichfalls bemerkt worden. Yentai, in der unmittelbaren Nähe Tschifus gelegen, ist eine neue, kaum 200 Jahre alte Stadt. Vor jener Zeit war Kisansu der Hafen, heute liegt dieser Platz aber fast eine Seemeile vom Meeresufer entfernt. Auch die Lage von Tientsin kann zum Beweise dienen. Vor wenigen Jahrhunderten war es der eigentliche Seehafen und zwar in Folge der Vereinigung dreier bedeutender Flüsse, die sich dort trafen, vereinigten und gemeinsam ins Meer mündeten. Zur Zeit liegt Tientsin aber bekanntlich viele Meilen landeinwärts, und sein Strom, der Peiho, versandet von Jahr zu Jahr in ganz auffallender Weise.

Der Chinese kann mit Recht auf die Flüsse und das Kanalsystem seines Vaterlandes stolz sein; ja, es giebt kein Land auf der Erde, das ein so treffliches Netz von Wasserstraßen für die Binnenschiffahrt aufweist als das Land der Mitte. Hieraus erklärt sich auch die eigentümliche Thatsache, daß man den Bau von Landstraßen von jeher stark vernachlässigt hat. Wo es nur immer möglich ist, da bewegt sich aller Verkehr auf dem Wasserwege.

Von den beiden größten Strömen Chinas, dem Yangtsekiang und Hoangho

(Gelber Fluß) ist dieser weniger wegen seines kommerziellen We[illegible] wegen seiner häufigen und verheerenden Überschwemmungen allgemein bekann[illegible] Chinesischen Geographen zufolge entspringt der Hoangho in der Hotun No[illegible] d. h. „Sternensee“, einer Marschebene Kokonoriens, etwa auf dem 35. Breiten- und 96. Längengrade. Von seiner Quelle bis nach Lantschau, der Hauptstadt von Kansu, einer Entfernung von ungefähr 170 deutschen Meilen, zeigt er eine sehr gekrümmten Lauf. Von Lantschau aus läuft er nordwärts, fließt au[illegible] einer Strecke von etwa 100 Meilen an der Nordseite der Großen Mauer entlang, biegt dann auf dem 110. Längengrade nach Süden und Südosten um und tritt nun wieder in das eigentliche China ein. Seine südliche Richtung beibehaltend bildet er die Grenze der Provinzen Schensi und Schansi. Die Wasser des Stromes werden in diesem Teile seines Laufes durch den Lehmboden stark gefärbt, woher denn auch sein Name, der Gelbe Fluß, stammt.

In einer Entfernung von etwa 300 Meilen von Langtschau macht der Hoangho eine scharfe Biegung und nimmt eine östliche Richtung nach Kaifeng, der Hauptstadt Honans, an. Bald darauf betritt er die große östliche Ebene und die Provinz Schantung, deren westlichen Teil er durchschneidet. Doch ist der Gelbe Fluß selbst in Schantung noch in keinem nennenswerten Umfange für Schiffahrtszwecke benutzt worden. Das steile Gefälle seines Bettes, sein stets sich verändernder Lauf, sowie die Thatsache, daß sich an seiner Mündung eine Barre mit einer Wassertiefe von nur fünf bis sechs Fuß gebildet hat, alles das hat dazu beigetragen, daß die Schiffahrt bisher nur für den örtlichen Verkehr betrieben wurde.

Der Hoangho soll seine Mündung in den letzten 2500 Jahren nicht weniger als neunmal verändert haben, zuletzt in den Jahren 1851 bis 55. Die nördlichste Mündung war auf dem 39. Breitengrade, mithin in der Nähe der gegenwärtigen Mündung des Peiho, des Tientsinflusses, die südlichste auf dem 34. Breitengrade. Sie existierte bis zum Jahre 1851. Seitdem ergießt sich der Hoangho auf ungefähr dem 38. Grade in den Golf von Petschili. Sein früheres Bett ist vollständig trocken gelegt.

Die Ursache für diese häufige Laufveränderung des Gelben Flusses, — eine Eigentümlichkeit, die sonst kein anderer großer Strom der Erde aufweist — ist der Umstand, daß die am Boden sich lagernden enormen Schlammmassen, die seine Wasser mit sich führen, das Flußbett allmählich verflachen. Um ein Austreten zu verhindern, werden von der Bevölkerung die Eindeichungen höher und höher geführt, so daß nicht nur der Wasserspiegel an manchen Stellen viel höher als das umliegende Land ist, sondern das Flußbett selbst häufig mehrere Fuß über dem Durchschnittsniveau des Landes liegt.

Widersteht der Deich an solch einer Stelle dem Strome nicht, so ergießt sich dieser durch den Bruch auf das niedriger liegende Land und schafft sich schließlich einen neuen Lauf, was sich ja, wie bereits erwähnt ist, mehrere

Male schon ereignet hat. So ist es gekommen, daß die großen Überschwemmungen der letzten Jahrzehnte einem bedeutenden Teile Schantungs unendlichen Schaden zugefügt haben, da der abgelagerte Triebsand den Boden wenigstens auf 50 Jahre hinaus unfruchtbar macht.

Diese fast periodisch wiederkehrenden Überschwemmungen des Hoangho, der infolge hiervon mit Recht vom Kaiser Tao Kuang (1820—1851) „das Schmerzenskind Chinas" genannt worden ist, kann man jedoch nicht, wie dies verschiedentlich geschehen ist, mit dem periodischen Übertreten des Nil vergleichen. Dieser richtet nur unbedeutenden Schaden an und läßt einen fruchtbaren Bodensatz zurück; jener dagegen bringt nicht nur Verwüstung mit sich, sondern auch zu Grunde gerichtete Felder kennzeichnen seinen Lauf. Der vom Gelben Flusse angeschwemmte Boden kann allerdings an manchen Stellen wieder bebaut werden und bringt dann in wenigen Jahren eine vorzügliche Ernte hervor. Aber an anderen Stellen besteht der Bodensatz aus trockenem, unfruchtbarem Sande, in dem viele Jahre lang nichts gedeiht.

Fast alljährlich, meist im Sommer oder Frühherbst, überschwemmt der Gelbe Fluß ein mehr oder weniger großes Gebiet von Schantung, indem er über seine Ufer tritt oder die Dämme durchbricht. In dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 kamen z. B. sechs bedeutende Überschwemmungen vor, die unsäglichen Schaden anrichteten und denen viele Tausende von Menschenleben zum Opfer fielen. Da durch diese Katastrophen die Ernte zum großen Teile vernichtet wird, so folgt ihnen auch stets eine Hungersnot.

Es ist schließlich bemerkenswert, daß der Hoangho auf seinem etwa 600 Meilen langen Laufe — in der Luftlinie ist die Mündung von der Quelle allerdings nur etwas über 300 Meilen enfernt — eine geringere Anzahl von bedeutenderen Nebenflüssen aufnimmt, als irgend ein anderer großer Strom der Erde, den Nil ausgenommen.

Ein in jeder Hinsicht wertvollerer Fluß ist der Yangtse,*) dessen Quellen im tibetanischen Hochland, ungefähr auf dem 33. Breiten- und 91. Längen-

*) Über die Bedeutung des Namens Yangtse haben die Sinologen, d. h. fremde Gelehrte, die sich mit dem wissenschaftlichen Studium der chinesischen Sprache, Literatur usw. befaßt haben, viel gestritten. Unter den verschiedenen Schreibweisen des Namens in der ideographischen Schrift finden sich in Standartwerken nur zwei Formen ziemlich häufig; von diesen bedeutet die erste „Fluß der Nachkommenschaft des Oceans" oder „des großen Meeres", die zweite „Fluß der Nachkommenschaft des Yang". Yang ist ein uralter geographischer Terminus. Als das Reich in neun Teile zerfiel, trug einer den Namen Yang Tsche Fu, d. h. Departement des Yang; dieser Teil umfaßte unter anderen die heutige Provinz Kiangsu. — Der Yangtse ist übrigens auf seinem etwa 800 deutsche Meilen langen Laufe unter verschiedenen Namen bekannt. Von Hsütschu bis Yatschau, zwei in Setschuen gelegenen Handelsplätzen, heißt er „Kinschakiang" d. h. „der Fluß des goldenen Sandes"; dann führt er den Namen „Takiang" d. h. „Großer Fluß" und in seinem unteren Laufe endlich ist er allgemein als Yangtse bekannt. Kiang bedeutet einfach „Fluß".

grade, liegen und der sich nach einem über 3000 Seemeilen
der Nähe von Shanghai in das Meer ergießt. Die Entfernung
seiner Quelle und seiner Mündung beträgt in der Luftlinie et
Seemeilen.

Nachdem er Tibet verlassen hat, durchfließt der Yangtse die
vinzen Yünnan, Setschuen, Hupe, Kiansi, Anhui und Kiangsu. Das
das er während seines Bestehens geschaffen hat, muß ein enn
ausmachen. Seit dem 14. Jahrhundert n. Chr. ist in seine nd
35 Seemeilen lange und über 10 Meilen breite Insel, Tsungming, v
gebildet worden. Die riesenhafte Wassermenge dieses Stromes kann
daraus abnehmen, daß er nach den neuesten Berechnungen in jeder Sek
dem Meere nicht weniger als dreiviertel Millionen Kubikfuß Wasser zuf

Die bedeutendsten Nebenflüsse des Yangtse sind von seinem Qu
abwärts: der Yalungkiang in der Provinz Yünnan, der Minkiang in
Nähe der wichtigen Handelsstadt Sütschaufu in der Provinz Setschue
Diesen sehen die Chinesen übrigens als den eigentlichen Quellfluß an,
von dort aus wird dieser mächtige Strom auch schon für größere einheim
Fahrzeuge schiffbar. Weitere Nebenflüsse sind der Kialingkiang beim Ver-
tragshafen Tschungking und der Wukiang bei Futschau. Beide fließen
in Setschuen.

Zwischen den Vertragshäfen Itschang und Hankau nimmt der Ya
die Gewässer des Tungtingsees, des größten Sees Chinas, der einen Um
von etwa 50 deutschen Meilen hat, auf und staut sie zur Zeit seines sommerlichen Hochwasserstandes zurück. Bei Hankau mündet der von NW. kommende schiffbare Hankiang. Seine Charaktereigentümlichkeit besteht darin, daß er an seinem Ausflusse eine verhältnismäßig geringe Breite hat, daß er aber um so breiter wird, je mehr er sich von seiner Mündung entfernt. Unterhalb des Vertragshafens Kiukiang mündet schließlich der Poyang, der zweitgrößte See des Reiches. Sein Umfang beträgt etwa 40 deutsche Meilen.

Der untere Lauf des Yangtse bietet der Schiffahrt keine besonderen Schwierigkeiten. Im Frühjahr und Sommer, zur Zeit des Hochwasserstandes, können Dampfer bis zu 25 Fuß Tiefgang bis nach Hankau gelangen, das rund 600 Seemeilen von Wusung, dem Vorhafen Shanghais, gelegen ist. Im Winter ist der Yangtse wegen des dann vorherrschenden niedrigen Wasserstandes oberhalb von Wuhu, das ungefähr halbwegs zwischen Shanghai und Hankau liegt, nur für Dampfer von mittlerem Tiefgange schiffbar. Wie groß der Niveauunterschied des Flusses sein kann, geht daraus hervor, daß er im Juli mitunter um mehr als 45 Fuß bei Hankau steigt, im März aber um ebensoviel gefallen ist.

Mit Schwierigkeiten ist die Schiffahrt auf dem oberen Yangtse, auf der etwa 450 Seemeilen langen Itschang-Tschungking-Strecke, infolge einer Anzahl dort befindlicher Stromschnellen verbunden. Sie sind, aber mit Unrecht,

in den übeln Ruf der Scylla und Charybdis gekommen, doch nur, weil seit urdenklichen Zeiten der Verkehr auf jener Strecke durch die schwerfällige Dschunke vermittelt wurde. Die bedeutendste dieser Stromschnellen bei Yünyang datiert erst aus dem Jahre 1896; sie wurde durch einen Landsturz in der angrenzenden Gebirgskette gebildet und sperrte eine Zeit lang jeglichen Verkehr. Die Geschwindigkeit des Stromsturzes soll aber nie mehr als 7 bis 8 Knoten in der Stunde betragen.

Für uns Deutsche war die Frage der Schiffbarkeit dieser Strecke insofern von besonderem Interesse, weil der Dampfer, der gegen Ende des Jahres 1900 als Pionierschiff den Verkehr auf ihr eröffnen sollte, die deutsche Flagge führte und in Bremen seine Heimat hatte. Leider ist das schöne, etwa 200 Fuß lange Schiff auf seiner ersten Reise auf der Itschang-Tschungking-Strecke wrack geworden, wobei unter anderen der Capitän sein Leben verlor. Hoffentlich wird dieser Unglücksfall die dadurch in Mitleidenschaft gezogene Firma nicht abschrecken, einen neuen Dampfer für den oberen Yangtse zu bauen, um ihn baldigst in Fahrt zu stellen.*)

Ein durch die jüngsten Wirren im Norden Chinas allgemein bekannt gewordener Fluß ist der Peiho d. h. Weiße Fluß. Er gewinnt dadurch namentlich an Wichtigkeit, daß er die Wasserstraße nach Peking bildet. Er entspringt in den „Westlichen Hügeln" oberhalb Pekings, berührt die Städte Tungtschau, den Hafen für die Reichshauptstadt, und Tientsin, wo er die Wasser des Hunho aufnimmt und ergießt sich bei Taku in den Golf von Petschili. Der Peiho ist für Dampfer bis zu etwa 1000 Tonnen Wasserverdrängung einen größeren Teil des Jahres über bis Tientsin hinauf schiffbar, doch ist die Navigation der vielen Krümmungen des Flusses halber mit bedeutendem Zeitverlust und mit Schwierigkeiten verbunden. Die Entfernung Taku-Tientsin wird auf dem Wasserwege auf etwa 70 Seemeilen geschätzt zu Lande aber auf weniger als 10 deutsche Meilen. Tiefgehende Schiffe müssen einen Teil ihrer Ladung vor der Takubarre in Leichter löschen. Vom Dezember bis zum März ist der Peiho meist zugefroren.

In Mittelchina verdienen noch besonders erwähnt zu werden der Yungho, an dem, etwa 20 Seemeilen von seiner Mündung in das Meer, der Vertragshafen Ningpo in der Provinz Tschekiang gelegen ist; ferner der Minfluß, an dessen Ufern, etwa 30 Seemeilen von seinem Ausfluß in die See, die

*) Eine ausführliche Beschreibung der gegenwärtigen Schiffahrtsverhältnisse auf dem Yangtse mit Hindeutung auf das große Absatzgebiet, das die an beiden Ufern dieses Stromes liegenden Provinzen dem fremden Handel bieten, enthält ein Vortrag, den der Verfasser von „China und die Chinesen" über das Thema: „Der Yangtsekiang — Deutschlands neues Schiffahrtsgebiet" im Auftrage des Centralvereins für Handelsgeographie usw. im Januar 1900 im Hörsale des Museums für Völkerkunde zu Berlin gehalten hat. Der Vortrag ist in den Nummern 5, 6, 7 und 8 des „Export" v. J. 1900 unverkürzt abgedruckt.

bedeutende Handelsstadt Futschau in der Provinz Fukien liegt
Yungho nur für Schiffe mittleren Tiefgangs schiffbar ist, können
Dampfer bis zu dem als „Pagoda Anchorage" bekannten Ankerplatze, c..
10 Seemeilen von Futschau entfernt, gelangen.

Der drittgrößte Strom des Kaiserreiches ist der Sikiang*) d. h. „..
fluß". Er entspringt in der Provinz Yünnan, nicht weit entfernt von
Grenze der Provinz Kueitschau. Er fließt anfangs in östlicher Richtung u...
bildet für eine gewisse Entfernung die Grenze zwischen diesen beiden Satra
pien. Dann wendet er sich nach Osten, fließt an mehreren bedeutende
Handelsstätten, Nanning Fu, Wutschau Fu und Canton, vorüber und strömt durc
die Tigermündung, Bocca Tigris, gegenüber von Hongkong ins Meer.

Die Schiffahrt auf dem Sikiang wurde erst im Jahre 1897 für fremde
Fahrzeuge freigegeben und damit erfolgte die Eröffnung einiger an ihm ge-
legenen Häfen, zu denen Wutschau Fu gehört, das etwa 300 km von Canto
entfernt ist. Bis zu jenem Platze ist der Fluß für Dampfer bis zu 12 ..
Tiefgang zu jeder Jahreszeit ohne Schwierigkeit passierbar. Er wird von
Wutschau Fu bis Nanning Fu, auf eine Entfernung von über 500 km, von
flachgehenden Frachtboten befahren, doch ist der Warentransport der vielen
Stromschnellen und Untiefen halber langsam und unsicher.

China hat verhältnismäßig nur wenige und an Größe unbedeutende
Seen. Die bedeutendsten liegen in den Mittelprovinzen, in der „Großen
Ebene". Sie stehen mit dem größten Strome des Kaiserreiches, dem Yangtse,
in Verbindung.

Der bereits erwähnte Tungtingsee, im Südwesten der Provinz Hunan
gelegen, ist der größte. Während des Winters und Frühlings ist sein Wasser-
stand so niedrig, daß die seichten Stellen zu Inseln werden und nur durch
flußähnliche Wasseradern von einander getrennt sind. Aber im Sommer
füllt sich das ganze, etwa 50 Meilen im Umfange messende Becken des Sees
durch das Steigen des Yangtse mit Wasser, da der Tungting mit dem großen
Strom unmittelbar verbunden ist.

Ungefähr 300 km östlich von diesem See liegt der Poyang. Er bespült
die Ufer der Provinz Kiangsi und auch er wird durch den Yangtse während
des Sommers aufgefüllt. Dieser See, etwa 20 deutsche Meilen lang und
5 Meilen breit, bietet dem Auge prächtige Scenerien. Unter den vielen
malerischen Punkten sind namentlich die beiden Felseninselchen, als „Kleine
Waise" (Small Orphan) und „Große Waise" (Big Orphan) bekannt, zu er-
wähnen. Einander gegenüberliegende Vorgebirge, die weit in den See hinein-
treten, teilen ihn in mehrere Becken, die durch enge Kanäle mit einander
in Verbindung stehen. Besonders erwähnt zu werden verdient, daß an den
Ufern des Poyang die berühmten Porzellanfabriken von Kingteschen liegen.
Sie liefern sämtliches Porzellan für den kaiserlichen Hof zu Peking.

*) Sowohl das Suffix „Kiang" wie „Ho" bedeuten „Fluß".

Weiter ist ein ziemlich großer See der Tahu d. h. „Großer See“ in der Nähe von Sutschau, der Hauptstadt von Kiangsu. Sein Umfang beträgt etwa 30 deutsche Meilen. Die herrliche Scenerie des Tahu soll in ganz China nicht ihresgleichen haben. Hunderte von kleinen Inseln tauchen aus seinem Spiegel hervor, zumeist angebaut und mit buddhistischen Klöstern und Sommerhäusern der reichen Kaufleute von Sutschau und Hangtschau bedeckt.

Salzseen findet man im Norden und Süden der Wüste Gobi. Sie sind allerdings nicht so groß wie der Aralsee, doch ist ihre Gesamtoberfläche größer. Der größte See ist der Lap Nor in Turkestan. Er ist 15 Meilen lang und 8 Meilen breit. Koko Nor hat eine Unzahl von Salzseen.

4. Das Klima.

Bei seiner großen Ausdehnung nach Länge und Breite und der ebenso großen Verschiedenheit der Bodengestaltung und Erhebung über die Meeresfläche zeigt das Klima Chinas*) eine außerordentliche Mannigfaltigkeit. Feste Beobachtungsstationen befinden sich nur an der Ostküste des Reiches oder doch in nur verhältnismäßig geringer Entfernung von ihr, sonst liegen nur Einzelbeobachtungen vor.

Der südlichste Teil des Reiches, der den Wendekreis noch überschreitet, wird von der Jahresisotherme 24° C durchschnitten; die Januartemperatur beträgt etwa 17° C und die Julitemperatur 26—28° C. Im äußersten Norden begegnet man einer mittleren Jahreswärme von ungefähr 2° C, einer Januartemperatur von — 20° bis — 24° C und einer Julitemperatur von 22° bis 24° C. Hier herrscht demnach ein äußerst extremes Klima, in dessen Wintertemperatur wohl zuweilen das Quecksilber gefriert. In Hongkong ist die Mitteltemperatur des Jahres 21.8°; der kälteste Monat ist der Februar mit 14.1°, der wärmste der Juli mit 27.5° C. In den 10 Jahren von 1884 bis 1893 wurde als höchste Temperatur 34.4° und als niedrigste 0° C beobachtet.

Für Shanghai (31° 12′ nördl. Br. und 121° 26′ östl. L.) liegt eine 25jährige Beobachtungsreihe vor. Das Jahresmittel beträgt 15°, der Januar, der kälteste Monat, weist im Mittel eine Temperatur von 2.7° und der Juli, der wärmste, eine Durchschnittswärme von 26.9° C auf. Die Maximaltemperatur (August 1892 und 1894) betrug 39.4°, die Minimaltemperatur — 12.1° C. (Januar 1893). Im Mittel steigt die Temperatur im Jahre bis auf 37.2° und fällt bis auf — 7.8° C.

Taku am Golf von Tschili und Peking haben eine mittlere Jahreswärme von 11.7°; im Juli steigt die Durchschnittstemperatur in Peking auf 26° und in Taku auf 26.6° C, die Mitteltemperatur des Januar beträgt in beiden Orten — 4.7° C. In Peking steigt durchschnittlich im Sommer das

*) Vergl. Hann, Handbuch der Klimatologie. Stuttgart 1897. Teil III.

Thermometer bis auf 36.6° C, in Taku auf 37.4°, im Winter fällt es in Peking durchgängig bis auf — 15.2° C und in Taku bis auf — 12.9° C.

Ungefähr auf gleicher Breite mit Rom, 41° 54′, und auf 123° 34′ östlicher Länge liegt Mukden in der Mandschurei; es hat im Januar eine Mitteltemperatur von — 15.8° C, im Juli 26.4° und im Jahre 6.9°; für Rom sind die betreffenden Durchschnittswerte im Januar 6.7° C, im Juli 24.8° und im Jahre 15.3°.

Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist nur an wenigen Stellen durch Messung festgestellt. Die Luft ist mit Ausnahme der Regenzeit im allgemeinen trocken wie in ganz Ostasien. An den Küsten wie in Hongkong und Shanghai tritt der größere Feuchtigkeitsgehalt im Sommer nur wenig hervor, Peking aber kann nach dieser Seite hin wohl als normal angenommen werden. Die relative Feuchtigkeit beträgt in Prozenten in:

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr
Hongkong	73	85	83	71	78
Shanghai	77	76	79	77	77
Peking	58	51	71	62	61

In dem ganzen ungeheuern Gebiete fallen Sommerregen. Die Regenmengen sind in den einzelnen Gebieten sehr ungleich. Die Schwankung geht von Mengen, wie sie in den Tropen auftreten, herab bis zu gänzlicher Regenlosigkeit. Der größte Teil des östlichen Innerasiens ist regenarm.

Die Windverhältnisse, die für die Regenperioden die Ursachen sind, sind ebenfalls sehr gleichmäßige. Im Winterhalbjahr herrschen stetige trockene Landwinde aus Nordwest, im Sommer aber wehen Südost- und Südwinde (Monsun) von der See her. In Shanghai dreht sich der Wind von Nordnordwest im Winter über Nordost und Ostnordost nach Südost im Frühling und Sommer; im Herbst geht er wieder über Nordost nach Nordnordwest zurück.

Die im Gebiete Ostasiens häufiger zur Entwickelung gelangenden großen Wirbelstürme, Taifune, können hier nicht eingehender besprochen werden; sie sind in einem kürzlich erschienenen Werke „Die Orkane des fernen Ostens“ ausführlicher behandelt.*)

Für den Seemann, der sein Schiff durch die trügerischen Gewässer Ostasiens führen muß, giebt es wohl kaum ein Wort, das so unheimlich an seine Ohren klingt, als das Wort „Taifun“. Über seine Bedeutung haben wir uns bereits in aller Kürze ausgelassen (vergl. S. 469). Es liegt, wie gesagt, nicht im Rahmen dieses Werkes, näher auf diese schrecklichen, in der Chinasee heimischen Wirbelstürme einzugehen. Folgende Bemerkungen über

*) „Bergholz, Die Orkane des fernen Ostens.“ Verlag von Max Nößler, Bremen 1900.

die allgemeinen Gesichtspunkte, die Bahnen und die Zonen dieser Tropenorkane dürften jedoch von allgemeinem Interesse sein.

Die allgemeinen geographischen Bedingungen für die Bildung von Zyklonen, nämlich große, von Norden nach Süden verlaufende, starkgegliederte Festlandsmassen mit östlich sich anschließenden ausgedehnten und inselreichen Meeren werden von den Zyklonengegenden Nordamerikas, der Philippinen und der Chinasee, der Meere Indiens und des südlichen Ostafrikas mehr oder weniger erfüllt.

Wegen der Ähnlichkeit, die die Orkane gewisser Monate in ihren Zugstraßen und Bildungsstätten haben, kann man sie in drei, natürlich nicht scharf begrenzte Monatsgruppen bringen, von denen die erste die Monate Dezember bis März, die zweite die Monate April und Mai, Oktober und November, die dritte endlich die übrigen Monate des Jahres, die sogen. Taifunmonate, umfaßt.

Der weitaus größte Teil aller Tropenzyklone hat seine Bildungsstätte östlich von den Philippinen, viele von ihnen bilden sich noch südlich vom 10. Breitengrad, keine aber nördlich vom 20°. Mit Hilfe der entsprechenden Isobaren- und Isothermenkarte findet man, daß die Bildungsstätten der Orkane in einer Art neutraler Zone zu suchen sind und vom Februar bis zum Juli und August nach NNW. wandern, um dann bis zum Januar wieder nach SSO. zurückzukehren, was eine Beziehung zwischen der Deklination der Sonne und den Ursprungsstätten der Zyklone erkennen läßt.

Was die Bahnen der Orkane Ostasiens anbetrifft, so lassen sie sich in zwei Abteilungen zerlegen, nämlich in die Bahnen der Orkane des Stillen Ozeans und in die der Orkane der Chinasee. Jene weisen fast durchweg eine parabolische Gestalt auf, während die Orkanbahnen der zweiten Abteilung nur in der dritten Monatsgruppe in ihren Eigenschaften den entsprechenden Bahnen der Orkane des Stillen Ozeans sehr nahe kommen.

Folgt man dem Verlauf der Zugstraßen der Chinaseeorkane, so findet man, daß sie zwischen 5° und 12° entstehen und zwischen 8° und 15° ihre Landungsstelle haben.

Die Ursprungsstätte der zweiten Gruppe, April und Mai, Oktober und November, liegt zwischen 6° und 17°, die Landungsstelle zwischen den Breiten 12° und 23°, denn die Orkane der beiden ersten Monate schlagen eine Richtung NW. zu W. ein; sie landen im April im nördlichen Annam, im Mai im Golf von Tonking und der Straße von Hainan, Ende Mai aber bis in die Gegend von Macao. Die Oktoberzyklonen erreichen den Kontinent in den ersten Tagen des Monats bis nördlich von Hongkong, weiter im Monat den Golf von Tongking; im November ist die Landungsstelle wieder Annam.

Von den Orkanen der dritten Gruppe kommen die Juniorkane an die

Südküste von China, einige biegen südlich der Straße von Formosa zurück. Die Juli-Taifune können in drei Gruppen eingeteilt werden, von denen die erste Klasse wie die Juni-Orkane verläuft, während die zweite an der chinesischen Küste zwischen Amoy und Shanghai landet oder durch das Gelbe Meer zurückbiegt.

Die Orkane der dritten Klasse endlich biegen Formosa gegenüber zurück und laufen auf das Japanische Meer zu. Im August bleibt die ursprüngliche Richtung der Zyklone NW. Sie verhalten sich sonst wie die Juli-Zyklone. Die September-Zyklone haben anfangs die Richtung NW. zu W., sind aber sonst der oben erwähnten ersten und dritten Gruppe der Juli-Orkane beizuzählen. Die Zone für die Orkane der Monate der dritten Gruppe liegt in der Ursprungsstätte der Orkane zwischen 8° und 20° Breite, ihre Landungsstätte ist von den Parallelen 30° und 18° eingeschlossen.

In Nordchina herrschen die Sommerregen mit 71 % der Jahressumme am meisten vor. Für dieses Gebiet betragen die monatlichen Niederschlagsmengen in Prozenten: Januar 0, Februar 1, März 1, April 3, Mai 7, Juni 14, Juli 33, August 24, September 11, Oktober 3, November 2, Dezember 1. Im mittleren China, am Mittellauf des Yangtse und an der Küste, beträgt die Regenmenge im Sommer nur etwa 40 %; es regnet dort also auch im Winterhalbjahr. Am oberen Yangtse in Tschungking in der Provinz Setschuen ist das Klima im Winter infolge häufiger Nebel feucht und wolkig, so daß man mitunter wochenlang die Sonne nicht sieht. Im Süden von Setschuen, in der Provinz Yünnan, findet man im Gegensatz dazu im Winter einen heiteren Himmel.

Die mittlere jährliche Niederschlagsmenge ist in Nordchina im allgemeinen kleiner als 100 cm, im mittleren und südlichen China geht sie über diese Summe hinaus. In Nordchina ist der Regen ebenso streng periodisch wie in den Tropen; diese Erscheinung erstreckt sich bis in das ostasiatische Hochdruckgebiet hinein. Der hohe Barometerstand und fortgesetzt wehende kalte Landwinde bringen im Winter eine außerordentliche Trockenheit hervor. Nach Richthofen wird durch die im Winter, Frühling und Herbst wehenden kalten Nordwestwinde ein feiner Staub, dem der Löß seinen Ursprung verdankt, aus den Salzsteppen der Mongolei nach China geführt. In der kalten Jahreszeit ist die Luft beständig mit einem feinen Staube erfüllt, der allmählich niederfällt und alles, Felder, Wege, Bäume und Gebäude gelb färbt.

Am Yangtse treten aber schon günstigere Niederschlagsverhältnisse hervor. Der Winter ist feuchter und die sommerliche Regenzeit setzt bereits mit dem April ein. An der Küste zwischen Shanghai und Futschau fällt die größte Regenmenge im Juni, der Juli tritt um etwa 7 cm zurück, im August und September nimmt die Niederschlagsmenge wieder um etwa 2 cm zu, so daß ein Anstieg im Spätsommer vorhanden ist. In Shanghai beträgt die Jahressumme 112 cm. Davon entfallen auf die einzelnen Monate in Prozenten:

Januar 5, Februar 6, März 7, April 8, Mai 8, Juni 17, Juli 10, August 14, September 11, Oktober 8, November 4 und Dezember 2.

Jenseits des Wendekreises nähern sich die Niederschlagsverhältnisse wieder den nordchinesischen, doch setzt sich das Sommermaximum nicht so scharf gegen die Grenzmonate Mai und September ab; erst im Meerbusen von Tongking ist es wieder so scharf wie in Nordchina ausgeprägt. Hongkong hat eine jährliche Regenmenge von 229 cm. Davon kommen in Prozenten auf die einzelnen Monate: Januar 1, Februar 1, März 4, April 6, Mai 14, Juni 18, Juli 18, August 16, September 14, Oktober 6, November 1 und Dezember 1.

Dem Regenmaximum entspricht auch der Wasserstand der Flüsse. So hat der Yangtse im Winter einen niedrigen Wasserstand. Im April steigt das Wasser infolge der Schneeschmelze in den Gebirgen, im Sommer hat der Fluß ein regelmäßiges und höchst bedeutendes Hochwasser, das um etwa 13 bis 14 m das Winterniveau überragt und den niederen Teil der Ebene unter Wasser setzt. Ursache davon sind allein die reichlichen Regenmengen, die in den wärmeren Monaten fallen. Sind die Regen im Flußgebiete besonders ergiebig, so sind große Überschwemmungen die Folge.

Obgleich der Temperaturwechsel in China mitunter sehr bedeutend ist, so charakterisiert ihn doch nicht jene unberechenbare Unregelmäßigkeit, wie sie beispielsweise in Nordamerika der Fall ist, sondern vielmehr eine methodische Reihenfolge. Der vom kaiserlichen Hofastronomieamt zu Peking herausgegebene Kalender ist der autorisierte Exponent der dreifachen Harmonie, die im Lande der Mitte zwischen dem Himmel, der Erde und dem Menschen bestehen soll, und man kommt zuweilen wirklich in Versuchung, dies Buch für einen glaubwürdigen Semaphor anzusehen. Man nimmt z. B. an dem Tage, der im Kalender als „Frühlingsanfang“ bezeichnet ist, auch gewöhnlich die Ankunft des Lenzes wahr, während den Tag, der als „Herbstesanfang“ benannt ist, zumeist ein auffallender Witterungswechsel kennzeichnet. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Wintersanfange. Die Tage um den im chinesischen Kalender als „Frostfall“ bezeichneten Tag herum bringen in der Regel stets auch den ersten Reif.

Die in China ansässigen Ausländer schieben sehr häufig einen unbefriedigenden Gesundheitszustand dem Klima in die Schuhe. Indes ist es Thatsache, daß vielmehr unbesonnene Lebensweise, Mangel an hinreichender Körperbewegung, der Umstand, daß man sich unnötig den Sonnenstrahlen aussetzt u. a. m. die Schuld tragen. Es ist eine häufig gemachte Erfahrung, daß der in China lebende Ausländer, wenn er seine Gesundheit schont und den Regeln der Hygiene gemäß lebt, sich sehr oft bedeutend wohler befindet, als Personen seines Alters in Europa.

Die Ursache hierfür muß wohl in erster Linie darauf zurückgeführt werden, daß der Europäer dort ein weniger angestrengtes Leben führt. Er hat nicht die Plackereien und Scherereien, wie im Abendlande, außerdem aber viel mehr

Zeit und Gelegenheit zur Erholung. Dazu kommt noch der gü
daß der Ausländer im Norden des Kaiserreiches fünf bis sech
und Südchina sogar sieben bis acht Monate lang im Jahre Tag
hindurch im Freien lebt. Denn Fenster und Thüren werden w a
Monate nur selten geschlossen.

Die Chinesen sind allerdings ein physisch schwächerer Mensche
die Deutschen, die Engländer u. a. Doch ist nicht das Klima die
sondern ihre grenzenlose Unwissenheit und Nichtachtung der Gesundh
u. a. m. In den Vertragshäfen ist die Sterblichkeitsrate der dort leben
Eingeborenen — eine Ausnahme bilden selbstverständlich Jahre, in d
Epidemien herrschen — nicht höher als die der Ausländer.

Politische Geographie.

Die noch heute bestehende Einteilung des chinesischen Kaiserre i
vinzen datiert aus der Yüan (Mongolen)-Dynastie (
Außer den Ministerien der Central-Regierung wurden unter der
„bewegliche Departements" dreizehn Provinzial-Gouverneurschaften e
Die Mingdynastie behielt dies Regierungssystem ihrer mongolischen
gänger bei. Es erfolgten nur unbedeutende Änderungen, z. B. die Ernennung
von Generalgouverneuren im 16. Jahrhundert. Vor dieser Zeit wurden
die verschiedenen Satrapien insgesamt nur von Gouverneuren verwaltet.

Die fünfzehn Provinzen der Mingdynastie (1368—1644) waren: Schantung, Schansi, Honan, Hukuang, Schensi, Fukien, Tschekiang, Kiangsi, Setschuen, Kuangtung, Kuangsi, Yünnan und Kueitschau. Dazu kamen die beiden „hauptstädtischen" Provinzen Tschili oder Petschili und Kiangnan oder Nantschili, in denen die nördlichste Peking, und die südlichste Hauptstadt Nanking gelegen waren.

Während der Regierung Kang His (1661—1723), mithin bereits unter der gegenwärtigen Dynastie, wurde die Provinz Anhui von Kiangnan getrennt; sie führte fortan den Namen Kiangsu. In ähnlicher Weise wurde Kansu durch die Teilung Schensis gebildet. Indem man Hukuang auch in zwei Provinzen teilte, die die Namen Hupe und Hunan erhielten, brachte man die Anzahl der Provinzen auf achtzehn.

Die Provinzen sind eingeteilt in „Fu", Präfekturen, „Ting", Unter-Präfekturen, „Tschau", Departements oder Kreise und „Hien", Distrikte. Jeder Distrikt enthält wenigstens eine mit einer Ringmauer umgebene Stadt; sie ist der Sitz der höchsten Distriktsbehörden.

Im eigentlichen China d. h. dem der 18 Provinzen giebt es gegenwärtig

182 Präfekturen; von diesen hat Yünnan mit 14 die größte und Schensi mit 7 die kleinste Zahl. Außerdem werden Peking und Mukden, das in der Mandschurei liegt, als Sonderpräfekturen gerechnet. Die Zahl der Unterpräfekturen beträgt 132; auf Kansu fallen die meisten, nämlich 21. Man findet in den Grenzprovinzen die größte Anzahl von „Ting", weil in ihnen die kaiserliche Autorität vielfach noch nicht allzu fest Fuß gefaßt hat, und deshalb viele dieser Unterpräfekturen zur besseren Kontrolle der dort lebenden Urstämme eingerichtet worden sind.

Departements giebt es im eigentlichen China 247. Kuangsi mit 49 Tschau weist die größte Zahl auf. Außerdem haben wir in den achtzehn Provinzen 1306 Distrikte; davon fallen 122 auf Tschili. Viele der Distriktsstädte sind sehr klein, in Wirklichkeit reine Dörfer; ihr Handel ist demgemäß ganz unbedeutend.

Folgende Tabelle veranschaulicht in übersichtlicher Weise die Zahl der Fu, Ting, Tschau und Hien, in die jede Provinz des Kaiserreiches geteilt ist:

Provinzen	General-Gouverneurschaft	Fu	Ting	Tschau	Hien
Tschili	Tschili, abgesondert	11	4	23	122
Kiangsu	Kiangnan	8	4	6	62
Anhuei		8	1	8	52
Kiangsi		13	3	2	75
Schantung		10	—	11	96
Schansi		9	10	16	86
Honan		9	3	9	97
Schensi	Schenkan	7	8	10	73
Kansu		10	21	16	59
Fukien	Mintschi	9	3	2	58
Tschekiang		11	3	1	75
Hupe	Hukuang	10	3	8	60
Hunan		9	8	7	64
Setschuen	Setschuen	12	13	19	113
Kuangtung	Liangkuang	9	11	11	77
Kuangsi		11	6	49	54
Yünnan	Yünkuei	14	17	35	39
Kueitschau		12	14	14	33
	Zusammen:	182	132	247	1306

I. Das eigentliche China.

Fassen wir die im Norden und Nordwesten gelegenen Provinzen zuerst ins Auge, so gebührt Tschili als der politisch wichtigsten Satrapie die erste Stelle. Verdeutscht bedeutet der Name „direkte Herrschaft", womit gesagt

sein soll, daß aus dieser Provinz d. h. aus Peking die höchste Gewalt, das Kaiserreich regiert, herrührt. Man schätzt den Flächeninhalt di Satrapie auf rund 300000 qkm, ihre Bevölkerung auf 20 Millionen; kommen mithin 66 Menschen auf den qkm.

Peking ist seit 1411 die Reichshauptstadt. Provinzialhauptstadt Paoting Fu. Vor jenem Jahre war Nanking Sitz der Central-Regieru Seit der Vereinigung der verschiedenen Staaten unter einem Herrscher 3. Jahrhundert v. Chr. ist übrigens der höchste Regierungssitz nicht weni als vierzehnmal verändert worden. Singan Fu in Schensi hat die Ehre, längsten Reichshauptstadt gewesen zu sein. Mit dem Anwachsen des Reic gebietes nach Norden und Westen wurde auch der Mittelpunkt des gan Landes mehr nach Norden verlegt. — Nachstehende Tabelle giebt die Nan der verschiedenen Städte, die seit der Tsin-Dynastie Reichshauptstadt wa

Dynastie	Jahr	Stadt	Provinz
Tsin	255 v. Chr.	Singan Fu .	Schensi
Han	206	" . . .	"
Östliche Han . .	25 n. Chr.	Honan Fu .	Honan
Jüngere Han . .	221	Tschengtu Fu	Setschuen
Wu	221	Wutschang .	Hupe
"	229	Nanking . .	Kiangnan
Wei	225	Tschangte Fu	Honan
Westliche Tsin . .	280	Honan Fu .	"
Östliche " . .	317	Nanking . .	Kiangnan
Sui	582	Singan Fu .	Schensi
Tang	618	" . . .	"
Sung	960	Kaifeng Fu .	Honan
Südliche Sung .	1129	Hangtschau .	Tschekiang
Yüan	1260	Peking . . .	Tschili
Ming	1368	Nanking . .	Kiangnan
"	1421	Peking . . .	Tschili
Tsing	1644	" . . .	"

Die Provinz Tschili bildet einen Teil der großen Deltaebene, die im Norden und Westen von Gebirgsketten begrenzt wird. Sie stößt im Osten an den Golf von Petschili und Schantung, im Süden an diese Provinz und Honan, im Westen an Schansi, im Norden an die Mongolei. Die hauptsächlichsten Ackerbauprodukte sind: Weizen, Kaoliang (Sorghum vulgare oder Zuckerhirse), Hafer, Mais, Hirse. Früchte und Gemüse werden ebenfalls viel gebaut. — Tientsin, verdeutscht „Himmelsfurt", mit einer Bevölkerung von etwa 1 Million ist seit 1858 Vertragshafen. Der Wert seines Außenhandels, soweit er zur Kenntnis der unter fremder Leitung stehenden

Seezollverwaltung gekommen ist, betrug 1899 rund 77½ Millionen Taels; hiervon kamen netto 39 Millionen Taels auf die fremde Einfuhr.

Die Provinz Schansi, verdeutscht „westlich von den Hügeln", wird im Norden von der Mongolei, im Osten von Tschili, im Süden von Honan, im Westen von Schensi begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 212 000 qkm. Sie hat eine Bevölkerung von 11½ Millionen; wir haben mithin 54 Seelen auf den qkm. Hauptstadt ist Taiyüen Fu.

Die Bodenbeschaffenheit der Provinz, die, wie vielfach angenommen wird, die ursprüngliche Heimat des chinesischen Volkes sein soll, hat mehrere charakteristische Züge aufzuweisen. Von ihrer Südgrenze nordwärts bis nach Ningwu an der großen Mauer erhebt sich ein 5—6000 Fuß hohes Plateau, das ein ununterbrochenes Kohlenfeld ist. Im Norden und Westen ist dies Hochland von hohen Gebirgsketten eingerahmt. Im mittleren Teile der Provinz finden wir eine Anzahl eigentümlicher, von Norden nach Süden verlaufender Senkungen. Sie sind allesamt ehemalige Seebecken, die aber nicht mit einander in Verbindung gestanden zu haben scheinen.

Schansi ist reich an Kohlen und Eisen. Salz wird im Süden gewonnen, sowohl aus Salzseen wie aus der Alluvialerde. Viel landwirtschaftliche Produkte hat es nicht aufzuweisen. Fleisch ist ein Luxusartikel; seine Stelle vertritt gesalzener Fisch und selbst dieser wird fast nur von den wohlhabenderen Klassen gegessen. Das Volk ist zum großen Teile sehr arm und in den Gebirgsgegenden häufig von Hungersnot heimgesucht.

Die Provinz Schensi d. h. „West von den Päſsen", wird im Norden von der großen Mauer, im Osten von Schansi, richtiger gesagt vom Gelben Fluß, im Süden von Setschuen, im Westen von Kansu begrenzt. Der Flächeninhalt ist 195000 qkm. Sie hat eine Bevölkerung von 8½ Millionen; es entfallen demnach 44 Menschen auf den qkm. Hauptstadt ist Singan Fu, auch Hsian Fu genannt. Die Stadt ist ihrer Lage halber, — sie liegt an dem Kreuzpunkte der Wege, die den Verkehr des nordöstlichen Chinas mit den im Westen und Südwesten gelegenen Provinzen vermitteln, — von bedeutender kommerzieller Wichtigkeit. Die Provinz wird durch zwei Gebirgszüge, die durch ihre südliche Hälfte von Ost nach West laufen, in zwei Teile geteilt.

Schensi hat keine Manufakturwarenindustrie. Sein Handel besteht demnach vornehmlich in der Einfuhr von Seide, Thee, Zucker u. dergl. m.; es führt diese Artikel wiederum nach Kansu, Centralasien und Rußland aus. Zu den wichtigsten Landesprodukten, die jedoch sämtlich nicht zur Ausfuhr gelangen, gehören: Baumwolle, Weizen, Kaoliang, Hirse, Mais und Opium. Man tauscht diese Artikel mit den Nachbarprovinzen gegen Eisen, Kohle, Salz usw. aus. Schansi ist eine Lößregion, und obschon man deshalb zwar den Reisbau nicht betreiben kann, so eignet sie sich doch gerade deswegen sehr zum Betriebe der eigentlichen Landwirtschaft. Die Winter sind sehr kalt, aber nur von kurzer Dauer.

Die Provinz Kansu, d. h. „Freiwillige Ehrfurcht", soll ihren Namen durch die Zusammensetzung der ersten Silben der beiden bedeutendsten Städte der Satrapie, nämlich Kantschau und Sutschau, erhalten haben. Die Provinz grenzt im Nordosten an das Gebiet der Ordo-Mongolenstämme, im Osten an Schensi, im Süden an Setschuen, im Südwesten an Kokonor und die Wüste Gobi, im Nordwesten an Ili und Kobdo. Ihr Flächeninhalt wird — im Westen bis Sutschau gerechnet — auf 325000 qkm geschätzt; die Bevölkerung beträgt etwa 9½ Millionen; es kommen mithin 18 Menschen auf den qkm. Hauptstadt ist Lantschau Fu am Gelben Flusse. Kansu ist zum großen Teile eine Wildnis. Im Osten vom Hoangho wird Ackerbau getrieben; der Boden ist dort einigermaßen fruchtbar. Hauptprodukte sind: Moschus, Pferdehäute, Felle, Arzneien, Tuche. Wilde Tiere finden sich vielfach.

Von den im Centrum und im Süden gelegenen Provinzen ist für uns Deutsche die am weitesten nach Norden gelegene Provinz Schantung die wichtigste. Der Name bedeutet „östlich von den Bergen". Die Provinz wird im Norden von Tschili und dem gleichnamigen Golf, im Osten vom Gelben Meere, im Süden vom Gelben Meere und Kiangsu, im Westen von Tschili begrenzt. Das Areal beträgt 145000 qkm, die Bevölkerung 25 Millionen Seelen; es kommen demnach 172 Köpfe auf den qkm. Hauptstadt ist Tsinan.

Schantung weist in seinem mittleren und östlichen Teile eine Reihe nordöstlich und südwestlich streichender Gebirgszüge auf, zwischen denen äußerst fruchtbare Thäler liegen. Der Nordwesten, Westen und Süden der Provinz machen einen Teil der großen Ebene Nordchinas aus. Die höchste Gebirgsspitze ist der geheiligte Taischan, d. h. „Großer Berg", der 5000 Fuß hoch ist. Der Hoangho ist der einzige Fluß von Bedeutung. Neben dem Kaiserkanale bieten mehrere Binnenseen sowie von diesem abgeleitete Kanäle wertvolle Verkehrsadern.

Im allgemeinen ist Schantung nicht besonders fruchtbar. Die Berge sind nicht anbaufähig, während anderseits Strecken der im Norden gelegenen Ebene ihres starken Salzgehaltes halber sich zur Landwirtschaft nur wenig eignen. Ihre wichtigsten Produkte sind: Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, die Kastorölpflanze, der Wachsbaum usw. Die Küste der gebirgigen Halbinsel, die sich zwischen dem Golf von Tschili und dem Gelben Meere vorschiebt, bildet zahlreiche, wenn auch zumeist minder gute Häfen.

Tschifu ist seit 1858 Vertragshafen mit einer Einwohnerzahl von 40000 Menschen. Sein Außenhandel betrug 1899 rund 28 Millionen Taels; hiervon kamen 12 Millionen auf die fremde Einfuhr. Südlich von Tschifu liegt unser Pachtgebiet, Kiautschau, an der gleichnamigen großen Bucht. Es wird an einer anderen Stelle dieses Buches (Kapitel XXIV) eingehend behandelt werden. In nordöstlicher Richtung von Kiautschau haben wir den ehemaligen

Kriegshafen Weihaiwei, den China im Jahre 1898 an Großbritannien abgetreten hat. (Vgl. S. 148.)

Die Provinz Honan, d. h. „Südlich vom Flusse", nämlich vom Hoangho, wird im Norden von Schensi und Tschili, im Westen von Schensi, im Süden von Hupe, im Osten von Anhui begrenzt. Sie hat ein Areal von rund 176000 qkm, eine Bevölkerung von 22 Millionen, also 125 Seelen auf den qkm. Hauptstadt ist Kaifeng Fu. Teile der Provinz sind außerordentlich fruchtbar und der Ackerbau wird stark betrieben. Im Westen befinden sich noch große Waldungen. Unter den Landesprodukten sind die wertvollsten: Baumwolle, wilde Seide, Hanf und Flachs.

Die Provinz Kiangsu, ein Name, der aus den ersten Silben der Städte Kiangning Fu, was die offizielle Bezeichnung für Nanking ist, und Sutschau, der Provinzialhauptstadt, gebildet worden ist, wird im Norden von Schantung, im Süden von Tschekiang, im Westen von Anhui und im Osten vom Meere begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 100000 qkm, die Bevölkerung 21 Millionen; es kommen demnach 210 Menschen auf den qkm d. h. mehr Seelen als in irgend einer anderen Provinz Chinas.

Kiangsu, ohne Gebirge, aber hügelig, bildet einen Teil der großen Ebene, woraus sich seine große Fruchtbarkeit erklärt. Die Bewässerung der Provinz ist ebenfalls besser als die irgend einer anderen Provinz Chinas. Der Kaiserkanal kreuzt Kiangsu von Süden nach Norden, und der Yangtse läuft durch den südlichen Teil von Westen nach Osten. Die Provinz hat mehrere größere Seen, darunter den Tahu; das Kanalsystem ist außerordentlich ausgebildet.

Kiangsu hat einige hochinteressante Plätze, darunter Nanking, z. B., die Hauptstadt der Kiangnanprovinzen und Sitz des Generalgouverneurs. Die Stadt war auch eine Zeit lang bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts der Sitz des kaiserlichen Hofes, und in neuerer Zeit das Hauptquartier der Taipingrebellen. Seit Unterdrückung des Aufstandes im Jahre 1864 hat sich Shanghai zum großen Handelsemporium Ostasiens emporgeschwungen. Eine sehr berühmte Stadt ist Sutschau, die Hauptstadt von Kiangsu; von ihr rühmen die Chinesen, daß sie die schönsten Frauen des Kaiserreiches aufweise.

Die wichtigsten Landeserzeugnisse der Provinz sind: Thee, Seide, Baumwolle, Reis, Zucker. Kiangsu hat drei Vertragshäfen: Shanghai verdeutscht „Obere See" am Whangpuflusse, der sich bei Wusung in den Yangtse ergießt, seit 1842. Sein Außenhandel belief sich 1899 auf 124 Millionen Taels, wovon fast 39 Millionen Taels auf die fremde Einfuhr kamen. Der zweite Vertragshafen ist Tschinkiang d. h. „Fluß-Wache" am unteren Yangtse, 125 Seemeilen von Shanghai gelegen, mit 140000 Einwohnern. Der Wert seines fremden Handels betrug im selben Jahre 25½ Millionen Taels; hiervon kamen 14½ Millionen Taels auf die Einfuhr. Dritter im Bunde ist

Sutschau mit mehr als ½ Million Einwohner, 80 Seemeilen von Sl
entfernt. Sein Außenhandel betrug 1899 rund 1½ Millionen Taels.
1899 ist auch Nanking mit 400000 Seelen Vertragshafen. Sein
hatte in diesem Jahre einen Wert von etwa 2½ Millionen Taels.

Die Provinz Anhui, verdeutscht „Friede und Schönheit", wird im N
von Honan, im Osten von Kiangsu und Tschekiang, im Süden von
und im Westen von Hupe und Honan begrenzt. Der Flächeninhalt
142000 qkm, die Bevölkerung 21 Millionen; wir haben daher 148 M
auf den qkm. Hauptstadt ist Antsching (Nganking) am Yangtse.

Die Provinz ist an landwirtschaftlichen Produkten ungemein
Haupterzeugnisse sind: grüner Thee, Baumwolle, Reis, Seide und
Anhui hat einen Vertragshafen: Wuhu, verdeutscht „Unkrautreicher
mit 85000 Einwohnern. Sein Handel belief sich 1899 auf 20 Mill
Taels, wovon fast 7 Millionen auf die fremde Einfuhr fielen.

Die Provinz Hupe d. h. „Nördlich vom (Tungting) See", gren
Norden an Honan, im Osten an Anhui, im Süden an Hunan, im
an Schensi und Setschuen. Der Flächeninhalt beträgt 185000 qkm,
Bevölkerung 30 Millionen; sie ergiebt demnach im Durchschnitt 162 Me
auf den qkm. Der vom Hanflusse durchquerte größere Teil der Pro
bildet eine Niederung, die Thee, Baumwolle, Weizen, Seide, Tabak
Bohnen hervorbringt.

Wutschang, am Ausflusse des Han in den Yangtse gelegen, ist Hauptstadt und Residenz des Generalgouverneurs. Von den Vertragshäfen Hupes ist Hankau d. h. „Mündung des Hanflusses", der weitaus wichtigste. Aus der 800000 Einwohner zählenden Stadt werden jährlich ungeheure Mengen von Thee ins Ausland verschickt. Hankaus Außenhandel hatte 1899 einen Wert von 67 Millionen Taels; hiervon kamen 21½ Millionen Taels auf die fremde Einfuhr.

Der nächst Hankau wichtigste Vertragshafen von Hupe ist Itschang am oberen Yangtse mit 35000 Einwohnern. Sein fremder Handel hatte 1899 einen Wert von 3¾ Millionen Taels, wovon 1½ Millionen Taels auf die Einfuhr fielen. Zwischen Hankau und Itschang liegt ein dritter Vertragshafen, Schasi mit 75000 Einwohnern. Er ist von nur geringer Bedeutung. Sein Außenhandel betrug im eben genannten Jahre nur ¼ Millionen Taels.

Die Provinz Kiangsi d. h. „Westlich vom (Yangtse)-Flusse", stößt im Norden an Hupe und Anhui, im Süden an Kuangtung, im Osten an Fukien, im Westen an Hunan. Sie hat einen Flächeninhalt von 180000 qkm und eine Bevölkerung von 25 Millionen, also 139 Menschen auf den qkm. Hauptstadt ist Nantschang am Kiukiang in der Nähe des Poyangsees gelegen, in den sich der Fluß ergießt.

Fast die ganze Provinz ist gebirgig. Die Nantschankette durchschneidet sie in der Richtung von Südwest nach Nordost. Die Hauptprodukte sind:

Thee — man erntet hier die besten schwarzen Theesorten, als „Kaisow“ bekannt, und die beliebte grüne „Moyune“-Sorte — ferner Hanf, Tabak, Talg. Ein wichtiger Ausfuhrartikel ist Porzellan, das in der kaiserlichen Porzellanfabrik zu Kingtetschin am Poyangsee fabriziert wird. Kiukiang d. h. „Neun Flüsse“, ist der Vertragshafen von Kiangsi. Die Einwohnerzahl beträgt 55000. Sein fremder Handel hatte 1899 einen Wert von 18½ Millionen Taels; hiervon entfielen fast 10 Millionen Taels auf die Einfuhr.

Die Provinz Hunan d. h. „Südlich von den Seen“ grenzt im Norden an Hupe, im Osten an Kiangsi, im Süden an Kuangsi und Kuangtung, im Westen an Kueitschau und Setschuen. Sie hat einen Flächeninhalt von 216000 qkm; die Bevölkerung wird auf 21 Millionen geschätzt, so daß 97 Menschen auf den qkm kommen. Tschangtscha am Siangflusse ist die Provinzialhauptstadt.

Hunan ist stark gebirgig. Die einzige Ebene von einiger Bedeutung liegt am Tungting, dem größten See Chinas. Unter den Landesprodukten sind zu nennen: Thee, Baumwolle, Hanf, Reis, Tabak, sowie mehrere wertvolle Holzarten. Die den Ausländern ungemein feindliche Bevölkerung Hunans widerstrebte von jeher aufs äußerste einem Verkehr mit Europäern. Erst nachdem die Vertreter der Mächte in Peking seit Jahren einen starken Druck auf die Centralregierung ausgeübt hatten, willigte diese i. J. 1899 ein, den Hafen Yotschau mit 20000 Einwohnern dem fremden Verkehr zu öffnen. Die Stadt liegt an der Ostseite des Tungtingsees, wo sich der Siangfluß in ihn ergießt.

Wir kommen zur Betrachtung der südöstlichen Küstenprovinzen. Tschekiang, die nördlichste, ist die kleinste Provinz Chinas. Der Name bedeutet „Krummer Fluß“; er wird von dem Tscheflusse, der das südliche Tschekiang durchströmt, hergeleitet. Die Provinz wird im Norden von Kiangsu, im Osten vom Meere, im Süden von Fukien, im Westen von Kiangsi und Anhui begrenzt. Ihr Flächeninhalt beträgt 95000 qkm, die Bevölkerung 12 Millionen, mithin 125 Seelen auf den qkm.

An der Kiangsu-Grenze ragt ein kleiner Teil der Provinz in die große Ebene hinein, sonst ist sie von einem Teile des Nanschangebirges ganz erfüllt und durchweg hügelig. Die Thäler zwischen den Bergen sind außerordentlich fruchtbar, die Scenerie sehr häufig bewundernswert. In den Hügelgegenden wird viel Thee gebaut, in der Ebene viel Seide gewonnen. Hauptstadt ist Hangtschau mit etwa 700000 Einwohnern, das auch Vertragshafen ist. Der Platz, höchst romantisch an den Ufern des Westsees, „Si Hung“, gelegen, war während der späteren Sungdynastie im 12. Jahrhundert Reichshauptstadt. Der bedeutendste Vertragshafen ist Ningpo d. h. „Ruhige Wogen“ mit 255000 Einwohnern, dann folgt Wentschau mit 80000 Einwohnern. Der fremde Handel dieser beiden Häfen belief sich 1899 auf 16¼ Millionen bzw. 1½ Millionen Taels.

Etwa 50 Seemeilen entfernt und Ningpo gegenüber liegt die I Inselgruppe. Die größte der Inseln, Tschusan d. h. „Botsinsel", mißt 50 nautische Meilen im Umfange; die bedeutendste Stadt ist Tinghai. zu dieser Gruppe gehörige Insel Putu ist wegen der großen Zahl bu stischer Tempel und ihrer romantischen Scenerie in ganz China bekannt ein beliebter Wallfahrtsort.

Die Provinz Fukien, verdeutscht „An trefflicher Stelle eingerichte stößt im Norden an Tschekiang, im Süden an Kuangtung, im Westen Kuangsi und im Osten an das Meer. Der Flächeninhalt beträgt 120 qkm, die Bevölkerung 21 Millionen; es kommen mithin etwa 175 Men auf den qkm. Der Hauptfluß ist der Min; an ihm liegt die Hauptst Futschau.

Fukien ist zum großen Teile Gebirgsland, doch sind die Hügelketten z meist fruchtbar und stark angebaut. Der Boden der Provinz ist überhaup vortrefflich, wie ja auch der Name „Fukien" andeutet. Die Scenerie viel anziehendes. Die Theestaude ist das wichtigste Landeserzeugnis; nament lich wird die als „Bohea" bekannte Sorte hoch geschätzt. Auch verschieden Getreidearten werden gebaut, ferner Zuckerrohr und Früchte, vor alle Apfelsinen. An Hölzern ist die Provinz ebenfalls reich. Von den beiden Vertragshäfen ist Futschau d. h. „Glückliche Stadt" mit 650 000 Einwohnern der bedeutendere Ort. Sein Außenhandel hatte 1899 ein Wert von 27¼ Millionen Taels; hiervon kamen 6¾ Millionen Taels auf die Einfuhr. Amoy d. h. „Hafen in Hsia" mit 95 000 Einwohnern ist südlicher gelegen und hatte 1899 einen Handel, deren Wert sich auf 17 Millionen Taels belief. Davon entfielen 10 Millionen Taels auf die fremde Einfuhr.

Die der Küste von Fukien gegenüber gelagerte Insel Formosa, von den Chinesen „Taiwan" d. h. „Große Bucht" genannt, ist 1895 durch den Vertrag von Schimonoseki an Japan abgetreten worden. Sie ist etwa 250 Seemeilen lang und hat eine größte Breite von 70 Seemeilen.

Die Provinz Kuantung d. h. „Der breite Osten" grenzt im Norden an Hunan, Kiangsi und Fukien, im Süden und Osten an das Meer, im Westen an Kiangsi. Sie hat einen Flächeninhalt von 225 000 qkm und eine Bevölkerung von 28 Millionen, so daß im Durchschnitt 125 Menschen auf den qkm kommen. Canton am Perlflusse, dessen chinesischer Name Kuangtschau Fu d. h. „Breite Stadt" lautet, ist Hauptstadt und Sitz des General-Gouverneurs. Sie zählt 800 000, aber mit den umliegenden Ortschaften, die in Wirklichkeit mit Canton eine Stadt bilden, über 2 Millionen Einwohner und ist somit die größte Stadt des Kaiserreiches.

Kuangtung ist hügelig; es wird von einem Teile des Nanschangebirges durchschnitten. Die Thallandschaften sind ungemein fruchtbar. Die Flüsse, die im Osten, Norden und Westen die Provinz durchströmen, bilden eines der größten Flußdeltas der Erde. Kuangtung ist überhaupt eine der reichsten

Satrapien Chinas; besonders ergiebig ist der Boden in den Niederungen. Der Hauptausfuhrartikel ist Seide, dann folgen Thee, Zucker, Cassia lignea u. a. m.

Canton — der Name ist eine im Munde der Europäer entstandene Verdrehung von Kuangtung — nimmt unter den Vertragshäfen Chinas die vierte Stelle ein. Sein fremder Handel erreichte im Jahre 1899 eine Höhe von 58½ Millionen Taels, wovon fast 14 Millionen Taels auf die fremde Einfuhr fielen. Die an Bedeutung ihm zunächst kommende Stadt in der Provinz ist das nördlich gelegene Swatau mit 40000 Einwohnern und einem Handel von 45 Millionen Taels, wobei die Einfuhr 13½ Millionen Taels beträgt. An dritter Stelle kommt Pakhoi südlich von Canton mit einem Handel von 4 Millionen Taels. Weiter aufwärts von Canton am Westflusse haben wir dann noch die Vertragshäfen Samschui, Wutschau mit 50000 Einwohnern und Nanning Fu. Da diese drei Häfen erst kürzlich eröffnet worden sind, so ist ihr fremder Handel gegenwärtig noch nicht bedeutend.

Die von der Provinz Kuangtung nur durch eine enge Meeresstraße getrennte Insel Hainan, von den Chinesen Kiungtschau d. h. „rote Marmorregion" genannt, ist etwa 150 Seemeilen lang und 100 Seemeilen breit. Das Areal wird auf 34000 qkm geschätzt, die Bevölkerung, die zum Teil aus Ureinwohnern besteht, auf 2 Millionen.

Die südlichen und östlichen Teile Hainans sind gebirgig, der Norden ist eine große Ebene. Von Landeserzeugnissen sind zu nennen: Zucker, Reis, Holz, Kokusnüsse usw. Im Norden der Insel liegt der Vertragshafen Hoihau d. h. „Seehafen" von den Chinesen Kiungtschau nach der Insel selbst benannt. Sein fremder Handel hatte 1899 einen Wert von 4½ Millionen Taels.

Von den südwestlichen Binnenprovinzen Chinas ist K u a n g s i d. h. „Breiter Westen" nächst der Provinz Kansu die am dünnsten bevölkerte des Kaiserreiches. Ihr Fläscheninhalt wird auf 200000 qkm, ihre Bevölkerung auf etwa 5½ Millionen geschätzt; es kommen also nur 28 Menschen, gegen 18 in Kansu, auf den qkm. Kuangsi wird im Norden von Kueitschau und Hunan, im Osten von Kuangtung, im Süden von Cochinchina, im Westen von Yünnan begrenzt

Die Hauptstadt ist Kueilin, verdeutscht „Cassia-Wald". Im Süden und Osten sind Teile der Provinz gebirgig, im Norden findet man jedoch viel Hügelland und Ebenen. Ein großer Teil von Kuangi ist für den Anbau völlig unbrauchbar. Der Hauptreichtum besteht in Erzen. Mehrere Distrikte der Provinz werden von der Urbevölkerung der Miautse bewohnt.

Die Provinz K u e i t s c h a u, verdeutscht „Vornehme Gegend", stößt im Norden an Setschuen, im Osten an Hunan, im Süden an Kuangsi, und im Westen an Yünnan. Sie hat einen Flächeninhalt von 174000 qkm und eine Bevölkerung von etwa 8 Millionen; demnach kommen 46 Seelen auf den qkm.

Kueiyang ist die Hauptstadt. Mit Ausnahme einiger Ebenen W
und Nordbezirken, ist die Provinz gebirgig. Das Klima soll wenig ge
sein. Die Zahl der Ackerbauprodukte ist sehr beschränkt. Der Süden
tschaus ist von den Miautse, den Ureinwohnern, stark bevölkert.

Yünnan d. h. „Südlich von den Wolken" wird so genannt, weil
Hochland von Setschuen, das seine Nordgrenze bildet, fast stets in Nebel
Wolken eingehüllt ist. Von Setschuen abgesehen ist diese Provinz die g
Chinas. Ihr Flächeninhalt beträgt 380000 qkm; die Bevölkerung wird
12 Millinnen geschätzt und demnach kommen 32 Menschen auf den q
Yünnan stößt im Norden an Setschuen, im Osten an Kueitschau, im S
an Birma und die Laosstämme, im Westen an Birma und Tibet.

Der größere Teil der Provinz besteht aus einem ausgedehnten Plat
das zahlreiche Thalebenen aufweist. Einige Gipfel im Norden erheben
über die Schneelinie. Yünnan Fu, die Hauptstadt, an den Ufern eines g
Sees gelegen, steht in regem Handelsverkehr mit Birma, Annam und d
Laosgebiete. Die landwirtschaftlichen Produkte sind unbedeutend, doch reich
sie für die Bedürfnisse der Bevölkerung aus. Yünnans Hauptreichtum l
in seinen Mineralien, von denen namentlich Kupfer, Silber, Blei und Z
zu erwähnen sind. Wilde Tiere, darunter Elephanten, Rhinozerosse, T
Tapire usw., findet man häufig in den Dschungeln der Provinz, die be
tropische Vegetation hat.

Setschuen d. h. „Die vier Ströme" ist die größte der achtzehn Pr
vinzen, die das eigentliche China ausmachen. Ihr Flächeninhalt beträgt
900000 qkm. Wenn man den auf officiellen Berichten basierten Schätzungen
Glauben schenken darf, so ist Setschuen auch die weitaus volkreichste Provinz,
da sie etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung des eigenlichen Chinas enthalten soll, nämlich 70 Millionen. Diese ungemein hohe Zahl wird vielfach
bestritten, und wohl mit Recht. Denn das Anwachsen der Bevölkerung in
den letzten sechzig Jahren müßte ein ganz außergewöhnliches gewesen sein.

Nach offiziellen Schätzungen soll Setschuen im Jahre 1842 nur 22 Millionen Seelen gehabt haben. Wie sich in einer Provinz, die fast nur Gebirgsland ist — nur das sogenannte Rote Becken in der Ebene von Tschengtu
macht eine Ausnahme — eine so große Bevölkerung soll ernähren können,
ist auch nicht recht erklärlich. Die Einwohnerzahl dürfte demnach wohl nicht
auf mehr als 45 Millionen, d. h. 50 Seelen auf den qkm zu schätzen sein.

Setschuen wird im Norden von Kokonor, Kansu und Schansi begrenzt,
im Osten von Hupe und Hunan, im Süden von Kueitschau und Yünnan, im
Westen von Tibet. Die Provinz durchfließen mehrere Ströme, darunter der
Yangtse. Die Hauptstadt ist Tschengtu Fu am Min-Flusse. Die Landesprodukte sind zahlreich und sehr mannigfaltig. Sie eignen sich auch vielfach
zur Ausfuhr. Setschuen produziert mehr Seide als irgend eine andere
Provinz des Kaiserreiches, doch ist sie minderwertiger als der Tschekiang-

artikel. Außerdem werden angebaut: Opium, Tabak, Zucker, Weizen, Thee, Reis. Von anderen Erzeugnissen verdienen Erwähnung: Weißes Wachs, Moschus, Häute, Salz usw.

Tschungking, am oberen Yangtse, etwa 1500 Seemeilen von seiner Mündung gelegen, ist der einzige Vertragshafen der Provinz. Seine Einwohnerzahl ist 300 000. Sein fremder Handel erreichte 1899 einen Wert von fast 26 Millionen Taels; hiervon entfielen 13 Millionen auf die Einfuhr.

Die folgende Tabelle veranschaulicht in übersichtlicher Weise die verschiedenen, dem fremden Handel geöffneten Häfen, ihre Einwohnerzahl, das Jahr ihrer Eröffnung und ihre Lage. Wir ersehen daraus, daß gegenwärtig 26 Häfen freigegeben sind. In ihnen leben fast 7 Millionen Chinesen und 25—30 000 Ausländer.

Hafen	Geographische Lage		Einwohner	Provinz	Jahr der Freigabe
	Nördl. Br.	Östl. Länge			
Niutschwang	40° 44′	122° 13′	90 000	Schenking	1858
Tientsin	39° 10′	117° 10′	1 000 000	Tschili	1858
Tschifu	37° 33′	121° 30′	40 000	Schantung	1858
Tschungking	29° 35′	106° 50′	300 000	Setschuen	1890
Itschang	30° 43′	111° 15′	35 000	Hupe	1876
Schasc	30° 17′	112° 16′	75 000	Hupe	1895
Yotschau	29° 20′	113° 0′	20 000	Hunan	1898
Hankau	30° 33′	114° 20′	850 000	Hupe	1858
Kiukiang	29° 44′	116° 8,	55 000	Kiangsi	1858
Wuhu	31° 20′	118° 23′	85 000	Anhui	1876
Nanking	32° 5′	118° 47′	300 000	Kiangsu	1899
Tschinkiang	32° 14′	119° 30′	140 000	Kiangsu	1858
Shanghai	31° 15′	121° 29′	615 000	Kiangsu	1842
Sutschau	31° 25′	120° 27′	500 000	Kiangsu	1895
Ningpo	29° 53′	121° 33′	255 000	Tschekiang	1842
Hangtschau	30° 11′	120° 12′	700 000	Tschekiang	1895
Wentschau	28° 0,	120° 40′	80 000	Tschekiang	1876
Futschau	26° 5′	119° 18′	650 000	Fukien	1842
Amoy	24° 29′	118° 5′	95 000	Fukien	1842
Swatau	23° 38′	116° 20′	40 000	Kuangtung	1858
Nanning	22° 30′	108° 0′	40 000	Kuangsi	1899
Wutschau	23° 29′	111° 20′	50 000	Kuangsi	1897
Samschui	23° 6′	112° 54′	40 000	Kuangtung	1897
Canton	23° 7′	113° 14,	800 000	Kuangtung	1842
Kiungtschau (Hoihau)	20° 0′	110° 25,	40 000	Hainan	1876
Pakhoi	21° 29′	109° 6′	20 000	Kuangtung	1876

II. Die „Nebenländer."

Unter den sogenannten „Nebenländern" Chinas nimmt die Mandschurei, das Stammland des regierenden Herrscherhauses, die bei weitem wichtigste Stellung ein. Sie bildet unter dem Namen Tung San Scheng d. h. „die drei östlichen Provinzen" einen abgesonderten Teil des Kaiserreiches neben den „achtzehn Provinzen" einerseits und den sogenannten „Unterthänigen Ländern" (Mongolei, Ostturkestan usw.) anderseits.

Die beiden am weitesten nach Norden gelegenen der „drei östlichen Provinzen", Helungkiang oder Tsitsihar, und Kirin, sind auf einer rein militärischen Basis organisiert, während die südlichste Fengtien oder Schenking, samt der Mandschuhauptstadt Mukden sich in seiner Verwaltung mehr der der 18 Provinzen des eigentlichen Chinas nähert.

Durch die Änderung der Verwaltung von Schenking im Jahre 1876 ist die Controlle, die bis zu diesem Jahre in den Händen von fünf Ministerien lag, auf den Militärgouverneur übergegangen, dem nunmehr die Machtgefugnis und der Titel eines Provinzial-Generalgouverneurs gegeben worden ist. Er wird durch einen Zivilgouverneur, einen militärischen Vice-Gouverneurleutnant und fünf Vicepräsidenten, die ihm in der Verwaltung der fünf Ministerien behilflich sind, unterstützt.

Schenkings Flächeninhalt wird auf etwa 145 000 qkm geschätzt. Die Bevölkerung beträgt wenigstens 5—6 Millionen; es kommen mithin über 35 Menschen auf den qkm. Manche Teile der Provinz sind sehr fruchtbar. Die hauptsächlichsten Landesprodukte sind Erzeugnisse der Landwirtschaft. Der Vertragshafen ist Niutschwang d. h. „Kuhstadt" mit 90 000 Einwohnern, am Liaoflusse gelegen. Es ist von den dem Fremdenverkehr geöffneten Häfen der nördlichste. Sein Handel hatte 1899 einen Wert von mehr als 48 Millionen Taels; hiervon kamen fast 22 Millionen auf die fremde Einfuhr.

Infolge eines Abkommens mit der chinesischen Regierung besetzte Rußland im Frühjahr 1898 zwei Häfen auf der Liautunghalbinsel, nach dem bekannten „Pachtsystem", nämlich Port Artur (Lüschunku), an der äußersten Südspitze der Halbinsel, und Talienwan, das nordwestlich davon gelegen ist. Während jener Platz Kriegshafen bleiben soll, ist Talienwan zum Freihafen bestimmt worden.

Die an Schenking stoßende mandschuische Provinz Kirin d. h. „Freudevoller Wald" wird durch einen Militärgouverneur verwaltet, dem fünf militärische Vice-Gouverneurleutnants zur Seite stehen. Diese sind in folgenden befestigten Plätzen stationiert: Kirin, Ninguta, Petune, Sansing und Altschuka. Der Flächeninhalt Kirins wird auf 272 000 qkm, die Bevölkerung auf mindestens 2 Millionen geschätzt. Die Bewohner, großenteils Mandschu, treiben Ackerbau, Jagd und Fischfang.

Die nördlichste der „drei östlichen Provinzen" Helunkiang d. h. „Schwarzer Drachenfluß", auch Tsitsihar genannt, — der Amur bildet im Norden die

Grenze — steht gleich Kirin unter der Verwaltung eines militärischen Gouverneurs, dem in den befestigten Plätzen Helungkiang, Tsitsihar und Merguen je ein militärischer Vice-Gouverneurleutnant beigegeben ist.

In Helungkiang und ebenso in Kirin lebt eine bedeutende Zahl nomadisierender Mongolenstämme, die meist das Jägerhandwerk treiben und unter der Aufsicht eines Chefsuperintendenten einen bestimmten, aus Tieren und Pelzwerk bestehenden Tribut alljährlich nach Peking entrichten müssen. Helungkiangs Flächeninhalt beträgt etwa 525000 qkm, seine Bevölkerung kaum eine Million. Wir haben demnach für die ganze Mandschurei einen Flächeninhalt von rund 942000 qkm und eine Einwohnerzahl von ungefähr 8 Millionen, so daß nicht einmal 10 Seelen auf den qkm kommen.

Fernere Dependenzen des eigentlichen Kaiserreiches sind die Mongolei und Ostturkestan.

Die zahlreichen Stämme der Mongolen sind in zwei Hauptklassen eingeteilt, in die der inneren und der äußeren Mongolen. Beide stehen mitsamt den Regierungen von Ili, das Ostturkestan oder Kaschgarien mit umfaßt, und dem Vasallenstaate Tibet unter der Oberaufsicht der mongolischen Superintendenten, des sogenannten Kolonialbureaus in Peking. (Siehe Seite 50.)

Die innere Mongolei umfaßt jenen Teil des mongolischen Territoriums, der längs der nordöstlichen und östlichen Grenze des eigentlichen Chinas und der Mandschurei sich erstreckt. Ihr Flächeninhalt wird auf 867000 qkm, ihre Bevölkerung auf 1½ Millionen geschätzt. Die inneren Mongolen sind auch als die der „neunundvierzig Banner“ bekannt und so benannt nach ihrer militärischen Einteilung. Sie repräsentieren zusammen mit dem Tschaharstamme jene Nachkommen der Mongolen, die sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuerst den Mandschu unterwarfen.

Diese neunundvierzig Banner der inneren Mongolen, die die aus vierundzwangig Stämmen bestehende mongolische Race umfassen, sind direkte Abkömmlinge der Völkerschaften, aus denen die Nachkommen von Genghis Khan, des großen Mongolensiegers über China (1162—1227), ihre Truppen bildeten.

Die äußere Mongolei schließt das Gebiet der inneren ein und grenzt an das Territorium des russischen Kaiserreiches. Zu ihr gehört das Gebiet der Chalkas, das sich vom Nordostende der Wüste Gobi nach der sibirischen Grenze hin erstreckt, ferner das von den Kalmüken bewohnte Territorium. Die Chalkas unterwarfen sich dem Mandschuthrone bedeutend später als die inneren Mongolen. Sie setzen sich aus vier großen Stämmen zusammen, von denen drei noch von erblichen Fürsten, die den Titel Khan führen, regiert werden.

Die vier Stämme bilden im ganzen 86 Banner. Die Stadt Urga oder Kurun ist der Mittelpunkt der Regierung der nördlichen und östlichen Chalkas. Der westliche Stamm steht unter einem militärischen Gouverneur, der in Uliassutai residiert. Die Khane bezeugen ihre Unterwürfigkeit dem Mand-

Provinzen	Provinzial-Hauptstadt	Geographische Lage Nördl. Br.	Östl. Länge	Küsten- oder Inland-Provinzen	Entfernung von Peking	Areal in qkm	Bevölkerung	Bevölkerung per qkm.
Tschili	Peking	39° 54′	116° 28′	Küste		300 000	20 000 000	66
Schantung	Tsinan	36° 44′	117° 7′	Küste	800	145 000	25 000 000	172
Schansi	Taiyüen	37° 53′	112° 30′	Inland	1200	212 000	11 500 000	54
Honan	Kaifeng	34° 55′	113° 20′	Inland	1540	176 000	22 000 000	125
Kiangsu	Nanking	32° 04′	118° 47′	Küste	2400	100 000	21 000 000	210
Anhui	Nganking	30° 37′	117° 4′	Inland	2700	142 000	21 000 000	148
Kiangsi	Nantschang	28° 37′	115° 48′	Inland	2850	180 000	24 500 000	136
Fukien	Futschau	26° 2′	119° 25′	Küste	4845	120 000	21 000 000	175
Tschekiang	Hangtschau	30° 20′	120° 7′	Küste	3300	95 000	12 000 000	126
Hupe	Wutschang	30° 34′	114° 13′	Inland	3155	185 000	30 000 000	162
Hunan	Tschangtscha	28° 12′	112° 46′	Inland	4550	216 000	21 000 000	97
Schensi	Singan	34° 16′	108° 57′	Inland	2650	195 000	8 500 000	44
Kansu	Lantschau	36° 8′	103° 55′	Inland	4040	325 000	9 500 000	29
Setschuen	Tschingtu	30° 40′	103° 10′	Inland	5700	400 000	45 000 000	112
Kuangtung	Canton	23° 8′	111° 16′	Küste	5750	225 000	28 000 000	124
Kuangsi	Kueilin	25° 13′	110° 13′	Inland	7460	200 000	5 500 000	27
Yünnan	Yünnan	25° 6′	102° 51′	Inland	8200	380 000	12 000 000	31
Kueitschau	Kueiyang	26° 30′	106° 36′	Inland	7640	174 000	8 000 000	46
				Zusammen:		3 770 000	345 500 000	92

schuthrone durch einen jährlichen Tribut, der aus acht Schimmeln und einem Kamele von makellos weißer Farbe besteht.

Die Kalmüken, auch als Eleuth- oder Oëlot-Mongolen bekannt, sind nächst den Chalkas der wichtigste Stamm. Sie sind im Jahre 1757 unterworfen. Ihr Gebiet war damals unter dem Namen Sungarei bekannt. Die Kalmüken setzen sich aus sechs großen Stämmen zusammen. Der Flächeninhalt der äußeren Mongolei wird auf 1 385 000 qkm, die Bevölkerung auf weniger als ½ Millionen geschätzt. Die innere und äußere Mongolei haben demnach zusammen einen Flächeninhalt von rund 2 250 000 qkm.

Außer den mongolischen Völkerschaften giebt es noch Stämme, zumeist Tanguten, die in der Kukunor-Landschaft wohnen. Es sind im ganzen dreißig Banner, die unter einem Generalkontrolleur stehen, der zu Sining residiert. Ferner leben dort die Alaschan-Mongolen (34 Banner); sie nomadisieren auf dem Gebiete, das sich nördlich von Kansu bis an die Wüste Gobi erstreckt.

Zu erwähnen sind ferner noch die zahlreichen mongolischen Hirtenstämme, denen das Territorium in unmittelbarer Nähe der großen Mauer zugeteilt wurde, nachdem sie sich der regierenden Dynastie unterworfen hatten. Sie stehen unter der Kontrolle der Grenzbeamten, namentlich derer zu Tschachar, und bilden 8 Banner, die ähnlich wie die Mandschubanner organisiert sind. Sie dürfen keine Landwirtschaft treiben und müssen sich ausschließlich mit dem Weiden der Herden beschäftigen. Innerhalb ihres Gebietes liegen auch die kaiserlichen Weideplätze. (Siehe Seite 53).

Zum Schlusse ist noch das Ili-Gebiet, das auch als das chinesische Turkestan bekannt ist, anzuführen. Es wird von einem militärischen Generalgouverneur verwaltet. Ili, ursprünglich von den Sungaren bewohnt, wurde im Jahre 1759 von den Mandschu erobert. Man teilte es in zwei große Provinzen, die bei den Chinesen gewöhnlich den Namen Sintsiang d. h. das „Neue Gebiet" führen.

Während der Regierung Kien Lungs (1736—1796) wanderten aus Kansu und Schensi tausende von Chinesen als Militärkolonisten in das Neue Gebiet ein. Man wies ihnen große Strecken Landes zum Anbau an. Sintsiang fiel für einige Jahre in die Hände Rußlands, wurde aber durch den Vertrag von St. Petersburg im Jahre 1877 an China zurückgegeben. Das chinesische Turkestan hat einen auf 1 425 000 qkm geschätzten Flächeninhalt. Die Bevölkerung dürfte 1 Million betragen. Sitz des Generalgouverneurs ist Urumtsi.

Die vorhergehende statistische Tabelle zeigt in übersichtlicher Weise die geographische Lage, den Flächeninhalt, die Höhe der Bevölkerung an. Für die beiden letzten Angaben haben wir die Schätzungen von Professor Wagner

benutzt.*) Die Entfernungen der Provinzial-Hauptstädte von Peking sind Li (100 Li ungefähr 50 km) gegeben.

*) In Kapitel XXII (Bevölkerung) beabsichtigen wir, die offiziellen Ziffern die Bevölkerung des Kaiserreiches zu behandeln. Sie sind allerdings bedeutend h veranschlagt; der Unterschied beträgt ungefähr 50 Millionen Seelen.



Ein Gartenpavillon.



Dreizehntes Kapitel.

Der Ackerbau.

Grundbesitz und Landübertragung. — Die Cerealien. — Gemüse- und Obstbau. — Der Theestrauch. — Das Opium. — Textilpflanzen. — Verschiedene Pflanzenprodukte. — Die Gartenkunst und Blumenzucht.

Grundbesitz und Landübertragung.

I.

Der seit urdenklichen Zeiten an die Ackerbauer verteilte urbare Boden Chinas ist direktes Lehen des Staates, der ein absolutes Recht auf allen Grund und Boden hat. Diese Lehre ist bereits in den „Heiligen Büchern",*) namentlich aber in den „Oden" (Buch der Lieder) niedergelegt, wo es heißt: „Alles Land in der Welt ist Eigentum des Herrschers; alle Bewohner des Landes sind des Herrschers Diener."

Die einzige Ausnahme von dieser Regel bildet mancher Landbesitz in gewissen Teilen der Provinz Tschili und der Mandschurei, wo mitunter große Strecken Landes unumschränktes Eigentum von Mandschufürsten und anderen Besitzern als Afterlehnsherren der Krone sind. Sonst ist alles Land in

*) Mit den „Heiligen Büchern" Chinas sind die Klassiker gemeint; jene Bezeichnung ist jedenfalls die richtigere obgleich Ausländer die alten Werke meist „Klassiker" nennen. Siehe Seite 269 ff.

China Eigentum der Landbevölkerung auf Grund von Urkunden, die von den Ortsbehörden ausgestellt sind und auch von ihnen kontrolliert werden.

Obgleich nun in der Theorie alles Land Eigentum der Krone ist, so ist sie doch in Wirklichkeit nur Grundherrin aller unangebauten Ländereien. Ferner steht ihr das Eigentumsrecht auf alle anbaufähigen Ländereien zu, die aus irgend einem Grunde unangebaut bleiben, beispielsweise weil keine Erben vorhanden sind oder weil man während einer Hungersnot, eines Bürgerkrieges u. dergl. m. den Anbau aufgegeben hat.

Wer zuerst bei den von der Regierung beglaubigten Ortsbehörden auf Schenkung solcher Besitztümer anträgt, erhält sie unter der Bedingung, daß er sie bebaue und die üblichen Steuern zahle. Solche Urkunden schützen gegen alle Ansprüche früherer Eigentümer. Ländereien in Privatbesitz dürfen verkauft, verpfändet oder verpachtet werden, ohne daß der Regierung ein Einspruch dagegen zusteht.

Die Grundsteuer ist in der Regel mäßig. Sie beträgt im Durchschnitt ein Zwanzigstel bis ein Dreißigstel des Bruttoertrages. Will ein Grundbesitzer sein Land nicht selbst bestellen, so kann er es zu jeder Zeit für eine Summe verpachten, die bedeutend höher als die Steuer ist.

Der Privateigentümer kann also über seinen Landbesitz in China wie anderswo eben so unbeschränkt verfügen, als ob er dessen absoluter Herr wäre. So lange er seine Steuern zahlt, kann er mit seinem Grund und Boden thun, was ihm beliebt. Die Grundsteuer wird direkt an die Regierungsbeamten gezahlt. Es giebt keine Mittelsmänner, wie z. B. die Zermindärklasse in Indien oder allgemeine Steuerpächter.

Die Krone macht in der That wohl nie von ihrem theoretischen Rechte, daß sie der nominelle Eigentümer aller unangebauten und unbewohnten Ländereien sei, in der Praxis Gebrauch. Die Ufer der schiffbaren Flüsse sind, soweit die Hochwassermarke reicht, Eigentum des Kaisers, ebenso alle öffentlichen Straßen und die Ländereien, die zu Regierungszwecken verwendet werden.

Wie bereits bemerkt, finden wir in gewissen Teilen Nordchinas Ländereien, die die Krone an Afterlehnsherren verliehen hat. Nach der Eroberung Chinas durch die gegenwärtige Dynastie im Jahre 1644 schenkten die Monarchen große beschlagnahmte Landkomplexe Prinzen, siegreichen Generalen und anderen Personen, die bei der Unterjochung wertvollen Beistand geleistet hatten. Diese Grundstücke durften von den Erben nicht veräußert werden, zahlten keine Abgaben, doch mußten die Eigentümer im Kriegsfalle dem Kaiser militärischen Beistand leisten.

In einzelnen Fällen wurde die alte Bevölkerung dieser Ländereien verjagt, um den neuen Ankömmlingen Platz zu machen, in der Regel aber ließ man ihr die alten Wohnsitze. Die neuen Herren ließen sich, wie es scheint, auf ihrem Besitztum nur selten nieder, weil der Militärdienst fast beständig

ihre Anwesenheit an anderen Orten erheischte. Sie nahmen und nehmen auch noch heute die Stellung reiner Rentenempfänger ein. Die Einziehung der Pachtgelder und die Güterverwaltung wurde Agenten übertragen, die man sozusagen für Regierungsbeamte ansieht.

Die Lage der Landbevölkerung wurde durch diese Neuerung anfangs nicht wesentlich verändert, nur daß sie die Abgaben fortan an die neuen Besitzer anstatt an die Regierung zahlte. Mit der Zeit erhöhte man aber die Pachtgelder und zuweilen in solchem Maße, daß die Landbebauer in bittere Armut versanken.

Das die Veräußerung dieser Ländereien verbietende Gesetz ist jedoch im Laufe der Zeit vielfach unbeachtet geblieben und eine große Zahl von Mandschueigentümern hat ihr Besitztum an Chinesen verkauft, obwohl die Regierung von Zeit zu Zeit strenge Edikte gegen den Verkauf solcher Ländereien erlassen hat. Man darf daher annehmen, daß in nicht allzu ferner Zeit diese Landgüter gänzlich in den Besitz von Chinesen, die den Mandschu in jeder Hinsicht bedeutend überlegen sind, übergegangen sein werden.

Die mit dem gewöhnlichen Grundbesitz verbundenen Bedingungen sind dreifacher Natur: 1. Zahlung einer Grundsteuer, 2. Frondienst, je nach Aufforderung seitens der Regierung, und 3. Zahlung von Gebühren oder Strafgeldern im Falle einer Veräußerung.

Als die gegenwärtige Dynastie ans Ruder kam, wurde von allen erwachsenen Männern eine Kopfsteuer erhoben. Kaiser Kang Hi (1662—1723) vereinigte sie jedoch mit der Grundsteuer. Er erließ im Jahre 1711 eine Verordnung, die ein für alle Mal die Höhe dieser Land- und Kopfsteuer bestimmte; selbst wenn die Bevölkerung sich vermehre, sollten keine außerordentlichen Abgaben erhoben werden.

Dies Edikt hat jedoch die Beamten nicht abgehalten, von Zeit zu Zeit kleine Extrasteuern unter verschiedenen Namen zu erpressen, sodaß die Abgabe, wie sie in der Eigentumsurkunde ursprünglich festgestellt wurde, zwar nominell dieselbe bleibt, in Wirklichkeit jedoch nicht selten um die Hälfte höher ist. Dennoch ist die Grundsteuer heutzutage weniger einer Einmischung seitens der Beamten ausgesetzt als irgend eine andere Besteuerung im Lande der Mitte.

Von der Einziehung der Grundsteuer haben wir schon bei Schilderung des Finanzwesens gesprochen. Es wird daher erinnerlich sein, daß der Bezirksrichter, dem auch die allgemeine Verwaltung seines Distrikts obliegt, die Erhebung besorgt. Als Steuereinnehmer ist er aber nicht verpflichtet, Rechnung über seine Einkünfte abzulegen, da jeder Bezirk in den kaiserlichen Zollbüchern mit einer festen Summe aufgeführt ist. Nur diese Summe hat der Richter abzuliefern. Nur für sie ist er der Regierung verantwortlich, mag er mehr oder weniger einziehen.

Thatsächlich liefert jeder Bezirk für gewöhnlich einen mehr oder weniger

...ß. Er bildet die Privateinnahme des Richters. ...ine ...zten erwarten jedoch, daß er ihnen davon Geschenke macht.*) ...ünfte verwendet der Mandarin dazu, um verschiedene Aus... ...rwaltung, für die die Regierung keine besondere Vorsorge ...u bestreiten.

...sich ereignen, daß sein Bezirk von irgend einem schweren Un... ...Mißernte oder Überschwemmung, heimgesucht wird, so muß der ...e Sache seinen Regierungsbehörden melden, die dann die Ab... oder teilweise erlassen. Ob das für die Dauer oder nur für ...te Zeit geschieht, hängt natürlich von den Umständen ab. Hat ...Bezirk an Wohlstand zugenommen oder hat man neue Ländereien ...acht, so liegt es dem Mandarin ob, die Angelegenheit dem Gou... ...u melden, damit die Regierung daraus ihren Vorteil ziehen kann. ...Frondienst ist in neuerer Zeit sehr außer Brauch gekommen. Der ...steht meist darin, daß eine bestimmte Zahl von Wagen, Lasttieren ...en geliefert werden muß, um Regierungswaren u. dergl. m. fort...; aber auch Arbeiter müssen gestellt werden, um Kanäle zu graben ...vertiefen, Stadtmauern auszubessern usw.

...e wir bereits wissen, wird alles unbewohnte Land, gleichviel ob es ...bebaut war oder aus irgend einem Grunde von dem früheren Besitzer ...geben worden ist, als Eigentum der Krone angesehen. Es steht jedem ...beim Bezirksrichter um eine Eigentumsurkunde für solche Ländereien ...kommen. Der Mandarin erläßt in solchem Falle eine darauf bezügliche

---

*) Die Chinesen unterscheiden zwei Arten von Geschenken: 1. „Trockene“ Ge...nke d. h. Geld und andere Wertgegenstände, die den Mandarinen zu Bestechungs...ken oder als Douceur von Subalternbeamten gegeben werden; dies Douceur wird ...nfmal im Jahre gezahlt, nämlich „an den drei Festen und zwei Geburtstagen“, wie ... Phrase lautet. Die Geburtstage sind die des Mandarins und seiner Gemahlin. ... „Frische“ Geschenke, wie z. B. Früchte, Kuchen und andere Eßwaren. Es werden ...eist je zwei Geschenke von acht verschiedenen Arten gegeben. Diese Geschenke sollen ...von einer Liste begleitet sein, damit der Empfänger mit dem folgenden Zeichen ◯ darauf vermerken kann, welche er anzunehmen wünscht. Es verstößt gegen die Etikette, ...zu viele oder zu wenige oder auch eine ungerade Anzahl von Sorten zu behalten. Ein „Trinkgeld“ soll dann für die Diener des Absenders in einen roten Umschlag gelegt werden, auf den man oben die Worte schreibt: „Anstatt Thees“, während man unten in kleinen Schriftzeichen die Summe verzeichnet. Diese wird unter die Diener des Entsenders verteilt und man nimmt an, daß dies „Trinkgeld“ ausreicht, um die Überbringer des Geschenkes zu bewirten. Zusammen mit dem erwähnten Umschlag soll auch eine gewöhnliche chinesische Visitenkarte geschickt werden, auf der folgende Worte stehen: „NN. hat ehrfurchtsvoll erhalten * * *: der Rest der Perlen ist mit Dank abgelehnt“ Sollte keines der Geschenke angenommen werden, in welchem Falle man auch kein Trinkgeld giebt, so wird die Formel umgeändert in: „Im Geiste angenommen; die Geschenke werden abgelehnt.“

öffentliche Bekanntmachung, und sollte sich nach einer bestimmten Frist ein früherer Eigentümer nicht einfinden, so stellt der Beamte dem neuen Bewerber eine unanfechtbare Eigentumsurkunde unter der Bedingung aus, daß dieser verspricht, das Land baldigst wieder zu bebauen. Dergleichen Grundstücke werden unentgeltlich vergeben. Sollte jedoch der neue Besitzer das Land brach liegen lassen, so kann er aus seinem Eigentum von einem anderen, der es anzubauen verspricht, verdrängt werden.

Grundstücke, die auf diese Weise erworben sind, zahlen während der ersten sechs bis acht Jahre keine Abgaben. Nach Verlauf dieser Zeit werden sie besichtigt, worauf der Mandarin die Höhe der Grundsteuer feststellt. Sie hängt natürlich von der Güte des Bodens ab. Man teilt solches Land in drei Klassen: gut, mittel und schlecht. Die Grundsteuer für das beste Land beträgt im Durchschnitt 3 bis 4 Mark für einen englischen Acker = 1 Morgen = 0,404671021 Hektar.

Nicht bebautes oder hügeliges Land, das in der Nähe von Dörfern liegt, wird vielfach als Gemeindeeigentum betrachtet. Die Dorfbewohner schlagen gemeinschaftlich Brennholz darauf und weiden dort ihre Herden. Im allgemeinen darf jedermann auf unbewohntem Lande Holz fällen. China hat keine kaiserlichen Waldungen.

Neues Schwemmland wird gleichfalls als Kroneigentum angesehen. Ein Uferbesitzer scheint nicht berechtigt zu sein, von angespültem Lande ohne weiteres Besitz zu ergreifen. Solches Land muß er vielmehr vermessen und auf seine Eigentumsurkunde eintragen lassen, und davon auch die Grundsteuer zahlen. Dagegen darf auch ein Grundherr, dessen Land teilweise weggespült ist, auf Herabsetzung seiner Abgaben antragen.

Es ist ganz unmöglich, auch nur mit annähernder Richtigkeit festzustellen, welcher Teil des Bodens im Kaiserreiche bäuerliches Besitztum ist, doch dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach etwa die Hälfte des Bodens auf den Anteil der Bauern fallen. Die andere Hälfte gehört zum großen Teile Beamten (Litteraten) und den Familien solcher, die sich zur Ruhe gesetzt haben.

Sie haben ihren Besitz fast stets an Kleinbauern gegen eine Naturalabgabe, Reis, Weizen u. dergl. m., verpachtet. Sehr gutes Land zahlt etwa die Hälfte des Ertrages als Pacht. Die meisten Ländereien tragen mehr als eine Ernte im Jahre, doch liefert der Pächter wohl in der Regel nur die Hälfte der Haupternte an den Eigentümer ab. Dieser bezahlt auch die Regierungssteuer; eine andere giebt es nicht.

Die Gebäude sowie die Ackerbaugeräte sind Eigentum des Pächters. Giebt dieser die Pacht auf, so hat er das Recht, alles fortzunehmen, die Gebäude mit eingeschlossen. Die Ackerbauer leben jedoch häufig in kleinen Dörfern oder in Weilern, die mitunter aus nur fünf bis zehn Hütten be-

stehen und ganz unabhängig von dem Landbesitzer gemietet und das Eigentum anderer Personen sind.

Mit der Bevölkerungszunahme scheint auch im ganzen Reiche die Neigung zu wachsen, die einzelnen Grundstücke so weit zu parzellieren, daß sie eben noch imstande sind, eine Familie zu ernähren. Je reicher der Boden ist, desto kleiner sind die Bauernhöfe. Wie erstaunlich fruchtbar aber der Boden unter günstigen Bedingungen ist, geht daraus hervor, daß ein „Mau" d. h. eine Fläche von ungefähr 1/6 eines englischen Ackers imstande ist, eine Person zu ernähren. Hiernach könnte auf einer Quadratmeile eine Bevölkerung von mehr als 15000 Köpfen ihren Unterhalt finden.

II.

Alle Nationen haben von jeher Ausländer daran zu hindern gesucht, Land innerhalb ihrer Gebiete anzukaufen. Es ist darum nicht verwunderlich, daß auch die Chinesen uns nur zugestehen, daß wir in China Land „für ewige Zeiten pachten". Dies Zugeständnis muß sogar im Hinblick auf die Gesetze, die in manchen Ländern des Westens Ausländern selbst die Pacht untersagen, für ein sehr liberales erachtet werden.

Als allgemeine Regel darf gelten, daß alles Land in China nur so verkauft oder unter Hinterlegung der Eigentumsurkunde verpfändet werden kann, daß es nach einem festgesetzten Zeitraume wieder einlösbar ist. Der Pfandschuldner darf die Einlösung auch zu jeder beliebigen, ihm passend erscheinenden Zeit geschehen lassen.

Kein Geschäft erfordert größere Vorsicht als ein Landkauf unter den angegebenen Bedingungen, und Ausländer, die an solch einem Unternehmen beteiligt sind, sollten dies stets bedenken. Denn Betrug ist dabei an der Tagesordnung und so schwer zu verhindern, daß selbst die Eingeborenen einen sogen. „Sachverständigen" annehmen, der von den hohen Provinzialbehörden dazu ermächtigt ist, solche Geschäfte für die Käufer zu vermitteln. Angesichts der tiefen Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der bezopften Landbewohner ist dies eine sehr lobenswerte Vorsichtsmaßregel.

Die erste Pflicht des Käufers sollte darin bestehen, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob das zum Kauf angebotene Land überhaupt verkäuflich oder ob es unveräußerliches Gut ist, ferner ob die Verkäufer berechtigt sind, es zu verkaufen.

Bei Erwägung dieser Fragen sollte man stets des eingedenk bleiben, daß die chinesische Reichsregierung die Verwaltung des Civil- oder Handelsrechts und damit die Überwachung beim Abschluß von Kontrakten ganz in den Händen der Ortsbehörden gelassen hat. Diese nun wenden sich in der Regel an die Stadtgilden um Auskunft. Die einzigen Quellen, aus denen man demnach Belehrung über die einschlägigen Landesgesetze schöpfen kann, sind der Strafkodex, die kaiserlichen Edikte, Mandate und Reskripte, sowie

die Verordnungen, die mittelst öffentlicher Bekanntmachung durch die Provinzial- und Lokalbehörden kundgegeben werden. Dazu kommen die Entscheidungen in bestimmten Rechts- und Streitfällen und schließlich die „responsa prudentium“, die Ansichten der Gesetzberater, die jedem Yamen (Amtsgebäude) beigegeben sind (s. S. 84 ff.).

Aus diesen Quellen erfahren wir, daß Ahnentempel und Gräber, Land, das Eigentum einer Familie oder Gemeinbesitz eines Clans (gens) und dazu bestimmt ist, die Fonds für allgemeine Familienzwecke zu liefern, nicht veräußerlich sind, ebensowenig alles Land, das wohlthätigen Zwecken dienen soll. Wer sich gegen diese Gesetze vergeht wird bestraft und das Land wird dem Käufer wieder abgenommen.

Ländereien, die für öffentliche Zwecke bestimmt sind, wie z. B. Prüfungshallen, Amtsgebäude, Tempel*) u. dergl., ferner Hügel, die Regierungseigentum sind, Grabstätten berühmter Männer, Ländereien, die Bannerleuten gehören usw. dürfen ebenfalls nicht veräußert werden. Über herrenloses und Schwemmland sind wir bereits unterrichtet.

Wem steht nun das Recht zu, Grundeigentum zu veräußern? Großväter, Väter und ältere Brüder dürfen Familienland ohne die Zustimmung ihrer Enkel, Söhne oder jüngeren Brüder verkaufen. Selbst wenn diese durch ihren Fleiß das Land sich zum Eigentum gemacht haben sollten, ist es jenen doch erlaubt, es gegen den Willen der Jüngeren loszuschlagen. Diese dagegen können ihr eigenes Land rechtskräftig nicht veräußern. Thäten sie es, so könnten die Älteren das Land von dem Käufer wieder zurückfordern.

In China verfällt der Landbesitz von Hochverrätern der Krone. Gewöhnliche Verbrecher dürfen dagegen ihr Grundeigentum, während sie ihre Strafe abbüßen, durch ihre Verwandten auf einen anderen übertragen lassen. Das Gesetz sieht darauf, daß es während dieser Zeit gut verwaltet wird. Irrsinnige und Idioten dürfen, falls sie nicht unter Schloß und Riegel gehalten werden, ihr Land verkaufen. Dies Recht steht auch einer Wittwe zu, doch

*) Überhaupt ist alles Land, das Eigentum der Priester d. h. der Tempel oder Klöster ist, unveräußerlich. Es ist jedoch irrig, wenn man meint, die Bonzen seien im Besitze größerer Landkomplexe. Vielmehr reicht der ihnen heute noch gehörende Grundbesitz vielfach nicht mehr aus, um sie zu ernähren; sehr viele Priester sehen sich daher gezwungen, ihr Leben durch planmäßiges Betteln zu fristen. Das Gesetz bestimmt, daß Bonzen Tempeleigentum nicht verkaufen dürfen, weil es nicht ihnen persönlich gehört. Es ist ihnen nicht einmal erlaubt, größere Gebäude irgend welcher Art, gleichviel ob sie für private oder religiöse Zwecke bestimmt sind, ohne besondere kaiserliche Erlaubnis, die durch die Provinzialbehörden eingeholt werden muß, zu errichten. Im Übertretungsfalle erhalten die Schuldigen hundert Bambushiebe; außerdem verlieren sie ihre Priesterrobe und werden des Landes verwiesen. Machen sich Nonnen eines solchen Vergehens schuldig, so werden sie von der Regierung als Leibeigene verkauft.

muß sie die Erlaubnis ihres Schwiegervaters einholen, ehe sie das Eigentum rechtmäßig übertragen kann. Dies ist ein weiterer Punkt, den Ausländer sich wohl merken sollten; denn Wittwen trachten stets mit besonderer Vorliebe darnach, ihren Landbesitz loszuwerden.

In engster Verbindung mit dem soeben besprochenen Gegenstande steht die Frage der Erbfolge. Das chinesische Gesetz bestimmt in erster Linie, daß ein Vater sein Landeigentum „testamentarisch“ *) nur seinen Kindern vermachen darf, gleichviel wie verkommen sie auch sein mögen; selbst Idioten und Krüppel dürfen nicht ausgeschlossen werden.

Der erste Grundsatz der Erbfolge ist, daß Grundbesitz „für ewige Zeiten“ an den Sprößling des letzten Inhabers übergehen muß. Der zweite bestimmt, daß die männlichen Nachkommen das Vorrecht vor den weiblichen haben. Der dritte besagt, daß zwei oder mehr männliche Sprößlinge von demselben Grade der Blutsverwandtschaft zu gleichen Teilen erben. In Ermangelung von Söhnen dürfen auch Mädchen zu gleichen Teilen erben.**) Sollte eine gleiche Teilung sich nicht strenge durchführen lassen, so kann einer der Erben mit einem kleineren Grundstück abgefunden werden, als ihm eigentlich zukommt, und der Rest seiner Erbportion ihm in Geld gezahlt werden.

Der vierte Grundsatz lautet, daß alle direkten Nachkommen einer verstorbenen Person den schließlichen Käufer repräsentieren sollen. Der fünfte besagt, daß in Ermangelung von direkten Abkömmlingen des Käufers das Erbe an seine Wittwe fallen soll. Ist diese nicht am Leben, so fällt die Erbschaft an die mit dem Käufer blutsverwandten Seitenverwandten. Sechstens endlich ist bestimmt, daß der Grundbesitz, wenn überhaupt Erben fehlen, an die Regierung zurückfällt.

Fragen wir nun, welche Schritte zu thun sind, um Land ohne jegliches Risiko zu kaufen?

Hat man sich zuerst davon überzeugt, daß das zum Kauf angebotene

*) Testamente in unserem Sinne d. h. Dokumente, die Verfügung über das Eigentum eines Verstorbenen treffen, sind in China ganz unbekannt. Nach chinesischer Auffassung gehört alles Eigentum nicht dem Individuum, sondern der Familie, deren Mitglied es ist. Nach seinem Tode fällt das Eigentum dem Gesetze gemäß zu gleichen Teilen an seine männlichen Kinder. Fehlen männliche Descendenten, so erhalten die Seitenverwandten in bestimmter Reihenfolge das Erbe. Der Sterbende giebt häufig entweder mündlich oder schriftlich seinen letzten Willen kund, doch beziehen sich solche Bestimmungen gewöhnlich nur auf unbedeutende Einzelheiten und können den normalen Heimfall nicht beeinflussen, es sei denn, daß die Überlebenden sich mit einer gegenteiligen Anordnung einverstanden erklärten.

**) Natürlich sind Abweichungen von dieser Verordnung unter besonderen Verhältnissen nicht ausgeschlossen. Handelt es sich z. B. um Schenkungen der Krone an den Erbadel, so tritt das Recht der Erstgeburt ein d. h. das Recht des ältesten Sohnes auf den Titel und den Grundbesitz des Vaters.

Land verkäuflich ist, ferner, daß die Verkäufer zur Veräußerung berechtigt sind, so muß man weiter vom Verkäufer die alten Eigentumsurkunden wenigstens bis auf 50 Jahre rückwärts einfordern. Dies ist durchaus nötig, um zu einer unanzweifelbaren Urkunde zu kommen, d. h. zu einem Dokument, das von Pfandverschreibungen und allen anderen gesetzlichen Ansprüchen auf das Grundstück frei ist.

Der Käufer soll zunächst das sogen. „Registerzeugnis“, das der Eigentumsurkunde beigefügt ist, mit dem in der Bezirksmagistratur niedergelegten Duplikat durch einen zuverlässigen Chinesen sorgfältig vergleichen lassen. Dann erscheint es geboten, den Ti Pao, Dorfschulzen (vergl. S. 94), rufen zu lassen und mit ihm zur Kaufstelle zu gehen; dieser Beamte macht darauf den Nachbarn Anzeige von dem beabsichtigten Kaufe. In ihrer Gegenwart soll der Käufer die Grenzsteine setzen oder, was noch besser ist, einen tiefen Graben um das Eigentum ziehen lassen. Das ist natürlich nicht nötig, wenn das Land an öffentliche Wege grenzt.

Ehe der Käufer den Platz verläßt, soll er sich auch bei den Nachbarn und dem Ti Pao erkundigen, ob auf dem Grundstücke Pfandschulden lasten; es ist ferner ratsam, dieselbe Frage später im Registraturbüreau des Magistrats zu stellen, wo nach gesetzlicher Vorschrift alle Pfandverschreibungen innerhalb eines Jahres registriert werden müssen. Sie heißen dann „Pfandurkunden“. Ist dies nicht geschehen, so fehlt ihnen die volle gesetzliche Autorität und sie heißen „unvollständige“ Urkunden.

Der Käufer thut übrigens wohl daran, in das Übertragungsdokument, wenn es niedergeschrieben wird, eine Klausel einschalten zu lassen, die ihn oder seine Bevollmächtigten von Pfandschulden, Ausgaben für den Abzug u. dergl. m. entlastet, damit nicht etwaige Ortsgebräuche, die solche Ausgaben zur Gewohnheit haben werden lassen, ihn damit belasten. Denn man muß stets im Auge behalten, daß nach der Anschauung des Chinesen Ortsgebrauch und lokale Sitte von allerhöchster Wichtigkeit sind; er bringt sie bei Verträgen auch stets zur Geltung.

Schließlich muß der Käufer noch darauf besonders Acht geben, daß zwischen die Urkunde und die Unterschriften der Parteien keine Nebenklauseln in kleineren Schriftzeichen an der linken Seite eingeschaltet werden. Ein einfaches Mittel, dies zu verhindern, ist, daß man den leeren Raum mit Kreuzlinien (cancelli), ähnlich wie bei Bankanweisungen ausfüllt. Um ferner zu vermeiden, daß eine andere Eigentumsurkunde für die echte untergeschoben wird, muß der Käufer mit einer europäischen Feder Privatzeichen auf dem chinesischen Dokument anbringen, die der Eingeborene nicht nachzuahmen vermag.

III.

Es ist interessant, daß in China, wie auch früher in manchen Gegenden Europas, seit uralter Zeit eine zur festen Sitte gewordene Art der Grundstücksübertragung besteht, die bei den Landeskindern unter dem Namen „Tien" bekannt ist. Diese Art der Pfandverschreibung besteht darin, daß das Grundstück für eine bare Summe auf eine andere Person übergeht, wobei aber der ursprüngliche Eigentümer sich das Recht vorbehält, gegen Rückzahlung des Geldes jederzeit wieder in den Besitz des Grundstücks zu gelangen.

Für das empfangene Geld werden keine Zinsen gezahlt; dementsprechend ist auch der einstweilige Besitzer nicht verpflichtet, über seine Pachtgelder oder sonstige Nutznießung Rechenschaft abzulegen. Der Nießbrauch des Landes ist einfach für die Benutzung des Geldes eingetauscht, aber im Unterschied von gewöhnlichen Hypotheken ist das Grundstück und nicht das Geld ausgeliehen worden. Die Geldsumme kann nicht wieder zurückgefordert werden. Wird das Land innerhalb eines Zeitraums von dreißig Jahren von dem früheren Besitzer nicht wieder eingelöst, so verfällt es nach einem neueren Gesetze dem einstweiligen Besitzer. Dieser ist übrigens nicht verpflichtet, das Grundstück selbst zu bewohnen oder zu bearbeiten, sondern kann es vielmehr an eine dritte Person verpachten.

Diese Form der Übertragung scheint die ursprüngliche und in alten Zeiten die einzig bekannte gewesen zu sein. Verschiedene Ursachen haben dazu beigetragen, diese Art der Verpfändung in China sehr populär zu machen. Ein großer Reiz liegt darin, daß die Pächter von dem Eigentum sofort Besitz ergreifen können. Ein anderer Grund mag der sein, daß die Chinesen gleich allen Asiaten sich nur unter dem schwersten Drucke für immer von ihrem väterlichen Erbbesitze trennen.

Die Gesetze, die bei dieser Art von Pfandverschreibung in Betracht kommen, ähneln sehr denen, die beim Verkauf von Grundeigentum in Anwendung kommen. Der Pfandgläubiger muß die Kosten der Übertragung zahlen, während der neue Besitzer seinen Namen in das Register des Bezirksmagistrats einzutragen verpflichtet ist. Wird das nicht beachtet, so kann unter Umständen das Eigentum ganz verfallen.

Was nun die gegenseitigen Verpflichtungen der vertragschließenden Parteien bei Verpachtung oder Verpfändung von Landbesitz angeht, so weicht hier das chinesische Gesetz von dem sonst beobachteten Grundsatze, daß bei Unfällen beide Parteien sich dem Willen des Allmächtigen unterwerfen müssen, bedeutend ab.*)

*) So ist z. B. der Fall eines Zusammenstoßes auf Flüssen und auf der See, einer Feuersbrunst u. dgl. m. gewöhnlich als Sonderklausel in die Verträge aufgenommen, wie das ja bei uns auf Frachtbriefen und in Charterurkunden geschieht.

Zerstört eine Feuersbrunst Häuser u. dergl. m. auf verpfändetem Erblande, so müssen nach einem Erlasse Kaiser Kien Lungs (1736—1796) die Gebäude vom Eigentümer und Pfandinhaber auf gemeinschaftliche Kosten wieder aufgebaut werden. Dafür darf dieser das Grundstück drei Jahre über die vertragsmäßig festgesetzte Zeit im Pfandbesitz behalten. Fehlt beiden Parteien das Geld zum Aufbau der Häuser, so soll der Platz mit dem etwa geretteten Inventar verkauft werden. Der Verpfänder zahlt dann an den Pfandbesitzer ein Drittel des erhaltenen Geldes.

Das Abkommen bei der Übertragung von Landbesitz ist also ein einfacher Vertrag, über den der Verkäufer eine Urkunde ausstellt, die von ihm und den Mittelsmännern unterzeichnet, zuweilen auch mit ihren Siegeln versehen wird. Der Käufer unterzeichnet die Urkunde nicht.

Die Unterschriften der Mittelsmänner, die gewöhnlich Freunde oder Nachbarn der beiden den Vertrag Schließenden sind, verbürgen jedoch nicht die Gesetzmäßigkeit der Eigentumsurkunde, sondern sind nur eine Bürgschaft dafür, daß das Geschäft in gutem Glauben abgeschlossen worden ist. Obwohl demnach die Unterschrift der Mittelsmänner für die Rechtsgiltigkeit des Verkaufs nicht durchaus notwendig ist, so ist sie doch sehr wünschenswert, und kein vorsichtiger Käufer wird sich ohne eine solche Bürgschaft auf einen Kauf dieser Art einlassen. Mitunter gebraucht man ein halbes Dutzend Vermittler oder noch mehr, nie aber weniger als zwei. Sie erhalten zuweilen ein kleines Handgeld als Kommissionsgebühr, oft auch giebt man ihnen ein Festessen.

Der Vertrag besagt für gewöhnlich, daß der Verkäufer durch seine Vermögensverhältnisse sich gezwungen sieht, sein Grundstück zu verkaufen. Der Verkaufspreis ist natürlich angegeben. Ehe die Verkaufsurkunde im Büreau des Bezirksrichters registriert werden kann, muß sie von dem Ti Pao (Dorfschulzen) mit seinem Siegel versehen sein.

Die Registrierung des Grundstückes hat, bei Strafe der Beschlagnahme, der Käufer zu bewirken. Die Kosten der Eintragung sollen sich nur auf 3% des Kaufpreises belaufen, in Wirklichkeit kommen sie auf 5—6% zu stehen. Um diese hohe Steuer zu umgehen, ist es fast allgemein Brauch, die Verkaufssumme in der Urkunde niedriger anzugeben, als sie in der That ist. Der Bezirksrichter macht die Urkunde dadurch rechtskräftig, daß er die Namen des Verkäufers und Käufers, die Verkaufssumme und die jährliche, vom Käufer zu zahlende Grundsteuer in ihr vermerkt und sein rotes Amtssiegel beidrückt.

Der Ankauf von Land durch die in den Vertragshäfen lebenden Ausländer geht ebenso vor sich, nur mit dem Unterschiede, daß der Verkäufer das Land nicht „verkauft“, sondern „auf ewige Zeiten verpachtet“, und ferner, daß die Registrierung durch das für den Käufer zuständige Konsulat vollzogen wird, ohne daß die chinesischen Behörden, die den Besitzwechsel

auch registrieren, dafür Gebühren erhalten. Alle, die Kaufverträge der erörterten Art abschließen, sollten sich besondere Mühe geben, den Vertrag in möglichst schlichten und unmißverständlichen Ausdrücken abzufassen, die jede Zweideutigkeit ausschließen.

Nach den im ganzen Kaiserreiche verbreiteten Grundsätzen des Erbrechts wird im Todesfalle des Familienhauptes sein ganzes Besitztum, das Grundeigentum wie auch das bewegliche Vermögen, zu gleichen Teilen unter alle seine männlichen Kinder verteilt, gleichviel ob sie ihm von seiner gesetzmäßigen Frau oder einer Konkubine geboren sind.

Doch schreibt das Gesetz vor: „Der Sohn einer Leibeigenen darf nicht der Erbe vor dem Sohne einer freien Frau sein", was der Chinese mit dem Ausdruck kundgiebt: „Blut vor Alter." Demnach haben die Söhne der rechtmäßigen Frau auch dann das Vorrecht im Erbgange vor den Söhnen von Konkubinen, wenn diese älter als jene sind. Für die Söhne der rechtmäßigen Frau wiederum gilt der Satz: „Alter vor Verdienst." Der Erstgeborene ist demnach der gesetzliche Nachfolger als Familienhaupt. Sollte er sterben und Kinder hinterlassen, so tritt wieder der älteste seiner Söhne in seine Stelle. Er hat also den Vorrang vor seinen vollbürtigen Brüdern, sowie den Kindern von Konkubinen.

Ist die rechtmäßige Frau 50 Jahre alt geworden, ohne männliche Nachkommen zu haben, so wird der älteste Sohn der Konkubine der Nachfolger des Familienhauptes. Ist auch von der Konkubine kein Sohn vorhanden, so muß, wie wir bereits wissen (vergl. den Abschnitt über die Adoption), ein Sohn aus der Blutsverwandtschaft gewählt werden, um die Fortdauer der Familie zu sichern. Nur wenn der Verstorbene gar keine männlichen Anverwandten, weder natürliche noch adoptierte hat, dürfen Töchter erben.

Die Verteilung des Nachlasses ist Sache des persönlichen Beliebens des Erblassers. Sie wird vom Vater entweder schon bei Lebzeiten oder von seinen Söhnen nach dessen Tode gemeinschaftlich geordnet. Sind noch eine Mutter oder unverheiratete Schwestern zu versorgen oder ist das Erbe zu klein, um noch weitere Teilung zu gestatten, so findet unter den Söhnen gewöhnlich eine gütliche Einigung über das einzuschlagende Verfahren statt

Daher ist es für die in den Vertragshäfen lebenden Ausländer mitunter recht schwierig und mit großen Weitläufigkeiten verknüpft, kleine Stücke Landes, die gemeinschaftliches Eigentum vieler Personen sind, anzukaufen. Muß zu diesem Zwecke eine Teilung erfolgen, so hat der älteste Sohn auf einen noch einmal so großen Anteil Anspruch, weil er die Kosten für den Ahnenkult aus seinem Besitz zu bestreiten hat. Wohlhabende Familien stellen in der Regel ein Stück Land für diesen Zweck zur Verfügung, um darauf eine Ahnenhalle u. dergl. m. zu erbauen.

Die Cerealien.

Es liegt auf der Hand, daß ein Land wie China, das sich über fast 35 Breiten- und 70 Längengrade erstreckt, auch einen Pflanzenreichtum aufweisen muß, der mit Bezug auf Verschiedenheit und Fülle von keinem anderen Reiche der Erde übertroffen wird, zumal dies gewaltige Land unter Breitengraden liegt, die für den Betrieb der Landwirtschaft die denkbar günstigsten sind. Die Flora Chinas ist außerordentlich reich. Wälder in unserem Sinne sind allerdings verhältnismäßig selten. Der Übergang von der nordischen Flora der Mandschurei zur tropischen in der Provinz Yünnan ist ein sehr allmählicher Man stößt daher in einigen der Mittelprovinzen auf ein merkwürdiges Gemisch von Pflanzengattungen, die verschiedenen Zonen angehören: der Bambus wächst neben der Eiche, während Weizen- und Maisfelder mit Reis-, Zucker- und Baumwollenanpflanzungen wechseln.

Die Monsune*) sind die Ursache einer regelmäßigen Verteilung der Regenfälle und bewirken, daß die Regenzeit ins Frühjahr fällt. Die Jahreszeiten folgen auffallend gleichmäßig aufeinander. In Nordchina baut man meist Weizen, Mais, Hirse, Hafer und Mohn; in den Mittel- und Südprovinzen treten Reis, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Thee, Tabak mehr in den Vordergrund. Auffällig ist die Thatsache, daß man in ganz China, namentlich in seinem südlichen Teile, fast gar keine Wiesen und kein Weideland findet; große Weideplätze trifft man allein in der Mongolei, in der Nähe der großen Mauer an.

Der Ackerbau ist von jeher die Grundlage der chinesischen Civilisation gewesen und der Schlußstein in diesem uralten, riesenhaften Bau, der fast ein Viertel des ganzen Menschengeschlechts beherbergt. Ungefähr 90 % der Gesamtbevölkerung Chinas gehören der ackerbautreibenden Klasse an. Wer China bereist, wird überall finden, daß die Landbestellung mit einer so peinlichen Sorgfalt betrieben wird, wie man sie bei uns nur beim Gartenbau anzutreffen gewohnt ist. Eine weitere charakteristische Eigentümlichkeit ist, daß China, wie wir bereits wissen, keine Großbauern hat. Man begegnet nur selten Bauern, die mehr als 100 Acker Landes besitzen; die Mehrzahl unter ihnen lebt auf Grundstücken, deren Fläche meist 1/2 bis 1 Acker nicht übersteigt.

In den Nordprovinzen bieten die Gefilde, im Gegensatz zu der Eintönigkeit des Südens und namentlich der südlich vom Yangtse gelegenen,

---

*) Unter „Monsun" versteht man die veränderlichen Passatwinde im Indischen Ocean und der Chinasee, die periodisch wehen, und zwar in der einen Hälfte des Jahres aus der einen, in der anderen Hälfte aus der entgegengesetzten Richtung, vornehmlich aus Nordost und Südwest. Das Wort stammt von dem Arabischen „nausim" d. h. Jahreszeit, bedeutet mithin „Jahreszeitwinde".

scheinbar endlosen Reisfelder, dem Auge eine anmutige und erquickende Abwechselung. Sorghum (chinesisch „Kauliang") und Maisfelder wechseln mit Hirse und Buchweizen ab; die Landschaft erscheint uns als ein großes Stück kunstvoller Mosaik in verschieden schattiertem Grün.

Darunter fällt am meisten das Kauliang d. h. „hohe Korn" auf; die Araber nennen diese Getreideart „Durra", die Engländer „Barbadoes millet", wir Deutschen „Zuckerhirse"; der botanische Name ist „Sorghum vulgare". Aus der Entfernung gesehen ähnelt das Kauliang sehr dem Zuckerrohr; die Stengel enthalten ein schwammartiges Mark, das sich vortrefflich zu Zunder eignet. Die Ähre hat mitunter über 2000 Körner, die ovale Form und die Größe von Entenschrot haben.

Der Anbau des Kauliang wird in Nordchina wohl stärker betrieben, als der irgend einer anderen Getreideart. Man sät es gegen Ende April, erntet es meist im September. Obgleich eine reiche Ernte guten Boden voraussetzt, so gedeiht dieser Zuckerhirse doch noch auf einem Boden, auf dem andere Getreidearten kaum fortkommen würden.

Man unterscheidet drei Arten von Kauliang: das rote, weiße und braune oder hellgelbe, wie die Chinesen es nennen. Das weißsamige dient ausschließlich zur Nahrung für Menschen. Gereinigt und gekocht hat es große Ähnlichkeit mit unserer Perlgraupe, doch wird diese Art nicht stark gebaut. Das rote Kauliang findet man überall vor und die Nachfrage nach ihm ist ganz gewaltig. Es dient sowohl zur Nahrung für Menschen, als man es auch vielfach als Viehfutter verwendet. Auch Schnaps wird daraus gebraut.

Nächst dem Kauliang ist in Nordchina eine Abart unseres Hirse (Setaria italica) sehr verbreitet. Mit ihren lang herabhängenden, den Weidenkätzchen ähnlichen Ähren ist sie eine außergewöhnlich zierlich aussehende Kornfrucht. Auf gutem Boden wird sie 4 bis 5 Fuß hoch. Die Ähre ist anfangs nur schwer vom Fuchsschwanzgras zu unterscheiden. Ihre hellgrünen Grannen färben sich aber zur Blütezeit purpurrot; sie verlieren dann ihre Spitzen und die Ähre wird allmählich gelb; sie wird 10 bis 12 Zoll lang und soll mitunter über 5000 Saatkörner enthalten.

Kauliang und Hirse sind das Hauptnahrungsmittel der Nordchinesen; man kocht das Korn, bis es weich ist und genießt es dann als Suppe. Das Hirsestroh dient zerschnitten als Pferdefutter.

Weizen, Buchweizen und Mais werden in den Nordprovinzen ebenfalls viel gebaut, namentlich Mais, den die Bevölkerung in großen Mengen verbraucht. Da der Buchweizen sehr schnell, in etwa 40 Tagen reift, so sät man ihn häufig noch im Spätsommer, falls andere Getreidearten infolge des Regenmangels mißraten sein sollten.

Den Mais kannte man in China bereits gegen Mitte des 16. Jahr-

hunderts. Man nimmt gewöhnlich an, daß er aus Centralasien eingeführt worden ist.

Der Weizen wird im Herbst gesät; man erntet ihn Ende Mai oder Anfang Juni, doch ist wegen häufigen Schnee- und Regenmangels im Winter und auch im Frühjahr der Anbau dieser Feldfrucht mit einem gewissen Risiko verbunden, weshalb man sie auch als die wertvollste betrachtet. Aus dem Mehl bereitet man meist Fadennudeln, feines Gebäck und Brot; dies ist stets gesäuert und wird mit Dampf gebacken.

Von anderen Cerealien des Nordens verdienen noch besondere Erwähnung die Gerste und der Hafer, die namentlich in der Nähe der großen Mauer stark gebaut und hauptsächlich als Viehfutter, vor allem für Kamele, verwendet werden. Von Roggen baut man nur wenig an und zwar weil der Chinese sonderbarerweise glaubt, er sei als Nahrungsmittel ungeeignet.

Wir deuteten bereits darauf hin, daß in den Mittel- und Südprovinzen der Reis in unglaublicher Menge gebaut wird. Er ist freilich auch die Hauptspeise der Chinesen, wie denn der Reis überhaupt die am meisten der Ernährung dienende Frucht auf der Erde ist; er bildet die Hauptnahrung für etwa ein Drittel des Menschengeschlechts.

Wenn auch in Nordchina das Kauliang, der Hirse, der Weizen u. a. m. vielfach neben dem Reis genossen werden, in Mittel- und Südchina ist dieser schlechthin die Volksnahrung. In verschiedenen, im Volksmunde häufigen Redensarten tritt die große Bedeutung dieser Frucht für das tägliche Leben der Landbewohner zu Tage. So heißt, wie uns schon aus Kapitel VI bekannt ist, „Reis essen“ so viel als „eine Mahlzeit einnehmen“; das Frühstück ist der „Morgenreis“, das Abendbrot der „Abendreis“.

Da die Reiskultur eine hohe Temperatur und eine starke Bewässerung fordert, so wird sie vornehmlich in Mittel- und Südchina betrieben. Die Monate März oder April sind die Saatmonate. Da man die Samenkörner einige Tage vor der Aussaat in flüssigen Dünger legt, so sprießen die jungen Keime auch schon nach einigen Tagen aus dem stark bewässerten Boden auf. Sobald die Hälmchen etwa einen halben Fuß hoch sind, werden sie in ein anderes, ebenfalls stark bewässertes Feld verpflanzt, und zwar steckt man in Löcher, die etwa einen halben Fuß voneinander entfernt sind, je etwa ein halbes Dutzend junge Pflanzen.

Schon in wenigen Wochen sieht man die schlammigen Niederungen sich in lachende, grüne Gefilde verwandeln. Diese werden dann nochmals unter Wasser gesetzt, das dann auf den Feldern bis kurz vor der Reifezeit stehen bleibt, worauf man es ablaufen läßt. Die Ernte beginnt im Juni. Wo man zweimal erntet, wird das Land unmittelbar nach der ersten Ernte wieder gepflügt und besät; man kann dann die zweite Ernte im November einheimsen.

Man unterscheidet verschiedene Arten von Reis: den groben, feinen, weißen, roten (in der Provinz Fukien), klebrigen und trockenen. Die größte Menge wird in sumpfigen Niederungen gebaut. Die Bewässerung erfolgt auf natürlichem oder künstlichem Wege. Doch gedeiht der Reis auch auf hochgelegenem Boden. Man nennt ihn trockenen oder „Bergreis", der aber einen niedrigeren Marktwert hat als der „Sumpfreis".

Außerdem kennt man in China auch schwimmende Reisfelder. Es sind das etwa 12 Fuß lange und 6 Fuß breite, eng aneinandergefügte Bambusflöße, auf die man ca. 1 Zoll hoch Stroh legt. Auf dieses schüttet man dann eine 2 bis 3 Zoll dicke Schlammschicht, in die man die den anliegenden Feldern entnommenen jungen Reispflanzen versetzt. Auch hier treiben sie schnell und gedeihen und reifen vortrefflich. Die Flöße sind an den Ufern ruhiger Gewässer, die fast keine Strömung haben, angebracht und bedürfen kaum weiterer Fürsorge. Das Stroh und der Schlamm verschwinden in wenigen Tagen und die Wurzeln der Pflanzen ziehen dann ihre Nahrung ausschließlich aus dem Wasser.

Die Ernte findet bereits in 60—70 Tagen statt, während der in Niederungen angebaute Reis etwa 100 Tage gebraucht, um reif zu werden. Auf diese Art der Reiskultur stößt man namentlich in den Südprovinzen Kuangsi und Kuangtung. Die Provinzen des Yangtsethals (Kiangsu, Anhui und Kiangsi) sind die ungeheure Reiskammer des Mittelreichs. Die Reisausfuhr ins Ausland ist auf das strengste untersagt.

Die in China am weitesten verbreitete Hülsenfrucht ist die Bohne, die in mehreren Abarten gezogen wird, vornehmlich im Norden, wo sie einen wichtigen Nahrungsartikel der ärmeren Klassen ausmacht. Aus der gelben Bohne, die ein Stapelausfuhrartikel der Mandschurei ist (jährlich über 2 Millionen Picul, von je $133^1/_3$ Pfund englisch im Durchschnitt), preßt man gewöhnlich das Öl, das zur Speisebereitung verwendet wird oder der Beleuchtung dient. Die zurückbleibenden Bohnenkuchen dienen vielfach als Dünger, namentlich auf den Zuckerplantagen Südchinas. Dieser Artikel wird aus der Mandschurei (Nintschuang) alljährlich im Werte von fast 2 Millionen Haikuan Taels, etwa 6 Millionen Mark, ausgeführt.

Aus der als „Dolichos sinensis" bekannten Bohnenart gewinnt man den unter dem Namen „Soy" (vom japanischen „schoyu") in den Handel kommenden Artikel, der ins Ausland verschickt wird und den Hauptbestandteil mehrerer unserer bekanntesten und beliebtesten Fleischsaucen bildet.

Gemüse und Obstbau.

Die Thatsache, daß es in keinem Lande der Erde so viele Menschen giebt, die nur von Pflanzennahrung leben, wobei natürlich von einem Vegetarianismus, wie ihn seine Anhänger in Europa vertreten, nicht die Rede ist,*) läßt schon darauf schließen, daß das chinesische Volk dem Gemüsebau außerordentliche Sorgfalt widmet, ferner, daß es eine große Zahl der verschiedensten Vegetabilien baut. Wie wir bereits aus dem Kapitel „Nahrung" wissen, machen Gemüse in Gemeinschaft mit Reis und verwandten Feldfrüchten den Hauptbestandteil der Nahrung der Landeskinder aus. Sie werden frisch oder getrocknet oder gesalzen zu jeder Mahlzeit genossen.

Man kann nicht behaupten, daß sich die Chinesen jemals um die Veredelung ihrer Gemüsearten bemüht hätten, und ebensowenig ist das bei ihrer Obstbaumzucht der Fall gewesen. Der Grund hierfür dürfte wohl hauptsächlich in ihrer tiefeingefleischten Neigung, am Altherkömmlichen festzuhalten, zu suchen sein. Der bezopfte Gärtner verrichtet eine bestimmte Garten- oder Feldarbeit in einem bestimmten Monate, wenn nicht gar jedesmal an denselben Tagen dieser Monate, die ihm von seinen Vorfahren seit undenklichen Zeiten als die rechten und geeigneten überliefert worden sind, ohne daß er

*) Den Abendländer bewegen in der Regel folgende Gründe, nur von Pflanzenstoffen sich zu nähren: 1. Die Ansicht, daß der Genuß von Pflanzenspeisen naturgemäß und der Gesundheit zuträglicher ist, als der der Fleischspeisen; 2. die Neigung zur Sparsamkeit, weil man glaubt, die vegetarische Lebensweise verringere die Ausgaben; 3. die Überzeugung, daß man Tiere nicht um der Ernährung willen töten dürfe. Der Chinese lebt aus ganz anderen Ursachen und Beweggründen fast nur von Vegetabilien. Seine Haus-, Zug- und Lasttiere werden weder besser gefüttert noch besser gewartet, als andere; doch mag er wegen ihres direkten Nutzens sich scheuen, sie zu töten, aber die Lehren seiner Religion hindern ihn nicht, Geflügel, Schweine und Wiederkäuer fett zu machen und sie zum Schlachten zu verhandeln. Auch ist der Chinese nicht der Ansicht, daß die Enthaltung von Fleisch seine Gesundheit fördere, oder daß er dadurch die Ausgaben für seinen Lebensunterhalt verringere, denn es ist recht oft gerade das Gegenteil der Fall. Der chinesische Vegetarianer enthält sich vielmehr deswegen der Fleischspeisen, weil er sich dadurch die Gunst der Gottheiten zu erwerben hofft. Dem buddhistischen Glauben zufolge haben nämlich die Götter heftigen Abscheu gegen alle zubereiteten Fleischspeisen. Der Glaube an die Seelenwanderung übt natürlich ebenfalls großen Einfluß auf diese Denkweise des Volkes aus. Man lehrt es, daß jedes Tier ein vermummtes menschliches Wesen sei. Somit erscheint dem buddhistischen Gläubigen der Fleischgenuß als Kannibalismus. Ein weiteres Dogma lautet dahin, daß dem Menschen für jeden Tag, an dem er sich des Fleischessens enthält, in dem Sündenregister, das die Götter des buddhistischen Hades führen, ein Ablaß für Sünden, die er auf Erden begangen hat, zuteil werde. Dieser Glaube veranlaßt viele Chinesen monatlich vielleicht an 2 oder 3 Tagen sich des Fleischgenusses zu enthalten. Buddhistische Priester und Nonnen rühren Fleischspeisen nie an, oder sollten es wenigstens nie thun.

auch nur im geringsten die Witterung in Betracht zöge. Die Gärtner in den Vertragshäfen, von denen die dort lebenden Ausländer mit Gemüse versorgt werden, gehen allerdings in dieser Hinsicht schon vernünftiger vor.

Die Kartoffel, die in manchen Ländern des Westens die Hauptnahrung weiter Volkskreise ausmacht, ist in China nie als Gemüse behandelt worden und wird demnach nur wenig angebaut. Nur in der Nähe der großen Mauer scheint sie gebaut zu werden, und auch dort wird sie von den Ärmsten nur gegessen, wenn die Ernte der sonstigen Nährpflanzen mißraten ist. In der Nähe der Vertragshäfen wird die Kartoffel freilich mehrfach für den Verkauf an die Fremden angepflanzt.

Dagegen wird die „süße“ Kartoffel (Batate, Convolvulus Batatus, L.) in Nordchina in großen Mengen gebaut und gegessen, und zwar gewöhnlich in gekochtem Zustande und noch ganz heiß des Morgens. Auch die unter dem Namen Yam bekannte Wurzel (Dioscorea alata oder sativa) wird vielfach gezogen. Da sie aber teurer als die Batate ist, so ißt man sie nicht so allgemein wie die „süße“ Kartoffel. Dem Volksglauben zufolge verursacht der Genuß der Yamswurzel Appetit und Wohlbeleibtheit, eine Körperbeschaffenheit, nach der jeder Chinese trachtet. Ein magerer Mandarin würde eine Abnormität sein.

Rüben und Kohl, frisch wie gesalzen, sind die Gemüse, die am meisten in China genossen werden. Man kann sie fast das ganze Jahr hindurch frisch bekommen. Mohrrüben baut man weniger an. Am reichlichsten wird der Weißkohl (Brassica oleracea), von den Landeskindern „Pai (weiß) Tsai“ genannt, gebaut. In unserer Interessensphäre, Schantung, wächst übrigens die am meisten geschätzte Kohlart.

Von anderen Gemüsearten sind zu nennen: Spinat, Zwiebeln, Knoblauch, eine Lieblingsspeise der Eingeborenen, verschiedene Kürbisarten, Gurken, die Eierpflarze (Solanum melongena), Pflanzenmark, Liebesäpfel (Tomatoes), Bambussprossen, Radieschen, Salat, Lattich usw.

Wir finden in China fast alle Arten von Früchten, die in der gemäßigten, wie auch in der heißen Zone heimisch sind. Während aber das Abendland nur zwei Früchte, die Apfelsine und den Pfirsich, dem Reiche der Mitte verdankt, hat dies eine bedeutende Zahl fremdländischer Früchte bei sich eingebürgert. Doch stehen die in China kultivierten Obst- und Fruchtsorten den im Abendlande gezogenen an Wohlgeschmack bedeutend nach. Wir haben einen Grund hierfür bereits angegeben: der Chinese kümmert sich zu wenig um die Pflege von Fruchtbäumen. Auch hat er die Gewohnheit, die Früchte fast nie auf dem Baume reifen zu lassen; er pflückt sie gewöhnlich, wenn sie noch grün sind.

Wohl die beste, zweifellos aber die beliebteste Frucht Chinas ist die Apfelsine. Sie wurde im 16. Jahrhundert von den Portugiesen in Europa eingeführt, daher auch unser Name, der sich aus den Worten „Apfel“ und

„Sina", der lateinischen Bezeichnung für China, zusammensetzt. Die italienische Benennung „Portugallo" weist dagegen auf die Nation hin, der wir die Einführung der Frucht in Europa verdanken.

Man kennt in China mehrere Apfelsinenarten. Unter diesen ist die als „Mandarinapfelsine" bekannte*) die wohlschmeckendste. Man darf sie nicht mit einer viel kleineren Frucht verwechseln, die in Europa häufig, aber irrtümlich als Mandarinapfelsine auf den Markt kommt. Der Verbrauch von Apfelsinen in China ist gewaltig. Sie werden namentlich in Mittel- und Südchina in ungeheurer Masse gewonnen.

Von einheimischen Früchten, deren Anbau man noch nicht im Abendlande versucht hat, sind u. a. zu erwähnen die Litschi (Nephelium lichi). Man findet sie nur getrocknet auf dem europäischen Markte, doch reicht der Geschmack der getrockneten Frucht bei weitem nicht an den der frisch genossenen. Das weißliche Fleisch der frischen Frucht ist fast durchsichtig, der Geschmack süßlich. Die Provinz Canton liefert sie in besonders großer Menge.

Die Lungan (Nephelium longanum), verdeutscht „Drachenauge", ist gleich der Litschi etwa von der Größe einer Wallnuß, hat wässeriges Fleisch, das dem europäischen Gaumen nicht besonders behagt. Die Loquat (Eriobotrya), eine Art Mispel, ist ebenfalls in China einheimisch; der etwas säuerliche Geschmack ist recht angenehm. Der Pfirsich wird in Nord- und Mittelchina stark gebaut; man hält ihn vielfach für die schönste chinesische Frucht und kennt von ihm mehrere Arten. Auch sie soll nach Ansicht hervorragender Botaniker, im Lande der Mitte ursprünglich beheimatet gewesen sein. Zweifellos kennt man sie seit uralten Zeiten; hierauf weist u. a. die Thatsache hin, daß man den 3. Monat des Jahres von jeher den „Pfirsichmonat" genannt hat, weil der Baum dann in voller Blüte steht. (Vergleiche Seite 357.) Der Pfirsich gilt in China auch als das Sinnbild der Ehe und Langlebigkeit.**) Die Ananas soll Ende des 16. Jahrhunderts von den Philippinen nach Südchina eingeführt worden sein. Hier gedeiht auch die Banane ganz vorzüglich, sowie der Pomelo (Citrus decumana), von uns Deutschen Pumpelmus genannt, den manche Leute für den Apfel vom Garten Eden zu halten geneigt sind.

---

*) Die Schale hat eine zinnoberrote Farbe; sie hängt mit nur wenigen losen Fasern an der Frucht. Das Wort „Mandarin" wird hier, — wie auch sonst häufig in der Umgangssprache der in China lebenden Ausländer —, im Sinne von etwas „höherem, vorzüglicherem" angewendet. Man kennt auch eine „Kuli"-(Citrus aurantium), oder gemeine Apfelsine.

**) Der Name der Frucht ist auf das griechisch-lateinische Persica zurückzuführen. Nach Persien, von wo aus sie erst in dem christlichen Zeitalter nach Europa kam, ist der Pfirsich zweifellos auf dem mittelasiatischen Landwege von China nach dem Abendlande gebracht worden, und wohl auch gleichzeitig mit dieser Frucht die ihr so nahe verwandte Aprikose.

Birnen, Äpfel, Kirschen und Pflaumen, unsere hauptsächlichsten Früchte, werden in China nur wenig gezogen. Das gleiche gilt von der Stachel-, Johannis- und Himbeere. Man kennt auch nur wenige Arten dieser Beerenfrüchte, und diese sind zudem fast geschmacklos. Außerdem findet man dort die Aprikose, Erdbeere, Feige, Citrone, Quitte, Persimone (Diospyros Kaki), Brustbeere, Kastanie, Maulbeere, den Granatapfel, Mango usw.

Die Weinrebe wird im Norden angebaut, doch nur selten, um aus ihr Wein zu bereiten. Der Weinstock ist in China einheimisch, doch scheint es, als ob die besseren Sorten dieser Rankenpflanze aus Centralasien eingeführt worden sind. Man kennt mehrere Traubenarten, deren einige recht wohlschmeckend sind. In der Provinz Schansi und Schensi findet sich der Weinstock wildwachsend; der aus seiner Rebe bereitete Wein ist eine Art Syrup. In manchen Gegenden des Reiches werden die Trauben getrocknet, nachdem man sie zuvor eine Zeit lang in Syrup gekocht hat.

Aber es ist mit Bezug auf das Weintrinken nicht von jeher so im Reiche der Mitte gewesen. Lange vor der christlichen Aera, zur Zeit der Tschaudynastie (1122 bis 255 v. Chr.) soll mancher Chinese dem Trunke sehr ergeben gewesen sein. Man kannte eine ganze Anzahl von Weinsorten und der Saft der Rebe war das erste Lieblingsgetränk; jedermann genoß ihn, und in manchen Teilen des Reichs, wie gesagt, im Übermaße. Das Laster herrschte mehr in den oberen Volksschichten vor; sogar einige der Kaiser waren ihm ergeben. Der Niedergang des Weines wurde durch einen der Kaiser der Tschaudynastie herbeigeführt; er war dem verführerischen Traubensaft jahrelang hold gewesen und ein großer fürstlicher Trunkenbold geworden. Bei einer Gelegenheit genoß er bedeutend mehr, als ihm gut war. Kaum war er wieder genesen, so befahl er die Zerstörung aller Weinlokale und Weinkeller, darauf die aller Destillationen, ferner aller Weinberge und schließlich jeder Rebe.

In späteren Jahren wurde die Bulle gegen den Weinstock aufgehoben, und man betrieb seinen Anbau von Neuem. Er ist jedoch nie bedeutend gewesen, und er ist es auch heute noch nicht. Auch machten die Chinesen später nie wieder Rebenwein in großen Mengen. Das Dekret gegen den Wein wurde ebenfalls aufgehoben und man führte den heitermachenden Saft aus anderen Ländern ein. Aber inzwischen hatten die Chinesen hunderte von anderen Getränken erfunden, schwache, und viele sehr starke, die aber den Geschmack des Rebensaftes verloren hatten. Selbst heutigen Tags ziehen sie unsere Liquöre gewöhnlich den feinsten Weinsorten des Westens, Champagner ausgenommen, vor.

Der Theestrauch.

I.

Es ist auffallend, daß die Chinesen, die in der Regel selbst ganz unbedeutende Vorfälle in den Annalen ihrer Geschichte verzeichnen, darüber im unklaren sind, wann der Thee zum Nationalgetränk geworden ist. Und doch ist es der Fall, denn die einheimischen Autoritäten weichen in diesem Punkte nicht wenig von einander ab.

Die Mehrzahl nimmt an, daß der Thee zuerst während der Liangdynastie (502—557 n. Chr.) allgemein getrunken worden ist. Viele Chinesen behaupten jedoch, daß er bereits während der Zeit der „Drei streitenden Königreiche“ (221—265 n. Chr.) alltäglich als Ersatzmittel für Wein, d. h. einem aus Reis destillierten Getränk, Samschu genannt, genossen worden ist. Soviel aber hat sich feststellen lassen, daß der Thee lange vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung für Arzneizwecke Verwendung gefunden hat.*)

Allem Anscheine nach wurde der Thee, nachdem er sich bei der Landesbevölkerung als alltägliches Getränk eingebürgert hatte, zuerst als sogenannter „Ziegelthee“ **) zubereitet, wie ihn noch heutiges Tages die Karawanen ins Innere des Landes befördern. Ein Gemisch dieses Ziegelthees mit Reiskuchen ergab gekocht eine rötliche, dickflüssige Speise. Der bittere Geschmack wurde durch die Zuthat von Ingwer und Apfelsinenschalen gemildert.

Daß der für den Chinesen so überaus wichtigen Theestaude ein sagenhafter Ursprung beigelegt wird, ist nicht zu verwundern. Der Sage nach kam um das Jahr 500 n. Ztr. ein buddhistischer Abt aus Indien nach China in der Absicht, dies Land zu seiner Religion zu bekehren. Er führte ein musterhaftes Leben und lebte nur von Kräutern, die er auf den Feldern fand, kasteite seinen Körper und verbrachte Tag und Nacht im Gebet. Nach mehrjährigem Wachen sank er eines Nachts, von Müdigkeit überwältigt, in tiefen Schlaf.

Als er am folgenden Morgen erwachte und fand, daß er sein Gelübde gebrochen habe, quälte ihn die Reue dermaßen, daß er sich, um einem ähnlichen Vergehen vorzubeugen, beide Augenlider abschnitt, weil sie die Werkzeuge seiner Sündhaftigkeit gewesen waren, und sie zu Boden warf.

---

*) Man hält in China den Thee für ein Spezialmittel, um Geschwülste und Geschwüre zu vertreiben, sowie auch einer etwaigen Verdauungsschwäche abzuhelfen.

**) Unter „Ziegelthee“ versteht man gegenwärtig eine minderwertige, in den Theebezirken Mittelchinas bereitete Theesorte. Man verfährt bei der Herstellung so, daß ein Ausschuß von Blättern, Zweigen und dazu Theestaub in kochendem Wasser aufgeweicht und dann zu großen, ziegelsteinähnlichen Platten gepreßt wird. Dieser Thee wird namentlich in der Mongolei und in Sibirien in großen Mengen getrunken.

Als er am nächsten Tage zu dem Orte seiner Selbstverstümmelung zurückkehrte, nahm er wahr, daß ein Wunder sich ereignet hatte: aus jedem Augenlide war ein bisher im Lande nicht gekannter Strauch, eine Theestaude, geworden.

Als der fromme Einsiedler von den frischen Blättern gekostet hatte, fand er zu seinem Erstaunen, daß seine Seele neue Stärke für seine frommen Übungen gewonnen hatte. Er unterrichtete sofort seine Schüler von dem Ereignisse und der Wunderkraft der Pflanze. Die Folge davon war, daß der Strauch überall angepflanzt und der Gebrauch des Thees im ganzen Kaiserreiche allgemein wurde. *)

Die Theestaude wird in China ausschließlich in kleinen Gärten gezogen, die das Eigentum von Landwirten sind, denen fast gar kein Kapital zu Gebote steht. Umfangreichere Theeplantagen, wie man sie vielfach in Indien findet, kennt man im Lande der Mitte nicht. Die bei weitem größte Anzahl dieser Gärten ist in hügeligen Bezirken angelegt, die einen fast durchweg schlechten Boden haben, oftmals wenig besser als Sand.

Der Strauch kommt in den nördlichen Provinzen des Reiches nicht fort; er gedeiht am besten zwischen dem 24. und 32. Breitengrade, also u. a. in den Provinzen Hunan, Hupe, Fukien, Kuangtung, Yünnan, Anhui, Kiangsi und Tschekiang. Die ersten fünf bringen vorzugsweise schwarzen, Tschekiang fast nur grünen, Anhui und Kiangsi beide Theegattungen hervor.

Die Staude kommt noch in einem Klima fort, in dem das Thermometer unter den Gefrierpunkt fällt. Auch große Hitze kann die Pflanze vertragen, doch nur, wenn die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist. In heißfeuchten Landstrichen ist die Ernte doppelt so ergiebig, als in verhältnismäßig trockenen und gemäßigten.

Der drei bis fünf Fuß hohe Strauch ist der Myrte ähnlich und gleich ihr ein immergrünes Gewächs. Manche Botaniker halten ihn für eine Unterart der Gattung „Camellia“; jedenfalls ist er den Camellien, die sich hauptsächlich durch etwas dickere und größere Blätter von ihm unterscheiden, nahe verwandt. **) Sein Holz ist äußerst hart und zäh; frisch geschnitten hat es einen unangenehmen Geruch. Die etwa 7 bis 8 Centimeter langen, gezackten Blätter haben eine glanzlose, dunkelgrüne Farbe und sind lederartig.

Der Strauch wird stets aus Samen gezogen. Die Pflänzchen werden,

*) Für diese Legende findet man übrigens eine Anzahl von Gegenstücken in der Mythologie der Griechen, die sämtlich auf demselben Gedanken ruhen, nämlich der Umwandlung des menschlichen Körpers oder eines seiner Teile in eine Pflanze. Zum Vergleich sei hier nur erinnert an den Ursprung der Hyacinthe aus dem Blute des Ajax, der Krausemünze aus dem Körper der Geliebten Plutos, Minthe, und des Mandelstrauchs aus dem Körper der Phyllis.

**) Die Chinesen haben für beide Gewächse nur einen Namen.

wenn sie 3 Monate alt sind, umgepflanzt. Die Staude wird weder gedüngt noch bewässert. Man kümmert sich im ganzen nur wenig um sie, doch muß darauf acht gegeben werden, daß sie nicht im Schatten steht. Man pflegt die Blätter nicht vor dem dritten Jahre zu pflücken. Der Strauch ist im sechsten oder siebenten Jahre ausgewachsen und kommt mitunter bis zum zwanzigsten Jahre fort.

Gewöhnlich finden nur zwei Ernten im Jahre statt; eine dritte Ernte würde die Staude zu sehr schwächen, der Boden müßte denn ganz ausgezeichnet sein. Die erste und verhältnismäßig kleinste Lese findet je nach dem Breitengrade Ende März oder im April statt. Sie liefert die feinsten Theesorten. An die zweite und Haupternte geht man Ende Mai oder Anfang Juni, wenn die Blätter völlig ausgewachsen sind. Das Pflücken wird meist von Frauen und Kindern besorgt. Findet eine dritte Lese statt, so fällt sie etwa in die Mitte des Juni.

Eine Durchschnittsziffer für den Ertrag der einzelnen Pflanze zu nennen, ist schwierig, weil er sehr verschieden ist. Die besten Sträucher sollen jedoch etwas mehr als zwei Pfund grüner Blätter liefern, während man von den minderwertigen Stauden nur etwas mehr als ein Pfund Blätter zu erzielen hoffen darf. Auf einem „Mau“, d. h. auf etwa 7000 Quadratfuß Landes, zieht man im Durchschnitt drei- bis vierhundert Sträucher.

Das Wetter hat natürlich großen Einfluß auf die Güte der Blätter. Hat es zuviel geregnet, so werden sie gelb und schimmelig; regnet es nicht genug, so bleiben sie klein und wachsen nur spärlich. Von großer Wichtigkeit ist es, daß die Blätter zur rechten Zeit und bei schönem Wetter gepflückt werden. Das Pflücken kann in den meisten Fällen von der Familie des Theegartenbesitzers ohne fremde Hülfe besorgt werden. Eine gewandte Person ist imstande, etwa zwölf bis fünfzehn Pfund Blätter täglich zu lesen.

Will der Pflanzer das Blatt für den Markt zubereiten, so muß er es zuerst den sogenannten „Trockenprozeß“ durchmachen lassen. Dieser besteht darin, daß das grüne Blatt einige Stunden lang auf flache Bambusmulden in die Sonne zum Welken gelegt wird. Während die Blätter auf den Mulden liegen, reibt und rollt man sie behutsam, bis sich auf ihnen rote Flecken zeigen. Dann packt man sie lose in baumwollene Säckchen, die in Holzkisten gelegt werden, deren Seiten zahlreiche Bohrlöcher aufweisen. Nun tritt ein Mann auf die Säcke und preßt und knetet sie mit seinen Füßen. Dadurch verlieren die Blätter ihre Feuchtigkeit; sie tropft als dickflüssiger grünlicher Saft durch die Löcher der Kiste ab. Ohne diesen Preßprozeß würde das Blatt zu bitter sein, weil es zuviel Tannin enthielte.

Das Blatt macht nun einen Gärungsprozeß durch. Diesen befördert man dadurch, daß man es in Körbe legt, die man mit baumwollenen oder mit Filzdecken überdeckt, um die Gärung schneller herbeizuführen. Man läßt den Thee in diesen Körben mehrere Stunden lang liegen, worauf er heraus-

genommen und wiederum für einige Stunden den Strahlen der Sonne ausgesetzt wird. Das Blatt hat dann etwa 75 % seines ursprünglichen Gewichts verloren. Vier Pfund grüne Blätter ergeben demnach ein Pfund getrockneten, aber nicht gedörrten Thees.

In diesem Zustande wird das Blatt von dem Theegartenbesitzer dem eingeborenen Händler zum Kauf für das „Hong"*), das er repräsentiert, angeboten. Hier bereitet man den Thee für den Markt zu. Um den sogenannten grünen oder den schwarzen Thee herzustellen, müssen die Blätter einer besonderen Zubereitung unterzogen werden, die wir zunächst näher beschreiben wollen.

In Europa ist noch immer die Ansicht weit verbreitet, daß grüner und schwarzer Thee von zwei verschiedenen Arten des Theestrauchs geerntet werden. Das ist aber nicht der Fall; der Unterschied wird einzig durch eine besondere Art der Zubereitung erzielt. Beim grünen Thee (Thea viridis, die Staude unterscheidet sich kaum merklich von Thea Bohea, dem schwarzen Thee) ist sie die folgende.

Die frisch gepflückten Blätter werden in Bambusmulden zum Trocknen ausgebreitet. Nach einigen Stunden wirft man sie in heiße Pfannen, in denen man sie röstet. Unter beständigem Umrühren verbleiben sie dort etwa fünf Minuten, worauf man sie herausnimmt und auf einen Tisch legt. Jeder Arbeiter nimmt nun so viele Blätter, als er mit seinen Händen fassen kann, macht einen Ball daraus, knetet und rollt ihn so lange auf dem Tische, bis die Blätter fast alle Feuchtigkeit verloren haben.

Jetzt breitet man sie wieder auf den Mulden aus, um sie schon nach wenigen Minuten zum zweiten Male in die Rostpfannen zu werfen, die aber diesmal nur mäßig erhitzt sind. In etwa einer Stunde sind die Blätter vollständig trocken; sie sind dunkelgrün, werden aber später heller. Gewöhnlich wird dieser Prozeß auch noch zum dritten Male vollzogen. Die feineren Sorten röstet man sogar fünfmal oder sechsmal. Nach und nach nehmen die Blätter dabei die bekannte, gekräuselte Form an. Sie laufen jetzt keine Gefahr mehr, schwarz zu werden. Dieser Prozeß ist der wichtigste bei der Zubereitung.

Weiter wird nun der Thee durch verschiedene Siebe geschüttelt, um den Staub und andere Unreinigkeiten daraus zu entfernen. Endlich sortiert man

---

*) „Hong", wörtlich übersetzt: eine Reihe, wurden die chinesischen Warenlager deswegen benannt, weil sie aus einer zusammenhängenden Reihe von Räumlichkeiten bestanden. Da die alten Faktoreien der „East-India Company" in Canton in ähnlichem Stile erbaut waren, so nannten die Chinesen jedes Häuserquadrat, das wir einen „Block" nennen, ein „Hong". Mit dieser Bezeichnung werden aber gegenwärtig Kaufmannshäuser aller Art, einheimische sowohl wie fremde, belegt.

ihn zu verschiedenen Gattungen, die als Hyson, Oolong, Twankay*) usw. bekannt sind. Jetzt ist er zur Verpackung fertig.

Die Zubereitung des schwarzen Thees (Thea Bohea), von den Chinesen „roter“ Thee genannt, weicht von der eben beschriebenen in mancher Hinsicht ab. Der Name „Bohea“, womit man den schwarzen Thee in der Botanik bezeichnet, ist übrigens der Name zweier Hügelketten in der Provinz Fukien, auf denen man den berühmten Boheathee gewinnt. Bis ins 19. Jahrhundert wurde aller nach Europa, d. h. nach England als dem einzigen Einfuhrslande, gebrachte Thee noch vielfach „Bohea“ genannt, im Anschluß an die beiden Schriftzeichen für den Namen der erwähnten Hügelkette, wie sie im Cantondialekt ausgesprochen wurden.**)

Man läßt die gepflückten Blätter des „Thea Bohea“ etwa sechs bis acht Stunden auf Bambusmatten liegen, worauf man sie in die Höhe wirft, sodaß sie einzeln wieder auf die Matten fallen. Nun werden sie leicht mit den Händen geklopft, bis sie völlig welk sind. Nachdem die Blätter in Haufen gefegt worden sind, läßt man sie einige Stunden lang liegen. Dann folgt der Knet- und Röstprozeß, der dem beim grünen Thee vorgenommenen völlig entspricht. Die Blätter werden jetzt auf Matten gelegt, um mehrere Stunden lang zu trocknen. Sodann kommen sie für drei oder vier Minuten zum zweiten Male in die Röstpfanne und werden nochmals gerollt.

Ein röhrenartiger Korb, der in der Mitte eng und an beiden Enden weit ist, wird nun über ein Holzkohlenfeuer gehängt. Auf das obere Ende des Korbes legt man ein Sieb und auf dieses streut man eine etwa einen Zoll dicke Schicht von Thee. Nach einigen Minuten nimmt man ihn von der Darre weg und rollt ihn zum dritten Male. Der Thee kommt dann nochmals auf das Sieb, wird weitere acht bis zehn Minuten geröstet und dann von der Darre entfernt. Er hat nun bereits eine dunkle Farbe angenommen.

Der letzte Prozeß, den die Blätter durchmachen müssen, besteht darin,

---

*) Hyson, d. h. vor den Regengüssen. Der Name stammt daher, weil man die Blätter früh gepflückt hat. Oolong, d. h. schwarzer Drache. Twankay ist eine Theesorte, deren Hauptmasse in der Nähe von Tuntschi, einer Stadt in der Provinz Anhui, geerntet wird; daher der, freilich entstellte, Name.

**) Das Wort „Thee“ stammt von der Amoy-Swatau-Leseweise des chinesischen Schriftzeichens für die Pflanze Tai ab. Als der Artikel gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach Europa eingeführt wurde, kannte man ihn unter dem Namen „tscha“, die Cantonesische Aussprache des Wortzeichens. Die im Abendlande gebräuchlichsten Ausdrücke für Thee kommen sämtlich aus dem Chinesischen. Ins Deutsche, Englische, Französische, Italienische, Spanische, Holländische und Dänische hat man das südchinesische Wort „teh“ herübergenommen. Die Russen und Portugiesen, vielfach auch die Italiener, nennen das Getränk dagegen „tscha“, wie es im Mandarindialekt ausgesprochen wird.

daß man sie in Körbe packt, die längere Zeit über ein schwaches Holzkohlenfeuer gehängt werden. Dort verbleiben sie so lange, bis sie vollkommen trocken sind und die schwarze Farbe angenommen haben, die nach einiger Zeit noch nachdunkelt. Nachdem man die Blätter durchgesiebt und nach ihrer Güte gesondert hat, sind sie endlich zur Verpackung bereit. Die besten der bekannten Sorten schwarzen Thees sind unter dem Namen „Congou“ (verdeutscht: Arbeit, so genannt infolge der vielen Arbeit, die mit seiner Herstellung verbunden ist), „Souchong“ (d. h. kleine oder seltenere Sorte) und „Pekoe“ *) bekannt.

Wie wir bereits gesehen haben, hat der Theepflanzer mit der Zubereitung des Blattes für den Markt nur wenig zu thun. Er pflückt es, trocknet, rollt und dörrt es oberflächlich, während der chinesische Kaufmann die weitere Zubereitung besorgt. Dieser begiebt sich Ende März oder Anfang April behufs Ankaufs der Blätter ins Innere des Landes. Das Geld, das er mit sich führt, besteht lediglich aus Kupfermünzen, sogenannten „Käsch“; 5 Käsch sind ungefähr 1 Pfennig.

Sein Geschäftsbüreau, „Hong“, und seinen Speicher richtet der Kaufmann in einer Örtlichkeit ein, von der aus er die Ware leicht nach einem Verschiffungshafen verschicken kann. Von hier aus entsendet er eine Zahl von Leuten in die Umgegend. Diese errichten in den Theebezirken Nebenstationen zum Ankauf und zur Aufspeicherung der Ware. Die Pflanzer kommen zu ihnen, um ihr Produkt zu verkaufen.

Hat der Händler eine hinreichende Menge von Thee angekauft, so läßt er ihn in Säcken, die von Männern auf den Schultern getragen werden, nach dem „Hong“ am Verschiffungsplatze schaffen. Das nimmt oft mehrere Tage in Anspruch, obwohl die Träger mit wenig Unterbrechungen Tag und Nacht auf den Beinen sind.

Im „Hong“ wird der Thee zunächst sortiert. Häufig werden dann die Blätter verschiedener Theegärten vermischt. Nun erfolgt der bereits beschriebene Zubereitungsprozeß. Jetzt ist der Thee für die Ausfuhr fertig und es dürfte von allgemeinem Interesse sein, festzustellen, was er, wenn er auf dem Markt, z. B. zu Hankau, angelangt ist, gekostet hat.

Der dem Pflanzer vom eingeborenen Käufer für den Thee gezahlte Preis hängt natürlich von der Güte des Blattes ab. Er schwankt meist zwischen 6000 und 18000 Kupfermünzen, Käsch, mithin etwa 6 bis 18 mexikanischen Dollars zu je 2 Mark für den Picul d. h. 133⅓ englische Pfund. Zu dieser Summe müssen aber verschiedene Abgaben, Arbeitslöhne usw. hinzu-

*) Pekoe, verdeutscht: weißes Har. Auch dieser Name hat seinen Ursprung daher, daß die Blätter sehr früh geerntet wurden, als noch der Flaum oder das „Har“ sie bedeckte.

gefügt werden. Diese Sonderausgaben, die dem Käufer zur Last fallen, sind in folgender Tabelle kurz zusammengestellt:

„Schan Li"-Abgabe	750 Käsch	für den Picul.
Durchgangs-Inlandzoll (Likin)	ca. $ 1,75	„
Verpackung	„ $ 1,25.	„
Arbeitslöhne	„ $ 3.	„
Zubereitung des Thees	„ $ 3.	„
Fortschaffung aus dem Innern nach Hankau	„ $ 1.	„

Der Picul Thee, die billigste Sorte zu $ 6, kostet demnach beim Verkauf auf dem Markte zu Hankau rund $ 17, also etwa 35 Mark.

Ehe dieser Picul Thee z. B. auf dem Londoner Markt zum Verkauf angeboten wird, haben sich die Kosten natürlich ganz bedeutend gesteigert. Dies veranschaulicht nachstehende Tabelle:

Ausfuhrzoll in Hankau	2,50 Haikuan Taels.
Fracht nach London	etwa $ 3,50, je 3 £ die T.
Kommission an den fremden Käufer, etwa 10%	„ $ 1,50.
Dock- und Speicherausgaben usw. in London	„ $ 1,75.
Zusammen demnach	etwa $ 10,50.

Zählen wir diese Summe zu den $ 17, die der Picul Thee bereits auf dem Hankau-Markte kostete, hinzu, so haben wir als Gesamtwert $ 27 den Picul oder rund 20 mexikanische Cents = 40 Pfennige das Pfund.

Dies ist selbstverständlich der Preis für die billigsten Sorten. In England zahlt das Pfund Thee 4 Pence, etwa 35 Pfennige, Steuer. Diese muß ebenfalls in Betracht gezogen werden. In Rußland beträgt der Zoll ungefähr 1½ Mark für das Pfund; in Deutschland 50 Pfennige.

II.

Mangels statistischer Daten ist es sehr schwierig, zuverlässige Angaben über die gesamte Theeproduktion Chinas zu machen. Nimmt man die Bevölkerung mit rund 400 Millionen Seelen und den Jahresverbrauch im Durchschnitt mit fünf Pfund auf den Kopf an, so ergäbe dies einen Verbrauch von 2000 Millionen Pfund. Die Durchschnittsausfuhr betrug 200 Millionen Pfund seit einigen Jahren, worin Blatt-, Staub-, Ziegel-, Tafelthee und Theeabfälle einbegriffen sind. Da der Chinese vorwiegend grünen Thee verbraucht, so macht er etwa vier Fünftel der Gesamtproduktion aus. Dagegen gelangt viel mehr schwarzer Thee, ungefähr fünf Sechstel der Gesamtproduktion, zur Ausfuhr.

Die Produktion hat in den letzten Jahren stark abgenommen, weil das Sinken der Theepreise und die hohe Abgabe den Theebau, wie er heute in

China betrieben wird, nicht mehr gewinnbringend erscheinen lassen. Würden jedoch die von den Fachleuten vorgeschlagenen Reformen in der Besteuerung, dem Anbau und der Zubereitung eingeführt, so müßte die Nachfrage steigen und die Produktion für die Ausfuhr dürfte sich leicht auf das Doppelte bringen lassen. Leider ist dazu gegenwärtig fast gar keine Aussicht vorhanden.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war China nahezu das einzige Thee ausführende Land der Erde. Der Theehandel war annäherungsweise ein Monopol, das chinesische Blatt beherrschte den Weltmarkt ohne Mitbewerb, und noch im Jahre 1871 deckte China über 85% des gesamten Weltbedarfs. Die Theeindustrie bildete einen der wichtigsten Erwerbszweige der Bevölkerung; die Abgaben hiervon waren die einträglichste Einnahme der Regierung.

In den letzten zwanzig Jahren hat jedoch der Theehandel eine wesentliche Verschiebung zu Ungunsten Chinas erfahren. Die Einführung der Theekultur in Indien und Ceylon, die Anlage großer Plantagen daselbst mit maschinellen Einrichtungen für die Theebereitung und der damit verbundene riesige Aufschwung und Erfolg der indischen Theeindustrie konnten auf den Theehandel Chinas nicht ohne hemmenden Einfluß bleiben. Und wenn auch heute noch die Ausfuhr chinesischen Thees im Vergleich zu den Vorjahren hinsichtlich der Menge keinen bedeutenden Ausfall zeigt, so läßt doch der Rückgang im Werte der Ausfuhr, der Verlust von hochwichtigen Absatzgebieten wie Großbritannien, Nordamerika, Australien, sowie der Umstand, daß sich China im Jahre 1900 nur mit etwa 35% an der Deckung des Weltbedarfes beteiligte und daß trotz der außerordentlichen Steigerung des Verbrauchs keinerlei Ausfuhrsteigerung zu verzeichnen hat, auf eine Stockung in der Produktion sowie auf einen wesentlichen Rückgang im Ausfuhrhandel schließen.*)

Bereits im Jahre 1885 veranlaßte die chinesische Regierung, hauptsächlich wohl aus fiskalischen Gründen. eine Untersuchung, warum fast alle Theetrinker englischer Zunge, somit nächst Rußland gerade die wichtigsten Abnehmer, indischen, Ceylon- und Japanthee dem chinesischen vorziehen. Das Ergebnis dieser Untersuchung war folgendes:

1. Chinesischer Thee ist zu hoch besteuert und kann daher mit dem gar nicht oder nur ganz gering besteuerten indischen, Ceylon- und Japanthee im Preise nicht erfolgreich den Mitbewerb aushalten. Das chinesische Produkt zahlt heute nahezu 20% vom Werte an Ausfuhrzoll, ganz abgesehen von Grundsteuer, Likin (Inlandzoll) und sonstigen Abgaben, während Japanthee nur 5%, indischer und Ceylonthee gar keine Ausfuhrsteuer zu zahlen haben.

*) Die Theeausfuhr ins Ausland betrug im Jahre 1880 rund 2 Millionen Picul; 1890 etwa 1 665 000 und 1899 rund 35 000 Picul weniger.

2. Die Theekultur und Theebereitung in Indien, Ceylon und Japan ist viel zweckmäßiger und ökonomischer und liefert daher ein gleichförmiges, besseres Erzeugnis bei niedrigeren Produktionskosten. In Indien und Ceylon existieren ausgedehnte Plantagen mit den neuesten maschinellen Vorrichtungen für die Theebereitung. Da die Leitung solcher ausgedehnten, fabrikmäßig ausgestatteten Pflanzungen in einer Hand vereinigt ist, kann ein gleichförmigeres, daher besseres und billigeres Produkt hergestellt werden. Der indische Pflanzer setzt schließlich sein Erzeugnis direkt oder höchstens durch eine Mittelsperson ab.

In China dagegen giebt es nur, wie wir bereits wissen, ganz kleine Theegärten, keine einzige ausgedehnte Plantage. Der kleine Pflanzer nennt oft nur ein paar Dutzend Sträucher sein eigen. Die Bereitungsmethoden sind veraltet, maschinelle Vorrichtungen unbekannt und die Theeindustrie Chinas ist heute noch eine, wenn auch sehr ausgedehnte Hausindustrie. Die Folge davon ist, daß das Produkt große Verschiedenheit in der Güte aufweist und, da es nicht im großen erzeugt wird, teuerer zu stehen kommt. Weiterhin wird der Thee noch dadurch wesentlich verteuert, daß der chinesische Pflanzer zuerst an den Sammler, dieser an den einheimischen Händler, teaman, und dieser erst an eine europäische Ausfuhrfirma verkauft.

Überdies hat nach Aussage von Theekennern die Güte der chinesischen Theesorten infolge weniger sorgfältiger Zubereitung, immer häufiger vorkommender Fälschungen und nachlässiger Packung während der letzten Jahrzehnte merklich abgenommen. Die Chinesen, durch den indischen und japanischen Wettbewerb hart bedrängt, glaubten das, was sie am Preise verloren, durch schlechtere Beschaffenheit, durch geringere Sorgfalt in der Bereitung, durch Ersparung an Arbeitslöhnen und Material ersetzen zu können, was jedoch den chinesischen Theehandel, falls nicht rechtzeitig Abhülfe geschafft wird, schließlich zu Grunde richten muß.

Das chinesische Rohmaterial, das frische Theeblatt, gilt nach dem Urteile von Fachleuten und Chemikern allerdings auch heute noch für besser als das indische. Aber schon beginnt man mildere Sorten von indischem und Ceylonthee mit chinesischem zu mischen. Da aber Mode und Geschmack wandelbar sind, der Preis dagegen immer die Hauptsache bleibt, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß chinesischer Thee allmählich fast ganz verdrängt wird, falls nicht rechtzeitig Reformen in der Produktion eingeführt und durch Verringerung der fiskalischen Abgaben dem chinesischen Thee ein erfolgreicherer Mitbewerb wieder ermöglicht wird.

Die schon erwähnte Untersuchungskommission, die sich sehr eingehend mit den Ursachen des Niederganges und den Mitteln zur Wiederbelebung der Theeindustrie befaßte, empfahl folgende Reformen:

1. Verbesserungen beim Anbau der Theepflanze; Anlage von ausgedehnten Plantagen.

2. Verbesserungen in der Theebereitung nach indisch
führung von maschinellen Vorrichtungen; Aufgeben des vera
der Hausindustrie; Errichtung central gelegener Fabriken usw.

3. Größere Sorgfalt beim Sortieren, Mischen und Pack
regeln gegen Fälschungen und Beimischungen.

4. Ermäßigung der auf dem Thee lastenden Abgab —
steuer, des Ausfuhrzolles und anderer willkürlicher Abg —
des thatsächlichen Verkaufswertes, um so dem heimisch
Mitbewerb mit indischem, Ceylon- und Japanthee zu ern
betragen diese Abgaben für schwarzen Thee durchschnittlich 2 o
bei grünem fast 30 % und übersteigen bei den gewöhnlichen Sorten
bis 50 %.

Nach den Ausweisungen über die Theeausfuhr Chinas im Jahr
betrug der Gesamtexport, Ziegel-, Tafel- und Staubthee einbeg
1 630 000 Picul, gegen 1 538 000 Picul im Vorjahre, im Werte
31½ Millionen Haikuan Taels, also ungefähr 95 Millionen —
waren schwarzer Thee 935 000 Picul, grüner Thee 213 000 Pic
470 000 Picul.

Der Bestimmung nach gingen davon:

	Picul:
Nach Rußland und Sibirien über Land	537 000
„ „ über Odessa zur See	195 000
„ der russischen Mandschurei	136 000
„ Großbritannien	236 000
„ den Vereinigten Staaten von Amerika	218 000
„ dem europäischen Kontinent ohne Rußland	54 000
„ Hongkong	52 000
„ Australien	45 000
„ Britisch-Amerika	12 000
„ Indien	9 000
„ Südafrika und Japan je	8 000
„ Indo-China	7 000

Der Rest ging nach Singapore („Straits"), Siam, Java usw.

Wie weiter aus den Nachweisungen der kaiserlich chinesischen Seezoll-verwaltung hervorgeht, fiel die Ausfuhr chinesischen Blatttees, Ziegel-, Tafel- und Staubthee ausgeschlossen, von rund 212 Millionen Pfund im Jahre 1871 auf 155 Millionen Pfund im Jahre 1899. Wenn man bedenkt, daß der Weltbedarf sich in diesem Zeitraume fast verdoppelt hat und die Ausfuhr indischen Thees in derselben Zeit von 1½ Millionen auf über 130 Millionen

Pfund gestiegen ist, so erscheint die Krisis der chinesischen Theeindustrie begreiflich. *)

Ein Blick auf die statistischen Tabellen der Zollverwaltung Chinas und Englands ergiebt die Schlußfolgerung, daß der chinesische Thee fast überall an Absatzgebiet verloren hat, ausgenommen in Rußland und auf dem europäischen Kontinent; **) daß die Steigerung auf der einen Seite den Ausfall auf der anderen bei weitem nicht auszugleichen vermag, und daß infolge der äußerst rasch zunehmenden Ausfuhr Indiens, Ceylons und Japans zu befürchten steht, daß die uralte chinesische Theeindustrie, falls nicht rechtzeitig Abhülfe geschafft wird, allmählich zu Grunde geht. Die chinesische Regierung hat bis jetzt trotz der bedenklichen Lage gar nichts für eine Reform der Theekultur gethan.

Die Ansicht von Fachleuten geht dahin, daß das chinesische Theeblatt bei geeignetem Verfahren das verlorene Gebiet zurückerobern kann. Durch ein einheitliches, zielbewußtes Zusammenwirken aller daran Beteiligten, der Regierung, der Pflanzer, der chinesischen Theehändler, unter Mithülfe europäischer Intelligenz und europäischen Kapitals wäre das leicht zu bewirken.

Das Opium.

Die Antworten auf die Frage: Seit wann raucht der Chinese Opium ***) und wer führte die Gewohnheit in das Land der Mitte ein? sind bisher noch immer sehr verschiedene gewesen. Einige schieben den Engländern,

*) Als China um 1850 bis 1855 noch das Monopol des Theehandels in Händen hatte, notierte 1 Picul, gleich 60 kg, guten Mediums durchschnittlich mit 45 Taels (der Kurs des Taels war damals 4 s), wobei die einzelnen Qualitäten zwischen 20 und 90 Taels das Picul schwankten. Bereits im Jahre 1860, als das Yangtsegebiet dem allgemeinen Verkehr geöffnet und hierdurch die Theebeförderung aus dem Innern nach den Vertragshäfen wesentlich billiger wurde, sanken die Preise um etwa 15%. Hauptsächlich aber war es der gegen Ende der sechziger Jahre beginnende, beständig zunehmende Mitbewerb Indiens, Ceylons und Japans, der die chinesischen Theepreise schnell herunterdrückte, so daß heute der Durchschnittspreis für 1 Picul loco Shanghai kaum mehr mit 25 Shanghai-Taels, zu je 2.40 Mk., angenommen werden kann.

**) Nach Großbritannien betrug die Ausfuhr 1880 noch über 2 Millionen Picul, 1899 aber nur noch 236 000 Picul; nach Rußland, auf dem See- wie auf dem Landwege, ist im letzten Jahrzehnt die Ausfuhr freilich von 675 000 auf 875 000 Picul gestiegen.

***) Das Wort stammt von dem Griechischen ʼοπός, „Saft", ab. In Nachahmung dieses Wortes nennen die Chinesen die Droge „Apien"; andere Bezeichnungen sind: „rauchender Schmutz", „fremdes Gift", „schwarze Ware". Die Pflanze ist ihnen unter dem Namen „Afiyun", der dem Arabischen entlehnt ist, bekannt. Opium ist bekanntlich der getrocknete Saft der unreifen Kapseln des gemeinen Mohns (Papaver somniferum).

andere den Holländern die Schuld zu, die Landeskinder mit dem Opiumgenuß bekannt gemacht zu haben; aber auch die Behauptung ist aufgestellt worden, daß die Sitte im Lande selbst ihren Ursprung habe.

Ziemlich sicher ist wohl, daß die Mohnpflanze vor der Tangdynastie (618 bis 907 n. Ztr.) den chinesischen Ärzten und Botanikern unbekannt gewesen, und daß sie erst durch den Verkehr mit den Arabern, der namentlich nach der Gründung Bagdads im Jahre 763 n. Chr. sich lebhafter gestaltete, nach China eingeführt worden ist. Darauf scheint auch der Umstand zu deuten, daß man die Pflanze erst um diese Zeit in China anbaute, und zwar in der Umgegend von Singan Fu, in der Provinz Schensi. So wird sie demnach wohl auf dem Landwege von Indien aus über Birma, Yünnan usw. nach China gelangt sein. Chinesische Ärzte machten von der Droge erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts Gebrauch.

Während der Mingdynastie (1368 bis 1644) nahm der Seehandel zwischen China, Indien und Arabien bedeutend zu. Arabische Kaufleute brachten das Opium nach Malacca, um es da gegen die Ladungen chinesischer Dschunken einzutauschen. Im 16. Jahrhundert führten die Chinesen die Droge bereits direkt von Indien nach ihrem Lande ein, da sie als Arzneimittel unter den Landeskindern eine stetig zunehmende Verbreitung fand.

Gegen Ende der Mingdynastie wurden der Tabakbau und das Tabakrauchen durch die Spanier von den Philippinen her nach China eingeführt. Die Spanier hatten die Tabakpflanze von Amerika nach jener Inselgruppe gebracht; sie wurde namentlich in der Nähe Manilas stark angebaut. In China baute man Tabak zuerst in der Umgegend von Amoy in der Provinz Fukien. Spanische Seeleute, die zwischen diesem Hafen und Manila fuhren, sollen die Pflanze um das Jahr 1620 nach dem chinesischen Festlande eingeführt haben.

Während der Regierung des letzten Kaisers der Mingdynastie wurden das Tabakrauchen und der Gebrauch von Opium sowie seine Einfuhr aus Indien durch ein kaiserliches Edikt im Jahre 1641 verboten. Doch war das Verbot erfolglos, da sich die Gewohnheit bereits unter den höchsten Klassen der Bevölkerung eingenistet hatte. Ein paar Jahrzehnte später frönte ihr auch schon ein Teil der mandeläugigen Frauenwelt. Alle Versuche späterer Kaiser, die Sitte zu unterdrücken, schlugen fehl; die Gewohnheit verbreitete sich über die ganze Nation.

Selbst die strengsten Strafen, daß man denen, die Opium einzuführen suchten, die Ware verbrannte, ihr Schiff beschlagnahmte und die Unternehmer selbst hinrichtete, vermochten nicht, der Unsitte Einhalt zu thun. Ausländer führten das Opium ein und die Chinesen waren stets bereit, es zu kaufen. Es wurde vornehmlich nach Macao und Whampu, das unterhalb Cantons gelegen ist, gebracht. Ein weiteres, im Jahre 1800 erlassenes kaiserliches

Edikt verbot die Einfuhr der Droge aufs neue in strengster Art, aber es blieb ebenfalls fruchtlos, ja die Nachfrage wurde sogar von Jahr zu Jahr reger. Im Jahre 1839 kam es dann zu den als „Opiumkrieg“ bekannten Feindseligkeiten zwischen China und Großbritannien. Aber erst im Jahre 1860 wurde die Einfuhr in die Vertragshäfen gesetzlich freigegeben.

China ist kein Land, in dem der Statistiker Befriedigung findet, denn es ist ganz unmöglich, glaubwürdige Zahlen, gleichviel welcher Art, zu sammeln. Es wäre deshalb ein vergeblicher Versuch, auch nur annähernd den Umfang der Gewohnheit des Opiumrauchens bestimmen zu wollen. Chinesen, Mandschu und Mongolen, hoch und niedrig, arm und reich haben sich dem Opiumgenuß ergeben. Frauen und Kinder huldigen ihm allerdings nur ausnahmsweise.

In den Provinzen, in denen viel Mohn gebaut wird, wie z. B. in Schansi, Schensi und Setschuen, herrscht die Unsitte ziemlich allgemein. Man nimmt an, daß unter der Landbevölkerung daselbst 70 bis 80 % der Männer und 30 bis 40 % der Frauen Opium rauchen. In Gegenden, in denen die Mohnpflanze nicht vorkommt, hat das Laster seine Stätte vornehmlich in den Städten aufgeschlagen, in den Dörfern herrscht es weniger. Nach Schätzung eines hohen chinesischen Würdenträgers sind drei Zehntel der Kuli-(Tagelöhner-)klasse Opiumraucher, während im Kaufmanns- und Beamtenstande fünf Zehntel und bezw. drei Zehntel der Gewohnheit frönen.

Wenn man einerseits nicht in Abrede stellen kann, daß der Genuß der Droge im Kaiserreiche weit verbreitet ist, so sind andrerseits jene grausenerregenden Schilderungen, die man namentlich in englischen Büchern und Zeitschriften über die Folgen des Opiumrauchens in China vielfach lesen kann, stets stark übertrieben. Es ist eine Unwahrheit, daß durch diese Gewohnheit ganze Landstrecken, die einst reich und gesegnet gewesen seien, verarmt seien und brach lägen, und daß weder Krieg noch eine verheerende Seuche imstande seien, in ebenso kurzer Zeit die Bevölkerung zu dezimieren, als die Opiumpfeife es vermöge.

Daß das eine Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse ist, muß selbst dem oberflächlichen Beobachter einleuchten, der in den Städten ein äußerst reges Leben und auf dem Lande friedliche Gehöfte in großer Zahl und reiche Saatfelder antrifft. Die einzigen Spuren des Fluches, der auf der Nation lasten soll, wird er nur in den Opiumhäusern bemerken, wo er allerdings das Laster in allen seinen schrecklichen Färbungen erblickt. Doch wäre es vernunftwidrig, hieraus allgemeine Folgerungen auf die ganze Nation zu ziehen.

Vergleicht man schließlich das Opiumrauchen mit den geistigen Getränken, den Reizmitteln des Abendlandes, so muß man zur Überzeugung kommen, daß von diesen beiden Übeln jenes das geringere ist. Wenn dem Opiumgenusse jährlich Hunderte von Menschen zum Opfer fallen, so tötet dagegen

der Schnaps jährlich viele Tausende. In China ist man äußerst ... jener anekelnden Scenen, die man in den Städten Europas so ... ansehen muß. Anstatt sich dem übermäßigen Genusse berauschender ... zu ergeben, dem so oft Streit und Verbrechen auf dem Fuße folgen ... der Chinese es vor, seine Sorgen und seinen Trübsinn durch das ... Opiumpfeifchen einzuschläfern. Dazu kommt, daß Opium das einzige ... mittel ist, das er kennt, denn sein Tabak ist schlecht und übelriechend ... geistige Getränke genießt er fast nie.*)

* * *

Es ist von jeher ein Grundsatz der chinesischen Regierung gewesen, ... Obrigkeits wegen nicht zu gestatten, was als unsittlich verurteilt wird. ... diesem Prinzip festzuhalten ist ihr Stolz und sie hält sich dadurch den chr... lichen Staatsregierungen gegenüber für überlegen, ja sie verachtet sie, ... sie es dulden, daß das Volk Lastern fröne, wenn dadurch eine Einnahme... quelle für den Staat gewonnen wird. So ist es zu erklären, daß die Mo... pflanze zwar seit vielen vielen Jahrzehnten in den verschiedenen Teilen ... Kaiserreiches gebaut worden ist, die Regierung aber erst im Jahre ... den Anbau von Amts wegen freigegeben hat.

Daß die Centralregierung zu Peking durch diesen Schritt von ihrem alte... Grundsatz abwich, wird seinen Grund wohl darin haben, daß sie durch die... Maßregel der Einfuhr fremden Opiums den Todesstoß zu versetzen geglaubt hat. Das ist ihr allerdings bisher noch nicht gelungen, aber es macht sich doch schon ein ganz erheblicher Niedergang in der Einfuhr der fremden Droge bemerkbar. Während nämlich in den Jahren 1880—1889 zusammen 720000 Picul zu je 60 kg aus Indien eingeführt wurden, belief sich die Zufuhr während des darauf folgenden Jahrzehnts nur auf 615000 Picul; wir haben demnach schon eine Mindereinfuhr von 105000 Picul.**)

*) Besondere Erwähnung verdient an dieser Stelle, daß das Opium in China eines der am häufigsten von Selbstmördern angewandten Mittel ist. Um den Tod durch Opium herbeizuführen, bedarf es weder großer Vorbereitungen, noch bedeutender Willenskraft. Auch ist der Tod ruhig und schmerzlos und die Wirkung des Mittels sicher. Zwei bis drei Drachmen präparierten Opiums mit etwas Spiritus vermischt reichen aus, um dem Leben ein Ende zu machen. Darum wird von vielen diese Todesart dem Tode durch Erhängen, Ertrinken, Einnehmen von Blei, um die Eingeweide zum platzen zu bringen, zu welchen Mitteln Chinesen auch nicht selten greifen, vorgezogen.

**) Die Einfuhr fremden Opiums erreichte während der letzten zwei Jahrzehnte ihren Höhepunkt im Jahre 1888; sie betrug über 82000 Picul im Werte von 32 Millionen Haikuan Taels. Hierfür erhob die chinesische Regierung einschließlich Likinsteuer einen Zoll in Höhe von über 9 Millionen Taels. Ihren niedrigsten Stand hatte während dieses Zeitraums die Opiumeinfuhr im Jahre 1896 zu verzeichnen, nicht einmal 49000 Picul. Nachdem sie in den beiden folgenden Jahren mit etwas

Wie wir bereits bemerkt haben, ist der Niedergang in der Einfuhr fremden Opiums in erster Linie auf die Freigabe des Anbaus der Mohnpflanze im Kaiserreiche zurückzuführen. Große Strecken Landes, auf denen man früher die verschiedensten Feldfrüchte u. dergl. baute, sind heute in Mohnfelder umgewandelt worden. Am stärksten wird die Pflanze in den westlichen Provinzen Setschuen, Schansi, Schensi und Kansu gebaut, aber auch die Mandschurei, Tschili, Honan, die Yangtseprovinzen, Kuangsi und namentlich Yünnan haben in neuerer Zeit ausgedehnte Mohnfelder.

Die Mohnpflanze bedarf vieler und sorgsamer Pflege. Sie gedeiht am besten auf leichtem, sandigem Boden, muß aber gut gedüngt, gejätet und bewässert werden. Der Chinese bebaut daher mit Mohn nur selten umfangreiche Felder, sondern gewöhnlich nur Beete von etwa ½ Mau (1 Mau etwa 7000 Quadratfuß), die der Eigentümer selbst ohne fremde Hülfe bestellen kann. Von einem Mau erntet man Opium im Werte von ungefähr 25 bis 30 Taels, also etwa 75 bis 90 Mark.

Der Mohn wird gewöhnlich Ende Februar gesät. Er blüht im April und vor Ende Mai ist die Ernte vorüber. Das Feld kann dann noch mit Cerealien besät werden. Frauen und Kinder besorgen in der Regel den Anbau, der bedeutend höheren Gewinn abwirft als der Anbau von Reis oder Baumwolle. Auch muß in Erwägung gezogen werden, daß der Pflanzer keine Abgaben an die Regierung für das Anpflanzen von Mohn zahlt, weil der Käufer die Steuer an die Behörden zu entrichten hat.

Der Mohnbau wird am stärksten in der Provinz Setschuen betrieben, wo man die Jahresernte auf über 100 000 Picul, d. h. etwa ein Drittel des im ganzen Reiche gewonnenen Opiums schätzt. Der mutmaßliche Verbrauch verteilt sich auf die Provinzen in Picul folgendermaßen:

Mandschurei	6 000	Schensi	7 000	Fukien	24 000
Tschili	16 000	Kansu	3 000	Kuangtung	18 000
Schantung	18 000	Honan	14 000	Kuangsi	5 000
Hupe	32 000	Kiangsu	24 000	Kueitschau	4 000
Hunan	21 000	Anhui	12 000	Yünnan	9 000
Setschuen	50 000	Kiangsi	20 000	Zusammen	309 000
Schansi	10 000	Tschekiang	16 000		

über 49 000 Picul keine Schwankungen aufzuweisen hatte, stieg sie 1899 auf 59 000 Picul. Der Verbrauch der nach China eingeführten Droge, die als Malva-, Patna- und Benares-Opium bekannt ist, beschränkt sich vornehmlich auf die Vertragshäfen und deren Umgebung, und zwar weil die Einführung in das Innere des Landes durch die bedeutenden Inlandsteuern, die auf das Opium gelegt sind, durch Versteuerung der Ware fast unmöglich wird. Um sie auch nur hundert deutsche Meilen vom Vertragshafen ins Innere zu führen, müßte man bereits einen Inlandzoll entrichten, der den Wert des Opiums fast ums doppelte übersteigt. Shanghai ist der Haupteinfuhrort für die fremde Droge. Hier wird jährlich im Durchschnitt ein Viertel der Gesamteinfuhr für China gelandet.

Hierzu muß noch die aus Indien eingeführte Droge geschlagen werd
die in jüngster Zeit 50 bis 60000 Picul betrug. Das gäbe denn also
den Kopf der Bevölkerung von rund 400 Millionen nur 1/8 Pfund Op
Hierbei muß aber weiter berücksichtigt werden, daß das Opium
Verarbeitung zu einem für das Rauchen geeigneten Extrakt noch 4
seines Gewichts verliert. Dadurch verringert sich mithin die Gesamtn
auf etwa die Hälfte des ausgerechneten Betrages.

Der Preis der einheimischen Droge ist je nach der Güte recht
schieden.*) Setschuen-Opium kostet z. B. 300 Taels, Honan-Opium nur 250 T
für das Picul, mithin nur die Hälfte des fremden Produkts. Die Ste
die man für die chinesische Droge zahlt, ist im Vergleich zu dem Zoll, d
das indische Opium unterliegt, gering.

Es ist daher leicht verständlich, warum das einheimische Opium
fremden Artikel allmählich verdrängt, obgleich es dem indischen Produkt
Güte ganz erheblich nachsteht. Das chinesische Opium wird übrigens, wie es h
von Jahr zu Jahr besser. Die alten Raucher, die an die fremde Droge
gewöhnt hatten, verschwinden nach und nach von der Bildfläche, und
junge Generation der Raucher gewöhnt sich mehr und mehr an das
heimische Produkt. Schließlich wird auch noch das indische Opium viel
mit dem chinesischen vermischt, wodurch sich der Geschmack für die einheimi
Droge immer mehr einbürgert.

Obwohl der Genuß von Opium unzweifelhaft ein Laster ist, so kann der mäßige Raucher doch jahrelang der Gewohnheit frönen, ohne daß sie irgendwie schädlich auf seine Gesundheit wirkt. Man muß sich erinnern, daß der verhältnismäßig wohlhabende Chinese, — und nur er hat die Mittel, um dem Genusse stark zu huldigen, — nicht die Zerstreuungen des gebildeten Europäers kennt. Die einheimische Literatur ist zu trocken und nüchtern, um ihn zu interessieren, Politik darf er nicht treiben, wenn er nicht zu den höheren Beamten gehört, sinnliche Genüsse sind daher das einzige, was ihm übrig bleibt.

Das Geschrei, das namentlich die englischen und amerikanischen Missionare in China gegen den Gebrauch der Droge seit vielen Jahrzehnten erheben, gleicht den Worten des Predigers in der Wüste; ihre Klagelieder sind unnütz und sie erreichen nichts mit ihnen. Die gänzliche Verbannung des Opiums aus China wird wohl für alle Zukunft nur ein frommer Wunsch bleiben.

---

*) Das bengalische (Patna, Benares) Opium, das, nebenbei gesagt, ein Monopol der indischen Regierung ist, kostet gegenwärtig auf dem Shanghaimarkte etwa 550 bis 570 Haikuan Taels für den Picul, Malva-Opium etwa 80 bis 90 Taels mehr. Diese Sorte ist nicht Regierungsmonopol, sondern die Droge wird in Eingeborenenstaaten, vornehmlich in Malva und Indore, angebaut. Die britisch-indische Regierung zieht aus dieser Einnahmequelle jährlich ungefähr sieben Millionen Pfund Sterling.

Textilpflanzen.

Der Umstand, daß die Chinesen im Sommer wie im Winter gewöhnlich baumwollene Kleidung tragen, läßt schon darauf schließen, daß die Baumwollenpflanze im Lande der Mitte sehr stark gebaut wird. Man nimmt gewöhnlich an, daß sie zuerst um das Jahr 800 n. Chr. aus Cochinchina und einige Jahrhunderte später aus Centralasien nach China eingeführt worden ist. Das ergiebt sich schon aus der Verwandtschaft des ursprünglich von den Chinesen für diese Pflanze gebrauchten Namens „Kipei" mit der Sanskritbezeichnung für Baumwolle „Karpasi".

Für die Seltenheit baumwollener Gewänder im 6. Jahrhundert n. Chr. spricht die in chinesischen Quellen verzeichnete Thatsache, daß Kaiser Wu Ti (502 n. Chr.) ein Baumwollengewand besessen habe.*) Im 7. Jahrhundert fand sich die Staude allerdings schon in China vor, aber, wie es scheint, nur als Zierpflanze in Gärten. Die allgemeine Einführung des Baumwollenstrauchs rührt aus dem 11. Jahrhundert her und zwar waren es die Südprovinzen, in denen man ihn vorzugsweise baute.

Während der Regierung des ersten Kaisers der mongolischen Yüandynastie (1260 bis 1368) finden wir die Pflanze bereits in der Nähe Shanghais in der Provinz Kiangsu weit verbreitet. Man darf wohl annehmen, daß sie von den Mongolen aus Mittelasien nach den nördlich gelegenen Provinzen gebracht wurde, denn bald nachher findet sich die Staude auch in Schensi und Kansu.

Die chinesische Baumwollenpflanze wird von Botanikern als „Gossypium herbaceum" beschrieben. Sie erreicht eine Höhe von vier bis fünf Fuß. Man unterscheidet zwei Arten, die weiße und die gelbe, die nebeneinander wachsen. Das Säen wird zu Anfang Mai besorgt. Die Ernte fällt in die Monate August bis Oktober. Aus der gelben Art wird das als „Nankin" bekannte Tuch gewonnen. Es wird zumeist ungefärbt ausgeführt, die Landeskinder färben es gewöhnlich blau, ehe sie daraus ihre ungemein haltbaren Kleider herstellen.

Die reichsten Baumwollengegenden Chinas sind die am Yangtse gelegenen Kiangnanprovinzen, namentlich Kiangsu; aber auch in dem angrenzenden Tschekiang wird viel Baumwolle geerntet. Die Absonderung der Samenkörner, das Egrenieren, geschieht vermittelst einer äußerst primitiven Vorrichtung. Sie besteht aus einem Rade, das zwei Walzen dreht. In neuerer Zeit bedient man sich allerdings auch schon moderner Maschinen, die in Japan nach amerikanischem Muster hergestellt werden. Frauen besorgen ausschließlich die Egrenierarbeit.

*) Vor der Einführung der Pflanze fertigte die Landesbevölkerung ihre Kleidung gewöhnlich aus Hanf, einer Art Nesseltuch oder Seide an.

Die chinesische Baumwolle steht den mittleren und geri[illegible] Sorten gleich. Sie ist meistens weißer und seidenartiger, aber we[illegible] und kräftig als jene. Das Produkt ist seit einiger Zeit ein be[illegible] Ausfuhrartikel geworden. Sie betrug im Jahre 1899 230000 Pi[illegible] Werte von fast 3 Millionen Haikuan Taels. Die Ursache ist, daß d[illegible] strebende japanische Baumwollindustrie einen erheblichen Teil ihres Beda[illegible] von China her bezieht.

Auf europäischen Märkten findet die chinesische Baumwolle nur [illegible] Absatz, weil sie wegen der Kürze des Stapels nicht mit den ge[illegible] Webemaschinen verarbeitet werden kann. Doch soll sie sich wegen [illegible] glänzenden weißen Farbe zu Mischungen mit Wolle vorzüglich eign[illegible]

Unter den Faserpflanzen, aus denen die Chinesen hauptsäc[illegible] Textilfabrikate herstellen, verdient die Rheafiber (Boehmeria nivea) wohl erst erwähnt zu werden. Man stellt aus ihr den im Handel als „gr[illegible] (Grasleinen) bekannten Artikel her. Die zu der Nesselfamilie (Urt[illegible] gehörige Pflanze ist identisch mit der Rami der Sundainseln, der Assams und Kankhura Bengalens. Die Chinesen nennen sie „T[illegible] kommt auch wild vor. Gebaut wird sie in fast ganz China, vorn[illegible] aber in den Provinzen Setschuen, Hunan, Hupe, Kiangsi, Fukien u[illegible] Kuangtung.

Das Gewächs wird aus dem Samen gezogen oder man verpflanzt die Wurzeln. Für den Anbau eignet sich leichter sandiger Boden am besten. Sobald die Stengel ihre größte Höhe, vier bis fünf Fuß, erreicht haben, bricht man sie etwa in halber Höhe ab, doch darf man sie nicht abschneiden. Die Fasern werden gewöhnlich zweimal im Jahre geerntet, im Juni und August.

Die Gewinnung der Faser geschieht nicht auf chemischem Wege. Man läßt die Stengel in fließendem Gewässer durchweichen und schlägt sie dann mit einem Holzhammer, worauf sich die gelblichen oder grünlich blauen Fasern loslösen.

Die Fiber wird dann zu großen Docken zusammen gebunden und in einem hermetisch verschlossenen Zimmer aufgehängt. In dieses stellt man kleine Öfen mit Holzkohlenfeuerung, auf die man Schwefel schüttet. Der dadurch entstehende Dunst giebt den Fasern eine blendend weiße Farbe. Man setzt sie darauf eine Zeit lang den Sonnenstrahlen aus, worauf sie zum Weben fertig sind. Kalkwasser wird nie zum Bleichen verwandt, weil es die Faser schwächt. Diese ist von seidenartigem Glanze, dreimal breiter als Baumwolle und viermal breiter als Leinenfaser. Ihre Länge beträgt bis zu 20 cm und darüber.

Die Grasleinenmanufaktur wird namentlich in Canton stark betrieben und liefert die feinsten Sorten. Man unterscheidet eine feine und eine

gröbere Art dieses Nesseltuchs. Die Ausfuhr hat im Durchschnitt einen Wert von mehr als einer halben Million Taels.

Der Hanf (Cannabis sativa) wird vielfach in den Provinzen Setschuen, Tschili, Hupe, Fukien und Kuangtung angebaut. Man kennt verschiedene Arten dieser Pflanzengattung. In einigen Gegenden Chinas baut man jedoch den Hanf hauptsächlich, um aus seinen Samenkörnern Öl zu gewinnen und um aus den stärkeren Fasern Tauwerk zu verfertigen. Die Verarbeitung der Fibern zu Leinwand scheint gegenwärtig verhältnismäßig unbedeutend zu sein.

Flachs wird am meisten in Schansi, der Mongolei und in den Gebirgsgegenden von Setschuen gebaut. Die Chinesen ziehen ihn anscheinend ausschließlich seines Samens halber. Sie gewinnen aus ihm ein Öl, das sowohl Beleuchtungs- wie Kochzwecken dient. Es ist fraglich, ob man in China aus Flachs Gewebe fertigt.

Auch die „Corchorus capsularis“ wird unter verschiedenen Namen im Kaiserreiche gebaut. Man gewinnt aus ihr den im einheimischen Verkehr als „indische Jute“ bekannten Artikel.

Verschiedene Pflanzenprodukte.

Wir wissen bereits, daß das Rauchen in China unter Personen jedes Ranges und Geschlechtes allgemein verbreitet ist. Doch kauen die Chinesen keinen Tabak, auch schnupft man ihn nur selten. Der Schnupftabak wurde durch die katholischen Missionare im 17. Jahrhundert nach China eingeführt.*) Ferner wissen wir bereits, daß die Tabakpflanze zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den Philippinen nach Amoy in Mittelchina gebracht wurde.

Diese Ansicht ist allerdings in neuester Zeit bestritten worden. Man hat behaupten wollen, die Pflanze sei in China einheimisch und schon zwei Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas bekannt gewesen. Daß die Sitte des Tabakrauchens im Mittelreiche allgemein verbreitet ist und vollkommen eingebürgert erscheint, kann für diese Behauptung nicht ins Feld geführt werden,

*) Man kennt im Kaiserreiche zwei Arten von Tabakspfeifen, eine Wasserpfeife, die der indischen „Hukah“ sehr ähnelt, und eine „trockne“ Pfeife. Ihr Stil ist aus Bambusrohr gefertigt. Seine Länge schwankt zwischen einigen Zoll und einigen Fuß. Die aus Metall gefertigten Pfeifenköpfe sind sehr klein, kaum groß genug, um eine Tabakmenge, die einen Fingerhut füllen würde, aufzunehmen. Nach wenigen Zügen muß die Pfeife wieder gestopft werden. Die Schnupftabaksdosen sind zierliche, kleine Fläschchen aus Porzellan, Agat, Bernstein u. dergl. m. Der Tabak wird mit einem kleinen Knochenlöffel herausgenommen, auf den Daumennagel gelegt und so der Nase zugeführt.

da sonst derselbe Schluß auch aus der allgemeinen Verbreitung der Rauchsitte im übrigen Orient gezogen werden müßte, was, wie allgemein anerkannt ist, zu unrichtigen Resultaten führen würde.

China nimmt aber bekanntlich bezüglich der Einführung von Neuerungen, zumal wenn sie von außen kommen, eine Ausnahmestellung ein. Diese an zahllosen Beispielen zu erweisende Thatsache führen die Verfechter der Behauptung, daß die Pflanze in China einheimisch sei, an, um zu beweisen, daß der Tabak lange vor dem 17. Jahrhundert in China genossen wurde. Sein Gebrauch, so sagt man, hätte in verhältnismäßig so kurzer Zeit nicht einen so großen Umfang annehmen können. Dasselbe gelte auch vom Tabaksbau, der in China in solchem Umfange betrieben wird, daß er nicht nur die Bedürfnisse des Vierhundertmillionenreiches deckt, sondern auch eine bedeutende Ausfuhr ermöglicht.

Aber auch auf diese Folgerungen läßt sich doch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis gründen, der auf sehr schwachen Füßen steht. Denn in Europa hat die Gewohnheit bekanntlich trotz aller Verbote, ja der Androhung grausamer Strafen wider das „Tabaktrinken" ebenso schnell um sich gegriffen. Die bedeutendsten Kenner der chinesischen Pflanzenwelt unter den Botanikern der Neuzeit, darunter der kürzlich verstorbene, sehr verdienstvolle deutsche Missionar Dr. E. Faber und Dr. Bretschneider, ein Deutschrusse, haben stets die Ansicht vertreten, daß „Nicotiana tabacum" in China nicht einheimisch ist. Man findet die Pflanze zuerst in Büchern erwähnt, die gegen Ende der Mingdynastie, also in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschienen sind. Die Chinesen nennen sie „Yen Tsau", d. h. Rauchpflanze, und dieser Name weist schon darauf hin, daß sie in ihrem Lande nicht einheimisch ist.

Obgleich der Tabak fast in allen Provinzen des Kaiserreiches gebaut wird, so findet man die Kultur der Pflanze doch im Yangtsethale und namentlich in Setschuen am weitesten verbreitet. In keiner Provinz wird so viel geraucht als hier. Diese Provinz versorgt auch große Teile von Hunan, Yünnan, Tibet usw. Die beste Sorte kommt aus der großen Ebene von Tschengtu Fu, der Hauptstadt Setschuens. Aus Hankau, das am mittleren Yangtse gelegen ist, wurden im Jahre 1899 nicht weniger als 160000 Picul zu je 60 kg im Werte von mehr als 1¾ Millionen Haikuan Taels zu je 3 Mark ausgeführt. Die Gesamtausfuhr ins Ausland hatte einen Wert von mehr als 2¼ Millionen Taels. Hiervon ging der größere Teil nach den „Straits" (Singapore usw.) und nach Japan. Nach Europa wird nur wenig ausgeführt, weil der Artikel sowohl dem amerikanischen wie europäischen an Güte bedeutend nachsteht.

Zu bemerken ist schließlich, daß der Chinese die Tabaksblätter in der Sonne trocknet, worauf sie in große Ballen verpackt werden. Der für den Gebrauch im Inlande bestimmte Tabak wird jedoch vor seiner Verschiffung mit großen Hobeln sehr fein geschnitten.

Der wichtigste Handelsartikel aus dem Pflanzenreiche ist nächst dem Thee der Zucker. Man gewinnt ihn ausschließlich aus dem Zuckerrohr, das in einigen Provinzen Mittel- und Südchinas, namentlich in Fukien, Kuangsi und Kuangtung viel gebaut wird. So wurden beispielsweise im Jahre 1899 über 1825000 Picul im Werte von 7³/₄ Millionen Taels aus dem Vertragshafen Swatau ausgeführt. Ins Ausland gingen in demselben Jahre 885000 Picul im Werte von mehr als 3¹/₂ Millionen Taels.

Die Chinesen kennen das Zuckerrohr seit undenklichen Zeiten, doch verstanden sie es vor dem 8. Jahrhundert n. Chr. nicht, aus ihm krystallisierten Zucker zu gewinnen. Ein aus Indien nach China eingewanderter buddhistischer Priester soll sie zuerst mit der Methode seiner Herstellung bekannt gemacht haben. Der Name „Tschi“, unter dem das Rohr bekannt ist, ist rein chinesischen Ursprungs; hieraus darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Pflanze in China einheimisch ist. Derselbe Schluß ist auch für Weizen, Hanf, Thee, die Apfelsine usw. zulässig.

Man baut im Mittelreiche vornehmlich vier Zuckerrohrarten, aus denen der weiße und braune Zucker gewonnen wird. Die als „Hungtschi“ oder „rotes Rohr“ bekannte Art liefert keinen Zucker; man kaut es und saugt seine zuckerhaltigen Teile aus. Das Pflanzen findet kurz vor Wintersanbruch, die Ernte im Herbst statt.

Die Mühle zum Auspressen des Saftes ist höchst einfach. Ein Paar senkrecht stehende Cylinder, zuweilen aus hartem Holze, seltener aus Stein gefertigt, werden durch Ochsen in Bewegung gesetzt und das Rohr dazwischen gelegt. Der Saft fließt durch eine Holzrinne in einen Kessel, in dem er bis zur gewünschten Dicke ausgekocht wird. Das ausgepreßte Rohr dient der Feuerung.

Die Chinesen verstehen es noch nicht, den Zucker zu raffinieren. Sie lassen den Saft beim Kühlen auf eine sehr einfache Art krystallisieren und erhalten so einen reinen Kandiszucker. Runkelrüben werden nirgends gebaut, aller Zucker wird aus dem Rohr gewonnen.

Der Indigo, mit dem die Baumwollenkleider der unteren Volksklassen fast ausschließlich gefärbt werden, wird in außerordentlich großen Mengen verbraucht und in ganz China gebaut. Die Chinesen unterscheiden fünf Pflanzengattungen, aus denen sie den Indigo gewinnen. Die wichtigste ist unter dem Namen „Tschalan“ bekannt. Man pflanzt die Wurzeln oder sät den Samen im Winter; im August findet die Ernte statt.

Die Pflanze wird entweder sogleich oder nach vorgängigem Trocknen in Kalkwasser eingeweiht, wobei sie bald in Gährung übergeht. Das Wasser färbt sich gelb, der aufsteigende Schaum nimmt aber eine violette Farbe an. Das Wasser zieht hierbei den Stoff, der den Indigo liefert, aus. Um aus der gelbgrünen Lösung den Indigo zu gewinnen, läßt man nach einiger Zeit die Flüssigkeit ab und bringt ihre Oberfläche durch Umrühren in möglichst

vielfache Berührung mit der Luft. Der Indigo zieht hierbei Sauerstoff aus der Luft an und färbt sich dadurch blau und wird zugleich unauflöslich in Wasser. Die Flüssigkeit trübt sich daher und setzt allmählich den Indigo als blaues Pulver ab. Es wird dann, noch im nassen oder flüssigen Zustande, in geölte Papierkörbe verpackt, und auf den Markt gebracht.

Der Indigo, den man heutigen Tags in China gewinnt, ist bei weitem von nicht so guter Qualität als der in früheren Zeiten gewonnene. Er ist von geringerer Güte als der bengalische. Hieran ist die nachlässige Zubereitungsmethode schuld. Die Ausfuhr dieses Artikels ins Ausland hat demnach in den letzten Jahren sehr abgenommen.

Ein anderer Färbestoff ist Safflor. Er wird aus den getrockneten Blättern der Safflorpflanze (Carthamus tinctorius), eines distelartigen Gewächses, gewonnen. Die Chinesen gebrauchen den Artikel auch vielfach als Arzneimittel. Die Pflanze baut man am stärksten in den Yangtseprovinzen an. Doch ist die Ausfuhr von Safflor seit einiger Zeit ganz bedeutend heruntergegangen.

Die schöne grüne Farbe, im Handel als „grüner Indigo" (Vert de Chine) bekannt, wird aus den reifen Beeren einer Art Kreuzdorn (Rhamus chlorophora) zubereitet. Da sie aber sehr teuer ist, so verwendet man sie nur zum Färben von Seidenstoffen.

Zu den baumartigen Sträuchern, deren Anpflanzung den Chinesen von sehr großem Nutzen ist, gehört in erster Linie der Talgbaum (Stillingia sebifera). Man verwendet seinen Samen zum Anfertigen von Lichtern. Der prächtige Strauch wird selten zwanzig Fuß hoch. Er erinnert an den Apfelbaum, die Blätter ähneln denen der Espe. Man findet ihn, auch wildwachsend, in ganz China, am häufigsten in den Ostprovinzen.

Im Alter von sieben bis acht Jahren fängt der Strauch an, Samen zu tragen, was häufig bis zu seinem hundertsten Jahre fortdauert. Die Samen wachsen paarweise und haben etwa die Größe und Form der Kaffeebohnen. Wenn die die Samen einschließende Hülse abgefallen ist, so zeigen sie eine grünlichweiße Farbe, die von dem sie umhüllenden Talge herrührt. Der Same hat einen Kern, aus dem man durch Pressen das als „Tsingyu" bekannte Öl gewinnt. Die Ernte findet im Spätherbst statt. Ein Baum liefert etwa 25 bis 35 Pfund Samen, die größten Bäume bis zu 90 und 100 Pfund. Der reine Talgertrag aus dieser Menge beläuft sich auf 20 bis 25 Pfund.

Um den Talg von der Frucht zu sondern, wird die Nuß zerstoßen und in Wasser gekocht. Das auf der Oberfläche schwimmende Öl und Fett wird abgeschäumt und gerinnt beim Erkalten zu Talg. Da es bereits bei 40° C. schmilzt, so setzen die Chinesen in der Regel etwas Wachs hinzu, um die Brennmasse härter zu machen. Sie umgießen die Lichter auch mitunter mit einem Wachsmantel, der das rasche Schmelzen verhindert. Die Yangtsehäfen

sind die für die Ausfuhr dieses vegetabilischen Talgs wichtigsten Plätze. Ins Ausland wurden im Jahre 1899 etwas mehr als 23000 Picul im Werte von 235000 Haikuan Taels verschifft.

Ein weiterer, äußerst wertvoller Strauch ist der Firnißbaum (Rhus vernicifera). Er liefert ein Harz, das zur Herstellung der berühmten chinesischen Lackwaren verwendet wird. Man zieht ihn in mehreren Provinzen des Reiches, namentlich in Setschuen, Hunan und Kiangsi. Rinde und Blätter des Strauches ähneln denen der Esche. Er erreicht eine Höhe von 15 bis 20 Fuß.

Im Alter von sechs bis sieben Jahren liefert er den Saft, der im Juli und August durch Einschnitte gewonnen wird. Man bringt sie im Stamm des Baumes etwa einen Fuß über dem Boden bis zu den Ästen hinauf an. Der Baum wird abends angeschnitten und das Harz am nächsten Morgen gesammelt. In den Einschnitt zwängt man eine große Muschelschale hinein, in der sich über Nacht der Lack ansammelt. Da dieser giftig ist, so geschieht das Umschütten in andere Gefäße mit großer Vorsicht.

Der Arbeiter, der die Einschnitte macht, bestreicht sich Gesicht und Hände mit Öl. Der Kopf wird mit einem Leinentuche bedeckt, das nur zwei Öffnungen für die Augen hat. Dazu trägt er Handschuhe und Stiefel aus Bockfell. Unvorsichtige Arbeiter werden von Geschwülsten, starkem Hautjucken und Brennen, ja zuweilen von Ausschlägen befallen, die tötlich werden können.

Tausend Bäume geben in einer Nacht ungefähr zwanzig Pfund Firniß Nachdem dieser durch ein Sieb gelassen worden ist, gießt man ihn in hölzerne, außen stark verpichte Gefäße. In diesen kommt er auf den Markt.

Ein anderer Baum, aus dem ein dem beschriebenen ähnlicher, aber mehr öliger Lack gewonnen wird, ist in China unter dem Namen „Tungschu“ (Elaeococca vernicifera) bekannt. Er hat einige Ähnlichkeit mit unserem Nußbaum und kommt namentlich häufig in Setschuen vor. Die Nüsse des „Tungschu“ enthalten ein dickes Öl samt einem öligen Fleisch, das ausgepreßt, dann mit Glätte gekocht und durch Zusätze gefärbt wird. Es schützt das Holz gegen den Einfluß der Feuchtigkeit. Man verwendet es besonders zum Anstrich der Fußböden, der Säulen in den Häusern, der Bote usw. Dies Öl ist bedeutend billiger als der Lack, den man häufig mit ihm vermischt.

Einen nicht unbedeutenden Wert als Handelsartikel hat der als „Cassia lignea“, in Deutschland mehr als „Zimmt“ bekannte Strauch, der vornehmlich in den südlichen Provinzen Kuangtung und Kuangsi gebaut wird. Seine Kultur bildet dort einen wichtigen Erwerbszweig der Bergbevölkerung.*)

*) Die Ausfuhr von Cassia lignea ins Ausland hatte im Jahre 1899 einen Wert von 650000 Haikuan Taels für 64500 Picul. Der Picul zu 60 kg kostete demnach am Verschiffungsorte etwa 30 Mark.

Um eine Plantage einzurichten, pflanzt der Bauer auf den Abhängen seiner Berge kleine, aus Samen gezogene Cassiabäumchen, die 1 bis 2 Jahre alt sind, in einer Entfernung von 1½ Fuß von einander in den Boden. Aus ihren sich schnell und kräftig entwickelnden Wurzeln pflegen nach einigen Jahren weitere Reiser hervorzusprießen. Nachdem die kräftigsten Sträucher etwa 8 bis 10 Fuß hoch und am Boden 2 bis 3 Zoll stark geworden sind, was nach ungefähr 7 bis 8 Jahren der Fall ist, werden sie im Frühjahr hart über der Erde abgeschnitten.

Man schafft sie zu den am Fuße der Hügel liegenden Bauernhäusern und entfernt zuerst die kleineren Zweige, worauf der saftige wohlriechende Bast des Stammes in etwa 18 Zoll langen Streifen mit einem primitiven Schälmesser abgelöst wird. Der kahle Stamm hat jetzt nur noch als Brennholz Wert. Von der geschmeidigen, feuchten Borke wird dagegen nun die der Luft ausgesetzt gewesenen, daher geschmacklose und zähe äußere Haut, die epidermis, mit einem hobelartigen Werkzeug abgeschält. Der Sonne ausgesetzt, rollt sich die Borke zusammen und ist nach wenigen Tagen genügend ausgedörrt und für die Weiterschaffung nach dem Verschiffungshafen (Canton) geeignet. Hier werden die Cassiaröhren in die dem Handel bekannten Bündelchen gepackt und dem Ausländer zum Kauf angeboten.

Eine junge Cassiapflanzung macht von weitem den Eindruck einer Obstbaumschule. Läßt man den Strauch größer werden, so erreicht er die Dicke und Größe eines mittelgroßen Zwetschenbaumes. Im Sommer gedeihen auf ihm in kleinen Büscheln unzählige Früchte von der Größe einer getrockneten Johannisbeere, die an Gestalt Eicheln ähnlich sind. Sie werden getrocknet, ehe sie ganz reif sind und gelangen unter dem nicht ganz richtigen Namen „Cassia flores“ („Cassia buds“ der Engländer) in den Handel. Von unseren Hausfrauen werden sie Gewürznelken oder Nägelchen genannt.

Der Cassiabaum hat ein sehr zähes Leben. Man kann z. B. die dickeren Stämme in einer Höhe von 12 Zoll über dem Boden ringsum ihrer dicken Borke berauben, ohne daß sie absterben. Der Bauer entnimmt aber den ausgewachsenen Stämmen, um die Cassiafrucht nicht zu gefährden, die wohlriechende weiche Schale nur in Streifen von ½ bis 1 Fuß Länge und 1 bis 3 Zoll Breite. Die Chinesen benutzen sie fast lediglich zur Bereitung von Arzneien.

Die für die Gewinnung der eigentlichen Cassia lignea bestimmten Bäumchen werden, um gerade wachsen zu können, den Sommer hindurch gerodet, d. h. ihrer kleineren Äste mit den ungemein saftigen, häufig 10 Zoll langen und 4 Zoll breiten Blättern bis zu einem gewissen Grade entkleidet. Diese werden ausgekocht und aus dem so gewonnenen, aromatischen Saft wird vermöge eines höchst einfachen Destillierprozesses das geschätzte Cassiaöl gewonnen. In Europa verwendet man es bei der Herstellung von Parfümerien und Seifen, auch zu verschiedenen Destillationszwecken.

Unter den Nutzhölzern Chinas ist der **Bambus***) zweifellos das nützlichste. Er wird zu zahllosen Zwecken verwendet, ist die Nationalpflanze der Chinesen, der Fürst unter den Bäumen des Landes der Mitte. Seines angenehmen Schattens und seiner Schönheit halber wird er vielfach in den Dörfern und in ihrer unmittelbaren Nähe angepflanzt. Keine andere Pflanze verleiht einem Garten oder einem Weiler ein so echt morgenländisches Aussehen, wie die Gruppen dieses anmutigen, zierlichen und prächtigen Grases. Das Bambusrohr blüht nur einmal und stirbt dann wie andere Gräser ab. Obgleich Mittel- und Südchina die Heimat des Bambusrohres genannt werden müssen, so findet man es doch auch im Norden des Reiches bis nach Peking hin, mithin bis zum 40. Breitengrade.

Bambusrohr.
Nach der Zeichnung eines berühmten Malers.

Man kennt eine große Zahl von Bambusarten, darunter auch eine gesprenkelte und eine viereckige Sorte. Diese wächst in der Nähe Wentschaus und Futschaus. Manche dieser Arten werden 40 bis 50 Fuß hoch und in demselben Verhältnis schwankt ihr Durchmesser. Er mißt gewöhnlich 2 bis 5 Zoll, aber man findet auch Stämme, die 8 bis 10 Zoll stark und noch stärker sind. Bei einigen Arten beträgt die Entfernung zwischen den Knoten 4 bis 6 Zoll, bei

*) Das Wort kommt aus dem Malayischen und bedeutet „Rohr", die Chinesen nennen ihn häufig den „Freund Chinas".

anderen 4 bis 6 Fuß. Das Rohr hat nicht immer eine gelbe Farbe, sondern die Chinesen kennen eine Methode, durch deren Anwendung der Stamm kastanienbraun, schwarz usw. wird.

Um recht kräftige Pflanzen zu erhalten, werden die Schößlinge während der drei ersten Jahre bis auf wenige Zoll über dem Boden abgeschnitten. Vom vierten Jahre ab wird dann ihr Wachstum nicht weiter gestört. Die jungen Schößlinge bilden ein Lieblingsgericht nicht nur der Landeskinder, sondern auch vielfach der in China lebenden Ausländer. Werden sie gestovt, so erinnert ihr Geschmack an Spargel. Man macht sie auch ein, indem man sie einsalzt oder in Zucker einkocht. Wir sehen mithin, daß daß Rohr, sobald es nur aus der Erde hervorschießt, schon dem Menschen von Nutzen ist.

In manchen Gegenden des Kaiserreiches bildet der Bambus das einzige Material für den Hausbau. Das Fachwerk besteht aus Bambuspfählen, die durch Stricke aus Bambusfasern zusammengehalten werden. Das Dach ist mit Bambusblättern gedeckt und die Wände sind Bambusmatten. In manchen Provinzen liefert der Bambus das hauptsächlichste Material für den Brückenbau. China stellt sein Papier zum großen Teile aus Bambusfasern her, und aus diesem Papier verfertigt der bezopfte Schumacher die dicken Schuhsohlen für Arm und Reich. Die Flußbevölkerung macht die Masten ihrer Bote, ferner ihre Taue und Kabel aus dem Rohre.

Zum Fortschaffen von Waren und anderen Gegenständen, sie mögen noch so schwer sein, benutzt der Kuli den Bambuspfahl. Überhaupt wird wohl alles, was getragen werden muß, mit seiner Hilfe fortgeschafft. Aus einer schwarzen Art macht der Chinese seine Hausmöbel, aus einer niedrigen und dünnzweigigen seine Schreibpinsel und Eßstäbchen. Landwirtschaftliche Geräte, Matten, Angelruten, Pfeifenrohre, verschiedene musikalische Instrumente, Sänften, Maße, Küchengeräte, Kopfkissen, Räder zur Landbewässerung, Hüte, Schirme, Fächer, Einfriedigungen, Lanzenschäfte, Röhren für Wasserleitungen, Regenmäntel (aus Bambusblättern) und noch vieles andere wird aus diesem wunderbar nützlichen Rohre hergestellt. China könnte ohne die fleißige Anwendung des Bambus in der Strafrechtspflege kaum regiert, noch könnte die Bevölkerung ohne die Pflanze den Aufgaben ihrer Tagesarbeit gerecht werden.

Gartenkunst und Blumenzucht.

Verständnis für die Freuden des Landlebens und damit die Herstellung schöner Gärten findet sich in China seit uralter Zeit. Beides hat sich bis heute erhalten, da nicht allein der Kaiser sehr umfangreiche Gärten unterhält, sondern auch Privatpersonen dergleichen bei ihren Landhäusern

anlegen und pflegen. So wenig das zu der äußerst prosaischen Gemütsverfassung der Chinesen zu passen scheint, so ist es doch Thatsache, daß sie eine große Vorliebe für die Pracht und Herrlichkeit der Kinder Floras an den Tag legen.

In der Anlage ihrer Lustgärten ahmen die bezopften Landeskinder verständigerweise die Natur nach, die auch keine regelmäßigen Baumreihen, Blumenbeete, Wasserbecken und schnurgeraden Kanäle bildet. Die Hügel und Abhänge werden daher in chinesischen Parkanlagen fast immer mit verschiedenen Arten von Bäumen beflanzt, die entweder wie im Walde dicht beieinander stehen, oder wie in den Feldern weiter auseinander gerückt sind. Der Ton des Grün, die Frische der Blätter, die Gestalt des Wipfels, die Stärke des Stammes geben den Ausschlag, ob die Anpflanzung in nördlicher oder südlicher Lage, auf dem Gipfel oder an den Hängen eines Hügels, oder ob sie im Thale geschieht.

Die chinesischen Gartenkünstler benutzen die gegebene Gegend, um schöne Fernsichten herzustellen und berechnen sogar die Wirkung, die ihre Anlagen in den verschiedenen Jahreszeiten haben werden. Die Pfirsich- und Kirschbäume bilden ein entzückendes Panorama für den Frühling, die Akazien, Eschen und Platanen geben kühlenden Schatten für den Sommer, die Trauerweiden, Zitter- und Silberpappeln schmücken den Herbst und den Winter zieren die Cypressen, Cedern und Fichten.

Die Gärtner bringen besonders glückliche Wirkungen durch künstlich angelegte, kleine Thäler hervor, die sie in sehr mannigfacher Art ausschmücken. Je größer ein Garten ist, desto mehr solcher kleinen Thäler hat er, von denen nicht eins dem anderen gleicht. Das eine ist langgestreckt, gleich einer Straße, läuft aber am Ende in eine scharfe Krümmung aus, um seinen Ausgang zu verbergen; ein anderes erweitert sich in der Mitte und läßt auf allen Seiten den Zugang frei.

In chinesischen Gärten sind die Blumenbeete von nur geringer Größe, weil sie als rein künstliche Produkte in die Naturwüchsigkeit der ganzen Anlage, die möglichst ungezwungen erscheinen soll, wenig passen.

Die Pflanzen werden in der Regel in Töpfen gezogen, die auf die Beete gestellt werden, nur wenige Blumen werden in den Erdboden gepflanzt. Man stutzt die Pflanzen zu Figuren von Tieren und Menschen zu, denen man Augen, Hüte, Hände und Füße aus Thon anfügt. Lange Reihen von ihnen fassen die Wege ein.

Als Landschaftsgärtner stehen die Chinesen unübertroffen da. Sie besitzen in hohem Grade die Kunst, die Gartenlandschaft durch Gewässer zu beleben, die sie hineinleiten. Ängstlich vermeiden sie auch hierbei jeden Anschein der Regelmäßigkeit; die Bäche müssen sich ihren Weg selbst gegraben zu haben scheinen. Die Wasserbassins sind mitunter kleine Teiche, die ein

Thal fast ganz füllen und nur einen schmalen Fußsteig zwischen dem Ufer und der schroffen Thalwand lassen.

Die Gartenstaffage bilden bei den Chinesen Gewässer, fantastische Massen von künstlichem Grottenwerk, Teiche, die mit den grünen, großen, scheibenförmigen Blättern der Lotuspflanze bedeckt sind, Brücken und Dämme, die diese Teiche überspannen, Rasenflächen, Binsen- und Schilfpartien, kleine Inseln und im Garten verstreute Sommerhäuser.

Überall erblickt man künstliche Felspartien. Versteinerungen und große Blöcke seltener Steinarten von verschiedener Farbe sind an den verschiedensten Orten, wie durch Zufall zerstreut, angebracht. In den Teichen werden häufig Fische gezogen. Die Stühle in den Parkanlagen sind meist aus einer schlechten Sorte Porzellan gemacht, oder sie werden durch große, flache Steine gebildet, die auf einem hölzernen Gestelle ruhen und im Sommer eine angenehm kühle Sitzgelegenheit bieten.

Man muß dem chinesischen Kunstgärtner zugestehen, daß er ein feines Verständnis für die Natur besitzt, deren Gebilde er vortrefflich nachahmt. Obwohl ihm ein wissenschaftliches Wissen um die Perspektive abgeht, bringt er doch durch malerische Kombination der Fernsichten die glücklichsten Wirkungen hervor. Er besitzt nicht nur einen äußerst empfänglichen Sinn für ländliche Schönheit, sondern er entfaltet auch ein Geschick in der Anordnung natürlicher Mittel, wie es bei den Kunstgärtnern des Abendlandes nur in seltenen Fällen zu finden ist.

Die Chinesen, insbesondere die Chinesinnen hegen, wie schon gesagt ist, eine ganz besondere Vorliebe für Blumen.*) Der größere Teil des Kaiser-

---

*) Die vornehme Chinesin glaubt nicht eher volle Toilette gemacht zu haben, ehe sie nicht ihr schwarzes, glänzendes Haar mit wohlriechenden Blumen geschmückt hat. Kann sie keine natürlichen Blumen auftreiben, so nimmt sie zu künstlichen ihre Zuflucht. In der Herstellung solcher haben es die Chinesen sehr weit gebracht. Diese Industrie blüht namentlich in der Vertragshafenstadt Amoy. Selbst die unteren Schichten des Volkes folgen, bei festlichen Gelegenheiten wenigstens, dem Beispiele der wohlhabenderen Klassen. Wohlriechende Blumen, wie z. B. der Jasmin, der im 4. Jahrhundert n. Chr. von Arabien nach China eingeführt wurde, und spanischer Flieder sind der Damenwelt am liebsten. Aber auch geruchlose Blumen erfreuen sich ihrer Gunst und werden zum Harschmuck verwendet, wennschon in geringerem Maße als die wohlriechenden. Daß das sogenannte schwächere Geschlecht sich in China viel der Blumen als Harschmuck bedient, erklärt sich vornehmlich dadurch, daß es keine sonstige Kopfbedeckungl trägt. Man trägt das Har mit Blumen geschmückt sowohl im Hause wie auf der Straße, morgens, abends und nachts. Die einzigen Frauen, denen es nicht frei steht, ihre Hare auf diese Weise zu schmücken, sind Witwen unter vierzig Jahren. Nach dem vierzigsten Lebensjahre können sie, wenn es ihnen beliebt, auf ihrem Haupte eine ganze Blumenausstellung zur Schau tragen, denn dann ist nach chinesischer Anschauung die „gefährliche Periode“ vorüber.

reiches ist durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst des Klimas so geartet, daß Blumen in verschwenderischer Fülle gedeihen. Mit großer Ungeduld erwartet der Chinese das Aufbrechen der Blüten auf den von ihm mehr geschätzten blühenden Sträuchern. Blumenkalender findet man fast in allen besseren Häusern, und Ausflüge in die Umgegend werden beständig unternommen, um die Freuden des Anblicks der Lieblingsblumen, die soeben aufgebrochen sind, zu genießen.

Zu den Blumen, die der Chinese mit besonderer Vorliebe zieht, gehören das Chrysanthemum oder die sogenannte Chinaaster, die Päonie, Hortensie, Kamelie, Azalie, Balsamine, Rosenpappel, Hyazinthe, Winde usw. Fast in jedem Hausstande findet man die eine oder die andere dieser Pflanzen. Auch in den Wohnstuben und Läden sind fast stets Vasen mit Blumen aufgestellt, vor allem vor dem Bilde der Schutzgottheit der Familie.

Außerordentlicher Beliebtheit erfreut sich die Chinaaster, von uns auch Goldaster genannt. Sie ist eine echt chinesische Blume, die erst Ende des 18. Jahrhunderts von daher nach Europa eingeführt wurde. Nach dieser Goldaster ist auch der neunte Monat des chinesischen Jahres, der Chrysanthemummonat, benannt worden. Der 9. Tag des 9. Monats, — er fällt fast stets in die erste Hälfte des Oktober — ist dieser schönen Blume besonders geweiht. An diesem Tage gepflückte Chrysanthemumblätter besitzen nach dem Volksglauben besondere magische Kräfte. Sie werden zusammen mit „Fuling" (Pachyme Cocos) und Fichtenharz zu einem Geheimmittel verarbeitet, das das Älterwerden verhindern soll.

Eine andere, sehr beliebte Blume ist der Lotus (Nelumbium speciosum). Die chinesische Pflanze ähnelt sehr der gleichartigen ägyptischen Blume. Man zieht zwei Arten, eine rötliche und eine weiße. Sie wird von den Chinesen auch als Nahrungsmittel sehr hoch geschätzt. Man ißt die Staubfäden, die Stengel, die Wurzel und selbst die Blätter, da man allen diesen Teilen der Pflanze Heilkräfte zuschreibt. Die mandeläugige Frauenwelt schmückt sich heutiges Tages gleich den Damen im alten Ägypten und Phönizien vielfach mit dieser prächtigen Blume oder einer künstlichen Nachahmung.

Besonders stark ist die Nachfrage nach Blumen am chinesischen Neujahrstage. Die schöne Narzisse ist an diesem Festtage vornehmlich begehrt. Man hält es auch für ein gutes Vorzeichen, wenn die ersten Knospen dieser Blume an diesem Tage aufbrechen. Eine andere Neujahrspflanze ist die „Tiutschunfu" (Eukyantus reticulans). Die etwa einen halben Zoll lange Blüte hängt glöckchenförmig von den Zweigen herab, während das zarte Grün der Blätter einen lieblichen Kontrast zum Rosa und Weiß der Blüte bildet.

Sehr hoch geschätzt werden von den Chinesen auch die Blüten der Fruchtbäume. Sie schneiden Zweige von ihnen ab, sobald sie zu knospen anfangen, und schmücken damit ihre Zimmer bei festlichen Gelegenheiten. Besonders

beliebt sind Blütenzweige des Pfirsich- und Pflaumenbaums wie [illegible],
Mandelstrauchs.

Ein großer Nachteil der chinesischen Blumen ist, daß nur wenige unter ihnen wohlriechend sind und daß alle, wenn man Sträuße aus ihnen bindet oder sie in Vasen zur Zimmerzierde aufstellt, viel früher welken, als das [illegible] den Blumen des Abendlandes der Fall ist. Eigentliche Blumensträuße kennt der Chinese nicht. Man findet solche nur in den Häusern der Ausländer.





Chinesin am Webstuhl.

Vierzehntes Kapitel.

Die Tierzucht.

Die Seidenraupe und ihr Gespinst. — Das Wachsinsekt. — Die sechs Haustiere der Chinesen: 1. Das Pferd; 2. Das Rind; 3. Das Schwein; 4. Das Schaf; 5. Der Hund; 6. Das Huhn. — Vogelzucht. — Fischzucht und Fischfang.

Die Seidenraupe und ihr Gespinst.

Wie der Theebau, so hat auch die Seidenzucht ihren Ursprung im Lande der Mitte. Einer chinesischen Überlieferung zufolge wurde die Seidenspinnerei durch eine Kaiserin, namens Si Ling oder Yuen Fi, Gemahlin des Kaisers Huang Ti, um das Jahr 2700 v. Chr. erfunden.*) Seit jener Zeit hat der Seidenbau unter dem Sonderschutze der Kaiserinnen Chinas

*) Die Chinesen stimmen demnach mit anderen alten Nationen darin überein, daß sie die Erfindung des Spinnrockens einer Frau zuschreiben und sie als Göttin verehren. So hatte Ägypten seine Isis, Lydien seine Arachne und Griechenland seine Minerva.

gestanden. An dem Tage, an dem der Kaiser die Ceremonie des Pflügens vornimmt (vergl. Seite 10), ehrt seine hohe Gemahlin den Beruf des Ackerbauers dadurch, daß sie in Gemeinschaft mit ihren Hofdamen einige Maulbeersträucher als Sinnbilder der Seidenzucht pflanzt.

Um das Jahr 1000 v. Chr. soll die Seidenkultur bereits eine der wichtigsten Beschäftigungen des Landmannes gewesen sein und zur Zeit des Confucius, mithin fünfhundert Jahre später, waren seidene Gewänder billiger als leinene. Da die Seide wegen ihrer Billigkeit vorwiegend als Bekleidungsstoff diente, so wurde ihre Gewinnung zu einem bedeutenden Faktor im Leben der Bevölkerung.

Dies änderte sich aber, als während der Yuandynastie die Baumwolle aus Indien nach China allgemein eingeführt wurde (vergl. Seite 568). Von jenem Zeitpunkte an verfiel der Seidenbau unausgesetzt, bis man ihn schließlich nur noch in den Provinzen Tschekiang, Honan, Setschuen und Kuangtung pflegte. Wahrscheinlich versorgten die Seidenplantagen der beiden erstgenannten Satrapien den kaiserlichen Hof und die Familien hoher Beamten, während das Produkt der beiden anderen Provinzen zum größten Teile für die Ausfuhr zu Lande und zur See bestimmt war. *)

Erst mit dem Regierungsantritt des zweiten Kaisers der gegenwärtigen Dynastie, Kang Hi (1662 bis 1723), lebte die Seidenindustrie wieder auf. Dieser weise und weltkluge Regent erkannte die hohe Wichtigkeit der Seidenkultur. Durch ein Edikt wurde allen Beamten und dem Volke der Seidenbau auf das dringlichste empfohlen; auch Unterricht in der Seidenzucht wurde erteilt. Der vierte Grundsatz des „Heiligen Edikts", das Kang Hi erließ, schärft, wie wir bereits wissen, die Pflege der Maulbeerbaumzucht ein (vergl. Seite 118).

Sein Nachfolger Yung Tsching trat in die Fußtapfen seines Vaters, so daß mit Hülfe der Regierung die Industrie schnell wieder zur Blüte gelangte. Ungemein wohlthätig wirkte die neue Einrichtung, daß man Webstühle für den Staatsbetrieb aufstellte, von denen viele bis auf den heutigen Tag vorhanden sind. In den Kiangnanprovinzen (Kiangsi, Kiangsu und Anhui) findet man gegenwärtig noch etwa sechshundert von ihnen. Die Regierung bezahlt die Arbeiter und der Ertrag geht an den kaiserlichen Hof.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß wir unsere erste Kunde von China seiner Seide verdanken. Serica,*) der alte Name für China, bezeich-

*) Als Manufakturware wurde die Seide zuerst im 6. Jahrhundert n. Chr. unter Justinian nach Europa eingeführt. Sie fand ihren Weg nach Sicilien im 12. Jahrhundert, von wo aus sie durch die Sarazenen nach Spanien gebracht wurde. Nach Frankreich und England kam die Seide im 16. Jahrhundert.

*) Über den Ursprung des Wortes „Serica(na)", angeblich das Schesch des Alten Testaments, und „Seide" ist von Sinologen viel gestritten worden. Allem Anscheine nach stammen sie von dem chinesischen Namen für Seide, Sze, ab. Daraus entstand

net es als das Land der Seide, wie der Name Kassiteriden die Scillyinseln als die Zinn liefernden Inseln bezeichnete.

Der Handel mit Seide aus dem fernen Osten, und mit Zinn aus dem fernen Westen war ein Monopol der tyrischen Kaufleute, die ihre Bezugsquellen vor anderen streng geheim hielten.

Aus der Geschichte der Handelsbeziehungen des Abendlandes mit China geht übrigens hervor, daß Kaufleute aus dem Westen das Reich der Mitte vornehmlich besuchten, um daselbst Seide einzukaufen. Das Reich des Cyrus scheint zuerst den Seidenhandel zwischen dem Westen und Osten angebahnt zu haben. Persischer Luxus wurde sprüchwörtlich. Griechischen Reisenden, wie Herodot, erschienen die Seidengewänder, die man am persischen Hofe trug, als Luxusartikel ersten Ranges und von außerordentlicher Seltenheit.

Baktrien wurde im 6. Jahrhundert eine Kolonie Persiens. Zu jener Zeit gab es, wie wir aus der chinesischen Geschichte wissen, eine viel benutzte Handelsstraße nach dem Westen, die dem infolge der persischen Eroberungen hervorgerufenen, lebhaften Handelsverkehr ihre Entstehung verdankte. Die Eroberung des Perserreiches durch Alexander den Großen und die Besiedelung Baktriens durch Griechen gab dem Seidenhandel einen weiteren Aufschwung.

Ob er bedeutend war, ist fraglich. Soviel steht aber fest, daß die Perser die Seidenraupe in ihr Land eingeführt haben. Aristoteles, der Lehrer Alexanders, beschreibt den Seidenwurm in seiner Naturgeschichte ziemlich ausführlich. Er erwähnt auch ausdrücklich den Seidenhandel mit Indien, ferner, daß die Seide aus noch weiter im Osten gelegenen Ländern komme. Hieraus darf man wohl schließen, daß bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Seide von China ausgeführt wurde.

Der Seidenhandel erfuhr durch das römische Kaiserreich einen ganz bedeutenden Aufschwung; seidene Kleider wurden von den Reichen allgemein getragen. Cochinchina und Cambodja wurden chinesisch; die Seide fand ihren Weg ins Ausland durch die Provinz Yünnan. Die römische Gesandtschaft des Jahres 166 n. Chr. kam wohl auf diesem Wege nach China. Im 6. Jahrhundert erfuhr Justinian durch zwei nestorianische Mönche, die längere Zeit im Lande der Mitte als Sendboten gelebt hatten, daß der Seidenbau dort in hoher Blüte stehe. Er schickte sie nochmals nach China, um Seidenraupeneier zu holen. Der Auftrag wurde von ihnen ausgeführt; die Eier, in Bambusrohr aufbewahrt, langten im Jahre 551 in Constan-

---

dann das griechische σήs, das lateinische „sericum“, das angelsächsische „seolc“, das englische „silk“ und das deutsche Wort „Seide“. Von der Lage Serikas hatte man im Altertum keine klare Vorstellung. Der Name Serica war lediglich im Munde der Handelsleute eine Bezeichnung für das Land, aus dem die zu seidenen Kleidern zu verwebende Rohseide durch tyrische und andere Kaufleute bezogen wurde.

tinopel an. Über die weitere Verbreitung der Seide in Europa haben wir bereits gesprochen.

Die Seidenraupe*) lebt vornehmlich an den Blättern des Maulbeer-

*) Der chinesischen Volkssage zufolge war der Seidenwurm ursprünglich eine junge Dame, die vor mehreren tausend Jahren im Westen des Reiches lebte. Räuberbanden machten das Land zu jener Zeit unsicher, und so wurde denn auch der Vater jenes Mädchens eines Tages von Wegelagerern entführt, die aber sein Pferd zurückließen. Trotz eifriger Nachforschungen, die man viele Wochen lang anstellte, konnte man den Räubern nicht auf die Spur kommen.

Die junge Dame war über den Verlust ihres Vaters so untröstlich, daß sie sich schließlich weigerte, Trank und Speise zu sich zu nehmen. Da die Mutter um das Leben ihres Kindes ungemein besorgt war, so legte sie in ihrer Verzweiflung in Gegenwart von Nachbarn und Freunden das Gelübde ab, daß sie dem ihre Tochter zur Frau geben würde, der ihr den entführten Gatten zurückbrächte.

Dies Gelübde hatte auch das Roß des Hausherrn vernommen. In wildem Bäumen zerriß es seine Halfter und lief davon. Eine große Zahl junger Männer aus der Umgegend ging auf die Suche, aber alle kehrten nach kurzer Zeit unverrichteter Sache zurück. Endlich fand sich auch das Pferd wieder ein, das zu aller Erstaunen auf seinem Rücken den lang vermißten Vater trug.

Vom Tage der Heimkehr an wieherte das Roß unaufhörlich. Und da der Hausherr nach der Ursache des ungewöhnlichen Gebahrens des Pferdes forschte, erfuhr er von seiner Gattin das Gelübde, das sie abgelegt hatte. „Gelübde“ entgegnete der Gatte „finden nur auf Menschen Anwendung, nicht aber auf Tiere; wer hat auch je davon gehört, daß einer seiner Tochter ein Pferd zum Manne gegeben hätte?“ Um das Tier zu beruhigen, gab sein Herr ihm täglich eine doppelte Menge Futter. Doch das verfing nicht. Es rührte das Fressen nicht an und riß sich jedesmal los, wenn es das junge Mädchen erblickte.

Da mit dem störrischen Tiere nichts anzufangen war, jagte ihm eines Tages sein Herr im Jähzorn einen Pfeil durchs Herz, so daß es zu Tode getroffen niedersank. Das Fell des getöteten Pferdes wurde abgezogen und auf dem Hofe zum Trocknen ausgebreitet. Eben, als das geschah, ging die Tochter des Hauses über den Hof. Im Nu rollte sich die Pferdehaut um das Mädchen und flog mit ihr davon. Zehn Tage später fand man das Fell in den Ästen eines Baumes, die Tochter aber war in eine Seidenraupe verwandelt. Dort verblieb sie Blätter fressend und Seidencocons spinnend, damit man aus ihnen Kleider für die Landeskinder verfertige. Den Baum aber nannte man „Sang“ d. i. Maulbeerbaum, und zwar weil das Schriftzeichen für „Sang“ gleichen Klang mit dem für „Totenfeier“ hat.

Die Elternherzen erfüllte Gram und Scham. Kurze Zeit darauf sahen sie aber die Göttin der Seidenzucht, umgeben von vielen Dienerinnen, in einem Wolkenwagen, vor den das erschossene Pferd gespannt war, vom Himmel herab sich auf die Erde niederlassen. „O meine guten Eltern“ rief eine der Dienerinnen aus „die Göttin des Seidenbaus hat mich infolge meiner kindlichen Ehrfurcht zu einer ihrer Dienerinnen und unsterblich gemacht. Grämt Euch nicht mehr um mich!“ Wenige Augenblicke später war sie ihren Blicken entschwunden.

So lautet die Legende. Die Bevölkerung der Seidenbezirke betet aber alljährlich an einem bestimmten Tage die Göttin der Seidenzucht an und opfert ihr. Wie man glaubt, erscheint sie den Menschen in der Gestalt sich sammelnder Wolken.

baums. Man unterscheidet zwei Arten, den sogenannten wilden, Chinesisch „sang" genannten, und den unter den Chinesen als „häuslichen", Lu Sang, bekannten Baum. Die Blätter jenes sind klein und dünn, die dieses groß und dick. Viele Plantagen sind in der Weise angelegt, daß man die wilde Baumart anpflanzt und den „Familien"-Maulbeerbaum aufpfropft.

Für diese Pflanzungen wird etwas hochgelegenes Land gewählt, da die Sträucher in niedrigen, marschartigen Gegenden nicht gedeihen. Das Pfropfen wird gewöhnlich im April und Mai vorgenommen. Im Oktober sind die Schößlinge bereits 5 bis 6 Fuß hoch. Im Dezember verpflanzt man sie, so daß sie etwa 5 Fuß von einander entfernt sind. Im Februar des nächsten Jahres werden die Schößlinge bis zu einer Höhe von fast 2 Fuß über dem Boden abgeschnitten. Zwei Schößlinge läßt man weiter wachsen, die im Herbst eine Höhe von über 6 Fuß erreichen.

Im Januar und Februar des dritten Jahres schneidet man die oberen Äste wiederum bis auf etwa 1 ½ Fuß des ursprünglichen Stammes ab und erlaubt auf jedem Aste wieder nur zwei Sprößlingen, weiter zu wachsen. Diese sind im Herbst ebenfalls ungefähr 5 Fuß lang. Dies Verfahren setzt man bis nach dem fünften Jahre fort. Nachdem man die Bäumchen bis zum Juni hat ungestört wachsen lassen, werden sowohl Äste wie Blätter abgeschnitten. Dies ist die zum Füttern der Raupen bestimmte erste Ernte.

Nun läßt man wieder nur zwei Schößlinge an jedem der obersten Zweige wachsen, während alle darunter befindlichen beseitigt werden, sodaß im Herbst des 5. Jahres im ganzen sechzehn Zweige vorhanden sind. Sie liefern im nächsten Jahre die zweite Ernte.

Der Stamm des Maulbeerbaums ist etwa 1 ½ Fuß hoch, und jeder der zweiten, dritten und vierten Zweige hat nicht einmal diese Länge. Der ganze Strauch ist demnach zwischen 5 und 6 Fuß hoch, kann mithin von jedem mittelgroßen Menschen ohne Schwierigkeit gepflegt werden.

Nach einigen Jahren nehmen die Spitzen dieser sechzehn Zweige allmählich die Form von Fäusten an; man läßt dann auf ihnen fünf Sprößlinge wachsen und Blätter tragen. Ein ausgewachsener Baum liefert zuweilen 60 bis 70 Pfund Blätter. Sie sprossen im April und werden, schon wenn sie 1 bis 2 Zoll breit sind, als Futter benutzt. Im Mai und Juni, wenn man die Zweige abschneidet, sind die Blätter schon 5 Zoll breit und 6 Zoll lang. Während man im April den Raupen die gepflückten Blätter klein geschnitten vorsetzt, werden ihnen später die abgeschnittenen Zweige mit den Blättern zum Fraß gegeben. Der Maulbeerbaum, der im Laufe des Jahres mehrere Male gedüngt werden muß, erreicht häufig ein Alter von 50 Jahren.

Die mit den Blättern des edeln Baumes, Lu, gefütterten Raupen liefern eine glänzende und weiche Seide. Man kann sie zu den feinsten

Seidenzeugen verarbeiten und man zieht daher in China für die Wurmzucht diesen Baum allen anderen vor.

Den wilden Maulbeerbaum, Sang, zieht der Chinese in derselben Weise wie den „Familien“-Baum, mit dem Unterschiede, daß seine Schößlinge nie beschnitten werden, sondern ungestört weiter wachsen. Er wird mitunter 60 Fuß hoch; das Einsammeln der Blätter ist daher mit Schwierigkeiten verbunden. Raupen, die sich einmal an die Blätter des Lu-Baumes gewöhnt haben, rühren die der wilden Baumart nur ungern an. Die Seide der mit diesen Blättern gefütterten Raupen ist grob und eignet sich nur für minderwertige Seidenzeuge.

Der Seidenwurm (Bombyx) macht verschiedene Verwandlungen durch. Unmittelbar nachdem die Tierchen aus den Eiern gekrochen sind, die das Weibchen des Maulbeerspinners*) im Herbste legt, heißen sie „I“ oder Ameise, der sie auch ähnlich sehen. Nach ein paar Tagen werden sie „Miau“ d. h. neuausgebrütete Seidenraupen genannt; nach einigen Wochen haben sie sich zu vollausgewachsenen Raupen entwickelt. Der Seidenwurm der Südprovinzen häutet sich gewöhnlich viermal, ist verhältnismäßig schwer aufzuziehen, liefert aber dafür viel Seide. Die Raupe Nordchinas wirft ihre Haut in der Regel dreimal ab, ist weniger empfindlich, giebt aber auch weniger Seide. Der letzte Schlaf ist bei beiden Arten der längste.

Das Aufziehen der Seidenraupen ist, wie schon gesagt, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Sie haben Abscheu gegen das Wasser und lieben die Ruhe und Wärme. Die auf Papier ausgebreiteten Eier müssen an einem kühlen Platze aufbewahrt werden. Die ausgekrochenen Tierchen muß man in warmen Räumen aufbewahren. Während der Häutungsperioden darf man ihnen nur sehr wenig zu fressen geben, auch dürfen sie nicht zu nahe bei einander liegen. Während des Schlafes bringt man sie in dunkeln, aber warmen Räumen unter, doch in lichten, wenn sie die Haut abgeworfen haben. Rauch, der Geruch von Essig, Wein u. dergl, ferner nasse, verwelkte oder staubige Blätter sind den Raupen ebenfalls schädlich.

Der Seidenzüchter muß weiterhin genau berechnen, wie viele Raupen er jedes Jahr aufziehen kann. Wie gefräßig die Tiere sind, erkennt man daraus, daß ganz junge Raupen, die zusammen nur etwas über eine Unze wiegen, bis sie völlig ausgewachsen sind und ihre Cocons spinnen, ungefähr 2500 Pfund Blätter als Futter gebrauchen. Die Würmer müssen regelmäßig, Tag und Nacht, gefüttert werden. Die erwähnte Menge von Raupen liefert nach dem Einspinnen in vier Wochen ungefähr 200 Unzen Seide. Die Fütterung der Tierchen beginnt Mitte April.

Von dem in den verschiedenen Provinzen des Reiches vorherrschenden

*) Er ist ein mehlweißer Nachtfalter mit bräunlichgelben, blassen Streifen auf den Flügeln und mit schwärzlichen, gekrümmten Fühlern.

Klima hängt natürlich der Zeitpunkt für das Auskriechen der Raupen aus den Eiern ab. Gewöhnlich ist dies der Fall, wenn die Blätter der Maulbeere etwa die Größe eines Markstücks haben. Zehn Tage vorher werden die in Papier aufbewahrten Eier mit einer mehrere Zoll dicken Baumwollenschicht umgeben und auf einen warmen Platz gelegt, wenn möglich zwischen wollene Decken, die dem Seidenbauer und seiner Familie Nachts als Steppdecken dienen. Den Raupeneiern kommt somit noch die Körperwärme des Seidenbauers zu gute.

Nach einer Woche werden die Eier aus ihrer Hülle genommen und untersucht. Während sie ursprünglich nur die Größe von Mohnsamenkörnchen und blaugraue Farbe hatten, sehen sie jetzt grün aus. In einigen Tagen kriechen die ameisenähnlichen Tierchen aus.

Diese jungen Raupen werden zunächst behutsam in Körbe gelegt und fünf bis sechsmal des Tages mit frischen, feingehackten Blättern gefüttert. Man darf die Tierchen auf keinen Fall dem Luftzuge aussetzen. Nach ein paar Tagen wird ihre Farbe braun, nach fünf Tagen gelblichweiß. Jetzt rühren die Raupen kein Futter mehr an und fangen an ihre erste Haut abzuwerfen. Während dieser zweitägigen Periode befinden sie sich in einem schlafähnlichen Zustande.

Fünf Tage darauf werfen sie zum zweiten Male ihre Haut ab und nach einem weiteren gleichen Zeitraume zum dritten Male; die Würmer sind dann etwa ³/₄ Zoll lang und weiß. Nach abermals fünf Tagen treten sie endlich ihren „langen Schlaf“ an. Man schafft sie nun in flache Körbe, bestreut sie mit feiner Asche und breitet darüber feingeschnittenes Stroh. In einigen Tagen erwachen die Raupen. Sie werden jetzt in andere Körbe gelegt und in etwa einer Woche sind sie ausgewachsen. Ihre Länge beträgt dann ungefähr zwei Zoll.

Die Raupen haben nun das Stadium erreicht, in dem sie sich einzuspinnen beginnen. Um dies zu erleichtern, hat der Seidenzüchter sogenannte „Spinnhütten“ errichtet. Diese bestehen aus Strohbündeln, die in der Mitte zusammengeschnürt sind. Sie werden senkrecht auf zwei Fuß hohe Untersätze gestellt, und zwar in Reihen, so daß sie einander zur Stütze dienen. Etwa 60 bis 70 Raupen setzt man dann auf jedes Bündel. Das Einspinnen dauert fünf Tage. Darauf werden die Cocons abgenommen und nach der Güte verlesen. Von einhundert Kattie = 60 kg guten Cocons kann man fast zehn Kattie Seide abhaspeln. Das muß, wenn irgend möglich, geschehen sein, ehe die Motte durch den Cocon bricht, nämlich vor Ablauf von etwa zehn Tagen.

Ein tüchtiger Arbeiter kann mit einer doppelten Haspelmaschine täglich etwa 1 ¹/₂ Kattie Seide abhaspeln; 200 Kattie Cocons erfordern demnach eine ungefähr sechstägige Arbeit. Sind Arbeiter in hinreichender Anzahl nicht vorhanden, um mit dem Haspeln zeitig genug fertig werden zu können,

so werden die Puppen durch heißes Wasser getödtet, ehe man sich ans Haspeln macht. Doch ist die Seide von gedämpften Cocons nicht von derselben Güte und demselben Glanze wie die aus frisch abgehaspelten Cocons gewonnene. Das Dämpfen geschieht, indem man die Cocons in Töpfe, die mit warmem Wasser gefüllt sind, legt und diese über das Feuer hält, bis das Wasser kocht. Darnach werden die Cocons im Freien zum Trocknen ausgebreitet.

Einen Teil der besten Cocons bewahrt man für die nächste Brut auf. Sie werden in Körbe gelegt, ins Freie gebracht, wo nach etwa zehn Tagen die Motten auskriechen. Nun sucht man die schönsten und stärksten Tiere aus und setzt ein Männchen sowie ein Weibchen zum Paaren in einen Korb. Nach acht Stunden werden sie getrennt. Nachdem die Männchen herausgenommen sind, setzt man die Weibchen auf Papierbogen, auf die sie ihre Eier legen. Dies nimmt drei Stunden in Anspruch; die Zahl der Eier schwankt zwischen 300 und 500. Das Weibchen lebt dann noch fünf Tage lang, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, worauf es stirbt.

Die Papierbogen mit den Eiern werden zuerst frischem Luftzuge ausgesetzt, dann wäscht man sie, trocknet sie und hängt sie in Papierdüten auf. Am 12. Tage des 12. Monats, also um die Mitte oder das Ende des Januar, legt man die Eier eine Viertelstunde lang in kalten Thee, sodann auf ein Tablet und streut eine ziemlich dicke Salzschicht darauf. Nachdem sie eine Nacht hindurch im Freien gestanden haben, werden sie wieder sauber gewaschen, getrocknet und in Papierdüten im Zimmer aufgehängt. Dort verbleiben sie bis zum dritten Monat des nächsten Jahres, um dann, wie bereits beschrieben ist, ausgebrütet zu werden.

Die wilden Seidenraupen oder „Eichenspinner" werden mit den Blättern der Seidenwurmeiche (Quercus mongolia), Kastanieneiche (Quercus sinensis) und einer anderen Eichenart gefüttert; man findet sie meist im Norden des Reiches, namentlich in der Mandschurei und in Schantung. Die erstgenannte Eichenart wird nur 5 bis 6 Fuß hoch; sie findet sich fast in jedem Dorfe. Die beiden anderen Eichenarten sind höhere Bäume, doch ist die Seide, die man von den mit diesen Blättern gefütterten Raupen gewinnt, hart und zum Weben nur wenig geeignet.

Im Laufe des Jahres finden zwei Coconsernten von wilden Seidenwürmern statt. Das Aufziehen ist dem bereits geschilderten ähnlich, nur läßt man die Raupen sich auf den Bäumen selbst einspinnen und nicht auf „Spinnhütten". Die erste Conconernte fällt in den Juni, die zweite in den September. Die Eichenspinner (Bombyx Pernyi und Bombyx Cynthia) sind kleiner als die „echten" Seidenwürmer (Morusspinner, Bombyx Mori).

Die beste Seide kommt aus der Provinz Tschekiang; auch Kiangsu, Setschuen, Honan und Kuangtung liefern gute Seide. Die chinesische Seide nimmt neben der japanischen den ersten Platz im Seidenhandel ein. Mit

dem Auftreten der Raupenseuche im Jahre 1855 in Europa sind die chinesische und japanische Seide für die europäische Seidenindustrie unentbehrlich geworden. Dazu kommt, daß Europa auch nach dem Wiedereintreten normaler Ernten durch den fortwährend steigenden Verbrauch von Seidenwaren gezwungen ist, in immer größerem Maße zu dem außerordentlichen Seidenreichtum Chinas seine Zuflucht zu nehmen.

Der Handel mit chinesischer Seide war bis vor etwa drei bis vier Jahrzehnten fast ausschließlich in den Händen Englands. Selbst Frankreich mußte seinen bedeutenden Bedarf von England beziehen, hat aber in der Neuzeit mit Erfolg die chinesische Ausfuhr auch in seine Häfen geleitet.

Es ist ganz unmöglich, auch nur annähernd einen treffenden Überschlag über die Seidenmenge zu machen, die China jährlich hervorbringt. Wie ungeheuer groß aber der Verbrauch von Seidenstoffen im Lande selbst sein muß, geht daraus hervor, daß wohl ungefähr ein Viertel der männlichen Bevölkerung fast täglich nicht nur Kleider, sondern auch Schuhe, Stiefel, Mützen u. dergl. aus Seide trägt. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Masse der in China selbst verarbeiteten Seide wenigstens zweimal so groß ist als die Ausfuhr ins Ausland.*)

Die Seidenweberei bildet namentlich in der Provinz Kuangtung (Canton) eine bedeutende Hausindustrie. Dagegen giebt es in Shanghai, Sutschau usw. bereits seit längerer Zeit mehrere nach europäischem Muster und mit den neuesten Maschinen eingerichtete Seidenspinnereien. Die heutigen Webstühle Chinas unterscheiden sich wenig von den europäischen, wie sie vor der Zeit der Vervollkommnung durch Jacquard in Gebrauch waren.

Das Wachsinsekt.

Obgleich der Chinese das Wachs der Bienen sammelt**) — ein besonderer Freund des Honigs ist er allerdings nicht — so ist es doch nicht dies, sondern das weiße Wachs eines Insekts, das von Naturforschern „Cocus pela“

*) Die Ausfuhr betrug in den Jahren 1898 und 1899 rund 220000 und 280000 Picul, im Werte von 56 und 80 Millionen Haikuan Taels. Im Jahre 1899 kamen auf die Gesamtmenge 60000 Picul weiße Rohseide, 50000 Picul Dampf-Filiaturen und 90000 Picul Seidenabfall. Von gelber Seide wurden nur 14000, von wilder Rohseide 24000 Picul ausgeführt. Diese kommt als Gewebe unter dem Namen „Pongee“ d. h. „unser eigener Webstuhl“ in den Handel. Diese, der indischen Tussoreseide ähnliche Ware wird vornehmlich von Schantung aus ausgeführt, und zwar betrug ihr Wert im Jahre 1899 mehr als ½ Million Taels für etwa 2400 Picul.

**) In manchen Gegenden des Reiches wird die Bienenzucht ziemlich rege betrieben. Man sammelt sowohl den Honig, von den Chinesen „Bienenzucker“ genannt, wie auch das Wachs. Das letztere wird schon seit Alters her gebleicht. Man findet den Honig vielfach in Felsenhöhlen und in Baumstämmen. Doch wird der Artikel nicht ins Ausland ausgeführt.

genannt wird, das in seinen Handelsbeziehungen daheim und draußen eine nicht unwichtige Rolle spielt. Die Gewinnung dieser Handelsware ist in mancher Hinsicht so eigenartig, daß eine eingehendere Erörterung darüber am Platze ist.

Westchina, namentlich Setschuen, Yünnan und Kueitschau, ist hauptsächlich die Heimat des Wachsinsekts. Aber auch in Schantung, Tschekiang und Fukien findet es sich, wenn auch in geringerer Menge. Ganz besonders wird seine Zucht in dem Kienschangthale in Ost-Setschuen, das vom Anningflusse durchströmt wird und sich von Ningyuan Fu bis zum Oberlaufe des Yangtse erstreckt, betrieben.

In dieser Gegend wird von den Landleuten ein Baum mit Vorliebe angepflanzt, den die Botaniker Ligustrum lucidum nennen. Bei den Chinesen heißt er „Peilaschu" d. h. weißer Wachsbaum oder knisternder Flohbaum, weil das Holz beim Verbrennen ein knatterndes Geräusch verursacht. Die Blätter sind dick, dunkelgrün, glänzend, eirund und spitz. Im Mai und Juni trägt der strauchartige Baum kleine weiße Blütenbüschel, aus denen sich später eine purpurfarbene Frucht entwickelt.

Im Frühjahr erscheinen auf der Rinde der Äste und auf den Zweigen dieses Baumes zahlreiche braune, erbsenförmige Schuppen. Öffnet man sie, so findet man in ihnen eine Unzahl von kleinen Tieren, die wie Mehl aussehen, und deren Bewegungen man kaum wahrnehmen kann. Sie sind die Larven, die das weiße Wachsinsekt gelegt hat. Die Zellen oder Schuppen werden Anfang Mai von den Bauern gesammelt und von dem Kientschangthale nach der etwa 400 Kilometer entfernten Präfektur Kiating, dem Mittelpunkte der Wachsindustrie, geschafft.

Mit bewundernswürdigem Scharfsinn haben nämlich die dort lebenden Chinesen ausgefunden, daß die Zucht des Wachsinsekts einerseits und die Gewinnung des Wachses anderseits nicht in derselben Ortschaft erfolgen können. Die Gegenden von Kientschang und Kiating verteilen deshalb Arbeit und Verdienst unter sich. Der Insektenbaum wird im erstgenannten Bezirke angebaut; auf ihm lebt das Insekt und legt seine Larven ab, sondert aber nur wenig Wachs ab.

Im Mai wandert der größere Teil der Bevölkerung von Kientschang — oft sind es mehr als zehntausend Menschen, von denen jeder eine Ladung Insekteneier auf dem Rücken trägt — aus, um die Eier in Kiating, wo das Tierchen seine Eier nicht legen will, zu verkaufen. Jeder Träger schleppt sechzig Packetchen, deren jedes etwa ein Pfund wiegt. Die Leute legen den gebirgigen Weg nur des Nachts zurück, um die vorzeitige Entwickelung der Insekten durch die Wärme der Sonnenstrahlen möglichst zu verhindern. Am Tage ruhen sie, während ihre Ladung bis zum Anbruch des Abends an einem kühlen Platze aufbewahrt wird. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln gelingt

es doch einer nicht unbedeutenden Zahl der Tierchen unterwegs den Packeten zu entschlüpfen.

In der Nähe von Kiating ist eine große Ebene, die dicht mit dem Wachsbaume bestanden ist. Der Baum, aus der Ferne gesehen, erinnert an unsere gekappte Weide. Sind die Verkäufer angekommen, so werden die Larven, die die dortigen Bewohner eiligst kaufen, aus ihren Papierpacketen genommen. Nun näht man 20 bis 30 der Tierchen in die Blätter des Holzölbaumes ein und hängt diese Packetchen an Reisstrohschnüren an den Zweigen des Wachsbaumes auf. Die Blatthüllen werden mit einer dicken Nadel mehrfach durchstochen, und durch die Öffnungen kommen die Tierchen, sobald sie sich aus den Larven entwickelt haben, hervor, kriechen an den Zweigen hinauf und setzen sich auf den Blättern der Bäume fest. Dort verbleiben sie vierzehn Tage, worauf das Männchen die weiße Wachsmasse absondert.

Diese schneeweiße, an Chinin erinnernde Masse breitet sich allmählich über alle Äste als eine etwa 1/4 Zoll dicke Schicht aus. Nach hundert Tagen hört die weitere Zunahme der Wachsbildung auf. Nun werden die Zweige abgeschnitten, das Wachs mit den Händen entfernt und in eiserne mit kochendem Wasser gefüllte Kessel geworfen. Unter dem Einfluß der Hitze schmilzt es und kommt an die Oberfläche, von der es abgeschöpft und in Formen gegossen wird, die dem Wachs die Gestalt geben, in der es auf dem Markte erscheint.

Die Zweige mit den Wachsresten werden ebenfalls noch in die Kessel geworfen und erfahren die gleiche Behandlung. Aber das von ihnen gewonnene Wachs hat geringeren Marktwert, weil es von den Zweigen eine braune Farbe annimmt. Durch das Kochen werden natürlich die Insekten vernichtet, so daß man im nächsten Frühjahr wieder neue Larven aus Kientschang einführen muß. Damit aber auch nicht das kleinste Überbleibsel des Wachses verloren geht, sammelt der Fabrikant schließlich die auf dem Boden des Kessels liegenden toten Tierchen, entzieht ihnen durch starkes Pressen noch den letzten Rest des Wachses und verwendet die zerquetschten Insekten als Schweinefutter.

Das Wachs findet Verwendung bei der Herstellung der Talglichter, deren Masse man durch Wachszusatz härtet. Auch Pillen werden mit diesem Wachs überzogen, wie man es auch in Verbindung mit anderen Substanzen als Salbe verwendet. Es ist glänzend weiß, dem Wallrat ähnlich, und schmilzt bei 80 Centigraden. Dies Wachs steht bedeutend höher im Preise als das Bienenwachs.

Obgleich die in jüngster Zeit sehr gestiegene Petroleumeinfuhr nach China den Wert des weißen Wachses auf dem Markte nicht unerheblich beeinträchtigt hat, so macht es doch noch immer einen nennenswerten Handelsartikel aus. So wurden beispielsweise im Jahre 1899 aus Shanghai über 7500 Picul im Werte von 540000 Haikuan Taels ins Ausland verschifft. Das Kilo hatte demnach am Verschiffungsorte einen Wert von nicht ganz 4 Mark.

Die sechs Haustiere der Chinesen.

I. Das Pferd.

Unter den sechs Haustieren — Pferd, Rind, Schwein, Schaf, Hund und Huhn — die nach uralter Weise von den Chinesen als Haustiere im engeren Sinne angesehen werden, nimmt das edelste, das Pferd, nicht, wie man nach unseren Anschauungen glauben sollte, den wichtigsten Platz ein. Im Süden des Kaiserreiches ist dies für uns Abendländer so ungemein wichtige Tier verhältnismäßig wenig bekannt; es wird fast nur von höheren Beamten oder Militärs gehalten. In den nördlichen und in einigen der mittleren Provinzen findet sich das Pferd als Zug- oder Lasttier häufiger, namentlich da, wo die Wasserverbindungen weniger vollkommen sind.

Daß man im Lande der Mitte vom Pferde verhältnismäßig wenig Gebrauch macht, hat zum großen Teil seinen Grund darin, daß in dem vielfach dicht bevölkerten Lande der Mensch im Kampfe ums Dasein das Lasttier aus dem Felde geschlagen hat. In Mittel- und Südchina kennt man den Wagenverkehr nur in äußerst beschränktem Maße; dort dient der Kuli dem Wohlhabenden als Lasttier.*)

In Nordchina zieht man den billigeren Esel oder das Maultier dem

*) Das ist allerdings nicht immer so gewesen. Wie die ältesten geschichtlichen Urkunden besagen, wurde der Pferdezucht in alter Zeit große Sorgfalt zugewendet. Während der Tschaudynastie ums Jahr 1000 v. Chr., war das Tier Gegenstand besonderer Gesetzgebung. Man teilte die Pferde in folgende sechs Klassen ein: Für den Landesregenten und den Adel bestimmte Pferde; Pferde zum Kriegsgebrauch; Zug- und Ackerbautiere; Regierungspostpferde; Pferde für den Gebrauch von Privatpersonen, und Lasttiere. Der Landesfürst hatte ein Recht auf den Besitz von 40000 Kriegspferden; auch auf die Prinzen und den Adel entfielen eine bedeutende Anzahl von Tieren. Die ganze Nation war von stark ausgeprägtem, kriegerischen Sinne beseelt; ihre Pferde gehörten einer feurigen und edeln Rasse an. Mit dem Verfall des Reiches und infolge andauernder innerer Unruhen wurde auch die Pferdezucht vernachlässigt. Die Tiere entarteten und eine große Zahl erlag Epidemien. Als die Tangdynastie (618 bis 907 n. Chr.) ans Ruder kam, ergab sich, daß die gesamte Kavallerie Chinas nur 5000 Pferde hatte. Der erste Kaiser dieser Dynastie war wieder eifrig um die Hebung der Pferdezucht bemüht und bei seinem Tode hinterließ er seinem Nachfolger bereits mehrere tausend guter Pferde in seinen Gestüten. Bald riß aber der alte Schlendrian wieder ein, sodaß sich beim Einfall der Mongolen gegen Ende des 13. Jahrhunderts herausstellte, daß man dem Feinde keine genügende Kavallerie entgegenzuwerfen hatte. Gerade ihrer Reiterei verdankten die Mongolen den Sieg und ihre Fürsten den Thron von China. Das Klima bekam aber den Tieren der Eroberer schlecht. Als diese Dynastie nach kaum einhundertjähriger Herrschaft wieder vertrieben wurde, waren nicht Pferde genug vorhanden, auf denen die Besiegten sich hätten flüchten können. Wie die Dinge zur Zeit liegen, werden wir im Folgenden sehen.

Pferde vor. Ganz anders dagegen verhält es sich in der Mongolei und Mandschurei. Im eigentlichen China kann von Pferdezucht überhaupt nicht die Rede sein. Man sieht innerhalb der großen Mauer fast nur Wallache. Die Pferdezüchter der Mongolei und Mandschurei sind kaum zu bewegen, selbst um hohe Preise Zuchttiere nach China zu verkaufen. Die wenigen Stuten, die man im eigentlichen China antrifft, dienen fast lediglich zur Maultierzucht, die dort lohnender ist, als die Pferdezucht. Daher haben die in China lebenden Ausländer bislang leider keine Gelegenheit gehabt, die einheimische Pferderasse zu veredeln, eben weil fast nur Wallache durch die Pässe in der großen Mauer nach den Vertragshäfen eingeführt werden. Ob die chinesische Regierung dabei ihre Hand hemmend im Spiele hat, läßt sich nur schwer ermitteln.

Man kann die chinesischen Pferde in zwei Rassen einteilen, eine größere, die man als die westmongolische, und eine kleinere, die man als die mandschuische Rasse bezeichnen darf. Beide stehen an Größe unserem deutschen Pferde nach und verdienen eher, als Ponies bezeichnet zu werden. Europäische und australische Pferde eignen sich übrigens wenig zur Einfuhr, da sie früher oder später dem Klima erliegen.

Die chinesischen Ponies sind nicht besonders schöne Tiere. Der unverhältnismäßig große Kopf entbehrt des edeln Aussehens, das wir namentlich an unseren Rassepferden schätzen. Sonst sind sie proportioniert gebaut, haben schöne Beine, einen langen und scharfgekrümmten Rücken, knochige Flanken, langen, fegenden Schweif, den der Chinese niemals stutzt. Der Hauptfehler des mongolischen Pferdes ist seine Störrigkeit. Als Zugpferd ist es ungemein brauchbar, als Wagenpferd wohl ebenso flink wie andere größere Pferderassen, obgleich man es natürlich nur an leichtere Wagen spannen darf.

Dagegen übertrifft, vor allem das mandschuische Pony, als Reittier unsere europäischen Pferde bei weitem an Ausdauer, wenn es ihnen auch an Schnelligkeit nicht gleich zu kommen vermag.*) Eine besondere Pflege wird den Tieren nicht zuteil. Im Sommer wie im Winter, halten sie sich im Freien auf. Man schützt sie nicht einmal durch Decken gegen die Kälte. Dafür hilft ihnen aber die Natur, die die Tiere im Winter mit einem Schutzpelz versieht, dessen Hare 3 bis 4 cm lang werden.

Die großen Pferdeherden in der Mongolei und Mandschurei bestehen oft aus mehr als tausend Tieren, die in ungebundener Freiheit leben. Der Reichtum an Pferden muß in jenen Provinzen sehr bedeutend sein. Von

*) Ein vollkommen glaubwürdiger Gewährsmann berichtet, er habe trotz seines Körpergewichts von 175 Pfund auf einem solchen Pferde 200 deutsche Meilen in 23 Tagen zurückgelegt, ohne daß das Tier zu Schaden gekommen wäre. Dabei handelte es sich um einen Ritt über Berge und durch Steppen, und wo etwa eine Landstraße benutzt werden konnte, da war es eine chinesische Landstraße mit allen ihren Schrecknissen.

einer Pferdezucht in unserem Sinne ist aber nicht die Rede. Besitzer der Herden sind zuweilen Lamapriester, dann mongolische Fürsten oder auch der chinesische Staat, was die Verkäuflichkeit der Tiere nicht ausschließt.

Jede größere Herde hat ihr eigenes Merkzeichen, das auf der Kruppe oder auf der Schulter der Tiere eingebrannt ist. Die Herden nähren sich ausschließlich von dem Gras der oft mehrere hundert Kilometer weit sich dehnenden Weiden. Im Winter müssen sie es freilich erst unter der Schneedecke hervorscharren. Futter wird den Tieren nicht verabreicht.

Interessant ist das Einfangen der Pferde, die verkauft werden sollen. Hierzu bedienen sich die Mongolen der „Urpha“, einer langen Stange, an deren Ende eine Schlinge befestigt ist. Ein oder zwei Reiter jagen dem zu fangenden Pferde nach, um ihm die Schlinge über den Kopf zu werfen. Dies gelingt oft erst nach langer Zeit. Sodann pariert der Reiter sein Pferd im vollsten Galopp, läßt die Zügel los und bringt es durch einen Ruck mit der Stange, die er nun mit beiden Händen festhält, zum Stehen. Die Geschicklichkeit und vor allem der feste Sitz des Reiters bei dieser Fangart sind staunenswert. Nun wird die Schlinge so lange zugedreht, bis das Pferd den Widerstand aufgiebt. Jetzt erfolgt das Auflegen des Halfters, der ebenfalls am Ende einer Stange befestigt ist und über den Kopf des Tieres gezogen wird. Dabei giebt es noch oft einen harten Kampf. Zu bemerken ist noch, daß der Mongole — im Gegensatz zu dem bei unserem Reitunterricht erstrebten gestreckten Sitz des Reiters — mit sehr hochgezogenen Knien und kurzen Bügeln reitet, sodaß der Reiter bis zum Absatz Schluß am Pferde nimmt.

Die Pferdehändler sind meist Chinesen muhamedanischen Glaubens und stehen nicht in besonderem Rufe. Große Pferdemärkte finden alljährlich in Yehol, das etwa 200 Kilometer nördlich von Peking jenseits der großen Mauer in der Mandschurei gelegen ist, und in Tsitsihar, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Nordwesten der Mandschurei statt. In Yehol wird fast nur um Pferde der westmongolischen Rasse gehandelt. Von diesem Markte kommen die Tiere, die später vielfach in den Vertragshäfen von den Ausländern für Sportzwecke gekauft werden. Die Chinesen wollen dagegen von diesen Pferden nicht viel wissen, da sie für ihre Zwecke die kleinere mandschuische Rasse vorziehen. An Ort und Stelle werden die Pferde mit durchschnittlich 40 bis 80 Mark bezahlt. Für Pferde, die sich zu Rennzwecken eignen, die von den in China lebenden Ausländern „griffins“*) genannt werden, zahlt man in Shanghai unter Umständen gern 500 Mark und noch höhere Preise.**)

*) Die Etymologie des Wortes ist unklar. Man versteht darunter jeden Ausländer, der erst sehr kurze Zeit in Ostasien gelebt hat, also einen Neuling, dann aber auch ein Rennpferd, das zum ersten Mal in einer Rennbahn läuft.

**) Die Ponies werden meist mittels Dampfers von Tientsin, seltener von dort

Die Chinesen haben eine besondere Vorliebe für Paßgänger und gewöhnen den Pferden, die nicht von Natur Paßgänger sind, häufig diese Gangart an, indem sie Vorder- und Hinterfuß einer jeden Seite durch Riemen verbinden. Sie behaupten, daß ein Paßgänger an einem Tage 200 Kilometer zurücklegen könne. Die Paßgänger sind teuerer als die anderen Pferde, besonders wenn sie dunkelbraun sind, also die Lieblingsfarbe der Chinesen für Pferde haben. Rappen kommen fast nie vor. Dagegen sind Schimmel, die oft ganz weiß sind, ohne alt zu sein, sehr häufig.

II. Das Rind.

Grüne, lachende Wiesen mit weidenden Rinderherden kennt man im Lande der Mitte nicht. Im Norden des Kaiserreiches sieht man allerdings den Ochsen den Pflug oder zweirädrigen Wagen ziehen, mitunter auch schwere Lasten tragen, gelegentlich wohl in Gemeinschaft mit einem Pferde oder Maulesel. Für die Veredelung des Rindes ist in China niemals etwas gethan worden. Das Rind übertrifft an Größe nur wenig den Esel; auf seinem Nacken trägt es häufig einen kleinen Höcker. Die Wamme ist groß, die Stirn rund, die Hörner sind klein und unregelmäßig gekrümmt. Die Tiere haben gewöhnlich eine braunrote Farbe.*)

Der Büffel oder „Wasserochse", wie ihn die Chinesen nennen, wird beim

---

auf dem Landwege über Tschinkiang nach Shanghai gebracht. Die Shanghai Pferdehändler beziehen die Tiere durch chinesische Unterhändler, die sie direkt in den Gestüten oder auf den Pferdemärkten einkaufen. Trotz der Entfernung und den damit verbundenen nicht unbedeutenden Transportkosten werden diese halbwilden Tiere auf dem Shanghaimarkte, stets durch Meistversteigerung, häufig zu Spottpreisen verkauft; mitunter kann man ein Pony um 100 Mark erstehen. Für die große Schnelligkeit der Tiere, wenn man deren Größe in Betracht zieht, sprechen folgende Ziffern. Auf der von Ausländern unterhaltenen Rennbahn zu Shanghai dürfen Ponies bis zu 14 „Handbreiten" (zu 4 Zoll) und 3 Zoll laufen. Das Reitgewicht ist 140 englische Pfund für 12 „Hände" und ein mehr von 3 Pfund für jeden weiteren Zoll Höhe. Aus einer Tabelle für die „Record"-Zeit auf der Shanghai-Rennbahn geht hervor, daß bisher folgende Entfernungen (englisches Meilenmaß) in der kürzesten Zeit zurückgelegt worden sind: 1/2 Meile in 0 Minuten 57 Sekunden; 3/4 M. in 1 M. 29 3/5 S.; 1 M. in 2 M. 2 1/2 S.; 1 1/4 M. in 2 M. 38 S.; 1 1/2 M. in 3 M. 11 1/2 S.; 1 3/4 M. in 3 M. 47 3/5 S.; 2 M. in 4 M. 21 1/2 S.; 2 1/2 M. in 5 M. 35 S. Vergleicht man den Record in dem Shanghai „Derby" (1 1/2 M. in 3 M. 11 1/2 S.) mit der Zeit auf der berühmten Epson-Derbybahn (in England), wo die Entfernung im Durchschnitt in etwa 2 M. 50 S. zurückgelegt worden ist, so wird uns einleuchten, daß das mongolische Pony unter Umständen d. h. unter europäischer Aufsicht gut trainiert, einen ganz trefflichen Renner abgiebt.

*) Um den Tisch der in den Vertragshäfen lebenden Ausländer zu versorgen, haben chinesische Rindviehzüchter bereits vor einigen Jahrzehnten eine unserem Rinde fast ebenbürtige Rasse eingeführt.

Feldbau, namentlich beim Pflügen der Reisfelder viel verwandt, während die Bestellung trockenen Landes mit Hülfe von Ochsen und Eseln erfolgt. Der Wasserbüffel ist ein gelehriges Tier und etwas größer als unser Rind. Das harlose Fell ist hellschwarz. Der Lieblingsaufenthalt des Tieres, das man nicht mit dem Büffel oder Bison Nordamerikas verwechseln darf, mit dem es gar keine Ähnlichkeit hat, sind kleine Pfützen, die man in der Nähe der Dörfer häufig zu seinem Besten anzulegen pflegt. Dort wälzt es sich im Schlamme, in dem es gern soweit eintaucht, daß fast nur seine Nase hervorguckt. Seine Hörner sind der Form nach beinahe Halbkreise und nach unten gebogen. Die Hirtenknaben, die das plumpe Tier beaufsichtigen, benutzen es mit Vorliebe als Reittier.

In Zeiten anhaltender Dürre oder ununterbrochener Regengüsse erlassen die Bezirksrichter Verordnungen, die den Schlächtern das Töten von Rindern und Büffeln untersagen. Wir wissen bereits, daß der Chinese überhaupt nur selten Rindsfleisch genießt. Nicht wenige verschmähen es überhaupt, weil der buddhistische Aberglaube lehrt, daß Menschen, die dies Fleisch essen, zur Strafe im Jenseits mit einem Ochsenkopf auf den Schultern umherlaufen müssen. Knüttelverse, die auf diesen Aberglauben hindeuten und deren Wortzeichen so geordnet sind, daß sie die Gestalt eines Ochsen bilden, werden von bezopften Menschenfreunden häufig an die Volksmenge verteilt, namentlich wenn eine Mißernte in Aussicht ist.*)

Ganz im Westen des Kaiserreiches, wie z. B. in der Provinz Kansu, namentlich aber in dem Vasallenstaate Tibet findet man eine Art Wildstier, der als Jack oder Grunzochse bekannt ist. Er bewohnt Landschaften, die

*) Ein eigentümlicher Brauch, bei dem ein thönerner Ochse eine Hauptrolle spielt, verdient an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden. Der Tag, an dem der Kaiser von China die Pflugschar führt, wird vielfach vom Volke als Fest der „Einholung des Frühlings“ gefeiert. Die Mandarine veranstalten Prozessionen, denen sich Hoch und Niedrig anschließt, und die, begleitet von Musikkapellen, Fahnenträgern usw. durch die Hauptstraßen der Ortschaften nach einem eigens dazu bestimmten Tempel ziehen.

In dem Zuge befindet sich auch eine in Thon nachgebildete Kuh, die mitunter so groß ist, daß ein Dutzend Männer sie kaum tragen können. Ihre Hörner sind vergoldet. Hinter der Thonfigur schreitet ein Knabe einher, dessen einer Fuß mit einer Sandale bekleidet, während der andere nackt ist. Er stellt die „Arbeitsamkeit“ vor. Mit einer Rute schlägt er beständig die Kuh, als wolle er sie antreiben. Ihm folgen die Bauern mit Ackerbaugeräten u. dergl. m.

Ist der Zug im Tempel angelangt, so wird vor dem Altare dem Leibe der Kuh eine große Zahl von kleineren, thönernen Kühen entnommen, die bestimmt sind, unter die Menge verteilt zu werden. Nach der Verteilung werden die kleinen Figuren zugleich mit der großen Thonfigur zerschlagen. Das Volk nimmt die Scherben mi. sich fort, um sie zu Pulver zerstoßen auf die Felder zu streuen. Es glaubt nämlich, daß ihm diese Ceremonie eine besonders gute Ernte sichere.

der menschlichen Kultur durch die Natur selbst verschlossen sind und ist dadurch vor dem verderblichsten Feinde der Tierwelt, dem Menschen, gewissermaßen geschützt. Der Jack wird von den dortigen Landesbewohnern vielfach seines schönen Schweifes halber, aus dessen Haren die feinen Quasten für die Beamtenhüte der höheren Mandarine hergestellt werden, gejagt. Deshalb herrscht auch im Volke der Aberglaube, daß der Grunzochse, sobald er befürchtet seinem Verfolger in die Hände zu fallen, sich den Schwanz abbeißt, um so den Jäger zu bewegen, vor einer weiteren Verfolgung abzustehen.

Der Jack ist das Charaktertier der 13—15000 Fuß hohen Gebirgsplateaus im Norden Tibets und streift von hier aus, wie bereits bemerkt, bis nach den Gebirgen von Kansu, doch ist er dort seltener als in Tibet, wo er überaus zahlreich ist. Der ausgewachsene Bulle ist ein riesenhaftes Tier, das bei einer Länge von elf Fuß und einer Höhe im Widerrist von sechs Fuß einen Leibesumfang von elf Fuß erreicht. Den gewaltigen Kopf schmücken zwei riesige Hörner, die eine Länge von zwei Fuß neun Zoll und an der Wurzel einen Umfang von ein Fuß vier Zoll erreichen. Der Rumpf ist von dichten, schwarzen wollartigen Haren bedeckt, die bei alten Bullen über dem Rückgrat und an den oberen Seiten eine zimmtfarbige Schattierung annehmen. Der Leib und der Schwanz sind mit langen schwarzen Haren bedeckt. Die Kuh ist unverhältnismäßig kleiner als der Stier und sieht auch nicht annähernd so imponierend aus wie er.

Außer der Brunstzeit leben die alten Bullen einsam oder doch nur in Gesellschaft von zweien oder dreien, während die jüngeren Trupps von 10 bis 12 Köpfen bilden. Die Kühe und die Kälber scharen sich dagegen zu Hunderten, ja zu Tausenden zusammen und schützen sich so gegenseitig vor dem einzigen Feinde, mit dem sie es in der Regel in den Einöden ihrer Heimat zu thun haben, vor dem Wolf.

Obgleich der Jak infolge seiner Größenverhältnisse plump aussieht, klettert er doch äußerst gewandt und klimmt, ohne zu straucheln, an den schmalsten Graten empor, doch macht er von dieser Kunstfertigkeit relativ selten Gebrauch, denn in der Regel ist er ungemein träge. Auch ist er keineswegs schnell zu Fuß, so daß ein Reiter auf einem guten Pferde ihn fast allezeit mit Leichtigkeit einholen kann. Seine Sinne sind von sehr verschiedener Schärfe, denn, während er vortrefflich riecht, sieht und hört er nur schlecht.

Bemerkt eine Herde etwas Verdächtiges, so bildet sie einen Haufen, in dem die Kälber die Mitte einnehmen, und einige jüngere Bullen und Kühe gehen auf den verdächtigen Gegenstand zu, während die einzelnen Bullen im Gefühl ihrer ungeheuern Kraft ziemlich sorglos sind. Während sie am Morgen und gegen Abend ihre Weide aufsuchen, verbringen sie den Tag fast bewegungslos, indem sie, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen,

die nördlichen Abhänge der Berge aufsuchen und sich dort auf den Schnee oder, wo dieser fehlt, auf die von ihnen zuvor aufgewühlte Erde legen.

In der Brunstzeit ändert sich das. Dann durchirrt der Bulle mit lautem Grunzen die Einöden nnd begegnet er einem Nebenbuhler, so kommt es zu einem Kampfe. Bei der ungeheuern Kraft der Tiere müssen diese mit der größten Erbitterung geführten Kämpfe einen gewaltigen Eindruck machen.

Die Jagd auf den Jak ist keineswegs ungefährlich, da er, wenn er verwundet wird, den Jäger oft annimmt; die Mongolen greifen ihn daher auch nur an, wenn sie in großer Anzahl und womöglich noch gut gedeckt sind. Ein mit einem modernen Hinterlader bewaffneter Jäger ist ihm dagegen gewachsen, da das Tier sich nur zögernd zum Angriff entschließt und ihn gegenüber dem ununterbrochenen Feuer nicht mit aller Energie durchführt. Doch erfordert die Jagd immerhin einen sehr sicheren Schützen, denn das riesige Tier fällt kaum je im Feuer und verträgt eine ganze Anzahl Kugeln, ehe es zusammenbricht.

Die Kühe und die jungen Bullen ertragen ebenfalls Verwundungen mit Leichtigkeit. Es ist daher sehr schwer, eine Kuh zu erlegen, da man in der Herde natürlich nicht ein und dasselbe Tier zum Ziel seiner Schüsse machen kann. Überdies ist eine Herde, wie schon bemerkt wurde, viel vorsichtiger als der einzelne alte Bulle.

Außer dem wilden Jak giebt es auch zahme, die zumal als Lasttiere gute Dienste leisten. Die Jaks, die wir in unseren zoologischen Gärten sehen, dürften diesen angehören, wenigstens erreicht keiner auch nur annähernd die oben angegebenen Größenverhältnisse.

III. Das Schwein.

Die Schweinezucht wird in China seit urdenklichen Zeiten betrieben. Schweinefleisch ist nicht allein das Lieblingsgericht, sondern auch die hauptsächlichste tierische Speise der Landeskinder. Bei festlichen Gelegenheiten, einer Hochzeit, einem Begräbnis, beim Neujahrsfest usw., darf der „Herr mit dem schwarzen Gesichte“ und „schwermütige General“, wie die Chinesen das Schwein scherzhaft nennen, auf keinen Fall fehlen. Da die Auffütterung des Tieres nur geringe Kosten erfordert, es sich auch als ein nützlicher „Straßenkehrer“ erweist, so ist es ein äußerst einträgliches Haustier für die Chinesen. Freilich verschlechtern die Abfälle, die ihm vielfach als Futter dienen, sein Fleisch ganz merklich.

Das chinesische Schwein, bedeutend kleiner als das unsrige, gewährt mit seinem langen, aber nicht runden Bauche, seinem hohlen Rücken, dem kurzen, dicken Genick, den kurzen Füßen und dem runzlichen Kopfe, allerdings europäischen Augen keinen appetitlichen Anblick. Das von einer dicken Speckschicht umgebene Fleisch hat in der That auch bei weitem nicht den Wohl-

geschmack des europäischen Schweines. Dennoch soll seine Einführung in die Ställe des Abendlandes dessen Schweinerassen sehr veredelt haben.

Eigentümlich ist, daß die gewissen Provinzen angehörigen Tiere vorwiegend dieselbe Farbe haben. Schwarz ist die bei weitem häufigste Färbung. Das schwarze Schwein soll das schmackhafteste Fleisch liefern. In der Provinz Hupe findet man fast nur weiß- und schwarzgefleckte Schweine, die viel geringer geschätzt werden, als die einfarbigen schwarzen. Im hohen Norden Chinas findet man vorwiegend rotborstige Schweine, ins Weiße übergehende dagegen im Süden. Ganz weiße Tiere sind verhältnismäßig selten.

Auch der Aberglaube hat sich des Tieres bemächtigt. So scheut man sich überall im Kaiserreiche, Schweine mit weißen Beinen und dunkeln Pfoten zu essen. Spanferkel scheinen ein den Chinesen unbekannter Leckerbissen zu sein, da einheimische Bücher, die von der Schweinezucht handeln, stets abraten, ein Tier, das noch kein Jahr alt ist, zu schlachten. Ferner soll das Schwein mit großer Vorliebe nach den Sternen blicken, und diese Gewohnheit soll eine Krankheit zur Folge haben, die von den Chinesen „Minsi“, d. h. Reiskörnerkrankheit genannt wird. Möglicherweise haben wir es hier mit der Trichinose zu thun; die Trichine hat ja eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Reiskorne.

Erwähnt sei schließlich noch eine eigentümliche Sitte, die in gewissen Teilen Chinas allgemein verbeitet ist. Unter den Geschenken, die von den Eltern der Braut oder ihren Verwandten dem Bräutigam kurz vor dem Hochzeitstage gemacht werden, befindet sich auch ein unzerlegtes, geröstetes Schwein, dessen Schwanz äußerst künstlich aufwärts geringelt und mit Blumen geschmückt ist. Man rührt aber während des Hochzeitsmahles diesen Braten nicht an. Sollte sich nun herausstellen, daß die Braut nicht jungfräulich in die Ehe getreten ist, so schickt der junge Ehegatte am morgen nach der Hochzeit das geröstete Schwein zurück, nachdem er ihm zuvor den geringelten Schwanz abgeschnitten hat. Hiermit will er sagen, daß die Eltern der Braut ihre Tochter zurücknehmen sollen, weil sie vor der Hochzeit keinen Anspruch mehr auf die Bezeichnung „Jungfrau“ hatte.

IV. Das Schaf.

Die umfangreiche Litteratur Chinas weist nur ganz unbedeutende Bruchstücke von Hirtengedichten auf, und selbst diese sind sehr schwache Schöpfungen. Wir vermissen in ihnen die anmutigen Gestalten eines Damon und Corydon, die auf grünen Matten umherwandernd ihre Rohrpfeifen blasen oder sich auf ihren Hirtenstab stützen. Vergebens suchen wir nach idyllischen Bildern, wie sie unser Geßner so meisterhaft geschaffen hat.

Fern auf den trostlosen Steppen des Nordens weidet der schlichte und offenherzige, leider nicht allzusehr der Reinlichkeit huldigende Mongole seine Herde von fettschwänzigen Schafen, die er in bestimmten Zeitabschnitten nach

den benachbarten Provinzen zu Markt treibt. Käufer findet er für seine lebende Ware stets, namentlich unter der muhammedanischen Bevölkerung jener Gegenden. Dort sind die dem Fremdenverkehr bestimmten öffentlichen Herbergen in Hammel- und Schweinefleischgarküchen eingeteilt, gemäß den religiösen Anschauungen ihrer Kunden. Die Bekenner des Islam genießen bekanntlich kein Schweinefleisch, während dem gemeinen Chinesen Schöpsenfleisch nicht recht zu munden scheint, vornehmlich wohl seines eigenartigen Geruches halber.

Doch liefert das chinesische Schaf einen ganz ausgezeichneten Braten. Das Tier gehört der breitschwänzigen Rasse an, die wir auch in Afrika häufig finden. Der Schwanz ist oft 10 Zoll lang und 3 oder 4 Zoll dick. Er gilt als ein ganz besonderer Leckerbissen. Auch das Fell ist von vorzüglicher Güte. Im Norden dient es der Bevölkerung vielfach zur Winterkleidung. Im Handel spielt die Wolle eine nicht unbedeutende Rolle. Der größte Teil wird ins Ausland verschifft, da der Chinese nur selten Wollenkleider trägt.*)

Wenn der bezopfte Idyllendichter sich nicht von den Freudensprüngen des Lammes begeistern läßt, so weist dagegen der Sittenprediger in China in seinen Vorträgen mit Vorliebe auf das Schaf hin. Mahnt er daran, die kindliche Ehrfurcht für die vornehmste Pflicht zu erachten, so weist er darauf hin, daß die Lämmlein, während sie die Muttermilch saugen, sich auf die Kniee niederlassen. So lehrt das Schaf uns Demut üben. Weiter hebt der Lehrer hervor, daß Schafe in großen Rudeln zusammenleben, ohne daß es unter ihnen zu Zank und Streit kommt. Damit lehrt das Schaf die Menschen die Friedfertigkeit usw.

In der Liste der Geschenke, die die Chinesen einander machen, steht das Schaf so ziemlich oben an; es darf bei festlichen Gelegenheiten auf der Tafel nie fehlen. „Lade Schafe nie auf einen Salzkarren," sagt das chinesische Sprichwort, womit man darauf hinweisen will, daß das Tier sehr gern Salz leckt. Hängt man den Kopf eines Schafes über die Hausthür, so soll er nach dem Volksglauben Diebe fern halten. Geschieht das zu Neujahr samt einem Hahnenkopfe, so bringt das der Familie des Hauses im neuen Jahre Glück. Endlich glaubt auch der chinesische Bauer, daß das Schaf ein außerordentlich scharfes Gesicht hat und ein hohes Alter erreichen kann.

V. Der Hund.

In einem Lande, wo die Mehrzahl der Bevölkerung von der Hand in den Mund lebt, ist zu erwarten, daß auch des Menschen treuester Ge-

*) So belief sich z. B. die Ausfuhr von Wolle ins Ausland im Jahre 1899 auf über 242000 Picul im Werte von mehr als $3^1/_2$ Millionen Haikuan Taels. Diese Menge wurde bis auf 25000 Picul von Tientsin aus verschifft.

fährte, der Hund, kein edelrassiger Vertreter seiner Gattung ist. Vielmehr ist er in der Stadt wie auf dem Lande, wo er sich überall in großer Zahl findet, fast stets ein räudiger, halbverhungerter und freßgieriger Köter.

Auch den Hund, der ihm doch von großem Nutzen ist, behandelt der Chinese wie jedes andere Geschöpf der Tierwelt, mit tiefer Verachtung, da ihm das Tier lediglich von der Natur dazu bestimmt zu sein scheint, ein Werkzeug in der Hand des Menschen zu sein. Die Thatsache, daß der Hund das Band, das ihn an sein Geschlecht knüpft, völlig außer Acht läßt, bewirkt, daß er einem Volke, dessen nationales Leben sich auf ein System von übertriebener, kindlicher Ehrfurcht gründet, noch um so verächtlicher erscheint.

Anderseits erkennt der Chinese den Wert des Tieres als eines unbestechlichen Wächters des Hauses vollkommen an. Daher nennt er auch einen sorgsamen Wächter „Schen Kan“ d. h. einen vollkommen dressierten Hund. „Ein Hund,“ sagt das landesübliche Sprichwort, „hat nie etwas an der Armut seines Herrn auszusetzen.“ Mag nun auch der Chinese es sehr selten für nötig halten, den Wächter seines Hauses mit genügendem Futter zu versehen, so zeigt er sich doch oft recht anhänglich an das Tier, das ihm für geringe Ausgaben die wertvollsten Dienste leistet.

Der Hund, den man vornehmlich in Südchina antrifft, unterscheidet sich nur wenig von seinem Genossen bei den Eskimos und den Tieren, die sich an den Nordgestaden Asiens und Amerikas finden. Er ist möglicherweise der Stammvater dieser Gattung. Der Wechsel in der Größe ist ein nur geringer; sie schwankt zwischen etwa 1½ und 1 Fuß Höhe; die Länge beträgt etwas mehr als 2½ Fuß. Die Farbe ist hellgelb oder schwarz; alle sind einfarbig. Das Har ist dick und borstenartig. Der Schwanz ringelt sich hoch über dem Rücken weg, ähnlich dem mancher Jagdhunde. Die Hinterfüße sind außergewöhnlich gerade, was die Tiere an schnellem Laufen hindert. Die Augen sind pechschwarz, klein und durchdringend. Die Innenseite der Lippen und des Rachens sowie die Zunge sind von gleicher Farbe, in der Regel bräunlichschwarz. Die Ohren sind kurz und stehen aufrecht, der Kopf ist spitz und ähnelt etwas dem eines Fuchses. Die Tiere bellen in kurzen und abgebrochenen Lauten.

Auch Schoßhunde giebt es in China. Die Chinesen nennen sie „Ärmelhunde“, weil sie so klein sind, daß sie in den weiten Ärmeln des Herren- oder Damenkleides getragen werden können. Diese Hündchen sind im Norden des Reiches zu Hause, wo man sie als „Löwenhunde“ kennt. Der Hund hat ein possierliches Gesicht, eine ganz flache, eingedrückte Nase und außerordentlich große, ausdrucksvolle Augen. In Peking, wo man sich mit der Zucht dieser Rasse vielfach abgiebt, bringen diese niedlichen Tierchen oft sehr hohe Preise. Ihre Farbe ist schwarz oder gelbbraun. Lieblings-

namen für diese Schoßhündchen sind: Schwarzer Drache, Gelbohr usw.

Der König seiner Rasse ist aber nach der Anschauung der Landes der schwarze Hund mit weißen Ohren. Für einen ausgezeichneten wird der schwarze Hund mit gelben Augenbrauen gehalten. Ein Tier mit schwarzen Augenbrauen bringt dem Besitzer Unglück, ein sogenan „Löwenhund" aber Glück.

„Ein Hund," sagt das chinesische Sprichwort, „braucht nur in irg einem Hause zu bellen, und hundert andere werden sofort in sein Bellen mit einstimmen." An die Richtigkeit dieser Bemerkung wird namentlich in China lebende Ausländer lebhaft erinnert, sobald er ein Dorf oder eine Stadt betritt. Die Tiere erkennen sofort an seiner Kleidung den „rotharigen Barbaren", dessen Aufenthalt nicht geduldet werden darf. Doch giebt der chinesische Köter in der Regel mit dem Bellen zufrieden, nur in den allerseltensten Fällen wagt er es, den Fremden anzugreifen. Er ist dazu, gleich seinem Herrn, viel zu feige.

VI. Das Huhn.

Federvieh aller Art wird überall im Reich der Mitte allgemein halten. Selbst die ärmste Familie nennt, falls die Umgebung es irgendwie erlaubt, einen Hahn und mehrere Hennen, die auf dem Hofe und in der Lehmhütte umherstolzieren, ihr eigen. Ihre Nahrung müssen sich die Tiere selber suchen, da die Brosamen, die vom Familientische fallen, äußerst spärlich sind. Im Hauswesen wohlhabender Familien ist der Hühnerhof ein unentbehrlicher Bestandteil, wie das ja oft auch bei uns in Europa der Fall ist.

In großem Ansehen steht vor allem der Hahn. Er hat beim Chinesen den Ruf, fünf Eigenschaften zu besitzen, die hauptsächlich den wirklich vornehmen Mann kennzeichnen: er ist fein erzogen, weil er stets, wenn er sich öffentlich zeigt, seine Kopfbedeckung, den Kamm, regelrecht auf dem Haupte trägt; er ist ein geborener Soldat, was seine stramme Körperhaltung beweist; er trägt stets seine Waffen, die Sporen, bei sich; seinen kriegerischen Sinn legt er dadurch an den Tag, daß er kampflustig und immer bereit ist, wacker bis in den Tod zu fechten; seine Uneigennützigkeit geht daraus hervor, daß er, wenn er einen leckeren Bissen findet, durch Glucken seine Frauen herbeiruft; schließlich ist er pflichtgetreu in seinem Amte, da er nie verfehlt, den Anbruch des Tages zu melden.

Unter den Landeskindern ist der Glaube vielfach verbreitet, daß der Hahn nur dreimal des Nachts krähe, und daß sein letzter Ruf das Signal für die Morgendämmerung sei. Im Chinesischen ist, weil das Krähen das Amt des Hahnes ist, der Ausdruck „eine krähende Henne" gleichbedeutend mit unserem von herrschsüchtigen Frauen gebrauchter Ausdruck: „die Hosen

anhaben". Die mandeläugige Hausfrau oder Dienerin ruft ihre Hühner mit dem Rufe „Tschu Tschu, Tschu Tschu" zur Fütterung herbei. Dieser Ruf ist nach dem Volksglauben vom Namen des Urahnen des Hühnergeschlechts herzuleiten. Dieser war nämlich ein alter Hagestolz namens Tschu, der zur Strafe in einen Hahn verwandelt wurde. Sein Andenken pflanzt sich auf diese Weise von Geschlecht auf Geschlecht fort.

Wie wir bereits aus der Erörterung über die Eidesleistung wissen, ist es Sitte, bei einem Schwur einen weißen Hahn zu töten. Die Schlußformel lautet: „Wenn ich meinen Schwur breche, möge ich ums Leben kommen wie dieses Tier." Bei diesen Worten wird dem Hahne der Kopf abgehauen. In dem „Buch der Lieder", wohl der ältesten Gedichtsammlung der Welt, werden neben Schweinen und Hunden auch Hähne als die Opfer angeführt, die einen Eid begleiten sollen. Heute begnügt man sich mit den Hähnen, denn Schweine sind zu kostspielig, und nicht jeder Chinese ist ein Liebhaber von Hundefleisch. Das Opfer soll nämlich nach dem Schwur gemeinschaftlich verzehrt werden.

Hahnenkämpfe sind in China seit Jahrtausenden bekannt. Schon zur Zeit der Handynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) waren sie eine Lieblingsunterhaltung mehrerer Kaiser. Ein kaiserlicher Prinz soll bereits damals den Sporn erfunden haben. Ein chinesisches Sprichwort, das da lautet: „Es ist besser, der Schnabel eines Hahnes zu sein, als das Seitenstück eines Ochsen" entspricht unserem: „Besser in der Hölle regieren, als im Himmel dienen." Ein anderes Sprichwort lautet: „In deinem Hühnerhofe darfst du keinen Fuchs halten."

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Chinesen die Hautverhärtungen auf den Zehen ebenfalls „Hühneraugen" nennen. Frösche nennt man „Feldhühner", und ein Geizhals ist ein „eiserner Hahn", dem man nicht eine einzige Feder ausziehen kann.*)

Vogelzucht.

Es ist ein erfreulicher Zug im Charakter des Chinesen, daß er, der sonst für die Tierwelt nur tiefe Verachtung hat, die gefiederten Sänger sowie die Ziervögel im allgemeinen warm ins Herz schließt. Diese Beobach-

*) Wenngleich hiermit der Abschnitt über die Haustiere der Chinesen seinen Abschluß finden soll, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Chinesen nur die besprochenen Haustiere kennen. Man findet bei ihnen alle bei uns heimischen Tiere ebenfalls, z. B. den Esel und Maulesel, die Ziege, die Katze, die von den Landeskindern „Familienfuchs" genannt wird, die Gans, die Ente usw. usw. Auf sie alle aber hier näher einzugehen, würde über den Rahmen des vorliegenden Werkes hinausgehen.

tung kann jeder Ausländer schon nach kurzem Aufenthalte im Lande der Mitte machen.

Während wir Abendländer uns zu unseren Spaziergängen gewöhnlich einen guten Bekannten einladen, mit dem wir uns über Politik, Litteratur, Kunst u. dergl. m. unterhalten, nimmt der Zopfträger auf seinen Spaziergängen, die allerdings ein nicht allzuhäufiges Ereignis sind, seinen Vogel im Käfig mit sich. An einer ihm passenden Stelle hängt er das Bauer unter einem Baume oder sonstwo im Freien auf, wo die Schönheit der Natur den kleinen Gefangenen zum Singen ermuntert, was das Herz seines Herrn offenbar mehr zu erheitern vermag, als die Unterhaltung mit einem guten Freunde.

Die Zucht von Singvögeln wird gegenwärtig in allen größeren Städten des Reiches stark betrieben. Großer Beliebtheit erfreut sich der Kanarienvogel, der vor etwa fünfzig Jahren nach China eingeführt wurde. Irgend eine besondere natürliche Gabe oder Geschicklichkeit, die ein Tier besitzt, bezeichnet der Chinese mit dem Ausdruck „Penschi“. Schlägt der Pfau sein prachtvolles Rad, so ist dies „Penschi“, und ebenso wird denn auch die „Macht des Gesanges“ des Kanarienvogels mit diesem Ausdruck belegt. Dieser liebliche Sänger kommt in China ausgezeichnet fort, und vornehmlich haben es die Cantonesen in seiner Zucht sehr weit gebracht. Die von ihnen aufgezogenen Schläger, die namentlich auf dem Hongkongmarkte sehr starken Absatz finden, können den besten Vögeln aus dem Harze gleichgestellt werden.

Wie in Deutschland, so erfreut sich auch im Lande der Mitte die Lerche ungemein großer Beliebtheit. Der einheimische Barde besingt sie mit den Worten:

„Am Himmel hoch ertönt ihr Sang,
Und Echos weckt der süße Klang.“

Der Chinese nennt unsere Feldlerche „Puan Tien Fei“ d. h. „in der Mitte des Himmels schwebend“. Man findet sie namentlich in Mittel- und Südchina sehr häufig im Heim der besseren Volksklassen, die als Käfige hohe, cylinderförmige, aus leichtem Bambusgeflecht verfertigte Bauer benutzen. Die kleinen melodienreichen Sänger scheinen das harte Los ihrer Gefangenschaft nicht zu fühlen, denn sie zwitschern ihre Lieder unaufhörlich, ohne auf das zu achten, was um sie her vorgehen mag. Überdies lehrt man den Vogel seinen Schwanz wie einen Fächer öffnen und schließen und während des Gesanges seine Flügel emporheben und niederlegen.

So lieblich und herzerfreuend aber auch der Gesang dieser kleinen Lerche ist, er wird doch weit von dem der mongolischen Lerche (Melanocorypha Mongolica, auch Alauda coelivox), die von den Chinesen „Pe Ling“ d. h. „Hundert-Lebensgeister-Vogel“ genannt wird, übertroffen. Die Landeskinder schätzen diese Spottdrossel ebenso hoch, wie wir Europäer die Nachtigal;

40 bis 50 Mark werden häufig für ein vorzügliches Exemplar dieser Lerche gezahlt. Sie hat ein scheckiges, graues Gefieder und sie ahmt, wie die Chinesen behaupten, dreizehn verschiedene Laute nach, darunter die Stimme der Elster und Krähe, des Sperlings und Spechts, namentlich aber trefflich das Miauen der Katze.

Die Drossel, von der man mehrere Arten in Käfigen aufzieht, zu denen die „Huami" d. h. „gemalte Augenbraue" und die „Brillendrossel" gehören, ist vor allen anderen der Lieblingsbegleiter des spazierenden Chinesen. Er führt sie entweder im Käfig oder auf einer Aufsitzstange mit sich. Zu Gefährten hat dieser Vogel die Amsel, den Dompfaffen, das Rotkehlchen, den Minovogel u. a. m. Der zuletzt genannte hat eigentlich seine Heimat in Indien, doch wird er seit langer Zeit vielfach auch in Südchina, namentlich in Canton, gezüchtet. Die Federn des Vogels, der etwa die Größe eines Staares hat, sind schwarz. Eigentümlich ist ihm der gelbe Fleischauswuchs, der sich von der Hinterseite des Ohrs bis zum Hinterhaupt erstreckt, und einige Ähnlichkeit mit der Ohrmuschel hat. Der Mino wird sehr zahm und lernt sprechen.

Der aus Indien eingeführte Pfau ist jetzt in China weit verbreitet. Seine Beliebtheit und Zucht hat seit der Thronbesteigung der herrschenden Dynastie, also seit 250 Jahren, sehr zugenommen, was damit zusammenhängt, daß sie die Pfauenfeder als Abzeichen für die Beamten, die sich besonders um den Staat verdient gemacht haben, eingeführt hat. Der Verbrauch dieser Schwanzfedern ist deshalb alljährlich ein nicht unbedeutender.

Der Papagei ist ebenfalls in China zu Hause. Doch stammen die Vögel sowie seine Stammesverwandten, der Makao, Kakadu, Lori, kleine Papagei u. a. m., die man in den Häusern der wohlhabenden Chinesen findet, gewöhnlich aus dem indischen Archipel her.

Der Papagei ist wegen seiner Fähigkeit, die menschliche Stimme nachzuahmen, seit Jahrhunderten ein Lieblingsvogel der Zopfträger gewesen. Eins der berühmtesten chinesischen Werke, das die Ornithologie behandelt, beschreibt den Papagei wie folgt: „Der Vogel findet sich in den im Süden von China gelegenen Ländern in großer Zahl vor, auch ißt man ihn dort; falls man ihn in die nördlichen Länder bringt, wird er krank, bekommt das Fieber wie der Mensch und stirbt. Der weiße Papagei, womit wohl der Kakadu gemeint ist, ist so groß wie eine kleine Gans, und nur er lernt sprechen. Seine Flügel sind weiß wie Schnee und glänzen wie weißer Nephrit; berührt man sein Gefieder mit der Hand, so bleibt ein klebriges Pulver an ihr hängen. Seine Fußsohlen ähneln den Flügeln von Schmetterlingen." Der Ornithologe ist, wie man aus dieser Beschreibung schließen kann, nicht in China zu Hause.

Mit den besprochenen Vogelarten ist die Liste der Vögel, die im Hause des Chinesen heimisch geworden sind, noch nicht erschöpft. So findet man

z. B. im Hofe der Reichen vielfach Tauben, Reiher, Störche, die in China das Sinnbild der Langlebigkeit sind, Fasanen, namentlich Gold- und Silberfasanen, und — last but not least — die sogenannte Mandarinenente (Anas galericulata), die von den Landeskindern „Yuen Yuang“ genannt wird und die ihres prächtigen Gefieders halber ungemein beliebt ist. Sie gehört zu den buntscheckigsten Vögeln, die man kennt, und in Hinsicht auf die mannigfache Färbung des Gefieders kann sie den Vergleich mit Kolibris und Papageien aushalten. Der Enterich ist der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, während seine Gattin ein auffallend einfaches und bescheidenes Federkleid besitzt. In China gilt die Mandarinenente als Sinnbild der ehelichen Treue und Anhänglichkeit.*)

Fischzucht und Fischfang.

Während die Nationen des Abendlandes erst in verhältnismäßig später Zeit der Fischzucht ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, ist sie von den Chinesen seit undenklichen Zeiten auf das sorgfältigste überall betrieben worden. Sie verlachen unsere Methoden und behaupten, daß sie vorzeitige Entartung, Krankheit und schließlich den Tod des Tieres zur Folge haben, während ihr Verfahren das einzig richtige und naturgemäße sei.

In China sind die acht Wochen zwischen dem 5. April und dem 1. Juni von jeher als die regelrechte Laichzeit der Fische angesehen worden. Während dieses Zeitraumes fischen die Chinesen fast gar nicht und genießen statt der frischen Fische eingesalzene.

Nachdem die Weibchen die Eier in den Bächen, Flüssen und Teichen abgelegt haben und diese von der Milch der Männchen befruchtet worden sind, tauchen die Fischer nach diesen Bruteiern. Sie werden in Netzchen gesammelt und dann in kleine, hölzerne Bütten gelegt, die etwa zwei Zoll im Quadrat messen. Diese winzigen Fischbehälter stellt man ins Freie, schützt sie aber vor den Sonnenstrahlen, da die Sonnenglut das Ausbrüten der Eier beeinträchtigen würde. Sobald die Fischbrut sich zeigt, schüttet man sie in ein größeres Gefäß, das mit Leinwand bedeckt wird. Das Wasser in diesem Behälter wird täglich mehrmals erneuert.

In manchen Gegenden des Kaiserreiches versenken die Chinesen an den Flußufern und in Teichen Stroh, Pflanzen und Strauchwerk als Unterlage für die Laichablagerung. Die befruchteten Eier werden täglich in Töpfe gesammelt und auf den benachbarten Märkten zum Verkauf angeboten.

*) Aus diesem Grunde wird eine gewisse Art von Schwertern, die zwei Schwerter in einer Scheide vereinigt, von den Chinesen „Mandarinenentenschwert“ genannt.

Dann läßt man die Eier in kleinen Teichen oder in großen irdenen Gefäßen ausbrüten. Die Fischbrut wird darauf in einen anderen Teich gebracht, der noch keine ausgewachsenen Fische enthält. Hier füttert man die jungen Fische bis sie ungefähr einen Zoll lang sind, worauf ihnen die Freiheit geschenkt wird. Die Brut wird anfangs mit Eigelb oder flüssigem Dünger gefüttert, später mit einem aus Bohnen oder zerstoßenem Ölsamen zubereiteten, gekochten Teige. Auch Sumpflinsen oder ähnliche Wassergewächse dienen den Fischen zur Nahrung.

Zum Fang der Fischbrut bedienen sich die Fischer, die an den Ufern größerer Ströme, z. B. des Yangtse wohnen, eines braunen Gazenetzes, das an einem etwa 15 Fuß langen und 8 Fuß breiten Bambusrahmen befestigt ist und die Form eines V hat. Dies Gerät wird am Flußufer aufgestellt. Das Netz befindet sich einen Fuß tief unter Wasser, sodaß die den Strom hinuntertreibende Brut sich darin verfängt. Der Posten am Netze leert es stündlich in irdene Gefäße aus, in denen die Fische auch später bei der Verschiffung ins Binnenland verbleiben.

Zum Transport benutzt man eigens zu diesem Zwecke gebaute Bote. Sie sind etwa 80 Fuß lang, 15 Fuß breit und messen 11 Fuß vom Oberdeck bis zum Kiel. Im Raum dieser Fahrzeuge werden die ungefähr einen Fuß hohen, die Fischbrut enthaltenden Töpfe etagenweise aufgestellt. Jedes faßt etwa eintausend Töpfe. Vom Yangtse aus findet die Fischbrut häufig ihren Weg bis in die Provinz Fukien, ja sogar bis Canton, wohin sie sogar über hohe Gebirgskämme geschafft werden muß.

Ganz außerordentliche Sorgfalt verwenden die Chinesen auf die Zucht der Goldfische, die bekanntlich der Familie der Karpfen angehören. China ist das Heimatland dieser reizenden Goldkarpfen, deren Zucht bereits vor mehr als eintausend Jahren von den Landeskindern eifrigst betrieben worden ist. In Europa wurden sie zuerst gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt. Die Chinesen halten sie in der Regel in ihren Lustgärten und zwar in kleinen, zu diesem Zwecke besonders angelegten Teichen. Aber man findet die Tierchen auch vielfach in den Häusern der Reichen und Vornehmen und zwar in großen Krügen. In diese werden kleine, mit Moos und Farrenkräutern bewachsene Felsstücke gelegt, sodaß sich die Fischchen vor dem Sonnenlichte bergen können.

Die Veränderungen, die durch künstliche Zuchtwahl bei diesen Fischchen erzielt werden, sind nicht minder bedeutend als die, die man bei vierfüßigen Zuchttieren erzielt. So giebt es Spielarten, die keine Rückenflossen haben, während die Schwänze und die sonstigen Flossen wie gefiedert erscheinen. Die Augen werden so stark entwickelt, daß der Augapfel die Augenhöhle weit überragt, eine Abart, die bei uns unter dem Namen der „Teleskopfische" bekannt ist. Ihr Aussehen ist so eigenartig, daß sie noch immer vielfach für ein Naturspiel gehalten werden.

Sobald die Weibchen laichen, müssen die Eier fortgenommen werden, da sonst die Männchen sie verzehren würden. Man legt die Eier in ein flaches Thongefäß, bis die Sonnenstrahlen sie ausgebrütet haben. Die Jungen sind fast ganz schwarz, werden aber allmählich weislich oder rötlich und nehmen schließlich eine silberne oder goldene Färbung an. Je kleiner der Fisch ist, für desto schöner gilt er. Die wertvollsten sind die von schöner, roter Farbe, die gleichsam wie mit Gold bestreut erscheint, besonders nach dem Schwanze zu, der in zwei oder drei Flossen verläuft. Man hat auch rein silberfarbene wie auch rotgefleckte Fische.

Die Austernzucht ist den Chinesen ebenfalls seit langer Zeit bekannt. Die gewöhnlichste Zuchtmethode besteht darin, daß man dicke Austernschalen durchbohrt und in die Öffnung ein dünnes Bambusrohr steckt. Auf dieses werden dünne Austerschalen gezogen. Nachdem der Austernlaich darauf gesetzt ist, wird die Brutvorrichtung dem Gewässer übergeben. Die Austern kommen dort ausgezeichnet fort. Sie sind klein, haben aber nach dem Urteil des Feinschmeckers einen sehr hohen Wert. Man kennt sie in China unter dem Namen „Bambusaustern".

* * *

Der Fischfang ist seit uralter Zeit eine der Hauptbeschäftigungen des chinesischen Volkes gewesen. Das ist leicht erklärlich. Die Küste ist mehrere tausend Seemeilen lang und reich an Buchten, vor denen eine große Zahl von Inselgruppen liegen, die sich zu Fischerniederlassungen trefflich eignen. Große Ströme durchschneiden das Land, auch mangelt es nicht an Seen, während ein ungemein verwickeltes Kanalnetz die umfangreichen Ebenen nach allen Richtungen hin bewässert.

Die Landesregierung setzt dem Fischereibetrieb in keiner Weise Schranken. Man darf das ganze Jahr hindurch fischen. Selbst während der Laichzeit ist der Fang nicht verboten, doch stellt der Chinese für gewöhnlich aus freien Stücken den Betrieb ein. Jedes Fischerbot wird registriert; auch muß für den Erlaubnisschein eine kleine Abgabe gezahlt werden, gleichviel ob der Antragsteller Hochsee- oder Flußfischerei treibt.

Die Hochseefischerei währt vom August bis April. Die Geräte der Hochseefischer sind Netze und Haken. Jene sind fast stets aus Hanfschnur hergestellt; die Art des Knüpfens ist genau dieselbe wie in Europa. Nach der Fertigstellung wird das Netz braun gefärbt, indem man es den Dämpfen einer Auflösung von Mangelbaumrinde aussetzt. Darauf taucht man es in Schweineblut, um die Farbe haltbar zu machen. Anstatt der Hanfschnur wird auch mitunter Seide als Netzgarn verwandt, die vorher in Holzöl getaucht ist. Dies Verfahren macht das Garn dauerhafter.

Die Fischhaken werden von gewöhnlichen Schmieden angefertigt. An

Größe sind sie sehr verschieden. Ob man sie mit Widerhaken versieht oder nicht, hängt von der Gattung von Fischen ab, die man mit ihnen fangen will.

Der Betrieb der Hochseefischerei geht in der Regel folgendermaßen vor sich.

Die Bote jeder Gesellschaft, die sich durch Zeichen auf dem Mattensegel, z. B. Vierecke, Striche u. dergl. m. von einander unterscheiden, stechen gruppenweise in See. Die Führerschaft jeder Gruppe übernehmen zwei größere Bote, deren jedes mit etwa einem Dutzend Personen bemannt ist. Diesen folgen ungefähr fünfzig kleinere Bote, deren jedes eine Bemannung von drei bis vier Köpfen hat. Die Bewegungen dieser kleinen Flottille werden durch die beiden Führerbote geregelt. Bei Tage dienen als Signale Flaggen, bei Nacht Laternen. Nachdem das Netz ausgeworfen ist, schließen die kleineren Bote sich kreisförmig um die beiden größeren Fahrzeuge zusammen. Die Fischer schlagen nun die See mit Bambusstangen, um die Fische in das Netz zu jagen. Auf ein gegebenes Zeichen nähern sie die kleinen Bote mehr und mehr dem Mittelpunkte, worauf dann das Netz eingeholt wird.

Der Anteil am Fange, der der Bemannung jedes Botes zukommt, ist vorher bestimmt. Die Bote sind gewöhnlich Eigentum eines Mannes, der sie für feste Summen verpachtet. Das Zunftwesen ist unter den Fischern stark ausgebildet. Sie haben ihre Zunfthäuser und Tempel. In jenen halten sie ihre Versammlungen und Gastmähler ab, diese besuchen sie, um den Schutz der Götter anzurufen, ehe sie in See stechen. Die Bethäuser sind mit Modellen von Boten, Netzen und Tauen geschmückt, als einer Art Weihgeschenk für die Götter, damit diese das Fahrzeug unter ihren Schutz nehmen und einen reichen Fang bescheeren.

In den Flüssen und Kanälen wird der Fischfang vielfach mit großen, flachen Tauchnetzen sowie mit Angeln betrieben. Jene sind am Ende einer langen Bambusstange befestigt, die, wenn das Netz ins Wasser hinabgelassen ist, durch eine am Ufer aufgestellte, einer Winde ähnliche Vorrichtung wieder in die Höhe gezogen werden kann.

Zu einer anderen Art von Fischfang verwendet man in mondhellen Nächten lange, schmale Bote, die etwa 25 Fuß lang und 18 Zoll breit sind. Sie haben die Form eines Pantoffels; ihr Tiefgang beträgt nur wenige Zoll. Der Dollbord befindet sich fast auf einer Höhe mit der Wasserfläche. An der Außenseite des Botes ist ein, vom Bug bis zum Heck reichendes, 2 Fuß breites, weiß gemaltes und mit glänzendem Firnis überstrichenes Brett befestigt, das zum Wasserspiegel in schiefem Winkel steht. Das Bot wird breitseits gegen den hellscheinenden Mond gerichtet. Die Fische, durch die glänzend weiße Planke getäuscht, die sie für blinkendes Wasser halten, springen über das Brett hinweg ins Fahrzeug. In Flüssen mit starkem Gefälle ziehen diese Bote zu zweien mit einander verbunden aus. Um die Fische am Entkommen zu hindern, ist an der der Planke entgegengesetzten Botseite ein kleines Netz senkrecht aufgespannt.

Das eigenartigste Fischen in China geschieht mit Hülfe des gezähmten Cormoran, der auch „schwarze Scharbe“ genannt wird (Phalacrocorax carbo). Dieser Vogel gehört zur Ordnung der Ruderfüßler (Steganopodes). Er hat eine Länge von etwa 12 cm; die Flügellänge beträgt 30 cm, die Schwanzlänge 20 cm. Der Schnabel ist mittellang, gerade, hat eine starkgebogene Spitze und kleinen Kehlsack. Seine Grundfarben sind folgende: der Oberkopf, der Hals, die Brust, der Bauch und der untere Teil des Rückens sind glänzend schwarzgrün; der obere Rückenteil und die Schultern sind bräunlich, die Kehlgegend ist weißlich. Es giebt allerdings auch viele scheckige, auch ganz weiße Vögel. Der Lauf ist ziemlich kurz, die Innenzehe ist mit den drei übrigen Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden.

Die für diese Art des Fischens bestimmten Bote sind meist groß genug, um drei oder vier Leute aufzunehmen. Am Bug steht der „Kapitän“ des Fahrzeugs, der etwa ein Dutzend abgerichteter Vögel mit sich führt. In der Mitte des Botes befindet sich ein Fischer mit etwa vier bis sechs Vögeln. Im Hinterteil des Fahrzeugs sitzt der „Steuermann“, der das Fahrzeug zugleich mit einem Riemen in Bewegung setzt. Auch ist er mit einem langen Bambusstock bewaffnet, mit dem er das Wasser schlägt, um die Vögel zur Arbeit anzutreiben, was er ferner durch lautes Rufen zu erreichen sucht.

Wenn die Vögel nicht jagen, so sitzen sie gewöhnlich zu beiden Seiten des Fischerkahnes. Beim Fischen aber schwimmen sie frei im Wasser umher und tauchen in kurzen Zwischenräumen unter. Sind sie aber nach einiger Zeit ermüdet und nicht mehr geneigt zu tauchen, so treibt sie der Fischer mit der Bambusstange zum Untertauchen an. Bevor jedoch noch die Stange das Wasser erreicht hat, ist der Vogel schon wieder darunter verschwunden.

Man muß darüber staunen, welche große Zahl von Fischen die Tiere heraufholen und zwar solche von ziemlicher Größe. Jedem Vogel ist übrigens um die Wurzel des Halses eine kleine Schnur gebunden, auch wohl ein Messingring gelegt, sodaß er die größeren, auf dem Markte verkäuflichen Fische nicht hinunterschlucken kann. Bei der Fütterung wird ihm der Ring natürlich abgenommen. Jeder Vogel hat seine Nummer, auf die er, wie ein Hund auf seinen Namen, hört. Obgleich eine große Zahl solcher Bote beisammen sind, so verwechselt der Cormoran doch nie das Fahrzeug seines Herrn mit dem eines anderen.

Vom Dollbord des Kahnes stürzen die Tiere auf ein gegebenes Zeichen nach allen Richtungen ins Wasser, tauchen nach den Fischen unter und bringen sie ihrem Herrn ans Bot. Allerdings kommt es zuweilen auch zu Unordnung und Streit. Sieht z. B. ein Vogel, daß ein anderer einen fetten Bissen gefangen hat, den er nicht gleich verschlucken kann, so eilt er geschwind herbei, um ihm die Beute abzujagen. Ereilt er ihn, ehe er noch das Ufer erreicht hat, so entwischt der Fisch nicht selten über dem Streit der beiden. Um solches zu verhindern, fährt der Fischer beständig mit seinem Kahn

zwischen den fangenden Vögeln umher, und sobald er sieht, daß einer einen Fisch erbeutet hat, eilt er auf ihn zu und entreißt ihm seinen Fang, den der Vogel freilich nur ungern abgiebt. Um ihn dazu zu zwingen, muß der Fischer oft den Hals des Tieres drücken, aus dem dann der beinahe schon verschluckte Fisch wieder hervorkommt. Haben mehrere Tiere zu gleicher Zeit einen Fisch gefangen, so entstehen, da der Fischer nicht überall sein kann, leicht Streitigkeiten unter den Vögeln, wofür sie ihr Gebieter dann mit gelinden Schlägen abstraft.

Nach verrichteter Tagesarbeit werden die Cormorane in Körben von den Fischern in ihre Hütten gebracht. Dort werden die Tiere auch meist aufgezogen und schon sehr früh abgerichtet. Sie sind bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahre arbeitsfähig und das Paar hat, wenn sie gut abgerichtet sind, einen Marktwert von 25 bis 30 Mark. Der Unterhalt ist aber ziemlich kostspielig, besonders im Winter, da sie nur Fische und Bohnenkuchen fressen.

In manchen Gegenden Chinas, wie z. B. am oberen Yangtsekiang, fischt man auch mit abgerichteten Ottern. Man wirft ein großes Netz aus, in das man die Otter hinabläßt. Eine starke Schnur, die dem Tiere um den Hals befestigt ist, hindert es am Entschlüpfen. Aufgescheucht durch das plötzliche Erscheinen der Otter, verlassen die Fische ihre Schlupfwinkel in den felsigen Flußbetten und werden ins Netz gejagt, das man mit dem Fange gefüllt aufholt.



Cormoran.



Ein Alchemist.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Mineralreichtum.

Minen. — Der Erzreichtum: 1. Edelmetalle: 2. Unedle Metalle. — Kohlenfelder. — Das Salz. — Petroleumquellen.

Minen.

Kein Land auf dieser Erde ist reicher an wertvollen Mineralien als China, und dabei schenkt keine Nation der Entwickelung der Montanindustrie weniger Aufmerksamkeit als die Söhne des „himmlischen" Reiches. Dieser Gegensatz erklärt sich in erster Linie daraus, daß die Centralregierung seit Menschengedenken den Grundsatz gehabt hat, die Mineralschätze des Landes so wenig wie möglich auszubeuten. Denn wenn man, so denkt man in China, auf reichhaltige Erze stieße, so würde die Bevölkerung den Ackerbau, der ja mit vollem Recht für eine der wesentlichen Grundlagen des Wohlstandes einer Nation angesehen wird, vernachlässigen. Um die Minen würden sich große Volkshaufen sammeln, blutige Kämpfe um das gewonnene Erz wären die weitere Folge, und die durch Habsucht erregte Menge könnte möglicherweise unter dem Banner der Revolte die Regierung selbst gefährden.

Diese echt chinesische Denkweise hat zweifellos den Hauptgrund dafür abgegeben, daß die Reichsregierung die Ausbeutung von Minen von jeher so sehr wie möglich in Schranken gehalten hat. Aber noch andere Umstände

haben dazu beigetragen, daß der Bergbau eine so stiefmütterliche Behandlung erfahren hat. Da der Chinese glaubt, daß seine Vorfahren bereits vor vielen Jahrhunderten den Höhepunkt alles Wissens erreicht haben, diese sich aber nie mit der Hebung der Schätze im Innern der Erde abgegeben haben, so hält er es für nutzlos, die Geologie seines Landes zu studieren oder sich in der Mineralogie zu vervollkommnen. Er betreibt den Bergbau auch heute noch, wenn er auf sich allein angewiesen ist, in der denkbar primitivsten und somit kostspieligsten Weise.

Der unter allen Volksklassen tief eingewurzelte Aberglaube, daß durch die Eröffnung und das Ausbeuten von Minen der im Innern hausende „Erddrache“ übelgelaunt werden und Unheil auf die Bevölkerung herabbeschwören könnte, hat ebenfalls stark zur Vernachlässigung der Montanindustrie beigetragen. So wird in Zeiten der Dürre oder epidemischer Krankheiten die Schuld gewöhnlich auf die Minenausbeutung geschoben. Es kommt dann häufig vor, daß die Bevölkerung der heimgesuchten Bezirke sich zusammenrottet und nicht nur die Bergleute an der Arbeit hindert, sondern sogar die Schächte mittelst Erde, Steinen u. dergl. zuschüttet, und so eine weitere Ausbeutung vorläufig unmöglich macht.

Der Theorie nach sind alle Metalle, gleichviel wo man sie vorfindet, Eigentum der Krone; in der Praxis darf man aber alle Minen, die man ausfindig macht, ausbeuten, vorausgesetzt, daß man den Beutel des dem Bezirke vorstehenden Beamten mit dem nötigen Kleingeld zu spicken vermag. Weiter verpflichtet sich, wer eine Minenkonzession nachsucht, der Krone einen bestimmten Prozentsatz vom Ertrage zu zahlen. Desungeachtet giebt es im Kaiserreiche eine große Zahl von Minen, die heimlich ohne Vorwissen der Behörden ausgebeutet werden. Nur wenige Bergwerke stehen auf Rechnung der Regierung im Betrieb, — ihre maschinellen Einrichtungen sind dann auch wohl stets europäischer Konstruktion, — der Rest wird im Interesse von Privatgesellschaften ausgebeutet.*)

Der Bergbau wird, wie schon bemerkt ist, fast ausnahmslos mit den einfachsten Mitteln betrieben. Maschinen sind verpönt, nur Menschenkraft kommt zur Geltung. Wo man Pumpen zur Entfernung des Wassers vorfindet, und dies ist die Ausnahme, nicht die Regel, sind sie gewöhnlich nach dem „endlosen“ Kettensystem, — fast das einzige, das der Chinese zu kennen scheint, — konstruiert. Die Mine wird jedoch meist aufgegeben, sobald man auf Wasser stößt. Man bearbeitet die Minen in der Regel überhaupt nur bis zu einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß, und sie werden deshalb meist nur zum geringen Teile ausgebeutet, da sich die reichhaltigsten Adern häufig in einer größeren Tiefe befinden.

*) Die chinesische Regierung hat bekanntlich im Laufe der letzten Jahre ausländischen Gesellschaften eine Anzahl von Minenkonzessionen erteilt, das erste Zugeständnis dieser Art, zu dem sie sich hat bewegen lassen.

Die Methoden des Bergbaues stehen nichtsdestoweniger in den verschiedenen Teilen des Reiches auf sehr ungleicher Stufe. Die Schächte haben fast stets einen viereckigen oder einen runden Durchschnitt. In jenem Falle werden sie mit Holz, in diesem mit Mauerwerk oder Korbgeflecht ausgekleidet. Sehr beliebt sind im ganzen Kaiserreiche geneigte Schächte, die gleicherweise zum Einfahren wie zum Fördern dienen.

Die Wasserbewältigung geschieht, wie schon bemerkt ist, selten durch Pumpen, seltener aber noch, falls überhaupt irgendwo, durch Erbstollen, weil das Prinzip der Druckpumpe den Chinesen fremd geblieben ist. Bei geneigten Schächten bringt man das Wasser durch Schöpfen von Stufe zu Stufe empor und hinaus. Ist der Schacht senkrecht, so hebt man das Wasser auch mit Haspeln, die von Menschen oder Maultieren gedreht werden, empor. Man bedient sich dabei großer Schläuche aus Rindshaut. Die Förderung ist eine außerordentlich schnelle. Bei starkem Wasserdrange reicht keine dieser Methoden aus, und in den meisten Fällen giebt man dann den Abbau auf.

Die Methode der Förderung aus der Grube richtet sich ebenfalls nach der Art des Baues. Bei schwach geneigten Stollen wendet man kleine Schlitten oder Korbgeflecht an. Aus stärker geneigten Schächten wird die Last auf den Schultern herausgetragen, und nur in vertikalen Schächten bedient man sich der Seilförderung. Der dazu verwandte Haspel ist in der Regel sehr groß und wird gewöhnlich von sechs Mann bedient. Pferdekraft, die man bei den berühmten Salzbrunnen in der Provinz Setschuen findet und die wir in dem Aufsatz „Salz" beschreiben werden, ist sonst bei Gruben höchst selten in Verwendung. Die Beleuchtung geschieht durch Lampen, tiefe Untertassen, die Öl enthalten, in dem der Docht schwimmt. Vernünftige Vorrichtungen für Ventilation oder Drainage scheint man nicht zu kennen.*)

Es liegt auf der Hand, daß diese irrationelle Ausbeutung der Minen höchst kostspielig sein muß und nur wenig Gewinn abwerfen kann, obwohl der Arbeitslohn gering ist. Er beträgt im ganzen Lande durchschnittlich etwa 150 Käsch, also ungefähr 30 Pfennige für den Arbeitstag. Die Mehrzahl der größeren Gruben ist im Besitze von Gewerkschaften, deren Mitglieder zum Teil selbst mitarbeiten. Sie beschäftigen oft mehrere Hundert gemieteter Arbeiter.

---

*) Eine Ausnahme machen die Kohlenminen von Kaiping bei Tientsin und die von Mangaschan in der Nähe Hankaus. Wir kommen auf diese im Laufe dieses Kapitels noch ausführlicher zurück.

Der Erzreichtum.

I. Edelmettalle.

Fremde Geologen haben das Reich der Mitte bisher noch viel zu wenig auf seinen Mineralreichtum geprüft, als daß man sich auch nur ein annähernd vollständiges Bild über dessen Umfang machen könnte, da man einheimischen Quellen entnommenen Berichten kein allzu großes Vertrauen entgegenbringen darf. Aber aus den uns bekannten Forschungen zu schließen, muß China an Edelmetallen sehr reich sein, namentlich an Gold, obwohl es nicht gemünzt kursiert. Das „gelbe" Metall geht bis heutiges Tages noch immer als Ware in der Gestalt von kleinen Barren von Hand zu Hand, und auch das ist nur in sehr beschränktem Maße der Fall, da der Chinese eifrig darauf erpicht ist, es, sobald es in seinen Besitz gelangt, auf die „hohe Kante" zu legen.

Unter diesen Umständen ist es nicht leicht, ein Urteil über den Goldvorrat im Kaiserreiche zu fällen. Aber die vielen goldenen Schmuckgegenstände, die die mandeläugige Frauenwelt mit auffallender Vorliebe zur Schau zu tragen pflegt, dürfte als ein Anzeichen dafür gelten, daß die wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung im Laufe der Jahrhunderte dies Edelmetall in bedeutender Menge aufgestapelt haben.*) Und man ist auch wohl zu der Annahme berrechtigt, daß es fast ausschließlich im Lande selbst gewonnen worden ist. Die umliegenden Reiche, Japan, Korea, Siam und Birma, werden wohl nur einen sehr kleinen Prozentsatz zu dem Gesamtvorrat an Gold beigetragen haben. Dürfen wir einheimischen Quellen Glauben schenken, so muß man China hinsichtlich der Golderzeugung zu den wertvollsten Ländern rechnen. Sie berichten, daß man es in über sechzig Bezirken, die sich auf vierzehn Provinzen verteilen, finde. Man gewinnt es teils aus Gruben, teils aus dem Sande mancher Flüsse. Vieles deutet noch gegenwärtig darauf hin, daß die Goldwäscherei in China in früheren Jahrhunderten eine äußerst einträgliche Beschäftigung war. Heute ist sie, von einigen Gegenden abgesehen, eine recht wenig lohnende Erwerbsquelle, der sich der Arbeiter vielfach erst dann widmet, wenn die Feldarbeit besorgt ist.

In Yünnan, der an Metallen zweifellos reichsten Provinz Chinas, wird noch immer viel Gold gewonnen, und zwar aus Minen wie auch durch Waschen, das man in mehreren Flüssen betreibt. Zu diesen gehört auch der Yangtse, der oberhalb von Sütschau Fu in Setschuen als der „Goldsandfluß"

*) Kennt man in China auch fast gar keine Goldgefäße, so dürfte der Goldverbrauch doch schon deshalb sehr bedeutend sein, weil man es, in dünne Blättchen geschlagen, außerordentlich stark zum Vergolden zahlloser Götzen, sowie von Holzschnitzereien an Tempeln und öffentlichen Gebäuden verwendet.

(Kinschakiang) bekannt ist. Die Goldwäscher zählten in jenen Gegenden noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach vielen Tausenden. Deshalb hatte die Centralregierung diesen Teil des Yangtse zwecks Erhebung einer Abgabe in eine große Zahl von „claims“ geteilt, deren Inhaber ihr monatlich eine bestimmte Menge Goldstaub zahlen mußten. Die Wäscher gehörten zum überwiegend größeren Teile den dort ansäßigen Urstämmen (als „Miautze“ bekannt) an. Infolge des langjährigen Muhamedaneraufstandes, der in den 60er Jahren den ganzen Südwesten Chinas und namentlich Yünnan ververheerte, ist auch die Mineninduſtrie in jenen Gegenden und damit auch die Goldausbeute stark zurückgegangen. Denn die Nachwehen jenes blutigen Aufstandes machen sich noch heute in allen Industriezweigen Yünnans stark geltend, und die Provinz erholt sich nur langsam von dem furchtbaren Schlage.

In der Nachbarprovinz Kueitschau befinden sich unweit der Grenze von Setschuen die von Alters her bekannten und berühmten „Kinschi“-Goldminen. Das dort gefundene Edelmetall wird von den Chinesen außerordentlich hoch geschätzt, doch ist die Ausbeutung mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil die Fundorte in einer völlig öden und unfruchtbaren Gegend liegen. Sie wird von Urstämmen bewohnt, die unter der Aufsicht von kaiserlichen Beamten stehen, die darauf achten sollen, daß die Goldgräber einen bestimmten Prozentsatz des Nettoertrages an die Regierung abliefern.

Auch in den Provinzen Setschuen, Hunan, Hupe, Schensi, in der Mandschurei*) und namentlich in unserer Interessensphäre, in Schantung,

*) In mehreren Thälern der Mittel- und Nord-Mandschurei findet man mehr oder weniger reiche Alluvialgoldlager, die durch Waschen ausgebeutet werden. Die reichsten liegen unweit der russischen Grenze im Nordwesten der chinesischen Provinz Heilungtschiang in einem Thale, durch das der Moho, ein Nebenfluß des Amur, fließt. Sie wurden 1883 von einem kleinen russischen Goldindustriellen entdeckt, der mit Hülfe zahlreicher Arbeiter eine regelrechte Goldausbeutung einrichtete. Das Gerücht von dem neuen, reichen Goldkonda durchflog mit Blitzesschnelle das ganze Amurgebiet, und hunderte von Menschen machten sich auf den Weg, um nach Glück und Reichtum zu suchen. Darunter befanden sich einfache russische Arbeiter, flüchtig gewordene Sträflinge und fremde Abenteurer, natürlich auch viele Chinesen. Allem Anschein nach hatten die chinesischen Behörden keine Ahnung von dem Bestehen dieser „Republik“ am Moho-Flusse, die dem russischen Szepter durch die Grenzpfähle entrückt war. Raub und Mord waren an der Tagesordnung, das Zuführen von Weibern in den Goldrayon wurde mit mehreren hundert Stockhieben bestraft. Die Goldsucher wurden aber bald der vielen Verbrechen müde, wählten aus ihrer Mitte einen energischen Mann und machten ihn zu ihrem Gemeindeältesten. So weit wäre nun alles ganz gut und schön gewesen, da nunmehr durch diese Maßnahme Ruhe und Ordnung so ziemlich hergestellt waren, aber der russischen Regierung begann die Existenz dieser Mohorepublik allmählich doch sehr unbequem zu werden. Die Arbeiter liefen aus den russischen Goldgruben Ostsibiriens weg, um nach dem neuen Dorado zu gehen, wodurch die russische Goldgewinnung ganz ins Stocken geriet. Die Regierung des Czaren knüpfte daher mit der des Drachenthronherrschers langwierige Unterhandlungen an, um die russischen

wird das „gelbe" Metall gefunden. Diese Provinz steht überhaupt seit langer Zeit in dem Rufe, daß sie im Inneren der Erde einen fabelhaft großen Reichtum von Metallen verschiedenster Art, namentlich von Goldberge. Ob das begründet ist, wird erst die Zukunft entscheiden. Freiherr v. Richthofen, der noch immer als erste Autorität unter den Geologen, die Schantung auf ihren Mineralreichtum geprüft haben, gelten muß, spricht sich allerdings zu Gunsten einer solchen Annahme aus. Seiner Ansicht sind auch mehrere Ausländer beigetreten, die auf ihren Reisen im Inneren der Provinz diesem Gegenstande längere Zeit ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Anderseits muß es auffallen, daß die Eingeborenen selbst sich bisher nicht angeschickt haben, die angeblichen Schätze in irgendwie nennenswerter Menge zu heben, und das um so mehr, als Schantung, sozusagen, die Wiege der chinesischen Kultur, wie sie noch heute uns entgegentritt, ist. Denn es hat die beiden größten Weisen des Kaiserreiches, Confucius und Mencius, hervorgebracht.

Die weit verbreitete Annahme, daß diese Provinz ein wahres Golkonda sei, dürfte wohl daher ihren Ursprung haben, daß man im Triebsand der Flüsse seit Jahrhunderten Gold gefunden hat. Das ist jedoch nichts besonderes, denn im Schwemmland aller Flüsse Chinas, die selbst nur zum Teil durch krystallinische Gebirge laufen, kommt dies Edelmetall in der Gestalt von Staub vor. Seine Gewinnung durch Waschen bildet in gewissen Jahreszeiten eine ständige Beschäftigung der armen Volksklassen Schantungs.

Die Entdeckung dieser Thatsache durch einen Europäer reichte aus, um im Jahre 1868 in manchen Teilen Nordchinas ein plötzliches Goldfieber hervorzurufen, aber zum Glück platzte die Seifenblase, ehe viel Unheil angerichtet war. Im Herbst 1868 brachten die Zeitungen in Shanghai enthusiastische Berichte über angeblich in der Nähe Tschifus (Vertragshafen, nördlich von Kiautschou) gemachte Funde. Als Beleg hierfür wurden in Shanghai und Tschifu unter dem Siegel der Verschwiegenheit außerordentlich reiche Goldstufen gezeigt mit der Versicherung, daß sie in Schantung gefunden worden seien. Obgleich China damals noch nicht in telegraphischer Verbindung mit der Außenwelt stand und auch selbst noch keine Telegraphenlinien hatte, so verbreitete sich die Nachricht doch erstaunlich schnell. Die Tschifu ansegelnden Schiffe wurden von ihren Mannschaften verlassen. Nie

---

Unterthanen aus der neuen Republik ausweisen zu lassen. Diesem Ersuchen kam China nach. Es wurde gegen die „Republik" eine Abteilung von 200 Reitern, 1000 Mann Infanterie und 2 Feldgeschützen ausgesandt. Die Goldsucher wollten aber nicht gutwillig gehen, und so entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in dem die „Republikaner" völlig vernichtet wurden. So endet die Geschichte des mandschuischen Klondyke. Um aber ähnlichen Vorfällen vorzubeugen, erteilte die chinesische Regierung 1883 einer einheimischen Gesellschaft die Konzession, die dortigen Minen auszubeuten, und dies Unternehmen hat, wie man vernimmt, gute Erfolge aufzuweisen.

zuvor waren die Kabinen der Dampfer, die diesen Hafen anliefen, so stark mit Passagieren besetzt gewesen. Die größeren fremden Kaufmannshäuser schickten Angestellte nach dem neuen Dorado, um sich von dem zu erwartenden Gewinn einen Teil zu sichern. Die Zeitungen in Shanghai und Hongkong brachten Anzeigen, durch die 5000 sachkundige californische und australische Goldgräber verlangt wurden. Diese kamen zum Glück nicht, denn bereits in wenigen Monaten hatte man sich mehr als zur Genüge davon überzeugt, daß selbst geübte Goldgräber nicht einmal ihr Leben fristen könnten. Dazu kam noch der Winter und die Leute kehrten halb verhungert nach Tschifu zurück, von wo sie durch die Konsuln wieder nach Shanghai zur Weiterbeförderung in ihre Heimat gesandt wurden.

Obgleich es nun einerseits keinem Zweifel unterliegt, daß Schantung an Erzen reich ist, so hat man anderseits bisher nur sehr wenige abbauwerte Minen gefunden. Auch scheinen die Geologen, die im Laufe des letzten Jahrzehnts die Provinz bereist haben, darin einig zu sein, daß nächst Kohle und Eisen Gold das wichtigste Mineral Schantungs ist. Das Gold, das man von jeher aus dem Triebsande der kleineren Flüsse gewaschen hat, muß unstreitig auf Quarzadern in den Gneißfelsen begrenzter, goldhaltiger Gegenden zurückgeführt werden; es fragt sich nur, in welchem Maße diese Urbestände sich zur Ausbeutung eignen.

Leider liegt keine Statistik über die wirkliche Jahresproduktion an Gold vor, das die Eingeborenen aus den Flüssen Schantungs gewinnen, doch darf man wohl annehmen, daß sie nicht bedeutend ist. Die Goldwäscher gehören den ärmsten Schichten der Landbevölkerung an, und sie betreiben die Gewinnung in höchst einfacher Weise. Die einzigen Werkzeuge sind ein eiserner Karst und ein rohgearbeitetes, hölzernes, siebartiges Gerät. Zur Aufbewahrung des Staubes selbst, der das Ergebnis seiner Tagesarbeit ist, dient dem Gräber ein sehr kleiner Gänsekiel.

Als die kaiserliche Regierung zu Anfang der 80er Jahre eine aus Ausländern und Eingeborenen bestehende Kommission zur Untersuchung von Goldminen, die in früherer Zeit sich als ergiebig erwiesen haben sollten, nach Schantung entsandte, stellte sich heraus, daß man nur ein einziges wohlbekanntes Bergwerk vorfand, das sich als der Wiedereröffnung wert erwies. Es war die Pingtumine, in dem im Norden an Kiautschou gelegenen Bezirk Laitschau, in der Nähe von Weihsien gelegen. Im Jahre 1883 wurden demgemäß in dieser Mine vom Auslande bezogene Maschinen aufgestellt und mehrere fremde Sachverständige angestellt. Aber das Unternehmen machte sich nicht bezahlt, obgleich man es sechs Jahre lang fortführte, ehe man es 1889 endgiltig aufgab. Ob an diesem Mißerfolge eine schlechte Verwaltung oder der Umstand schuld war, daß das Gold sich zu weit zerstreut vorfand, wagen wir nicht zu beurteilen. Die Maschinen befinden sich wohl noch an Ort und Stelle und die Ansicht scheint dort allgemein zu sein, daß die

Gruben bei gewissenhafter und rationeller Bearbeitung einen lohnenden Ertrag abwerfen würden. Eine von einem englischen Mineningenieur in den 90er Jahren gemachte Erzprobe ergab, daß eine Tonne Goldquarz aus dieser Mine im Durchschnitt 1 bis 2 Unzen Edelmetall enthält.

An andern Orten in Ost-Schantung wurden ähnliche Erfahrungen gemacht, z. B. in Ninghai, das südöstlich nicht weit von Tschifu liegt. Die dortige Goldmine soll bereits während der Mingdynastie (1368 bis 1644) ausgebeutet worden sein. Nachdem man ausländische Maschinen aufgestellt hatte, wurde 1890 der Betrieb unter fremder Leitung eröffnet, doch brach das ganze Unternehmen bereits nach einem 12monatlichen Versuche zusammen. Die Aktieninhaber waren meist reiche, in Californien ansässige Chinesen. Zu diesem Fiasko, sowie auch dem vorerwähnten, haben zweifellos in nicht geringem Grade die mit der Fortschaffung der Erze nach Tschifu verbundenen Kosten beigetragen. So beliefen sich beispielsweise bei Pyrit die Beförderungskosten mittelst Achse von den Pingtuminen nach Tschifu, eine Entfernung von etwa 20 deutschen Meilen in der Luftlinie, 8 Taels für die Tonne, also in deutschem Gelde nach damaligem Kurse etwa 40 Mark. Das war etwa doppelt so viel, als die Fracht von Tschifu nach Europa gekostet hätte!*).

Ungeachtet dieser etwas entmutigenden Thatsachen darf man doch annehmen, daß im Inneren der Erde dieses Riesenreiches noch ungeahnt große Goldschätze ruhen. Daß ein zeitweiliger Stillstand in der Ausbeutung eingetreten ist, ist wohl daraus zu erklären, daß die bekannten Gruben seit vielen Jahrhunderten abgebaut sind, und man die verborgener gelegenen der damit verbundenen Arbeit und Kosten halber ungeachtet liegen gelassen hat. Wie wir aber mit der Ankunft des „weißen" Mannes in Californien, Australien und in Südafrika auch eine neue Ära für die Goldgewinnung zu verzeichnen haben, so muß auch für China ein neues Zeitalter anbrechen, sobald die Centralregierung dem Kaukasier mit Bezug auf Minenkonzessionen freie Hand läßt, wie das ja bereits in nicht unbedeutendem Umfange in den letzten Jahren geschehen ist. —

Wenn man aus den Mengen Silbers, die im Laufe der letzten Jahrhunderte in China selbst gewonnen worden sind, einen Schluß auf den Reichtum ziehen darf, den das Kaiserreich selbst in seinem Inneren an dem „weißen" Metall birgt, so scheint dies Land damit nicht allzu gesegnet zu sein. Als sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Mingdynastie auf den Drachenthron setzte, befanden sich die Währungsverhältnisse des Reiches in den denkbar schlechtesten Umständen. Es machte sich nicht nur ein außerordentlicher Mangel an Silber, sondern auch an Kupfergeld fühlbar. Man hatte deshalb große Mengen Papiergeldes ausgegeben, doch war die Regierung nicht imstande, dessen Kredit aufrecht zu erhalten. Yünnan

*) Die Ausfuhr von Gold aus Tschifu hatte in dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 einen Wert von etwa 1 Million Haikuan Taels, damals etwa 5 Millionen Mark.

wurde erobert, das viele wertvolle Silberminen hatte. Der Staat nahm ihre Ausbeutung selbst in die Hand, um dies Metall als Tauschmittel im Lande in Umlauf setzen zu können. Das geschah im Jahre 1460. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde von dem sich in Canton und Amoy konzentrierenden Handel Silber aus Central- und Südamerika nach China eingeführt, das sich sehr bald allgemeiner Beliebtheit unter den Eingeborenen erfreute, weil es einem lange empfundenen Mangel erheblich abhalf.

Die Provinz Yünnan muß wohl noch heute als die mit den reichhaltigsten Silbergruben des Kaiserreiches ausgestattete angesehen werden. Man gewinnt dies Edelmetall in den bedeutenden Bleiglanzminen, die vornehmlich im Süden und Südosten der Satrapie liegen. Das stark silberhaltige Erz enthält auch Gold. Auch die Nachbarprovinz Kueitschau hat mehrere sehr ergiebige Silbergruben, die sich jedoch in völlig öden Bezirken befinden, wodurch die Ausbeutung sehr erschwert wird. Der Konzessionär verpflichtet sich, seinen Fund an Erzen in drei gleiche Teile zu teilen, von denen einer an die kaiserliche Regierung, der zweite an den Bezirksvorsteher geht und der dritte sein Eigentum ist.

Silber wird ferner im Südwesten Setschuens nahe der Yünnangrenze und unweit vom Yangtse, ferner in Tschili, Kuangsi und Kuangtung, sowie in West-Schantung, namentlich bei Tschintschuan und Kütscho, gewonnen. Hier wird es im Bleierz gefunden, das allerdings nicht sehr reichhaltig ist, denn die Tonne ergiebt gewöhnlich zwischen 20 bis 30 Unzen. Auch haben die Mandschurei in der Nähe von Hungtschun und die Ostmongolei Silbergruben. Die bekanntesten sind die von Jehol, das nördlich von der großen Mauer in der Mongolei, etwa 30 deutsche Meilen von Peking entfernt, gelegen ist. Sie stehen seit 1860 im Betrieb. Das Erz ist silberhaltiger Bleiglanz. In den 80er Jahren wurden auf Anregung Li Hung Tschangs Maschinen aus dem Auslande bezogen und unter fremder Leitung erzielten diese Minen günstige Ergebnisse. Die Mehrzahl der Silberminen scheint übrigens in einer Gebirgskette zu liegen, die sich zwischen dem 27. und 24. Breitengrade dahinzieht und die in unmittelbarer Verbindung mit der mächtigen Kuanglungkette steht. Diese durchstreicht in südöstlicher Richtung drei Provinzen und hat ihre Ausläufer an der Meeresküste.

Das zur Zeit in China kursierende Silber stammt zweifellos zur größeren Hälfte aus dem Auslande (Amerika), und China wird auch wohl noch für lange Zeit für den Bezug dieses Edelmetalls auf das Ausland angewiesen sein. Die Nachfrage wird aber erstaunlich zunehmen müssen, sobald erst einmal das Innere des Riesenreiches durch ein ausgedehntes Schienennetz den Fremden erschlossen sein wird, was freilich auch eine nicht unbedeutende Verschiebung des Wertverhältnisses von Gold und Silber im Gefolge haben dürfte.

II. Unedle Metalle.

Da China von jeher seine Kurantmünze fast ausschließlich aus dem „roten“ Metall herstellt, so muß es auch gewaltige Mengen von ihm alljährlich verbrauchen. Die einheimische Montanindustrie ist aber infolge ihres primitiven Betriebes seit vielen Jahrzehnten nicht imstande, den Reichsbedarf zu decken, und es wird daher viel aus dem Auslande, meist aus Japan, das bedeutende Kupferminen besitzt, bezogen. China führte während der letzten 3 Jahre Rohkupfer, vornehmlich für Münzzwecke, im Werte von über 2 Millionen Haikuan Taels, etwa 6 Millionen Mark, ein. Nach den kaiserlichen Bestimmungen sollten sämtliche Münzstätten des Reiches alljährlich rund 2 500 000 000 Kupferstücke prägen, die einen Wert von etwa 5 Millionen Mark haben.

Yünnan ist bislang die Provinz des Kaiserreiches gewesen, in der man das Kupfererz in bedeutenden Mengen ausgebeutet hat. Man findet es dort in vielen Präfekturen und in verschiedenen Verbindungen, aber die reichsten Minen und die den größten Nutzen bringenden liegen im Nordosten Yünnans. Die kaiserliche Regierung, die sie Jahrhunderte lang für eigene Rechnung betreiben ließ, hat dies Monopol in neuerer Zeit aufgehoben und der Kupferbergbau ist gegenwärtig in Händen von Privatgesellschaften. Diese müssen sich verpflichten, das gewonnene Metall zu einem festgesetzten Preise an bestimmte Personen zu verkaufen, die hierfür von der Regierung die Konzession erhalten haben. Sie zahlen eine bestimmte Summe für jeden Picul, je 133⅓ englische Pfund, an die Provinzialschatzkammer und verkaufen dann das Kupfer zu den für sie vorteilhaftesten Preisen.

Da die Prägestätten der Provinz Tschili, den kaiserlichen Verordnungen gemäß, etwa die Hälfte der jährlich zu schlagenden Kupfermünzen liefern sollten, so fand das in Yünnan gewonnene Metall auch großenteils seinen Weg nach Peking, und zwar bis vor einigen Jahrzehnten fast ausschließlich auf dem Wasserwege, indem man den Yangtsekiang und den Kaiserkanal, der in diesen Fluß mündet, benutzte. Die hierzu verwendeten Transportbote gebrauchten ein volles Jahr, um die Rundreise zu machen. Durch diese umständliche Verschiffung wurde das Metall natürlich ganz bedeutend verteuert. Heute erfolgt ein Teil des Transports nach dem Norden schon vielfach auf Dampfern, die das Metall in Canton und Haiphong an Bord nehmen.

Ein den Gebirgen Chinas eigentümliches Produkt ist das „weiße Kupfer“, von den Eingeborenen „Pehtung“ genannt. Man findet es ausschließlich in der Provinz Setschuen in der Nähe von Huilitschau und in kurzer Entfernung von der Yünnan-Kueitschaugrenze, etwa auf dem 26.° n. Br. und 102.° ö. L. Dies Metall ist nicht, wie man früher in Europa glaubte, das Produkt einer Legierung, sondern es wird als Erz gefunden, dessen Haupt-

estandteile folgende sind: 40 % Kupfer, 32 % Nickel, 25 % Zink, 3 % Eisen, worunter sich zuweilen auch etwas Silber findet. Diese Verhältnisse entsprechen demnach sehr denen, die wir bei unserem Neusilber finden. Die neue Pehtungware hat einen fast ebenso schönen Glanz wie Silber. Die Kupferschmiede legieren das Metall zumeist mit unedlen Metallen und stellen aus diesem „weißen Kupfer" gewöhnlich Wassertabakspfeifen, Leuchter, Weihrauchbrenner und solche Haushaltungsgeräte her, die nicht mit dem Feuer in Berührung kommen. Eine eigenartige Arbeit sind die kleinen Pehtungtöpfe, deren äußere Bekleidung Thon ist. Der Henkel und die Schnauze sind von Stein. Das sechskantige Gefäß trägt auf seinen Seiten oft Inschriften u. dergl. m.

Von allen wertvollen Mineralien findet man Eisen in größter Menge in China. Man gewinnt es in fast jeder Provinz, allerdings in sehr wechselnder Menge. Die reichhaltigsten Minen weist Schansi auf, eins der merkwürdigsten Eisen- und auch Kohlengebiete der Erde. Nordchina bezieht seinen Bedarf an diesem Metalle vornehmlich aus dieser Provinz. Man trifft das Erz gewöhnlich in Schichten von Kohlenformationen an. Die Chinesen verwenden fast ausschließlich magnetisches Eisenerz, das leicht schmilzt. Die chinesische Schmelzmethode ist von der unsrigen völlig verschieden. Hochöfen, wie man sie im Westen antrifft, kennt man im Mittelreiche nur an einem Orte, in Yanyang am Ausflusse des Han in den Yangtse.

Das in Schansi gewonnene Eisen ist ungeachtet der denkbar primitivsten Schmelzmethoden vorzüglich, was seinen Grund darin hat, daß das Erz sehr rein und leicht schmelzbar ist. Alles andere nötige Material ist in der Nähe in reicher Menge vorhanden, z. B. ausgezeichnete Anthracitkohle, Thon- und Sandarten zur Herstellung von Schmelztiegeln usw. Die reichsten Eisenerzgegenden sind die der Bezirke Tsetschau Fu und Pingtingtschau in der Nähe des Gelben Flusses. Ein einfaches Loch, das man gräbt, reicht mitunter schon aus, um das beste Eisenerz ans Tageslicht zu fördern, an anderen Plätzen muß man Schächte graben, die aber nie tief sind. Man hat die jährliche Ausbeute dieses Erzes in Schansi auf über 160000 Tonnen geschätzt. Im Jahre 1898 hat die kaiserliche Regierung einem ausländischen Syndikat die Konzession zur Ausbeutung eines großen Teiles dieser Eisenerz- und der damit verbundenen Anthracitkohlenminen erteilt.*)

Auch die Provinz Hupe ist reich an Eisenerzen, deren Abbau unser Interesse besonders in Anspruch nimmt, weil der fortschrittlich, wenn auch

*) Dieses als „Peking Syndikat" bekannte englische Unternehmen hat ein Aktienkapital von nominell 1 520 000 £. Sein Hauptbureau befindet sich in London. Es hat die Eisenerz- und Kohlenabbaugerechtsame über einen großen Teil Schansis, über etwa 20000 englische Quadratmeilen, ferner auch für die Gewinnung von Petroleum, an dem der Südwesten der Provinz reich sein soll, erhalten.

den Ausländern nicht allzu freundlich gesinnte Generalgouverneur dieser Satrapie, Tschang Tschi Tung, die etwa 70 nautische Meilen unterhalb seiner Residenzstadt Wutschang gelegenen, reich magnetischen Eisenerzgruben nach europäischen Methoden ausbeuten läßt. Sie sind als Tiehschanpu im Bezirk Taye bekannt und liegen etwa 4 deutsche Meilen vom Yangtse entfernt. Eine Eisenbahn mit normaler Spurweite (4′ 8½″) verbindet seit Anfang der 90er Jahre Tiehschan d. h. Eisenberg mit dem am Yangtse gelegenen Schihuiyan, von wo aus das Erz in Leichterschiffen nach den großen Eisen- und Stahlwerken in Hanyang bei Hankau gebracht wird. Diese kurze Bahnstrecke ist, nebenbei gesagt, von deutschen Ingenieuren erbaut worden. In der Nähe der Eisenerzgruben befinden sich auch reiche Kohlenlager. Manganerz hat man ferner etwa 100 Seemeilen unterhalb von Hankau, ebenfalls in der unmittelbaren Nähe des Yangtse, gefunden, während die Nachbarprovinz Hunan reich an Limonit, braunem Eisenerz, sein soll.

Man stößt, wie bereits bemerkt ist, in fast jeder Provinz auf mehr oder weniger reiche Eisenerzgruben, so unter anderem in dem mineralreichen Yünnan, wo die dort lebenden Urstämme es viele Jahrhunderte vor ihrer Unterwerfung durch die Chinesen im 14. Jahrhundert n. Chr. abbauten. Heute giebt man sich mit der Gewinnung dieses in den Augen des Chinesen so reizlosen Metalles nur herzlich wenig Mühe. — Die beiden Kuangprovinzen, ferner Fukien, sowie Schantung, namentlich die westliche Hälfte unserer Interessensphäre, haben viel Eisenerz. Mit dem infolge des Ausbaues von Eisenbahnen für China anbrechenden eisernen Zeitalter wird auch der Chinese sehr bald den wahren Wert dieses von ihm zur Zeit noch wenig beachteten Metalles schätzen lernen.*)

Quecksilber wird hauptsächlich in der im Südwesten gelegenen Provinz Kueitschau gewonnen, deren wichtigstes Handelsprodukt es von jeher gewesen ist. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte es noch zu den regelmäßigen Ausfuhrgegenständen Cantons. Das hat seitdem aufgehört. China muß vielmehr alljährlich von diesem Artikel aus dem Auslande eine Menge im Werte von mehreren 100000 Mark einführen. Auch Yünnan und Setschuen haben Quecksilberminen, doch scheint ihr Abbau völlig darnieder zu liegen. Die Chinesen gebrauchen dies Minenerzeugnis vielfach in ihrer Pharmakopöe, und zwar wenden sie es bei ähnlichen Krankheiten wie wir in Europa an.

*) China führt aus dem Auslande alljährlich bedeutende Mengen von Eisen, in der Periode 1896 bis 1898 z. B. für über 9½ Millionen Haikuan Taels, also für etwa 30 Millionen Mark, ein. Hiervon kamen über 3 Millionen Hk. Taels auf altes Eisen, zumeist alte Hufeisen, aus denen die Chinesen gewöhnlich Sicheln, Messer, namentlich Rasiermesser, Stemmeisen, Bohrer u. dergl. herstellen.

Die ergiebigsten Fundorte für Zinn hat man bisher in Yünnan gefunden und zwar im Südosten der Provinz, unweit der chinesischen Inlandzollstation Mengtze, ungefähr auf dem 23.° n. Br. und 104.° östl. L. In den in hohen Gebirgszügen liegenden etwa 20 Minen, die als die Kotschiugruben bekannt sind, findet man Bleiglanz-, Blende-, Kupfer- und Eisenerz. Aber vornehmlich sind sie wegen ihres Zinnreichtums berühmt, da dies Metall bisher nur in dieser Provinz Chinas gefunden worden ist. Man baut diese Minen seit dem 17. Jahrhundert ab. Es sollen zu Zeiten jährlich 100000 Picul, rund 13½ Millionen englische Pfund, gewonnen worden sein. Während des letzten Jahrzehnts hat sich die Ausbeute auf kaum ⅕ dieser Menge im Jahre belaufen. Der Kotschiuminenbezirk hat eine Bevölkerung von über 30000 Seelen. Seit 1890 findet die Verschiffung des Zinns fast ausschließlich auf dem Roten Fluß über Haiphong nach Hongkong statt.

Sehr wenig Beachtung scheint man bisher der Ausbeute von Zink-, Blei-, und Nickelerzen geschenkt zu haben. Das zuerst genannte findet man in West-Setschuen und Kueitschau. In Verbindung mit Kupfer dient es zur Herstellung von Spiauter, auch verwenden es die Chinesen noch zu verschiedenen Zwecken, hauptsächlich zum Schlagen ihrer Kupfermünzen. Die Hauptfundquelle für Bleierz ist Yünnan. Das Blei dient vielfach dazu, die Innenseite der Theekisten zu bekleiden. Da der Bedarf die Ausbeute im eigenen Lande bedeutend übersteigt, so wird viel Blei aus dem Auslande bezogen, z. B. in der dreijährigen Periode von 1896 bis 1899 eine Menge im Werte von rund 7½ Millionen Mark. — Auf Platina ist man bisher, wie es heißt, noch nicht gestoßen, sowie auch nicht auf Sodium und Aluminium, das Metall der Zukunft.

Vorstehende Betrachtungen über den Erzreichtum Chinas geben selbstverständlich ein nur ganz allgemeines Bild von den ungeheuern Schätzen, die das chinesische Kaiserreich im Inneren seiner Gebirge und anderswo birgt, denn China ist für den Geologen auch heute noch ein fast ganz jungfräuliches Forschungsgebiet. Die Geologie ist dem bezopften Landessohne von jeher gleich böhmischen Dörfern gewesen, und was die Mineralogie anbetrifft, so ist er kaum über die gewöhnlichsten Elementarkenntnisse hinausgekommen. Unter den fremden Gelehrten, die sich mit dem Studium der Geologie dieses Riesenreiches abgegeben haben, giebt es nur einen, der auf bewundernswerte Erfolge hinweisen kann: v. Richthofens Arbeiten sind noch gegenwärtig die einzigen mustergültigen ihrer Art.

Wenn aber nicht alle Anzeichen trügen, so muß mit dem Eintritt in das 20. Jahrhundert eine neue Aera für China auch für die geologischen Aufnahmen anbrechen, und zwar wird es auch hier der Kaukasier sein, der epochemachend in die Halbkultur dieser vierhundert Millionen Menschen einzugreifen bestimmt ist. Sobald erst einmal das Dampfroß schnaubend das Kaiserreich nach allen Himmelsrichtungen hin durcheilt, die enormen Kohlen-

felder abgebaut und als Folge hiervon die Industrie mit Dampfbetrieb allerwärts ins Leben gerufen ist, dann wird man sich auch mit fieberhafter Hast und Eile daran machen, die zweifellos bedeutenden Mineralschätze des Landes aus ihrem lang gehüteten Verstecke hervor zu holen. Der Sohn des „himmlischen" Reiches aber, dem es dann bei ihrem Anblick wie Schuppen von den Augen fallen dürfte, wird verwundert um sich schauen, — ein moderner Rip van Winkle, der sich nicht dazu entschließen kann, an den wundersamen Wechsel, der in seinem Vaterlande vor sich gegangen ist, zu glauben, und unfähig, das Rätsel zu ergründen, daß er während so vieler Jahrhunderte den endlosen Wald vor Bäumen nicht hat sehen können.

Kohlenfelder.

Unter den mineralischen Reichtümern Chinas ist an erster Stelle die Steinkohle zu nennen, die in außerordentlich zahlreichen Lagerstätten vertreten ist. Ausgebeutet werden diese zwar schon seit sehr langer Zeit, doch bisher fast ausnahmslos nur in denkbar einfachster Weise und wesentlich für ganz beschränkte häusliche Bedürfnisse. Der Rest der gewonnenen Kohle wird in Schmieden, Töpfereien, auch in wenigen Eisenwerken verbraucht. Diese Werke sind in der Regel in unmittelbarer Nähe der Kohlengruben angelegt. Die Verwendung für den Hausgebrauch beschränkt sich, wo nur Landbeförderung möglich ist, auf die nächste Umgebung der Grubenfelder, wenn dagegen Gelegenheit gegeben ist, die Kohle zu Wasser zu verfrachten, so findet sie große Verbreitung.

Bituminöse Kohle wird von den Chinesen gern zu Kokes verbrannt, wenn es gilt ihr Gewicht zu verringern, um einen weiteren Versand zu Lande zu ermöglichen. Dieser wird durch Lastträger oder Lasttiere, wie Esel, Maultiere, Kamele oder endlich auch durch Fuhrwerk besorgt. Die Kosten betragen im Durchschnitt 5 Mark für die Tonne für eine Strecke von 100 Li, etwa 50 Kilometer, die im Lande der Mitte gewöhnlich als eine Tagereise gelten. Der Verbrauch der Kohle wird daher bei einer Landbeförderung schon in einer Entfernung von zwei Tagereisen von der Grube unmöglich, so gering auch die Herstellungskosten sein mögen. Der Wassertransport hingegen kostet nur 1/20 bis 1/50 vom Preise der Landfracht.

Das Verfahren bei der Gewinnung der Kohle ist fast überall noch ein höchst primitives. Mit ausländischen modernen Vorrichtungen und Maschinen sind zur Zeit nur die bei Kaiping, in der Nähe von Tientsin belegenen Gruben versehen, die bis 1901 der „Chinesischen Maschinen- und Bergwerks-Gesellschaft" gehörten.*) Unter der Gönnerschaft Li Hung Tschangs, der selbst ein

*) Zeitungsberichten zufolge ist im Frühjahr 1901 dieses Unternehmen in eine englische Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Das Kapital, zu dessen Zeichnung

bedeutender Aktieninhaber ist, wurde hier im Jahre 1878 der Bergbau unter der Leitung eines englischen Ingenieurs begonnen. Er wird in zwei Gruben betrieben. Die von jeher unter fremder Aufsicht stehende Kohlengewinnung beträgt im Durchschnitt etwa 2000 Tonnen täglich. Die hier gewonnenen „schwarzen Diamanten" sind vornehmlich für die von Peking ausgehenden Eisenbahnen bestimmt, doch werden sie auch für Regierungszwecke und nach den Vertragshäfen Chinas ausgeführt.*)

Ein anderer Versuch, verbesserte Maschinen für den Kohlenbergbau in Anwendung zu bringen, wurde in der Nähe von Hankau zu Manganschan, Tieschan und Litschiton in der Provinz Hupe gemacht, in Verbindung mit dem Eisen- und Stahlwerke des Generalgouverneurs der Hu-Provinzen zu Hanyang. Die Qualität der Kohle erwies sich jedoch hier als nur wenig geeignet, und das genannte Werk bezog während der letzten Jahre seinen Bedarf an Kokes aus den Gruben zu Kaiping.

Sämtliche Gelehrte, darunter in erster Linie unser berühmter Landsmann von Richthofen, die sich bisher an die Aufgabe gemacht haben, über die Kohlenfelder Chinas eigene Beobachtungen anzustellen, sind darin eins, daß in den weiten Ländergebieten des Kaiserreiches ein ungeahnter Reichtum an „schwarzen Diamanten" schlummern muß.

Sämtliche Forscher auf diesem Gebiete scheinen auch darin übereinzustimmen, daß unter den Kohlenfeldern Chinas die Südhälfte von Schansi, das südliche Hunan und das westliche Schantung den ersten Rang einnehmen. In zweiter Reihe folgen das nördliche Schansi, das nördliche Tschili, das nördliche Hunan, ein kleines Gebiet im nördlichen Honan, der ganze innere Teil von Setschuen, das nördliche Yünnan und ein kleines Kohlenbecken am Poyangsee in Kiangsi. Von geringer Bedeutung sind Kueitschau, Kuangtung, Fukien, Tschekiang, Kiangsu, Anhui, Hupe und Schenking in der Mandschurei.

---

sowohl Engländer, wie auch Geldleute des europäischen Kontinents zugelassen wurden, ist auf 1 Million Pfund Sterling festgesetzt. Die Gesellschaft hat hierdurch die Kohlenfelder von Kaiping einschließlich der Gruben und Betriebsanlagen bei Tanschan, ferner die Dampferflotte (als „Ping"-Boote bekannt, vier an der Zahl), sowie die Kohlen- und Werftniederlagen in Tientsin, Shanghai, Hankau, Hongkong, Canton und anderen Plätzen, zusammen mit dem Anteil an den Eisenbahnen erworben. Die Gesellschaft wird durch zwei Körperschaften verwaltet, durch eine ausländische und eine chinesische. Diese Übertragung ist die bei weitem bedeutendste Eigentumsveräußerung, die bisher in China vorgekommen ist.

*) Im Jahre 1899 belief sich die Ausfuhr dieser Kohle nach den Vertragshäfen auf rund 99000 Tonnen im Werte von 545000 Haikuan Taels. Außerdem wurden für den Gebrauch der Regierung und die „China-Merchants"-Dampfergesellschaft rund 90000 Tonnen im Werte von 500000 Taels verschifft. Die Gesamtausfuhr betrug demnach fast 190000 Tonnen im Werte von etwas über 1 Million Taels. Die Kohle hatte demnach in Tientsin einen Wert von etwa 16 Mark für die Tonne.

In Schensi endlich ist der Norden kohlenreich und reiht sich vielleicht den besten Gegenden an.

Das geologische Alter der Kohlenfelder Chinas ist nach von Richthofens Urteil sehr verschieden. Der Beschaffenheit nach weisen die Kohlen sehr viele Abstufungen der Güte auf. Die ausgedehntesten Lagerstätten der besten, bituminösen Kohlen finden sich in mehreren Bezirken Schansis, im Westen von Schantung und im Norden von Hunan. Vor allem aber zeichnet sich China durch reiche Lagerstätten von Anthracit aus, die, soweit wir davon wissen, auch die größten Bezirke, in denen diese heizkräftigste und wertvollste Kohlenart abgebaut wird, weit hinter sich zurücklassen. An der Spitze steht das riesengroße Anthracitfeld des südlichen Schansi,*) das noch etwas in die Provinz Honan übergreift.

Wie bereits angedeutet ist, gehört die Provinz Hunan zu den reichsten Fundorten dieses Minerals. Ihr ganzer Südosten ist ein großes Kohlenfeld und, wie es scheint, das umfangreichste des ganzen Kaiserreiches. Es erstreckt sich von dem Nordabhange des Nanling bis nach Siangtan d. h. über mehr als zwei Breitengrade und über etwa ebensoviele Längengrade hinaus. Das ganze Areal mißt etwas über 16000 geographische oder etwa 21000 Statuten-Quadratmeilen. Bedauerlicherweise ist ein großer Teil dieses Areals, vielleicht die Hälfte, von einer mehrere Tausend Fuß mächtigen Schicht bedeckt, die jünger als die Kohlenbildung ist.

Geologisch scheidet sich dies Kohlenfeld in zwei fast gleiche Teile, das Feld des Luiflusses und das des Siangflusses. Jenes liefert Anthracit, dies bituminöse Kohle. Von der Anthracitkohle kostet an Ort und Stelle der Picul, also 133⅓ engl. Pfd., 100 bis 150 Käsch, etwa 20 bis 30 Pfennige. Man schätzt den Jahresertrag auf 200000 Tonnen. Die Ausbeute wird in ganz primitiver Weise betrieben. Die Gruben werden nie tiefer als bis zu 200 Fuß bearbeitet. Die Ventilation wird meist durch Bambusröhren hergestellt, durch die man einen Luftzug treibt. Die Kohlen des Siangflusses sind nicht besonders gut. Auch im westlichen Hunan treibt man Kohlenbergbau.

In der Provinz Honan finden sich ebenfalls reiche Kohlenfelder. Sie liegen südlich vom Gelben Flusse. Die große Masse der Kohle ist bituminös, seltener trifft man auf Anthracit. Die Schachte sind gewöhnlich vertikal, mit einem Durchmesser von etwa 5 Fuß, die Seiten werden durch Flechtwerk geschützt. Die Kohlenkörbe, deren jeder etwas über 1 Picul wiegt, werden mit

*) von Richthofen schätzt den Inhalt der Kohlenflötze Schansis, die nicht allein von gewaltiger Mächtigkeit, sondern auch von leichter Abbaufähigkeit sind, auf 1200 Milliarden Tonnen. Um den jetzigen Kohlenbedarf der Welt, der etwa ½ Milliarde Tonnen jährlich beträgt, zu decken, würden allein die Vorräte von Schansi, das das fernere Hinterland von Kiautschau ist, für 2½ Jahrtausende ausreichen!

einer Winde heraufgehißt. Der Jahresertrag aus dieser Gegend wird auf 250000 bis 300000 Tonnen geschätzt, eine Zahl, für die sich in China, mit Berücksichtigung der Oberfläche, mit einer Ausnahme, keine Parallele findet.

Die Provinz Schansi ist eine der merkwürdigsten Kohlengegenden der Welt. Nach von Richthofens Urteil, der jene Gegend bereist hat, könnte man ja die ganze Welt, wenn man den heutigen Verbrauch dieses Minerals der Berechnung zu Grunde legt, Jahrtausende lang allein aus den Minen dieser Provinz mit Kohlen versehen. Die Leichtigkeit und Billigkeit, mit der man die „schwarzen Steine" Schansis ausbeuten kann, wird leider dadurch benachteiligt, daß die Mittel zum Fortschaffen des Minerals sehr schlecht sind. Die Provinz liegt zu weit von der Küste entfernt, auch giebt es keine Flüsse, die man mit größeren Boten befahren könnte; ferner liegen die Kohlenwerke auf einem Plateau, das sich mehrere tausend Fuß über die angrenzende Ebene erhebt. Die Kohle ist meist Anthracit, und läßt an Güte nichts zu wünschen übrig.

Die Bevölkerung Schansis benutzt fast ausschließlich Kohle als Brennmaterial, auch giebt es in derselben Provinz sehr reiche Eisengruben, die ebenfalls viel Kohle verbrauchen. Ungeachtet des großen Kohlenreichtums ist die Gegend arm; der Mitbewerb ist groß, ein jeder kann die Kohlenfelder ausbeuten und sie haben daher nur geringen Wert. Die Ausgaben sind sehr gering, da alle Minen trocken sind, selbst wenn sie bis zu einer Tiefe von 300 Fuß bearbeitet werden. Man kann den Picul der besten Anthracitkohle an der Grube für 10 Kupfermünzen kaufen, die Tonne demnach für nicht einmal eine halbe Mark! Die Kohle besteht aus Stücken, die mehrere Kubikfuß groß sind. Auch in Fangtschau, das nur 12 deutsche Meilen südwestlich von Peking, aber noch in Schansi liegt, findet man reiche Kohlenfelder.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Plätze aufzuzählen, an denen man in China „schwarze Diamanten" der besten Art und in großer Menge findet. So stößt man auf reiche Felder in Tschili, in einer Gebirgskette, die im Norden der Provinz, den sogenannten Westlichen Hügeln liegt, ferner in dem bereits erwähnten Kaiping. Schantung hat vier große und eine Zahl kleiner Kohlenfelder.*) In Hupe wird, wie wir ebenfalls schon wissen, der Abbau in jüngster Zeit namentlich stark mit Maschinen betrieben. Die Kohlenfelder Setschuens sind von ungeheuerm Umfange; kurzum es giebt wohl kaum eine Provinz im Kaiserreiche, in der sich dies so äußerst nützliche Mineral nicht in mehr oder weniger bedeutender Menge fände. Nichtsdestoweniger ist seine Ausfuhr verschwindend klein. Sie betrug z. B. im Jahre

---

*) Auf sie soll in dem Kapitel „China und die Fremdmächte" weiter eingegangen werden.

1899 nur 170000 Tonnen, wovon 90000 aus den Kaiping- und der Rest aus den Hupeminen in Hankau kamen.

Der berühmte Geologe von Richthofen, der sich, wie wir bereits erwähnt haben, mehrere Jahre lang speciell mit der Erforschung des Kohlenreichtums Chinas beschäftigt hat, stellte vor etwa drei Jahrzehnten folgende Schätzung bezüglich der jährlichen Ausbeute von Kohlen in den bedeutendsten Kohlengruben des Reiches auf:

	Metr. Ton.
Für die Provinz Schansi, Anthracit	1000000
" " " " bituminöse Kohle .	700000
" " " Hunan, Kohle im allgemeinen .	600000
" " Provinzen Kiangsi, Kuangsi, Kuangtung, Fukien, Tschekiang, Kiangsu, Anhuei, Hupe und Kueitschau, zusammen	95000
" " Provinz Honan	100000
" " Provinzen Setschuen und Yünnan . .	50000
" " " Schansi und Kansu	40000
" " Provinz Schantung	200000
" " " Tschili	150000
" " " Schengking (südl. Mandschurei)	30000
insgesamt:	2965000

oder gegen 3 Millionen Tonnen für die 18 Provinzen des Reiches und die südliche Mandschurei.

Die Zeit scheint endlich gekommen zu sein, in der das ohnehin reich gesegnete China die ihm noch beinahe unbekannte Quelle des nationalen Wohlstandes, die seine Kohlenfelder ihm bieten, in sehr erhöhtem Grade auszunutzen suchen wird. Gleich vielen anderen Verbesserungen und nützlichen Methoden ist auch die Ausbeutung der Steinkohle den Chinesen von den Fremden aufgenötigt worden. Den ersten Schritt hierzu hat Deutschland gethan, indem es von Kiautschou Besitz ergriff und sich den Bau einer Eisenbahn durch die Kohlenlager der Provinz Schantung gesichert hat. Dabei ist die Ausbeutung der Kohlenlager mit zur Bedingung gemacht worden.

Diese Eisenbahn wird von Kiautschou nach Weihsien führen, von da gegen Westen an der Nordgrenze des Gebirges entlang nach Poschanhsien und Tsinan Fu verlängert werden und so die nördlichen Kohlenlager der Reihe nach erschließen, und dem Hafen tributpflichtig machen. Die Felder sind günstig gelegen, die Flötze haben genug Mächtigkeit, um den Abbau zu lohnen, und die Beschaffenheit der Kohle läßt sie für den Gebrauch auf Dampfschiffen vorzüglich geeignet erscheinen. Dazu kommt als ein für den Hafen

selbst sehr günstiger Umstand in Betracht, daß es im ganzen südlichen und östlichen Asien keine Stelle giebt, wo gleich gute Steinkohle sich in solcher Nähe eines günstig gelegenen Verschiffungsplatzes findet. Die Felder von Kaiping liegen zwar dicht an der Küste, aber es fehlt an einem günstigen Hafenplatze in der Nähe, und die übrigen großen und ausgezeichneten Kohlenfelder liegen weiter im Binnenlande.

Deutschland kann sich demnach dessen rühmen, zuerst unter den Mächten durch Erwerbung eines guten Hafens und durch Erwerb wertvoller Eisenbahnkonzessionen fast unerschöpflichen Feldern der besten Kohle den Weg gebahnt zu haben, auf dem die chinesische Kohle in nicht zu ferner Zeit mit der japanischen und australischen Kohle in siegreichen Wettbewerb treten wird. Daß auch der wirtschaftliche Erfolg für den Wagemut der deutschen Unternehmer nicht ausbleiben dürfte, dafür bürgt neben dem Umstande, daß die Schantungkohle als erste in größerer Masse auf den Markt kommen wird, einmal ihre Güte und sodann der von Tag zu Tag steigende Bedarf.

Von unübersehbarem Nutzen wird der Aufschwung des Kohlenabbaus im Lande der Mitte sicherlich auch für die Chinesen sein, und zwar in erster Linie für den Dampfbetrieb des Verkehrs im Lande und für verschiedene Gewerbe. Es kann nicht ausbleiben, daß auch Mitglieder anderer Nationen, vom Streben nach Gewinn getrieben, sobald ihnen der Zugang zu den Kohlenfeldern uneingeschränkt gewährt ist, industrielle Einrichtungen, die auf der Höhe der modernen technischen Entwickelung stehen, einführen werden. Da nun nirgends gleich billiges Brennmaterial in gleich unerschöpflicher Fülle vorhanden und mit intelligenter und tüchtiger Arbeitskraft vereinigt ist wie in China, so können sich, wenn die Chinesen nur wollen, in kurzer Zeit Produktionsmittelpunkte ersten Ranges bei den bedeutenden Kohlenfeldern bilden.

Das Salz.

Das Salz für den Gebrauch der Riesenbevölkerung Chinas wird hauptsächlich aus dem Meerwasser oder aus Salzmarschen und Salzbrunnen gewonnen. In allen an der Küste gelegenen Provinzen finden wir Seesalzwerke. Marsch- und Brunnensalz gewinnt man dagegen vornehmlich in Schansi, Setschuen, dann in Yünnan und Kansu. Obgleich sich alle diese Werke in den Händen von Privatpersonen befinden, so stehen sie doch, wie uns bereits aus der Abhandlung „Finanzwesen“ (vergl. Seite 76 ff.) bekannt ist, unter Regierungskontrole, weil Salz seit 3000 Jahren Regierungsmonopol ist. Im frühern Altertum stand der Handel in diesem Artikel in ebenso hoher Achtung wie der Ackerbau. Der Eröffnung der Salzwerke wohnten alljährlich Prinzen bei.

In den an der Meeresküste gelegenen Werken wird das Salz nur zu bestimmten Zeiten des Jahres, die durch uralten Brauch festgesetzt sind, gewonnen. Chinesischen Begriffen zufolge eignen sich hierzu am besten die Monate von April bis August und zwar weil die während dieses Zeitraumes aus der Erde steigenden warmen Dünste den Verdunstungsprozeß beschleunigen sollen. Aus diesem Grunde wird das Seesalz nur während der warmen Monate gewonnen, im Herbst und Winter wohl niemals.

Die Chinesen wenden hierbei zwei Methoden an. Entweder kochen sie das Salzwasser, oder sie lassen es an der Luft verdunsten. Das Kochen geht in folgender Weise vor sich.

Am Eröffnungstage der Salzwerke wird der Unrat, der sich am Gestade angesammelt hat, entfernt, worauf man den Boden, auf dem man das Salz zu gewinnen beabsichtigt, umgräbt und ihn mit Bambusrohrstöcken klein und fein schlägt. Bei jedem Hochwasser wird das Seewasser mit sinnreich erdachten Behältern geschöpft und auf den umgegrabenen Boden so gleichmäßig und gründlich verteilt, als geschähe es mit einer Gießkanne. Bei Anbruch des Abends wird die Erde auf eine Seite geschaufelt, und zwar wirft man eine lange Reihe von Hügeln auf, um sie gegen etwa in der Nacht einfallenden Regen zu schützen. Am nächsten Tage vollzieht sich derselbe Prozeß, nur mit dem Unterschiede, daß die Erde, um geschützt zu liegen, nach einem besonderen Platze getragen wird. Ist das Wetter schön, so läßt man sie auf dem Salzgrunde trocknen.

Sobald nun die Erde völlig mit Salzteilchen gesättigt ist, wird sie von den Arbeitern nach den Öfen geschafft. Diese haben die Form einer Kiste, sind 9 Fuß lang, 2 Fuß hoch, 6 Fuß breit und 3 Fuß tief. In der Nähe jedes Ofens ist eine 8 Fuß tiefe Grube gegraben. Auf den Boden des Ofens wird verfaultes Holz gestreut. Darauf liegen dünne Bambusrohre. Dann folgt eine Schicht Reisholz, und endlich eine dicke Schicht Pflanzenasche. Auf diese oberste Lage schüttet man die zubereitete Erde, stampft sie fest und bedeckt sie mit Reisstroh. Dies wird mit Seewasser begossen, das durch die unteren Schichten sickert und als Salzsole in den in der Nähe befindlichen Brunnen fließt. Binnen 24 Stunden liefert jeder Ofen über 20 Tan d. h. etwa 1 Tonne reiner Salzsole. Nachdem man sie aus dem Brunnen geschöpft hat, wird sie zum Kochofen gebracht.

Das Salzkochen wird während der dazu bestimmten Zeit ohne Unterbrechung fortgesetzt. In jedem Ofen befinden sich mehrere Pfannen von verschiedener Größe, von denen einige zur Aufnahme der Sole, andere dazu bestimmt sind, daß sie in ihnen gekocht werde. Der Kochprozeß beginnt kurz vor Mitternacht und währt fast 12 Stunden. In dieser Zeit wird das Salz sechsmal herausgenommen. Sobald es sich zu härten beginnt, wirft man Schoten des Tsautschiabaumes (Gleditschia Chinensis) in die Pfannen, damit die Salzteilchen sich schneller verbinden. Ist das geschehen, so wird

das Salz herausgenommen und man füllt die Pfannen von neuem mit Sole. Im Durchschnitt liefern 600 Pfund der besten Sole 150 Pfund reines Salz. Die Chinesen nennen es „Feuersalz“ (Huoyen). Man gewinnt drei verschiedene Sorten, die sich schon durch ihre Farben, weiß, dunkelgrau und gelb, von einander unterscheiden. Das weiße Salz ist das beste, das dunkelgraue weniger gut, das gelbe viel schlechter und von recht bitterem Geschmack.

Die zweite Methode, den Salzbodensatz an der Luft der Verdunstung auszusetzen, weicht von der beschriebenen insofern ab, als man die Sole nicht kocht, sondern sie in eigenartig gepflasterte Behälter gießt, in denen man sie der austrocknenden Sonne und dem Luftzuge überläßt. Bei Sonnenschein reichen zwei Tage zur vollständigen Verflüchtigung aus, zu anderen Zeiten dauert es allerdings drei bis vier Tage. In diesem Falle leistet ein Nordwestwind dieselben Dienste wie die Sonnenstrahlen. Sollte das Wetter jedoch ungünstig sein oder gar Regen eintreten, so kann man kein Salz gewinnen.

In der Provinz Schansi giebt es große Landstriche, deren ganze Oberfläche stark mit Salzteilchen geschwängert ist. Um das Salz zu gewinnen, gräbt man Löcher in diesen Alluvialboden. In ihnen sammelt sich dann eine schlammige Sole, mit der man aufgelockerten Boden begießt. Dies Verfahren wird mehrere Male wiederholt, bis die Erde stark salzhaltig ist.

Man schüttet diese Erde zunächst in etwa fünf Fuß hohe, unten am Boden durchlochte Töpfe und gießt dann reines Brunnenwasser darauf. Nachdem dies durchgesickert ist, fließt es tropfenweise als konzentrierte Sole heraus. Durch den Verdunstungsprozeß gewinnt man nun Salz und Schwefel. Jenes ist dann freilich noch nicht gereinigt.

Der Hauptort für die Salzproduktion in Schansi ist eine im südlichen Teile der Provinz gelegene Salzmarsch. Sie ist nach Süden zu etwa 60 Kilometer von Pingyang Fu entfernt. Die Sole steigt dort seit undenklichen Zeiten aus den Salzmarschen auf die Oberfläche. Die Salzwerke im südlichen Schansi sind die größten Chinas. So giebt es z. B. in der Nähe von Yuentsching eine Salzmarsch, die über 50 Kilometer lang und fast 10 Kilometer breit ist. 150 Gesellschaften teilen sich in ihren Besitz.

Die Art, wie man das Salz gewinnt, ist einfach. Im Winter wird ein trichterförmiges, etwa 20 Fuß tiefes und an der Mündung 50 Fuß breites Loch in die Erde gegraben. Der Boden ist blauer Thon. In jenem Loch sammelt sich nun allmählich eine konzentrierte Sole, die man mit Eimern heraufschafft. Nachdem sie durch Röhren in Erdgruben geleitet worden ist, überläßt man es der Sonne, den Herstellungsprozeß zu vollenden.

Jede Gesellschaft gewinnt im Durchschnitt jährlich 15000 Picul. Der Jahresertrag jener Marsch ist demnach 2¼ Millionen Picul oder ungefähr 140000 Tonnen. Des Vergleiches halber sei hier angeführt, daß jedes der großen Salzwerke von Wieliczka und Staßfurt etwa nur ein Drittel dieser

Menge jährlich liefert. Der Preis im Kleinhandel beträgt in der Umgegend etwa 5—6 Pfennige für das Pfund. Diese Salzwerke liefern das Salz für Schansi, Nordschensi und den größeren Teil von Kansu sowie Honan.

Man findet jedoch in China auch ungeheure Landstrecken, deren Bewohner das Salz, diesen für den Lebensunterhalt durchaus notwendigen Artikel, aus Salzbrunnen beziehen. Diese, mehr als eintausend an der Zahl, befinden sich in der größten Provinz des Kaiserreiches, Setschuen, und zwar in dem als „Rotes Becken" bekannten Teile dieser Satrapie, etwa in dessen Mitte. Das Bohren dieser Brunnen, das viel Zeit in Anspruch nimmt und verhältnismäßig teuer ist, wird von Privatpersonen unternommen. Die Tiefe der Brunnen schwankt zwischen 1000 und 4000 Fuß, der Durchmesser beträgt ungefähr 5 bis 6 Zoll. Die Bohrmethode selbst ist die folgende.

Nachdem man auf die für das Bohrloch bestimmte Stelle einen Quaderstein gelegt hat, der in seiner Mitte die gewünschte 5—6 zöllige Öffnung aufweist, läßt man in ihr eine etwa 15 Fuß lange und 200 Pfund schwere Ramme spielen, deren unteres Ende von Stahl, ringsum eingekerbt, oben etwas konkav und unten rund ist. Am Bohrloch ist ein Gerüst aufgeschlagen. Von diesem aus setzen sechs bis acht Männer einen Schnellbalken in Bewegung, der die an ihm mit einem Rotangstricke befestigte Ramme mehrere Fuß hoch hebt, worauf sie durch ihre eigene Schwere wieder in das Bohrloch fällt. In dies wird von Zeit zu Zeit etwas Wasser gegossen, um die durch das Rammen sich bildende pulverisierte Steinmasse — der Boden besteht meist aus Sandstein und Thon — zu nässen, und das Bohren dadurch zu erleichtern.

Sobald das Bohrloch mehrere Fuß tief ist, rammt man hölzerne Röhren hinein, sowohl um die Öffnung zu schützen, wie auch um das in der unmittelbaren Nähe befindliche Wasser am Eindringen in den Brunnen zu verhindern. Mit dem Tieferwerden des Schachtes werden dann weitere Rohrlängen an die bereits in der Öffnung vorhandenen gefügt. Sind die Bodenverhältnisse günstig, so kann man in 24 Stunden ungefähr 2 Fuß bohren. Zur Fertigstellung eines Brunnens gebraucht man demnach mitunter zwei bis drei Jahre. Doch soll es auch vorgekommen sein, daß man dreißig bis vierzig Jahre lang bohren mußte, ehe man auf die Sole traf, und zwar erst in einer Tiefe von 3—4000 Fuß. Meist findet sie sich aber bereits in einer Tiefe von 800—1000 Fuß.

Um die Sole heraufzuschaffen, wird in das Bohrloch eine 25 Fuß lange Bambusröhre herabgelassen. Diese hat an ihrem Ende ein Ventil, um die Sole am Brunnenboden aufzunehmen. Es schließt sich, sobald der „Eimer" heraufgezogen wird. Er wird in der Regel durch eine Art von Krahn gehißt. Dieser besteht aus einem 50—150 Fuß hohen Holzgerüste, das genau über dem Brunnen errichtet ist. Von dem oberen Ende des Krahnes führt ein einfacher Flaschenzug zu einem aus Bambus gefertigten, 12 Fuß im Durch-

messer breiten Cylinder, den die Chinesen „Trommel“ nennen. Dieser ruht auf einer vertikalen Achse; um ihn herum führt ein Rotangtau.

An dies werden zwei bis vier Ochsen oder Maulesel gespannt, die das Aufhissen des Eimers, der gefüllt 200 bis 250 Pfund wiegt, besorgen. Bei tiefen Brunnen dauert es mitunter eine halbe Stunde, ehe er heraufkommt. Der Eimer wird, wenn er oben ist, in einen Behälter entleert und die Sole fließt dann durch Leitungen in lange Gruben. Nachdem die Zugtiere ausgespannt worden sind, sinkt der Eimer infolge seiner eigenen Schwere wieder auf den Boden des Brunnens nieder.

Die aus diesen Brunnen gewonnene Sole hat eine schmutziggelbe, mitunter auch dunkelgrüne Farbe. Die tiefen Brunnen liefern die dunkelgrüne Sorte. Sie hat den doppelten Salzgehalt der gelben. Zwei Salzarten werden gewonnen, ein grobes, weißes Krystallsalz und ein feingeädertes grünes Salz, das in harten Würfeln ausgeführt wird. Je nach der Güte kostet der Picul an Ort und Stelle 1 bis 3 Taels, demnach das Pfund ungefähr 3 bis 9 Pfennige.

Um den Verdunstungsprozeß herbeizuführen, wird die Sole durch Bambusröhren in eiserne, in Ziegelsteinöfen eingemauerte Pfannen geleitet. Diese haben einen Durchmesser von 4 bis 6 Fuß und wiegen 1000 bis 1500 Pfund. Nachdem sie mit Sole gefüllt sind, beginnt das Kochverfahren. Als Brennmaterial dient ausschließlich Gas. Dies wird aus Brunnen, die sich in unmittelbarer Nähe befinden, gewonnen. Sie sind zweifellos Petroleumquellen. Von den Gasbrunnen gehen Bambusrohrleitungen nach den Pfannen. Das an der Öffnung ausströmende Gas wird angezündet. Die Flamme riecht nur wenig*). Die Verdunstung währt je nach der Stärke der Flamme zwei bis fünf Tage. Nachdem das Salz ausgekocht ist, wird es in Bambuskörbe geschüttet und gewaschen.

*) Auf diese Gasbrunnen ist man durch Zufall gestoßen. Als man nämlich Salzbrunnen anzulegen beabsichtigte, fand man bald, daß dem Bohrloch ein starkes Gas entströmte. Die Arbeit mußte darauf hin eingestellt werden und man benutzte das Gas zu Feuerungszwecken. Es wird auch als Beleuchtungsmittel in den Salzfabriken verwendet, aber noch nicht zur Beleuchtung der Straßen. Die Eingeborenen nennen diese Gasbrunnen „Feuerquellen“ (Hotsing). Ihre Mündung ist von einer mehrere Fuß hohen Mauer umgeben, damit kein Feuer sie treffen kann. Bei manchen Quellen befinden sich auch große Behälter, in denen das Gas aufbewahrt und je nach Bedarf den verschiedenen Pfannen zugeleitet wird. Es giebt dort einige zwanzig dieser Feuerbrunnen.

Petroleumquellen.

Die Thatsache, daß der Chinese die unermeßlichen Schätze, die im Innern der Erde seines Vaterlandes schlummern, noch nicht im entferntesten auszunutzen verstanden hat, tritt äußerst grell in dem Umstande zu Tage, daß die vielen Petroleumquellen, die man in manchen Gegenden des Reiches findet, noch immer ganz unbenutzt daliegen. Daß sie vorhanden sind, geht schon aus der Beschreibung der sogenannten „Feuerquellen" bei den Salzbrunnen Setschuens hervor, die ohne allen Zweifel Petroleumquellen sind. Die Folge der chinesischen Gleichgiltigkeit ist, daß China das Erdöl in stets steigender Menge vom Auslande beziehen muß, während es seinen Bedarf aus den eigenen Quellen decken könnte*).

Die Einfuhr von Petroleum hat bei seiner allgemeinen Beliebtheit unter den Chinesen die hochfliegendsten Erwartungen der Importeure dieses Artikels noch bei weitem übertroffen. Die Ursache hierfür ist nicht schwer zu finden. Nach Einbruch der Nacht ist das Innere eines chinesischen Hauses beständig in Halbdunkel gehüllt. Elende Talglichter oder Öllampen sind die Beleuchtungsmittel, die der Scharfsinn der Landeskinder zu erfinden imstande gewesen ist. Man kann eine Petroleumlampe in dem trüben Luftkreise eines chinesischen Hauses zur Abendzeit mit einem elektrischen Lichte vergleichen, das mit einem Binsenlicht wetteifert.

Die Billigkeit des Öls hat natürlich auch viel zu seiner Beliebtheit beigetragen, und der ungemein ökonomisch angelegte Chinese scheute daher nicht den Luxus, ein prächtiges Licht zu sehr mäßigem Preise sich zu verschaffen. Vor etwa vierzig Jahren wurden nicht einmal 1/4 Million Gallonen Petroleum nach China eingeführt. Im Jahre 1890 war diese Zahl bereits auf 30 Millionen und ein Jahrzehnt später sogar auf fast 100 Millionen Gallonen teils amerikanischen, teils russischen Öls im Werte von etwa 12 Millionen Haikuan Taels gestiegen. Petroleum nimmt heute in der Einfuhrliste nach China, falls wir vom Opium absehen, bereits die zweite Stelle ein; an der Spitze stehen Baumwollwaren.

Dieser Umstand wird wohl in erster Linie dazu beigetragen haben, die Aufmerksamkeit gewisser Regierungskreise auf die Ausbeutung der in ihrem Einflußgebiete gelegenen Petroleumquellen zu lenken. Die große, im Westen gelegene Provinz Setschuen scheint für die Erschließung der Quellen die besten Aussichten zu bieten. Französische und amerikanische Ingenieure haben daher im Interesse französischer bezw. amerikanischer Kapitalisten jene Gegen-

*) Hierzu liefert die Kohleneinfuhr nach China ein Seitenstück. Trotz seiner riesigen Kohleneinfuhr wurden im Jahre 1899 nach den chinesischen Vertragshäfen aus dem Auslande „schwarze Diamanten" im Werte von fast 20 Millionen Mark eingeführt.

den bereist und vielversprechende Berichte eingesandt. Mit gewohntem Mißtrauen hat sich jedoch die Provinzialregierung noch nicht entschließen können, behufs rationeller Ausbeutung der Ölquellen mit dem Ausländer Hand in Hand zu gehen. Sie hofft, ohne fremden Beistand die Sache ins richtige Geleise bringen zu können.

Die reichste Petroleumgegend der Provinz Setschuen scheint, soweit dies zur Zeit bekannt ist, in der Nähe der Stadt Tselintsching gelegen zu sein. Der Platz liegt etwa auf dem halben Wege zwischen dem Vertragshafen Tschungking und Sütschau, die beide an einem Nebenflusse des oberen Yangtse liegen.

In der Nähe von Tselintsching sind ganz unlängst neue Petroleumquellen gefunden worden, die noch viel bedeutender sind, als die bisher dort ausgebeuteten. Das dort gewonnene Erdöl enthält allerdings nur einen wenig bedeutenden Prozentsatz von Petroleum, weil die Bohrungen aus Mangel an geeigneten Tiefbohrvorrichtungen noch nicht bis zu genügender Tiefe vorgenommen worden sind.

Das dort gewonnene Erdöl wird unraffiniert in Gebrauch genommen, so daß es der Beleuchtung so dient, wie es von der Quelle kommt. Man läßt es nur einige Zeit in größeren Behältern stehen, damit die in ihm enthaltenen, fremden schweren Bestandteile sich als Bodensatz absetzen können. Für den Lokalverbrauch wird das Petroleum in Fässer gefüllt, die 80 Katties von je 1⅓ englischen Pfund enthalten und um 60 Käsch, also etwa 12 Pfennig, verkauft werden. Es ist dies der Preis für den Kleinverkauf.

Die Gewinnungsart dieses Erdöls ist allerdings die denkbar einfachste. Sie würde natürlich, sobald europäische Kapitalisten sich für die Ausbeutung der chinesischen Petroleumgebiete alles Ernstes interessierten, in ganz anderer Weise eingerichtet werden müssen*). Vor allen Dingen wäre es notwendig, bis zu größerer Tiefe zu bohren, da dann, nach Aussage von Ingenieuren, die im pennsylvanischen Petroleumgebiete Erfahrungen gesammelt haben, ein Erdöl von der Güte des pennsylvanischen Öls gewonnen werden könnte. Jetzt ist bei den ungenügenden Vorrichtungen ein großer Teil des Petroleums im höchsten Grade unrein, so daß nur 20% von dem oben abgeschöpften Öle zur Verwendung kommen können.

Der Durchmesser dieser Petroleumquellen ist ungefähr 3½ Fuß. Mit Anwendung echt chinesischer Langsamkeit hat es fast zwanzig Jahre gekostet, um eine Tiefe von 300 Fuß zu erreichen. Die Bohrarbeit chinesischer Unternehmer konnte nicht mehr erreichen als an einzelnen Tagen die Erbohrung

*) Das bereits von uns erwähnte „Pekingsyndikat“ (siehe Seite 623) hat auch die Petroleumgerechtsame über die ganze Provinz Schansi von der Regierung erworben. Die Ingenieure dieses englisch-italienischen Unternehmens haben nach ihrem Besuch der Provinz erklärt, daß Anzeichen vom Vorhandensein von Petroleum im größeren Teile des Südwestens von Schansi erkennbar seien.

von Zeit zu Zeit krampfhafte Versuche gemacht, um eine gewisse Gleichförmigkeit in seinem Währungssystem herbeizuführen, doch wurde die Centralregierung hierbei von Seiten ihrer Unterthanen nie hinreichend unterstützt. Und so kommt es, daß noch heute in ganz China in dieser Hinsicht ein Chaos von Gegensätzen herrscht, das jede abendländische Nation im Laufe eines Menschenalterts an den Rand unlösbarer Verwirrung führen würde.

Man darf das Reich der Mitte mit Recht „das Land der Anomalien" nennen, und die am meisten ins Auge fallende ist wohl, daß die älteste Nation der Erde auch heute noch, wenigstens für alle praktischen Zwecke, kein Kurantgeld hat. So verhält es sich in der That, denn man kann das seit Jahrtausenden kursierende, den Ausländern als „Käsch"*) bekannte Kupferstück billigerweise doch nicht Geld nennen, — es ist, um einen Ausdruck Shakespeares anzuwenden, „filthy lucre", schmutziger Gewinn. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß man etwa 500 solcher Münzen, von denen jede ungefähr die Größe unseres Markstücks hat, in seinem Geldbeutel haben muß, ehe man sagen kann: ich habe Geld im Werte von 1 M. bei mir, so muß einem die Ungeheuerlichkeit einer solchen Münze klar vor die Augen treten. Seit den Tagen des Confucius, mithin seit ungefähr 2500 Jahren, ist aber diese Münze der einzige Repräsentant des Kurantgeldes in China gewesen.

Aber hiermit endet nicht die Jammerlitanei, die man über diese Münze anstimmen muß, denn die mit Bezug auf ihre Währung obwaltenden, entsetzlichen Verhältnisse spotten jeder Beschreibung. So sind z. B. 1000 Käsch nicht 1000 Käsch, ebensowenig wie 100 Käsch 100 Käsch sind, sondern eine andere und ganz unbestimmte Anzahl, die man aus Erfahrung kennen lernen muß. In manchen Gegenden des Reiches zählt z. B. 1 Käsch für zwei und zwar in allen Fällen, wo man mehr als 20 Käsch für einen Gegenstand verausgabt, so daß, wenn jemand hört, daß man ihm 500 dieser Münzen auszahlen wird, er sogleich weiß, daß er nur auf 250 rechnen kann, und zwar nach Abzug lokaler Zahlungsgebühren, deren Höhe in den verschiedenen Orten beständig wechselt. Das kleine und gefälschte Käschstück**) findet man beständig mit dem großen und gesetzlichen vermischt, was wiederum Anlaß zum Streit zwischen Käufer und Verkäufer giebt. In manchen Provinzen Chinas wie z. B. in Honan geht jederman mit zwei ganz verschiedenen Sätzen von Käsch zum Markt; von diesen besteht der eine Satz aus guten und falschen, der andere ausschließlich aus gefälschten Kupferstücken. Gewisse Artikel werden nur mit diesen bezahlt!

Der Chinese reiht diese Käschmünze, die deshalb ein viereckiges Loch in

*) Die Chinesen nennen die Münze „Tschien". Das Wort „Käsch" stammt von dem moorischen Namen für jenes Zinngeld her, das die Portugiesen im 16. Jahrhundert von Malabar nach Malacca brachten und das von ihnen „caixa" genannt wurde.

**) Man fälscht es zumeist mit Eisenfeilspänen, Sand und Spiauter.

der Mitte hat, auf Reisstrohschnüren zu 500 oder 1000 (nominell) Stück, „Tiao“ genannt, auf.*) Infolge der Schwere der Münzen reißen die Schnüre häufig und der Zählprozeß muß dann von neuem vorgenommen werden. Käsch im Werte eines preußischen Thalers wiegen etwa 10 Pfund; man kann demnach den Reichtum, den man in dieser Münzsorte in seinen Taschen trägt, nur auf wenige Groschen schätzen. Will man jemand eine Schuld in Höhe von 100 Thalern abzahlen, so gebraucht man zur Fortschaffung dieser 150000 Kupferstücke schon Pferd und Wagen. Man muß mithin darüber staunen, daß die Chinesen angesichts dieser Währungsungeheuerlichkeiten überhaupt Geschäfte machen können, und doch haben sie sich daran gewöhnt, so daß sie die Last kaum zu bemerken scheinen. Das Käsch ist nach wie vor die Münze, deren sie sich bei allen gewöhnlichen Handelsabschlüssen bedienen.

Über den Ursprung des Kupfergeldes in China ist viel gestritten worden. Viele Numismatiker sind der Ansicht, daß die Erfindung einem der Minister des Kaisers Wen Wang, der im 12. Jahrhundert v. Chr. lebte, zuzuschreiben sei. Er soll die Münze zuerst in die Provinz Schensi und sodann nach Schantung eingeführt haben.

Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß Kupfergeld in der Form des heutigen Käschstückes bereits um das Jahr 500 v. Chr. im Umlauf war. Aus einem zu jener Zeit verfaßten Geschichtswerke geht nämlich hervor, daß im Jahre 524 auf Befehl des damals regierenden Kaisers der Tschaudynastie in der Provinz Honan ein größeres Kupferstück gegossen wurde, als bisher im Brauch gewesen war. Schon damals hatte das Käsch ein Loch in der Mitte sowie auch eine Umschrift in zwei Wortzeichen: „Große Münze 50“. Diese Münze wog eine halbe Unze und war zu unbequem für den Handel, weshalb man sie bald wieder abschaffte. Es ist bemerkenswert, daß das Käsch damals, wie auch heute noch großenteils, in der Regel nicht geprägt, sondern gegossen wurde.

Als um das Jahr 230 v. Chr. Tsin Schi Hoang Ti den Feudalstaat aufhob und China unter Annahme des Titels „Ti“ d. h. Kaiser, anstatt des bislang gebräuchlichen „Wang“ d. h. König, zu einem absolut regierten, einheitlichen Reiche machte, bemühte er sich auch darum, seinem Lande ein gleichartiges Münzsystem zu geben.

Er ließ daher eine Goldmünze gießen, deren Einheit das „Ji“ oder 20 Liang (1 Liang = 1 chinesische Unze) war, ferner ein Kupferstück, das

*) In Wirklichkeit findet man in den verschiedenen Teilen des Kaiserreiches auch eine ganz verschiedene Anzahl von Münzen auf diese „Tiao“ gereiht. In Schensi und Yünnan findet man nur 700 oder 780, in Kansu nur 480 Käsch auf einem „Tiao“, und östlich von Tientsin gar nur 333. In den Vertragshäfen schwankt die Ziffer allerdings nicht so bedeutend, doch hat auch dort der Unterschied mitunter schon 20% betragen.

½ Liang wog. Silber, Zinn, Nephrit und Perlen durften fortan nicht mehr als Tauschmitel oder anstatt Geldes verwendet werden.

Dies Münzsystem erhielt sich bis zum Beginn der Handynastie. Der erste Kaiser dieser Dynastie, Kau Tsu, schaffte es im Jahre 204 v. Chr. ab. Er ließ dünne Kupferblättchen gießen mit der Inschrift: „Heu Tsching" d. h. die Erhöhung der Han. Doch auch dies Geld war nur von kurzer Dauer, denn schon im Jahre 187 v. Chr. ließ die Kaiserin Kau Heu Kupferstücke im Gewicht von vier chinesischen Unzen gießen. Zehn Jahre später führte Kaiser Wen Ti wieder eine neue Münze ein, da die Falschmünzerei ungemein stark um sich gegriffen hatte.

Es dürfte kaum für uns von Interesse sein, alle Versuche zu verfolgen, die die chinesiche Regierung von Zeit zu Zeit machte, um eine gewisse Ordnung in das Münzsysten zu bringen. Bald wurden Falschmünzer schwer bestraft, bald gab man die Prägung frei; mitunter galten auch Silber, Blei und Eisen als zu Münzzwecken dienliche Metalle. Als im Jahre 25 n. Chr. die Nach-Handynastie ans Ruder kam, führte ihr erster Herrscher ein neues System ein, das fünf Münzsorten in 28 verschiedenen Werthöhen umfaßte.

Das Schicksal des Käschstücks hat sich in den 250 Jahren, seitdem die gegenwärtige Dynastie auf dem Throne sitzt, nur wenig geändert. Der chaotische Zustand dauert unverändert fort, obwohl der Guß der Münzen durch kaiserliche Verordnungen geregelt wird. Bei jedem Thronwechsel läßt das Finanzministerium elfenbeinerne Muster für neue Kupfermünzen anfertigen. Finden sie die Allerhöchste Genehmigung, so wird eine Anzahl Münzen gegossen und an die verschiedenen Münzstätten verteilt. Die höchsten Provinzialbehörden lassen darauf mehrere „Mustermünzen" gießen, die an den Thron zur Begutachtung gesandt werden. Nach erfolgter Genehmigung darf das Geld in Umlauf gesetzt werden.

Das Gewicht und die Legierung dieser Kupferstücke sind von jeher großen Schwankungen unterworfen gewesen. Das Normalgewicht für das Käsch ist 1 „Tschien", 1/10 einer chinesischen Unze, und der Normalwert soll 1/1000 eines Silbertaels sein. Das ist aber, wie wir sehen werden, keineswegs immer der Fall gewesen, obgleich das Gießen des Käsch unter der Aufsicht der Generalgouverneure oder Gouverneure der Provinzen steht. Die Menge der Münzen, die in Umlauf gesetzt werden dürfen, hängt von den Erlassen des Finanzministeriums ab.

Nach der Theorie haben die genannten Würdenträger darauf zu achten, daß die Anzahl der Kupferstücke, die jährlich gegossen werden, für den Bedarf des Volkes ausreicht, während anderseits die Ausgabe nicht so groß sein darf, um eine Entwertung zu veranlassen. In der Praxis finden diese Vorschriften allerdings keine Anwendung. Den kaiserlichen Bestimmungen zufolge sollen in den neunzehn Münzstätten Chinas (drei von ihnen befinden sich in

Tschili) jährlich rund 2 500 000 000 Käschstücke gegossen werden. Von dieser Ziffer liefert Tschili fast die Hälfte.

Wie schon gesagt worden ist, ist die Legierung des Käsch von jeher großen Schwankungen ausgesetzt gewesen; sie richtet sich je nach den Bedürfnissen der Zeit und des Platzes. Für die Periode von 1644, dem ersten Regierungsjahre der Tsingdynastie, bis 1722 war das Verhältnis im allgemeinen: Kupfer 50, Zink 41½, Blei 6½, Zinn 2 Teile. Nach dieser Zeit bestand die Mischung bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts aus gleichen Teilen Kupfer und Zink. In neuerer Zeit soll die Legierung des Käschstückes sein: 54 Teile Kupfer, 42.75 Zink, und 3.25 Blei, doch schwanken diese Sätze mitunter ganz bedeutend. So wird z. B. in den Provinzen, in denen das Kupfer von geringerer Güte ist, statt des Bleies nur Zinn gebraucht.

Mit dem Gewicht hat es sich stets ähnlich verhalten. Es betrug beispielsweise für:

Einhundert	Kien Lung (1736—1796) = Käsch	12.19	chinesische Unzen
"	Kia King (1796—1821) = Käsch	10.73	" "
"	Tao Kuang (1821—1851) = Käsch	10.80	" "
"	Hien Feng (1851—1862) = Käsch	9.—	" "
"	Kuang Hsü (altere Regierungs) = Käsch	9.80	" "
"	" (neuere aus Regierungsmünzen)	6.80	" "

Nicht nur das Gewicht, sondern auch der Kupfergehalt der Münzen ist, namentlich in neuester Zeit, ganz erheblich heruntergegangen. Diese Entwertung ist dem Steigen des Kupferpreises und dem Fallen des Silberpreises zuzuschreiben. Wie diese Entwertung im Laufe etwa des letzten Jahrhunderts sich entwickelt hat, veranschaulicht die folgende Zusammenstellung. Das Käsch zu Kien Lungs Zeiten und das seit einigen Jahren von der Regierungsmünzstätte zu Tientsin geprägte Geldstück weisen nachstehendes Verhältnis auf:

Kien Lung:		Kuang Hsü:	
Kupfer	50.00 %	Kupfer	55.69 %
Zink	41½ %	Zink	41.56 %
Blei	6½ %	Eisen	3.24 %
Zinn	2.00 %		

Während aber einhundert Kien Lung-Käsch 12.19 chinesische Unzen wogen, beträgt das Gewicht der neueren Kuang Hsü-Käsch nur 6.80 Unzen. Da demnach der Metallwert jener gegenwärtig ihren Kurswert um ungefähr das Doppelte übersteigt, so ist es unausbleiblich, daß die alten, kupferreichen Münzen verschwinden. Der Kupfer verbrauchende Handwerker wird, anstatt mit diesen wertvollen Käsch Kupfer zu kaufen, die Käschstücke selbst zur Herstellung seiner Ware benützen. Daher rührt der Mangel an Käsch, der sich

im ganzen Kaiserreiche anhaltend fühlbarer macht, daher auch die Zunahme von gefälschten, minderwertigen Kupfermünzen.

Das Verschwinden der älteren, wertvollen Kupfermünzen ist demnach selbstverständlich, namentlich wenn man erwägt, daß bereits während der Regierungszeit des jetzigen Kaisers Kuang Hsü das Gewicht des Käsch von 9.80 Unzen auf 6.80 Unzen gefallen ist. Das Fortschreiten dieses Prozesses hängt von dem künftigen Verhalten zweier Faktoren ab, von dem in Gold ausgedrückten Marktwerte des Silbers und des Kupfers.

Die Entwertung des Silbers hat in der Hauptsache die Entwertung der Käsch seit Anfang der neunziger Jahre herbeigeführt. So war, z. B., der Wert eines Tientsin Taels im Jahre 1892 = 3100 kleine Käsch, 1895 = 2800, 1898 = 2400 und 1899 sogar nur noch 2080 Käsch. Die letzten starken Entwertungen sind dem Steigen des Kupferpreises zuzuschreiben, die vorhergehenden der „Silberentthronung".

Daß der Wert der in den Münzstätten hergestellten Kupferkäsch*) vom Preise des Kupfers abhängt, liegt auf der Hand. Denn der Umstand, daß die Prägung in den kaiserlichen Münzstätten unbeschränkt ist und der andere, daß die Münze auch sonst leicht hergestellt werden kann, hindern die Herstellung eines festen Wertverhältnisses. Wenn man nur eine beschränkte Zahl von Käsch ausprägen ließe, so würde die Münze sofort den Charakter der Scheidemünze erhalten und damit zu den Silbermünzen in ein festes Verhältnis gebracht werden können.

Das ist aber nicht der Fall. Die Herstellung der Käschmünzen ist trotz der kaiserlichen Vorschriften eine unbeschränkte. Sobald daher der Marktwert des Käsch den des Rohkupfers übersteigt, wird der Direktor der Münzstätte den günstigen Zeitpunkt ausnutzen, nach Kräften Kupfer kaufen und dies in Geld umprägen lassen, womit er erst aufhört, wenn er bei dem Geschäfte seine Rechnung nicht mehr findet.

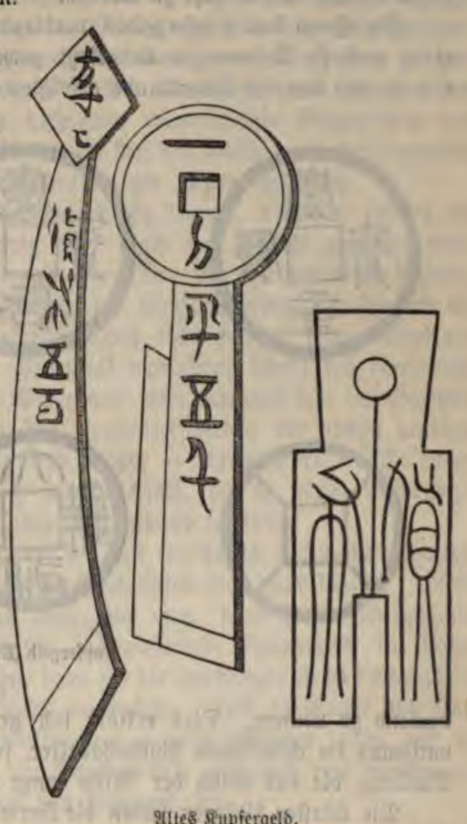
Anderseits darf nicht übersehen werden, daß die unberechtigte Herstellung von Käschstücken sehr leicht ist. Sie werden, wie schon bemerkt ist, nicht geprägt, sondern gegossen, was fast jeder Chinese, ohne daß er kostspieliger Apparate bedürfte, fertig bringt. Thatsächlich hat denn auch die Falschmünzerei in China einen ungeheuern Umfang angenommen. Daß aber die Falschmünzer sich nicht darauf beschränken, die Münzen nachzumachen, sondern sie auch in Bezug auf ihren Metallgehalt minderwertig herzustellen, ist eine alte Erfahrung. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Der Metallwert der Käschstücke ist durch die Falschmünzerei mit der Zeit immer weiter heruntergebracht worden.

---

*) Sie sind die einzige, durch kaiserliches Gesetz vorgeschriebene Münze. In ihr wird die Grundsteuer erhoben, werden alle kleineren Handelsabschlüsse abgewickelt. Auch viele Geschäfte von Bedeutung werden in ihr abgeschlossen.

Infolge des schnellen Steigens des Kupferpreises gewannen natürlich auch die Käsch dem Silber gegenüber an Wert. Und so kam es, daß eines schönen Tages die Zahl der sonst dem Werte eines Tael oder eines Dollar entsprechenden Käsch erheblich geringer wurde. Das mußte natürlich im Kleinhandel arg empfunden werden.

Man hat daher verschiedentlich versucht, einen Ausweg zu finden, und öfter ist die Frage aufgeworfen worden, warum man nicht einfach eintausend Kupferkäsch einem mexikanischen Dollar, der etwa 2 Mark gilt, gleichwertig macht. Zur Zeit hat er den Wert von etwa nur 900 Käsch. Eine derartige Maßnahme ist aber, so leicht sie erscheinen mag, dennoch unmöglich.



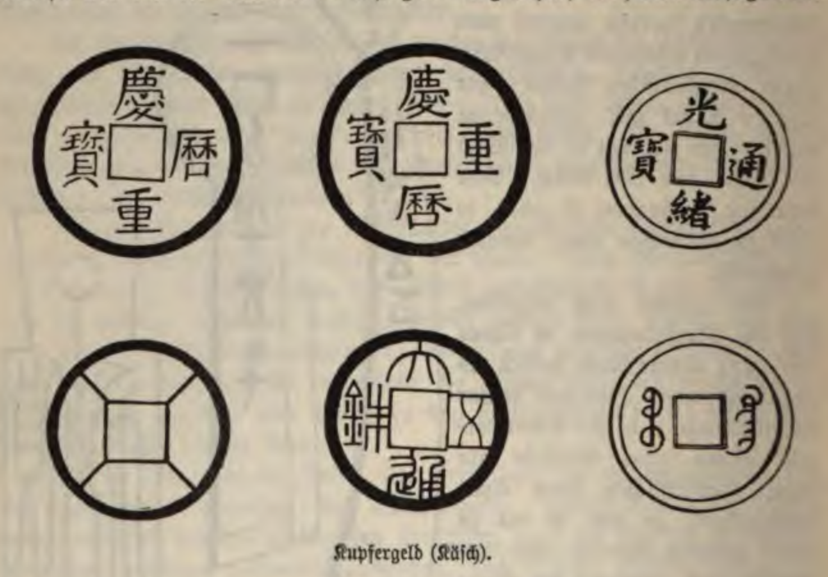
Altes Kupfergeld.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kupfermünzen in China eine ganz andere Rolle spielen als im Abendlande. Hier sind sie nur Scheidemünze d. h. der Staat verleiht ihnen ohne Rücksicht auf ihren thatsächlichen Wert einen Zwangskurs, zu dem sie bis zu einem gewissen Betrage jeder annehmen muß, wogegen der Staat die Garantie übernimmt, daß eine bestimmte Zahl von Stücken jederzeit gegen Silber eingelöst wird. Das Münzen falschen Kupfergeldes kommt bei uns bei der steten Aufsicht der Regierung, der Schwierigkeit, eine Münze einzurichten, und dem beschränkten Umlauf dieser Münzsorte sehr selten vor.

Chinesische Kupfermünzen sind aber keine Scheidemünzen. Sie sind einfaches gesetzliches Zahlungsmittel und zwar annähernd im Werte des in ihnen enthaltenen Kupfers. Den Preis des Käsch von vornherein festzustellen, ist daher gerade so unmöglich, wie den des Reises, des Weizens oder irgend eines anderen ähnlichen Produktes. Allen Gesetzen zum Trotz wird der Preis stets nur durch Angebot und Nachfrage geregelt werden. Wenn das Kupfer in eintausend Käschstücken mehr wert ist, als ein Dollar, so wird kein Mensch für eintausend Käsch einen Dollar nehmen.

Jeder Versuch, einen Zwangskurs einzuführen, würde lediglich ein völliges Verschwinden der Käschmünze zur Folge haben. Umgekehrt würde in dem Augenblick, wo der Kupfergehalt von eintausend Käsch weniger als ein Dollar ist, eine unglaubliche Menge Käsch auf dem Markte erscheinen, um sofort gegen Silber eingetauscht zu werden.*)

Die Form des Kupfergeldes verdient ebenfalls unsere Beachtung. Obgleich auch sie Änderungen ausgesetzt gewesen ist, so sind diese doch, wenn wir sie mit den im Abendlande erfolgten vergleichen, verhältnismäßig unbe-



Kupfergeld (Käsch).

deutend zu nennen. Dies erklärt sich großenteils aus dem starken Konservatismus im chinesischen Volkscharakter, ferner aber auch aus der politischen Stellung, die das Reich der Mitte lange Zeit hindurch eingenommen hat.

Die ältesten Münzen haben die Form einer Tessera und sind oben durchlocht. Sie waren namentlich unter der Vor-Handynastie (206 v. bis 25 n. Chr.) sehr beliebt. Noch ältere Münzen hatten eine schwertförmige Gestalt, andere ähnelten einer Lanzenspitze. Unter der jetzigen Dynastie hat das Kupfergeld die runde Form beibehalten. Während ihrer Regierung sind

*) Zu bemerken ist hierbei, daß die Regierung seit etwa einem Jahrzehnt in ihren Provinzialmünzstätten, die nach europäischem Muster eingerichtet sind und deren Apparate auch aus Europa bezogen wurden, neue Käschstücke prägen läßt, die mit dem alten Käsch verglichen zweifellos ein großer Schritt zur Vervollkommnung sind. Aber diese neuen Münzen finden ihren Weg nur selten ins Innere des Landes, wo sie von der Bevölkerung sogar häufig mit Mißtrauen entgegengenommen werden.

mehrere hundert verschiedene Sorten ausgegeben worden, von denen manche einen Wert von fünfzig, ja sogar von einhundert Käschstücken hatten.

Das zur Zeit im Umlauf befindliche Käsch hat, wie schon angedeutet ist, etwa die Größe unseres Markstückes, doch ist es bedeutend dünner. In der Mitte befindet sich ein viereckiges Loch, um es auf die Schnüre reihen zu können. Auf der einen Seite zeigt die Münze vier chinesische Schriftzeichen. Zwei geben den Namen der Regierung des Kaisers an, die beiden anderen sind gleichbedeutend mit „Kurantgeld". Die Mehrzahl dieser Münzen hat heutiges Tags auf dem Revers noch zwei mandschuische Wortzeichen, von denen das eine die Provinzialmünze, aus der das Käsch herstammt, angiebt, das andere jedoch ebenfalls gleichbedeutend mit „Kurantgeld" ist.

Aus dem Gesagten wird jeder entnehmen können, daß eine Lösung der Währungsfrage ungemein schwierig ist. Nach der Ansicht mancher europäischer Sachverständiger giebt es nur einen Weg für eine gründliche Reform, daß nämlich die kaiserliche Regierung die Kupferwährung zu Gunsten der Silberwährung aufgiebt. Sie glauben, daß dies an sich keine besonderen Schwierigkeiten machen würde. Das Volk wenigstens dürfte sich damit sehr bald einverstanden erklären, und Widerstand wäre lediglich von den Beamten zu erwarten. Diese ziehen aus den Kursunterschieden der beiden heutigen Währungen in China — Kupfer und Silber — ihren Vorteil. An ihrem Widerstande würde voraussichtlich jeder Versuch, die so nötige Währungsreform durchzuführen, noch auf lange Zeit hinaus scheitern.

Wir sind jedoch der Ansicht, daß die Zeit für China noch nicht gekommen ist, in der Silbermünzen den Platz des Käschstückes einnehmen können. Dieses Kupfergeld, so unvollkommen es auch sein mag, wird voraussichtlich auch noch im laufenden Jahrhundert für das passendste Kurantgeld im Lande der Mitte betrachtet werden müssen, denn für die Zopfträger ist die Münze die geeignetste, die die größte Teilbarkeit ermöglicht. Geld im Werte von einer Mark läßt sich heute in fast fünfhundert einzelne Münzen teilen, und die passen sich sowohl den Preisen der Marktartikel, wie auch dem Einkommen der großen Masse des Volkes auf das bequemste an.

II. Silbergeld und Goldbarren.

Als vor etwa vier Jahrzehnten in den Ergänzungsvertrag, den damals die nordamerikanische Union mit China abschloß, eine Klausel eingeschaltet wurde, der zufolge der Kaiser von China versprach, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Idee der Einführung eines einheitlichen Geldsystems in der ganzen civilisierten Welt verwirklicht werde*), hatte dieses

*) Bekanntlich trug man sich zu jener Zeit in Europa und Amerika mit dem Gedanken, die Münzen und Maße aller Länder der Erde auf eine Einheit zurückzuführen.

Versprechen allerdings seine heitere Seite, wenn man sich erinnerte, daß China in Wirklichkeit kein des Namens wertes Kurantgeld besaß.

Daß es mit diesem Versprechen auch nicht sehr ernst gemeint war, ging schon aus einer Mitteilung des Auswärtigen Amtes zu Peking zehn Jahre später, 1878, hervor, durch die es jenes Versprechen den Vertretern der Fremdmächte unterbreitete. Dies Schriftstück war eine Antwort auf einen Vorschlag der Gesandten, der die Aufmerksamkeit der Centralregierung auf die Thatsache lenken sollte, daß aus der Einführung eines geeigneteren Geldes sowohl der ganzen Bevölkerung wie auch den in China ansässigen Ausländern ein großer Vorteil erwachsen müßte.

Das Schriftstück gipfelte in folgendem Schlußpassus: „Die Einrichtung einer Münzstätte nach fremdem Muster, um in ihr neue und mehr praktische Münzen zu schlagen, dürfte wohl dem Reiche zu gute kommen; doch lägen triftige Gründe zur Annahme vor, daß mit einer solchen Neuerung verschiedene Mißbräuche, z. B. Fälschungen u. dergl. m. verknüpft sein würden. Ganz abgesehen hiervon weise die Ausführung eines solchen Vorschlags ungemein große Schwierigkeiten auf. Also: Die Zeit sei noch nicht reif für eine Währungsreform nach fremdem Muster."

Weitere zehn Jahre vergingen, ehe die Frage eines neuen Münzsystems für China wieder angeregt wurde. Ende der achtziger Jahre kam der damalige Generalgouverneur der Kuang (Canton)-Provinzen, Tschang Tschi Tung, auf den Gedanken, das vom Auswärtigen Amte zu Peking als unausführbar verworfene Projekt durchzuführen. Der Satrap bestellte in England die Einrichtung für eine riesige Münzanstalt, die bald darauf in Canton errichtet wurde. In dem in chinesisch-europäischem Stile aufgeführten großen Gebäude standen nicht weniger als neunzig Prägemaschinen. Eine jede war im stande, täglich etwa 10000 Stück Käsch zu liefern, demnach innerhalb 24 Stunden fast eine Million!

Für die Herstellung von Silbermünzen wurden zehn Prägemaschinen aufgestellt. Der Versuch, die Bevölkerung an eine chinesische Silbermünze zu gewöhnen, hatte sehr erfreuliche Erfolge aufzuweisen. Man prägte Stücke von 5, 10 und 20 Cents, ferner in geringerer Menge versuchsweise Fünfzigcentsstücke und Dollars. Der Silbergehalt des Dollars war 90%, der der übrigen Silberstücke 82%. Der Wert des Dollars war dem eines mexikanischen Dollars gleich.

Auf dem Avers dieser Münzen stehen vier Schriftzeichen. Sie geben die Regierungszeit (Kuang Hsü) und die Währung an. Die Worte sind in der Mitte in kleinerer mandschuischer Schrift wiederholt. Am Rande finden wir zehn Zeichen: Geprägt in Kuangtung; Schatzamtgewicht; ferner: so und so viele Mace und Kandarin. Der Revers zeigt das Bildnis eines geringelten Drachen und in englischer Schrift: Kuang-Tung Province, sowie die Zahl der

Mace und Kandarine, damit die Münze von Ausländern sowohl wie von Eingeborenen gebraucht werden kann.

Seit jener Zeit sind in einer bedeutenden Anzahl von Provinzen ähnliche, aus dem Auslande bezogene Münzstätten errichtet worden, darunter in Wutschang (Hukuang), Nanking (Kiangnan), Tientsin (Tschili), Hangtschau (Tschekiang) usw. Man prägt dort, ähnlich wie in Canton, Stücke von 5, 10 und 20 Cents, sowie in geringerer Anzahl Fünfzigcentsstücke und 1 Dollarmünzen. Der Dollar wiegt 7 Mace 2 Kandarin*). 1 Mace, sprich Mähß, ist = 1/10 einer chinesischen Unze, und 1 Kandarin = 1/100 einer Unze. Das Zwanzigcentsstück ist = 1 Mace und 44 Kandarin usw. Der Silbergehalt des Dollar ists 90 %, der der übrigen Silberstücke 82 %.

Leider werden über die Anzahl der in diesen Münzstätten geschlagenen Silbermünzen keine Nachrichten veröffentlicht, doch kann sie nicht bedeutend sein. So bekommt man chinesische Dollar- und 50-Centstücke nur selten zu Gesicht. Die übrige Scheidemünze trifft man allerdings in den Vertragshäfen recht häufig an, doch kann man einen Chinesen, der selbst nur wenige Meilen außerhalb des „Rayons“ eines solchen lebt, nur schwer dazu bewegen, diese bei einem Kaufe anzunehmen. Er zieht sein schmieriges Kupfergeld den Silberstücken vor. Man darf demnach sagen, daß die Währungsverhältnisse Chinas durch die Ausgabe dieses Silbergeldes bislang so gut wie garnicht beeinflußt, noch in irgend welcher Weise gebessert worden sind.

Diesem Übelstande soll aber, wie es vor Ausbruch der Wirren von 1900 hieß, in Bälde abgeholfen werden, da die Centralregierung in der Reichshauptstadt eine große Centralprägestätte einzurichten beabsichtigte. Eine



Silbergeld aus der Cantonmünze.

*) Die Worte stammen aus dem Hindustanischen „mascha“ durch das malayische Wort „mas“, bezw. vom Malayischen „kondrin“ ab.

solche Maßnahme würde zweifellos ungemein dazu beitragen, um Ordnung in den gegenwärtigen chaotischen Zustand des Münzwesens zu bringen, denn China bekäme dadurch eine Reichsmünze, während es bislang nur Provinzialkurantgeld kennt. Jeder Satrap einer Provinz hat zwar seine eigene Prägeanstalt, doch bietet sie keine Gewähr dafür, daß die von ihr ausgegebenen Wertstücke stets dasselbe Gewicht und dieselbe Legierung haben. Es ist daher unmöglich, die zur Zeit kursierenden Münzen zum gesetzlichen Zahlungsmittel im ganzen Kaiserreiche zu machen. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, prägt jede Provinz ihre eigenen Münzen, damit sie in einen Wettbewerb mit denen anderer Satrapien treten. Jetzt schon giebt es mehr als ein halbes Dutzend verschiedener chinesischer Dollars sowie kleinerer Geldstücke.

Wenn man alten chinesischen Quellen über Münzkunde Glauben schenken darf, so war der Gebrauch des Silbergeldes allerdings schon vor der christlichen Ära bekannt. Man goß zu jener Zeit drei verschiedene Silbermünzen. Erstens ein Stück im Werte von 3000 Käsch, das ein Gewicht von acht chinesischen Unzen, runde Form hatte und das Bildnis des Drachen trug. Zweitens ein Fünfhundertkäschstück von viereckiger Form mit dem Bildnis des Pferdes. Drittens ein Dreihundertkäschstück, das achteckig war und das Bild einer Schildkröte aufwies.

Wie dem nun auch sein mag, sicher ist, daß die Chinesen bei bedeutenderen Handelsabschlüssen sich seit vielen Jahrhunderten des Silbers im ungeprägten Zustande bedient haben. In Südchina soll dieses Edelmetall bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Ära als Zahlmittel bekannt gewesen sein, während es in den Mittel- und Nordprovinzen nicht vor der Tangdynastie (618—907) als solches benutzt wurde.

Es ist übrigens eine eigentümliche Thatsache, daß um das Jahr 500 n. Chr. China in drei „Geldzonen“ eingeteilt war. Im äußersten Süden, mit Canton als dem Handelsmittelpunkte, gebrauchte man Silber und Gold; in Mittelchina, den ganzen Yangtse entlang bis nach der Provinz Setschuen hinein, bediente man sich überall des Kupferkäsch als Tauschmittels. Dieser ganze Gebietsgürtel, mit Einschluß von Canton, Kuangsi und Tongking, wurde damals von Nanking aus regiert. In Nordchina, das unter der Tatarenverwaltung stand, kamen Kupferkäsch und Getreide als ein zweifaches Zahlungs- und Tauschmittel zur Verwendung.

Aller Wahrscheinlichkeit nach stammte das erste Silber, das um das Jahr 500 in Canton und im Süden im allgemeinen nach seinem Gewicht cirkulierte, aus Birma, wo es in großen Mengen gewonnen wurde, sowie aus noch ferner gelegenen Plätzen, woher es durch arabische Kaufleute, die schon während der Handynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) einen regen Verkehr mit Canton unterhielten, eingeführt wurde. Es war demnach wohl in erster Linie der arabische Handel, durch den der Gebrauch des „weißen“ Metalls nach Gewicht in China zuerst bekannt wurde, ebenso wie der euro-

päische Handel in einer späteren Periode den geprägten Thaler ins Land der Mitte brachte.

Dies gleichsam als ungeprägte Münze in den Handel kommende Silber ist unter dem Namen „Sycee" (sprich Seissih) bekannt. Das Wort ist chinesischen Ursprungs und bedeutet „feine Seide". Es wird deshalb so genannt, weil man es, falls lauteren Gehalts, geschmolzen zu feinen Fäden ausziehen kann. Diese Silberbarren, von den Ausländern „shoes" d. h. „Schuhe" genannt, weil sie den chinesischen Schuhen etwas ähneln, haben verschiedenartiges Gewicht, von einer Unze aufwärts bis zu 50 und mitunter sogar bis zu 100 Unzen. Sie tragen stets den Stempel des Münzwardeins sowie des Bankiers, die diese Klümpchen in Umlauf setzen, der ihre Reinheit gewährleisten soll. Will man z. B. einen Artikel bezahlen, der einen Wert von 10 Unzen Silber hat, und besitzt man nur einen „Schuh", der 20 Unzen wiegt, so wird die Barre einfach in zwei Stücke gehauen.*)

Es sei hier zunächst auf eine völlig irrtümliche Ansicht hingewiesen, die sich aber allem Anscheine nach in den Ländern des Westens nur sehr schwer ausrotten läßt, nämlich, daß der Tael ein Geldstück ist. Solch eine Münze giebt es aber nicht. Der Tael ist einfach eine Unze Gewicht reinen Silbers, die, wie bereits eben bemerkt, nach Belieben von der Barre abgehauen werden kann. Das Wort ist, nebenbei gesagt, hindustanischer Abkunft, „tola"; es wurde ins Malayische aufgenommen, in „tahil" umgewandelt, und so entstand schließlich das im fremden Handelsverkehr bekannte „Tael". Der Chinese drückt mithin mit diesem Worte nur eine gewisse Gewichts- und Rechnungseinheit aus, und das gleiche gilt von dem ebenfalls beständig angewendeten Mace = $^1/_{10}$ einer Unze, sowie Kandarin = $^1/_{100}$ einer Unze.

Man unterscheidet mehrere Arten von Tael. Die bekannteste ist der Haikuan Tael: als Zollamt Tael kommt er nur bei allen statistischen Angaben, soweit diese den fremden Handel betreffen, in Betracht. Das Wort „Haikuan" selbst stammt von dem Namen ab, mit dem der Chinese den eingeborenen Superintendenten der Seezölle bezeichnet, im Gegensatz zu seinem europäischen Kollegen, dem „Commissioner of Customs" (Zollkommissär). In Canton führt, wie uns bereits bekannt ist, seit vielen Jahren der „Haikuan" d. h. der Superintendent der Canton-Seezölle den Namen „Hoppo", anscheinend eine Korruption des chinesischen „Hupu", gleichbedeutend mit „Finanzministerium", mit dem ja das Amt eines Hoppo als Zolleinnehmer in direkter Verbindung steht.

Da der Tael den Wert einer Unze Silbers darstellt, so ist natürlich demgemäß der Haikuan Tael im Laufe der letzten Jahrzehnte auch ganz außer-

*) Das „Sycee" sollte eigentlich ganz (997—1000 Tausendstel) fein sein; durchschnittlich hat es jedoch nur eine Feinheit von $^{960}/_{1000}$.

ordentlichen Schwankungen ausgesetzt gewesen. So bewertete er sich vor 30 Jahren noch auf 6 sh 8 d = 6,75 M.; 1875 war er auf 6 sh 3 d, 1880 auf 5 sh 7 d, 1885 schon auf 5 sh 3 d, 1890 auf 4 sh 10 d, 1895 auf 2 sh 11 d = 2,95 M. gesunken, 1899 zeigt eine kleine Steigerung, nämlich 3 sh 0¹/₂ d = 3,06 M. Wir müssen bemerken, daß diese Zahlen den jährlichen Durchschnitts-Werterſatz für Sicht-Geldkurs bedeuten.

Ein weiterer Tael ist als Kuping oder Schatzkammer Tael bekannt. Auch er wird von den Regierungsbehörden gebraucht, doch kann man für ihn ebenfalls keinen Normalwert aufstellen. Seine sehr schwankende Valuta wird auch scheinbar durch lokale Verhältnisse bestimmt. Die Landbevölkerung zahlt z. B. ihre Abgaben mit Kuping Tael. Der bekannteste Tael ist, soweit der fremde Kaufmann in Betracht kommt, der in Schanghai gebräuchliche und

	Niutschuang	Tientsin	Tschifu	Itschang	Hankau	Kiukiang	Wuhu . . . . .
Niutschuang	**108.50**	96.774	98.064	101.06	100.23	96.	96.006
Tientsin	103.33	**105.**	101.333	104.428	103.573	99.20	99.208
Tschifu	101.974	98.685	**106.40**	103.055	102.21	99.785	97.904
Itschang	98.95	95.76	97.035	**109.65**	99.18	94.998	95.002
Hankau	99.77	96.552	97.838	100.828	**108.75**	95.78	95.788
Kiukiang	104.16	100.808	102.15	105.272	104.408	**104.16**	100.01
Wuhu.	104.1575	100.798	102.14	105.262	104.398	99.99	**104.17**
Tschinkiang	103.548	100.208	101.542	104.645	103.787	99.405	29.415
Shanghai	97.396	94.254	95.51	98.429	97.62	93.50	93.508
Ningpo	102.522	99.215	100.538	103.61	102.76	98.422	98.43
Wentschau (Trade doll.).	53.202	51.486	52.173	55.767	55.325	51.073	51.078
Futschau	98.6373	95.455	97.398	99.683	98.865	24.692	94.70
Amoy (Mex. Dollars) .	71.018	68.728	69.644	71.767	71.182	68.178	68.184
Swatau	97.621	94.473	95.73	98.655	97.845	93.716	93.725
Canton (Mex. Dollars).	70.287	68.019	68.927	71.032	70.448	67.475	67.481
Kiungtschau (Mex. Doll.)	70.441	68.17	69.087	71.188	70.604	67.623	67.63
Pakhoi (Mex. Dollars) .	70.638	68.36	69.27	71.385	70.802	67.813	67.818

Erklärung. — Die Zahlen geben den Wert von 100 Haikuan Taels an jedem Platze an.

Wenn man Ningpo mit Wuhu vergleichen will, so geht man von links von Ningpo aus bis zur Kolonne Wuhu, und findet, daß 100 Ningpo Taels = 98.43

als „Kueiping" (Kuei = Brauch) bekannte. Jeder Tael enthält 0,98 reines Silber, und der Haikuan Tael hat etwa den Wert von 1,1114 Schanghai Tael; mithin 100 Hk. Taels = 111,40 Sh. Tael. Im Dezember 1899 notierte sein Kurs in Schanghai T. T. auf Deutschland etwa 2,75 bis 2,80 M. Um noch einige andere, allgemeiner bekannte Tael anzuführen, so sind 100 Haikuan Tael = 108,75 Hankau = 110 Futschau = 105 Tientsin = 106,40 Tschifu.

Nachstehende Tabelle, die in übersichtlicher Weise die Währungsverhältnisse in den Vertragshäfen zeigt, wird namentlich für Industrielle und Großkaufleute, die mit China in geschäftlichem Verkehr stehen, von Interesse sein.

Das „gelbe" Metall kommt bei Handelsabschlüssen nur äußerst selten

Tschinkiang	Schanghai	Ningpo	Wentschau (Trade doll.)	Futschau	Amoy (Mex. Dollars)	Swatau	Canton (Mex. Dollars)	Kiungtschau (Mex. Doll.)	Pakhoi (Mex. Dollars)
96.573	102.674	97.54	187.963	101.382	140.888	102.436	142.274	141.963	141.566
99.792	106.096	100.79	194.23	104.763	145.50	105.852	147.018	146.695	146.283
98.48	104.70	99.45	191.675	103.383	143.59	104.475	145.08	144.765	144.36
95.56	101.598	96.516	185.992	100.318	139.333	101.361	140.78	140.473	140.08
96.352	102.438	97.315	187.535	101.148	140.48	120.20	141.945	141.635	141.24
100.598	106.953	101.604	195.798	105.603	146.675	106.705	148.20	147.877	147.467
100.589	106.943	101.595	195.78	105.598	146.663	106.696	148.185	147.865	147.45
104.782	106.318	101.	194.633	104.978	145.80	106.07	147.321	147.	146.687
94.06	**111.40**	95.	183.068	98.742	137.142	99.07	138.57	138.266	137.88
99.01	105.265	**105.83**	192.705	103.94	147.727	105.032	145.862	145.545	145.137
51.379	54.625	51.893	**203.94**	53.937	73.208	54.498	75.692	75.527	75.316
95.258	101.275	96.21	185.40	**110.**	138.884	101.041	140.334	140.127	139.636
68.485	72.917	69.27	133.49	72.	**152.777**	72.75	101.041	100.82	100.537
94.276	100.233	95.219	183.49	98.971	137.46	**111.145**	138.89	138.586	138.20
67.879	72.166	68.558	132.117	71.258	98.971	72.	**154.3662**	99.782	99.503
68.027	72.325	68.708	132.401	71.414	99.187	72.157	100.22	**154.0302**	99.721
68.218	72.523	68.90	132.774	71.615	99.465	72.36	100.49	100.281	**153.60**

Wuhu Taels sind. Will man umgekehrt den Wert von 100 Wuhu Taels in Ningpo Währung wissen, so nimmt man die wagerechte Reihe für Wuhu und geht bis zur senkrechten für Ningpo, wo man findet, daß 100 Wuhu Taels = 101.595 Ningpo Taels sind.

in China zur Verwendung. Die kleinen Goldbarren, auf die man stößt, dienen fast ausschließlich dazu, um als Schatz aufbewahrt zu werden. Als solcher kommt dieses Edelmetall in zwei Formen vor, erstlich in der Form von Stangen, die das Aussehen eines kleinen chinesischen Botes haben, etwa 0,09 m lang, 0,02 m breit sind und 360 g wiegen, zweitens als Goldblatt von etwa 0,2 m im Quadrat und im Gewicht von ungefähr 30 g.

Der relative Wert des Goldes zum Silber ist seit den letzten 500 Jahren im Reiche der Mitte, wie auch anderswo, außergewöhnlichen Schwankungen unterworfen gewesen. So war das Verhältnis zu Anfang der Mingdynastie (1375) wie 1 : 4; im Jahre 1575 wie 1 : 7; am Ende derselben Dynastie (1635) wie 1 : 10; unter Kaiser Kien Lung (1737) wie 1 : 20; im Jahre 1840 wie 1 : 18; zehn Jahre später wie 1 : 14; im Jahre 1880 wie 1 : 18 und 1890 etwa wie 1 : 23.

Seit jener Zeit hat dieses Edelmetall seinen Wert in China nur wenig geändert. Die beständige Nachfrage in Europa, um den Bedarf der Länder, die jüngst die Goldwährung eingeführt haben, zu decken, hat auf den Goldmarkt dieses Kaiserreiches einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Im Jahre 1899 betrug der Netto-Export von Gold ins Ausland fast 7¾ Millionen Haikuan Taels, mithin rund 23½ Millionen Mark. Hiervon ging der überwiegend größere Teil nach Japan, das bekanntlich 1897 die Goldwährung annahm.

III. Papiergeld.

Wie in Bezug auf mehrere wichtige Erfindungen, so dürfen die Chinesen auch den Anspruch erheben, zuerst vom Papiergelde Gebrauch gemacht zu haben. Sie kannten es zu Anfang des neunten Jahrhunderts n. Chr., vielleicht auch schon früher. In Europa, und zwar in Stockholm, sah man es zum ersten Male im Jahre 1668. Daß die Chinesen in dieser Beziehung einen so bedeutenden Vorsprung vor uns Europäern hatten, erklärt sich zweifellos daraus, daß sie die Buchdruckerkunst viele Jahrhunderte vor uns kannten, sodann von gravierten Siegeln, um damit offizielle Dokumente zu beglaubigen, vor mehr als zweitausend Jahren ganz allgemein Gebrauch machten, ferner, daß sie einen ungeheuern Binnenhandel betrieben, und überhaupt eine Nation sind, die einen ungewöhnlich scharfen kommerziellen Instinkt besitzt.*)

*) Die Chinesen hatten zu jener Zeit bereits reiche praktische Erfahrungen hinsichtlich der Ausgabe von Papiergeld gesammelt. So wußten sie, daß der Fall seiner Valuta die direkte Folge einer zu großen Ausgabe ist; ferner, daß der Staat stets in der Lage sein muß, das Papiergeld in klingender Münze einzulösen, falls es im Verkehr als Zahlungsmittel unbeanstandet cirkulieren soll, weshalb stets eine gewisse

Die Centralregierung gab zuerst, wie geschichtlich verbürgt ist, Papiergeld unter der Tangdynastie im Jahre 806 und zwar in der damaligen Reichshauptstadt Kaifeng Fu (Provinz Honan) aus; es wurde „Fei Tschien" d. h. „fliegendes Geld" genannt. Sie erließ nämlich an die Großkaufleute des Landes ein Ersuchen, nach der Hauptstadt zu kommen, um dort Noten in einem gewissen Werte gegen Barzahlung in Empfang zu nehmen. Hieraus erwuchs den Geschäftsleuten der Vorteil, daß sie im Reiche umherreisen konnten, ohne dabei das schwere Kupfergeld oder Silberbarren mit sich schleppen zu müssen. In jeder Provinzialhauptstadt konnten sie dies Papiergeld beim Provinzialschatzmeister gegen Silber oder Kupfer eintauschen.

Zu Anfang des 11. Jahrhunderts machte sich in der Provinz Setschuen ein äußerst starker Mangel an Kupfer bemerkbar; es wurde deshalb dort eisernes Geld eingeführt. Da dies aber seiner Schwere halben sich für den Handel nur wenig eignete, so wandte sich eine Anzahl von Großkaufleuten an die Regierung mit der Anfrage, ob es ihnen erlaubt sei, Papiergeld in Umlauf zu setzen. Diese erteilte die Genehmigung. Die durch die Setschuennote dargestellte Summe wurde auf eine gewisse Anzahl Schnüre („Tiao") Kupfergeld festgesetzt. Alle drei Jahre sollten die Noten eingelöst werden können.

Dadurch, daß mehrere dieser Kapitalisten zahlungsunfähig wurden, geriet das Papiergeld in Verruf. Mehrere Großkaufleute, die hierdurch bedeutende Summen verloren hatten, unterbreiteten deshalb dem Throne eine Bittschrift, in der sie den Kaiser baten, in Setschuen seitens der Regierung Geschäftslokalitäten für die Ausgabe von Banknoten einzurichten und die Ausgabe von Papiergeld durch Privatpersonen zu verbieten. Der Thron genehmigte den Vorschlag. In Tschengtu Fu, der Provinzialhauptstadt, wurde ein solches Bureau eröffnet, in dem Noten bis zum Werte von 1¼ Millionen Schnüre Käsch (nach heutigem Gelde etwa 2½ Millionen Mark) verausgabt werden durften.

Dies System erscheint während der Sungdynastie (960 bis 1280) allgemeine Verbreitung gefunden zu haben, und es erfreute sich großer Beliebtheit. Denn im Jahre 1154 werden in jeder Provinz des Reiches Bureaux zur Ausgabe von Banknoten eröffnet, und zwar weil Kupfer nicht beschafft

---

Menge Kurantgeld mit dem Papiergeld im Umlauf sein muß. Die alten, abgenutzten Banknoten durften gegen neue umgetauscht werden; dafür wurden einige Kupferstücke als Bureauspesen berechnet. Auch war ihnen bekannt, daß die Herstellung der Noten eine sehr sorgfältige sein müsse, um sie vor Fälschungen zu schützen. Darum war ihre Ausführung sehr kunstvoll und die darauf angebrachten Privatzeichen waren verwickelt und schwer nachzuahmen. Um das Volk von Fälschungen abzuschrecken, wurde endlich ein Gesetz erlassen, das jeden Falschmünzer mit Todesstrafe bedrohte. Anderseits versprach man denen Belohnungen, die Falschmünzer den Behörden zur Bestrafung überliefern würden.

werden konnte. Im genannten Jahre wurden fünf verschiedene Wertpapiere ausgegeben, nämlich 1-, 2-, 3-, 5- und 10-Kuan (1 Kuan = 1000 Käsch)-Noten. Es gab aber auch Papiergeld von geringerem Werte, darunter 1-, 2-, 3-, 5- und 7-Po-Stücke, sogen. „kleine Noten".

Als die sogen. „Goldenen Tataren" (Kindynastie, 1118 bis 1235) Nordchina erobert hatten, machte sich bald ein so starker Mangel an Kupfer fühlbar, daß sie eine Papierwährung einführten. Zuerst wurden Noten im Werte von 10 Käsch ausgegeben, bald darauf aber schon solche im Werte von 200 und sogar 1000 Käsch.

Diese Reichsbanknoten hatten einen mit Blumen verzierten Rand. Außer der Wertangabe befanden sich auf ihnen die Worte: „Bescheinigt vom Finanzministerium". Darunter stand die Namensunterschrift des Direktors oder ersten Sekretärs der Bank. Die Note trug außerdem die Worte: „Auf kaiserlichen Befehl gedruckt". Über der Wertangabe konnte man lesen, daß „der Fälscher dieser Noten die Todesstrafe verwirkt habe, und daß jede Person, die einen Fälscher der Regierung überliefere, eine Belohnung von 300 Käsch erhalten würde". Die Banknote wies außerdem den Namen des Ortes, wo sie ausgegeben war, auf, auch besagte sie, wo man sie gegen bares Geld umtauschen könne.

Für das Umwechseln mußten einige Käsch bezahlt werden. Der Direktor versah darauf die Note mit seinem Namen und dem Datum, an dem sie ein-eingelöst wurde. Die Notiz schloß mit den Worten: „Bar ausgezahlt".

Während der Regierung des großen Begründers der Mongolendynastie, Kublai Khan, wurden im Jahre 1280 Banknoten im Werte von 5 bis 500 Käsch ausgegeben. Die Platten, deren man sich bediente, um sie zu drucken, waren anfänglich aus Holz gefertigt, 1285 jedoch ersetzte man sie durch kupferne. Alle Versuche der Regierung, die Noten über dem Nennwerte zu erhalten, waren vergeblich, vielmehr sanken sie ganz erheblich unter ihn herab.

Die nun folgende Mingdynastie ließ sich durch dies Mißlingen nicht abgeschrecken. Sie gab neue Reichsbanknoten aus. Zu diesem Schritte veranlaßte sie vornehmlich die Eingabe einer Denkschrift an den Thron, in der folgende Gründe zu Gunsten des Papiergeldes angeführt wurden: Man kann es in jeder Provinzialhauptstadt um weniges Geld herstellen; man kann es leicht bei sich tragen und verbergen; sein Gewicht ist keinem Wechsel unterworfen; der Kupferschmied kommt nicht in die Versuchung, die Münzen für eigene Zwecke zu verbrauchen; da man endlich durch das Papiergeld des Silbergeldes überhoben ist, so kann man das Silber in Zukunft in den Regierungsschatzkammern für etwaige Bedürfnisse aufbewahren.

Als aber zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch den Außenhandel aus mexikanischen und peruanischen Minen stammendes Silber in bedeutender

Menge nach Canton eingeführt wurde, schaffte der damals regierende Kaiser aus der Mingdynastie das Papiergeld im Jahre 1620 wieder ab.

Aber schon der erste Kaiser der Tsingdynastie, Schu Tschi, ordnete 1651 wieder die Ausgabe von Banknoten an. Obgleich man sie schon wenige Jahre später wieder einzog, so erfuhr dagegen die Ausgabe von Noten durch Privatbanken eine starke Ausbildung und wir finden diese Noten bis auf den heutigen Tag im ganzen Kaiserreiche verbreitet.

Während der Regierung des Kaisers Hien Feng wurde 1853 von dem Finanzministerium wiederum Papiergeld ausgegeben, und zwar Scheine im Werte von 400, 1000, 1500 und 2000 Käsch. Der Thron erzwang ihre Verbreitung hauptsächlich dadurch, daß man den Beamten einen Teil ihres Gehaltes in Papiergeld auszahlte, ferner dadurch, daß man Banken und Leihhäuser zwang, die Noten statt klingender Münze anzunehmen.

Zur Herstellung wurde dickes, weißes Papier benutzt; die Aufschrift war in blauer Tinte gedruckt. Der Wert dieser Noten fiel jedoch sehr bald. Anfangs der sechziger Jahre wurden sie in den Straßen von Peking zu einem Diskonto von 99 % öffentlich versteigert, und seither sind sie ganz aus dem Verkehr geschwunden.

Das Schicksal dieser Banknoten ist jedenfalls charakteristisch für das Vertrauen, das die Landesbevölkerung ihrem Herrscherhause entgegenbringt; durch das allgemein im Reiche kursierende, von Privatbanken ausgegebene Papiergeld — besser spräche man wohl von Wechseln — giebt sie anderseits indirekt zu verstehen, daß ihr der Stempel eines Privatunternehmers größere Garantie für die Sicherheit ihres Geldes zu bieten scheint, als der der kaiserlichen Regierung. Diese Privatbanknoten trifft man, wie wir in dem Aufsatz über das Bankwesen sehen werden, namentlich in den vier nördlichen Provinzen, Schenking (Mandschurei), Tschili, Schantung und Schansi, vielfach an. Sie sind stets auf so und soviel Käsch ausgestellt, ja man zieht sie sogar dem Kupfergelde vor, weil man keine Gefahr läuft, durch minderwertiges Käsch zu kurz zu kommen. Manche dieser Wechsel haben einen Wert bis zu 100000 Käsch, was nach dem gegenwärtigen Kurse allerdings nur etwa 200 Mark ausmacht.

IV. Fremdes Geld.

Wenden wir uns nach diesem Wirrwarr, der das einheimische Währungssystem Chinas charakterisiert, dem fremdländischen Kurantgelde, das in den Vertragshäfen und deren Umgebung kursiert, zu. Es bietet nur wenig Grund zu Beschwerden. Dem Ausländer treten in dieser Hinsicht wohl kaum fühlbarere Unbequemlichkeiten entgegen als im eigenen Heimatlande. Die Scheidemünzen, die durch seine Finger gehen, mögen allerdings nicht dieselbe

Einheit wie im Abendlande aufweisen, doch wird er sich sehr bald an sie gewöhnen, wozu ein paar Tage ausreichen.

Es kommen hierbei nämlich, im Grunde genommen, nur die Münzen dreier Nationen in Betracht, denn es kursieren in den geöffneten Häfen: 5-, 10-, 20- und 50-Centsstücke, die China, Japan und die Regierung der britischen Besitzungen Ostasiens (Hongkong sowie die „Straits Settlements") ausgegeben haben. Mitunter, aber nur selten, mag einem ein französisches, englisches und seit unserer Festsetzung in Kiautschou ein deutsches Geldstück zu Gesicht kommen, doch dürfte selbst der ausländische Kleinkaufmann nur sehr ungern diese Münzen zur Begleichung einer Rechnung annehmen. Der Chinese würde sich sogar entschieden weigern; er erkennt nur Prägungen der drei erstgenannten Nationen als gangbar an.

Goldmünzen spielen im alltäglichen Handelsverkehr, d. h. soweit er sich auf gewöhnliche Ladeneinkäufe beschränkt, gar keine Rolle. Kommen sie einem in die Hände, so pflegt man sie auch gleichsam als eine Art „Kuriosität" auf die hohe Kante zu legen. Doch merkt man den Mangel dieser „Füchse" nur wenig. Ihr Stellvertreter ist die als „mexikanischer Dollar"*) bekannte Silbermünze, bei deren Anblick sogar der für gewöhnlich schläfrige und stark apathisch angehauchte Gesichtsausdruck des Chinesen ein lebhaftes und strahlendes Aussehen annimmt. Denn dies ist ja das Geldstück, das in Ermangelung einer eigenen passenden Münze seit einigen Jahrzehnten dem gegenseitigen internationalen Handelsverkehr zu seiner jetzigen Ausdehnung nicht unbedeutend mit verholfen hat. Obgleich ein echt ausländisches Produkt, hat sich dieser Dollar doch so vollkommen eingebürgert, als nenne er China sein Ursprungsland.

Infolge des regen Handelsverkehrs, den Spanien und Portugal mit den südchinesischen Häfen, namentlich Canton und Amoy, seit langer Zeit unterhielten, flossen auch die Erzeugnisse der mexikanischen und peruanischen Minen ins Land hinein. In der That bedurfte der chinesische Handel zu seiner Hebung nichts dringender, als einer hinreichenden Silberzufuhr. Als China

---

*) Der „Mexikaner" (Mexican), wie der Ausländer im fernen Osten dieses Geldstück in der Umgangssprache bezeichnet, hat seit den letzten paar Jahren einen Durchschnittswert von 2 M. gehabt; der mexikanische Cent ist demnach = 2 Pfennigen. Dieser Dollar ist natürlich während der jüngsten Zeit infolge der Silberentwertung ganz außerordentlichen Kursschwankungen unterworfen gewesen. Einige Worte über das Dollarzeichen ($) sind hier wohl am Platze. Sein Ursprung ist bisher nicht sicher ermittelt worden. Nach einigen soll dies Symbol von dem Monogramm der Vereinigten Staaten von Nordamerika (U. S.) abgeleitet sein, andere vertreten wiederum die Ansicht, daß es eine Nachbildung der Säulen des Herkules sei, die durch eine Papierrolle mit der Inschrift „Ne plus ultra" verbunden werden. Die Rückseite des früher auch in Ostasien sehr stark kursierenden spanischen Carolus- oder „Säulenthalers" weist nämlich diesen Entwurf auf.

demnach vor etwa 60 Jahren dem Fremdenverkehr seine Thore teilweise eröffnete, fanden die ersten Ansiedler bereits Thalerstücke vor, die durch die Spanier von den Philippinen, durch die Portugiesen von Macao aus und auch durch amerikanische Schiffe nach Südchina eingeführt worden waren. Eingedenk der Thatsache, daß der Chinese ein Gewohnheitsmensch „par excellence“ ist, machten die verschiedenen fremden Kaufleute auch nicht den Versuch, die Währung ihrer eigenen Länder auf diesen fremden Boden, dem jedes eigene Kurantgeld fehlte, zu verpflanzen.

Am stärksten kursierten zu jener Zeit der spanische Carolusthaler, der amerikanische Liberty-Dollar und der österreichische „Maria Theresienthaler“; aber auch andere, etwa gleichwertige Geldstücke, namentlich der nordamerikanische „Trade dollar“, versuchten sich in den Vertragshäfen einzubürgern. Der Carolusdollar stammt aus der Zeit Karls III. (1759—88) und Karls IV. (1788—1808); der Maria Theresienthaler, auch als Levantinerthaler bekannt, wurde seit 1765 in Österreich für den Handel in Ostafrika und Westasien geprägt. Mit dem Schlagen des „Trade dollar“ begann man im Jahre 1873. Er sollte den Carolusdollar und seine Genossen ersetzen, doch hat er diesen Zweck nur sehr vorübergehend und teilweise erreicht. Denn nachdem man bis 1878 etwa 36 Millionen dieser Geldstücke geprägt hatte, stellte man das weitere Schlagen ein. Inzwischen nämlich war der mexikanische Dollar auf der Bildfläche erschienen — last, not least — und in erstaunlich kurzer Zeit hat er alle seine Rivalen, man darf sagen fast vollständig aus dem Felde geschlagen. Vor etwa zwanzig Jahren stieß man in den nördlichen Vertragshäfen noch ziemlich häufig auf die vier erstgenannten Thalerarten, heute sind sie dort eine Seltenheit; doch findet man sie noch in den südchinesischen Häfen in Umlauf, ausnahmslos wohl als sogenannte „Chopdollars“. Dieser Ausdruck bedarf wohl einiger erklärender Worte.

Die chinesischen Kaufleute hatten bis vor kurzem die üble Gewohnheit, die Dollars dadurch zu verunstalten, daß sie sie vielfach mittelst eines scharfen Privatstempels kennzeichneten, um dadurch ihre Echtheit zu beglaubigen. Durch eine Wiederholung dieses Verfahrens wurde nicht allein das Gepräge völlig entstellt, sondern auch die Form zerstört, da die Münze eine konkave Aushöhlung erfuhr, wozu überdem diese Dollars häufig 5 bis 10% an Wert verloren. Heute treffen wir auf diese üble Gewohnheit nur noch in den Südhäfen; aber auch da ist sie allmählich im Aussterben begriffen, vornehmlich infolge der strengen Maßnahmen seitens der Hongkongregierung. Das Wort „chop“ (sprich „tschopp“) ist nebenbei bemerkt ein sehr viel gebrauchter anglo-chinesischer Handelsausdruck für „Marke“, „Warenzeichen“; er stammt wohl vom hindustanischen „chapna“ d. h. „zu stempeln“, ab.

Wie gesagt, beherrscht seit einiger Zeit der „Mexikaner“ als klingende Münze das Feld, soweit zum wenigsten der alltägliche, gewöhnliche Handelsverkehr zwischen Ausländern unter sich und zwischen Ausländern und Ein-

geborenen in Betracht kommt. Dieser Dollar muß in ganz enormen Mengen für den Export geschlagen werden, und seine Einfuhr nimmt noch beständig zu, wozu allerdings nicht wenig der Umstand beigetragen haben mag, daß Japan infolge der Einführung der Goldwährung (1897) seinen Silber-Yen, der dem mexikanischen Dollar etwa gleichwertig war, eingezogen hat. Hierdurch ist auch der einzige einigermaßen gefährliche Rival, den dieser hatte, bei Seite geschafft werden.*)

Es ist, wie gesagt, selbstverständlich, daß der mexikanische Dollar durch die Silberentwertung ganz bedeutend gefallen ist. Während der letzten paar Jahre hatte er einen Durchschnittswert von etwa 2 M. Daß dieser Faktor in erster Linie auf die kommerziellen Verhältnisse Chinas zum Auslande höchst störend eingewirkt haben muß, liegt auf der Hand, zumal man China gewissermaßen ein Land mit Silberwährung nennen darf. Wir sagen gewissermaßen, denn in Wirklichkeit stoßen wir, wenn es sich um den Preis einer Ware handelt, sehr häufig auf Gegensätze, je nachdem die Preise nämlich in Silber festgesetzt oder diese auf Käsch umgerechnet werden. Denn es ist ja, wie wir gesehen haben, dies Kupferstück das einzige allgemein im Inlande gebräuchliche Zirkulationsmittel. Silberdollars und Silberscheidemünzen kursieren nur in den Vertragshäfen sowie in deren Umgebung, und Silberbarren kommen nur bei bedeutenderen Geschäftsabschlüssen in Betracht.

So finden wir uns denn der eigentümlichen Thatsache gegenüber, daß im Innern Chinas trotz der „Silberentthronung" der Preis für sämtliche Lebensprodukte u. dergl. m. eine nur verhältnismäßig geringe Steigerung erfahren hat. Wo eine nennenswerte Zunahme aber doch stattgefunden hat, da ist sie auf lokale Verhältnisse zurückzuführen. Der Wertsturz des „weißen" Metalls hat im letzten Jahrzehnt kaum 10% betragen. Die weitere Folge hiervon war aber, daß, während der fremde Importeur durch den Silberniedergang sich häufig geschädigt fand, der fremde Exporteur gerade durch ihn im großen und ganzen nicht unbedeutenden Gewinn zu verzeichnen hatte. Denn indem dieser die Waren um etwa denselben Preis wie früher einkaufte, versandte er sie fast ausnahmslos nach Ländern mit Goldwährung. Der Importeur mußte dagegen mit ganz entgegengesetzten Faktoren rechnen.

Dies eigenartige Verhältnis, das sich im Warenaustausch durch den Silberfall ausgebildet hat, dürfte auf den ersten Blick wie ein Paradoxon erscheinen. Doch muß man sich erinnern, daß man die chinesischen Verhältnisse nicht nach europäischer Anschauungsweise beurteilen darf. Im Abend-

*) In Verbindung hiermit ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, daß Japan im Jahre 1898 nach Schanghai nicht weniger als 18 Millionen Yen im Werte von etwa 35 Millionen Mark exportierte, die, da diese Münze außer Kurs gesetzt worden ist, um ihren wirklichen Silberwert verkauft wurden, wohl um in den chinesischen Prägeanstalten umgeprägt zu werden.

lande werden die Preise für Waren und den Lebensunterhalt im allgemeinen durch den Fortschritt, den man auf den Gebieten der Industrie und Wissenschaft zu verzeichnen hat, ferner durch den Anbau neuer Länderstrecken, durch den Niedergang der Frachtraten usw. beständig beeinflußt. Wir finden aber diese Faktoren in China nicht und am allerwenigsten in den Inlandbezirken. Dort weisen weder Handel noch Ackerbau einen Wechsel auf; weder Eisenbahnen noch andere geeignete Verkehrswege und Verkehrsmittel existieren im Reiche der Mitte, weshalb auch die Konkurrenz durch billige Zufuhr einen Einfluß nicht ausüben kann. China hat überhaupt fast nichts mit den Handels- und Industrievölkern der ganzen westlichen Welt gemein.

Der Riesenaufschwung, den der Warenaustausch zwischen China und dem Auslande zu verzeichnen hat — der fremde Handel ist seit den letzten zwei Jahrzehnten von rund 138 Millionen Haikuan Taels (nach dem damaligen Kurse ungefähr 650 Millionen Mark) auf 368 Millionen Haikuan Taels (nach dem 1899er Mittelkurse etwas über eine Milliarde) gestiegen — hat das fremde Bankgeschäft ganz außerordentlich ausgebildet. Gegenwärtig betreiben in der großen Handelsmetropole Shanghai nicht weniger als sieben fremde Banken ihre Geschäfte. Sie aufzuzählen, dürfte wohl hier die richtige Stelle sein:

1. Deutsch-Asiatische Bank. Sie hat Filialen in Tientsin, Hankau, Tsingtau (Kiautschou), Hongkong und Calcutta. Hauptsitz: Berlin. Volleingezahltes Grundkapital: 5 Millionen Shanghai Taels. Bankiers in London: N. M. Rothschild & Sons; Union Bank of London, Ltd.; Deutsche Bank (Berlin) London Agency; Direktion der Diskonto-Gesellschaft.

2. Russisch-Chinesische Bank. Filialen: in allen größeren Vertragshäfen Nordchinas und Japans, ferner in Ostsibirien, Moskau, Paris. Hauptbureau: St. Petersburg. Grundkapital 7½ Millionen Gold-Rubel.

3. Hongkong and Shanghai Banking Corporation. Filialen: in allen bedeutenderen Küstenplätzen Ostasiens, ferner in Hamburg, Lyon, New York, San Franzisko. Hauptbureau: Hongkong. Eingezahltes Kapital: 10 Millionen mexikanische Dollars.

4. Chartered Bank of India, Australia and China.

5. Banque de l'Indo-Chine.

6. Bank of China and Japan, Ltd.

7. Yokohama Specie Bank (Japanisch).

Ferner: The Imperial Bank of China (Kaiserlich Chinesische Bank). Sie ist nach europäischem Muster eingerichtet und hat auch Ausländer als leitende Mitglieder an ihrer Spitze. Filialen: in allen bedeutenderen Küstenplätzen Chinas sowie in Peking.

Dem fremden wie auch dem einheimischen Kaufmanne fehlt es mithin nicht an günstigen Gelegenheiten, um sich bei seinen Geschäftsabschlüssen der Hülfe fremder Banken bedienen zu können. Dem etwaigen Mangel an

einem passenden Kurantgelde hat vor allen die „Hongkong and Shanghai Bank“ dadurch abgeholfen, daß sie Banknoten im Werte von einem mexikanischen Dollar bezw. einem Shanghai Tael bis zu mehreren Hundert ausgegeben hat. Diese kursieren sehr stark unter Fremden wie auch Chinesen. Die „Imperial Bank of China“ sowie die „Chartered Bank of India“ u. a. haben ebenfalls Dollar- und Taelnoten in Umlauf gesetzt. Wir sehen demnach, daß der Ausländer selbst in China nur wenig Ursache hat, sich über die dort kursierenden Zahlungsmittel zu beklagen.*)

---

*) Besondere Erwähnung verdient an dieser Stelle ein seit Jahrzehnten in den Vertragshäfen Chinas wie auch an anderen Küstenplätzen Ostasiens ganz allgemein gebräuchlich gewordenes Zahlungssystem mittelst Schuldscheins. Es kann bezüglich seiner Höhe zwischen 5 Cents, ja sogar noch weniger, bis zu 50 Dollars, und auch noch mehr, schwanken. Der Ursprung dieses Systems, das einem daran nicht gewöhnten Europäer sehr eigentümlich erscheinen muß, datiert aus dem „goldenen Zeitalter“, als die fremden Pionier-Ansiedler in den damals geöffneten fünf Küstenplätzen schon in einem Zeitraume von wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen sich erwerben konnten. Das Geld spielte bei diesen Herren gar keine Rolle. Wie sie einerseits viel verdienten, gaben sie auch anderseits viel aus. Da die Fremdenkolonien nur noch klein waren, jedermann auch jedermann kannte, der Kredit, so zu sagen unbegrenzt und die einzige Münze der etwas plumpgeformte Dollar war, so entwickelte sich sehr bald das eben erwähnte Zahlungssystem mittelst Schuldscheins, der nach Empfang der Ware, oder was sonst der Gegenstand gewesen sein mochte, im Ladengeschäft, Hotel u. dergl. m. ausgeschrieben und am 1. des folgenden Monats durch den chinesischen Rechnungs-Kassierer (noch heute unter der Bezeichnung „Schroff“ bekannt) einkassiert wurde. Die chinesischen Schriftzeichen für das Wort „Schroff“ bedeuten „Silber-Sachverständiger“, weil die Funktion dieses Beamten darin besteht, in den Geschäftshäusern, in denen er fest angestellt ist, die Dollars, die ein- und auslaufen, auf ihre Echtheit zu prüfen. Das Wort „Schroff“ stammt von dem arabischen „sarrāf“ d. h. Bankier, ab.

Obgleich jene „aetas aurea“ längst dahingeschwunden ist, und der in China ansässige Ausländer schon seit vielen Jahren „im Zeichen des Silbers“, und dazu noch eines stark entwerteten, lebt, so hat sich diese zweifelsohne sehr bequeme Zahlmethode, die leider auch ihre großen Schattenseiten hat, doch nicht verdrängen lassen. Die vorläufige Rechnungsausgleichung mittels eines sogenannten „I. O. Y.“ ist dort zur Stunde noch allgemein im Schwange. Diese drei für jeden Uneingeweihten mysteriösen Buchstaben findet man nämlich auf den Schuldscheinen, die einem von der Firma, von der man einen Gegenstand gekauft hat, zur Namensunterschrift vorgelegt werden; sie sind eine Abkürzung für das englische „I owe you“ (ich schulde Ihnen). Dieses „Chit“ (sprich „Tschitt“)- System, — das Wort ist indischen Ursprungs, „chitti“ = Brief, in China wird es für alle Arten von Briefen, Memoranden, aber auch für ein „I. O. Y.“ gebraucht, — hat einen solchen Umfang angenommen, daß sogar der arme Kuli, der sein Leben als Zieher des als „Dschinrikischa“ bekannten kleinen, zweirädrigen Wägelchens für Passagierverkehr kümmerlich fristet, großenteils mit einem von den bedeutenderen fremden Firmen ausgegebenen Bilettchen bezahlt wird, auf denen der Name der Firma und die Anzahl der Käsch, die es wert ist, in englischer wie chinesischer Schrift gedruckt sind. Der Kuli kann es dann beim „Schroff“ der Firma an bestimmten Tagen einwechseln.

Die folgende vergleichende Tabelle zeigt in übersichtlicher Weise, die in China kursierenden Münzen, nebst ihrem ungefähren Wert, reduziert auf deutsche Währung:

	1899er Mittelwert:
Käsch (Kupferstück)	1/5 Pfg.
Kandarin } nur Gewichte reinen Silbers	0,03 „
Mähß } nur Gewichte reinen Silbers	0,30 „
Tael } nur Gewichte reinen Silbers	
a) Haikuan Tael	3,00 M.
b) Shanghai Tael	2,70 „
Cent (chinesisch, japanisch, britisch)	0,02 Pfg.
Dollar (mexikanisch, chinesisch, britisch)	2,00 M.
„ (amerikanischer und Silber)	4,00 „
Thaler (preußischer)	2 sh 10³/4 d.
Schilling (englischer)	1,02 M.
Franc (französischer)	0,80 Pfg.
Florin (österreichischer)	2,00 M.
„ (holländischer)	1,70 „
Pfund Sterling (englisch)	20,30 „
20 Markstück	19 sh 7 d.
Napoleon	16,10 M.
Eagle (amerik. 5-Dollarstück, Gold)	21,00 „
Isabella (spanisches 5-Dollarstück, Gold)	21,00 „
20-Kroner (schwedisch und dänisch, Gold)	22,60 „
Halber Imperial (russisch)	16,70 „
Dukaten (österreichische und holländische)	9,58 M.

Banken.

Obgleich im Lande der Mitte seit vielen Jahrhunderten sogenannte „Geldbureaux" bestanden haben, die sich mit dem Ausleihen und Deponieren von Geld befaßten — sie waren, wie uns bereits bekannt ist, meist Veranstaltungen der Regierung — so hat sich das Bankwesen doch erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, seitdem sich der Handelsverkehr mit dem Auslande gewaltig gehoben hat, bedeutend ausgedehnt und vervollkommnet.

Gegenwärtig giebt es wohl im ganzen Reiche keine größere Stadt, in der sich nicht eine Bank befindet. Diese Banken sind, wenn wir von den sogenannten „Schansibanken" absehen, in der Regel Unternehmungen, die durch eine beschränkte Anzahl von Teilhabern ins Leben gerufen worden sind. Das zusammen geschossene Kapital richtet sich natürlich nach dem Umfange des Geschäftes, das man erwartet. Während es z. B. in Shanghai chinesische

Bankhäuser giebt, die mit 1/2 Million Taels und vielleicht auch noch mehr arbeiten, verfügt die Mehrzahl von ihnen über nicht mehr als 20 bis 50 000 Taels, ja, einige besitzen sogar nur 2000 bis 3000 Taels. Solche Banken beschränken sich allerdings auf den Geldwechsel, den Verkehr mit Ladenbesitzern u. dergl. m.

Die Geschäfte, namentlich der in den Vertragshäfen eingerichteten chinesischen Banken mit ausländischen Banken und Firmen sind bedeutend, und alle machen von ihrem Kredite möglichst umfassenden Gebrauch. Viele Teilhaber dieser einheimischen Banken sind sehr reiche Leute, die keinen Anstand nehmen, falls die Bank, bei der sie beteiligt sind, dessen bedarf, ihr außer der ohnedies bei ihr angelegten Summe auch ihre sonstigen flüssigen Kapitalien zur Verfügung zu stellen. Aus dieser Bereitwilligkeit ziehen die Banken bei Ausführung größerer Unternehmungen oder bei einer plötzlich eintretenden, unerwarteten Zwangslage ganz besondere Vorteile.

So haben beispielsweise die in Shanghai etablierten einheimischen Banken an allen größeren Handelsplätzen im Innern, mit denen dieser Hafen in Verbindung steht, Korrespondenten, die ihre Barvorräte nach Shanghai zur Placierung übermitteln, sobald der Zinsfuß in die Höhe geht. Während der eigentlichen Geschäftssaison, nämlich im Frühjahr und in den Sommermonaten, wo die chinesischen Banken den Thee- und Seidenkaufleuten starke Vorschüsse zu leisten haben, infolge deren das Geld sehr knapp wird und der Zinsfuß bedeutend steigt, bewirkt das Eintreffen weniger Lakh*) Tael in Sycee (Silberbarren) von anderen Plätzen eine augenblickliche Erleichterung des Geldmarktes, und zwar in einem weit größeren Verhältnisse, als die Höhe des Betrages vermuten läßt.

Durch dies System gegenseitiger Unterstützung wird die Lage der chinesischen Banken nicht nur im allgemeinen gestärkt und die stete Verkäuflichkeit ihrer Noten bei den Ausländern gesichert, sondern auch dem chinesischen Kaufmann die Möglichkeit gegeben, mit seinen Produkten zurückzuhalten. Dies könnte er sonst nicht, wenn die Lage der Bank, von der er Vorschüsse auf seine Waren erhalten hat, durch ein längeres Warten gefährdet würde.

Die chinesischen Banken nehmen auch Depositen zu verschiedenem Zinsfuße und für längere oder kürzere Zeit an. Die im besten Rufe stehenden Etablissements gewähren meist 6 bis 8% für das Jahr, während die weniger sicheren 12% und auch noch mehr bieten müssen, um Leute zu bewegen, ihr Geld bei ihnen zu hinterlegen. Diese Banken leisten auch Vorschüsse z. B. auf Ladungen, und diskontieren Wechsel, gerade wie europäische Institute, und ihre Dienste stehen Kaufleute aller Art, von den größten Firmen bis zum kleinsten Ladenbesitzer, zu Gebote.

*) Lakh ist ein der Hindusprache entnommener, unter den Ausländern Chinas ganz allgemein gebräuchlicher Ausdruck. Er bedeutet 100000.

Fast alle vom Auslande eingeführten und von chinesischen Kaufleuten für den inländischen Verbrauch gekauften Waren werden mit Noten („Orders“) auf chinesischen Banken, zahlbar in 5 bis 10 Tagen nach Datum, honoriert, eine Gewohnheit, die entweder der Bank den freien Gebrauch der Valuta während der Umlaufzeit ihrer Note sichert oder dem Käufer die nötige Zeit gewährt, mit einer der chinesischen Banken, die alle mit den Plätzen im Innern und mit den Vertragshäfen Wechselgeschäfte betreiben, seine finanziellen Abmachungen zu treffen.

Der Betrag, bis zu dem solche Noten während eines Jahres im Umlauf sich befinden, ist ein ausnehmend hoher, und doch sind nur in den seltensten Fällen Verluste zu verzeichnen. Die Fähigkeit, ihren Verpflichtungen pünktlich nachzukommen, verdanken die chinesischen Banken zum Teil auch der unter den Chinesen herrschenden Gepflogenheit, nach der alle Ausstände und Verpflichtungen zu verschiedenen, festgesetzten Zeitpunkten geregelt und beglichen werden müssen.*)

Das Wechselgeschäft mit den Provinzen im Innern und mit den Vertragshäfen ist fast ausschließlich in den Händen der Schansibanken, unter den Chinesen als „Hsi Hao“ bekannt. Ihr Kredit ist sehr groß und fest, und der Umfang ihrer Geschäftsverbindungen läßt sich daraus entnehmen, daß sie bereit und fähig sind, Wechsel für jede Stadt des chinesischen Reiches zu kaufen oder zu verkaufen. Viele reichen Chinesen sind Teilnehmer an mehr als einer der Schansibanken, ein Umstand, der die zwischen diesen Instituten bestehenden, guten Beziehungen nur vermehrt, und ihnen natürlich im Falle des Bedarfs die gegenseitige Unterstützung sichert.

Der gute Ruf, dessen sich diese Banken allgemein erfreuen, hat denn auch zur Folge, daß man sie vor anderen örtlichen Banken stets bevorzugt. Während diese 8 bis 9% jährlich auf Depositen geben, bieten die Schansi-Banken nur 5 bis 6%. Die Mandarine hinterlegen ihr Geld, sei es Privateigentum oder seien es Staatseinkünfte, wie Abgaben, Zoll, Likin usw., meist in den Schansibanken. Dasselbe thun Wohlthätigkeitsvereine, Großkaufleute u. a. m., obwohl der Zinsfuß ein niedrigerer ist.

Diese Banken bilden thatsächlich eine Riesenzunft, woher auch ihr außerordentlich großer Einfluß rührt, sodaß die Chinesen behaupten, sie seien imstande, den Erfolg oder das Mißlingen irgend eines größeren kaufmännischen Unternehmens zu bewirken. Die Schansiinstitute leihen auch vielfach Geld an Beamtenanwärter oder neuernannte Mandarine. Einer ihrer Angestellten wird in solchem Falle beauftragt, den Gehalt und die sonstigen Einnahmen des Beamten in Empfang zu nehmen und die Ausgaben zu regeln, bis die

*) Die hauptsächlichsten Begleichungstage sind, wie bereits früher angedeutet: das Neujahrsfest (Januar/Februar); Drachenbotfest (Mai), Mondverehrungsfest (August/September), und Wintersolstitiumfest (Dezember).

Anleihe abgezahlt ist. Dieser Zweig des Bankgeschäfts ist allerdings mit einem nicht geringen Risiko verbunden, und die Zinsen für solche Anleihen sind mithin auch verhältnismäßig hoch.

Ein eigentümlicher Charakterzug der Verordnungen, nach denen die Schansibanken verwaltet werden, besteht in der außergewöhnlichen Art, ihre Angestellten zu behandeln. Das Personal der größeren Etablissements setzt sich gewöhnlich zusammen aus einem Direktor, Unterdirektor, Rechnungsführer, Hülfsbuchhalter, der zugleich Kassierer ist, vier oder fünf Bankgehülfen und einigen Lehrlingen. Dann findet man noch häufig angestellt sogenannte „Vertrauensmänner“. Ihre Aufgabe besteht darin, Kundschaft zu suchen.

Da die Bankiers selbst Schansileute sind, so stellen sie gewöhnlich auch nur Personen an, die in ihrer Provinz ihre Heimat haben und, wenn es möglich ist, wählen sie Leute, die mit ihnen aus demselben Orte stammen.

Hat ein junger Mann einen Posten an einer der vielen Filialen erhalten, so tritt seine Familie sofort in eine Art persönlichen Abhängigkeitsverhältnisses zu der Bank. Sie gewährt, so zu sagen, die Sicherheit für die Ehrlichkeit, Pflichttreue und gute Aufführung des jungen Mannes. Der Angestellte darf von seinem Posten aus nur Briefe durch seinen höchsten Vorgesetzten absenden und zwar nachdem dieser das Schreiben gelesen hat. Wird der Angestellte beurlaubt, so erhält er für die Dauer des Urlaubs weder Gehalt noch sonstige Vergütigung.

Auf Kosten der Bank werden die Beamten bewirtet. Die Angestellten erhalten ihre Kleidung nach ihrem Bedarf geliefert; auch bestreitet man ihre sonstigen Ausgaben, über die genaue Rechnung geführt wird. Die Beamten werden gewöhnlich für drei Jahre angestellt, worauf sie ihren Brotherren genaue Abrechnung über die während ihrer Dienstzeit vereinnahmten und verausgabten Gelder ablegen müssen.

Wird nach Prüfung der Bücher alles richtig befunden oder ist gar eine Zunahme des Bankgeschäfts zu verzeichnen, so erhält der Angestellte eine gute Belohnung und darf zu seiner Familie, die wohl stets in Schansi zurückbleibt, zurückkehren. Diese tritt dann wieder aus ihrem bisherigen Abhängigkeitsverhältnis der Bank gegenüber aus.

Stellt sich dagegen heraus, daß die Bank unter des Angestellten Leitung keine Fortschritte gemacht hat, und wird keine befriedigende Abrechnung eingereicht, so beschlagnahmt die Bank nicht nur das ganze Hab und Gut des Angestellten, sondern seine ganze Familie wird so lange für leibeigen angesehen, bis der Verlust gedeckt ist. Geschieht das nicht, so wirft man den Angestellten ins Gefängnis.

Viele dieser Schansibanken setzen auch eine Art von Käschnoten in Umlauf. Das Volk zieht sie gewöhnlich dem Kupfergelde selbst vor, weil es dadurch keine Gefahr läuft, durch minderwertige Käschstücke Verluste zu erleiden, Namentlich stark verbreitet findet man diese Noten, die in ihrem

Werte meist zwischen 500 Käsch (etwa 1 Mark) und 5000 Käsch schwanken, in den vier nördlichen Provinzen, nämlich in Schengking (Mandschurei), Tschili, Schantung und Schansi, ferner jedoch auch in Schensi und Kansu. Aber auch im Yangtsethale findet man diese Wertpapiere häufig. Sie sind dort gewöhnlich 8 Zoll lang und 4 Zoll breit

Kapitalisten.

In keinem Lande der Erde, das den Anspruch erhebt, zu den civilisierten Ländern gezählt zu werden, dürfte es schwieriger für einen Kapitalisten sein, sein Geld vorteilhaft anzulegen — er sei denn Kaufmann von Beruf — als in China. Was thun z. B. die vielen in den Ruhestand getretenen, höheren Würdenträger des Kaiserreiches mit dem schweren Gelde, das sie während ihrer Dienstzeit wohl ausnahmslos erworben haben? Denn darauf arbeitet jeder Beamte hin, so lange ihm die Sonne scheint, nach Möglichkeit Geld auf die Seite zu bringen, damit er sich im Alter im Kreise seiner Familie einen angenehmen Lebensabend bereiten kann.

Die Großindustrie ist im Lande der Mitte heute noch immer eine fast völlig unbekannte Größe. Die Kapitalisten können sich also für ihr Geld nur selten Aktien kaufen. Auch können sie aus demselben Grunde ihr Kapital nicht in Staatspapieren anlegen, mit der Sicherheit, daß es ihnen jährlich eine gewisse Summe abwirft und sie nichts dabei aufs Spiel setzen.

Von Handelsunternehmungen verstehen diese reichen Privatleute überhaupt nichts, und selbst angenommen, es wäre der Fall, so erlaubt es doch ihre Stellung als Mandarin a. D. und die Würde, die sie stets aufrecht erhalten müssen, nicht, sich in Handelsgeschäfte einzulassen. Aus demselben Grunde dürfen sie auch keinen Wucher mit ihrem Gelde treiben, der ja der gewöhnliche „Beruf“ kleiner chinesischer Kapitalisten ist.

Man könnte allerdings sagen, daß es diesen reichen Zopfträgern ja frei stehe, Land anzukaufen, und es bewirtschaften zu lassen. Aber wer hat je davon gehört, daß ein Chinese Ländereien erworben, und sich darauf ein Herrenhaus erbaut hätte, um darin seine alten Tage in Ruhe, Bequemlichkeit und Würde zu beschließen? In China giebt es zweifellos reiche Landbesitzer, doch diese gehören wohl ausschließlich dem Bauernstande an; sie sind zu ihrem Besitze durch das Erbrecht gelangt.

Die Kapitalisten sehen sich daher gezwungen, ihre Gelder anderen Personen anzuvertrauen, damit diese ihr Vermögen für sie möglichst gut anlegen. In neun Fällen von zehn wird dann das Geld in Banken oder in Leihhäusern untergebracht.

Wie uns schon bekannt ist, nimmt der Pfandhausbesitzer in China eine

ganz andere gesellschaftliche Stellung ein als bei uns in Europa (vergl. Seite 314 und ff.). Er ist nicht nur reich, sondern auch angesehen. Das Pfandhaus besucht er selber fast nie, sondern er überläßt die Geschäftsführung einem Angestellten, dem er volles Vertrauen schenken kann, der aber auch eine gewisse Sicherheit stellen muß.

Man sieht das Pfandleihgeschäft, vorausgesetzt, daß es mit einem bedeutenden Kapital arbeitet und sich eines guten Rufes erfreut, in China als eins der sichersten, falls nicht gar als das sicherste kommerzielle Unternehmen an. Personen, die ihr Geld anzulegen wünschen, bemühen sich daher, solches bei Leihhausbesitzern unterzubringen. Dieses Feld ist jedoch nur begrenzt, da viele Leihhauseigentümer fremder Gelder nicht bedürfen.

Mögen Bankgeschäfte nun auch eine gefährlichere Anlage sein, so gewähren sie anderseits Kapitalisten größere Vorteile, indem sie höhere Zinsen zahlen, sogar sehr hohe, wenn man, was diese Unternehmungen zahlen, mit den Zinsraten ausländischer Banken vergleicht. Auch nehmen sie bedeutend höhere Summen an als die Pfandhäuser.

Wie wir bereits aus der Schilderung des Bankwesens wissen, werden gewisse Banken in jeder Provinz mit Regierungsgeschäften betraut. Sie remittieren z. B. Tratten auf Peking, gewähren Vorschüsse auf Steuern, die noch nicht erhoben sind, und machen ähnliche Finanzgeschäfte. Diese Geschäfte geben den betreffenden Banken eine sozusagen amtliche Stellung. Diesen Etablissements vertrauen begüterte Beamte meist ihren Reichtum an und im großen und ganzen genommen ereignet es sich verhältnismäßig selten, daß eins von ihnen Konkurs ansagt, oder selbst nur seine Zahlungen einstellt.

Privatpersonen, denen nur ein kleines Kapital zur Verfügung steht, treiben mit ihm, wie schon gesagt ist, meist Wucher. Wenn man alles, was Moses je gegen die Sünde des Wucherns geschrieben hat, auf die Chinesen anwenden wollte, so müßten wir zur Überzeugung kommen, daß sie in dieser Hinsicht viel größere Sünder sind als irgend eine andere Handelsnation auf Erden. Unser Sittengesetz verbietet das Geldverleihen zu übermäßig hohen Zinsen. Die Chinesen denken sich aber nichts dabei; das Wuchergeschäft hält man für einen ehrenhaften Beruf.

Die Regelung des Zinsfußes ist allerdings seit mehr als zweitausend Jahren ein Gegenstand der chinesischen Gesetzgebung gewesen. Der höchste Betrag für Zinsen wurde damals auf 30% für das Jahr festgesetzt. Dies Gesetz bestimmte auch, daß die Zinsen monatlich zu zahlen seien d. h. 3% in jedem Monat, da für den sechsten, zwölften und den Schaltmonat des Jahres keine Zinsen gezahlt wurden. Diese Bestimmungen riefen anfangs lebhafte Beschwerde hervor, doch mußte sich das Volk darein fügen. Und diese kaiserlichen Verordnungen bestehen auch noch bis auf den heutigen Tag. Noch heute beträgt der gesetzliche Maximalzinsfuß 3% für den Monat.

Es ist von Interesse, die eigenartigen Gründe kennen zu lernen, die zu

jener Zeit die chinesischen Publizisten zur Annahme eines so hohen Zinsfußes bestimmten. Daß ihre Ideen charakteristisch für ihre Denkungsweise sind, wird niemand bestreiten können, aber ebenso wird man auch zugeben müssen, daß ihre Logik mitunter schwer verständlich ist.

So gingen diese Staatskünstler von dem Grundsatze aus, daß, wenn man einen hohen Zins einführe, niemand in die Versuchung kommen würde, das Geld in seinem Geldschrank aufzuspeichern; es käme demnach unter die Leute. Je freier aber das Geld kursierte, desto blühender müßte sich auch der Handel gestalten. Dadurch, daß man Geld ohne große Schwierigkeiten leihen könnte, würde allen denen, die kaufmännisches Talent besäßen, die Handelslaufbahn eröffnet werden, was dem Handel im allgemeinen zu gute kommen müsse. Ein hoher Zinsfuß steigere nur den Preis von Luxusartikeln, anderseits erleichtere er Anleihen; Verschwender würden sich schließlich infolge dessen viel schneller und leichter zu Grunde richten!

Maße und Gewichte.

Man darf wohl den Satz aufstellen, daß der Ausdehnung des chinesischen Binnenhandels kaum etwas mehr im Wege steht, als die Mannigfaltigkeit der Maße und Gewichte, sowie der Mangel an einem passenden und leicht kursierenden Kurantgelde. Gleichviel wo wir uns in China befinden mögen, überall stoßen wir auf diese Faktoren, die dem freien Verkehr einen äußerst fühlbaren Hemmschuh anlegen. Wie in jeder Provinz und innerhalb dieser wieder in jedem Bezirk das als Käsch bekannte Kupfergeld einen verschiedenen Wert hat, so verhält es sich auch mit den Maßen und Gewichten.

So schwankt z. B. das Gewicht des Picul zwischen 80 und 160 Kattie (1 Kattie = 1⅓ Pfund englisch); 1 Fuß in Shanghai ist sehr von dem Fußmaß verschieden, das in Canton in Gebrauch ist; ja, der Unterschied zwischen 1 Fuß in Shanghai und 1 Fuß in dem Yangtse-Vertragshafen Tschinkiang, der nur 25 deutsche Meilen von Shanghai entfernt liegt, ist sogar noch bedeutender als der zwischen Canton und der großen Handelsmetropole Nordchinas. Jede Profession folgt außerdem ihrem eigenen lokalen Brauch; der Zimmermannsfuß hat nicht dieselbe Länge wie der des Schneiders; ein Picul Reis hat nicht dasselbe Gewicht wie ein Picul Kohlen, ebensowenig wie ein Strang Kupfermünzen („Tiao“ genannt) in Shanghai einen gleichen Wert hat wie seine Kameraden in anderen Städten des Kaiserreiches.

Daß diese großen Unregelmäßigkeiten heutiges Tags in China noch immer so sehr im Schwange sind wie vor vielen Jahrhunderten, hat seinen Grund vornehmlich in der Thatsache, daß die Gilden, gegen deren Vorgehen in diesem Lande selbst die Regierungsbehörden ohnmächtig sind, mit der die

chinesische Rasse so stark charakterisierenden Beharrlichkeit an dem von Alters hergebrachten Brauche hängen. Anderseits ist es eigentümlich, daß die Zünfte, die ja mehr als sonst jemand auf die Ausdehnung des Handels bedacht sein sollten, die wirkliche Stütze eines Systems sind, das den Handelsinteressen direkt schädlich ist. Für diese eigenartige Thatsache findet man allerdings auch in mehreren Ländern des Abendlandes eine Parallele: engherzige Korporationen haben bekanntlich stets jede Einmischung in ihre Mißbräuche zurückgewiesen.

Die chinesische Landesregierung hat zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht, Normalmaße und Gewichte einzuführen. Bereits vor 3000 Jahren schickte sich ein damals regierender berühmter Kaiser an, dem Unwesen, von dem das ganze Reich auf das empfindlichste berührt wurde, zu steuern, und spätere Dynastien haben Verordnungen erlassen, um eine metrologische Anarchie zu vermeiden. Ihre Bemühungen führten leider zu keinem Resultate. Das Maß- und Gewichtssystem Chinas befindet sich heute noch immer in einem chaotischen Zustande. Das Mandarinentum kümmert sich darum nicht im geringsten. In ihrem Yamen (Amtsgebäude) findet man allerdings gesetzmäßige Maße und Gewichte, denen auch die vom Volke gebrauchten, mehr oder weniger entsprechen. Aber in diesen wie in kommerziellen und städtischen Angelegenheiten wird die Bevölkerung durch ihre eigenen Vorschriften geleitet; es sind die Gesetze, die der uralte Brauch geheiligt hat, und deren Urheber zumeist Gilden oder sonstige extemporierte Einrichtungen sind.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir die im chinesischen Kaiserreiche meist gebräuchlichen Gewichte näher ins Auge fassen. Es sind dies:

1 Liang (Tael) = 1 chinesische Unze
16 Liang . . = 1 Tschin (Kattie*) = $1^1/_3$ Pfund englisch)
100 Tschin . . = 1 Tan (Picul**) = $133^1/_3$ Pfund englisch)
120 Tschin . . = 1 Schih.

Dies stellt so sagen das gesetzliche Gewicht vor; in Wirklichkeit schwankt es aber, wie bereits vorhin erwähnt ist, in den verschiedenen Teilen des Reiches ganz bedeutend. So wiegt z. B. 1 Kattie Thee in Peking nur 4 Unzen, während 1 Kattie Kohlen in Honan 28 Unzen und 1 Kattie Arzneikräuter in Tschekiang 20 Unzen wiegt. In dem Vertragshafen Swatau kommen

*) Das Wort stammt aus dem Malayischen und bedeutet Pfund. Obgleich das chinesische Gewicht- und Maßsystem ein decimales ist, ist doch das Kattie oder Pfund wie einst bei uns in 16 Teile geteilt.

**) Das Wort stammt ebenfalls aus dem Malayischen und bedeutet „Ladung", „Last".

sogar drei verschiedene Kattie zur Anwendung; sie haben ein Gewicht von 12, 14 und 16 Tael (Unzen). Man wendet diese Gewichte je nach dem Gegenstand an, der gewogen werden soll. So ist für die Umgegend Swataus für 1 Kattie folgende Skala im Gebrauch: Enten = 40 Unzen, Hühner = 35 Unzen, Schweinefleisch = 32 Unzen, Thee und Tabak = 18 Unzen, Früchte und Gemüse = 15 Unzen.

Bei den Maßen herrscht das Dezimalsystem ebenfalls vor. Die gebräuchlichsten Hohlmaße sind: Der „Sching", in Shanghai = 1,031 Liter, der „Hoh" = 6,103 Liter und der „Tau" = 10,031 Liter. Das zuletzt genannte Maß ist aus Holz verfertigt und hat die Form einer umgekehrten Pyramide, deren Spitze abgeschnitten ist. Wie verschieden aber die Größe eines „Tau" sein kann, ersieht man daraus, daß ein Taumaß für Reis in der Mandschurei 50 Liter faßt, in Schantung 26, in Honan 17, in Kiangsu und Tschekiang 10, und Kuangsi nur 4 Liter. Diese Ziffern finden beim Messen von Reis Anwendung. Andere Gegenstände wie z. B. Mehl, Mais, Erbsen u. dergl. werden in den verschiedenen Provinzen in „Tau" gemessen, deren Inhalt wiederum ganz von einander abweicht.

Ähnlich verhält es sich mit den Längenmaßen. Die gewöhnlichsten sind: Der „Fen"; 10 Fen = 1 Tsun (Zoll); 10 Tsun = 1 Schih (Fuß); 10 Schih = 1 Schang; 5 Schih = 1 Pu; 1,800 Schih = 360 Pu = 1 Li, das im Durchschnitt 1/3 englische Meile lang ist. In China werden alle Entfernungen nach Li gerechnet. Wie sehr aber die Länge des Fußmaßes (Schih) in den verschiedenen Provinzen unter den Professionen von einander abweicht, geht z. B. daraus hervor, daß der Schneiderfuß zwischen 0,335 Meter (in Schantung) und 0,376 Meter (in Kuangtung) schwankt; dagegen mißt der Zimmermannsfuß in diesen beiden Provinzen 0,343 bezw. 0,358 Meter. Shanghai liefert ein gutes Beispiel für den chaotischen Zustand des Fußmaßes in China. Dort hat der Schih nämlich folgende Länge: Dschunkenbauer = 15,769 Zoll (englisch); Zollhaus = 14,098 Zoll; Schneider = 13,850 bis 15,050 Zoll; Zimmermann = 11,140 Zoll; Maurer = 10,901 bis 11,801 Zoll usw.

Betrachten wir nun das Flächenmaß, so kommt das „Mau", oder der chinesische Acker, am meisten in Anwendung. Seine Größe ist in den verschiedenen Provinzen auch verschieden, doch ist sie meist = 1/6 eines englischen Ackers. In Shanghai hat der offizielle Mau 7260 Quadratfuß (englisch). Als Unterabteilungen hat er den Fun, Hau, Li und Hu. In manchen Gegenden Chinas kennt man dieses Flächenmaß überhaupt gar nicht. Will man nun jemand zu verstehen geben, wie groß das Stück Land ist, so sagt man: Es trägt im Durchschnitt soundsoviel Picul Reis oder eine ähnliche Feldfrucht. Trägt das Land Zuckerrohr, Kartoffeln und dergl. m., so drückt man das Flächenmaß gewöhnlich dadurch aus, daß man sagt: Es kann soundsoviele Pflanzen tragen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Öl, Spirituosen und ähnliche Flüssigkeiten



Ladenschild eines Schuhmachers.

sucht, die sehr häufig sich wohlhabende Kaufleute zum Opfer ihrer Erpressungen auswählen.

Eine der gewöhnlichsten Inschriften auf chinesischen Ladenschildern lautet: „Reelle Waren, feste Preise, der hülflose Greis wie das unerfahrene Kind werden hier nicht betrogen“. Bei Garküchen finden wir außer dem Namen des Besitzers Anpreisungen folgender Art: „Schlachtvieh aus den Nord- und Südprovinzen des Reiches auf das schmackhafteste zubereitet; Gerichte für Vegetarier; Früchte, frisch und getrocknet, aus allen Gegenden Chinas; Mahlzeiten auf die verschiedenste Art und Weise zubereitet; Spirituosen wohlriechend wie Blumen; Zeitvertreib und Vergnügen in Hülle und Fülle“.

Pfandhäuser kann man an einem Ladenschilde erkennen, das dem Treff-Aß im Kartenspiel in der Form ähnelt. Es setzt sich zusammen aus drei aneinandergefügten Kugeln. Eine entfernte Ähnlichkeit mit den drei Bällen, die man bei ähnlichen Etablissements in manchen Ländern Europas vorfindet, ist darin erkennbar. Außerdem trägt das Schild schwülstige Bezeichnungen für den Laden wie z. B. „Gütiger Gewinn, Friedensreicher Zufluß“. Am meisten auffallend ist an einem Pfandhause das in riesengroßer Schrift an einer ins Auge fallenden Stelle, über der Thür oder sonstwo angebrachte Wortzeichen für „Leihhaus“, nämlich: 當. Stiefel- und Mützengeschäfte haben auf ihren Schildern Abbildungen dieser Bekleidungsstücke. Die Opiumrauchlokale haben Schilder, auf denen geschrieben steht: „Die Lampen (nämlich Opiumlampen) sind angezündet; Pfeifen und Lampen stets zur Verfügung der Kunden“.

Beim Eintritt in einen chinesischen Laden werden einem auch meist eine Anzahl langer und breiter roter Papierstreifen auffallen, die an verschiedenen Stellen angeklebt sind. Der

Inhalt der auf ihnen befindlichen Schriftzeichen ist gewöhnlich glückwünschender Natur. Über der Eingangsthür lesen wir z. B.: „Friede sei mit dir bei deinem Ein- und Ausgange". Auf dem Geldschranke steht zu lesen: „Zehntausend Verdienste bringen Reichtum zusammen". Oder: „Gerechtigkeit nimmt ehrbaren Gewinn von jedem". „Mögen deine Einkünfte sich reichlich vermehren". „Möge dein Glück so groß sein wie die See des Ostens, die nie versiegt." „Mag dein Alter dem des heiligen Taischan (ein Berg in Schantung) gleichkommen und dem der Tanne, die nie altert."

Auf dem Glaskasten, in dem die kleine Wagschale aufbewahrt wird, hat sich der Ladeneigentümer nachstehenden Glückwunsch auf rotem Papier gewidmet: „Wage, werde niemals rostig, wiege wöchentlich Waren, die viele Tausend Taels wert sind". Werden in dem Laden mit Ausländern Geschäfte gemacht, so wird man mitunter auf einer der Wände eine Tafel mit der Inschrift in Chinesisch entdecken: „Chinesen (sind) freundlich — Ausländer (sind) gute Freunde".

Die Seezollverwaltung.

Unter den vielen „Abweichungen von der Regel", auf die wir, vom Standpunkte des Europäers aus betrachtet, im administrativen Leben der Chinesen stoßen, ist keine so auffällig wie die Thatsache, daß die Zopfträger trotz ihres vielverschrieenen Konservatismus etwa ein Viertel ihrer Staatseinnahmen aus einem Verwaltungszweige ziehen, dessen Handhabung im Grunde genommen ausschließlich Ausländern anvertraut ist.

Die unter fremder Leitung stehende chinesische Seezollbehörde — und diese meinen wir — durch die der Schatulle des kaiserlichen Finanzministeriums während der letzten Jahre im Durchschnitt ungefähr 25 Millionen Haikuan Taels, also 75 Millionen Mark jährlich zugeflossen sind, steht in ihrer Weise einzig da. Vor etwa vier Jahrzehnten ins Leben gerufen und von Europäern und Amerikanern verwaltet, nimmt sie in Wirklichkeit in gewisser Hinsicht eine Ausnahmsstellung ein: man könnte die Behörde für einen Zweig des chinesischen Zivildienstes ansehen.

Jeder Zolldirektor, stets ein Ausländer, steht unter der Oberaufsicht des Tao Tai, Bezirks-Intendanten, des Vertragshafens. Obgleich nun der Direktor persönlich nur dem Generalinspektor der Seezölle, ebenfalls einem Ausländer, verantwortlich sein mag, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß in der fiskalischen Verwaltung der Tao Tai sein unmittelbarer Vorgesetzter ist.

Von anderem Standpunkte aus betrachtet sind die fremden Angestellten des Seezolldienstes thatsächlich nur die Bediensteten des Generalinspektors.

Dieser wird wiederum zu seinem Amte direkt vom Tsungli Yamen, dem Auswärtigen Amte, berufen, das sich übrigens um die Ernennungen, die er weiter vollzieht, nicht im geringsten kümmert.

Man wird zugeben müssen, daß von allen Verbesserungen, die das moderne China mit fremder Hülfe in seinem Staatswesen gemacht hat, die Einrichtung der Seezollbehörde zweifellos die dem Verstande der Einheimischen durch ihre Nützlichkeit am meisten einleuchtende ist. Ursprünglich ist die Regierung auch zur Annahme dieser Reform nur durch die Macht der Umstände gezwungen worden, doch hat sie bald ihre Wichtigkeit für die Finanzpolitik des Reiches erkannt und ihr Gedeihen durch die günstigsten Bedingungen gefördert.

Um in wenigen Worten der Verhältnisse zu gedenken, die den heutigen voraufgingen, muß darauf hingewiesen werden, daß durch den Abschluß des Vertrags von Nanking im Jahre 1842 ein fester Tarif, ähnlich dem heutigen, für die hauptsächlichsten ein- und ausgeführten Waren aufgestellt und Maßregeln zur Eröffnung des Binnenverkehrs vereinbart wurden.

Die Einnahme der Zölle war jedoch nach wie vor in den Händen der Ortsmandarinen, und das bedeutete damals ein System der Bestechung. Denn der Supercargo pflegte nach Besichtigung der Ladung seines Schiffes seitens der zollerhebenden Beamten sich zur Zahlung einer runden Summe für die ganze Ladung zu verstehen und durfte sodann so viel von ihr unverzollt löschen, als ihm beliebte.

Der Hauptunterschied zwischen den damaligen und den jetzigen Verhältnissen besteht in der Verwendung jener Zolleinnahmen. Was jetzt als im Auftrage der Centralregierung eingenommen ihr auch zur Verfügung steht, ging früher zum größten Teil in die Provinzialkassen und wurde zu provinziellen Zwecken verwendet. Die Centralregierung konnte sich den Provinzen gegenüber wohl auf die örtlichen Zolleinkünfte berufen, war aber nicht imstande, ihre Größe auf Grund glaubwürdiger Berichte zu berechnen. Dies Mißverhältnis ist erst durch die Einsetzung des unter fremder Leitung stehenden Zolldienstes gehoben worden.

Den ersten Anstoß zu diesem wichtigen Umschwung in der Finanzpolitik des Reiches gab die Revolution der Taipingrebellen, die im Jahre 1854 Shanghai besetzt hielten, ohne sich dem fremden Handel feindlich zu zeigen. Um bei der damaligen Unsicherheit der Verhältnisse die Regelmäßigkeit des Verkehrs nicht zu stören, entschlossen sich die Vertreter der hauptsächlichsten Vertragsmächte eine aus Fremden bestehende Kommission mit je einem englischen, französischen und amerikanischen Bevollmächtigten einzusetzen, deren Aufgabe es sein sollte, im Einverständnis mit den chinesischen Behörden zeitweilig die von dem fremden, d. h. dem durch nicht-chinesische Fahrzeuge betriebenen Handel zu erhebenden Zölle auf Rechnung der chinesischen

Regierung einzunehmen. Es wurde demgemäß je ein englischer, französischer und amerikanischer Zollinspektor ernannt.

In dieser Form wurden die Zolleinnahmen bis zum Abschlusse der Verträge von Tientsin beim Friedensschlusse zwischen China einerseits und England und Frankreich anderseits im Jahre 1858 verwaltet. Durch diese Verträge wurden die Handelsverhältnisse von neuem insofern geregelt, als bestimmte Vorschriften für die Kontrolle und Besteuerung des Schiffahrts- und Warenverkehrs festgesetzt wurden.

Der im Anschluß an diese Bestimmungen aufgestellte Zolltarif wurde nach dem allgemeinen Grundsatze der Erhebung einer Steuer von 5% auf den Durchschnittswert der verschiedenen Waren beides, der Einfuhr und der Ausfuhr, entworfen, und in einem Sondervertrag — der englische datiert aus dem November 1858 — zugleich mit einer Reihe von den Handel betreffenden Ergänzungsbestimmungen als bindend für die beiden Regierungen anerkannt.

Unter diesen betrifft eine (Nr. 10 der Ergänzungs-Bestimmungen des englischen Vertrags) „die Erhebung der Zölle unter einem einheitlichen System in allen Vertragshäfen.“ Es ist dies der Artikel, der in dem erst 1861 abgeschlossenen Vertrage mit Preußen, dem Zollverein usw. wie folgt gefaßt ist: „Der von der kaiserlichen Regierung zum Oberaufseher des fremden Handels bestellte chinesische Beamte wird von Zeit zu Zeit entweder selbst die verschiedenen, dem Handel geöffneten Häfen besichtigen, oder einen Delegierten dahin senden. Diesem Beamten soll es freistehen, sich Unterthanen der deutschen kontrahierenden Staaten, die er dazu für geeignet hält, auszuwählen, um ihm bei Verwaltung der Zolleinnahmen zu helfen, den Schmuggelhandel zu verhindern, die Hafengrenzen zu bestimmen, die Funktionen eines Hafenkapitäns zu versehen und Leuchttürme, Bojen usw. aufzustellen, zu deren Unterhaltung ihm die Tonnengelder die Mittel liefern werden.“

Hierin ist nicht nur die vertragsmäßige Grundlage des jetzt bestehenden Systems gegeben, sondern es sind auch in großen Umrissen die Hauptziele angedeutet, die ihm von Anfang an gesteckt waren. Der auf Grund dieser Bestimmung eingerichtete Dienst wurde ein wahrhaft kosmopolitischer, indem jede weitere Vertrag schließende Macht auf Grund der Klausel von der meist begünstigten Nation ebenfalls die Vorteile dieses Paragraphen genoß. Denn wie es nach dem englischen Vertrage der chinesischen Regierung freisteht, englische Unterthanen für die oben erwähnten Verrichtungen auszuwählen, so schließen alle später abgeschlossenen Verträge*) das gleiche Vorrecht auch für die Mitglieder anderer Nationen ein.

*) Schweden und Norwegen: 1847; Frankreich, Vereinigte Staaten, Rußland: 1858; Preußen-Zollverein: 1861; Dänemark, Niederlande: 1863; Spanien 1864; Belgien: 1865; Italien: 1866; Österreich: 1869.

Der erste für die Leitung der Seezollverwaltung erwählte Beamte war ein Engländer namens H. N. Lay. Seine Berufung zum Posten eines Generalinspektors erfolgte im Jahre 1859. Er hatte seinen Wohnsitz in Shanghai, während in den damals eröffneten zehn Vertragshäfen, nämlich: Niutschuang, Tientsin, Tschifu, Shanghai, Ningpo, Futschau, Amoy, Taiwan (Formosa), Swatau und Canton Zollhäuser unter fremden Leitern und fremden Angestellten eingerichtet wurden. Die Ernennungen zu den ver- verschiedenen Posten erfolgten schon damals, wie dies auch heute noch der Fall ist, ohne daß hierzu die Sondererlaubnis der chinesischen Regierung eingeholt wurde.

Herr Lay überschritt aber sehr bald den ihm vorgeschriebenen Wirkungskreis als erster Zollinspektor, indem er den Versuch machte, eine chinesische Kriegsflotte nach fremdem Muster ins Leben zu rufen. Die als „Lay-Osborne" bekannte Flottille, die in England angekauft wurde und die von englischen Marineoffizieren befehligt werden sollte, gab zu ernsten Reibungen zwischen China und England Anlaß. Die beiden Mächte erkannten schließlich die ehrgeizigen Absichten des Herrn Lay nicht an, die Flotte wurde aufgelöst und Lay mußte von seinem Posten als Oberzollinspektor zurücktreten.

Sein Nachfolger wurde Mr. Robert Hart, ein Irländer von Geburt, der aus dem britischen Konsulatsdienst hervorgegangen war. Seit 1861 als Generalinspektor der Zölle fungierend und seit 1863 ununterbrochen als oberster Chef des ganzen Dienstes mit der Verantwortlichkeit für die gesamte Verwaltung betraut, war er es, der im Laufe der Zeit dem Dienste seine jetzige Gestalt gab. Er ist heute als „Imperial Maritime Customs" am besten bekannt.

Hart hat chinesischerseits den Rang eines Provinzialschatzmeisters (Pu Scheng Schi) erhalten und steht als Chef des Zweiges der gesamten Zollverwaltung, der die Einnahme der Zölle und Tonnengebühren von nichtchinesischen Fahrzeugen, d. h. Schiffen von fremder Bauart, sowie der sogenannten Transitzölle für Waren, die auf Rechnung von Fremden aus und nach dem Innern befördert werden, obliegt, direkt unter dem Tsungli Yamen (Auswärtigen Amte). Sein Amtssitz ist Peking. Dieser Behörde nun ist der europäische Generalinspektor direkt verantwortlich, während sein ganzer Stab nur von ihm Anweisungen erhält. Unter ihm arbeiten die verschiedenen Zolldirektoren jeder mit seinem Stabe von europäischen und chinesischen Untergebenen.

Der gesamte Seezolldienst bestand im Jahre 1899, nach der vom statistischen Bureau der Verwaltung herausgegebenen Dienstliste aus rund 5000 Beamten. Darunter befinden sich 4070 Chinesen (Subalternbeamte, Bureaudiener usw.), während 930 Mitglieder des Dienstes sich auf die verschiedenen Vertragsmächte verteilen. Hierbei entspricht die Zahl und Wich-

tigkeit der von ihnen bekleideten Stellen ungefähr der relativen Bedeutung der zwischen der betreffenden Nation und China bestehenden Handelsbeziehungen.*)

Der gesamte Stab wird eingeteilt in 1) das eigentliche Zolldepartement; 2) die Verwaltung des Hafen- und Küstenbeleuchtungswesens. Der Stab jenes zerfällt in einen inneren (In-door) und einen äußeren (Out-door), von denen jenem die höhere Verwaltung und der Bureaudienst, diesem die Exekutive obliegt. Der gesamte innere Stab besteht aus 43 Direktoren (Commissioners of Customs), 29 Vizedirektoren, 15 Assistenten erster, 31 zweiter, 39 dritter, 100 vierter Klasse und 12 nicht klassifizierten Beamten.**)

Die Gehalte dieser Beamten des inneren Stabes betragen je nach Rang, Dienstalter und Verwendung 1800 bis 18000 Taels, also 5400 bis 54000 Mark neben freier Dienstwohnung. Man darf den Chinesen daher zugestehen, daß der Arbeit des Europäers in ihrem Staatsdienst nächst dem indischen die besten Preise zuerkannt werden.

Der äußere Stab besteht aus Oberkontrolleuren (Tidesurveyors), Kontrolleuren, sogenannten „Examiners" in drei Rangklassen, denen die Untersuchung der zollpflichtigen Waren obliegt, und Aufsehern (Tidewaiters) in vier Rangklassen, die hauptsächlich zur Bewachung der löschenden und ladenden Schiffe und zu ähnlichen exekutiven Zwecken verwendet werden. Dieser Stab setzt sich aus rund 520 Europäern und 2340 Chinesen zusammen.

An diesen inneren und äußeren Stab schließt sich der Küstendienst an, bestehend in der Bemannung von mehreren Zollkuttern, deren Kapitäne und Offiziere zum Teil aus der englischen Flotte hervorgegangen, einen Stab von 42 Europäern bilden (darunter 6 Deutsche), während 580 chinesische Matrosen u. dergl. den niederen Dienst versehen.

Die dem Bureaudienst zugeordneten Chinesen haben meist untergeordnete Stellungen und zerfallen in Buchhalter (Linguisten genannt, da sie zwei Sprachen, Englisch und Chinesisch, verstehen müssen), chinesische Schreiber (zum Kopieren und Aufsetzen chinesischer Dokumente) und Kalkulatoren („Schupan", zum Berechnen der Zölle). Von den beiden letzten Klassen wird Kenntnis der englischen Sprache nicht verlangt. Unter diesen finden sich einige sehr intelligente Leute, meist Cantonesen, und mehrere sprechen

*) Der eben erwähnten Rangliste zufolge gab es 1899 im „In-door-staff" (höhere Beamtenschaft): Briten 156, Franzosen 34, Deutsche 24, Amerikaner 12, Russen 10, Italiener, Österreicher und Ungarn, Schweden und Norweger, Portugiesen je 5, Dänen und Holländer je 4, Belgier und Spanier je 3, Japaner 1. Der „Out-door-staff" (die Exekutive) wies auf: Briten 284, Deutsche 80, Amerikaner 46, Schweden und Norweger 27, Dänen 23, Portugiesen 13, Franzosen 11, Spanier 8, sonstige Nationen 27.

**) Zu diesen 276 höheren Beamten kommen noch hinzu 30 Ärzte und 700 Chinesen.

außer der englischen Sprache drei oder vier Dialekte des Chinesischen. Sie werden hauptsächlich mit englischer Buchführung beschäftigt.

Neben dem Zolldepartement steht unter den verschiedenen Zolldirektoren noch das sogenannte Marinedepartement, das wiederum je in die Verwaltung der Häfen- und Küstenbeleuchtung zerfällt. Hafenangelegenheiten stehen meist unter der Obhut des Oberkontrolleurs (Tidesurveyor), der gewöhnlich zugleich als Hafenmeister fungiert. Als mit dem Küstenbeleuchtungsdienst zusammenhängend ist ein Stab von vier Ingenieuren zu erwähnen, der, unter dem Hauptingenieur arbeitend, nach besonderen Verordnungen des Generalinspektors sowohl neue Bauten an Leuchttürmen, Leuchtschiffen, Bojen, Baken usw. fertig stellt, als auch die bestehenden in gutem Zustande erhält.

Die Bedienung der Leuchttürme geschieht durch 80 Wärter (Lightkeepers), die in vier Rangklassen geteilt sind, die der Leuchtschiffe durch drei Kapitäne mit sieben Steuerleuten. Die Zufuhr an Nahrungsmitteln, Leuchtmaterial u. dergl. m. nach den meist an isolierten Punkten befindlichen Leuchtstellen geschieht durch das Personal des Hafendienstes. Hafen- und Beleuchtungsdienst zusammen verfügen außer den aufgezählten europäischen Beamten über ein chinesisches Personal von etwa 400 Werkleuten und Dienern. Dem Marinedepartement fällt demnach behufs Bestreitung der Ausgaben für die Erhaltung, sowie die mit der Gründung und Erhaltung der Leuchttürme und sonstiger Schiffahrtszeichen verbundenen Ausgaben der aus der Einnahme von Tonnengebühren gebildete Fonds anheim. Er erreichte im Jahre 1899 eine Höhe von 640000 Taels, fast 2 Millionen Mark.

Dies ungefähr 5000 Köpfe starke Personal verteilt sich auf die dem fremden Handel erschlossenen Häfen sowie Zollstationen. Die größte Zahl von Beamten finden wir in Shanghai, dann folgen Canton, Futschau, Hankau, Tientsin, usw.

Die Urlaubsverhältnisse der Beamten sind so geregelt, daß es den Mitgliedern des „Indoor Staff" freisteht, alle sieben Jahre um zweijährigen Urlaub einzukommen, der wie im indischen Kolonialdienst bei halbem Gehalt (half-pay) meist in der Heimat zugebracht wird. Die Mitglieder des „Outdoor-staff" erhalten alle 10 Jahre einen ebenso langen Urlaub. An Stelle einer Pension beim Verlassen des Dienstes erhält jeder Beamte nach Ablauf einer gewissen Anzahl von Jahren eine feste Summe ausgezahlt (beim inneren Stabe z. B. für je sieben Dienstjahre einen vollen Jahresgehalt).

An der Spitze des Stabes in jedem einzelnen Hafen steht ein Zolldirektor (Commissioner of Customs), in den größeren Häfen durch einen Vicedirektor (Deputy Commissioner) oder Bureauvorsteher aus einer der nächstfolgenden Rangklassen unterstützt. Jener steht als chinesischer Beamter in der dritten, dieser in der vierten von den neun Beamtenklassen Chinas. Doch werden die äußeren Abzeichen dieser Würde von den Europäern selbstverständlich nicht getragen.

Die Geschäftssprache ist Fremden gegenüber Englisch, Chinesen gegenüber (besonders die Korrespondenz) Chinesisch. Schriftliche Eingaben an die Zollämter werden in englischer oder chinesischer Sprache eingereicht. Die hauptsächlichsten Zollabrechnungsbücher werden in beiden Sprachen geführt.

Sitz des Generalinspektors ist, wie bereits erwähnt ist, Peking, wo auch der größte Teil des die Centralverwaltung bildenden Stabes wohnt. Dieser arbeitet in vier Abteilungen unter je zwei Sekretären vom Range eines Direktors und eines Vicedirektors. Es sind dies die Abteilungen des Generalsekretärs, des Sekretärs für chinesische Korrespondenz, des Finanzsekretärs und des Sekretärs für Statistik, der als Direktor des statistischen Bureaus und der Regierungsdruckerei seinen Sitz in Shanghai hat.

Jede dieser Abteilungen unterstützt den Generalinspektor in ihrem besonderen Verwaltungszweige, nämlich der Generalsekretär in allen allgemeinen Angelegenheiten, der Regulierung der persönlichen Verhältnisse des Dienstes usw.; der chinesische Sekretär in allen chinesischen Korrespondenzen, wie auch an diese Abteilung, die in chinesischer Sprache verfaßten Berichte über Zollstrafen und Beschlagnahmen seitens der einzelnen Zolldirektoren eingesandt werden; der Finanzsekretär („Audit Secretary“) hat das Rechnungswesen unter sich, soweit es sich auf die für die Verwaltung des Dienstes ausgesetzten Fonds erstreckt, der statistische Sekretär die gesamte Handelsstatistik, den Druck und die Verteilung der offiziellen Drucksachen, sowie der im Dienste gebrauchten Formulare usw.*)

Man macht dem Chinesen häufig den Vorwurf, er neige stark dahin,

*) Zu den offiziellen Drucksachen gehören u. a. ausführliche Anweisungen für jeden einzelnen Zweig des Dienstes. Ferner die Erlasse des Generalinspektors, die die Ausführungsbestimmungen der bestehenden Zollgesetze enthalten und gewissermaßen die Richtschnur für die Handlungsweise des Zollbeamten sind; die Dienstliste, die statistischen Berichte, denen sich die ärztlichen Berichte der dem Stab der einzelnen Häfen beigegebenen Ärzte anreihen; das ausführliche Verzeichnis der Leuchtstationen und Warnungszeichen an der Küste und auf dem Yangtse, usw. Von den statistischen Berichten sind hervorzuheben die vierteljährlich erscheinende „Customs Gazette“, die jährlich erscheinenden „Returns of Trade“, die eigentliche Handelsstatistik, und die „Reports on Trade“, die Berichte über den Handel. Das Hauptmaterial für die Handelsstatistik bilden die „Returns of Trade“. Diese werden in zwei Teilen ausgegeben, deren erster ein Heft von einigen dreißig Quartseiten den Handel der gesamten Vertragshäfen als Ganzes behandelt, während der zweite Teil, ein Band von etwa 750 Seiten, dem Handel der einzelnen Häfen gewidmet ist. Dieser zweite Teil enthält das Hauptmaterial in zahlreichen Tabellen über Schiffahrtsverkehr, Wertangaben für die einzelnen Handelszweige, Ein- und Ausfuhrtabellen usw. Eine wichtige Beigabe bilden die Tabellen, in denen Schiffahrt, Handel und Zolleinnahmen nach den Nationalitäten der handeltreibenden Schiffe gruppiert sind. Im ersten Teile erscheint bezüglich des Warenverkehres selbstverständlich nur der Teil des Handels, der sich auf den Verkehr zwischen China und dem Auslande bezieht.

dem Einfluß der abendländischen Nationen im fernen Osten hindernd entgegen zu treten. Es kann auch nicht bestritten werden, daß sich auf chinesischer Seite ein gewisses Mißtrauen zunächst gegen die guten Absichten der Fremden, die neue Einrichtungen einzuführen beabsichtigen, bemerkbar macht. Jahrzehnte vergehen, ehe die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines wichtigen Kulturfortschrittes in den maßgebenden Kreisen Wurzel faßt, bis endlich die Macht der Umstände den scheinbar freiwilligen Entschluß zum Weiterschreiten hervorruft.

Es ist auch bekannt, daß der Chinese nicht gern sein altes Kleid ablegt. Seine Reformen tragen den Charakter der langsamen Bedächtigkeit. Das Volk schießt nicht über die durch seine geschichtliche Entwickelung bedingte Reife hinaus; es besitzt noch nicht den weiten Blick der Europäer und begnügt sich mit solchen Reformen, deren unmittelbaren Nutzen es sofort einsieht. Es verschließt sein Ohr der Überredung selbst zu seinem eigenen Besten, bedient sich aber gern der Hilfsmittel des Abendlandes, sobald der daraus hervorgehende Nutzen nicht nur bedeutend, sondern auch handgreiflich und besonders der eigenen Anschauung einleuchtend ist.

In Anbetracht dieser Thatsache muß es auffallen, daß die Centralregierung zu Peking, nachdem sie ihrem alten Grundsatze: „Prüfet alles und behaltet das Beste“ folgend, sich von der musterhaften Verwaltung ihrer Seezollbehörde ausgiebig überzeugt hat, bisher noch keine Schritte zur Einführung ähnlicher Reformen in den anderen Zweigen ihres Finanzwesens gethan hat. Daß diese vollständig verrottet sind, davon sollte die chinesischen Staatskünstler der tiefe Bankerott des Kaiserreiches längst überzeugt haben. Und doch hat bisher keiner von ihnen den Mut gehabt, die Reinigung dieses großen Augiasstalles in Angriff zu nehmen.

Im Interesse der ferneren Wohlfahrt des Landes der Mitte darf man die Hoffnung aussprechen, daß die bedeutsamen Wirren beim Anbruch des 20. Jahrhunderts das ihrige dazu beitragen werden, um ähnliche durchschlagende Reformen anzubahnen, wie dies bereits durch die unter fremder Leitung stehende Seezollverwaltung geschehen ist. Denn um China vor seinem völligen Zusammenbruch zu bewahren, ist die Umgestaltung seines Finanzwesens nach fremdem Muster das dringendste Bedürfnis.*)

*) Allem Anscheine nach wird sich China gezwungen sehen, die Erhebung einer anderen höchst wichtigen Einnahmequelle in Bälde nach fremdem Muster einzurichten. Es ist dies die Salzsteuer. Sir Robert Hart hat nämlich als fremder Berater des chinesischen Finanzministeriums bereits in Vorschlag gebracht, diese Quelle in erster Linie dazu zu benutzen, um das Geld aufzutreiben, mit dem das Kaiserreich die durch die Wirren von 1900/1901 entstandenen Kriegskosten teilweise decken kann. Die Salzsteuer wird gegenwärtig auf nur 15 Millionen Taels geschätzt, während sie, nach einem ehrlichem System erhoben, jährlich wenigstens noch einmal so viel einbringen müßte.

China im Weltverkehr.

I. Die Entwickelung des Außenhandels.

Die Ironie des Schicksals tritt uns bei einer Betrachtung der Handelsbeziehungen des Ostens mit dem Westen wohl nirgends handgreiflicher entgegen, als wenn wir bei einem Rückblick auf ihre Entwickelung entdecken, daß gerade die Vertragsmacht, deren Interessen heute in China so ziemlich die unbedeutendste Rolle spielen, es gewesen ist, die den ersten Versuch gemacht hat, in die Mauer der chinesischen Abgeschlossenheit Bresche zu schießen. Bekanntlich haben die Portugiesen, als sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Stadt Malacca auf der gleichnamigen Halbinsel in Besitz genommen hatten, zuerst ihr Augenmerk weiter nordwärts auf das damals noch fast völlig unbekannte Reich der Mitte gerichtet.

Im Jahre 1512 segelte Rafael Perestrello in einer Dschunke nach Canton, um von Malacca aus die Küste zu erforschen und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Mehrere seiner Landsleute folgten ihm unter Führung von Simon Andrade. Trotz mehrfacher Störungen des guten Einvernehmens zwischen Fremden und Einheimischen wurden innerhalb weniger Jahre mit Zustimmung der Behörden von Canton auf den im Mündungsgebiete des Perlflusses gelegenen Inseln verschiedene kleine Handelsniederlassungen angelegt, von denen das im Jahre 1537 gegründete Macao bis auf den heutigen Tag im Besitz der Portugiesen geblieben ist.

Die Portugiesen dehnten nun ihre Küstenfahrten bald weiter nach Nordosten aus und besaßen bereits um das Jahr 1525 zu Amoy und Ningpo Niederlassungen, aus denen sie jedoch dreißig Jahre später wieder vertrieben wurden, anscheinend infolge ihrer übeln Aufführung und der Gewaltthätigkeiten, die sie sich gegen das Volk zu schulden kommen ließen.

Übrigens war auch Macao anfangs keineswegs eine unabhängige portugiesische Kolonie. Die Behörden zu Canton ließen die Ansiedlung der Fremden dort nur zu, weil man ihre Anwesenheit in der Provinzialhauptstadt nicht gern sah, und doch den wegen der Zolleinnahmen vorteilhaften Handelsverkehr nicht entbehren mochte. Für das Grundstück, auf dem die Niederlassung errichtet war, wurde dem Generalgouverneur zu Canton eine jährliche Pacht von 500 Unzen Silber entrichtet. Auch übten die chienesischen Behörden nach wie vor die Gerichtsbarkeit über ihre zahlreichen, in Macao lebenden Landsleute aus.

Im Laufe der Zeit lockerte sich das Abhängigkeitsverhältnis zu China allerdings immer mehr, wozu nicht wenig die Abneigung der chinesischen Behörden beitrug, sich in die Verhältnisse der „draußen stehenden Barbaren" einzumischen. Jedoch erst seit 1849, nach dem „Kriege" Portugals mit China und der Ermordung des Gouverneurs von Macao, Ferreira de Amaral, durch

Chinesen, ist der Ort als thatsächlich unabhängig zu betrachten. Denn damals hörte nicht nur die Zahlung der Pacht auf, sondern es wurde auch die chinesische Zollstätte zu Macao gewaltsam geschlossen, und der Hafen wurde zum Freihafen erklärt. Die chinesischen Truppen, die sich der Stadt zu bemächtigen suchten, wurden in einem für die Portugiesen glücklichen Gefechte zurückgeschlagen. Den Anspruch auf die Oberhoheit über Macao hat China aber erst durch einen 1888 mit Portugal abgeschlossenen Vertrag aufgegeben.*)

Im Jahre 1587 lebten bereits etwa eintausend Portugiesen in Macao. Sie waren Kaufleute, Schiffskapitäne, Schmuggler und, wie es heißt, auch gelegentlich Seeräuber. Anderseits halfen sie mehrfach den chinesischen Behörden gegen gute Bezahlung bei der Bekämpfung des in jenen Gewässern von jeher blühenden Seeräuberunwesens. Auch waren sie nach Kräften bemüht, den Handelsverkehr zwischen Europa und China ausschließlich in ihren Händen zu behalten. Bei der gänzlichen Unkenntnis der Chinesen von der Außenwelt fiel es den Portugiesen nicht schwer, die Behörden zu Canton glauben zu machen, daß die anderen Nationen angehörigen Besucher der chinesischen Küsten gefährliche Seeräuber seien, denen man keinen Zutritt in China gestatten dürfe, ohne daß ernstliche Unruhen zu befürchten wären.

Deshalb mißlangen verschiedene Versuche der Engländer, Anteil an dem am Perlflusse getriebenen Handel zu gewinnen. Die „East-India Company", der von der Regierung zu London das Monopol für den britischen Verkehr mit Indien und China erteilt worden war, konnte erst zu Ende des 17. Jahrhunderts (1684) in einer Vorstadt Cantons Faktoreien**) anlegen. Dort wurden jetzt ebenso wie zu Macao auch Kaufleute anderer europäischer Nationen zugelassen. Die Engländer aber errangen von allen bei weitem die bedeutendsten Erfolge, während die Portugiesen mehr und mehr in den Hintergrund traten.

Gleich den Portugiesen suchte nun auch die „East-India Company" in den nordostwärts gelegenen Häfen Amoy, Futschau und Ningpo Fuß zu

*) Durch Heirat haben sich die als „Macao-Portugiesen" bekannten Ansiedler derart stark mit Asiaten vermischt, daß das heutige Geschlecht sich in körperlicher Hinsicht nicht sehr von diesen unterscheidet. Sie besitzen zum großen Teile die der mongolischen Rasse eigentümlichen Schlitzaugen und die Mehrzahl ist klein und schwächlich, anscheinend durch das Klima entartet. Sie sind zahlreich über die chinesischen Vertragshäfen zerstreut und werden dort von den fremden Kaufleuten anderer Nationen als geschickte Buchhalter geschätzt, zeigen aber nur wenig Fähigkeit zur selbständigen Leitung von Geschäften.

**) Sie wurden von den Engländern so genannt, weil sie die Wohnungen von „Faktoren" oder Agenten der Gesellschaft waren, und nicht weil in ihnen irgend etwas fabriziert wurde. Die Zahl der Wohnungen betrug dreizehn; sie waren unter der Bezeichnung „Hongs" bekannt.

fassen, jedoch mit ebenso wenig Glück. Denn die neue Mandschuregierung war noch mehr als ihre Vorgängerin bestrebt, die Ausländer fern zu halten. Sie beschränkte den Handel mit ihnen ausschließlich auf Canton, wo er seit 1702 als Regierungsmonopol erklärt und für eine hohe Summe an eine Gesellschaft cantonesischer Kaufleute, den sogenannten „Co-Hong", verpachtet wurde.

Diese „Hong-Kaufleute" übernahmen dem Gouverneur von Canton gegenüber die Bürgschaft sowohl für den Eingang der von dem Warenumsatz und den einlaufenden Schiffen fälligen Zölle und Abgaben, als auch für das gute Verhalten der Fremden. Zugleich dienten sie als Vermittler zwischen diesen und den chinesischen Behörden, die den unmittelbaren Verkehr mit ausländischen Kaufleuten für weit unter ihrer Würde erachteten. Dies Monopol fand durch den Vertrag von Nanking i. J. 1842 sein Ende.

Im Vergleich mit der Gegenwart war der überseeische Handel Chinas im 18. Jahrhundert ungemein gering, zeigte jedoch eine fortwährende Zunahme. Im Jahre 1736 liefen 4 britische, je 2 französische und niederländische und je 1 dänisches und schwedisches Schiff in den Perl (Canton)-Fluß ein. Zehn Jahre später kamen 8 britische, 6 niederländische, 4 schwedische und 2 dänische Fahrzeuge an, und 1789 war die Gesamtzahl bereits auf 86 angewachsen, nämlich 21 britische, 40 britisch-indische, 15 nordamerikanische, 5 niederländische, 3 portugiesische und je 1 französisches und dänisches Schiff.

Spanische Schiffe von Manila her verkehrten in Amoy, wo sie eine Sondererlaubnis zum Handel erlangt hatten. Im Jahre 1834 wurden 101 britische Schiffe, 70 nordamerikanische, 37 spanische, 23 portugiesische, je 6 französische und niederländische, 5 dänische, 3 deutsche (hamburgische) und je 1 schwedisches und mexikanisches Schiff vor Canton gezählt.

Diese hamburgischen Schiffe waren aber nicht die ersten deutschen Fahrzeuge, die nach China gelangten. Bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten zwei Schiffe, die, wie chinesische Quellen melden, „aus dem Königreiche des einfachen Adlers kamen", Canton besucht. Da unsere ersten Handelsbeziehungen zu China nur verhältnismäßig wenigen bekannt sein dürften, so ist ein etwas näheres Eingehen auf sie wohl am Platze.

Einem seltenen Büchlein, betitelt: „Ausführliche Nachricht von der oktroyierten, Königlich Preußischen, Asiatischen Compagnie" gedruckt in Emden 1761, entnehmen wir, daß Friedrich der Große im Jahre 1750 die Errichtung einer „Königlich Asiatischen Compagnie" beschlossen und an mehrere Kaufleute „allergnädigst" Oktroi und Zollfreiheit für Aus- und Einfuhr während zehn aufeinanderfolgender Jahre für zwei Schiffe gewährt hatte, die jährlich nach Canton geschickt werden sollten. Sitz der Direktion dieser Gesellschaft war Emden in Ostfriesland.

Unter den ersten Direktoren befanden sich mehrere königlich preußische

Hofräte und Handelsräte, sowie der Bürgermeister von Emden Jacques de Poterre. Das Kapital war beschafft durch Ausgabe von Aktien zu je 500 Reichsthalern. Am 24. Mai 1751 fand die erste Versammlung von Aktionären zu Emden statt. Zufolge der dort gemachten Vorschläge „gewährte der König allergnädigst und höchsteigenhändig der Compagnie 23 Artikel.“

Das Oktroi, das ursprünglich auf zehn Jahre gegeben war, wurde sofort durch königliche Gnade auf zwanzig Jahre verlängert. Ebenfalls abweichend von dem Beschluß von 1750 wurde verfügt, daß die Gesellschaft so viele Schiffe ausrüsten dürfe, als sie in ihrem Interresse für nötig erachtete. So lange dies Oktroi dauerte, sollte kein anderer ein Oktroi zum Nachteile dieser Compagnie erhalten. Friedrich der Große versprach, die Gesellschaft nach Ablauf der 20 Jahre durch Verlängerung des Oktroi begünstigen zu wollen und zwar „weil die Compagnie den Grund zum asiatischen Handel gelegt habe.“ Ferner wollte der König die Gesellschaft unter seinem mächtigen Schutz nehmen und vorkommenden Falles kräftig unterstützen und mit Nachdruck „maintenieren“.

In ihren inneren Angelegenheiten, der Direktion ihres Handels und der Leitung ihrer Unternehmungen zu Wasser und zu Lande, sollte die Gesellschaft lediglich der Generalversammlung der Aktionäre verantwortlich sein. Sie war befugt, im Fürstentum Ostfriesland und im Herzogtum Cleve ihre Diener, Soldaten und Matrosen anzuwerben und abzumustern. Daß Friedrich der Große dem Unternehmen sehr gewogen war und die Gesellschaft begünstigen wollte, geht u. a. aus einer Bestimmung hervor, wonach sich Se. Majestät verpflichtete, in keinem Falle im Kriege oder Frieden zu erlauben, daß behufs königlichen Dienstes Beschlag auf Schiffe, Geschütze, Munition, Waren, Packhäuser, Offiziere oder Matrosen der Gesellschaft gelegt würde.

Wenn politische oder Handelsverträge mit anderen Mächten abgeschlossen würden, so verpflichtete sich Se. Majestät, die Compagnie in diese Verträge einschließen zu lassen. Auch gaben „Allerhöchstdieselbe“ die „allergnädigste“ Versicherung, bei diesen Verträgen solche „faveurs“ zu bedingen, die der Gesellschaft zum Vorteile gereichen könnten. Es war ihr ferner erlaubt, mit Fürsten oder anderen Mächten in „Indien“ Verträge zu Nutzen ihres Handels zu schließen, doch mußte solches im Namen Sr. Königl. Majestät geschehen.

Ein nicht geringer Vorzug wurde dem Unternehmen durch die Bestimmung gewährt, daß die Waren, die für den Handel mit Ostasien in Betracht kämen, aber in Sr. Majestät Landen nicht vorkämen und vom Ausland bezogen werden müßten, von allen Einfuhrzöllen befreit sein sollten. Dasselbe Vorrecht genossen auch die vom Osten eingeführten Waren bei ihrer Versendung von Emden ins Binnenland.

Zum ferneren Beweise, wie sehr die Wohlfahrt der neuen Handelsgesellschaft dem Könige am Herzen lag, bestimmte er, daß ihr in seiner Stadt Emden kostenlos ein großer und bequemer Platz zum Aufbewahren ihrer Waren,

Munition, Provisionen usw. angewiesen werden sollte. Auch verfügte Se. Majestät, daß im Falle eines ausländischen Krieges die Kapitalien oder Gewinnste von Aktionären der Gesellschaft, insoweit sie Unterthanen der kriegführenden, ausländischen Macht seien, weder beschlagnahmt, noch „molestiert" werden, sondern das unverbrüchliche Eigentum der Aktionäre bleiben sollten.

Es ist bekannt, daß im 18. Jahrhundert der Adel es nicht für schicklich hielt, sich an Handelsunternehmungen zu beteiligen. Da eine solche Stellungnahme der günstigen Entwickelung der Gesellschaft hinderlich sein konnte, erlaubte Se. Majestät allergnädigst, daß ein jeder, gleichviel welches Standes, auch „die von der Noblesse" sich an der Compagnie beteiligen könnte, ohne daß dadurch seinem Stande oder sonstigen Vorrechten der allergeringste Abbruch geschehen solle.

Wenn man von diesen Gnadenbezeugungen und Vorrechten Kenntnis nimmt, wird man mit Sr. Majestät gern zugeben, daß die Theilhaber der Gesellschaft, sie mochten nun seine Unterthanen oder Ausländer sein, Ursache hatten, „sich derselben zu freuen". Noch im demselben Jahre (1751) segelten unter Gottes Segen zwei preußische Schiffe mit verschiedenen Waren befrachtet von Emden nach Canton. Sie kehrten von dort mit einer Ladung, die aus Seide, Thee, Porzellan, Rhabarber, Perlmutter, Lackwaren und verschiedenen Raritäten bestand, zwei Jahre darauf nach Emden zurück.

* * *

Die Stellung der fremden Kaufleute in Canton war insofern eine eigentümliche, als die chinesischen Behörden selten versuchten, irgend welche Gerichtsbarkeit über sie auszuüben, einige Fälle ausgenommen, in denen es sich um Tötung chinesischer Unterthanen durch Fremde handelte. Im Übrigen wurden die Europäer von den chinesischen Beamten als „draußen stehende Barbaren" betrachtet, an die man mit Bezug auf gutes Verhalten keineswegs dieselben Anforderungen stellen könne, wie an die gesitteten Angehörigen der großen chinesischen Völkerfamilie. Man erachtete es als ausreichend, die Hong-Kaufleute gewissermaßen als ihre Wärter zu bestellen und möglichst viel Abgaben aus dem Handel zu erpressen.

Sonst lebten die Fremden in ihren Faktoreien, aus denen sie sich allerdings nicht in das Land hineinbegeben durften, ziemlich ungebunden und sich selbst überlassen, abgesehen von der Aufsicht, die die „East-India Compagnie" über ihre Angestellten übte. So bildete sich schon damals die Unabhängigkeit der Europäer von den chinesischen Gerichten (Exterritorialität) aus, die später für ganz China vertragsmäßig festgesetzt wurde.

Groß waren die Klagen der Fremden über die Erpressungen, die sowohl Hong-Kaufleute wie Mandarine an ihnen versuchten, ebenso über die alljährlich vom Gouverneur zu Canton erlassenen Proklamationen, in denen die

Ausländer der schlimmsten Laster beschuldigt wurden, um sie in den Augen der einheimischen Bevölkerung herabzusetzen. Es war ihnen auch nicht gestattet, ihre Frauen mit nach Canton zu bringen, die sich daher gewöhnlich in Macao aufhielten.

Um Zollplackereien zu entgehen, und die Bebürdung mit neuen Abgaben abzuwenden, mußten die Beamten mit bedeutenden Summen bestochen werden, was nicht einmal immer nachhaltigen Erfolg hatte. Man nannte die Europäer allgemein, wie es auch jetzt noch vielfach geschieht, „Fan Qui" oder „Fan Kuei Tze" d. i. „fremde Teufel"; die Engländer besonders wurden in amtlichen Schriftstücken als die „rotborstigen Barbaren" bezeichnet.*)

Die engliche Parlamentsakte, durch die 1833 das Verhältnis der „East-India Compagnie" zur Regierung neu geregelt wurde, entzog jener das bis dahin genossene Monopol des britischen Handels mit China, und mehrere selbständige Firmen traten in Canton an ihre Stelle. Dieser Umstand veranlaßte die britische Regierung, die zugleich von dem Wunsche geleitet war, den Absatz britischer Industrieerzeugnisse nach China zu heben, den Lord Napier als Bevollmächtigten nach Canton zu senden, um die Gerichtsbarkeit über die dort lebenden Briten auszuüben und mit den chinesischen Behörden wegen besserer Regelung des Verkehrs zu unterhandeln. Wenn möglich, sollte auch der Zugang zu anderen Häfen des Reiches geöffnet werden.

Unternehmende britische Kaufleute hatten wiederholt Schiffe an der Küste bis Tientsin hinauf gesandt, und die Berichte dieser Seefahrer, unter denen der damals in Diensten einer englichen Firma stehende deutsche protestantische Missionar Gützlaf**) zu erwähnen ist, zeigten, welch ein reiches Land China, und welcher Ausdehnung der Handel nach besserer Erschließung des Landes fähig sei. Namentlich Shanghai wurde als ein bedeutender Verkehrsplatz geschildert. Napier sollte sein Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen suchen, doch ehe er ans Werk gehen konnte, fiel er dem Klima zum Opfer.

Unter seinen Nachfolgern entspann sich infolge der Weigerung des Gouverneurs zu Canton, Lin, mit den Bevollmächtigten Großbritanniens als mit Abgesandten eines gleichberechtigten Volkes zu verkehren, der erste Krieg

---

*) Einer älteren, chinesischen Schrift entnehmen wir folgende Schilderung der Holländer: „Ihre Kleider und ihr Har waren rot und ihre blauen Augen tief in den Köpfen versenkt. Dabei waren sie von großer Gestalt mit entsetzlich langen Füßen, und durch ihr fremdartiges Aussehen erschreckten sie das Volk."

**) Zur bleibenden Erinnerung an seine Thätigkeit ist ein am Eingang zum Yangtse, etwa 80 Seemeilen von Shanghai gelegenes Felseninselchen „Gützlaf Island" benannt worden. Es wird von allen nach Shanghai bestimmten oder von dort auslaufenden Schiffen passiert, hat ein Leuchthaus und ist Telegraphenstation. Das Kabel der „Großen Nordischen" Gesellschaft steht mit ihr in Verbindung. Alle europäischen Postdampfer melden von dort aus nach Shanghai, daß sie Gützlaf passiert haben und mithin in wenigen Stunden dort erwartet werden dürfen.



„Iltis“-Denkmal in Shanghai.



Blick auf den Bund und Hafen Shanghais.



Englands mit China, der durch Chinas Niederlage die große Schwäche dieses Reiches bloßlegte.

Der Krieg ist als der „Opiumkrieg“ bekannt, weil die unmittelbare Veranlassung das sehr gerechtfertigte, aber infolge seines hochmütigen Gebahrens ungeschickte Bemühen Lins war, den von britischen Unterthanen betriebenen Schmuggelhandel in Opium zu unterdrücken. Die Chinesen sind jedoch stets bei der Ansicht geblieben, der Krieg sei von den Engländern lediglich zu dem Zwecke geführt worden, ihnen den Gebrauch des Opiums aufzudrängen. Das manchmal recht zweideutige Verhalten der britischen Regierung, die den Opiumhandel wegen der bedeutenden Steuererträge, die der Anbau der Mohnpflanze in Indien ergab, nicht gern unterdrücken mochte, war freilich nicht geeignet, die chinesische Ansicht zu entkräften.

Durch den Vertrag von Nanking wurde der Opiumkrieg im August 1842 beendigt. China trat die vor der Bocca Tigris, 90 Seemeilen von Canton entfernt gelegene Felseninsel Hongkong an England ab, „da es ohne Zweifel wünschenswert sei, daß die Briten einen Hafen besäßen, wo sie ihre Schiffe ausbessern könnten“. Fünf chinesische Häfen, nämlich Shanghai, Ningpo, Futschau, Amoy und Canton, wurden dem britischen Schiffsverkehr geöffnet; auch räumte man britischen Unterthanen das Recht ein, sich daselbst mit ihren Familien und Angehörigen niederzulassen und mit der chinesischen Bevölkerung in Handelsverkehr zu treten.

Zu diesem Zwecke sollten der Co-Hong und alle privilegierten chinesischen Gesellschaften für immer abgeschafft sein, und für die ein- und auszuführenden Waren mit beiderseitiger Zustimmung der britischen und chinesischen Behörden ein mäßiger Zolltarif festgesetzt werden. Die Zahlung der tarifmäßigen Zollgebühr von etwa 5% sollte die von Pässen begleiteten Waren von allen Abgaben und Zöllen an den zahlreichen inländischen Hebestellen und Zollstationen befreien.

Ein Zusatzvertrag vom 8. Oktober 1843 enthielt einen bis auf die geringsten Einzelheiten ausgearbeiteten Zolltarif nebst Handelsregulativ, worin genau festgesetzt war, welche Zollbeträge von den verschiedenen Warengattungen zu erheben seien, und was von den fremden Schiffen an Tonnengebühren und Lotsengeldern zu entrichten sei, wie das Geschäftsverfahren in den Zollhäusern sich zu gestalten habe, und welche Maße und Gewichte dabei in Anwendung zu bringen seien.

Auf Ansuchen des chinesischen Bevollmächtigten Ki Ying wurde die wichtige Bestimmung hinzugefügt, daß die Schiffe und Kaufleute aller Nationen, die bisher in Canton Handel getrieben hatten, in den fünf offenen Häfen unter gleichen Bedingungen wie britische zugelassen werden sollten. Offenbar wünschte die chinesische Regierung jeden ferneren Streit mit anderen Völkern zu vermeiden. Übrigens beeilten sich auch Frankreich und die Nordamerikanische

Union, Gesandtschaften nach China abzufertigen, die Verträge ähnlich dem mit den Briten abgeschlossenen erlangten.

Während Canton die frühere Bedeutung als Verkehrsplatz mit dem Auslande zum großen Teil an Hongkong verlor, — die dort eingelaufenen Schiffe europäischer Bauart hatten 1850 eine Tragfähigkeit von 345000 Reg.-Tonnen, 1860 aber bereits von 1 1/2 Millionen Reg.-Tonnen, — gewann Shanghai infolge seiner günstigen Lage unweit der Mündung des Yangtsekiang unter den neu eröffneten Häfen rasch die erste Stelle.

In den ersten Jahren nach dem Frieden von Nanking stand der Verkehr in den neu geöffneten Häfen allerdings noch bedeutend hinter dem zu Canton zurück. Der Wert der Ein- und Ausfuhr in fremden Schiffen wurde im Jahre 1844 wie folgt angegeben:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen	
Canton	86000000	113000000	199000000	Mark
Shanghai	10000000	10000000	20000000	"
Amoy	1600000	250000	1850000	"
Ningpo	unbekannt	unbekannt.		

In Futschau konnte infolge der von der Bevölkerung verursachten Schwierigkeiten der Hafen erst i. J. 1845 eröffnet werden. In diesem Jahre war der Wert der fremden Einfuhr zu Shanghai bereits auf 22 Millionen Mark, der der Ausfuhr auf 26 Millionen Mark angewachsen. Der fremde Schiffsverkehr war in den fünf Häfen im selben Jahre:

Shanghai	490	Schiffe	=	170000	Reg.-Tonnen
Canton	302	"	=	136000	"
Amoy	312	"	=	88000	"
Futschau	134	"	=	58000	"
Ningpo	196	"	=	34000	"
Zusammen:	1434	Schiffe	=	486000	Reg.-Tonnen.

Canton wurde i. J. 1845 von 5 Hamburger und 2 Bremer Schiffen besucht.

Im Jahre 1855 wurde der Gesamtwert des fremden Handels, abgesehen von dem bedeutenden Schmuggel, geschätzt in Shanghai auf 115 Millionen, in Canton auf 53 Millionen, in Amoy auf 32 Millionen, in Futschau auf 21 Millionen, und in Ningpo auf 7 Millionen Mark, zusammen demnach auf 228 Millionen Mark.

Die fortwährenden Reibungen zwischen Briten und Chinesen zu Canton, das Streben der chinesischen Behörden, die den Fremden widerwillig zugestandenen Rechte durch Widerstand im einzelnen zu schmälern, dagegen der Fremden, den Handelsverkehr über die durch die Verträge gezogenen Grenzen

auszudehnen, führten 1856 zu neuen Feindseligkeiten, zunächst an der Bocca Tigris (Canton).

Von der Einsicht geleitet, daß ein dauernd gutes Verhältnis mit China nur durch eine Revision der Verträge und namentlich erst dann herzustellen sei, wenn die Möglichkeit gegeben wäre, bei Streitfragen unter Umgehung der Provinzialgouverneure unmittelbar mit der Centralbehörde in Peking zu unterhandeln, unternahm die britische Regierung im Verein mit Frankreich in den Jahren 1858 bis 1860 verschiedene Expeditionen nach China, um neue Verträge und die Aufnahme ständiger Gesandtschaften in Peking zu erzwingen.

Bereits im Jahre 1858 veranlaßte die Landung britischer und französischer Truppen an der Peihomündung die kaiserliche Regierung, sich durch die in Tientsin mit Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika abgeschlossenen Verträge zu wesentlichen Zugeständnissen zu bequemen, die im Herbst 1860 nach der Einnahme Pekings durch die Verbündeten noch mehrere Erweiterungen erfuhren. Dreizehn weitere Häfen wurden unter denselben Bedingungen wie die fünf früheren den Fremden geöffnet, nämlich: Niutschuang, Tientsin und Tschifu im Norden; Hankau, Kiukiang, Nanking und Tschinkiang am Yangtsestrom; die Insel Taiwan (Formosa) mit ihren vier Häfen Tamsui, Kilung, Anping (Tainan Fu) und Takao, ferner Swatau an der Südküste, und Kiungtschau auf der Insel Hainan.

Unter den Bestimmungen, die dieser neue Vertrag, als der von Tientsin bekannt, enthielt, verdient, außer Änderungen des Zolltarifs und der Zollhausverordnungen erwähnt zu werden, daß auf Andringen Englands die bis dahin verbotene Einfuhr von Opium gegen einen Zoll von 30 Taels für den Picul gestattet wurde, damit „der Schmuggelhandel aufhöre". Freilich ist der Zollsatz sehr mäßig und wenig geeignet, das Übel des Opiumgenusses einzuschränken. Doch sollte Opium von den fremden Kaufleuten lediglich in den Vertragshäfen selbst verkauft und nach dem Inlande nur von chinesischen Kaufleuten und als chinesisches Eigentum verfrachtet werden.

* * *

Deutsche Unternehmungen waren bis dahin in China nur wenig hervorgetreten. Keine der deutschen Regierungen hatte jemals eine Gesandschaft dahin abgefertigt, und die Chinesen hatten kaum Kenntnis von unserem Vaterlande. Der Aufschwung der deutschen Schiffahrt in den ostasiatischen Gewässern begann erst gegen Ende der fünfziger Jahre. Allerdings waren es meist kleine Segler, von denen 1859 allein in Ningpo 57 einliefen, davon 43 unter hamburgischer Flagge.

Während kurz nach dem Opiumkriege sich nur hier und da ein deutscher Name unter den Angestellten der großen englischen und amerikanischen

Firmen vorfand, hatten sich nunmehr selbständige deutsche Kaufleute in größerer Zahl in Hongkong, Canton und Shanghai niedergelassen. Doch war ihre Stellung in Ermangelung von Verträgen zwischen den deutschen Regierungen und China eine recht zweifelhafte.

Zwar hatten die Hansestädte kaufmännische Konsuln bestellt, die Mandarine wollten sie aber nicht anerkennen und weigerten sich, mit ihnen amtlich in Verkehr zu treten. Hatte daher ein Deutscher Chinesen gegenüber Ansprüche geltend zu machen, so mußte er die Unterstützung eines der fremden Konsuln in Anspruch nehmen. Diese gewährten ihre Hülfe gern, so lange die Zahl der Deutschen gering war; mit der Zunahme des deutschen Handels aber begann ein Gefühl der Eifersucht sich geltend zu machen. Man führte außerdem Klage, daß die deutschen Kaufleute und Schiffahrttreibenden keinerlei Gerichtsbarkeit unterworfen seien, daß sie durch billiges Arbeiten den Verdienst schmälerten u. dergl. m.

Um dem unerquicklichen Zustande ein Ende zu machen, wurde 1858 von der preußischen Regierung zugleich im Namen des Zollvereins und der Hansestädte eine Expedition mit dem Auftrage nach Ostasien entsandt, Handelsverträge mit China und zugleich mit Japan und Siam abzuschließen, da in diesen beiden Staaten die Lage der deutschen Kaufleute ähnlich der im Lande der Mitte war.

Das Geschwader bestand aus der Korvette „Arcona“ und einigen Segelschiffen. Die Leitung der Expedition lag in den Händen des aus diesem Anlaß zum außerordentlichen Gesandten an den Höfen von Peking, Tokio und Bangkok ernannten Grafen Friedrich zu Eulenburg, dem mehrere Attachees und Sekretäre, ferner einige Naturforscher, Maler usw. beigegeben waren. Zu ihnen gehörten namentlich auch der spätere Gesandte M. von Brandt und der bekannte Naturforscher Freiherr von Richthofen.

Die in China zu lösende Aufgabe war durchaus keine leichte. Die einheimischen Behörden waren sehr wenig geneigt, den gewünschten Vertrag abzuschließen, der mit der geringen zur Verfügung stehenden Streitmacht natürlich nicht erzwungen werden konnte. Die Behörden in Peking erklärten, es seien ihnen zwar vier Großmächte: England, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten bekannt, denen man Verträge zugestanden habe. Da nun aber plötzlich eine fünfte Großmacht erscheine, könne man nicht wissen, ob deren nicht immer mehr von jenseits des Meeres mit dem Verlangen nach Verträgen kommen würden.

Der Zutritt zu Peking wurde dem Gesandten verweigert. Man mußte daher in Tientsin verbleiben. Indessen angesichts der kurz zuvor von den Engländern und Franzosen erlittenen Niederlagen wagte die chinesische Regierung nicht, die Vorschläge des Grafen Eulenburg von der Hand zu weisen. Unter Vermittelung der französischen und britischen Gesandten zu Peking kam am 2. September in Tientsin ein „Freundschafts-, Handels- und

Schiffahrtsvertrag" zu stande, der den Zollvereinsstaaten und Hansestädten im wesentlichen dieselben Rechte zusicherte wie den übrigen Vertragsmächten.

Auch mit den meisten anderen Staaten Europas und einigen außereuropäischen hat China nachträglich ähnliche Abkommen getroffen; vergl. S. 677. Mit Japan kam ein solches 1871 zu stande. Darnach sollten in Zukunft zwischen beiden Ländern ewiger Friede und ewige Freundschaft herrschen, „unermeßlich wie die Erde und ohne Grenzen wie der Himmel".

Von den im Vertrage von Tientsin vom Jahre 1858 bezeichneten Orten ist Kiungtschau oder vielmehr der Hafen Hoihau dieser Stadt erst 1876 und Nanking sogar erst 1899 dem Fremdenverkehr eröffnet worden. Dagegen wurde durch die am 17. September 1876 zwischen Großbritannien und China abgeschlossene sogenannte Tschifu-Konvention die Zahl der Vertragshäfen um vier vermehrt, nämlich Pakhoi im Süden, Wentschau an der Ostküste, Itschang und Wuhu am Yangtsekiang. Hinsichtlich der am oberen Laufe dieses Flusses gelegenen Stadt Tschungking wurde festgesetzt, daß sich Ausländer dort niederzulassen berechtigt sein sollten, sobald man Mittel gefunden haben würde, den Ort mit Dampfschiffen zu erreichen.

Der neue chinesisch-japanische Vertrag von 1895, der die Orte Sutschau in Kiangsu, Hangtschau in Tschekiang und Schasi in Hupe den Vertragshäfen hinzufügte, hat auch die Stromstrecke bis Tschungking endgültig den Dampfern eröffnet. Im Jahre 1897 erfolgte die Freigabe der Schiffahrt auf dem Sikiang, dem Westflusse, wodurch die Plätze Wutschau, Samschui, Kongmun und Kumtschuk dem fremden Handel erschlossen wurden. Nanningfu, an demselben Strome, ist seit 1899 ebenfalls Vertragshafen, und desgleichen Yotschau in Hunan; ebenso Santuao auf der Santu-Insel, in der Nähe Futschaus gelegen und zu Fukien gehörig.

Die Entwickelung des chinesischen Außenhandels ist seit den letzten 30 Jahren eine reißend schnelle gewesen. Im Jahre 1870 bezifferten sich Einfuhr und Ausfuhr zusammen auf 118 Millionen Haikuan Taels. Diese Summe stieg 1881 auf 163 Millionen Taels. Einen starken Rückgang zeigten die Jahre 1882 bis 1885. Erst 1886 wurde mit 164 Millionen Taels die Höhe des Jahres 1881 wieder erreicht und übertroffen. Das Jahr 1888 brachte eine Steigerung auf 217 Millionen, 1890 einen kleinen Rückgang von 3 Millionen und seither ist die Tendenz eine ununterbrochen steigende gewesen: 1893 = 267 Millionen, 1895 = 314 Millionen, 1898 = 368 Millionen und 1899 = 460 Millionen, die höchste bisher erreichte Zahl. Die Verteilung ist folgende: Einfuhr (netto) = 265 Millionen, Ausfuhr = 195 Millionen Taels.*)

*) Der Kurs des Haikuan Taels ist seit dem Jahre 1872 bedeutend und beständig gefallen. In diesem Jahre wurde er noch mit 6 s. 8 d. notiert, fiel aber bereits bis zum Jahre 1876 auf 5 s. 11 d., dann bis zum Jahre 1884 auf 5 s. 7 d. Er betrug im Jahre 1891 4 s. 11 d., 1892 4 s. $4^1/_4$ d., 1895 nur noch 3 s. $3^1/_4$ d., 1898 = 2 s. $10^5/_8$ d. und 1899 = 3 s. $^1/_8$ d.

An der Zunahme des Gesamthandels sind weder in den einzelnen Jahren noch in dem ganzen Zeitraume von 1870 bis 1899 Ausfuhr und Einfuhr gleichmäßig beteiligt. Sie steigen und fallen ganz unabhängig von einander, sodaß häufig für dasselbe Jahr eine beträchtliche Steigerung der Einfuhr neben einer größeren Verringerung der Ausfuhr zu vergleichen ist. Was die Grundtendenz anbetrifft, so ist, wenn man die Jahre 1870 und 1899 miteinander vergleicht, die Ausfuhr in dieser Zeit von 55 Millionen auf 195 Millionen Taels, die Einfuhr von 63 Millionen auf 265 Millionen Taels gestiegen.

In dem Zeitraume von 1872 bis 1876 überwog die Ausfuhr aus China die Einfuhr. Seit dieser Zeit hat aber in keinem Jahre der Wert der Ausfuhr den der Einfuhr wieder erreicht, vielmehr ist der Unterschied zwischen beiden ein sich stetig vergrößernder zu gunsten der Einfuhr.

Die Einnahmen, die dem Kaiserreiche aus dem durch die Zollämter gehenden Außenhandel erwachsen, betrugen im Jahre 1875 kaum 12 Millionen Taels, 1890 aber bereits 22 Millionen Taels. Diese Ziffer weist bis zum Jahre 1899 nur ganz geringe Schwankungen auf. Erst in diesem Jahre erreichten sie eine Höhe von über 26½ Millionen Taels. Die Zolleinnahmen haben sich mithin während des letzten Vierteljahrhunderts mehr als verdoppelt.

Der Aufschwung, den die Handelsbeziehungen Chinas mit dem Auslande genommen haben, ist ferner auch aus dem Anwachsen der in den chinesischen Vertragshäfen ansässigen fremden Firmen ersichtlich. Das zeigt uns folgende Tabelle. Die Zahl der Firmen betrug:

	1899		1890	
	Zahl der Firmen	Zahl der Ansässigen	Zahl der Firmen	Zahl der Ansässigen
Briten	401	5562	327	3317
Japaner	195	2240	29	883
Deutsche	115	1134	80	648
Franzosen	76	1183	19	589
Amerikaner	70	2335	32	1153
Russen	19	1621	12	131
Portugiesen	10	1423	5	610
Holländer	9	106	2	41
Spanier	9	448	4	304
Belgier	9	234	1	28
Italiener	9	124	2	74
Österreicher	5	90	4	65
Dänen	4	178	2	81
Schweden u. Norweger	2	244	2	155
Zusammen:	933	16922	521	8079

Zu obigen Ziffern muß bemerkt werden, daß Deutschland in Wirklichkeit in zweiter Reihe, soweit die Zahl der Firmen in Betracht kommt, steht. Denn die japanischen Geschäftshäuser sind zum größeren Teil weiter nichts als einfache Kramläden. Ähnlich verhält es sich mit vielen der französischen und amerikanischen Firmen. Im großen und ganzen ist das Mehr, das Deutschland aufzuweisen hat, erfreulich zu nennen. Außerdem muß aber auch noch in Betracht gezogen werden, daß in die obige Statistik unser Kiautschougebiet nicht mit eingeschlossen ist. Fügen wir die dort gegenwärtig thätigen Firmen hinzu, so tritt unser Übergewicht über alle anderen Vertragsmächte, England ausgenommen, noch ganz bedeutend stärker hervor.

Diese Statistik belehrt uns, daß Deutschland es nicht nur verstanden hat, seinen Anteil zu erhalten, sondern auch erheblich zu erweitern. Mag deutsche Rüstigkeit und Umsicht dahin führen, daß die deutschen Beziehungen zu China auch in Zukunft eine weitere gedeihliche Entwickelung nehmen.

II. Einfuhr und Ausfuhr.

Die Chinesen sind die Krämernation „par excellence“. Niemand, der sie persönlich kennen gelernt hat, wird ihnen das Recht auf diesen Namen absprechen können. Seit Anbeginn ihrer Geschichte haben sie beständig mit den Nachbarstaaten Handel getrieben, und mit dem Emporwachsen ihrer Macht bauten sie mittels ihres Gewerbfleißes und unterstützt durch ihren kommerziellen Scharfsinn jenes Handelssystem auf, das noch heutiges Tags alle Ausländer, die die Vertragshäfen besuchen, mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Gleichviel wohin wir unsere Blicke werfen, überall bemerken wir einen blühenden Handel und Wohlhabenheit. Die Flüsse und Kanäle wimmeln von Dschunken, die die Waren Europas sowie die der fernliegenden Provinzen des Kaiserreiches nach Märkten bringen, wo man sie für die Produkte anderer Gegenden umtauschen kann. Schon mehrere hundert Jahre lang, bevor noch die ersten Schiffe Europas die Gestade Chinas erreicht hatten, standen die chinesischen Kaufleute in ganz Ost- und Mittelasien im wohlverdienten Rufe, eine Nation zu sein, die einen außergewöhnlichen Unternehmungsgeist und bedeutendes kommerzielles Talent an den Tag lege.

Es ist daher nur natürlich, daß der chinesische Kaufmann, nachdem ihm durch die Verträge der Mächte des Abendlandes mit China die Gelegenheit geboten war, seine Anlagen in noch höherem Maße zu verwerten, von ihr auch im vollen Umfange Gebrauch machte. Und so finden wir denn auch, daß seit 1860 der Aufschwung der gegenseitigen Handelsbeziehungen ein ganz bedeutender gewesen ist.

Trotz dieser Thatsache kann nicht geläugnet werden, daß diese Beziehungen bereits seit einer Reihe von Jahren bei weitem nicht jenen Gewinn für den fremden Kaufmann abwerfen, wie dies bis vor etwa vier Jahrzehnten noch

der Fall war. Damals war das Wort „Chinakaufmann" gleichbedeutend mit „Millionär". Ein Aufenthalt von etwa zehn bis fünfzehn Jahren in einem Kaufmannshause zu Shanghai oder Canton reichte aus, um ein Vermögen anzusammeln, das selbst dem Engländer den Eindruck des riesig großen erweckte. Kaufleute gingen in der Kraft der Jugend nach China hinaus und kehrten reich zurück, ehe ihre Gesichtsfarbe hinreichend Zeit gehabt hatte, durch einen übermäßig langen Aufenthalt im Osten jene eigentümlich gelbe Farbe anzunehmen.

Doch das sind vergangene Zeiten. Das Glück lächelte jenen, die sich zurückziehen konnten, ehe der ernste Mitbewerb eintrat, der heute in erster Linie dem britischen Kaufmann einen großen Teil des Gewinnes entreißt, der sonst in seine Taschen zu fließen pflegte. Vor vier Jahrzehnten war der Handel in China fast ausschließlich in den Händen der Engländer, die die Marktpreise festsetzten und in Ruhe und Gemächlichkeit kauften und verkauften. Heute dagegen ist der Mitbewerb Europas, namentlich Deutschlands, ferner Amerikas, Japans usw. so scharf geworden, daß der Gewinn, den die ältere Generation von Kaufleuten zu verzeichnen hatte, ganz erheblich zusammengeschrumpft ist.

Obwohl man die Verwaltung der chinesischen Seezollbehörde musterhaft nennen muß, läßt doch ihre Statistik*) manches zu wünschen übrig, hält sich aber streng an die Thatsachen, die sich durch die amtliche Buchführung als sicher ermitteln lassen. Es werden daher z. B. zur Feststellung des Verkehrs Schiffe nur nach ihrem Tonnengehalte, nach ihrer Nationalität und nach der Zahl der unter jeder Flagge stattfindenden Ein- und Ausklarierungen notiert. Die Frage, wieviel von dem Tonnengehalte eines Schiffes bei jeder Reise zu Handelszwecken verwendet wurde, läßt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht beantworten. Ein Schiff von 1000 Tonnen, das einen Ballen irgend einer Ware d. h. in Wirkichkeit so gut wie nichts, löscht, wird als „mit Ladung einklariert" registriert. Dergleichen Übelstände müssen beim Gebrauche der Statistik selbstverständlich mit in Betracht gezogen werden.

Die Flaggenstatistik ist übrigens in vielen Fällen etwas so zufälliges, daß ihre Schwankungen erst dann ihren Wert erhalten, wenn sie mit genauer Kenntnis der Thatsachen auf ihren ersten Ursprung zurückgeführt werden. Der an und für sich unbedeutende Wechsel der Flagge eines einzigen großen Flußdampfers der Yangtseroute, der zwischen Shanghai und Itschang noch die Häfen Tschinkiang, Wuhu, Kiukiang, Hankau und Schasi berührt, ist bei dem vorliegenden System der Tonnenberechnung im stande, die Prozentziffer für den Schiffahrtsverkehr der beteiligten Nationen in höherem Grade zu beeinflussen als das Nichterscheinen oder Mehrerscheinen

*) Siehe Seite 681.

einer ganzen Flotte von kleineren Fahrzeugen an der Küste, die ihre Fahrten auf längere Reisen ausdehnen und so seltener und mit weniger Tonnengehalt in den Zollbüchern erscheinen, während der Flußdampfer auf dem Yangtse für jeden angelaufenen Hafen mit vollem Tonnengehalt als ein- und ausklariert erscheint.

Eine andere Frage betrifft den Warenverkehr mit bestimmten Ländern. Es ist behauptet worden, daß die chinesische Zollstatistik in diesem Punkte billigerweise kein ausreichendes Material schaffen kann. Deutsche Produkte, die z. B. in einem der Vertragshäfen über London oder, was häufig der Fall ist, über Hongkong, die englische Kolonie, eingeführt werden, erscheinen in der Statistik unter der Rubrik „Einfuhr von England, beziehungsweise Hongkong"; ebenso Thee und Seide, die in erster Linie nach Hongkong oder London ausgeführt werden, um später auf den kontinentalen Markt zu gelangen. Der registrierende Zollbeamte kennt als Ursprung der Ware nur den Herkunftsort des einklarierten Schiffes, als ihren Bestimmungsort nur den Hafen oder das Land, nach dem das ausführende Schiff sich laut seiner offiziellen Dokumente begiebt; ja selbst der verschiffende Kaufmann ist oft nicht in der Lage, anzugeben, wo die wirklichen Konsumenten seiner Ware sich befinden. Es muß daher wohl bedacht werden, daß Einfuhr und Ausfuhr in Hinsicht auf Großbritanien bezw. Honkong außer dem Handel zwischen England und China auch einen großen Teil des kontinentalen Handels umfassen. Wieviel? Das läßt sich eben in Zahlen nicht wiedergeben.

Dagegen kann nun allerdings gefragt werden, woher es denn komme, daß z. B. das Nachbarland Chinas, Japan, eine ganz genaue Kontrolle über die Beteiligung der einzelnen Nationen an dem Handel des Kaiserreiches führt. Die Statistik der chinesischen Zollbehörde führt, soweit Europa in Betracht kommt, überhaupt nur zwei Länder im besonderen auf, nämlich Großbritannien und Rußland; alle übrigen Nationen werden in einen Topf zusammengeworfen.

Es ist daher ganz unmöglich, aus dieser Statistik festzustellen, wie groß z. B. der Handelsanteil Deutschlands oder Frankreichs ist. Es ist bemerkt worden, und zwar nicht mit Unrecht, daß der Generalinspektor der Seezollverwaltung, Sir Robert Hart, damit den Anschein erwecken wolle, als liege der weitaus größere Teil des Handels mit China in den Händen Großbritanniens. Heute finden wir in den Berichten der Behörde, wie gesagt, nur zusammengestellt, wie viele Waren mit Schiffen unter englischer Flagge, wie viele mit solchen unter deutscher usw. ins Land kommen. Wir werden daher mit diesen Mängeln in der chinesischen Zollstatistik zu rechnen haben, wenn wir im Nachstehenden den Einfuhr- und Ausfuhrhandel Chinas einer Betrachtung unterziehen.

* * *

Nach dieser Zollstatistik belief sich in runden Ziffern der Außenhandel in Haikuan Taels (1899 = Mk. 3.06 und 1890 = Mk. 5.29) auf:*)

	Einfuhr (netto)	Ausfuhr	Zusammen
1899 . .	264 748 000	195 784 000	460 532 000
1890 . .	127 093 000	87 144 000	214 237 000

Der Wert des fremden Handels hat sich demnach in dem Jahrzehnt um 246 295 000 Taels vermehrt und ist mithin mehr als einmal so groß geworden. Das Mehr der Einfuhr betrug 137 655 000 Taels und das der Ausfuhr 108 640 000 Taels.

Von der obigen Gesamtsumme der Einfuhr und Ausfuhr entfiel der größte Teil auf:

Länder	1899	1890
Hongkong	189 941 000	104 987 000
Großbritannien	54 123 000	37 703 000
Japan	53 147 000	12 221 000
Kontinent von Europa (ausschl. Rußland)	46 935 000	14 100 000
Nordamerikanische Union . .	43 974 000	11 840 000
Indien	33 642 000	11 355 000
Rußland	22 077 000	9 753 000
Macao	9 233 000	6 117 000
Singapore und Straits. . .	5 877 000	3 236 000
Indo-China	2 556 000	474 000
Britisch-Amerika	1 468 000	1 096 000
Australien, Neu Seeland usw.	942 000	1 490 000

Den bei weitem größten Aufschwung weist demnach Hongkong, 85 Millionen Taels, auf. Hierbei müssen wir uns aber erinnern, daß während Hongkong in früheren Jahren vielfach nur ein Übergangshafen war, es in neuerer Zeit zum starken Umladeplatz geworden ist. Die aus Europa und Amerika dorthin gebrachten Waren werden in kleinere Dampfer verladen, die sie wiederum unter die Vertragshäfen verteilen. Anderseits werden die in den kleineren Häfen angesammelten Waren nach Hongkong gesandt,

*) Zu diesen Zahlen müssen wir bemerken, daß sie nicht die Waren einschließen, die im Küstenhandel befördert wurden; auch stellen sie nicht den ganzen Außenhandel dar, weil nach chinesischem Typus gebaute Fahrzeuge, die zwischen fremden und chinesischen Plätzen (Vertrags- und Nicht-Vertragshäfen) fahren, sich nicht unter der Kontrolle der unter fremder Leitung stehenden Zollämter befinden. — Die Statistik für die Einfuhr giebt Netto-Ziffern, d. h. sie stellen dar den Wert der fremden Waren, die direkt aus dem Auslande eingeführt werden, mit Abrechnung des Wertes der fremden Waren, die während des Jahres ins Ausland wieder ausgeführt wurden.

um von dort in großen Dampfern nach Ost und West verschifft zu werden. Die bedeutende Zunahme im Handelsumschlag ist demnach keineswegs dem britischen Handel allein zuzuschreiben, sondern auch dem anderer Nationen. Einfuhr und Ausfuhr verteilte sich 1899 wie folgt: 118 und 72 Millionen Taels.

Einen auffallend großen Sprung hat auch Japan aufzuweisen. Sein Verkehr ist um über 40 Millionen Taels gewachsen. Die Einfuhr von Japan nach China hat sich in dem Jahrzehnt von 7 auf 35 Millionen Taels gehoben, und die Ausfuhr von China nach Japan von kaum 5 auf 17 Millionen Taels. Der in jüngster Zeit ungemein stark sich entwickelnde Schiffahrtsverkehr Japans hat in erster Linie zu dieser Zunahme beigetragen.

Aber auch der Kontinent von Europa weist — wir lassen Rußland vorläufig unberücksichtigt — gegen 1890 ein Mehr von 33 Millionen Taels auf. Die Einfuhr nach China stieg von 2½ Millionen auf über 10 Millionen Taels, die Ausfuhr dagegen von 11½ Millionen auf über 36 Millionen Taels. Dieser große Zahlenunterschied ist zweifellos gleichfalls auf den neuerlich starken Wettbewerb deutscher Schiffe mit denen Englands zurückzuführen.

Die Statistik für den russisch-chinesischen Handel giebt uns ein besseres Bild über die kommerziellen Beziehungen dieser beiden Länder. Der Handel verteilt sich auf drei verschiedene Routen, nämlich:

	1899	1890
Odessa, auf dem Seewege	8 576 000	4 399 000
Rußland und Sibirien über Kiachta	9 987 000	4 527 000
Russische Mandschurei	3 514 000	827 000
Zusammen:	22 077 000	9 753 000

Wir haben mithin für das Jahrzent eine Zunahme von mehr als 12 Millionen Taels.

Großbritannien hat keinen verhältnismäßig bedeutenden Fortschritt in dem Jahrzehnt gemacht. Der direkte Handel zwischen den beiden Ländern ist um nur 16 Millionen Taels gestiegen. Gegen 1880 beträgt das Mehr überhaupt kaum 5 Millionen Taels. Während 1890 die direkte Einfuhr aus England nach China sich auf 24 Millionen Taels belief, ist die entsprechende Zahl für 1899 etwa 40 Millionen Taels. Die Ausfuhr aus China nach England hatte in den beiden Jahren fast denselben Wert, 12 und 13 Millionen Taels.

Die Expansionspolitik Amerikas macht sich auch im Lande der Mitte stark bemerkbar. Der Handel ist von etwa 12 Millionen auf 44 Millionen gestiegen. Während 1890 die Einfuhr aus den Staaten nach China sich nicht einmal auf 4 Millionen Taels bezifferte, ist die entsprechende Summe

für 1899 über 22 Millionen Taels. Die Ausfuhr nach der Union stieg in demselben Zeitraume von 8 Millionen auf fast 22 Millionen Taels. Einfuhr und Ausfuhr halten sich demnach das Gleichgewicht.

Das einzige weitere Land, das in obiger Tabelle besondere Beachtung verdient, ist Indien. Wir finden eine Zunahme von 22 Millionen Taels. Dies Mehr kommt ausschließlich der Einfuhr von Indien nach China zu gute. Im Jahre 1890 hatte sie einen Wert von 10 Millionen Taels, 1899 aber schon einen solchen von 32 Millionen Taels. Dieser große Aufschwung ist, wie wir später sehen werden, auf die großen Verschiffungen von Baumwollengarn von Bombay her zurückzuführen. Die Ausfuhr von China ist mit 1 und 1¾ Millionen Taels fast unverändert geblieben.

Die Einfuhrtabellen weisen etwa ein Dutzend verschiedener Warengattungen auf, von denen eine jede einen Wert von mehr als einer Million Taels darstellt. An der Spitze stehen Baumwollenwaren. Ihre Einfuhr hatte 1899 einen Wert von mehr als 103 Millionen Taels gegen 45 Millionen Taels im Jahre 1890. Zu diesem auffallend großen Zuwachs, — der Artikel stellt heute mehr als ein Drittel des Wertes der Gesamteinfuhr Chinas dar, — hat in erster Reihe die bedeutende Nachfrage nach Baumwollengarn beigetragen.

Während es 1890 im Werte von kaum 20 Millionen Taels eingeführt wurde, ist dieser Wert im Jahre 1899 bereits auf mehr als 53 Millionen Taels gestiegen. Hieraus ergiebt sich, daß die Zahl der Handwebestühle im ganzen Reiche erheblich zugenommen hat. Dieser Umstand muß sowohl auf die verhältnismäßig niedrigen einheimischen Arbeitslöhne zurückgeführt werden, als auch darauf, daß der in dieser Art hergestellte Artikel stärker ist und sich den Forderungen des Volkes besser anpaßt, als das gewöhnliche englische Material.

Anfangs war das nach China eingeführte Garn fast ausschließlich englisch, heute ist aber der englische Artikel fast gänzlich vom Markte verschwunden und Bombay sowie Japan sind die Lieferanten geworden. Von dem 1899 eingeführten Garn kamen 1906000 Picul im Werte von 36 Millionen Taels aus Indien, 780000 Picul im Werte von 17 Millionen Taels aus Japan und nur 58000 Picul im Werte von 1¼ Millionen Taels aus England.

Besonders bemerkenswert ist der schnelle Aufschwung, den der japanische Artikel zu verzeichnen hat. Er stieg innerhalb der letzten drei Jahre von 284000 Picul im Werte von 6½ Millionen Taels auf die eben erwähnte Höhe. Indien hat demnach an Japan einen gefährlichen Mitbewerber gefunden.

Die Einfuhr der wichtigsten Baumwollenwaren geht aus folgender Tabelle hervor:

	1899		1890	
	Menge (Stück)	Wert (Taels)	Menge (Stück)	Wert (Taels)
Shirtings, graue	5 130 000	11 254 000	6 604 000	8 323 000
„ weiße	2 753 000	8 103 000	2 812 000	4 593 000
Sheetings, amerikanische	3 975 000	9 610 000	1 201 000	2 812 000
„ englische	763 000	1 893 000	744 000	1 450 000
Drills, amerikanische	1 626 000	4 216 000	597 000	1 377 000
Cotton Lastings	940 000	3 312 000	430 000	1 066 000
T-Cloths, indische	1 190 000	2 325 000	2 054 000	2 184 000
Baumwollen-Flanell	397 000	1 068 000	—	—
Chintzes, Furnitures und Cotton Prints	520 000	987 000	568 000	619 000

Wie uns bereits aus dem Kapitel „Kleidung“ bekannt ist, haben die Chinesen von Wollenwaren nie starken Gebrauch gemacht. Es kann daher nicht überraschen, daß die Einfuhr dieses Artikels seit Jahren nur unbedeutend und geringen Schwankungen ausgesetzt gewesen ist. Sie hatte 1899 einen Wert von etwas über 4 Millionen Taels gegen $3^1/_2$ Millionen Taels im Jahre 1890. Die namhaftesten Artikel unter dieser Rubrik sind englische Camlets im Werte von 688 000, Long Ells von 602 000, Lastings von 500 000, Tuche von 499 000, Spanisch Stripes von 474 000 und Garn von 495 000 Taels.

An Wichtigkeit als Einfuhrartikel steht den Baumwollenwaren zunächst das Opium. Die Droge hat, wie wir schon auf Seite 565 bemerkten, seit einiger Zeit einen bedeutenden Rückgang aufzuweisen und zwar infolge des starken Mitbewerbs des einheimischen Artikels. Im Jahre 1890 wurden noch in China gelandet 76 000 Picul im Werte von 29 Millionen Taels; 1899 war diese Zahl auf 59 000 Picul im Werte von 36 Millionen Taels gefallen. Der starke Unterschied im Preise ist auf den Kurs zurückzuführen; 1890 galt der Haikuan Tael noch 5 s. $2^1/_4$ d. und 1899 nur noch 3 s. $^1/_5$ d. Man darf schon heute als bestimmt annehmen, daß die Einfuhr der indischen Droge sich beständig verringern wird, da der Anbau der Mohnpflanze im Kaiserreiche alljährlich weiter um sich greift.

An dritter Stelle unter den Einfuhrwaren steht das Petroleum. Auch hierüber haben wir uns schon des Näheren ausgelassen (vergl. Seite 636). Der besseren Übersicht halber wollen wir hier die Zahlen über die konkurrierenden Ölsorten aufführen. Die Einfuhr von Petroleum betrug:

	1899		1890	
	Gallonen	Taels	Gallonen	Taels
Amerikanisches	40724000	6501000	23591000	3262000
Russisches . .	35695000	4891000	7237000	830000
Sumatra . .	11993000	1608000		
Zusammen	88412000	13000000	30828000	4092000

Der vierte unter den wichtigen Einfuhrartikeln sind die Metalle. Die Steigerung der Einfuhr ist im letzten Jahrzehnt nur langsam und nicht bedeutend gewesen. Während 1890 ihr Wert sich auf fast 7 Millionen Taels belief, war er 1899 auf etwas über 9 Millionen Taels angewachsen. Eisen aller Art, Nagel- und Stangeneisen, Platten, altes Eisen usw., trug zu dieser Summe fast 3½ Millionen Taels bei. Altes Eisen im Werte von über 1 Million besteht großenteils aus alten Hufeisen, die die chinesischen Schmiede zu Klingen für Rasier- und andere Messer, Sicheln u. dergl. m. verarbeiten. Der Wert sonst noch eingeführter Metalle bezifferte sich 1899 folgendermaßen: Zinn = 1½ Million Taels, Blei = 1 Million, Stahl = 900000 und Kupfer aller Art = 700000 Taels.

Einen Wert von über 1 Million Taels hatten noch folgende fremde Einfuhrartikel: Zucker über 10 Millionen gegen 1 Million Taels; Kohlen 6396000 gegen 1973000 Taels 1890; Rohbaumwolle 3½ Millionen gegen 1½ Millionen Taels; Streichhölzer 2455000 gegen 1341000 Taels; Mehl 3189000 gegen 775000 Taels; Anilinfarben 1734000 gegen 890000 Taels; Maschinen 1½ Millionen gegen kaum ½ Million Taels; Wein und Spirituosen 1149000 gegen 320000 Taels; Nutz- und Bauholz 1308000 gegen 835000 Taels.

Hierzu ist folgendes zu bemerken. Das Mehr in der Einfuhr von Rohbaumwolle erklärt sich aus dem Umstande, daß inzwischen in Shanghai mehrere Baumwollspinnereien durch Ausländer ins Leben gerufen worden sind, die sich genötigt sehen, ihren Bedarf an Rohmaterial teilweise aus dem Auslande (Indien) zu decken.*) Das Mehl wird aus Kalifornien eingeführt; die Chinesen benutzen es vielfach für feineres Gebäck. Die Streichhölzer sind fast ausschließlich japanisches Fabrikat; sie haben bereits seit Jahren den europäischen Artikel fast völlig verdrängt. Die 11 Millionen Groß, die 1899 eingeführt wurden, hatten einen Wert von rund 7365000 Mark, sicherlich eine billige, aber auch ebenso schlechte Ware. Bei feuchtem Wetter ist es fast ein Kunststück, so ein Streichholz zum Zünden zu bringen. Die

*) Shanghai hat gegenwärtig neun Baumwollspinnereien. Hiervon sind fünf das Eigentum von Ausländern und vier gehören chinesischen Gesellschaften. Die fremden Spinnereien haben zusammen 167000 und die einheimischen 146000 Spindeln, zusammen mithin 313000 Spindeln.

Anilinfarben werden meist aus Deutschland bezogen. Bemerkenswert ist auch das Mehr in der Einfuhr von Wein und Spirituosen. Die Steigerung ist wohl einzig aus der Zunahme der europäischen Bevölkerung und dem steigenden Fremdenverkehr erklärbar, da der Chinese sich nach wie vor an seinen Thee hält.

Im Werte von 1/2 bis 1 Million Taels wurden im Jahre 1899 in den Vertragshäfen gelandet: Leder für 929 000 Taels, Cigaren und Cigaretten für 870000 Taels, Farben für 795000 Taels, Seife und Konsumwaren für je 700 000 Taels, Säcke aller Art für 697000 Taels, Bekleidungsgegenstände für 508000 Taels. Unter 1/2 Million Taels bis zu 100000 Taels haben wir schließlich: Fensterglas für 480000 Taels, spanisches Rohr für 465000 Taels, Wand- und Taschenuhren für 444000 Taels, Cement für 381000 Taels, Wolllitzen für 363000 Taels, Glasware für 362000 Taels, Lichter für 312000 Taels, Sonnen- und Regenschirme für 310000 Taels, wovon ein Betrag von 216000 Taels auf japanisches Fabrikat fällt, Lampen und Zubehör für 299000 Taels, Schreibmaterialien für 277000 Taels, Metall- und Phantasieknöpfe für 244000 Taels, Marienglas für 239000 Taels, Morphium für 232000 Taels*), Butter und Käse für 150000 Taels, Parfümerien für 114000 Taels.

Bei der Aufzählung dieser Artikel haben wir ihre Herkunft, weil sie den abendländischen Markt beeinflußt, fast ausschließlich im Auge gehabt. Die Einfuhrliste weist aber außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl von Waren auf, die aus ostasiatischen Ländern kommen und nur für den Gebrauch der chinesischen Bevölkerung bestimmt sind.

Hierzu gehören u. a.: Ginseng (Panax repens), eine Pflanze, die außer in der Mandschurei in Korea, Amerika und an anderen Orten gefunden wird und die nach Ansicht der Chinesen eine stärkende Arzenei enthält. Bei Schilderung der Arzeneien (Kapitel XIX) werden wir Gelegenheit haben, auf

*) Die Einfuhr von Morphium hat während der letzten Jahre sehr stark zugenommen, und zwar von 15000 Unzen im Jahre 1892 auf 80000 Unzen im Jahre 1898 und über 150000 Unzen i. J. 1899. Die Droge wird fast ausschließlich zur Herstellung von Pillen benutzt, angeblich um, als Arzenei verteilt, dem eingefleischten Opiumraucher seine üble Angewohnheit zu verleiden. Doch verfehlt das vielfach von Missionsärzten angewendete Mittel vollständig seinen Zweck. In Wirklichkeit ermutigt die chinesische Regierung, indem sie Morphium gegen einen Zoll von nur 5% ad valorem ins Land hineinläßt, den Genuß von Opium, allerdings in einer anderen Form. Ein Gran Morphium bringt etwa dieselbe Wirkung hervor wie 1/2 Drachme zubereitetes Opium. Während aber jene Menge im Kleinverkauf in Shanghai z. B. nur 1/2 Cent, 2 Pfg., kostet, muß der Chinese für dieselbe Menge Opium fast zehn mal so viel zahlen. Der höhere Preis für das Opium erklärt sich aus den höheren Kosten seiner Zubereitung, der Fracht, sowie aus dem Einfuhr- und Inlandzolle, mit dem die chinesische Regierung die Droge belastet.

diese sogenannte Kraftwurzel näher einzugehen. Es wurden von ihr 1899 eingeführt 5100 Picul im Werte von 1806000 Taels; der Picul zu 133⅓ englischen Pfund kostete demnach im Durchschnitt etwas über 1000 Mark.

Aus den „Straits" (Singapore usw.) sowie den melanesischen Inseln kommen Arzeneien und Küchenleckerbissen. Zu diesen gehört die Bicho-da-mar (eßbare Holathurie), ein schneckenähnliches im indischen Archipel und Stillen Ozean heimisches Geschöpf von etwa 1 Fuß Länge, das man nach dem Fange für den Markt räuchert und trocknet. Man unterscheidet mehrere Arten, die sehr verschiedene Preise haben. Die schwarzen sind die billigsten. Von ihnen kostet der Picul 5 bis 10 Mark, während der Picul der besten, weißen Sorte bis zu 200 Mark kostet. Im Jahre 1899 wurden 37600 Picul dieser Holathurie im Werte von fast 3¼ Millionen Mark nach China eingeführt.

Ein weiterer Leckerbissen sind die eßbaren Vogelnester, über die bereits eingehender berichtet worden ist. (Siehe Seite 236.) In den Vertragshäfen wurden 1899 680 Picul für 578000 Taels gelandet. Das Pfund kostete demnach fast 20 Mark. Ein anderer vielbegehrter Artikel ist eßbarer Seetang (Agar-Agar von den Malayen genannt), von dem in demselben Jahre 580000 Picul im Werte von 1160000 Taels ins Land kamen. Schließlich sei noch das Sandelholz erwähnt, das die Chinesen vornehmlich zur Herstellung ihrer Altarräucherkerzen, aber auch zum Färben und zur Möbelpolitur verwenden. Seine Einfuhr betrug 1899 über 101000 Picul im Werte von fast 1¼ Millionen Taels.

* * *

Die den Ausländern feindlich gesinnte Partei in China hat wiederholt mit ganz besonderem Nachdruck betont, eine der übeln Folgen des fremden Handels bestehe darin, daß durch ihn das Silber des Kaiserreiches in das Ausland fließe. Daß diese Behauptung nicht ganz ohne Grund ist, ergiebt sich aus der Statistik der Seezollbehörde.

Wie schon erwähnt ist, hat seit 25 Jahren die Ausfuhr aus China den Wert der Einfuhr nie erreicht. Im Jahre 1880 war diese allerdings nur um 1½ Millionen Taels größer, aber ein Jahrzehnt später betrug der Unterschied zu Ungunsten der Ausfuhr bereits 40 Millionen Taels, 1898 etwa 50 Millionen und 1899 sogar 70 Millionen Taels.

Dieser Verschiebung zum Nachteil des kommerziellen Gleichgewichts Chinas könnte zweifellos gesteuert werden, wenn man das ganze Kaiserreich dem fremden Handel öffnete. Ebenso sicher ist, daß das Land unter weiser Oberaufsicht überreiche Quellen der Produktion fließen lassen würde. Wie aber die Dinge heutzutage liegen, kann man die Ausfuhr, abgesehen von den beiden, alles andere weit überwiegenden Posten, Thee und Seide, nur als ein Konglomerat „gemischter Ware" bezeichnen.

Die Chinesen scheinen jedoch stets der Versuchung zu unterliegen, daß sie durch Verfälschung die Güte ihrer Waren schädigen, um nur unter allen Umständen möglichst schnell und möglichst viel Geld zu erwerben, wobei die Grundsätze der Ehrlichkeit und Solidität nicht immer gewahrt werden.*)

So lange kein Miterwerb zu fürchten ist, bringt diese üble Gewohnheit, obgleich sie von Seiten der Moral unter allen Umständen als verwerflich bezeichnet werden muß, doch nicht notwendigerweise direkten Schaden. Als China allein dem Auslande den Thee lieferte, ließ man es sich murrend gefallen, daß die Pflanzer ihren Kunden alte Blätter statt frischer unterschoben. Aber die Konkurrenz machte diesem Gebahren ein Ende.

Als Ceylon, Indien und Assam Chinas Nebenbuhler in der Theelieferung wurden, hielten sich die mißvergnügten Kunden nicht mehr daran gebunden, ihre Bestellungen in China zu machen, wenn sie schon zugeben mußten, daß der indische Thee dem chinesischen an Güte nachstehe.

Die Folgen sind durch das Nachlassen der Nachfrage nach chinesischem Thee in England, das mehr Thee verbraucht als irgend ein anderes Land der Erde, und auch anderswo zu Tage getreten. China und Großbritannien werden zweifellos noch viele Jahre lang in bedeutendem Theehandelsverkehr stehen, doch darf man annehmen, daß er mit fast $2^1/_4$ Millionen Picul im Jahre 1886 seinen Höhepunkt erreicht hat. Seit jener Zeit macht sich ein stetiger Rückgang bemerkbar. Im Jahre 1890 waren es nur noch 1665000 Picul, 1895 zeigt einen Aufschwung mit 1865000 Picul, doch finden wir später wieder einen Rückgang, sodaß 1899 die Ausfuhr noch um 35000 Picul kleiner war als die von 1890.

Von den 1630000 Picul, die 1899 ins Ausland gingen, waren 935000 Picul schwarzer, 474000 Picul Ziegelthee, 213000 Picul grüner und der Rest von 7500 Picul war Tafelthee und Abfall. Seit dem letzten Jahrzehnt ist die Ausfuhr schwarzen Thees um 215000 Picul zurückgegangen, die des grünen um 15000 Picul und die des Ziegelthees um fast 180000 Picul gestiegen. Während Großbritannien 1890 noch 434000 Picul nahm, war dieser Betrag 1899 auf 236000 Picul gefallen; die Ausfuhr nach der nordamerikanischen Union ist in diesem Zeitraum von 268000 auf 218000 Picul herunter gegangen, Rußland ist dagegen ein bedeutend stärkerer Abnehmer geworden als je zuvor. Die entsprechenden Ziffern für die beiden Jahre sind 585000 und 870000 Picul.**)

*) In dem Jahresbericht für 1899 sind folgende Artikel, als schlecht zubereitet und stark verfälscht in den Handel kommende aufgeführt: Strohgeflechte, Wachs, Ziegenfelle, Häute, Borsten, Federn, Talg, Moschus, Rhabarber, Gallnüsse, Hanf und Tabak.

**) Über die Ursachen des Niedergangs in der Theeausfuhr und über die vorgeschlagenen Mittel zur Abhülfe ist bereits auf Seite 559 u. ff. des Näheren eingegangen worden.

Wie wir wissen, bestehen die Ausfuhrartikel Chinas in der Hauptsache aus Thee und Seide. Weit mehr als die Hälfte des Gesamtausfuhrwertes verdankt China diesen Produkten. Dies Verhältnis scheint während der letzten Jahrzehnte nur geringen Schwankungen unterworfen gewesen zu sein. Die fremde Ausfuhr hatte, wie uns bekannt ist, 1890 einen Wert von rund 87 Millionen Taels. Hierzu steuerten der Thee 27 Millionen und die Seide 30 Millionen, beide Artikel demnach etwa $^{2}/_{3}$ bei. Im Jahre 1899 lieferte die Theeausfuhr einen Wert von 32 Millionen und die Ausfuhr von Seide einen solchen von 80 Millionen Taels. Zu der Gesamtausfuhr, 195 Millionen Taels, tragen die beiden Artikel mithin weit mehr als die Hälfte bei.

Die mehr oder minder großen Schwankungen in dem angedeuteten Prozentsatz sind einzig von dem Ausfall der Seidenernte abhängig. Während z. B. 1898 Seide aller Art im Werte von 55 Millionen Taels ausgeführt wurde, steigerte sich die Ausfuhr dieses Artikels im folgenden Jahre um 25 Millionen Taels. Von der Gesamtmasse von Seide, die 1899 ins Ausland ging, waren:

60000	Picul	=	29	Millionen	Taels	weiße Rohseide,
über 49000	"	=	26	"	"	Dampf-Filaturen,
über 15000	"	=	$9^{1}/_{4}$	"	"	Stückgüter,
24000	"	=	$5^{1}/_{4}$	"	"	wilde Rohseide,
91000	"	=	5	"	"	Seidenabfall,
14000	"	=	$4^{1}/_{2}$	"	"	gelbe Rohseide.*)

Wie wenig entwickelt der Handel Chinas noch immer ist, geht u. a. aus der Thatsache hervor, daß die Ausfuhrliste für 1899, Thee und Seide ausgenommen, nicht einen einzigen Artikel aufführt, der selbst nur den Wert von 5 Millionen Taels gehabt hätte. Die Tabelle nennt zehn Artikel, die auf dem europäischen Markte von gewisser Wichtigkeit sind, deren Ausfuhrwert zwischen 1 und 4 Millionen Taels schwankt.

An der Spitze stehen Kuh- und Büffelhäute mit 3929000 Taels gegen 714000 Taels vor einem Jahrzehnt. Sie kommen meist aus den Yangtseprovinzen (Hankau). Die zweite Stelle nehmen Felle (Pelze) ein, darunter namentlich viele Pelzdecken. Ihre Ausfuhr weist eine bedeutende Steigerung auf; sie stieg vom Werte von weniger als einer halben Million Taels im Jahre 1890 auf über $3^{3}/_{4}$ Millionen Taels. Diese Felle stammen von sehr verschiedenartigen Tieren, vornehmlich aber von Schafen und Ziegen, doch finden sich auch Fuchs-, Hasen-, Kaninchen-, Katzen-, Eichhörnchen-, Wiesel-, Hunde-, Landotter-, Leoparden-, Tiger-, Wolfs- und Zobelfelle und andere. Sie gelangen von Tientsin und den Yangtsehäfen aus über Shanghai zur Verschiffung.

*) Vergleiche Seite 590.

Demnächst ist wichtig die Ausfuhr von Schaf- und Kamelwolle. Die Ausfuhr jener, 242 000 Picul, hatte 1899 einen Wert von 3 590 000 gegen 853 000 Taels vor einem Jahrzehnt. Der Hauptmarkt für diese beiden Artikel ist Kueihuatscheng in Tschili, der Hauptverladungshafen ist Tientsin. Wie wir bereits wissen, produziert der Süden Chinas keine Wolle, dagegen finden sich in den nördlichsten Provinzen, namentlich aber in der Mandschurei und Mongolai, für Schafzucht fast ebenso gute Vorbedingungen als in Australien. Gegenwärtig steht die chinesische Wolle der australischen und amerikanischen allerdings noch bedeutend nach.

Von Kamelwolle wurden 1899 rund 40 000 Picul im Werte von 550 000 Taels ins Ausland verschifft. Das Kamel ist, nebenbei gesagt, in Nordchina, namentlich in Tschili und der Mongolei, eins der wichtigsten Lasttiere. In den Ausfuhrlisten Tientsins spielt diese Wolle seit einer Reihe von Jahren eine sehr wichtige Rolle. Die Verschiffung datiert erst aus dem Jahre 1870 und zeigt seit dieser Zeit eine stetige Zunahme; 1890 betrug sie fast 14 000, 1895 über 19 000 Picul, für 1899 sind die Ziffern bereits gegeben.

In Kueihuatschang, dem einzigen regelmäßigen Markte für dieses Produkt, wird die Wolle von den Mongolen in hartgedrehten Seilen von etwa 1 Zoll Durchmesser verkauft. Ehe sie aber den Platz verläßt, wird sie zu losen Seilen von 5 Zoll Durchmesser aufgedreht und in Bündel oder Ballen von fast einem Picul Schwere verpackt, die zum Schutze während des Transports häufig mit Filz bedeckt werden.

Die Wolle enthält bei ihrer Ankunft in Tientsin große Mengen von Sand, Dünger, Haren, Stricken von alten Häuten usw., wodurch die mongolischen Händler das Gewicht erhöhen. Ein kleiner Teil des Artikels wird in Tientsin so gut wie möglich gereinigt, in Ballen gepreßt und gelangt so zur Verschiffung. Die Hauptmasse wird aber in ungereinigtem Zustande weiter nach Shanghai gesandt. Der Handel in diesem Artikel liegt ausschließlich in den Händen der fremden Kaufleute.

Kamelwolle*) dient der Erzeugung von Wollengeweben von verschiedener Feinheit, insbesondere aber der Fabrikation schwerer Sorten. Die Weichheit

*) Das Kamel wirft sein Fließ im Frühjahre ab. Die beste Wolle liefern die Tiere, die wenig oder gar nicht zur Arbeit verwendet, sondern bloß um der Wollgewinnung willen gehalten werden. Wolle von Lasttieren ist ihrer filzigen Beschaffenheit halber unbrauchbar. Man sagt, daß das Fließ eines ausgewachsenen Kamels in der Regel nicht mehr als 5 Katties wiegt; die von Tientsin im Jahre 1899 ausgeführte Wollmenge würde demnach einer Anzahl von fast 800 000 Tieren entsprechen. Da über die Zahl der Kamele in der Mongolei keinerlei Aufzeichnungen existieren, ist es unthunlich, über die Entwicklung des Handels in diesem Artikel Vermutungen aufzustellen. Thatsächlich wird ein großer Teil der in Schansi und der Mongolei produzierten Wolle zu Lande nach Rußland ausgeführt, wo man sie in rationeller Weise reinigt und nach London bringt, wo sie höhere Preise als das über Tientsin exportierte Produkt erzielt.

und Feinheit der Faser gestattet die Mischung mit Seide. In Amerika wird die Kamelwolle zur Erzeugung von großen Shawls für die ärmeren Klassen, in England in der Teppich-, Decken- und Tuchfabrikation verwendet, und für den Gebrauch in diesen Industrien meist mit ordinärer Schafwolle gemischt. In Tientsin wird eine Art von Teppichen von Kamelwolle mit baumwollener Kette erzeugt. Diese sind von verschiedener Größe und mit einfachen, originellen, um nicht zu sagen schweren Dessins versehen. Eine große Menge dieser Teppiche wird von Tientsin nach den südlichen Häfen ausgeführt und zu Polstern verwendet. Der Preis eines großen, dauerhaften Teppichs für ein Zimmer mittlerer Größe beträgt etwa 40 Dollars.

Die Ausfuhr von Rohbaumwolle zeigt mit fast 3 Millionen Taels gegen 1890 keine Schwankungen. Japan ist ihr Abnehmer. Hieran reihen sich als nächstwichtig Strohgeflechte. Sie stellten einen Wert von über 2¾ Millionen Taels für 80000 Picul dar gegen 2 Millionen im Jahre 1890. Die Fabrikation von Geflechten aus Weizenstroh beschäftigt in den Provinzen Schantung,*) Tschili und Honan eine große Zahl von Personen, namentlich von Frauen und Kindern der ärmeren Volksklassen. Die Erzeugnisse aus Tschili kommen nach Tientsin, die aus Schantung und Honan nach Tschifu, von wo aus sie zunächst über Shanghai ins Ausland als Rohmaterial für die Fabrikation von Strohhüten, Körbchen u. dergl. m. ausgeführt werden. Doch ist diese einst sehr blühende Industrie seit 1887 bedeutend gesunken, und zwar weil die Fabrikanten wertlose Geflechte auf den Markt brachten.

Eine Industrie, die mit der eben besprochenen in ziemlich enger Verbindung

---

*) Die Denkschrift, betr. die Entwickelung des Kiautschougebietes in der Zeit vom Oktober 1899 bis Oktober 1900 enthält u. a. die Mitteilung, daß das Geschäft in Rohgeflechten, das namentlich in Schantung bedeutend ist, über Tsingtau verlegt werden soll und daß deutsche Kaufleute in diesem Sinne bereits thätig seien. Der Mittelpunkt dieses Geschäfts in Schantung ist Schaho. Nach Fertigstellung der Eisenbahn von Tsingtau nach Weihsien wird der Hauptmarkt nur etwa eine Tagereise von Tsingtau entfernt sein. Durch ein Nebengleise von Weihsien in das Herz der Strohbortenindustrie muß, der Denkschrift zufolge, die Gesamtproduktion sich nach Tsingtau ziehen. Wir möchten wünschen, daß seitens der deutschen Geschäftsinteressenten dies Bestreben kräftig unterstützt würde. Denn dies Rohgeflechtgeschäft repräsentiert ganz bedeutende Summen, und wenn es deutschen Firmen gelingt, die Ausfuhr dieser chinesischen Geflechte nach Europa in ihren Händen zu konzentrieren, so werden dadurch nicht bloß für unsere Frachten und für Kiautschou schöne Einnahmen geschaffen, sondern es wird das deutsche Geschäft in Strohgeflechten, das schon eine beträchtliche Ausdehnung angenommen hat, möglicherweise an die Spitze der ganzen Branche gestellt und der Hauptmarkt für Strohgeflechte nach Deutschland verlegt. Haben erst einige von den chinesischen Produkten in Tsingtau einen hervorragenden Markt gefunden, so werden sich auch noch andere Artikel dorthin ziehen, so u. a. Seide, deren Ausfuhr, wie die Denkschrift richtig bemerkt, von den billigen Frachten nach Tsingtau, von geringen Hafen- und Verladungsgebühren und direkten Dampferverbindungen nach Europa abhängig ist.

steht, ist die Herstellung von Binsenfabrikaten, für die Ningpo der Verschiffungshafen ist.*) Aber auch hier hat die große Nachfrage nach dem Artikel eine Verschlechterung zur Folge gehabt, vornehmlich bei der Verarbeitung zu Strohhüten. Anfangs der 80er Jahre hatte die Ausfuhr von sogenannten „rush hats“ noch einen Wert von über 100 000 Taels. Heute ist die Industrie fast völlig zusammengebrochen, und die Hüte konnten in Europa keinen Markt mehr finden. Im Jahre 1899 betrug die Gesamtausfuhr nur 40 000 Taels.

Aus einer anderen Binsenart, die als „Arundo mitis“ bekannt ist, werden die in Europa und Amerika vielfach beliebten Matten für den Fußboden der Wohnzimmer fabriziert. Die Ausfuhr des als „Matting“ in der Zollstatistik benannten Artikels ist eine ganz bedeutende. Sie hatte 1899 einen Wert von mehr als 2 ¼ Millionen Taels, 514 000 Rollen, gegen kaum ¾ Millionen Taels vor einem Jahrzehnt.

Die besten Sorten dieser Matting kommen aus der Provinz Kuangtung, aus Lientan im Westen von Canton. Die zu ihrer Herstellung benutzte Binsenart hat eine grünlichweiße Farbe und muß vor dem Weben gefärbt werden. Die gewöhnlichsten Farben sind weiß, gelb, grün und rot. Die ganz weißen werden am meisten verfertigt, dann rot- und weißgewürfelte. Der Weberbaum ist höchst einfach. Man webt die Binsen, während sie noch feucht und biegsam sind, in Längen von etwa sechs Fuß. Die Matting werden, wenn sie fertig sind, zuerst in der Sonne und dann über einem langsamen Feuer getrocknet. Jedes Stück Matting ist 120 Fuß lang. Die Chinesen machen von diesem Artikel nur wenig Gebrauch, der daher meist seinen Weg ins Ausland und zwar hauptsächlich nach Amerika findet.

Einen Wert von mehr als 1 Million Taels haben außerdem Tabak, von dem 1899 für mehr als 2 ¼ Millionen Taels gegen 1 Million 1890, (siehe Seite 570 u. ff.) ausgeführt wurde; Hanf in derselben Höhe gegen 160 000 Taels vor zehn Jahren (siehe Seite 570) und schließlich Borsten für etwas mehr als 1 Million Taels.

Unter den Ausfuhrwaren, deren Wert zwischen 100 000 Taels und 1 Million Taels schwankt und die ihrer Natur nach den europäischen und amerikanischen Markt mehr oder minder beeinflussen, nehmen Federn, namentlich Enten- und Hühnerfedern, aber auch Zierfedern, meist Reiherfedern,

*) Die Binse, von der man drei verschiedene Arten unterscheidet, wird angebaut. Im Herbst werden die Wurzeln der Pflanze herausgenommen und in überschwemmte Felder verpflanzt; sie bedürfen viel Wasser und sorgsames Jäten. Die Binsenernte fällt in den Juni/Juli. Das Wetter muß hierzu schön sein, so daß die Pflanze innerhalb dreier Tage nach dem Schneiden trocken wird. Trocknet sie zu langsam, so verliert sie leicht ihre Farbe; läßt man die Halme zu lange in der Sonne liegen, so werden sie versengt und krümmen sich. Regen verdirbt sie vollständig, wenn sie schon zum Teil trocken geworden sind.

gegenwärtig die wichtigste Stellung ein; allem Anschein nach wird die Ausfuhr auch noch in der nächsten Zeit weiter steigen. Sie hatte 1899 einen Wert von fast 1 Million Taels gegen kaum 200 000 Taels im Jahre 1890. Hiervon kamen 1899 auf die Ausfuhr von Federn des kleinen Silberreihers aus Shanghai allein fast 200 000 Taels.

Der nächstwichtige Artikel sind Gallnüsse. Ihre Ausfuhr bewertete sich 1899 auf rund 3/4 Millionen Taels gegen etwa 1/4 Million vor 10 Jahren. Die chinesischen Galläpfel sind wesentlich von den eigentlichen Gallen, wie sie vornehmlich aus der Levante auf den europäischen Markt kommen, verschieden. Sie sind höckerige, mit einem feinen, gelblichgrauen Filz bedeckte, meist längliche Knollen von 1 1/2 bis 10 cm Länge. In diesen findet man die Brut des Insektes, einer Blattlaus, die zu ihrer Entstehung auf der Mutterpflanze, einer Sumachart (Rhus semialata) den Anlaß giebt. Die Äpfel enthalten etwa 75 % Gerbsäure von gleicher Beschaffenheit wie die der Alleppogallen, die bekanntlich die besten sind. Der größte Teil der chinesischen Gallen kommt aus Setschuen und Hunan nach Shanghai, von wo sie ausschließlich ins Ausland verschifft werden.

An dritter Stelle finden wir Cassia lignea, über welchen Artikel, dessen Ausfuhr 1899 sich auf 648 000 Taels bezifferte, auf Seite 574 u. ff. eingehend gehandelt worden ist. Hieran reiht sich der Sesamumsame im Werte von über 1/2 Million Taels. Die Chinesen verwenden das aus ihm gepreßte und von ihnen sehr hoch geschätzte Öl zu Kochzwecken. Man gewinnt es aus dem Samen einer Bignociacee (Sesamum orientale), und es kommt dann als Sesamöl in den Handel. Die Pflanze wird vielfach angebaut, kommt aber auch häufig wild vor, namentlich auf der Insel Hainan.

Weitere, besonders nennenswerte Ausfuhrartikel und ihr Wert im Jahre 1899 sind: Ätherische Öle z. B. Anis, Cassiablätter usw., ferner weißes Wachs im Werte von je 1/2 Millionen Taels; Moschus für 418 000 Taels; Hare aller Art für 409 000 Taels; Firniß für 300 000 Taels; Sternanis für 240 000 Taels; Pflanzenwachs für 235 000 Taels; Rhabarber für 168 000 Taels; Gold- und Silberwaren für 173 000 Taels und Kuriositäten für 105 000 Taels.

Die Ausfuhr von Zucker nimmt in der Liste einen nicht unbedeutenden Platz ein, doch kommt er wohl kaum auf den abendländischen Markt, sondern verbleibt im Osten. Da die Chinesen den Artikel selbst nicht raffinieren, so wird es in großen Mengen, meist von Amoy und Swatau aus, nach Hongkong, das in der Statistik ebenfalls als „Ausland" erscheint, gesandt, wo sich große Zuckerraffinerien befinden. Im Jahre 1899 betrug die Ausfuhr aus China fast 900 000 Picul im Werte von mehr als 3 1/4 Millionen Taels gegen 2 1/2 Millionen Taels vor einem Jahrzehnt.

Einige erklärende Worte mögen noch die eben gegebene Statistik begleiten. Über weißes Wachs haben wir uns schon auf Seite 590—593

ausführlich ausgelassen. Es stammt von dem Wachsinsekt, das vornemlich auf dem „Ligustrum lucidum“ und zwar in der Provinz Setschuen lebt, her.

Der Moschus, den die Chinesen vielfach als Parfüm, aber auch als Arzenei anwenden, wird bekanntlich von dem Moschustiere gewonnen. Man trifft es in den Provinzen Setschuen, Kansu, Yünnan und auch in Tibet. Es ähnelt dem Rehe, ist aber ungehörnt. Der ins Ausland verschiffte Artikel stellt einen verhältnismäßig kleinen Teil des in den genannten Gegenden gewonnenen Produkts dar.

Ein etwas unheimlicher Handelsartikel sind Hare, nicht Roß- sondern Menschenhare. Sie werden seit etwa drei Jahrzehnten nach Europa versandt und zwar meist aus den südlichen Vertragshäfen. Zu jener Zeit, als die Mode die Damen des Abendlandes zum Tragen von Chignons veranlaßte, wurde in der ganzen civilisierten Welt Umschau nach käuflichem Menschenhar gehalten. Und so wandte man sich auch nach China. Doch konnte man dort nicht, wie dies in Europa vielfach der Fall gewesen sein soll, wo die armen Bauernfrauen ihre wallenden Locken hergaben, auch die mandeläugigen Dorfschönen dazu bewegen, sich von ihrem schönen Hare zu trennen. Es mußten demnach andere Methoden ersonnen werden. Die Art und Weise, in der der Artikel gesammelt wird — denn die Ausfuhr ist im Steigen begriffen — ist geeignet, uns ein Bild von der Begabung der Chinesen für den Handel und von ihrer Sparsamkeit zu geben.

Wohl der größere Teil dieser Hare stammt aus den zahllosen Barbierläden der Landeskinder her. Diese Hare sind die Fegsel der Barbierstuben. Sie werden sorgfältig zu langen Zöpfen vereinigt, die zwei bis drei Fuß lang sind, und für die der Großhändler etwa 100 Mark für das Picul zahlt. Doch rührt auch ein großer Teil dieser Hare von Bettlern, Gefangenen, toten Personen und, wie es heißt, sogar von Hingerichteten her. Mithin sollten sie gerade kein allzu begehrenswerter Artikel für die europäische Frauenwelt sein.

Über Firniß und Pflanzenwachs ist ebenfalls bereits ausführlicher gehandelt worden (vergleiche Seite 574 und Seite 573). Der Sternanis ist die Frucht von „Illicium anisatum“, einem Baume, dessen Stammland China ist. Die Frucht bildet einen aus sechs kahnförmigen, holzigen Kapseln, deren jede einen glänzenden Kern enthält, zusammengesetzten Stern von dunkelbrauner Farbe und gewürzigem Geruch und Geschmack. Man destilliert aus der Frucht auch ein ätherisches Öl (vergleiche oben). Der Strauch wird vielfach in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches gebaut. Pakhoi in der Provinz Kuangtung ist der für die Ausfuhr dieses Artikels wichtigste Vertragshafen.

Der Rhabarber, der bekanntlich im Arzeneihandel eine wichtige Rolle spielt, besteht aus den getrockneten Wurzeln mehrerer Arten der Gattung „Rheum“, deren Stammland die Tatarei ist. Der aus China ausgeführte Artikel besteht aus rundlichen oder flachen, schmutzig gelben Stücken, die meist

ungeschält sind. Früher war Canton der Stapelplatz, gegenwärtig hat jedoch Shanghai den ganzen Rhabarberhandel an sich gerissen. Das Produkt kommt vorzüglich aus den Provinzen Setschuen, Kansu und Schensi. Die Pflanze wächst dort wild, aber nur auf den höchsten Bergen. Der Kansuartikel bringt den höchsten Marktpreis. Man baut den Rhabarber auch in der großen Ebene von Tschengtu Fu (Setschuen) an, doch ist er dort von nur geringer Güte.

Ein nicht unbedeutender Teil der aus China verschifften Artikel bleibt in anderen ostasiatischen Ländern. Ihr Wert muß jährlich auf 25 bis 30 Millionen Taels geschätzt werden. Hierzu gehören vorerst Bohnen, die vornehmlich in der Mandschurei gebaut werden und hauptsächlich nach Japan gehen. Die Ausfuhr hatte 1899 einen Wert von mehr als 5¼ Millionen Taels für fast 3 Millionen Picul. Man unterscheidet gelbe — sie machen die überwiegende Menge aus — grüne, schwarze, rote und weiße Bohnen. Der Verschiffungshafen ist Niutschuang. Japan ist der beste Abnehmer. Nachdem das Öl aus der Bohne gepreßt worden ist, verwendet man den Kuchen als Dünger. Von demselben Hafen aus geht auch alljährlich eine große Menge von Bohnenkuchen — 1899 rund 2½ Millionen Picul für 3¾ Millionen Taels — nach Japan usw.

Die an allen „Ecken und Kanten" Ostasiens in bedeutender Zahl angesiedelten Chinesen beziehen einen großen Theil ihrer für ihren Lebensbedarf usw. nötigen Artikel, wie man sich ja auch leicht denken kann, aus ihrem Mutterlande. Hierzu gehören: Kleidungsartikel — die folgenden Zahlen geben den Wert der Ausfuhr in Taels i. J. 1899 — für 2¼ Millionen; Papier für mehr als 2 Millionen; Öle (Bohnen- und Erdnußöl) zur Speisebereitung, ferner sogen. Thee- und Holzöl*) für mehr als 2 Millionen; Porzellan und Töpferwaren für 1¾ Millionen; Feuerwerkskörper für den Götzendienst für 1½ Millionen; Nanking und Früchte für je 1¼ Millionen; Bambuswaren und Samschu (Reisschnaps) für je fast ¾ Millionen; Arzeneien im Betrage von ½ Million usw. usw.

Die verzeichneten Bewegungen von Gold und Silber in Barren zwischen China und dem Auslande waren im Jahre 1899 die folgenden. Gold wurde im Werte von rund 8 335 000 Haikuan Taels ausgeführt; nach Abzug von rund 696 000 Taels, die eingeführt wurden, haben wir demnach eine Nettoausfuhr im Werte von 7 639 000 Taels. Die Nettoeinfuhr von Silber be-

---

*) Das Holzöl wird meist aus einer Frucht, die der Gujava ähnelt, gewonnen. Der Baum ist unter dem Namen „Tung" (Aleurites cordata?) bekannt. Obgleich man das Öl zu Beleuchtungszwecken nicht besonders gut benutzen kann, so eignet es sich doch vorzüglich für dekorative Zwecke und bildet z. B. einen Hauptbestandteil des Futschau Lackes.

trug in runden Zahlen 1 271 000 Taels. Von dem Golde ging die größere Menge nach Japan, nur 2 468 000 Taels waren für Europa bestimmt.

* * *

Da es, wie bereits bekannt ist, nicht möglich ist, nach der von der Seezollbehörde geführten Statistik die direkte Teilnahme der einzelnen europäischen Staaten an dem chinesischen Außenhandel ihrem Umfange nach festzustellen, weil in den Tabellen der europäische Kontinent zusammengefaßt ist und der Anteil der einzelnen Staaten, von Rußland abgesehen, nicht ausgeschieden werden kann, so müssen wir uns mit den statistischen Aufstellungen zufrieden geben, die uns die Anteilnahme der Schiffe der verschiedenen Nationen sowohl an den direkten Fahrten nach China, als auch an der Küstenschiffahrt in den chinesischen Gewässern selbst vor Augen führen.

Wie aus der folgenden Tabelle hervorgeht, beteiligte sich Deutschland an dem Gesamthandel Chinas, soweit er sich nach der Flaggenstatistik beurteilen läßt, mit 5.92%. Hiervon fielen 9.79% auf den fremden und 3.39% auf den Küstenhandel. Verglichen mit Großbritannien ist dies Verhältnis wie folgt: 50.67: 52.87: 49.22. Daß wir durch eine solche statistische Aufstellung ein keineswegs auch nur annähernd klares Bild über den wahren Anteil eines Landes an dem Handel Chinas erhalten, ist bereits auf Seite 696 u. ff. auseinandergesetzt worden.

Trotzdem ist es für uns Deutsche ein erfreuliches Zeichen, daß wir, China selbst natürlich ausgenommen, an zweiter Stelle stehen. Käme Hongkong, das, wie wir wissen in der Statistik zu „Großbritannien" gezählt wird, bei diesen Ziffern nicht mit ins Spiel, so erhielten wir bei bloßer Berücksichtigung der direkten Verschiffungen nach Europa und umgekehrt ein ganz anderes Verhältnis. Denn diese direkten Verschiffungen beliefen sich 1899 nur auf 54 Millionen Taels, wovon 40 Millionen Taels auf die Ausfuhr von England nach China und gar nur 14 Millionen Taels auf die direkten Verschiffungen von China nach England kamen. Da wir nun unseren fremden Handel mit China zum ganz überwiegenden Teile als direkte Verschiffungen ansehen können, so folgt daraus, daß Deutschlands Handel dem Großbritanniens, soweit dieses das Vereinigte Königreich einschließt, heute schon so ziemlich ebenbürtig ist.

Dies darf in der That für ein ungemein günstiges Resultat erachtet werden, zumal mit der stetigen und schnellen Zunahme unserer Schiffahrtsverbindungen nach dem Osten dies Verhältnis in nicht allzuferner Zeit sich noch bedeutend günstiger für unsere Flagge wird stellen müssen. Vor zehn Jahren wurde unser Handel mit 4.81% berechnet. Hiervon kamen 5.71% auf den fremden und 4.28% auf den Küstenhandel. Die direkte Einfuhr hatte einen Wert von 10 Millionen und die Ausfuhr aus China einen solchen von nur 2½ Millionen Taels.

Flagge	Fremder Handel		Küstenhandel		Gesamtwert	Handels-Prozentsatz
	Einfuhr*)	Ausfuhr**)	Auswärts***)	Einwärts	Fremder u. Küstenhandel	Fremder u. Küstenhandel
Britisch	157 585 497	95 424 994	167 471 235	192 818 922	613 300 648	50.67
Deutsch	30 501 135	16 357 145	12 645 458	12 188 229	71 691 967	5.92
Japanisch	24 940 972	16 469 326	8 665 540	9 164 892	59 240 730	4.89
Französisch	8 696 137	20 638 259	137 565	48 963	29 520 924	2.44
Schwedisch u. Norwegisch	4 243 555	1 706 684	4 018 291	4 678 722	14 647 252	1.21
Russisch	149 196	6 974 529	1 059 741	909 448	9 092 914	0.75
Amerikanisch	2 487 751	2 271 879	438 778	558 570	5 756 978	0.48
Österreichisch	2 088 911	259 895	4 875	—	2 088 911	0.17
Dänisch	92 303	83 067	36 723	1 630	213 723	0.2
Holländisch	206 497	3 825	—	—	210 322	0.2
Belgisch	30 798	—	78 391	76 794	185 983	0.2
Die übrigen Nationen	157 549	291 320	562	—	449 431	0.3
Chinesisch	42 840 534	44 311 538	146 554 127	170 384 670	404 090 869	33.38
Insgesamt:	273 756 065	204 792 441	341 111 286	390 830 840	1 210 490 632	100.00

*) Alle Waren, die in Schiffen direkt aus fremden Häfen kamen.

**) Alle Waren (Originalverschiffungen chinesischer Waren und Wiederverschiffungen chinesischer und fremder Waren), die nach fremden Häfen versandt worden sind.

***) Die Rubrik Küstenhandel schließt erstlich (auswärts) alle Waren ein, die in einem Vertragshafen nach dem andern verschifft worden sind d. h. fremde Waren, die man wiederverschifft hat, und chinesische Originalladungen sowie Wiederverschiffungen; zweitens (einwärts) alle Waren, die aus den anderen Vertragshäfen eintreffen d. h. chinesische Originalladungen und Wiederverschiffungen, sowie fremde Wiederverschiffungen. Zu bemerken ist hier nochmals, daß in allen diesen Zahlen nicht jener Teil des auswärtigen Handels mit inbegriffen ist, der durch Dschunken vermittelt wird. Diese Schiffe chinesischer Bauart verzollen nämlich die durch sie eingeführten Waren nicht in den unter fremder Leitung stehenden Seezollämtern. So entzieht sich dieser Teil des auswärtigen Handels Chinas, ebenso wie der Teil, der durch die chinesischen Schiffe nach den fremden Schiffen nicht geöffneten Häfen vermittelt wird, einer festen Schätzung. Annähernd wird der durch Dschunken vermittelte Verkehr auf etwa 120 Millionen Taels bemessen.

Die übrigen statistischen Aufstellungen der Tabelle bedürfen nur weniger erläuternder Worte. Japan ist in ihr mit 59 Millionen Taels „ein guter dritter". Auch diese Ziffer dürfte sich schon in naher Zukunft nicht unerheblich steigern, denn des Kaiserreiches Schiffahrt ist in beständigem Wachstum begriffen. Vor einem Jahrzehnt beteiligte sich Japan nur mit 1.91% an dem Handel, nach der Flaggenstatistik berechnet.

An vierter Stelle steht Frankreich mit 2.44%, die nur dem direkten Handel zu gute kommen, da es fast gar keine Küstenschiffahrt hat. Im Jahre 1890 war die Ziffer 1.94%, doch war es damals noch mit 0.04% an der Küstenschiffahrt beteiligt. Der Aufschwung ist demnach in dem Jahrzehnt kein besonders lebhafter gewesen.

Eine auffallende Steigerung zeigt Schweden und Norwegen. Im Jahre 1890 beteiligte es sich mit nur 0,6% an dem Gesamthandel. Heute steht es schon mit 1.21% da. Rußland ist dagegen im Krebsgang begriffen, denn während es 1890 noch mit 1.15% in den Tabellen steht, ist es heute auf 0.75% gefallen. Die übrigen Ziffern der folgenden Zusammenstellung sprechen für sich selber.

Den Löwenanteil an diesem gewaltigen Warenverkehr hatte natürlich Shanghai, dessen Handel 1899 rund 125 Millionen Taels ausmachte. Hiervon fielen fast 39 Millionen auf die fremde Nettoeinfuhr. Gegen 1890 ist dies ein Mehr in der Gesamteinfuhr von über 70 Millionen Taels. Dann folgt als zunächst wichtigster Ort Tientsin mit 77 Millionen Taels gegen 34 Millionen vor einem Jahrzehnt, und mit 32 Millionen Taels Einfuhr.

Die weitere Reihenfolge, wenn wir dem Werte folgen, ist: Hankau mit 67 Millionen gegen 36 Millionen Taels, Canton mit 58 Millionen gegen 38 Millionen Taels, Niutschuang mit 48 Millionen gegen 14 Millionen, Swatau mit 45 Millionen gegen 25 Millionen Taels, Tschifu mit 28 Millionen gegen 13 Millionen, Tschungking und Tschinkiang mit je 25 Millionen Taels, Wuhu mit 20 Millionen Taels, Amoy und Ningpo mit je 16 Millionen Taels usw.

Der Gesamtwert des Handels aller Vertragshäfen wurde 1899 auf 509 994 215 Haikuan Taels, mithin auf rund 1½ Milliarden Mark berechnet. Diese Zahl verteilt sich auf die

	1899	1890
Netto einheimische Einfuhr	123 238 273	66 196 572
Netto fremde Einfuhr . .	249 132 190	115 119 493
Ausfuhr	260 862 025	126 161 160
Insgesamt	509 994 215	241 280 653.

III. Deutschlands Anteil am Außenhandel.

Wie wir bereits angedeutet haben, ist der Anteil Deutschlands an dem Außenhandel Chinas aus der chinesischen Statistik nicht zu ersehen, da in ihr das europäische Festland mit Ausnahme von Rußland als eine Einheit aufgeführt wird, und anderseits aus der Flagge eines Schiffes nicht auf die Herkunft der Ware geschlossen werden kann. Unter diesen Verhältnissen sehen wir uns genötigt, die Statistik des Deutschen Reiches, herausgegeben vom kaiserlichen statistischen Amt, zu Rate zu ziehen. Nachstehende Ausführungen sind demnach der genannten Publikation entnommen.

Unter den Artikeln, die China, Hongkong und Macao mit eingeschlossen, dem deutschen Zollgebiet liefert, sind in erster Linie Gold, Bettfedern, Thee, Borsten, Galläpfel, Kampfer, ungefärbte Rohseide, Strohbänder und überhaupt Stroh- und Bastwaren, ungefüttertes Pelzwerk und Rindshäute zu nennen. Vom deutschen Zollgebiet empfängt China hauptsächlich Farbstoffe, Kriegsmaterial und Schiffe, Eisen- und Textilwaren, auch Kupferlegierungen und Bier.

Im Sonderhandel des Jahres 1899 sind die hauptsächlichsten Einfuhrartikel aus China mit folgenden Werten vertreten:

	1899:	1898:
	Millionen	Mark
Gold, roh, auch in Barren	7,7	17,8
Bettfedern, rohe	3,4	2,8
Thee	2,9	3,0
Borsten	2,7	2,0
Galläpfel	1,8	2,1
Kampfer (meist aus Formosa)	1,2	1,1
Rohseide, ungefärbt	1,1	1,1
Strohbänder	1,0	1,0
Schafpelze, fertige, nicht überzogene, ungefüttertes Pelzwerk	0,9	0,7
Rindshäute, gekalkte und trockene	0,8	2,4
Reiherfedern	0,6	0,5
Bast- und Strohwaren	0,5	0,8
Seidenabfälle	0,4	0,4
Zimmtblüte, Zimmtcassia	0,4	0,4
Öle, ätherische	0,3	—
Bambus-, Peffer- usw. Rohr	0,3	0,5
Zusammen	26,0	36,6

oder 89,7 v. H. des 29 Millionen Mark betragenden Gesamteinfuhrwertes im Spezialhandel.

Von den Hauptartikeln der deutschen Ausfuhr nach China sind dem Werte nach folgende aufzuführen:

	1899:	1898:
	Millionen	Mark
Anilin- und andere Theerfarbstoffe	6,7	5,4
Nähnadeln, Nähmaschinennadeln	5,4	3,5
Gewehre für Kriegszwecke	4,4	1,4
Posamentier- und Knopfmacherwaren, wollene	3,3	2,6
Dampfschiffe (Seeschiffe) von Eisen	2,7	14,0
Artilleriezündungen, Patronen, Zündhütchen	2,5	1,5
Tuch- und Zeugwaren, wollene, unbedruckt	2,2	2,2
Kupferlegierungen in Stangen und Blechen, unplattiert	1,6	1,6
Guß- oder Schmiedeeisenwaren, feine	1,6	1,5
Wollengarn, außer hartem Kammgarn	1,4	—
Eisenwaren, grobe	1,2	0,9
Bier in Flaschen	0,9	1,1
Cement	0,9	0,4
Schießpulver	0,9	0,5
Strumpf-, Posamentier- und Knopfmacherwaren	0,9	0,8
Eisen in Stäben, schmiedbares	0,8	0,5
Uhren, Stutz-, Wand-, Weck- usw.	0,5	—
Eisendraht	0,5	0,6
Bernstein, roher	0,4	—
Maschinen, überwiegend aus Gußeisen	0,4	0,7
Baumwollene Gewebe aller Art	0,4	—
Geschosse	0,4	—
Messingwaren, feine	0,4	0,5
Zusammen	40,4	39,7

oder 79,8 v. H. des Gesamtausfuhrwertes im Betrage von 50,6 Millionen Mark.

Die gesamte Ein- und Ausfuhr des deutschen Zollgebiets im Spezialhandel mit China hat im letzten Jahrzehnt betragen:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen		Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
	Millionen	Mark			Millionen	Mark	
1899	29,0	50,6	79,6	1894	27,1	28,2	55,3
1898	39,5	48,0	87,5	1893	16,0	33,3	49,3
1897	57,5	32,3	89,8	1892	12,5	30,0	42,5
1896	41,8	45,3	87,1	1891	12,5	32,9	45,4
1895	27,0	35,4	62,4	1890	7,8	29,9	37,7

Aus der vorstehenden Zusammenstellung läßt sich ersehen, daß die Einfuhrwerte in dem Zeitabschnitt von 1890 bis 1893 nur eine geringe Zunahme aufweisen, während im Jahre 1894 eine plötzliche Steigerung um 11,1 Millionen Mark oder 69,4 v. H. zu bemerken ist.

Im Jahre 1895 ist der Wert der Einfuhr gegen 1894 um 0,1 Million Mark zurückgegangen, dagegen hatte das Jahr 1896 gegen das Vorjahr wieder eine sehr beträchtliche Steigerung des Einfuhrwertes — 14,8 Millionen Mark oder 54,8 v. H. aufzuweisen, die für das Jahr 1897 in fast gleichem Verhältnis fortdauerte, sodaß der Wert der Einfuhr für dies letzte Jahr den für 1890 um mehr als das siebenfache überstieg. In den Jahren 1898/99 dagegen ist ein Sinken des Einfuhrwertes gegen das Vorjahr um 18 bezw. 10,5 Millionen Mark zu verzeichnen, also um 31,3 bezw. 26,6 v. H. Immerhin aber überwiegen auch diese Einfuhrwerte den des Jahres 1890 noch um das fünf- bezw. vierfache.

Wie schon in den Jahren 1894/95 die Steigerung der Einfuhrwerte hauptsächlich auf die bedeutende Einfuhr von rohem Golde zurückzuführen war, so war für 1896 und noch mehr für 1897 die Einfuhr dieses Artikels ganz besonders hervorzuheben, die in diesem Jahre 27,5 Millionen Mark = 47,8 v. H. des Gesamteinfuhrwertes ausmachte. Der Wert der Einfuhr von rohem Golde ist im Jahre 1899 gegen das Vorjahr um 9,1 Millionen Mark oder 54,2 v. H. gefallen; ebenso hat der Wert von gekalkten und getrockneten Rindshäuten einen Rückgang von 1,6 Millionen Mark = 66,7 v. H. gegen 1898 erfahren. Diese beiden Thatsachen begründen die vorhin erwähnte Minderung des Einfuhrwertes im Berichtsjahr gegen das Vorjahr.

Der Wert der Ausfuhr ist 1899 gegen 1898 um 2,6 Millionen Mark gestiegen, was eine Zunahme von 5,4 v. H. entspricht. Die auffallend höhere Zunahme des Gesamtausfuhrwertes im Vorjahre von 15,7 Millionen Mark ist auf Rechnung der in sehr beträchtlichem Umfange erfolgten Ausfuhr von Dampfschiffen zu setzen, die zu gunsten des Jahres 1898 einen Wertunterschied gegen 1897 von 13,6 Millionen Mark ergab. Für das Jahr 1899 betrug der Ausfuhrwert für Dampfschiffe 2,7 Millionen Mark. Durch Einbeziehung der Schiffe in den Spezialhandel ist seit 1897 der Ausfuhrwert wesentlich beeinflußt worden.

Eine Vergleichung der Ein- und Ausfuhrliste im letzten Jahrzehnt ergiebt, daß allein im Jahre 1897 der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr überstieg, und zwar um 25,2 Millionen Mark. Dies Verhältnis ist in den Jahren 1898 und 1899 wieder zu gunsten der Ausfuhr nach China verändert worden, indem für das Jahr 1898 ein Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr im Werte von 8,5 Millionen Mark, für das Jahr 1899 ein solcher von 21,6 Millionen Mark festgestellt ist. Von den vorstehend nachgewiesenen Gesamtwerten der Einfuhr entfallen auf den Edelmetallverkehr:

Wert der Einfuhr

	Millionen Mark		Millionen Mark		Millionen Mark
1899	7,7	1896	21,8	1895	1,9
1898	17,8	1895	8,5	1893	1,0
1897	29,5	1894	8,4	1891	0,1

Eine Einfuhr von Edelmetallen (Gold, roh, auch in Barren und Gold, gemünzt) aus China findet erst seit dem Jahre 1891, und zwar bis 1897 im wachsendem Umfange statt. Während diese Einfuhr im Jahre 1894 plötzlich um 6,5 Millionen Mark oder 342,1 v. H. stieg, im Jahre 1895 gegen 1894 die Zunahme nur 0,1 Millionen Mark betrug, hat dagegen schon im Jahre 1896 gegen das Vorjahr eine Steigerung um 13,3 Millionen Mark oder 156 v. H. stattgefunden, die im Jahre 1897 um weitere 7,7 Millionen Mark zunahm. Diese Einfuhr ist für das Jahr 1898 um 11,7 Millionen Mark und für 1898 um 10,1 Millionen Mark gesunken und umfaßt nur noch eine Wertziffer von 7,7 Millionen Mark, was gegen das Jahr 1893 noch immer ein Mehr von 305 v. H. ausmacht.

Die Ausfuhr von Edelmetallen nach China ist ohne Belang, hat zum Teil überhaupt nicht stattgefunden.

Nach Abzug des Edelmetallverkehrs stellt sich der jährliche Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr im letzten Jahrzehnt folgendermaßen:

	Wert der Einfuhr	Wert der Ausfuhr	Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr
	Millionen Mark		
1899	21,3	50,6	29,3
1898	21,7	48,0	26,3
1897	28,0	32,3	4,3
1896	20,0	45,3	25,3
1895	18,5	35,4	16,9
1894	18,7	28,2	9,5
1893	14,1	33,3	19,2
1892	11,5	30,0	18,5
1891	12,1	32,9	20,8
1890	7,8	29,9	22,1

Demgemäß hat im gedachten Zeitraum das Jahr 1899 für den Warenaustausch mit China dem Werte nach den höchsten Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr — 29,3 Millionen Mark — zu verzeichnen, während das Jahr 1897 den geringsten Überschuß mit 4,3 Millionen Mark aufweist.

Im Jahre 1899 hat die Ein- und Ausfuhr dem Vorjahr gegenüber dem Werte nach hauptsächlich bei folgenden Artikeln zugenommen:

	Wert 1899	mehr gegen 1898
in der Einfuhr:	Millionen Mark	
Borsten	2,7	0,7
Bettfedern	3,4	0,6
Spinnstoffe, vegetabilische	0,2	0,2
Floretseide, ungefärbt	0,2	0,2
Schafpelze, fertige, und Pelzwerk	0,9	0,2
Albumin; frisches Eiweiß	0,2	0,1
Kampfer	1,2	0,1
Reiherfedern	0,6	0,1
in der Ausfuhr:		
Gewehre für Kriegszwecke	4,4	1,1
Nähnadeln, Nähmaschinennadeln	5,4	0,8
Anilin und andere Theerfarbstoffe	6,7	0,5
Wollengarn, außer hartem Kammgarn	1,4	0,4
Patronen und Zündhütchen	2,5	0,3
Posamentierwaren, wollene	3,3	0,3
Cement	0,9	0,3
Geschosse	0,4	0,3
Schießpulver	0,9	0,3
Bernstein, roher	0,4	0,3
Indigo	0,3	0,3
Eisenbahnlaschen, eiserne Schwellen usw.	0,3	0,3
Eisenwaren, grobe	0,1	0,3
Eisen in Stäben, schmiedbares	0,8	0,3
Lokomotiven, Lokomobilen	0,2	0,2
Kupfer- und Messingwaren, feine	0,3	0,2
Uhren, Stutz-, Wand-, Weck- usw.	0,5	0,2

Eine Abnahme hat dagegen im Vergleich zum Vorjahre stattgefunden bei nachfolgenden Waren:

	Wert 1899	weniger gegen 1898
in der Einfuhr:	Millionen Mark	
Gold	7,7	10,1
Rindshäute	0,8	1,6
Bast- und Strohwaren, feine	0,5	0,3
Bambus-, Pfefferrohr usw.	0,3	0,2
Galläpfel	1,8	0,2
Hare, Alpacca-, Lama-, Kamel-	0,0	0,1
Öle in Fässern (Holzöl usw.)	0,1	0,1
Thee	2,9	0,1
Strohbänder	1,0	0,1
Knochenkohle	0,0	0,1

in der Ausfuhr:

Dampfschiffe	2,7	11,3
Maschinen	0,4	0,3
Quecksilber	—	0,3
Brucheisen und Eisenabfälle	0,2	0,2
Posamentierwaren, baumwollene . .	0,2	0,1
Bier in Flaschen	0,9	0,1
Messing- und Kupferwaren	0,4	0,1
Zucker in Broten	0,0	0,1
Eisendraht, verkupfert	0,3	0,1
Maschinen	0,1	0,1
Platten und Bleche aus Eisen, roh .	0,0	0,1

Die Strohbändereinfuhr ging weiter zurück, weil die Einfuhr mit 18 Mark Zoll für 1 Dz. belastet ist, gegenüber einem Satz von 10 Mark beim Eingang aus Vertragsstaaten, zu denen seit dem 17. Juli 1899 auch Japan gehört, und aus deutschen Schutzgebieten. Aus Kiautschou wurde bis 1900 keine Ausfuhr von Strohbändern nachgewiesen.

Mehreinfuhrwerte zeigen sich im Jahre 1899 gegen 1898 bei nachstehenden Warengruppen:

	Wert der Einfuhr 1899	mehr gegen 1898
	Millionen Mark	
Hare von Pferden und Menschen usw. .	6,9	1,5
Seide, Seidenwaren	1,9	0,2
Flachs und andere veget. Spinnstoffe außer Baumwolle	0,3	0,2
Pelzwerk	0,9	0,1
Baumwolle	0,2	0,1

Auffällig könnte die verhältnismäßig geringe Einfuhr von Seide und Seidenwaren erscheinen; aber ein erheblicher Teil der für deutsche Rechnung in China und Japan gekauften Seide geht erst nach anderen Ländern (Italien, Frankreich, der Schweiz) zur Verarbeitung und kommt von da nach dem Zollgebiet, wo sie dem Handel mit diesen Veredelungsländern zugerechnet wird.

Diesen Mehreinfuhrwerten stehen Minderwerte bei folgenden Warengruppen gegenüber:

	Wert der Einfuhr 1899	weniger gegen 1898
	Millionen Mark	
Erden, Erze, edle Metalle	7,7	10,1
Häute, Felle	1,0	1,6

	Wert der Einfuhr 1899	weniger gegen 1898
	Millionen Mark	
Stroh- und Bastwaren	1,5	0,4
Holz- u. Schnitzstoffe, sowie Holzfabrikate	0,5	0,3
Wolle, Wollwaren	0,1	0,1
Material-, Spezerei-, Konditoreiwaren	3,6	0,1
Öle und Fette	0,1	0,1

In der Ausfuhr sind folgende Warengruppen an der Wertsteigerung namentlich beteiligt:

Eisen, Eisenwaren	15,5	6,2
Drogerie-, Apotheker-, Farbwaren	9,3	2,5
Wolle, Wollenwaren	7,0	1,9
Kupfer, Kupferwaren	5,2	1,1
Erden, Erze, Edelmetalle, Asbest u. dergl.	0,9	0,5
Holz- u. Schnitzstoffe, sowie Holzfabrikate	1,0	0,4
Kurze Waren	0,9	0,3
Baumwolle, Baumwollenwaren	1,4	0,2
Leder, Lederwaren	0,4	0,2
Kautschuk und Guttapercha, sowie Fabrikate aus diesen Stoffen	9,4	0,2
Papier, Pappwaren	0,4	0,2
Seife, Parfümerien	0,5	0,2
Zink, Zinkwaren	0,3	0,1
Kleider und Leibwäsche, fertige, auch Putzwaren	0,2	0,1
Litterarische und Kunstgegenstände	0,2	0,1

Mit erheblichen Minderausfuhrwerten sind dagegen zu nennen:

Instrumente, Maschinen, Fahrzeuge	3,9	11,5
Glas, Glaswaren	0,2	0,2
Material-, Spezerei-, Konditorwaren	1,9	0,1

Von 43 an der Ausfuhr nach China beteiligten Warengruppen sind 31, bei denen die Ausfuhr für das Jahr 1899 dem Werte nach stärker ist, als die des Vorjahres. Es hängt dies zum Teil mit der Besitznahme von Kiautschou durch Deutschland zusammen. Die Werte der Ausfuhr in unser Pachtgebiet waren bis 1900 noch nicht aus dem deutschen Ausfuhrhandel nach China ausgeschieden. Dies geschieht von 1900 ab mit dem gesamten deutschen Ausfuhrhandel mit Kiautschou. Das Pachtgebiet von Kiautschou ist seit dem 2. September 1898 dem Handel aller Völker als Freihafen geöffnet. Am

1. Juli 1899 wurde in der Nähe Tsingtaus zur Kontrolle der Durchfuhr nach dem chinesischen Hinterlande von Kiautschou eine chinesisches Zollamt errichtet.

IV. Schiffahrtsverhältnisse.

Das ganze wirtschaftliche Leben des chinesischen Volkes weist nicht nur Stillstand, sondern vielfach sogar Rückgang auf. Dieser Zug charakterisiert auch die Schiffahrt der Chinesen. Ein Beweis dafür ist schon die Thatsache, daß sie bereits vor Jahrhunderten mit ihren Fahrzeugen zu Handelszwecken Indien und sogar das Rote Meer besuchten, während heute die Drachenflagge nur in den Häfen des eigenen Vaterlandes weht.

Bereits im 12. Jahrhundert n. Chr. fand zwischen Canton, Zaitun*) und Hangtschau in der Provinz Tschekiang sowie u. a. dem heutigen Palembang auf Sumatra ein lebhafter Dschunkenverkehr statt. An diesem Platze begegneten die Fahrzeuge von den Gestaden des Roten Meeres und der benachbarten Gewässer denen der China-See.

Zur Zeit des Mingkaisers Yung Lo (1403 bis 1424 n. Chr.) wurden verschiedentlich aus zahlreichen Dschunken bestehende Flotten unter der Führung eines Obereunuchen an die entferntesten Küsten des indischen Oceans gesandt. Seiner Thätigkeit ist es zuzuschreiben, daß Ceylon etwa fünfzig Jahre lang unter chinesischer Oberhoheit stand, wovon die ersten dort anlangenden Portugiesen zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch Kunde erhielten. Während der Regierung des Nachfolgers jenes Kaisers segelten chinesische Dschunken im Jahre 1431 sogar bis nach Dschedda im Roten Meer. Ihre Ladung bestand aus Seidenzeugen, Porzellan und Moschus.

Mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama im Jahre 1497 beginnt bekanntlich eine neue Ära im Handel und in der Schiffahrt des fernen Ostens. Portugiesen, Holländer, Spanier und Engländer erschienen mit ihren für die Chinesen ungewohnten Fahrzeugen auf der Bildfläche.

Aber trotzdem vermochten die Dschunken als Mitbewerber bei der Warenbeförderung zwischen China und dem ostindischen Archipel im Süden, sowie Japan im Norden bis gegen Mitte des 10. Jahrhunderts ihr Feld in gewisser Weise zu behaupten. Nach Japan segelten diese Fahrzeuge meist in der Zeit vom Juni bis in den August und zwar von Amoy und Ningpo. Nach Batavia, Singapore und Malacca wurde die Fahrt nur mit dem

*) Sinologen sind sich noch immer nicht über die Lage dieses chinesischen Hafens einig. Während einige in dem Namen den in der Nähe Amoys und zwar nördlich davon gelegenen Platz Tschintschiu (Chinchew), der wiederum von dem Worte (Ssutuan) der chinesischen Bezeichnung für Seide und Atlas, herstammen soll, wiederzufinden glauben, sind andere der Ansicht, daß man darunter Tschangtschau Fu, etwas südlich am Amoy, verstehen muß.

günstigen Monsun angetreten und von dort auch wieder die Rückreise gemacht; sie verließen demnach China, meist von Canton aus, im Februar oder März und kehrten im Juli oder August in die Heimat zurück.

Seit jenen Tagen hat jedoch die Schiffahrt in den ostasiatischen Gewässern ein ganz anderes Aussehen erhalten. Ja, man darf behaupten, daß die Kultur des Abendlandes in dem Kampfe, den sie seit vielen Jahrzehnten gegen die fast versteinerte Civilisation Chinas führt, nirgends siegreicher zu Tage getreten ist, als auf den Wasserstraßen, die den Verkehr des Auslandes mit dem des Reiches der Mitte vermitteln.

Chinas Meere und Flüsse, die Jahrtausende lang nur von breitbauchigen Dschunken durchfurcht wurden, werden heute von Tausenden von Fahrzeugen modernster Bauart durchkreuzt. Zwar trifft man in jenen Gewässern die Dschunke noch immer häufig an, aber sie wird reißend schnell von dem Dampfschiffe in den Hintergrund gedrängt; sie muß dem Mächtigeren weichen, — eine weitere Illustration zur Theorie vom „Überleben der Tüchtigsten im Kampfe ums Dasein“.

Bereits im Jahre 1846, mithin nur kurze Zeit nach Eröffnung der ersten chinesischen Vertragshäfen, wurde eine regelmäßige Postdampferverbindung mit Europa hergestellt, als die britische Regierung mit der „Peninsular and Oriental Steam Navigation Co.“, gewöhnlich kurz durch „P. & O.“ bezeichnet, ein Abkommen traf, wonach die Gesellschaft gegen eine jährliche Subvention von 40000 Pfund Sterling eine vierwöchentliche Verbindung zwischen Hongkong und Point de Galle (Ceylon) im Anschluß an die bereits seit einigen Jahren bestehende Linie Calcutta-Suez einrichtete. Diese Postverbindung wurde bereits 1853 durch einen neuen Vertrag der britischen Regierung mit der genannten Gesellschaft in eine 14tägige umgewandelt.

Im Jahre 1861 schloß die französische Gesellschaft der „Messageries Impériales“, seit 1871 „Messageries Maritimes“ genannt, mit der französischen Regierung einen Vertrag ab zur Ausführung eines einmonatlichen Postdienstes zwischen Suez und Shanghai über Saigon. Der Betrieb der französischen Linie wurde später ebenfalls zu einem 14tägigen erweitert, und beide Gesellschaften einigten sich dahin, daß allwöchentlich abwechselnd ein britischer oder ein französischer Postdampfer von Shanghai nach Europa abfahren sollte.

Dieses noch jetzt innegehaltene Abkommen sicherte den beiden Gesellschaften fast vollständig das Monopol für den Post- und Passagierverkehr zwischen Europa und Ostasien, bis im Jahre 1886 der „Norddeutsche Lloyd“ als Mitbewerber auftrat. Der Fracht- und Reiseverkehr auf den deutschen Postdampfern hat sich seitdem in so zufriedenstellender Weise entwickelt, daß eine Umwandlung des vierwöchentlichen Dienstes in einen 14tägigen im Jahre 1900

vor sich ging, und zwar wird er abwechselnd vom „Norddeutschen Lloyd" und der „Hamburg-Amerika-Linie" versehen.

Von San Francisco aus wurde 1867 eine vierwöchentliche Postdampferverbindung unter der Flagge der Vereinigten Staaten nach Japan und China eingerichtet. Jetzt fahren die amerikanischen Postdampfer im Durchschnitt etwa alle zehn Tage, haben aber seit 1891 einen großen Teil ihres Passagierverkehrs an die von der „Canadian Pacific Railway Company" mit drei schnellfahrenden Dampfern betriebene Linie Hongkong—Shanghai—Yokohama—Vancouver verloren. Die mit den canadischen Dampfern über Amerika beförderten Posten von Shanghai erreichen London oft ebenso schnell wie solche, die mit gleichzeitig abgehenden Postdampfern über Suez befördert werden.

Neben diesen staatlich subventionierten Postdampferlinien, zu denen auch der vierwöchentliche Dienst des „Österreichischen Lloyd" gehört, bestehen noch verschiedene mehr oder minder regelmäßige Dampferverbindungen zwischen Shanghai und europäischen Häfen sowie New-York und Suez, die im wesentlichen allein für den Frachtverkehr in Betracht kommen. Die älteste und auch bei weitem bedeutendste ist die seit 1866 bestehende „Ocean Steamship Line", mehr nach dem blauen Anstrich der Schornsteine ihrer Dampfer als „Blue Funnel Boats" bekannt. Andere englische Linien sind die „Glen" und „Shire" genannten Linien, die Linie der „China Shippers Mutual S. S. Co." usw.

Von den deutschen Linien waren außer dem „Norddeutschen Lloyd" bis vor einigen Jahren zwei Gesellschaften an dem Passagier- und namentlich auch dem Frachtverkehr zwischen Deutschland und dem fernen Osten beteiligt, nämlich die „Deutsche Dampfschiffsrhederei" in Hamburg und die Rickmersschen Dampfer von Bremen. Die Schiffe dieser Gesellschaften sind aber seither in den mächtigen Flotten des „Norddeutschen Lloyd" und der „Hamburg-Amerika-Linie" aufgegangen. Diese Gesellschaft hat namentlich ihre Fahrten nach China sehr vermehrt; sie wird voraussichtlich unter der Leitung ihres gegenwärtigen genialen General-Direktors Ballin bald noch weit mehr in den Vordergrund des Verkehrs mit China treten.

Einen ganz erheblichen Wandel haben die Verhältnisse der chinesischen Küstenschiffahrt im Laufe der letzten drei Jahrzehnte erfahren. Das Segelschiff, das selbst noch in den siebziger Jahren ein nicht unbedeutender Faktor in der Warenbeförderung war, ist heute ein verhältnismäßig selten gesehener Gast in jenen Gewässern. Wenn man in irgend einem großen Welthafen das allmähliche Verschwinden der Segelschiffe beobachten kann, so ist das in Shanghai der Fall. Denn Shanghai, die große Handelsmetropole Ostasiens mit einem jährlichen Verkehr von fast 9 Millionen Register-Tonnen (Ein- und Ausklarierungen) darf mit zu den größten Welthäfen gerechnet werden.

Kaum drei Jahrzehnte sind es her, daß dieser Hafen noch einen Mastenwald von Segelschiffen aufwies und heute starren uns nur die prosaischen,

buntfarbigen Schornsteine der zahlreichen Dampfer entgegen. Im Jahre 1899 belief sich bespielsweise die Zahl der Ein- und Ausklarierungen fremder Segelschiffe in Shanghai auf kaum 150000 Register-Tonnen. Von dieser Zahl dürfte aber kaum ein Zehntel auf die Küstenschiffahrt entfallen. Der Rest gehört größeren Fahrzeugen an, die meist amerikanisches Petroleum als Ladung führen. Es ist fraglich, ob die Zahl der heute an der chinesischen Küste im regelmäßigen Küstenverkehr verwendeten fremden Segler auch nur noch ein Dutzend beträgt. Und es waren gerade die Schiffe unter deutscher Flagge, die vormals jenen Küstenverkehr in überwiegend großer Anzahl vermittelten.

In der von der chinesischen Seezollbehörde veröffentlichten Statistik ist die Zahl der in den Vertragshäfen 1899 ein- und ausgelaufenen Segelschiffe allerdings noch mit über 12000 gegen 5000 vor einem Jahrzehnt, und mit einem Gesamtgehalt von fast 1½ bezw. 1 Million Register-Tonnen angegeben. Aber sie sind heute fast ausschließlich chinesische Fahrzeuge, wie man behaupten möchte. So hatten z. B. die in den Yangtsehäfen ein- und ausklarierten Segler, Dschunken, die sich aber unter die Kontrolle der Seezollverwaltung gestellt haben, im genannten Jahre zusammen schon einen Gehalt von nicht weniger als 1120000 Register-Tonnen. Die in den Vertragshäfen 1899 eingelaufenen deutschen Segelschiffe trugen überhaupt zusammen nur 15000 Tonnen zur Gesamtziffer bei.

Wie stark sich die deutsche Flagge gegen Ende der sechziger Jahre an dem Schiffsverkehr Chinas beteiligt hat, geht u. a. daraus hervor, daß 1869 etwa 10% des Tonnengehaltes aller fremden Schiffe in den Vertragshäfen deutsch waren, ein Prozentsatz, der seitdem niemals wieder erreicht worden ist. Die französische Kriegsflotte unterbrach 1870 die Thätigkeit unserer Schiffe fast gänzlich, und in den folgenden Jahren führten die in China thätigen deutschen Konsuln in ihren Handelsberichten lebhafte Klage darüber, daß britische, amerikanische und chinesische Dampfer den Verkehr mehr und mehr an sich rissen. Segelschiffe entsprachen nicht mehr den Anforderungen der Zeit, und die deutschen Rheder versäumten den günstigen Zeitpunkt, mit den Dampfern der anderen Nationen in Wettbewerb zu treten.

So war es denn gekommen, daß sich damals drei mächtige Gesellschaften gebildet hatten, die die Küstenschiffahrt mehr und mehr völlig an sich rissen. Es waren die „China Merchants Steam Navigation Co.“ und die als „China Navigation Co.“ und „Indo-China Steam Navigation Co.“ bekannten Linien. Für uns Deutsche ist das Schicksal der erstgenannten Gesellschaft insofern besonders interessant, als wir uns aus diesem Unternehmen ein Urteil über die Fähigkeit der Chinesen, als seefahrende Nation aufzutreten, bilden können. Das Resultat ist für die Zopfträger allerdings kein allzu erfreuliches gewesen.

Zu Anfang der sechziger Jahre, als noch die Taiping-Rebellion im

Yangtsethale tobte, stellte die in Shanghai und anderen Vertragshäfen ansässige amerikanische Firma Russel & Co. auf dem Yangtse mehrere in Amerika gebaute Raddampfer ein. Auch entstanden zwischen Shanghai und den nördlichen Häfen sowie nach Japan hinunter andere Dampferverbindungen. Wie allen Neuerungen, so traten die Chinesen d. h. die maßgebenden Kreise der Mandarine auch ihr feindlich entgegen.

Daß die Schiffe der Ausländer hinsichtlich der Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung den unbeholfenen und wenig seetüchtigen Dschunken gegenüber große Vorteile boten, entging der chinesischen Bevölkerung keineswegs. Sie machte daher von den neuen Beförderungsmitteln für den Fracht- wie Reiseverkehr sehr ausgiebigen Gebrauch, so daß die Unternehmer in jener Zeit bedeutende Gewinne erzielten, ungeachtet aller Gegenbemühungen der Mandarine, die wiederholt chinesischen Kaufleuten verboten, auf europäischen Schiffen Waren zu verfrachten und durch Proklamationen das Publikum vor Reisen mittels der gefährlichen (!) Dampfschiffe warnten.

Schließlich sahen sich die chinesischen Behörden genötigt, damit nicht der größte Teil des Küstenverkehrs den Europäern in die Hände falle, auch ihrerseits zu der verhaßten Neuerung überzugehen und zur Gründung einer chinesischen Dampfschiffahrtsgesellschaft die Hand zu bieten. Sie bildete sich zu Anfang der siebziger Jahre unter dem heute der Kürze halber als „China Merchants Co.“ bekannten Namen.

Außer den auf dem Yangtse eingestellten amerikanischen Raddampfern wurden von ihr noch mehrere andere englische Küstendampfer angekauft und mit ihnen die Schiffahrt zwischen den Vertragshäfen, namentlich denen des Nordens betrieben. Es lag auch in der Absicht der Gründer des Unternehmens, an deren Spitze Li Hung Tschang stand, ihre Fahrzeuge zu derselben Zeit zur Ausbildung von Kadetten zu benutzen, die sowohl in der Navigation wie im Maschinenwesen ausgebildet werden sollten, um nach vollendeter Lehrzeit als Kapitäne und Steuerleute oder als Maschinisten auf den Dampfern zu fahren.

Dazu ist es allerdings noch heute nicht gekommen, ja, es ist überhaupt nie ein Anfang damit gemacht worden. Die Kapitäne, Offiziere und Maschinisten auf den etwa dreißig, meist in England gebauten Dampfern der Gesellschaft sind Europäer, fast durchweg Engländer, dann Amerikaner und Norweger; das deutsche Element ist kaum vertreten. Dies erklärt sich daraus, daß der „Superintendent“ der Gesellschaft, der alle Stellen auf den Schiffen zu vergeben hat, ein Brite ist und als solcher seinen Landsleuten natürlich den Vorzug giebt. Der Verwaltungskörper besteht dagegen aus Chinesen.

Es ist bezeichnend, daß Li Hung Tschang, der die Kriegsflotte ausschließlich unter den Befehl von chinesischen Kommandanten und Offizieren

gestellt hat, die Handelsflotte, deren Schöpfer und oberster Leiter er gleichfalls war, nicht seinen Landsleuten anzuvertrauen wagte.

Wie es mit den finanziellen Ergebnissen des Unternehmens aussieht, läßt sich bei der eigenartigen Verwaltungsweise der Chinesen schwer sagen. Nominell hat die Gesellschaft ihren Aktieninhabern, die wohl sämtlich Mandarine, zum großen Teile allerdings nur Titularbeamte sind, jährlich eine Dividende von 10 % gezahlt.

Das ursprüngliche Ziel, die europäischen Schiffe von der chinesischen Küstenschiffahrt zu verdrängen, ist trotz aller Begünstigung der heimischen Schiffe seitens der Behörden nicht erreicht worden, und die Gesellschaft ist zufrieden, einen angemessenen Anteil am Verkehr zu haben. Auch ist sie auf ein freundliches Einvernehmen mit den fremden Dampfschiffahrtsgesellschaften bedacht. Die Dampfer der „China Merchants" fuhren während der letzten zwei Jahrzehnte zu zwei verschiedenen Malen eine Zeit lang, jedesmal etwa ein Jahr lang, unter fremder Flagge. Das erste Mal geschah dies während der chinesisch-französischen Wirren von 1884—1885; das amerikanische Haus „Russel & Co." hatte die Schiffe nominell angekauft. Während des chinesisch-japanischen Krieges von 1894—1895 fuhren die Dampfer unter deutscher Flagge; sie waren dem Namen nach Eigentum der Firmen Carlowitz & Co. und Mandl & Co. Doch verblieben sie unter dem Kommando der alten Kapitäne usw.

Von anderen Gesellschaften waren, wie bereits erwähnt ist, bis zum Jahre 1900 an dem Küsten- und Yangtseverkehr besonders beteiligt die „China Navigation Company" (Butterfield & Swire) und die „Indo-China Steam Navigation Company" (Jardine, Matheson & Co.).

Die zuerst genannte Gesellschaft beteiligt sich mit etwa siebzig Dampfern namentlich stark am Küstenhandel. Sie ist, so zu sagen, ein Zweigunternehmen der großen „Ocean S. S. Line" (Blue Funnel), deren Rheder in London und Liverpool sitzen und die Aktien unter eine verhältnismäßig sehr kleine Anzahl von Kapitalisten verteilt haben. Daher erscheint auch nie ein Jahresbericht in der Öffentlichkeit, aus dem man etwas näheres über den geschäftlichen Erfolg des Unternehmens erfahren könnte. Daß er aber glänzend sein muß, geht schon daraus hervor, daß die Gesellschaft ihre Flotte alljährlich vergrößert.

Der dritte im Bunde — denn diese drei Gesellschaften bilden einen „Ring" — ist die „Indo-China Steam Navigation Co." Auch sie hat ihren Sitz in London und erstattet ihren Aktieninhabern regelmäßig einen Jahresbericht. Ihre Flotte zählt gegen dreißig Fahrzeuge, die auf denselben Routen verkehren, wie die Schiffe der ersten Gesellschaften. Eine Zeit lang fiel die Dividende der gewöhnlich als „Jardine, Matheson & Co." bekannten Gesellschaft ziemlich dürftig aus, doch scheinen sich in den letzten Jahren die Verhältnisse gebessert zu haben; es wurden 6 bis 7 % gezahlt.

In den Küstenverkehr griffen japanische Schiffe, die sich heute eines

großen Teiles der Küstenschiffahrt bemächtigt haben, erst vor 25 Jahren ein. Im Jahre 1874 zählte das Zollhausregister zu Shanghai nur **ein** japanisches Schiff auf, im folgenden Jahre aber bereits 47 Dampfer mit zusammen 49000 Reg.-Tonnen. Das war die Folge des Übergangs der zwischen Shanghai und Yokohama verkehrenden Postdampfer der amerikanischen „Pacific Mail Steamship Co." auf die japanische „Mitsu Bishi"-Gesellschaft, jetzt „Nippon Yusen Kaisha".

Diese staatlich subventionierte Gesellschaft unterhält mittels einer bedeutenden, gegenwärtig zum Teil noch unter europäischem Kommando stehenden Flotte zahlreiche Dampferverbindungen in den chinesisch-japanischen Gewässern, namentlich eine wöchentliche Linie Shanghai—Yokohama im Anschluß an die von diesem Hafen nach San Francisco fahrenden Postdampfer der amerikanischen „Pacific Mail" und englischen „Oriental and Occidental" Dampfschiffsgesellschaften, ferner aber auch regelmäßige Verbindungen zwischen Shanghai, Tschifu, Tientsin, koreanischen und japanischen Häfen, sowie nach Ostsibirien, meist nach Wladiwostock.

Wie steht es nun mit der deutschen Küstenschiffahrt? Etwa seit den letzten zwei Jahrzehnten sind an der chinesischen Küste eine Zahl von Dampfern beschäftigt gewesen, doch konnte nur bei den Dampfern einer Gesellschaft von regelmäßigen Fahrten die Rede sein, und zwar bei der „Chinesischen Küstenfahrt-Gesellschaft, Hamburg". Sie hatte ursprünglich vier Dampfer, vermehrte aber diese Zahl in jüngster Zeit durch die Übernahme einiger weiterer Schiffe. Der Rest der Fahrzeuge war in sogenannter „wilder Fahrt" eingestellt; ihre Zahl belief sich zu Zeiten auf vierzig und mehr, sie waren vielfach mit Kohlenbeförderung zwischen China und Japan beschäftigt. Die „Chinesische Küstenfahrt-Gesellschaft" fuhr gewöhnlich zwischen Shanghai und Hongkong-Canton.

Die Zahlen für den Gesamttonnengehalt dieser an der Küstenschiffahrt beteiligten deutschen Dampfer waren von jeher nicht unbedeutenden Schwankungen unterworfen. Im Jahre 1888 waren es 1768 Dampfer von zusammen 940000 Tonnen, Ein- und Ausklarierungen. Zwei Jahre später finden wir 1340 Dampfer von zusammen etwas über 800000 Tonnen. Im Jahre 1897 waren es gar nur noch 870 Dampfer von zusammen 770000 Tonnen, 1899 wiederum 1250 Dampfer von 930000 Tonnen, standen also noch immer unter dem „Hochflutzeichen" des Jahres 1888.

Diese Zahl wird allerdings schon im Jahre 1900 eine recht namhafte Steigerung aufweisen und zwar weil seitdem die deutsche Küstenschiffahrt in den ostasiatischen Gewässern eine bedeutende Umwandlung erfahren hat. Zu diesem freudigen Resultat haben aber vor allem zwei mächtige Faktoren beigetragen, nämlich unsere Besitzergreifung von Kiautschou, und der damit in enger Verbindung stehende lange Besuch des einzigen Bruders unseres hochherzigen Kaisers, Sr. K. H. des Prinzen Heinrich von Preußen, in Ostasien.

buntfarbigen Schornsteine der zahlreichen Dampfer entgegen. Im Jahre 1899 belief sich bespielsweise die Zahl der Ein- und Ausklarierungen fremder Segelschiffe in Shanghai auf kaum 150000 Register-Tonnen. Von dieser Zahl dürfte aber kaum ein Zehntel auf die Küstenschiffahrt entfallen. Der Rest gehört größeren Fahrzeugen an, die meist amerikanisches Petroleum als Ladung führen. Es ist fraglich, ob die Zahl der heute an der chinesischen Küste im regelmäßigen Küstenverkehr verwendeten fremden Segler auch nur noch ein Dutzend beträgt. Und es waren gerade die Schiffe unter deutscher Flagge, die vormals jenen Küstenverkehr in überwiegend großer Anzahl vermittelten.

In der von der chinesischen Seezollbehörde veröffentlichten Statistik ist die Zahl der in den Vertragshäfen 1899 ein- und ausgelaufenen Segelschiffe allerdings noch mit über 12000 gegen 5000 vor einem Jahrzehnt, und mit einem Gesamtgehalt von fast $1\frac{1}{2}$ bezw. 1 Million Register-Tonnen angegeben. Aber sie sind heute fast ausschließlich chinesische Fahrzeuge, wie man behaupten möchte. So hatten z. B. die in den Yangtsehäfen ein- und ausklarierten Segler, Dschunken, die sich aber unter die Kontrolle der Seezollverwaltung gestellt haben, im genannten Jahre zusammen schon einen Gehalt von nicht weniger als 1120000 Register-Tonnen. Die in den Vertragshäfen 1899 eingelaufenen deutschen Segelschiffe trugen überhaupt zusammen nur 15000 Tonnen zur Gesamtziffer bei.

Wie stark sich die deutsche Flagge gegen Ende der sechziger Jahre an dem Schiffsverkehr Chinas beteiligt hat, geht u. a. daraus hervor, daß 1869 etwa 10% des Tonnengehaltes aller fremden Schiffe in den Vertragshäfen deutsch waren, ein Prozentsatz, der seitdem niemals wieder erreicht worden ist. Die französische Kriegsflotte unterbrach 1870 die Thätigkeit unserer Schiffe fast gänzlich, und in den folgenden Jahren führten die in China thätigen deutschen Konsuln in ihren Handelsberichten lebhafte Klage darüber, daß britische, amerikanische und chinesische Dampfer den Verkehr mehr und mehr an sich rissen. Segelschiffe entsprachen nicht mehr den Anforderungen der Zeit, und die deutschen Rheder versäumten den günstigen Zeitpunkt, mit den Dampfern der anderen Nationen in Wettbewerb zu treten.

So war es denn gekommen, daß sich damals drei mächtige Gesellschaften gebildet hatten, die die Küstenschiffahrt mehr und mehr völlig an sich rissen. Es waren die „China Merchants Steam Navigation Co.“ und die als „China Navigation Co.“ und „Indo-China Steam Navigation Co.“ bekannten Linien. Für uns Deutsche ist das Schicksal der erstgenannten Gesellschaft insofern besonders interessant, als wir uns aus diesem Unternehmen ein Urteil über die Fähigkeit der Chinesen, als seefahrende Nation aufzutreten, bilden können. Das Resultat ist für die Zopfträger allerdings kein allzu erfreuliches gewesen.

Zu Anfang der sechziger Jahre, als noch die Taiping-Rebellion im

Yangtsethale tobte, stellte die in Shanghai und anderen Vertragshäfen ansässige amerikanische Firma Russel & Co. auf dem Yangtse mehrere in Amerika gebaute Raddampfer ein. Auch entstanden zwischen Shanghai und den nördlichen Häfen sowie nach Japan hinunter andere Dampferverbindungen. Wie allen Neuerungen, so traten die Chinesen d. h. die maßgebenden Kreise der Mandarine auch ihr feindlich entgegen.

Daß die Schiffe der Ausländer hinsichtlich der Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung den unbeholfenen und wenig seetüchtigen Dschunken gegenüber große Vorteile boten, entging der chinesischen Bevölkerung keineswegs. Sie machte daher von den neuen Beförderungsmitteln für den Fracht- wie Reiseverkehr sehr ausgiebigen Gebrauch, so daß die Unternehmer in jener Zeit bedeutende Gewinne erzielten, ungeachtet aller Gegenbemühungen der Mandarine, die wiederholt chinesischen Kaufleuten verboten, auf europäischen Schiffen Waren zu verfrachten und durch Proklamationen das Publikum vor Reisen mittels der gefährlichen (!) Dampfschiffe warnten.

Schließlich sahen sich die chinesischen Behörden genötigt, damit nicht der größte Teil des Küstenverkehrs den Europäern in die Hände falle, auch ihrerseits zu der verhaßten Neuerung überzugehen und zur Gründung einer chinesischen Dampfschiffahrtsgesellschaft die Hand zu bieten. Sie bildete sich zu Anfang der siebziger Jahre unter dem heute der Kürze halber als „China Merchants Co." bekannten Namen.

Außer den auf dem Yangtse eingestellten amerikanischen Raddampfern wurden von ihr noch mehrere andere englische Küstendampfer angekauft und mit ihnen die Schiffahrt zwischen den Vertragshäfen, namentlich denen des Nordens betrieben. Es lag auch in der Absicht der Gründer des Unternehmens, an deren Spitze Li Hung Tschang stand, ihre Fahrzeuge zu derselben Zeit zur Ausbildung von Kadetten zu benutzen, die sowohl in der Navigation wie im Maschinenwesen ausgebildet werden sollten, um nach vollendeter Lehrzeit als Kapitäne und Steuerleute oder als Maschinisten auf den Dampfern zu fahren.

Dazu ist es allerdings noch heute nicht gekommen, ja, es ist überhaupt nie ein Anfang damit gemacht worden. Die Kapitäne, Offiziere und Maschinisten auf den etwa dreißig, meist in England gebauten Dampfern der Gesellschaft sind Europäer, fast durchweg Engländer, dann Amerikaner und Norweger; das deutsche Element ist kaum vertreten. Dies erklärt sich daraus, daß der „Superintendent" der Gesellschaft, der alle Stellen auf den Schiffen zu vergeben hat, ein Brite ist und als solcher seinen Landsleuten natürlich den Vorzug giebt. Der Verwaltungskörper besteht dagegen aus Chinesen.

Es ist bezeichnend, daß Li Hung Tschang, der die Kriegsflotte ausschließlich unter den Befehl von chinesischen Kommandanten und Offizieren

Tonnen aufweist, die chinesische Flagge allerdings der deutschen mit etwa 100000 Tonnen nachsteht. Allem Anscheine nach findet mithin die „China Merchants“-Linie hinreichende Beschäftigung für ihre Dampfer in Nord- und Mittelchina.

Die im Jahre 1900 seitens des „Norddeutschen Lloyd“ erfolgte Übernahme zweier großer Küstendampfergesellschaften, der „Scottish Oriental Steamship Company“ und der „East-Indian Ocean S. S. Co.“ mit zusammen 24 Schiffen dürfte die Schiffahrt an der chinesischen Küste nicht wesentlich beeinflussen, da sie fast ausschließlich in den südlichen Häfen Ostasiens, meist von Hongkong nach Siam und von Singapore nach Sumatra, Java usw. verkehren.

Dabei dürfen wir allerdings nicht außer Acht lassen, daß durch die Übernahme dieser beiden Linien, die noch durch eine Anzahl von Neubauten verstärkt worden sind, die deutsche Flagge den Verkehr zwischen den erwähnten Häfen jenes wichtigen Gebietes so ziemlich beherrscht, und daß dadurch ein engerer Anschluß an die Reichspostdampfer geschaffen worden ist. Der deutsche Handel hat sich dadurch neue wichtige Vorbedingungen zu weiterer Entfaltung gesichert. Die beiden, früher englischen Gesellschaften sind heute unter dem Namen der „Indisch-Chinesischen Linie“ bekannt.

In Anbetracht der bisher wenig befriedigenden Lage unserer Küstenschiffahrt in Chinas Gewässern muß die Nachricht, daß der ostasiatische Dienst der „Hamburg-Amerika-Linie“ dadurch eine Erweiterung erfahren hat, daß die bisher von der Firma Diederichsen, Jebsen & Co. betriebene Postdampferverbindung zwischen Shanghai, Kiautschou, Tschifu und Tientsin von der „Hamburg-Amerika-Linie“ übernommen worden ist, mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden.

Von bedeutender Wichtigkeit ist ferner die Meldung, derzufolge diese Gesellschaft auch regelmäßige Fahrten zwischen Shanghai, Hongkong und Canton eingerichtet hat. Zu diesem Zwecke sind einige Dampfer der früheren „Chinesischen Küstenfahrt-Gesellschaft“ in ihren Besitz übergegangen. Auch sind die Rickmersschen Dampfer, von denen zwei auf dem Yangtse, zwei andere aber auf der Überseefahrt eingestellt sind, das Eigentum der „Hamburg-Amerika-Linie“ geworden.

Das bedeutet einen großen Fortschritt, da hiermit der Anfang gemacht worden ist, die an der chinesischen Küste unter verschiedenen Rhederflaggen fahrenden Dampfer — es sind deren über vierzig — unter ein „Scepter“ zu bringen. Denn der Niedergang unserer Küstenschiffahrt ist fast einzig und allein darauf zurückzuführen, daß die Rhedereien, anstatt sich zu einem Ganzen zu vereinigen und „mit vereinten Kräften“ sich an der Warenbeförderung zu beteiligen, ihre Schiffe in sogenannter „wilder Fahrt“, sei es im Monatscharter, sei es für einzelne Fahrten, bald hierhin, bald dorthin sandten.

Infolge der stetig fortschreitenden Zunahme der Flotten der drei großen, vorher genannten Küstenfahrtgesellschaften und der damit in engster Verbindung stehenden stetigen Ausdehnung ihrer regelmäßigen Fahrten wurde die Nachfrage nach Dampfern im Monatscharter, der überhaupt nur wenig Gewinn abwarf, ungemein geschwächt. Auch fehlten den deutschen Dampfern meist die günstigen Lösch- und Ladegelegenheiten, die sich die regelmäßigen Dampferlinien durch Anlegung von Kais, Errichtung von Lagerhäusern u. dergl. m. gesichert hatten. Schließlich war die Bauart der deutschen Küstenfahrer mit ganz wenigen Ausnahmen für die dortigen Verhältnisse nicht besonders geeignet, während die Schiffe der anderen Gesellschaften den Anforderungen der Neuzeit entsprachen, die man an einen an jenen Küsten eingestellten Dampfer billigerweise stellen muß.

Ist es nun einerseits erfreulich, zu erfahren, daß ein nennenswerter Teil unserer Küstendampfer in die Hände einer so mustergültigen Schiffahrtsgesellschaft, wie die „Hamburg-Amerika-Linie" eine ist, übergegangen ist, so bleibt doch gar manches noch gut zu machen, da die deutschen Rheder lange verabsäumt hatten, die veraltete Segelschiffahrt an der chinesischen Küste zeitig durch geeignete Dampfer zu ersetzen.

Es wird nicht allein schwer halten, das verloren gegangene Terrain, das jetzt zu drei Vierteilen englische Rheder inne haben, wieder zu gewinnen, sondern deutsche Schiffe sind auch noch insofern im großen Nachteile, als sie sich in den verschiedenen Häfen nicht ihrer eigenen Anlegekais bezw. Pontons sowie mit ihnen verbundener Lagerhäuser versichert haben. Das hierfür sich am besten eignende Uferland ist längst in den Besitz der regelmäßigen Küstenschiffahrts-Gesellschaften und Aktienunternehmungen übergegangen.

Wie läßt sich nun das Versäumte nachholen? Und liegt überhaupt eine Möglichkeit dafür vor, daß unsere Schiffahrt an der chinesischen Küste die ihr zukommende, geachtete Stellung bald wieder einnehmen wird? Seien wir immer wieder des eingedenk, daß die deutschen Handelsinteressen im fernen Osten gegenwärtig nur von denen Großbritanniens überflügelt werden, wir aber an der Gesamtschiffahrt Chinas im Jahre 1899 nur mit 5% beteiligt waren.

Unseres Erachtens eröffnet sich uns nur ein Ausweg, um mit einem Schlage — und darauf kommt es mit Rücksicht auf die ganz unheimlich schnell anwachsende Küstenflotte der „China Navigation Co." mit ihren bereits 70 Dampfern vornehmlich an — der deutschen Flagge die ihr gebührende Stellung zu sichern, und dieser besteht darin, daß wir die Flotte der bereits eingehend erwähnten „China Merchants Steam Navigation Co." ankaufen. Dies ganze Unternehmen steht in Wirklichkeit auf „thönernen Füßen", und wir zweifeln nicht daran, daß die Aktieninhaber, wohl ausnahmslos Mandarine, eine sich ihnen darbietende günstige Verkaufsgelegenheit bereitwilligst annehmen würden, um sich so in ehrenhafter Weise eines geschäftlichen Unternehmens

zu entledigen, das ihnen weder je irgend welchen namhaften Nutzen, viel weniger aber noch die von ihnen ursprünglich angestrebte Ehre gebracht hat.

Durch den Ankauf der Flotte der „China Merchants“ würden wir nicht nur in den Besitz der etwa dreißig, zum großen Theil äußerst praktisch gebauten Dampfer gelangen, sondern mit diesem Ankauf wäre auch die Übernahme sämtlicher ausgedehnter Kais, Anlegepontons, Speicher u. dergl. m. der Gesellschaft verbunden. Wir wären demnach in der Lage, den Mitbewerb an der Küstenschiffahrt einschließlich der des Yangtse unter gleichen Bedingungen aufzunehmen.

Dadurch, daß ein großer Teil der zur Zeit von den „China Merchants“ beschäftigten eingeborenen Angestellten, sowie zum Teil auch ihre Agenten weiter im Dienste der neuen Eigentümer verblieben, würden wir uns auch zugleich jene wertvollen, bereits bestehenden Verbindungen sichern, die unter deutscher Leitung uns schon in naher Zukunft den geachteteten Platz verschaffen müßten, der der deutschen Flagge an der chinesischen Küste unzweifelhaft zukommt.

Es bleibt uns nur noch übrig, ziffermäßig darzustellen, welchen Anteil die wichtigsten Handelsnationen an der Warenbeförderung zwischen den chinesischen Vertragshäfen, soweit die veröffentlichte Statistik reicht (1899) genommen haben.

Aus der folgenden Tabelle ersehen wir, daß der Löwenanteil natürlich auf England fällt. Von 39 Millionen Tonnen kamen 23 Millionen auf seine Flagge (= 59% aller ein- und ausgelaufenen Schiffe). Großbritanniens Küstenschiffahrt war 1899 bereits größer als sein gesamter fremder und Küstenverkehr im Jahre 1890. Eine ganz außerordentliche Zunahme weist, wie schon früher angedeutet ist, Japan auf. Seine Ein- und Ausklarierungen sind im letzten Jahrzehnt von 1/2 Million auf fast 3 Millionen Tonnen gestiegen; es steht heute, wenn wir China unberücksichtigt lassen, an zweiter Stelle in der Schiffahrtstabelle (= 7%).

Dann kommt Deutschland mit über 1 3/4 Millionen Tonnen, ein Mehr von nur 1/2 Million gegenüber dem Jahre 1890. Die Küstenschiffahrt weist eine Zunahme von kaum 120000 Tonnen auf. Frankreich ist mit etwas über 600000 Tonnen ein „schlechter Vierter“; seine Küstenschiffahrk, die sich auf den ganz im Süden gelegenen Vertragshafen Pakhoi beschränkt, ist unbedeutend. Einen ganz bemerkenswerten Aufschwung zeigt Norwegen, das 1890 mit nur 23000 Tonnen in der Statistik erschien; 1899 war diese Zahl bereits auf fast 1/2 Million Tonnen angewachsen (= 1%).

Die nicht unbedeutende Erweiterung unter der russischen Flagge erklärt sich daraus, daß die „Chinesische Osteisenbahn-Gesellschaft“, die bekanntlich die sogenannte südmandschuische Bahn, — Port Arthur—Mukden mit Anschluß an die transsibirische Eisenbahn baut, mehrere Dampfer in die Küstenfahrt eingestellt hat. Die Schiffe laufen meist von Shanghai über Tschifu nach

Port Arthur, Korea und Ostsibirien. — Die einzige andere Flagge von einiger Bedeutung ist die amerikanische, die mit etwas über 300 000 Tonnen der Rußlands um 50 000 Tonnen nachsteht.

Die Ein- und Ausklarierungen verteilten sich 1899 und 1890 unter die verschiedenen Flaggen folgendermaßen:

Flagge.	Fremder und Küstenhandel. Gesamt-Tonnengehalt 1899:	1890:	Küstenhandel. Gesamt-Tonnengehalt 1899:	1890:
Britisch	23 338 230	16 087 895	16 620 930	12 080 400
Japanisch	2 839 741	505 181	1 411 748	72 386
Deutsch	1 854 246	1 343 964	928 420	810 821
Französisch	613 191	239 700	109 796	9 012
Norwegisch	439 718	23 272	219 205	5 696
Russisch	361 501	87 609	176 700	28 601
Amerikanisch . . .	310 107	82 946	44 209	39 054
Portugiesisch . . .	45 521	—	1 751	—
Österreichisch . . .	41 950	24 729	3 366	24 729
Dänisch	24 470	116 695	19 492	38 525
Die übrigen Nationen*)	41 816	27 357	8 148	1 855
Chinesisch	9 349 247	6 334 956	8 733 880	5 904 957
Insgesamt:	39 259 738	24 874 304	28 277 645	19 016 036

Handelsgebräuche.

Der ausländische Kaufmann ist in China im Gegensatze zu der anderwärts häufig üblich gewordenen Teilung der Handelszweige gewöhnlich Geschäftsmann „für alles", also nicht ausgesprochen Importeur oder Exporteur, sondern jeder Kaufmann befaßt sich meist mit Einfuhr und Ausfuhr gleichzeitig. Er sucht, selbstverständlich nach der jeweiligen Marktlage, gemäß den Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit des Landes solche Waren umzusetzen, deren Umsatz ihm am meisten lohnend erscheint.

Der fremde Kaufmann im Lande der Mitte ist mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen Großhändler. Er liefert den chinesischen Händlern, die im Geschäfte mit den fremden Kaufleuten ebenfalls vielfach nur als Großhändler auftreten, das, was sie im voraus bedungen haben. Daraus folgt, daß der

*) Holländer, Spanier, Belgier, Italiener, Koreaner und Nichtvertragsmächte.

nicht chinesische dem chinesischen Kaufmanne das leisten muß, was dieser verlangt, daß also bei dem ostasiatischen Einfuhrgeschäfte nicht die europäische Leistungsfähigkeit, sondern die Anforderungen der Abnehmer den Ausschlag geben.

Diese Anforderungen haben sich im Laufe vieler Jahre seitens dort etablierter fremder Kaufleute zu gewissen Regeln für den Betrieb eines erfolgreichen Einfuhrhandels herausgebildet, die für den europäischen Lieferanten bestimmte Weisungen bezüglich des Preises, der Beschaffenheit und Güte, des Maßes und Gewichtes, der Aufmachung, Verpackung und Verschiffung der Ware darstellen. Beobachtet der Lieferant nicht diese Weisungen, glaubt er es besser zu wissen, als der Auftraggeber, oder ist er der Ansicht, für sein Absatzgebiet sei alles genügend, dann ist er dem ostasiatischen Handel nicht gewachsen. Er macht zunächst ein oder zwei Mal zu seinem und anderer Schaden üble Erfahrungen und dann schläft sicher die von ihm eingegangene Geschäftsverbindung ein.

China kann, wie ganz Ostasien, heute nicht mehr als ein Gebiet für große, schnelle Verdienste und Gewinne bei geringen Umsätzen bezeichnet werden. Was in letzter Zeit erreicht wurde und in absehbarer Zeit noch errungen werden kann, das liegt einzig und allein in dauernden, großen Verbindungen, im reellen Massengeschäft.

Infolge des in China im besonderen, und in Ostasien überhaupt aus allen Ländern der Welt zusammentreffenden Mitbewerbs, des sozusagen ruckweise sich abspielenden Geschäftsganges — wobei es sich ereignet, daß Warenvorräte oft während vieler Monate am Lager die Launen der Nachfrage abwarten — haben in Berücksichtigung der Einträglichkeit des Massenumsatzes maßgebende Länder, die den ostasiatischen Handel beherrschen (z. B. Deutschland für China und Japan) Ausnahmepreise zugestanden, die nur kleine und auf das äußerste begrenzte Gewinne abwerfen. Das Geschäft ergiebt gleichwohl einen größeren Umsatz; die Verkäufe erfolgen meist gegen bare Zahlung und der beteiligte Kaufmann findet dabei seine Rechnung. Auch kommen die ostasiatischen Aufträge häufig zu einer Zeit, zu der die Fabrikanten für den heimischen Bedarf wenig beschäftigt sind.

Wie erfolgen nun die Warenbestellungen für China?

Jedes dortige europäische Importhaus besitzt ein oder mehrere Musterzimmer, in denen für den kaufenden Chinesen die Handelsartikel in Mustern ausgestellt sind, die auf dem Einfuhrmarkte Geltung erlangt haben oder erlangen können. Diese Musterlager sind eine unbedingte Notwendigkeit für die kauflustigen Eingeborenen; Musterbücher und Preislisten allein haben für sie nur wenig praktischen Wert. Mustersendungen aus Europa, die überhaupt einen wirklichen oder größeren Wert darstellen, werden, wenn sie nicht im Interesse des Geschäfts verschenkt oder verbraucht worden sind, später so

gut wie möglich verkauft und nach Abzug der etwa darauf verwendeten Kosten in Rechnung gestellt.

In jedem europäischen Handelshause fällt dem chinesischen „Comprador" d. h. dem Mittelsmann eine wichtige Rolle zu; er ist die treibende Kraft für chinesische Geschäfte, indem er unter Oberaufsicht des europäischen Firmenvertreters den Verkauf und Einkauf der Ware vermittelt. Da wir diese Persönlichkeit im nächsten Aufsatze eingehendst schildern werden, so genügt es hier auf sie einfach hinzuweisen.

Erfolgt nun seitens eines chinesischen Käufers bei dem europäischen Kaufmanne in China entweder nach vorliegenden Mustern oder auf Grund



Eine Ladenfront.

schon erhaltener Waren die Bestellung einer Lieferung aus Europa, so geschieht dies entweder mittels eines bestimmten oder mittels bedingten Kontraktes. Im ersten Falle wird ausgesprochen, daß eine gewisse Ware zu einem festgesetzten Preise zu einem bestimmten Zeitpunkte sowohl zu liefern als auch von dem chinesischen Käufer abzunehmen und bei der Abnahme bar zu bezahlen ist. In dem bedingten Kontrakte heißt es, daß die Ware abzunehmen sei, wenn sie innerhalb einer festgesetzten Frist und genau nach Vorschrift und dem Muster entsprechend zu einem von dem Chinesen begrenzten Preise geliefert werden kann. Eine Anzahlung („bargain money") ist in gewissen Fällen üblich. Sie hängt wohl meist davon ab, ob der fremde Kaufmann volles Zutrauen in die Ehrlichkeit und Zahlungsfähigkeit seines Kunden setzt.

Findet der chinesische Käufer nach Eintreffen der Ware die Ausführung seines Auftrags in Ordnung, so bezahlt er den Kaufpreis entweder bar oder mit einem Accept einer dortigen europäischen Bank. Er erhält dafür eine Auslieferungsanweisung für die Ware und das Geschäft ist abgeschlossen. Der weitere Vertrieb der Artikel in den Küstenhäfen oder im Innern Chinas ist Sache des Käufers und der chinesischen Banken. Diese geben dem Händler und Agenten Vorschüsse gegen Verpfändung der Waren, die bei dem Verkaufe natürlich ausgelöst werden müssen.

Im Ausfuhrgeschäft Chinas fungieren für die wichtigsten Artikel z. B. Seide, Thee, Wolle, Felle, Häute usw., wie schon anderweitig berichtet ist, gewöhnlich chinesische Zwischenhändler, die die Landeserzeugnisse von den einzelnen Produzenten im Innern einkaufen, sie der Güte nach gleichmäßig sortieren, nach den Hafenstädten schaffen und dort entweder direkt oder mit Zuhülfenahme des Compradors dem Exporteur zum Kaufe anbieten.

War der Artikel nach bereits vorgelegten Mustern bestellt, so gelangt die Ware sogleich in das Lagerhaus, den sogenannten „godown",*) des fremden Kaufmannes; sonst ist die Einsendung und Annahme von Mustern Bedingung hierfür. Die in den Speicher vorläufig aufgenommene Ware wird hierauf von dem ausländischen Kaufmanne untersucht, ob sie den vorgelegten Mustern entspricht, und zwar Seide durch Ab- und Aufhaspeln einer gewissen Anzahl von Strängen, nach welchen Resultaten die Güte der ganzen eingelagerten Warenmenge beurteilt wird; Thee von eigens hierfür angestellten Theekostern, Chinesen wie auch Ausländern, gewöhnlich „Tschaaze" d. i. Theekenner genannt. Die fremden Exportfirmen, die den Thee auf den großen Theemärkten wie z. B. Hankau zum direkten Versande nach Europa einkaufen, haben ihre eigenen Theekoster, Ausländer, die den Thee auf seine Güte zu prüfen haben.

Andere Artikel werden durch genaues Vergleichen mit den Musterproben sowie durch Abwiegen untersucht. Fällt diese Prüfung gut aus, so wird die Ware bar oder durch eine Bankanweisung bezahlt; ist das nicht der Fall, so wird die Annahme verweigert. Kann hierbei mit dem Verkäufer keine Verständigung erzielt werden, so hat er die Ware aus dem Lagerhaus wieder zu entfernen, ebenso wie er einen etwa für schlecht erklärten Teil zurücknehmen muß.

Der in China am internationalen Handel beteiligte europäische Kaufmann, sei er nun im Einfuhr- oder Ausfuhrgeschäfte oder nach beiden Seiten hin thätig, arbeitet entweder auf eigene Rechnung oder als Kommissionär oder Agent für fremde Rechnung. Da der Geschäftsgang in China beim Import ein gleicher wie beim Export ist, so giebt die Schilderung des Verkehrsvorganges bei der Einfuhr ein genügend verständliches Bild. Das Ein-

*) Das Wort „godown" stammt mutmaßlich von dem Malayischen „go-dong", Speicher, ab.

fuhrgeschäft auf Rechnung des Bestellers in China wickelt sich nach der Verschiedenheit der unmittelbaren Bezugsquelle in Europa folgendermaßen ab:

Ist die Importfirma, wie dies bei vielen deutschen und englischen Häusern der Fall ist, gleichzeitig in China und in Europa etabliert, so sind die Aussichten besonders günstig, weil sowohl durch den Umstand, daß die einzelnen Geschäftsleiter ihre Thätigkeit wechselsweise bald hier, bald dort entfalten, das fachmännische Verständnis für die jeweilige Marktlage voll zur Geltung kommt, als auch, weil infolge der Wechselwirkung der Zweiggeschäfte in der Einfuhr- und Ausfuhrthätigkeit sowie der unmittelbaren Geschäftsabrechnung ein möglichst großer Gewinn bei möglichst geringen Verwaltungskosten erlangt werden kann.

Wenn ein in China etabliertes Importhaus in der Heimat keine eigene Vertretung hat, so erteilt diese Firma ihre Aufträge für Warenlieferung entweder einer ihr verantwortlichen, kaufmännischen Mittelsperson als ihrem Agenten, oder direkt dem Fabrikanten. In beiden Fällen, sei es nun, daß Ware von dem Agenten des Importeurs eingekauft wird, der sie in Bezug auf die gestellten Anforderungen, gute Verpackung usw. zu prüfen und rechtzeitig zu verschiffen hat, oder daß die Ware direkt vom Fabrikanten bezogen wird, der hierbei eigentlich auch nichts anderes als ein für die pünktliche Erfüllung des Auftrages verantwortlicher Agent ist, gewinnt nun die Frage Bedeutung: Wie wird die Finanzierung des Geschäftes in genügender Weise sicher gestellt, und was für eine Rolle spielt der Bankkredit dabei?

Unter einem bestätigten Bankkredit versteht man bekanntlich das Verfügungsrecht über einen Betrag bei einer Bank und zwar für Rechnung dessen, dem der Kredit von der betreffenden Bank gewährt wurde. Die Bank teilt dem Hause, dem der Kredit zur Verfügung gestellt wird, mit, daß sie bis zur Kredithöhe alle Tratten, die von den Beweisschriften über die Verschiffung begleitet sein müssen, bezahlen werde und zwar Tratten auf den vollen Fakturenwert oder einen bestimmten Prozentsatz desselben. Die Übergabe der Verschiffungsurkunden beweist das Vorhandensein der Ware und deren Versand. Der Versender bleibt auch für die Richtigkeit der Ware haftbar d. h. er bleibt dafür verantwortlich, daß die Ware, die er verrechnet, für die er den Wechsel gezogen und das Geld erhalten hat, auch vorhanden ist und dem erhaltenen Auftrage entspricht. Sobald die Bank die Dokumente in ihren Händen und Vorschuß darauf gegeben hat, ist ihr die Ware gewissermaßen verpfändet.

Solche Kredite kosten verhältnismäßig wenig. Der Gewinn der Bank liegt gewöhnlich schon im Kurse und in den Zinsen, die sie dem kreditnehmenden Hause berechnet z. B. 6% für das Jahr, vom Tage der Bezahlung der Tratte an bis zu dem Tage, an dem der Gegenwert wieder in Europa in den Händen der Bank ist. Die Banken, die den Geldverkehr mit Ostasien vermitteln, sind gewöhnlich dort und in Europa etabliert. Die

Verschiffungsurkunden über nach China verfrachtete Warensendungen werden daher am besten direkt an die europäische Firma der Bank, die den Kredit bestätigt hat, eingeschickt. Diese sendet dann eine Bankanweisung in der Höhe der Faktura zurück. (Siehe Seite 661.)

Bei großen, regelmäßigen Geschäften werden solche Bankkredite von auswärts dem Fabrikanten, der die Warensendung selbst besorgt, direkt gegeben oder er arbeitet in ähnlicher Weise auf Grund seines eigenen Kredites. Weil es aber zu weit führen würde, jedem Lieferanten oder Fabrikanten für kleinere Beträge einen Kredit zu eröffnen, so wird in der Regel das Zweighaus, der kaufmännische Vertreter oder Agent der Firma mit der Ausnützung des Kredites betraut.

Der Agent, der Einkauf, Versand und Regelung der Fakturen besorgt, bezieht hierfür meist eine Kommissionsgebühr von 1 ½ bis 2 %. Für die Regelung allein d. h. für die bloße Bezahlung der Ware mit dem Kredit oder dem Gelde des von ihm vertretenen Hauses erhält er weniger. Auch giebt es Stapelartikel, die eine Kommission von 1 ½ % nicht vertragen können und die darum einen geringeren Kommissionssatz bedingen. Die Bezahlung der Fakturen durch die Agenten erfolgt nach Übereinkommen mit den Warenlieferanten, gewöhnlich aber, nachdem die Waren verladen und die Urkunden darüber in des Agenten Besitz gelangt sind.

Das Kreditgeschäft im Warenverkehr nach Ostasien gewährt möglichst große Sicherheit für alle Teilnehmer. Wer die Verschiffungsdokumente besitzt, ist gleichsam Eigentümer der Waren. Bei ihrer Ankunft am Bestimmungsorte benachrichtigt die Bank den bezugsberechtigten Kaufmann. Dieser erfreut sich draußen gewöhnlich solchen Kredits, daß er ohne weiteres gegen Notierung des die Ware belastenden Betrages in seinem Bankkonto die Verschiffungsurkunden und die Sendung ausgefolgt erhält. Die Kreditgewährung der Banken gegen 6 bis 8%ige Verzinsung im Jahre geht in China so weit, daß diese Institute selbst schwankenden Firmen, wenn nur auf Besserung zu hoffen ist, in so hilfreicher Weise entgegenkommen, wie dies in Europa nicht immer der Fall sein kann.

Bei Einfuhrwaren auf Konsignation verbleibt der Entsender, oft der Fabrikant selbst, bis zu dem durch den Importeur in China vollzogenen Verkauf Eigentümer der Ware, und der Verkauf geschieht auf seine Rechnung. Alle auf der Ware haftenden Spesen fallen dem Entsender zur Last und werden, so weit sie dem Importeur erwachsen sind, nach erfolgtem Verkaufe der Ware in der Verkaufsrechnung als Abzüge und Erlöse behandelt. Es sind dies namentlich Leichter- und Kulimiete, Verzollung, Lagermiete und Feuerversicherung, deren Sätze ganz von dem örtlichen Brauch abhängen.

Die Kommission für den Verkäufer festzustellen, ist fast ganz unmöglich, da ihre Höhe sich zunächst nach der bezüglichen Ware selbst richtet. Es giebt Artikel, die dem Agenten viele Mühe verursachen und doch keinen

großen Umsatz bringen, anderseits auch solche, die, wenn sie einmal eingeführt sind, große und leicht durchzuführende Geschäfte im Gefolge haben.

Bei solchen Konsignationsgeschäften kommt es gleichfalls mitunter vor, daß der Kommissionär oder Agent in China dem Entsender der Ware durch Bankvermittelung einen Vorschuß giebt, der sich ganz nach der Gangbarkeit des Artikels richtet und häufig 50 bis 80 % des Wertes beträgt. Hierbei bleibt aber der Warenentsender für etwaigen Mindererlös haftbar und hat den Unterschied zu ersetzen. Bei Konsignationen von neuen Artikeln werden Vorschüsse wohl nur selten oder nur in geringen Beträgen gewährt.

Konsignationssendungen sollen in der Regel nur den Zweck verfolgen, neuen Waren auf dem bezüglichen Markte Eingang zu verschaffen. Dieser Zweck erfordert, wenn er wirklich von beiden Teilen, Entsender und Verkäufer, ehrlich angestrebt ist, von seiten jenes das größte Entgegenkommen, von seiten dieses die größte Gewissenhaftigkeit. Je mehr die beiden Parteien diesen Forderungen entsprechen, desto nützlicher wird das Konsignationsgeschäft für neue Handelsbeziehungen werden, weil dann im Falle günstiger Erfolge der Verkäufer es bald vorzieht, auf eigene Rechnung in dem Artikel weiter zu arbeiten. Bei negativem Resultate hingegen wird der Kommissionär nach zwei bis drei Versuchen den Rat erteilen, von weiteren Sendungen abzulassen. Konsignationssendungen sollen daher nur an bekannte, zuverlässige Firmen in China gegeben werden.

* * *

Ziehen wir die allgemeinen Verhältnisse in Betracht, mit denen die deutsche Ausfuhr in China zu rechnen hat, so ist wohl der erste und auch wichtigste Umstand der nicht zu beeinflussende Geschmack des chinesischen Publikums. Es hat europäische Firmen gegeben, die im Beginn ihrer Verbindung mit China dies Land in Bezug auf den Absatz ihrer Artikel nahezu in eine Reihe stellten mit civilisierten afrikanischen Kolonien d. h. sie waren der Ansicht, daß eine Ware, die, was Form und Zweck anbelangt, in Europa Anklang gefunden hatte, auch in China ihre Käufer finden müsse.

Wie schwer haben sich aber diese Firmen getäuscht! Sie sind sehr bald zu der Einsicht gekommen, daß ein Artikel, der nicht den uralten Sitten und Gebräuchen der Chinesen entspricht, keine Zukunft in diesem Lande habe. Sie mußten sich schließlich darein fügen, bei der Herstellung der für China bestimmten Waren einzig und allein die Bedürfnisse dieses Reiches zu berücksichtigen. Einige Beispiele sollen die von europäischen Kaufleuten seiner Zeit begangenen Irrtümer erläutern.

Die Chinesen kochen ihren Reis in flachen Eisenkesseln. Englische Kaufleute, die das wußten, hielten es für eine gute Idee, diese Kessel in England zu fabrizieren und dann nach China zu senden. Es kam also eine Dampferladung dieser Kessel in Hongkong an, und da die Kessel stärker und billiger

als die chinesischen waren, so ging der Verkauf im Anfang auch ziemlich gut von statten. Bald jedoch hörte die Nachfrage auf und kein Chinese wollte mehr etwas von den englischen Reiskesseln wissen. Warum? Weil sie zu dick waren und mehr Zeit, mithin auch mehr Feuerung gebrauchten, um eine Mahlzeit zu kochen, als das dünne chinesische Fabrikat. Ein anderer Kaufmann sandte Magnete in Form von Hufeisen nach China. Um ihren Absatz zu fördern, hatte er sie mit dem kaiserlichen Drachen versehen, jedoch gerade hierdurch sich sein Geschäft verdorben. Die Kaufleute studieren nicht genug die Vorurteile der Völker, mit denen sie zu thun haben. So sind die Chinesen in Hinsicht auf Glücks- und Unglücksfarben sehr abergläubisch. Sie gebrauchen die englischen Nähnadeln, kaufen jedoch nicht viel davon, weil das schwarze Papier, in das sie eingewickelt sind, eine Unglücksfarbe ist.

Wenn ein europäisches Produkt den Wünschen und Sitten der Chinesen entspricht, verschließen sie sich ihm durchaus nicht, sondern nehmen es gerne auf. Aber eine nicht zu unterschätzende Erscheinung tritt hierbei zu Tage, nämlich der Konservatismus des kaufenden Publikums in Bezug auf einmal eingeführte Handelsmarken, bei Ausländern und Chinesen in der Geschäftssprache unter der Bezeichnung „Tschop" (Chop)*) bekannt.

Oft haben sich in China thätige europäische Kaufleute davon überzeugen müssen, daß der Chinese selbst eine schlechte Ware ohne Bedenken kaufte, wenn sie nur eine bekannte Marke trug, während eine noch so vorzügliche Ware mit neuer Marke bei ihm durchaus nicht anzubringen war!

Daraus folgt, daß der europäische Exporteur, der sich in China einarbeiten will, vor allem darnach trachten muß, eine in Bezug auf innere und äußere Güte vollkommen entsprechende Ware mit einer Handelsmarke auszustatten, die, nebenbei bemerkt, so beschaffen sein soll, daß sie sobald als möglich beliebt werden kann. Zu diesem Zwecke ist sie am besten aus dem Tier- oder Pflanzenreiche zu entnehmen. Aber er muß auch weiter darauf gefaßt sein, lange Zeit und selbst mit Verlust seine Ware erfolglos anbieten zu müssen, so lange eben, bis sich die betreffende Marke entsprechend eingeführt hat.

Wer daher einen Artikel in China einbürgern will und sofort Nutzen aus diesem Geschäft zu ziehen hofft, der wird ohne Zweifel bitter enttäuscht werden. Und wer nicht in der Lage ist, einige Zeit mit Verlust zu arbeiten, der möge auf das chinesische Geschäft lieber von vornherein verzichten. Als Ermunterung dürfte die Thatsache dienen, daß sowohl die Riesenbevölkerung des Landes, wie auch dessen natürlicher Reichtum selbst den kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Artikel nicht selten zu einem bemerkenswerten Handelsgegenstande anwachsen lassen.

---

*) Die Ableitung dieses Wortes ist nicht sicher; wahrscheinlich stammt es von dem Hindustanischen „chápná" d. i. „zu stempeln" ab. Vergl. auch „Tschop-Dollar", S. 659.

Hat man nun eine neue Marke eingeführt und Aufträge erhalten, so befleißige man sich dem chinesischen Kunden gegenüber des weitestgehenden Entgegenkommens. Das ist äußerst wichtig. Der chinesische Kaufmann ist ungemein empfindlich, vorzugsweise in materieller Beziehung, und wo er nach unseren Begriffen mit allen Pfiffen und Kniffen vorgeht, glaubt er nur in seinem guten Recht zu sein.

Allerdings ist die Sache nicht so schlimm, wie sie sich hier liest. Hält man sich bei Ausführung der Aufträge peinlich an die Muster und die erhaltenen Weisungen, wendet man überhaupt der für China bestimmten Ware und deren Ausstattung seine vollste Aufmerksamkeit zu, so wird man mit Anständen schwerlich viel zu thun bekommen. Sind sie aber einmal da, so trachte man sie um jeden Preis in Güte auszutragen. Ein solches Entgegenkommen wird der Kunde mit Treue lohnen und späterhin nicht leicht anderswo kaufen.

Einen großen Fehler begehen europäische Exporteure oft dadurch, daß sie ihre Waren nicht immer zur rechten Zeit anbieten. Wie grundfalsch das Vorgehen jener Firmen ist, die erst dann ihr Angebot nach China richten, wenn sie anderswo nicht genug beschäftigt sind, brauchen wir den ins chinesische Geschäft Eingeweihten nicht zu sagen. Sie werden sich oft genug davon überzeugt haben, daß das Überschlagen einer einzigen Saison den Verlust eines großen Teiles der Kundschaft auch für die Zukunft zur Folge hatte! Und ebenso viel Aufmerksamkeit ist der pünktlichen Ankunft der Waren in China zu schenken.

Jedenfalls hat der deutsche Ausfuhrhandel im Reiche der Mitte eine große Zukunft. Denn die Wirren des Jahres 1900 müssen den Tag in nächste Nähe gerückt haben, an dem auch das chinesische Hinterland aufhören wird, uns Ausländern gegenüber eine terra incognita zu sein.

Der Comprador.

Unter den Angestellten, aus denen sich das Personal eines in China thätigen fremden Kaufmannshauses zusammensetzt, nimmt ein bezopftes Landeskind, allgemein unter dem Namen „Comprador“*) bekannt, eine nicht zu unterschätzende Stellung ein. Es ist scherzhaft bemerkt worden, daß, wie man Schatten nicht ohne Licht denken kann, es auch außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, sich den fremden Kaufmann im Lande der Mitte ohne die Person eines Compradors vorzustellen; dieser folge dem Kaufmann wie sein

*) Der Ausdruck stammt von dem Portugiesischen „comprar“ d. i. kaufen, ab. Die chinesischen Wortzeichen dafür bedeuten „Vermittler von Einkäufen“.

Schatten, er sei sein zweites Ich. Und in der That hängt von der glücklichen Wahl eines Compradors häufig auch in nicht geringem Maße die gesunde Entwickelung eines Handelshauses ab, da er als chinesischer Zwischenhändler die Ein- und Verkäufe der Firma vermittelt.

Ihren Ursprung verdankt diese „Zunft" der Eröffnung Chinas für den fremden Handel. Sie ist mithin etwa sechs Jahrzehnte alt. Die große Schwierigkeit, ja sogar oft Unmöglichkeit für den fremden Kaufmann, sich mit dem Eingeborenen zu verständigen, wird wohl in erster Linie dazu beigetragen haben, einen chinesischen Mittelsmann in Dienst zu nehmen. In dieser Stellung hat sich der Comprador im Laufe der Zeit so zu befestigen gewußt, daß kein kaufmännisches Geschäft mehr von Ausländern mit Chinesen ohne seine Hülfe abgeschlossen werden konnte. Der Comprador kaufte Thee, Seide und andere Waren, die ins Ausland geschickt werden sollten; auf der anderen Seite vermittelte er den Verkauf aller eingeführten fremden Artikel. Auch stellte er alle Diener an, die eine Firm nötig hatte, war aber auch für ihre Ehrlichkeit verantwortlich. Alle Bankrechnungen wurden ebenfalls von ihm geführt.

Zum überwiegenden Teile rekrutieren sich die Compradors aus Cantonesen, die als Kaufleute ihren Landsleuten im Norden bei weitem überlegen sind. Man muß es diesen schlauen und in gewissem Grade „aufgeklärten" Unterhändlern nachsagen, daß sie die Interessen ihrer Herren aufs sorgfältigste wahrnehmen. Daß der Comprador dabei seine eigenen nicht vernachlässigt, ist selbstverständlich. Sein Posten bietet ihm reichlich Gelegenheit zu sogenannten „squeezes",*) Erpressungen, die man aber sozusagen als gesetzliche erachtet, und die man daher seinem Gutdünken überläßt.

So bekommt der Comprador eine Provision von den von ihm angestellten Dienern sowie von vielen anderen allgemeinen Ausgaben des Geschäftshauses. Hierum kümmert sich, wie gesagt, der Hausherr nicht, da der Comprador solchen Lohn dadurch verdient, daß er ihm viele Unannehmlichkeiten und Plackereien erspart. Und dies ist in einem fast tropischen Klima, wie es das chinesische ist, von großer Wichtigkeit.

*) Unter dem Wort „squeeze" versteht man die Gebühr, die jeder Chinese, durch dessen Hände Geld geht, stillschweigend einsteckt. Im Grunde genommen ist sie nichts weiter als eine Übervorteilung oder Erpressung, die aber der Eingeborene als etwas so selbstverständliches, durch die Gewohnheit geheiligtes betrachtet, daß er sich nur dann gegen sie auflehnt, wenn sie einen zu hohen Prozentsatz ausmacht. So übt z. B. der Mittelsmann ein „squeeze" am Verkäufer zum Schaden des Käufers aus, der Mandarin bei Einziehung der Steuern am Grundbesitzer u. dergl. m. Besonders weit in dieser „Kunst" haben es die bei den Ausländern angestellten Diener gebracht, die ihren europäischen Gebietern für jeden für sie eingekauften Gegenstand, für einen erteilten Auftrag oder eine Bestellung, eine Provision berechnen, allerdings ohne des Herrn Erlaubnis. Das Wort wird heute ganz allgemein in der Bedeutung „Unterschleif" sowohl als Verbum wie Substantivum angewendet.

Die rechte Hand dieses bezopften Mittelsmannes ist der „Schroff".*) In den größeren Häusern ist er eine Art von Rechnungsführer des Compradors. Ihm liegt auch das Einkassieren von Geldern ob. Ferner ist es, namentlich in Bankgeschäften, seine Pflicht, alle Dollars, die durch die Hand der Firma gehen, auf ihre Echtheit zu prüfen, und die Annahme falscher zu verhüten. Der Schroff giebt vor, drei Klassen von guten Dollars unterscheiden zu können, nämlich solche erster, zweiter und dritter Güte. Doch kommt es hierbei allerdings häufig vor, daß sein Gutachten nicht unfehlbar ist. In Canton sind übrigens Schulen zum Erlernen des Schroffgewerbes weit verbreitet. Die Lehrer unterrichten ihre Schüler in der Kunst, echte mexikanische Dollars von falschen durch den Klang, die bloße Berührung usw. zu unterscheiden, unterweisen sie über den Betrieb der Falschmünzerei u. dergl. m.

Zu den Fertigkeiten des Compradors gehört u. a. die Kenntnis mehrerer chinesischer Dialekte, damit er imstande sei, mit den einheimischen Kaufleuten, die verschiedenen Gegenden des Reiches angehören, ohne jede Vermittelung Geschäfte abzuschließen. Worauf sich aber jeder dieser Mittelsmänner besonders etwas zu gute thut, ist dies, daß er das sogenannte „Pidgin-Englisch" beherrscht, diese lingua franca Chinas, deren sich Ausländer jeder Nationalität, die nicht Chinesisch sprechen, bedienen, wenn sie ihre einheimischen Diener, Krämer u. dergl. m. anreden.

Doch hört man auch häufig Chinesen unter einander, die verschiedenen Teilen des Reiches angehören und deren Dialekte verschieden sind, sich in „Pidgin-Englisch" unterhalten, wenn ihnen der sogenannte „Mandarindialekt" d. i. die gewöhnliche, von allen gebildeten Leuten in China gesprochene Sprache, im Gegensatz zu den verschiedenen örtlichen Dialekten, nicht bekannt ist. Einige nähere Ausführungen über dieses ungrammatikalische Bastard-Englisch dürften hier am Platze sein.

Das sogenannte Pidgin-Englisch**) ist ein Kompromiß zwischen dem Englischen und dem Chinesischen, dem Chinesen mundgerecht gemacht und dem syntaktischen Bau der chinesischen Sprache angepaßt. Der erste Um-

*) Das Wort ist eine Entartung des Arabischen „sarrâf" d. h. Bankier, das man in allen Städten Indiens hört. Die chinesischen Wortzeichen bedeuten „Silber-Sachverständiger". Der Ausdruck wird von den in China lebenden Engländern mitunter auch bildlich gebraucht. So sprach ein protestantischer Pfarrer in Shanghai auf seiner Kanzel folgenden Satz aus: „Gott wird dich schroffen d. h. auf deinen Wert prüfen, wie du deine Dollars schrofffst."

**) Unter „Pidgin", nicht „Pigeon" wie das Wort mitunter geschrieben wird, versteht der Chinese ein Geschäft irgend welcher Art. Das Wort soll durch Verdrehung aus dem Englischen „business" d. i. Geschäft entstanden sein: business, bizzin, pishin, pidgin. Andere behaupten dagegen, es stamme von den letzten Silben des Portugiesischen „occupação", das ja dieselbe Bedeutung hat, ab. Das Wort wird gewöhnlich als ein Affixum gebraucht, z. B. Amah-pidgin. Unter amah versteht man eine Kinderwärterin, mithin ist damit die Verrichtung einer solchen gemeint; ferner Kuli-pidgin usw.

wandlungsprozeß, dem das englische Wort unterworfen wird, um es zu einem pidgin-englischen zu machen, ist die Einzwängung des englischen Lautes in eine oder mehrere der in dem betreffenden chinesischen Dialekt vorhandenen Silben. Wenn für eine Silbe oder eine Reihe von Silben des englischen Wortes gleichklingende Silben im chinesischen Dialekt vorhanden sind, so wird diese Silbe oder Silbenreihe, von etwaigen Flexionsformen, Umlaut usw. abgesehen, ohne weiteres in derselben Bedeutung verwandt. So sind die chinesischen Silben tu, kan, man ein genügender Ersatz für das englisch two (zwei), can (können) und man (Mensch).

Anders verhält es sich, wenn es sich um eine oder mehrere Silben handelt, von denen sich kein gleichklingender Ersatz im chinesischen Dialekt findet. Hier müssen Silben aushelfen, die dem chinesischen Ohr, das nur an die heimatlichen Laute gewöhnt ist, als die ähnlichsten erscheinen. Und zwar läßt sich in der Wahl dieser Silben bei den verschiedensten Personen eine gewisse Übereinstimmung beobachten, eine Erscheinung, die auch beim Erlernen fremder Sprachen in Europa sich bemerkbar macht und die durch die Gemeinsamkeit gewisser Eigentümlichkeiten in der Bildung der Sprachorgane zu erklären ist. Für twenty-three (23) sagt der Cantonese „tüm-ti-ti-li“ aus demselben Grunde, aus dem der ungeübte Deutsche das englische three (3) „tri“ ausspricht.

Die Wiege dieser, deshalb auch heute noch häufig Canton-Englisch genannten lingua franca stand in Canton, von wo aus bekanntlich der moderne Fremdenverkehr Chinas seinen Ausgang genommen hat. Das ursprüngliche Pidgin wird daher in jener Gegend am ersten zu hören sein, während die Wörter der in Shanghai oder Tientsin von Eingeborenen erlernten Abart durch die Silben der betreffenden Dialekte aufgebaut werden. Dies ist allerdings dem Resultate nach dem europäischen Ohr gleichgültig, wenn es überhaupt den Unterschied auffaßt. Für den scharf Hörenden ist die Verschiedenheit in der Wiedergabe der Silben in den verschiedenen Provinzen leicht erklärlich.

Um die Eigentümlichkeit des pidgin-englischen Silben- und Wortbaues richtig zu erfassen, müssen wir uns erinnern, daß sich der Silbenschatz des Cantonesischen auf etwa siebenhundert Silben beschränkt, was eine geringe Zahl gegenüber dem Silbenschatz der englischen Sprache ist. Dazu kommt, daß viele dieser Silben sich im Englischen auch nicht entfernt ähnlich wiederfinden, wie z. B. tséung, 'ng, ngo, 'm. Es darf uns daher nicht wundern, wenn den meisten englischen Wörtern dadurch Gewalt angethan wird, daß man sie in chinesischem Gewande erscheinen läßt.*)

*) Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Die Zahlwörter heißen: wan (one); tú (two); ti-li (three); fo (four); fai (five); siksz' (six); sam (seven); it (eight); nai (nine); tin (ten); lin (eleven); tui-wai (twelve); ta-tin (thirteen); sam-tin (seventeen); tün-ti-sam (twenty-seven); usw. Wahrhaftig heißt: tu-lo-li (truly);

Das Pidgin-Englisch ist lediglich Geschäftssprache, unübertroffen an Kürze und Bündigkeit des Ausdrucks, aber auch von sehr beschränktem Begriffsumfange. Kants „Kritik der reinen Vernunft" möchte im Pidgin ebenso unmöglich sein, als im Chinesischen. Denn charakteristisch ist für diese Sprache

---

ebenso, a-lo-sam (all same); verkaufen, se-lam (sell); Beamter, man-ti-li (mandareen); ein zweiter Steuermann, sik-kan-mit (second mate); ein Barbier, pa-pa-man; (barber man); Soldat, so-chi-man (soldier); Gatte, hu-sz-man (husband); Freund, fu-lin (friend); fragen, ak-sz' (ask); todt, hap-tai (have died); setzen Sie sich, sit-tung (sit down); Taschentuch, hing-ki-chi (handkerchief); geräuchertes Rindfleisch, sz-muk-mi-fu (smoked beef.)

Folgender Brief, den eine chinesische „Naima", oder Amme, an einen Bekannten geschrieben haben soll, weil die Militärparade zu Hongkong am Geburtstage der Königin Viktoria nicht, wie gewöhnlich, stattfand, giebt uns einen guten Einblick in das als „Pidgin-Englisch" bekannte Kauderwälsch. Die Übersetzung ist frei wiedergegeben.

„Sir, — Long time my have stop Honkong side. Any year Queens bursday have got that soldier man play-pidgin near lace-course. My chin-chin you, tluly talkee my what for this year no got, — no have got largee lain!

„How fashion? Some flen talkee my that soldier man b'long alla same olo man. Some man talkee that soldier man taipan, he more likee walkee. Spose b'long tlue, talkee my so fashion no likee.

„Too spence my have catchee that seelik jacket, that bangle, that diamond ling, allo that thing. Tluly too muchee truble. Long time my stop that side waitee, no man talkee my: soldier no got.

„Spose soldier man b'long so fashion, no can take care people, that smallo pidgin, more better my chop-chop go Macao, that side have got plenty soldier man, — no got fear.

„My too muchee no likee that foolo pidgin just now Honkong any time have got. Chin-Chin!"

„Werther Herr. — Ich wohne schon seit langer Zeit in Hongkong. Am Geburtstage der Königin findet jedes Jahr in der Nähe der Rennbahn eine Soldatenparade statt. Bitte, sagen Sie mir aufrichtig, warum wird sie in diesem Jahre nicht abgehalten, — es regnet ja doch nicht stark!

„Wie soll ich's mir erklären? Einige Freunde sagen, die Soldaten sind schon zu alt, andere wiederum, daß sie große Herren sind, die lieber spazieren gehen. Sollte dies auf Wahrheit beruhen, so kann ich nur sagen, daß mir dies sehr unangenehm ist.

„Mein Seehundfell-Jaquet hat schweres Geld gekostet, so auch das Armband und der Diamantring, und alle anderen Sachen. Wahrlich, es ist zu verdrießlich. Ich habe dort lange gewartet, aber niemand sagte mir, daß die Soldaten nicht kommen würden.

„Wenn der Soldat das Volk nicht mehr beschützen kann — es ist ja eine so leichte Arbeit — so thue ich besser daran, schnell nach Macao zu ziehen, dort giebt es viele treffliche Soldaten, die keine Angst haben.

„All das dumme Zeug, das jetzt stets in Hongkong getrieben wird, ist mir höchst zuwider. Lebewohl!

nicht nur der Wortlaut und die Satzbildung, sondern auch der Ideenkreis derer, zu deren Bequemlichkeit sie geschaffen ist.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück.

Vor einigen Jahrzehnten machte eine Anzahl fremder Kaufleute in China den Versuch, den Comprador abzuschaffen, da sie ihm, wie sie glaubten, eine zu große Verantwortlichkeit aufgebürdet hatten. Der Versuch mißlang vollständig. Wie uns bereits bekannt ist, ist in keinem Lande der Erde das Zunftwesen stärker ausgebildet, als in China. Mit eiserner Zähigkeit halten diese Verbindungen zusammen. Die Folge war darum, daß jene Kaufleute boykottiert wurden.

Hätte der fremde Geschäftsmann von vornherein mit dem Eingeborenen direkt verhandelt, so würde das Compradorsystem sich sicherlich nie zu dem heutigen Umfange ausgebildet haben. Da er sich aber einmal dieser Vermittler bediente, so wurden sie auch ein notwendiges Glied in der Kette der Zünfte und Verbindungen. Und so ist es denn gekommen, daß der Ausländer ohne den Comprador mit einheimischen Großkaufleuten ein Geschäft nicht mehr abschließen kann. Denn wohl alle diese Firmen gehören der einen oder der anderen Gilde an, deren Satzungen es ihnen zur Pflicht machen, nur durch chinesische Unterhändler mit Europäern in Handelsverbindungen zu treten.

Mag nun auch heute der Einfluß des Compradors nicht mehr dem gleich sein, dessen er sich in dem „goldenen" Zeitalter des China-Europa-Handels, also noch vor vier Jahrzehnten, erfreute, so wird dieser Mittelsmann doch wohl stets ein wichtiger Faktor in den Beziehungen zwischen dem fremden und dem chinesischen Kaufmanne bleiben.

Man könnte fast behaupten, daß in den Vertragshäfen das ganze geschäftliche System auf dem Comprador beruht. Er ist die treibende Kraft für das chinesische Geschäft, er vermittelt, wie wir wissen, unter Oberaufsicht des europäischen Firmenvertreters den Verkauf und Einkauf der Waren und genießt, da er sowohl Gebräuche, Charakter und Behandlungsweise seiner Landsleute, als auch die Geschäftsweise kennt, großes Vertrauen.

Sehr häufig beteiligt sich dieser Mittelsmann auch mit einer größeren oder geringeren Summe am Geschäfte. Er wird demnach zu einer Art stillen Teilhabers. Er erhält aber auch einen festen Monatsgehalt, der je nach der Wichtigkeit seiner Beziehungen, oft mehrere hundert Dollars und, wenn er Regierungsgeschäfte erzielt, auf ganz ansehnliche Summen sich beläuft. Ferner fällt ihm von dem Werte der von ihm vermittelten und glatt zur Abwickelung gekommenen Geschäfte eine vereinbarte Provision zu.

Der Comprador bestrebt sich daher, möglichst viele eingeborene Käufer zur Besichtigung der Musterlagers, mit dem, wie wir im vorhergehenden Aufsatze gesehen haben, jede Firma ausgerüstet ist, und zur Warenbestellung heranzuziehen. Nicht selten besucht er im Auftrage seines europäischen Chefs

im Orte selbst und auch auswärts Geschäftsfreunde und zeigt dort die interessanten Musterartikel vor.

Gewöhnlich haftet der Mittelsmann für den Eingang der Gelder für die durch ihn vermittelten Verkäufe. Die Firma schießt ihm meist auch eine Summe vor, mit der er die laufenden Ausgaben begleichen kann. Anstatt eine Rechnung, die fällig ist und die dem Chef des Hauses oder einem Angestellten vorgelegt werden müßte, selbst zu bezahlen, schreiben diese eine sogenannte „Compradors Order“ aus d. i. eine Tratte, die der Comprador zahlt und die er dann am Monatsschluß mit seinen fremden Vorgesetzten verrechnet.

Erfahrungen von Jahrzehnten haben dem fremden Kaufmanne in China gezeigt, daß sich diese Art und Weise der Handelsabschlüsse durch die Vermittelung des Compradors im großen und ganzen recht gut bewährt hat. Man ist daher auch wohl zu der Annahme berechtigt, daß er auch in Zukunft eine wichtige Rolle in den europäischen Handelshäusern spielen wird, selbst wenn das ganze Innere Chinas dem Außenhandel völlig erschlossen werden sollte.



Fächer eines Vornehmen.



Ein chinesisches Postboot.

Siebzehntes Kapitel.

Das Verkehrswesen.

Das Verkehrswesen: 1. Landstraßen; 2. Brücken; 3. Kanäle. — Verkehrsmittel. — Die Dschunke. — Der Postdienst. — Das Telegraphennetz. — Eisenbahnen.

Das Verkehrswesen.

I. Landstraßen.

Man kann den Satz aufstellen, daß die Geschichte der Verkehrswege eines Landes auch die Geschichte seiner Kultur sei. Nichts unterscheidet in der That ein zivilisiertes Land so sehr von einem barbarischen oder halbzivilisierten als die Verkehrsmittel, und man könnte darum die allgemeine Regel aufstellen, daß der Kulturstandpunkt eines Volkes aus dem Zustande seiner öffentlichen Straßen und Verkehrswege ersichtlich sei. Der große Sturz in die Barbarei, dem Europa nach dem Fall des römischen Reiches anheimfiel, wurde durch nichts deutlicher gekennzeichnet, als durch das Verschwinden jener prächtigen Verkehrsstraßen, die vom Forum ausgehend pfeilgerade nach allen Richtungen in die römische Welt hineinführten.

China ist ein Land, das ein treffendes Beispiel für die aufgestellten Behauptungen liefert. Der Mangel an Gemeingeist giebt sich unter den Söhnen des „himmlischen" Reiches kaum in anderen Beziehungen so deutlich kund, als in dem Zustande ihrer Landstraßen. In verschiedenen Teilen des Reiches findet man zahlreiche Beweise dafür, daß in früheren Zeiten große kaiserliche Landwege bestanden haben, die eine bedeutende Anzahl der wichtigsten Städte miteinander verbanden. Ein Teil von ihnen war gepflastert und mit Bäumen eingefaßt.

So führte beispielsweise eine Heerstraße von der Küste des Gelben Meeres nach Peking. Sie war über 50 deutsche Meilen lang, 20 Fuß breit und mit langen Granitsteinen gepflastert, die aus einer ziemlich fern gelegenen Gegend herbeigeschafft werden mußten. Eine etwa 250 deutsche Meilen lange Heerstraße verband auch Peking mit Canton. In der Mitte befand sich ein 20 Fuß breites, aus viereckigen Quadersteinen bestehendes Pflaster, und an den Seiten führten mit Sandsteinen belegte Wege, die für Fußgänger bestimmt waren, entlang.



Einkehr an der Landstraße.

Man sagt es den Kaisern der Yuandynastie (1260 bis 1368) nach, daß sie den Verkehrswegen im Innern des Reiches mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben als ihre Nachfolger. Die von Peking nach Tungtschau, wo der Kaiserkanal endet, führende Straße legt hierfür gewissermaßen Zeugnis ab. Sie ist mit großen, 50 bis 80 Kubikfuß messenden Granitblöcken gepflastert, die eng aneinander gefügt sind. Heute findet man aber in diesen Steinen häufig mehr als einen Fuß tiefe Aushöhlungen, über die ein Wagen nur mit großer Schwierigkeit hinweg kommen kann.

Überreste von alten, schönen Straßen findet man gegenwärtig noch in den Provinzen Anhui, Setschuen und Schensi. Von Hantschung (Schensi) führte eine solche nach Tschengtu Fu, der Hauptstadt Setschuens, was in der Luftlinie eine Entfernung von etwa 60 deutschen Meilen ist. Von der in Anhui gelegenen früheren Reichshauptstadt Nanking ging eine prächtige Straße über Fungyang Fu nach Peking, eine Entfernung von etwa 150 deutschen Meilen. Sie wurde im 14. Jahrhundert von dem ersten Kaiser der Ming-

dynastie, Hung Wu, erbaut, der aus Sungyang in Anhui gebürtig war, und der, nachdem die Hauptstadt von Nanking nach Peking verlegt worden war, durch den Bau der Straße seine Geburtsstadt zu ehren und wichtiger zu machen hoffte. Die Straße war streckenweise 25 Fuß breit und ragte 12 bis 15 Fuß über das umliegende Land empor.*)

Diese vor Alters kunstvoll angelegten Heerstraßen sind gleich vielen anderen öffentlichen Wegen im Lande der Mitte gegenwärtig in Verfall geraten. Ungeheure Summen müssen auf ihren Bau verwendet worden sein und ohne Zweifel wäre es verhältnismäßig leicht gewesen, sie in Stand zu halten. Aber wie alle anderen öffentlichen Bauten hat man auch diese wichtigen Verkehrsadern vollständig vernachlässigt, sodaß sogar ihre Trümmer heute dem Reisenden häufig großes Hindernis bereiten.

Es ist zuweilen die Ansicht ausgesprochen worden, daß dieser Verfall der großen Handelsstraßen in der langen unruhigen Periode vor dem Falle der Mingdynastie und der Erhebung der Mandschudynastie vor sich gegangen sei. Aber selbst wenn man diese politischen Erschütterungen in Betracht zieht, wird man doch zugeben müssen, daß 250 Jahre hätten ausreichen müssen, um diese wichtigen Handelsadern wieder herzustellen. Wie wir aber wissen, ist seither nicht einmal der Versuch gemacht worden, sie wieder in Stand zu setzen, obgleich man wohl einsah, daß ihr Verfall störend auf den Handel einwirken mußte.

Die von der Regierung in dieser Angelegenheit eingenommene Stellung entspricht genau der des Volkes. Niemand kümmert sich um öffentliches Eigentum. Dem Chinesen ist überhaupt der Gedanke, daß die Straßen der Öffentlichkeit gehören, völlig fremd. Sie sind gleich den Flüssen und Bergen Eigentum des Kaisers. In Wirklichkeit gehören aber die Straßen, von verhältnismäßig wenigen Ausnahmen abgesehen, ihm ebensowenig wie die Gehöfte der Bauern. Sie sind das Eigentum der Landbewohner.

Die Wege in China in überwiegend großer Mehrzahl sind denn auch nichts weiter als schmale Streifen Privatlandes, die von irgend einer beliebigen Person benutzt werden können, und zwar ohne daß hierzu die Erlaubnis des Besitzers eingeholt wird. Da die Straße das Eigentum des Bauern ist, durch dessen Land sie führt, so muß er auch für sie ebenso wie für sein übriges Land Abgaben zahlen. Unter diesen Umständen liegt es natürlich auch im Interesse des Bauern, die Wege so schmal wie möglich zu machen. Ihr Breiterwerden verhindert er übrigens dadurch, daß er zu beiden

*) Diese Straße befindet sich heute noch an vielen Stellen in leidlich gutem Zustande. Sie verdient auch deshalb besonders erwähnt zu werden, weil sie durch den angeblich längsten Tunnel Chinas führt, das überhaupt sonst nur äußerst wenige solcher Bauten aufweist. Der gedachte Tunnel ist 120 Fuß lang, 16 Fuß hoch und 14 Fuß breit.

Seiten dieses Fußpfades — denn etwas anderes sind in den Augen eines Abendländers chinesische Landstraßen nicht — Gräben aufwirft.

Diese Pfade, die von einer Stadt oder von einem Dorfe nach dem anderen führen, sind nie gepflastert, und sie folgen allen natürlichen Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche. Umzäunungen findet man nirgends, nicht einmal lebende Hecken. Gehen die Wege durch Ebenen, so kann man nur sehr schwer ihre Grenzen erkennen. Sie wenden sich von einer Seite nach der anderen. Denn Tümpel u. dergl. m., die der benachbarte Bauer als Behälter zum Zwecke der Bewässerung seines Landes gegraben hat, zwingen die Fuhrleute, mit ihren Wagen einen Umweg einzuschlagen.

In jedem Frühjahr kommen, wenigstens im Norden des Reiches, zwischen den Fuhrleuten und Bauern deshalb Streitigkeiten vor. Dem Bauer steht einerseits das volle Recht zu, irgend einen durch sein Land führenden Weg umzupflügen, und in der That macht er auch sehr häufig von diesem Rechte Gebrauch. Anderseits glaubt sich der Fuhrmann berechtigt, mit seinem Wagen über das Land nach Belieben fahren zu dürfen. Um nun seine Ernte zu schützen, gräbt der Bauer auf der am meisten benutzten Strecke Fallgruben, die den Fuhrmann nötigen, einen andern Weg einzuschlagen. Da der Landmann durch seine Maßnahme sich aber mehr schadet, als wenn er fremde Wagen über sein Land fahren läßt, so kommt es allmählich zu einem Ausgleich mit dem Resultat, daß die Wege alljährlich ungefähr dieselben Linien verfolgen.

Aus dem Gesagten wird bereits ersichtlich sein, daß die Landstraßen Chinas sich in einem äußerst kläglichen Zustande befinden. Ein Regen, der nur wenige Stunden anhält, macht sie oft für mehrere Tage fast ganz unpassierbar. An eine Ausbesserung geht man nur sehr ungern, denn erstens fehlt dem Eigentümer fast immer die Zeit, dann aber auch das Material. Es hält gewöhnlich sehr schwer, Personen, die in der Nachbarschaft wohnen und von den Wegen mehr oder weniger Gebrauch machen, zu einer solchen Arbeit zu bewegen. Denn ein jeder würde befürchten, für seine Mühe durch Benutzung der Straße nicht hinreichend entschädigt zu werden.

In manchen Gegenden trifft man allerdings auf Grundbesitzer, die sich zu einer Wegebesserungsgesellschaft vereinigt haben. Doch sind die vorgenommenen Ausbesserungen höchst oberflächlicher Natur. Erde und allerhand Kehricht wird in die Löcher geworfen, und der Weg ist häufig nach einer sogenannten Besserung schlechter als zuvor. Dem Namen nach treten diese Gesellschaften aus ganz uneigennützigen Gründen ins Leben, und in der That wird die Wegebesserung in China als eine höchst verdienstvolle Handlung angesehen. Zur Erinnerung an sie werden von den Dorfältesten den an der Arbeit Beteiligten Denksteine errichtet, in die man ihre Namen eingräbt. In Wirklichkeit giebt sich hierin nur die für alle Chinesen charakteristische Sucht nach einer Auszeichnung kund. Dazu kommt, daß eine solche

Arbeit Gelegenheit schafft, unverwendbaren Kehricht aus dem Gehöfte oder von den Feldern loszuwerden.

Man darf sagen, daß im großen und ganzen die Mandarine sich nicht im geringsten um den Zustand der öffentlichen Wege kümmern. Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß dies einzig und allein Sache der Grundbesitzer ist, denen der Weg gehört. Es wäre ein Leichtes für jede Ortsbehörde, die Bauern der Nachbarschaft zur Instandhaltung der Wege anzuhalten, doch zu solchem Mittel greifen sie höchstens einmal, wenn irgend ein hoher Würdenträger den Weg zu benutzen beabsichtigt.

In Bezirken, in denen Truppen stationiert sind, verwenden die Mandarine mitunter die Soldaten zur Ausbesserung der Landstraßen. Dies geschieht namentlich, wenn an ihnen Zollstationen gelegen sind. Denn es liegt dann im Interesse der Beamten, die Wege möglichst gut imstande zu halten, weil sonst Fuhrwerke u. dergl. m. abgelegene Straßen aufsuchen würden. Aber gerade die Überzahl der Zollhäuser veranlaßt häufig Händler von weniger leicht befahrbaren Wegen Gebrauch zu machen. Sie ziehen es vor, kleine Landpfade aufzusuchen, auf denen die Warenbeförderung mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist. Daß der Handel hierunter nicht wenig leidet, ist selbstverständlich.

Wie wir bereits angedeutet haben, ist nach einem tüchtigen Regengusse der Weg oft für längere Zeit unfahrbar. Dann stockt aller Verkehr. Ist die Landstraße wieder der Art, daß sie benutzt werden kann, so ist sie so holperig, daß oft eine geraume Zeit vergeht, bevor sie durch den Wagenverkehr u. dergl. m. einigermaßen fähig ist, befahren zu werden. Fuhrwerke ziehen es in solchem Falle vor, die Hauptstraße zu verlassen und über die Felder der Bauern oder auf Pfaden von wenigen Fuß Breite zu fahren, die nicht einmal so viel Raum bieten, daß zwei Karren einander ausweichen können. Die Wege sind aber auch häufig versperrt, denn der chinesische Fuhrmann kümmert sich nur wenig um andere Personen, die denselben Weg benutzen müssen. Das Laden und Entladen eines Wagens geschieht meist in der Mitte der Straße, und wer von dieser Gebrauch machen will, muß so lange warten, bis der Fuhrknecht mit seiner Arbeit fertig ist.

Einer der Hauptgründe für den jämmerlichen Zustand der Landstraßen ist die gänzliche Vernachlässigung einer Austeichung. Die Felder und das ebene Land liegen meist höher als der Verkehrsweg. Dieser wird deshalb nach jedem Regen zum Abzugskanal für das Wasser. Es ist daher anzuraten, daß Reisende im Innern Chinas so wenig Gepäck wie möglich mit sich führen.

Der Umstand, daß die chinesischen Landstraßen meist den von der Natur gewiesenen Linien folgen, hat zur Folge, daß die wirkliche Wegstrecke zwischen zwei Verkehrsplätzen trotz nur geringer Entfernung in der Luftlinie oft sehr groß ist. Ein Beispiel mag das erläutern. Die Reise von Yünnan Fu, der

Hauptstadt Yünnans, nach dem Yangtsehafen Hankau, dauert im Durchschnitt 70 bis 80 Tage. Die Entfernung zwischen beiden Orten in der Luftlinie beträgt rund 200 deutsche Meilen. Auf dem Wege aber, den Reisende nehmen müssen und der den natürlichen Linien, in diesem Falle vielfach den Wasserläufen, folgt, beläuft sich die Entfernung auf etwa das Doppelte. Diese gewöhnliche Route geht über Kueiyang, in Kueitschau, Tschengyuan, durch Hunan und von dort über den Tungtingsee auf dem Yangtsee nach Hankau.

Die Entfernung, die der Reisende an einem Tage zurücklegen kann, hängt natürlich von der Beschaffenheit der Gegend und der Wege ab, wie auch von der Art und Weise, wie er reist. Hiernach richten sich denn auch die mit dem Reisen verbundenen Kosten. Wir werden diesen Gegenstand in dem Aufsatze „Verkehrsmittel" eingehender berühren.

Was schließlich die Sicherheit der Landstraßen Chinas anbetrifft, so sind sie im großen und ganzen weniger gefährdet, als man vielleicht anzunehmen geneigt sein möchte. Diese Bemerkung bezieht sich selbstverständlich nur auf Zeiten, in denen die Verhältnisse des Landes normale sind. Die Hauptstraßen sind gewöhnlich sicher; räuberische Überfälle finden nur auf den Nebenwegen statt. In manchen, namentlich in dünnbevölkerten Gegenden sind zum Schutze der Reisenden und Karawanen in gewissen Entfernungen Schutzwachen aufgestellt, so insbesondere auf allen sogenannten Poststraßen. Dessenungeachtet ist es ratsam, sich stets bewaffnet auf Reisen zu begeben und dies namentlich im tieferen Innern des Landes, zumal wenn man Wertsachen mit sich führt.*)

II. Brücken.

Obgleich das Land der Mitte eine nicht unbedeutende Anzahl von Brücken aufweisen kann, die dem Europäer eine gewisse Bewunderung abnötigen, und es China auch nicht an Brücken verschiedener Art gebricht — man kennt

*) In Verbindung hiermit ist es von Interesse, zu erfahren, daß in der Mandschurei, in der das Räuberunwesen von jeher vornehmlich geblüht hat, seit vielen Jahrzehnten eine Art Versicherung gegen Räuber unter dem Namen „Piautschütsu" bekannt ist und vielfach benutzt wird. Diese Versicherungsgesellschaften findet man in allen größeren Städten etabliert. Sie beschäftigen eine nicht unbedeutende Zahl von Privatsoldaten. Ein Kaufmann, der eine Schutzwache für seine in das Innere bestimmten Waren wünscht, kann für deren sichere Ablieferung in irgend einem Orte kontrahieren, indem er eine gewisse Summe zahlt, deren Höhe sich meist nach der Anzahl der Pakete und der gestellten Soldaten richtet. Jeder so bewachte Wagen ist durch eine kleine Flagge der Gesellschaft gekennzeichnet, die die Wache stellt. Es heißt allerdings, daß diese Versicherungsbureaus gewöhnlich mit den Räubern insgeheim unter einer Decke spielen. Aber so lange es Räuber giebt, so lange wird es für die Kaufleute auch vorteilhaft sein, wenn sie sich auf leichte und geregelte Art durch Bezahlung mit ihnen abfinden, um so mit leidlicher Gewißheit ein zuverlässiges Geleite für ihre Waren zu erzielen.

solche aus Stein und Holz, Bogen-, Hänge-, Pontonbrücken usw. — so tragen doch alle diese Bauten mehr oder minder den Charakter völliger Vernachlässigung, den wir ja auch bei den Landstraßen kennen gelernt haben. Kärrner und Reiter, die von ihnen Gebrauch machen, tragen dabei nicht selten ihre gesunden Glieder oder gar ihr Leben zu Markte, und hätten die Last- oder Zugtiere nicht gelernt, ihren Weg mit derselben Vorsicht zu suchen, wie sie Fußreisenden eigen ist, so würde die Benutzung dieser Bauten oft unmöglich sein.

Dieser beklagenswerte Zustand muß um so mehr auffallen, als die Erhaltung der Brücken Pflicht der Beamten ist. Aber trotzdem werden sie nur



Brücke im kaiserlichen Lustgarten zu Wan Schau Schan.

selten ausgebessert und man läßt sie, wenn ihre Erbauung nicht jüngeren Datums ist, meist gänzlich verfallen. Vom Standpunkte des europäischen Ingenieurs aus betrachtet verdienen die großen Brücken Chinas im allgemeinen nicht die hohe Bewunderung, die ihnen namentlich von früheren Reisenden z. B. Marco Polo und den Jesuitenmissionaren gewöhnlich gezollt worden ist. Man hat lediglich aus großen Steinblöcken, freilich nur durch Händekraft, Brücken geschaffen, die aus diesem Grunde merkwürdige Baudenkmäler sind.

In den Gegenden, in denen sich guter Granit findet, bestehen die Brücken meist aus Sturzen, die Steinpfeilern aufgelagert sind. Diese einfachen Bauten sind gewöhnlich in gutem Zustande. Kommt einer der Sturze aus seiner Lage, oder bricht er gar, so wird der Bruch vielfach mit Baumstämmen ausgebessert. Ausbesserungen werden überhaupt erst dann vorgenommen, wenn

die Brücke vollständig unpassierbar ist. Bogenbrücken haben stets Steinpflaster, das aber bei dem starken Verkehr nicht lange vorhält. Doch dies kümmert den Chinesen, der von Kindesbeinen auf an Unordnung gewöhnt ist, anscheinend nur wenig.

Die schönsten steinernen Brücken Chinas findet man in der Küstenprovinz Fukien vor, und zwar trifft man sechs dieser denkwürdigen Bauten auf dem Wege von Futschau nach dem unweit von Amoy gelegenen Tschangtschau Fu. Abgesehen davon, daß sie wichtige Bindeglieder auf einer sehr belebten Handelsstraße bilden, müssen sie mit Recht zu den größten architektonischen Denkmälern des Kaiserreiches gerechnet werden.

Auf der eben bezeichneten Landstraße ist die Brücke, die Futschau mit einer kleinen, im Flusse Min gelegenen Insel Nantai, die mit dem Festlande wiederum durch eine kleine Brücke verbunden ist, die erste für uns in Betracht kommende. Sie ist unter den Landeskindern als die „Brücke der Zehntausend Jahrhunderte" bekannt. Über sie führt die kaiserliche Poststraße*) zu den verschiedenen, im Süden gelegenen, volkreichen Städten. Diese granitene Brücke stammt aus dem 14. Jahrhundert. Sie ist 1700 Fuß lang und 12 Fuß breit und setzt sich zusammen aus vierzig granitenen Strebepfeilern, die in ungleicher Entfernung von einander eingerammt sind. Ungeheure Granitplatten, von denen einige 3 Fuß dick und 40 Fuß lang sind, sind von Strebepfeiler zu Strebepfeiler gelegt. Auf ihnen ruhen wiederum andere Granitplatten, die den Weg bilden.

Auf dem Wege von Futschau nach dem südlich gelegenen Tschintschu Fu stößt man auf die auch unter dem Namen „Löwenbrücke" bekannte Brücke von Loyang. Sie liegt etwa 10 Kilometer von dem Gestade des Formosakanals und wurde um das Jahr 1000 u. Ztr. über einen mehr als 4000 Fuß langen Seearm erbaut. Die Öffnungen zwischen den Brückenpfeilern sind nicht bogenförmig, sondern wie die aller Fukienbrücken flach. Meist sind fünf, über 30 Fuß lange Steinplatten aneinander gelegt und bilden, auf den Pfeilern ruhend, den Weg. Die Brücke hat ein Steingeländer, auf dem als Verzierung aus Stein gehauene „chinesische" Löwen, kleine Pagoden u. dergl. m. angebracht sind. Das Baumaterial ist dunkelblauer Granit, der ohne Kalk oder Eisen kunstreich zusammengefügt ist. Die Herstellung des Baues soll 30 Millionen Mark gekostet haben.

Die nächste große Brücke auf dem Wege nach Tschangtschau Fu ist im Jahre 1200 erbaut und 1500 Fuß lang. Hierauf kommen wir zu der über einen Seearm errichteten Brücke von Anhai. Sie stammt aus dem 12. Jahr-

*) Unter diesem Ausdrucke darf man sich nicht Wege, wie wir sie in Deutschland haben, vorstellen, sondern auch nur ganz gewöhnliche Straßen, die selten so breit sind, daß zwei Wagen einander ausweichen können. China kennt keine Postkutschen. Die Beförderung der kaiserlichen Post wird zu Lande gewöhnlich durch berittene Boten, die sich an gewissen Stationen ablösen, besorgt.

hundert, ist etwa 10 000 Fuß lang und hat 365 Öffnungen, um Fahrzeuge hindurchzulassen. Auf dieser geländerlosen Brücke stehen zwei riesengroße Steinfiguren, die Männer im Harnisch vorstellen sollen.

Der letzte Bau dieser Art ist unter Ausländern als „Brücke von Polam", etwa 40 km südlich von der Hafenstadt Amoy gelegen, bekannt. Diese Brücke ist über 2000 Fuß lang und stammt aus dem 13. Jahrhundert. Einige der über die Brückenpfeiler gelegten und den Weg bildenden Granitsteine sind 80 Fuß lang, 6 Fuß breit und 6 Fuß dick.*) Die Chinesen behaupten von der Brücke, daß sie nicht ihres Gleichen in der Welt habe. Wie die Erbauer diese Riesensteine ohne Hülfe moderner Maschinen an ihre Plätze gehoben haben, ist für uns ebenso ein Rätsel, wie es der Pyramidenbau ist, namentlich wenn wir in Erwägung ziehen, daß der Fluß eine bedeutende Stromgeschwindigkeit hat. Die Brücke liegt etwa 20 Fuß über dem Wasserspiegel (vgl. die Abbildung).

Besondere Beachtung verdient auch die Brücke über den Hanfluß in der Nähe des Vertragshafens Swatau. Sie ist 2000 Fuß lang, 12 Fuß breit, über 1000 Jahre alt und zerfällt in drei Abschnitte. Der erste hat eine Länge von 600 Fuß. Er ruht auf zwei Bogen, sowie Steinpfeilern, die die Form von sechseckigen Prismen haben. Die Entfernung zwischen den 30 Fuß langen und 25 Fuß breiten Pfeilern mißt etwa 30 Fuß.

Dieser erste Abschnitt des Baus endigt in einem mächtigen Brückenpfeiler, von dem aus eine Steinbrücke nach einer 350 Fuß langen Pontonbrücke führt. Jeder Ponton ist 20 Fuß lang und 8 Fuß breit. Untereinander und mit den beiden Brückenpfeilern sind sie durch eiserne Ketten verbunden. Kleine „fliegende Brücken" sind von Ponton zu Ponton gelegt. Eine Steintreppe führt vom letzten Ponton nach dem dritten Brückenabschnitt, der, auf Pfeilern ruhend, etwa 1000 Fuß lang ist. Die beiden äußeren Brückenabschnitte haben zu jeder Seite Krämerbude an Krämerbude, sodaß die die Brücke passierenden Menschen den Eindruck gewinnen, als befänden sie sich auf einer gewöhnlichen Straße.

Die Provinz Setschuen hat ebenfalls mehrere, im Lande sehr berühmte Brücken aufzuweisen. Sie sind aus Stein gebaut und zeigen fast ausnahmslos die Bogenform. Manche sind 200 bis 300 Schritt lang, haben bis zu zehn Bogen, sind breit und gut gepflastert.

Man wird zugeben müssen, daß die chinesischen Bogenbrücken sehr zierliche Bauten sind. Der Bogen erhebt sich vielfach im schlanken Eirund. Der Weg wird durch Stufen gebildet, die Steinarbeit ist meisterhaft ausgeführt. Es giebt auch Bogen, die zugespitzte Form haben, andere sind halbkreisförmig,

*) Nach Berechnung eines im chinesischen Zolldienst stehenden Ausländers enthält der größte Stein dieser Brücke über 1550 Kubikfuß Granit, im Gewichte von run 250 000 Pfund = 115 Tonnen.

wieder andere haben die Hufeisenform oder die des Abschnitts einer Ellipse, oder die Form eines Omega. Manche Bogen sind so hoch, daß größere Bote mit aufgerichtetem Mast hindurchfahren können.*)

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß man in China auch Pontonbrücken kennt. Die größte und berühmteste ist die Schiffbrücke in Lantschau Fu, der Provinzialhauptstadt von Kansu. Sie überspannt den Hoangho (Gelben Fluß) etwa 400 deutsche Meilen von seiner Mündung in das Gelbe Meer und stammt aus dem 14. Jahrhundert.

An jeder Seite des Flusses befinden sich starke, steinerne Brückenpfeiler, die gegen die Gewalt des Stromes durch Pallisaden geschützt sind. Im ganzen sind 24 Pontons untereinander und mit den Brückenpfeilern durch zwei starke, eiserne Ketten verbunden. Auf die Pontons sind der Länge nach Baumstämme gelegt, und über diesen liegen wiederum zwei Zoll starke Planken, etwa 1000 an der Zahl. Sie bilden den Weg, der an jeder Seite ein Geländer hat. Die Brücke ist 800 Fuß lang und 15 Fuß breit. Die Länge der Pontons beträgt 55 Fuß, ihre größte Breite 15 Fuß. Die beiden eisernen Ketten sollen 1400 Fuß lang sein.

Für den Handel ist diese Pontonbrücke ein sehr wichtiges Bindeglied. Denn die Poststraße nach Ost-Turkestan und Tibet über Kokonor führt über den Gelben Fluß bei Langtschau. Hunderte von beladenen Fuhrwerken fahren fast täglich in beiden Richtungen über diese Brücke.

Man findet übrigens in fast jeder Provinz Chinas einige Pontonbrücken. Ihr Bau ist in mancher Hinsicht mit weniger Kosten und Mühe verbunden, als der steinerner oder selbst hölzerner Brücken. Eine vielen in Shanghai und der Umgegend lebenden Ausländern sehr wohlbekannte, schwimmende Brücke ist die, die den Yungfluß bei der Stadt Ningpo überspannt. Sie ist etwa 200 Fuß lang. Die Planken, die den Weg bilden, ruhen auf 16 Pontons. Die mittleren können herausgenommen werden, um Boten den Durchgang zu gewähren. Auch hier säumen Hökerbuden die Brücke ein.

Einen sehr auffallenden Beweis für die Geschicklichkeit und die Kenntnisse der Chinesen in der Mechanik vor bereits fast 2000 Jahren liefern ihre Hängebrücken, deren Erfindung man der Handynastie zuschreibt. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Geschichtsschreiber Chinas wurde der kühne Plan, Hängebrücken zu bauen, die Abhänge überspannen, zuerst von dem berühmten General Schang Lieng gefaßt. Er war nämlich vom Kaiser zum Oberaufseher des Baus von Militärstraßen ernannt worden und zwar in

*) Die Annahme ist wohl berechtigt, daß die Chinesen den Bau und die Eigenschaften des Bogens vor vielen Jahrhunderten gekannt haben. Alle Steine eines chinesischen Bogens sind gewöhnlich keilförmig; ihre Seiten bilden Radien, die gegen die Mitte der Bogenlinie in einem Punkte zusammenlaufen.

Schensi, einer Provinz, deren hohe Berge und tiefe Schluchten die Herstellung von Verbindungsstraßen sehr erschwerten.

Diese Brücken, die von chinesischen Schriftstellern recht passend „fliegende“ genannt werden, sind mitunter so hoch, daß man sie nicht ohne Schaudern passieren kann. Die meisten sind breit genug, daß zwei Männer nebeneinander reiten können. Zum Schutze der Reisenden befinden sich an beiden Seiten Geländer. Übrigens ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die katholischen Missionare, die vor ein paar Jahrhunderten zuerst diese Hängebrücken beschrieben, uns Europäern den Anstoß zur Konstruktion der jetzt in der ganzen Welt bekannten, modernen Hängebrücken gegeben haben.

Besonders häufig stößt man auf „fliegende Brücken“ in der Provinz Yünnan. Aber auch in anderen Gegenden z. B. in Setschuen kennt man sie. So befinden sich in der Nähe der Hauptstadt Tschengtu Fu mehrere riesige Bambusbrücken, von denen einige 250 bis 300 Schritt lang sind. Sie bestehen aus etwa einem Dutzend dicker Bambustaue, deren jedes einen halben Fuß vom nächsten entfernt ist. Sie sind an jedem Ende der Brücke in starkes Mauerwerk eingebettet. Uber den Tauen liegen dünne Bretter. Die Brücken sind demnach etwa 8 bis 9 Fuß breit.

Das Geländer wird durch Bambusstricke gebildet, die einen Fuß voneinander entfernt sind. Kreuzweis laufende Holzstützen halten die Geländertaue in ihrer Lage, deren Enden ebenfalls in das Mauerwerk der Brückenenden eingelassen sind. Alle 50 Schritt findet man zu beiden Seiten der Brücke starke Holzpfähle in das Flußbett eingerammt, die den Bambustauen Halt geben. Aber trotzdem ist die Senkung zwischen je zwei Pfählen eine bedeutende, und durch die Benutzung wird die Brücke in schwingende Bewegung gesetzt, die leicht Schwindel hervorrufen kann.

Man findet jedoch auch viele Hängebrücken, für die man eiserne Ketten benutzt hat. Auf diese sind dann einfach dünne Bretter gelegt, doch schwingen trotz der Schwere der Ketten auch diese Brücken stets nicht wenig. Die Chinesen scheinen demnach die ersten gewesen zu sein, die zu ihrem Brückenbau Eisen verwendeten.

III. Kanäle.

Das Kanalsystem Chinas gehört unstreitig zu den großartigsten Schöpfungen menschlichen Fleißes. Die Flüsse des Landes der Mitte, namentlich die mächtigen Zwillingsströme Hoangho (Gelbe Fluß) und Yangtsekiang, laufen im allgemeinen vom Hochlande im Westen in parallelen Linien nach Osten in den Ozean. Die künstliche Kanalverbindung geht aber von Nord nach Süd und schneidet die Stromläufe im rechten Winkel. Die kleineren Flüsse füllen die Kanäle mit Wasser, die großen Ströme leiten die Wassermengen in das Meer. China kann in Wirklichkeit ein Holland von Riesen-

umfang genannt werden. Überall stößt der Reisende auf Kanäle, die sowohl Bewässerungs- wie auch Verkehrszwecken dienen.

Im Gegensatze zu den Landstraßen hat die Regierung der Beschaffenheit der Wasseradern des Reiches von jeher ein nicht geringes Interesse zugewandt. Die ersten Versuche, die Wasserwege unter ihre besondere Aufsicht zu nehmen, führen uns auf das vorgeschichtliche Zeitalter zurück. Die aus dem fernen Westen, von den Grenzen Setschuens kommenden Einwanderer, die sich am Yangtse niederließen, eigneten sich schon früh die Kunst an, Dämme aufzuwerfen und das Wasser in seinen Ufern in Schranken zu halten. Dasselbe gilt von der Eindämmung des Gelben Flusses.



Kanalscene bei Shanghai.

Der Kaiserkanal, auf den wir sogleich näher eingehen werden, ist ein weiterer Beweis für die Bemühungen der Chinesen, von Wasserstraßen als Verkehrsadern Gebrauch zu machen. Ja, wo sie nur einen schiffbaren Fluß vorfanden, machten sie sich ihn auch zu Nutze. Diese durch die älteste Überlieferung gestärkte Gewohnheit — sie ist älter als das Regierungssystem selbst — hat sich auch zu einem Verwaltungszweige ausgebildet. Wie aber vieles andere in China, so hat auch diese Verwaltung ihren Zweck verfehlt, sodaß sogar manches Übel aus ihr erwachsen ist.

Den ganzen ausgedehnten Küstenstrich durchläuft von Nord nach Süd, vom Golf von Petschili bis zur Hauptstadt von Tschekiang, Hangtschau, der mächtige Hauptstamm dieses Kanalsystems, dem gegenüber alle anderen künstlichen Wasserwege sich wie Zweige und Äste verhalten. Es ist der Kaiserkanal oder der „große Kanal“, von den Chinesen „Yünho“ oder „Tschaho“ genannt,

verdeutscht der „Transitfluß“ oder „Flutthorfluß“. In mannigfachen Krümmungen durchschneidet er acht Breitengrade; seine Länge wird auf etwa 1200 km geschätzt.

In keinem anderen Lande wäre der Bau eines solchen Riesenwerkes praktisch ausführbar gewesen und nur der Überfluß an Arbeitskräften, die um einen ungemein geringen Lohn beschafft werden konnten, ermöglichte die Fertigstellung einer solchen herkulischen Arbeit. Mit Bezug auf geographische Länge und Breite kann sich kein anderer Kanal der Erde mit dem Kaiserkanal messen. An Länge kommt ihm der Eriekanal in Nordamerika nahe.

Die Ausgrabung dieses chinesischen Riesenwasserweges begann im 7. Jahrhundert n. Chr. unter der Regierung Yang Tis, mit einer verhältnismäßig kurzen Strecke zwischen dem Yangtse und Hoangho in der Provinz Kiangsu. Die von dem im Westen Schantungs gelegenen Lintsin nach Huaian in Kiangsu, unweit der alten Mündung des Hoangho führende Strecke verdankt ihren Ursprung dem Gründer der Yuandynastie, Kublai Khan, datiert mithin aus dem 13. Jahrhundert. Der südliche, bei Hangtschau endende Teil stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Tientsin ist der nördliche Punkt des Kaiserkanals. Er durchfließt zuerst in südwestlicher Richtung bis unweit Lintsin einen Teil Tschilis, betritt dann Schantung und durchschneidet, oder richtiger gesagt, mündet in den Gelben Fluß unter dem 34. Breitengrade, etwa 70 Seemeilen von dessen Mündung ins Gelbe Meer. Von diesem Strome aus läuft der Kanal in südlicher Richtung durch Kiangsu nach Itsching, das am Yangtse gegenüber Tschinkiang gelegen ist. Vom Yangtse führt er in südöstlicher Richtung an dem durch seine herrlichen Scenerien in China allbekannten großen See, dem Tahu, entlang nach der Hauptstadt Kiangsus, Sutschau, und von dort nach der Hauptstadt Tschekiangs, Hangtschau. Die Entfernung vom Yangtse nach Hangtschau beträgt rund 300 km.

Obgleich das Bett des Kanals an manchen Stellen, namentlich in seinem oberen Teile, Spuren davon aufweist, daß es ursprünglich ein Flußbett war, und zwar das des aus den Shansigebirgen kommenden Weiho, so muß man den Kanal doch im großen und ganzen als ein Werk von Menschenhänden ansehen. Der Kaiserkanal, durch dessen Fertigstellung auch eine fast ununterbrochene Wasserverbindung zwischen Peking und Canton hergestellt worden ist, hat fast nirgends stillstehendes Wasser. Sein Gefälle beträgt oft mehrere Fuß auf die Meile. Bald drängt sich das Wasser durch Hügel, bald läuft es auf erhöhten, von Granitsteinen eingefaßten Dämmen über Moräste und durch Seen von bedeutenderem Umfange. Auf der Hoangho—Yangtse-Strecke hat der Kanal eine durchschnittliche Breite von etwa 150 Fuß.

Die jährlich notwendige Ausbesserung der Eindämmungen verschlingt große Summen, doch darf sie nicht vernachlässigt werden, da von ihrer

Instandhaltung die Sicherheit der umliegenden Ortschaften, die häufig viel niedriger als der Kanal liegen, abhängt. An manchen Stellen ist der Damm 15 und 20 Fuß hoch, an anderen ist er wiederum sehr niedrig. Ganz auffallend ist die große Klarheit des Kanalwassers, das namentlich von dem Schmutziggelb der den Kanal durchschneidenden Flüsse absticht. Seine Tiefe wechselt zwischen wenigen Fuß an manchen Stellen bis zu einer Tiefe, die für größere Dampfer ausreichen würde.

Auf das starke Gefälle, daß der Kanal an manchen Stellen infolge der Bodenbeschaffenheit hat, ist bereits kurz hingewiesen worden. Ist die Neigung zu stark, so ist eine Art von Schleusen angebracht worden. Etwas einfacheres als diese Vorrichtung läßt sich kaum denken. Die Fahrzeuge werden durch zwei, an jeder Seite der Schleuse befindliche Gangspille heraufgezogen, die mit 12 bis 15 Kulis bemannt sind. Um dies zu ermöglichen, steigt in einer Entfernung von 40 bis 50 Fuß von der Schleuse das mit Quadersteinen ausgelegte Bett allmählich bis zur Schleusenhöhe empor. Das Tau wird um das Heck des Fahrzeugs gelegt und beide Spille arbeiten zur selben Zeit. Das Herabgleiten wird auf der schrägen Quadersteinebene der anderen Seite durch Schieben bewirkt; das Boot gleitet schnell auf der schiefen Fläche ins Wasser.

Der Kaiserkanal hat in jüngster Zeit seine einstige Bedeutung völlig verloren. Er wird gegenwärtig vielfach nur von Dschunken benutzt, die alljährlich einen Teil des Tributreises nach Peking bringen, (siehe Seite 73). Da man ihn aber viel billiger mittels Dampfers vom Yangtsethale aus nach dem Norden schaffen kann, indem man direkt von Shanghai nach Tientsin fährt — die Dampfer der „China Merchants S. N. Co." besorgen bereits seit Jahren einen großen Teil der Beförderung — so ist es wahrscheinlich, daß der Kanal selbst für den genannten Zweck in wenigen Jahren nicht mehr benutzt werden wird.

Hierfür spricht namentlich die Thatsache, daß dieser Wasserweg mehr und mehr versandet und daß die Regierung keine Anstalten macht, ihn zu vertiefen. Zu dieser Versandung mag allerdings auch die Änderung im Laufe des Gelben Flusses, der dem Kanale bedeutende Wassermengen zuführt, beigetragen haben. Man ist demnach wohl schon heute zur Annahme berechtigt, daß diese mächtige Wasserstraße, die von Europäern, die China in früheren Jahrhunderten besuchten, als ein Wunderwerk geschildert wurde, in absehbarer Zukunft und namentlich nach Fertigstellung der Tiensin—Tschinkiang-Eisenbahn, aufhören wird, in der Geschichte der Warenbeförderung zu Wasser irgend welche Rolle zu spielen.

Von dem Lose, das diesem Kanale beschieden zu sein scheint, ist nämlich auch bereits ein anderer künstlicher Wasserweg in China und zwar in unserer Interessensphäre, in Schantung, betroffen worden. Die Verhältnisse lagen hier folgendermaßen.

Ehe die Küste Chinas ihre gegenwärtige Gestaltung annahm, bestand der Teil, der heute unter dem Namen der Provinz Schantung bekannt ist, aus zwei Gruppen von Felseninseln, die von einander und vom Hochlande der Provinzen Anhui und Honan durch zwei enge und verhältnismäßig flache Meerengen getrennt wurden. Die östliche trennte die beiden Präfekturen Laitschau und Tengtschau, im Westen von Tschifu. Sie erstreckte sich von Kiautschou bis zum „Tigers Head", einer Art Vorgebirge in der Nähe von Laitschau.

Bis zum 10. Jahrhundert machte man von dieser Meerenge, die jedoch auffallend schnell zu versanden begann, starken Gebrauch, um das von den Seeleuten wegen seiner „Acroceraunischen Klippen" gefürchtete und gern gemiedene Schantungvorgebirge nicht umschiffen zu müssen. Die ursprüngliche Meerenge, die bei der heutigen Stadt Sinhotschen d. h. „neue Flußstadt" im Golf von Petschili mündete, hatte zwei Seitenkanäle, von denen eines ostwärts nach Tsimo und der andere nordwestwärts nach dem Tsingho führte.

Diese in eine Art von Kanal umgewandelte Meeresenge war als „Kiau Lai Yo" bekannt d. h. als die Wasserstraße, die Kiautschou mit Laitschau verbindet. Sie war etwa 100 Seemeilen lang. Mehr als 70 Brücken, die auf Befehl des ersten Kaisers der Sungdynastie (960 n. Chr.) gebaut worden waren, überspannten diesen Kanal. Er hatte eine große Anzahl von Schleusen, woraus man schließen muß, daß der Niveauunterschied zwischen der Kiautschoubucht und dem Golf von Petschili nicht unbedeutend gewesen ist.

Die Hauptursache für das schnelle Versanden dieser einstigen Meeresenge soll übrigens die Verflachung ihrer Nordeinfahrt gewesen sein, die, wie es heute noch die ganze dortige Küste ist, der Einwirkung der Fluten des Gelben Flusses ausgesetzt war. Diese Versandung muß außerordentlich schnell vor sich gegangen sein. Denn als im Jahre 1130 Schantung von den Nütschen-Tataren erorbert wurde, und die Sungdynastie infolge hiervon Hangtschau in Tschekiang zur Reichshauptstadt machte, war dieser Kanal nur noch teilweise vorhanden.

Während der verheerenden Nienfei-Rebellion (1865 bis 1867) diente der „Kiau Lai Ho" d. h. was von ihm damals noch übrig war, als militärische Schutzwehr. Li Hung Tschang ordnete als Höchstkommandierender an, daß der Kanal, nachdem die Rebellen aus Schantung vertrieben worden waren, so vertieft würde, daß man ihnen mit seiner Hülfe den Rückzug abschneiden könne. Heute ist jedoch von diesen Ausgrabungen nicht mehr viel zu sehen. Das einstige Kanalbett ist meist trocken und wird vielfach als Fahrstraße benutzt. In einen Schiffskanal wird es zweifellos nie wieder verwandelt werden.

Obgleich das Delta des Cantonflusses ebenfalls von zahlreichen Kanälen, von denen allerdings viele nur den Namen breiter Gräben („Creeks") verdienen,

durchschnitten ist, so hat doch die Kanalisation in China zweifellos ihren Höhepunkt in der Provinz Kiangsu erreicht. Das ganze Hinterland von Shanghai, eine unabsehbare Ebene, würde, wenn wir auf sie aus der Vogelperspektive herabschauen könnten, einem riesigen Spinnengewebe gleich sehen, dessen Fäden durch mehr oder minder breite Wasserwege gebildet werden. Ihre Zahl ist Legion. Der fremde Reisende, der in einem „Hausbote", wie die von Ausländern zu Ausflügen ins Innere des Landes benutzten Fahrzeuge genannt werden, eine Vergnügungs- oder Forschungsreise unternimmt, wird den staunenswerten Orientierungssinn seines „Laudah",*) unter welchem Namen die Botführer bekannt sind, bewundern und darüber staunen müssen, wie er häufig trotz Nacht und Nebel seinen Weg durch dieses endlose Labyrinth von Wasserstraßen, das keine Baken oder Bojen kennt, ohne Kompaß und Karte sicher finden kann.

Zur Fortbewegung bedienen sich die Fahrzeuge je nach Umständen teils der Segel, teils des „Yulo", eines sehr großen im Heck des Botes angebrachten Riemens, der von mehreren Leuten bedient wird. Sonst benutzt man auch das Treideltau. Ob durch den Bau eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes der auf den Wasserstraßen herrschende Riesenverkehr einen nennenswerten Abbruch erleiden wird, ist sehr fraglich, denn man muß bedenken, daß der Verkehr zu Wasser wenigstens nur halb so teuer ist als der Verkehr zu Lande. Auch benutzen die Chinesen Bote mit elastischem Boden, die sie leicht über kleine Riffe zu ziehen vermögen.

Dazu kommt noch, daß im Jahre 1898 die chinesische Regierung die Beschiffung seiner Inlandgewässer für die allgemeine Schiffahrt freigegeben hat. Die Folge hiervon ist gewesen, daß Hunderte von Dampfbarkassen heute als Bugsierbote in allen „maritimen" Provinzen des Reiches reiche Beschäftigung finden und somit zur weiteren Entwickelung des Binnenwasserverkehrs, namentlich auf den Kanälen und den sogenannten „Creeks" ganz bedeutend beitragen.

Die große Wichtigkeit dieses Zugeständnisses seitens der chinesischen Regierung, das nach hartem Kampfe durch die Vertreter der Fremdmächte errungen worden ist, rechtfertigt es wohl, daß wir an dieser Stelle das Reglement für fremde und chinesische Dampffahrzeuge, die Wasserstraßen im Innern Chinas befahren, in einer Übersetzung zum Abdruck und somit zur allgemeinen Kenntnis bringen.

---

*) Wörtlich übersetzt „der alte Große". Die Kapitäne von Dschunken werden ebenfalls so genannt. In Südchina ist dafür das Wort „Taikong" d. h. „Steuermann" gebräuchlich.

I. Erteilung von Certifikaten und Anmeldung.

§ 1.

In Zukunft ist es allen chinesischen und fremden Dampffahrzeugen, sofern sie in einem geöffneten Hafen registriert sind, gestattet, die Binnengewässer Chinas zu befahren unter Beobachtung der nachstehenden Bestimmungen und auch nur zum Zwecke des Handels auf den Binnengewässern, nicht etwa behufs des Verkehrs mit anderen Plätzen außerhalb des chinesischen Gebietes. — Der Begriff „Binnengewässer" ist in analogem Sinne zu nehmen wie der Begriff „Inland" im Abschnitt 4 des den Handel betreffenden Teils (III) der Tschifu-Konvention.*)

§ 2.

Alle nicht als Seeschiffe gebauten Dampfer, sei es, daß sie nur zum Verkehr innerhalb des Hafens bestimmt sind, sei es, daß sie die Wasserstraßen im Innern befahren, müssen außer den nach den Gesetzen ihres eigenen Landes nötigen Certifikaten noch ein besonderes, von dem chinesischen Zollkommissar auszustellendes Certifikat erbitten. In dieses Certifikat ist deutlich einzutragen: Vor- und Zuname und Heimat des Besitzers, Name und Bauart des Fahrzeugs, Anzahl der an Bord befindlichen Mannschaften. Diese Certifikate werden jährlich erneuert; wenn der Besitzer wechselt oder der Betrieb eingestellt wird, sind sie einzuziehen und zu vernichten. Die Gebühr für die erste Ausstellung beträgt 10 Haikuan Taels, für die jährliche Erneuerung 2 Haikuan Taels.

§ 3.

Dampffahrzeuge, die nur innerhalb des Hafens verkehren, brauchen nicht jede Fahrt beim Zollamt anzumelden. Zu melden ist jede in das Innere unternommene Fahrt, und zwar sowohl bei der Abfahrt wie bei der Rückkehr. Nicht mit Zollcertifikaten versehene Fahrzeuge werden zur Binnenschiffahrt nicht zugelassen.

§ 4.

Bezüglich der Führung von Lampen und Laternen, der Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung von Zusammenstößen, des Anheuerns und Abheuerns von Mannschaften und der Untersuchung der Dampfkessel usw. kommen für diese Dampffahrzeuge die in den verschiedenen Häfen schon bestehenden Vorschriften zur Anwendung. Diese Verordnungen sollen von den Zollbehörden veröffentlicht und auch auf den Zollpapieren des Fahrzeugs abgedruckt werden.

II. Entrichtung der Zölle.

§ 5.

Wenn nach inneren Wasserstraßen gehende Dampffahrzeuge in einem Hafen zollpflichtige Ware einladen, müssen sie das Zollamt davon benachrichtigen, damit es die

*) Dort heißt es wörtlich im englischen Text, den wir in Übersetzung bringen: „Das Wort „Nei Ti", Inland, bezieht sich sowohl auf Plätze, die an der Küste und an Flußufern, wie auch auf solche, die im Innern und die dem fremden Handel nicht geöffnet sind, liegen.

Höhe der zu entrichtenden Zölle festsetzt. Ebenso ist die Meldung zu erstatten, wenn ein Fahrzeug mit zollpflichtigen Waren aus dem Innern in einem Hafen eintrifft. Für alle, fremden Kaufleuten gehörigen Schiffe regelt sich die Höhe der zu entrichtenden Zölle nach den vertragsmäßigen Zolltarifen.

§ 6.

Wenn die Dampffahrzeuge in den Binnengewässern Waren einladen oder ausladen, ist nach den für den betreffenden Ort bestehenden Bestimmungen Zoll oder Likin zu entrichten. Für die fremden Kaufleute gehörigen Schiffe finden die vertragsmäßigen Zolltarife entsprechende Anwendung.

§ 7.

Wenn Dampffahrzeuge andere Bote schleppen und die geschleppten Bote an bestimmten Likinstationen behufs Zollrevision halten, so müssen die Schleppdampfer ebenfalls halten. Die auf ihnen befindlichen Waren unterliegen der Verzollung nach den Regeln der betreffenden Zollstelle in gleicher Weise wie die auf den geschleppten Schiffen. — Fremden Kaufleuten gegenüber dürfen jedoch nur Bestimmungen Platz greifen, die im Einklang mit den Verträgen stehen. Diese Bestimmungen müssen vom Zollamt bekannt gegeben werden. — Auf dem Yangtsestrome dürfen Warenbote, außer mit ausdrücklicher Genehmigung des Zollamtes, überhaupt nicht geschleppt werden.

III. Strafen und Gerichtsverfahren.

§ 8.

Wenn Personen während des Befahrens von Wasserstraßen im Innern eine Zollbestimmung übertreten oder ein Verbrechen gegen die Person oder das Eigentum begehen, so haben die Lokalbeamten die Untersuchung und Aburteilung zu besorgen. Wenn auf einem Fahrzeuge, das einem Fremden gehört, ein auf ihm angestellter Chinese sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig macht, so hat der Lokalbeamte des Ortes den nächsten Zollkommissar zu benachrichtigen, der seinerseits den Konsul des Besitzers des Fahrzeuges in Kenntnis zu setzen hat. Der Konsul hat das Recht, einen Beamten zu entsenden, der der Gerichtsverhandlung beiwohnt. Wenn der Schuldige ein Fremder ist, so ist nach den Vertragsbestimmungen über die Erteilung von Pässen zu verfahren, und darnach der Schuldige durch den nächsten Zollkommissar abzuliefern, der für die weitere Ablieferung an den betreffenden Konsul zu sorgen hat.

§ 9.

Wenn Dampffahrzeuge beim Passieren von Zoll- und Likinstationen auf Aufforderung nicht halten, oder wenn ihre Passagiere oder Bemannung im Innern Ruhestörungen begehen, werden nach den für jede betreffende Station bestehenden Bestimmungen Strafen verhängt; auch wird das Zollcertifikat zurückgenommen und dem Fahrzeug ein weiteres Befahren der inneren Wasserstraßen verboten. Wenn es sich jedoch um Schiffe von fremden Kaufleuten handelt, so kann auf deren Antrag hinsichtlich der Aburteilung des Falles und der Strafverhängung auch nach den „Rules for joint investigation in cases of confiscation and fine by the Custom House Authorities“ vom 31. Mai 1868 verfahren werden.

Schlußbemerkung.

Die obigen Bestimmungen sind vorläufig als zur Aufsicht über die im Innern verkehrenden Dampffahrzeuge ausreichend aufgestellt. Im Laufe der Zeit etwa notwendig werdende Abänderungen sind nicht ausgeschlossen.

Verkehrsmittel.

Das Reisen im Lande der Mitte ist für den Abendländer vornehmlich durch zwei Züge charakteristisch, nämlich durch Langsamkeit und Unbequemlichkeit. Dies sind freilich Mängel, die die Bewohner des „himmlischen" Reiches wenig berühren; denn sie sind uns Europäern, was Geduld und Genügsamkeit anbetrifft, außerordentlich überlegen.

Das Reisen in den nördlichen Provinzen des Reiches wäre erträglicher, wenn nicht der Weg tage-, ja häufig sogar wochenlang durch Gegenden mit den denkbar eintönigsten Scenerien führte. Fast allerorts tritt uns die scheinbar endlose Ebene entgegen, hier und da nur durch vereinzelte, niedrige Baumgruppen unterbrochen, die die Dorfschaften bezeichnen. Nirgends begegnen wir grünen Hecken oder Mauern, an denen sich Epheu und andere Schlingpflanzen emporranken, die bekanntlich unserer heimatlichen Landschaft zu so erfreulichem Schmucke dienen.

Mitunter kommt man durch eine Gegend, die an eine holländische Landschaft erinnert. In der Ferne sieht man ein Segel hinter Flußwehren dahinziehen. Doch auch diesem Bilde fehlen die grünen Wiesen, auf denen das Hornvieh weidet, die Landhäuser mit rotem Dache und die arbeitenden Windmühlen, sowie der in die Lüfte ragende Kirchturm. Die Dörfer sind das einzige, was die Eintönigkeit der chinesischen Landschaft unterbricht. Aus der Ferne gesehen gleichen sie anmutig beschatteten Inselchen, die sich ein wenig über die Felder erheben; betritt man sie jedoch, so wird man sie äußerst schmutzig finden.*)

Die Art der Verkehrsmittel richtet sich ganz nach der topographischen Beschaffenheit des Landes. In den nördlichen Provinzen, wo es verhältnismäßig viel Brachland und wenige Kanäle giebt, kommt der zweirädrige Wagen

---

*) Im Gegensatz zu der im Abendlande weit verbreiteten Ansicht ist die Zahl der großen Städte im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung in China nicht so groß als in Europa. Viele Bezirksstädte, und unter einem chinesischen Bezirk muß man sich ein Gebiet von der Größe einer unserer Provinzen vorstellen, sind weiter nichts als größere Dörfer, um die sich eine Mauer zieht und in der die Regierungsbureaus liegen. Wenigstens drei Viertel der Einwohner Chinas leben auf dem Lande, außerhalb der großen Mittelpunkte des Stadtverkehrs, und dem Reisenden wird kaum irgend etwas anderes mehr auffallen, als die ihm unbegreiflich erscheinende große Zahl von meist kleinen Dorfschaften.

vornehmlich für die Personen- und Warenbeförderung zur Verwendung. In den gebirgigen Nordwestprovinzen gebraucht man auch Sänften, die von Mauleseln getragen werden. In Mittelchina machen die zahllosen Wasserstraßen die „wimmelnde“ Bevölkerung vom Fuhrwerke völlig unabhängig, während in Südchina, wo man das Zug- und Lasttier nur wenig kennt, die auf den Schultern sehniger Kulis getragene Sänfte als Personenverkehrsmittel in den Vordergrund tritt.

Das eigentliche China, das „Land der achtzehn Provinzen“, bietet in der That das Bild eines „wimmelnden“ Verkehrs. Die dort herrschende Betriebsamkeit trägt einen fast „ameisenartigen“ Charakter. Das sich weithin



Landschaft am Yangtse in der Nähe Hankaus.

von West nach Ost ziehende Kuanlun-Gebirge scheidet dies Gebiet in eine nördliche und eine südliche Hälfte, die klimatisch, hinsichtlich der Produkte und in Bezug auf den Verkehr völlig von einander verschieden sind. Im Osten Chinas haben wir ein Hügelland, das sich bis zu 5000 Fuß erhebt, und wegen der hier durchgehenden Verbindungen ist in diesem Teile des Reiches die Trennung von Nord und Süd weniger scharf. Im Norden der Osthälfte haben wir eine Ebene, aus der das gebirgige Schantung inselartig sich heraushebt. Im Süden entspricht dieser Ebene eine solche am unteren Yangtse, doch treffen wir hier sonst nur Berg- und Hügelland.

Der Norden nun ist, wie gesagt, als die Region der Landstraßen, der Süden als die der Wasserstraßen und Fußwege zu bezeichnen. Im allgemeinen ist der Träger das Verkehrsmittel, das demgemäß teuer ist. Bei einem Tagelohn von 0,50 M. für den Mann würden sich die Trägerkosten

für 100 km schon hoch stellen. Der Riesenverkehr hat hier die große Aufgabe zu lösen, in dem ungeheuern Reiche vierhundert Millionen Menschen zu versorgen, und deren Lösung ist keineswegs klein. Diese Massen von Menschenkräften, die mit der lokalen Güterverteilung beschäftigt sind und daraus ihren Unterhalt ziehen, rechtfertigen in gewisser Hinsicht die Furcht der Bevölkerung vor Eisenbahnen.

Wie vor Jahrtausenden, fährt auch noch heute der zweirädrige, sehr widerstandsfähige Wagen mit seiner Ladung durchs Land. Vom Standpunkte des Abendländers betrachtet läßt sich als Beförderungsmittel nichts Unbequemeres denken als diese unglaublich schwere „Maschine". Das Rad allein wiegt bei Frachtkarren mitunter 170 Pfund und die Achse 60 Pfund; das ergiebt demnach für diesen Teil des Karrens 400 Pfund! Die Spurweite ist sehr verschieden.

Im Norden unterscheidet man zwei Arten von Karren für die Warenbeförderung. Mit der einen Art kann man Güter bis zu 25 Picul (etwas über eine Tonne) fortschaffen; mit der anderen solche bis zu 8 Picul Gewicht. Die hohen Räder sind stets außerordentlich massiv gebaut; sie drehen sich bei den Karren für schwerere Lasten um eine feste Holzachse, die etwa einen Fuß lang über das Rad hinausragt. Bei den leichteren Karren sind die Räder an der Achse befestigt und das Ganze dreht sich in einer hölzernen Buchse.

Der zum Reisen bestimmte Wagen ist ein Musterwerk eines primitiven Beförderungsmittels. Man kann ihn im Vergleich zu unseren bequemen Fuhrwerken als ein noch übrig gebliebenes Folterstück aus der Inquisitionszeit ansehen. Der etwa 5 Fuß lange und 3 Fuß breite Kasten ruht unmittelbar auf der massiven Achse, so daß der über dieser sitzende Passagier jeden Stoß unmittelbar empfindet, was bei der höchst mangelhaften Polsterung des sprungfederlosen Wagens und bei dem schrecklichen Zustande der Landstraßen zu einer wirklichen Marter wird. Wer nicht nach chinesischer Art mit untergeschlagenen Beinen auf dem Karrenboden sitzen kann, muß entweder sich zurücklehnen und mit ausgestreckten Beinen liegen oder sich neben den Fuhrmann außerhalb des Kastens setzen. Es ist dies für den Europäer der einzig erträgliche Platz, weil man da nicht gerade über der Achse sitzt und deshalb die Stöße weniger empfindet. Die hohen Räder sind sehr schmal und oft mit derben Nägeln beschlagen.

Für kurze Reisen werden diese Wagen mit einem Pferde, Maulesel, Esel oder Ochsen bespannt; für weitere Entfernungen nimmt man noch ein zweites oder drittes Zugtier, doch spannt man die Tiere nicht, wie man denken sollte, nebeneinander, sondern zumeist in Entfernungen von 10 bis 12 Fuß eines vor das andere. Das Geschirr ist von denkbar einfachster Art. Jedes Tier zieht das Fuhrwerk mittels loser Stricke, die an die Achse befestigt sind. Der Fuhrman läuft meist neben dem Wagen einher. Sind, was gar nicht selten ist, ein Pferd, ein Maulesel und ein Esel zusammengespannt, so

ist es keine leichte Sache, diese Tiere zum gleichzeitigen Ziehen zu bewegen. Einem Europäer würde es wohl niemals gelingen. Vierrädrige Fuhrwerke trifft man übrigens in China sehr selten an.

In Gebirgsgegenden, wo es verhältnismäßig nur wenige Landstraßen giebt, bedient man sich vielfach der Sänften, die von zwei Maultieren, deren eines dem anderen vorangeht, getragen werden. Dem Vorderesel fällt die Aufgabe zu, den geeignetsten Weg zu suchen; der hintere hat nur seinem Führer zu folgen und muß sich ganz auf ihn verlassen. Denn thut jener einen Fehltritt, so wirft er gewöhnlich das hintere Tier zu Boden. Daß eine solche Reise mit nicht geringen Gefahren verbunden ist, liegt auf der Hand. Denn da die Sänfte nicht allzu fest auf einem Bambusrahmen lagert, so schwingt sie, wenn das Tier scheut und davonläuft, hin und her, und fällt schließlich um. Diese Palanquins haben selten Sitze, sodaß der Reisende entweder mit untergeschlagenen Beinen sitzen oder sich niederlegen muß, so gut es eben geht.

In Gegenden, wo man sich der Zugtiere als hauptsächlichsten Verkehrsmittels bedient, werden Pferde, Maultiere und Esel vielfach zu Reitzwecken verwendet. Die Mongolei besitzt große Eselzüchtereien, aus denen man diese Tiere weit über das Land hin bezieht. Der Esel trägt durchschnittlich 60, das Maultier 120 und das Kamel, das die Mongolen nur zum Reiten verwenden, 180 kg. Als Lasttier wird es von ihnen sehr stark benutzt, und die Karawanen, die die Warenbeförderung zwischen Peking und Sibirien vermitteln, sind gewöhnlich Kamelkarawanen.

In der Regel zieht der Chinese das Maultier dem Pferde, oder richtiger gesagt dem Ponie, vor, und zwar weil es sich leichter regieren läßt. Das mongolische Ponie ist allerdings, wie wir bereits wissen, häufig sehr launenhaft. Das Geschirr, wie auch die Zügel und Halfter, deren sich die Chinesen zu Reitzwecken bedienen, sind sehr mangelhafte Vorrichtungen. Kinnketten kennt man gar nicht. Viele Reiter, auch Kutscher, machen von den Zügeln überhaupt nur wenig Gebrauch. Zu bemerken ist hierbei noch, daß in den hügeligen Gegenden nicht nur Männer, sondern auch Frauen und sogar Kinder Reitpferde benutzen. Die Kinder werden gewöhnlich in Körben, die an den Seiten des Tieres befestigt sind, untergebracht.

In Gegenden, in denen man den zweirädrigen Karren nur wenig kennt, z. B. in den Kiangnan- und Cantonprovinzen, dient zur Fortschaffung der Reisenden und ihres Gepäcks, sowie auch zum Warentransport der Schubkarren. Diese „Maschine" besteht aus einem breiten, wagerechten Rahmenwerk. Das Rad, das etwa 3 bis 4 Fuß im Durchmesser mißt, befindet sich in der Mitte dieses Rahmens. Die obere Hälfte des Rades ist mit einem kastenähnlichen Rahmen überdeckt. Dadurch erhält man Platz für Personen auf jeder Seite des Rades. Der Passagier stemmt einen seiner Füße gegen eine der Sprossen in dem wagerechten Rahmenwerk und läßt den anderen

Fuß, der gewöhnlich in einem aus Hanf gefertigten Steigbügel ruht, an der Seite herabhängen.

Die Deichsel befindet sich am Hinterende des Rahmenwerkes. Der Schubkarrenkuli hat einen Schulterriemen, der an den Enden der beiden Scheren befestigt ist. Das Hauptgewicht ruht demnach auf seinen Schultern, seine Arme gebraucht er nur zum Balancieren des Karrens. Ist die Ladung sehr schwer — mitunter werden mehrere hundert Pfund auf eine solche „Maschine“ geladen — so besorgen zwei Personen die Fortbewegung, von denen die eine zieht und die andere schiebt. Mitunter hilft auch ein Esel, der an einem langen Stricke zieht.

In Ebenen, in denen der Wind ziemlich beständig weht, führen die Karren an einem dünnen Bambusmaste ein kleines Segel, das aufgespannt wird, sobald der Wind in der Fahrrichtung weht. Der Karrenschieber hält auch die Schote in der Hand. Wenn auch die Reise auf dem Karren ihre großen Unbequemlichkeiten hat, so weist sie doch einen großen Vorzug auf, nämlich den, daß sie viel weniger Kosten verursacht, als die Miete für einen Wagen, eine Sänfte u. dergl. m.

Die Sänfte, von der namentlich in Gegenden, denen es an geeigneten Wasserstraßen mangelt, stark Gebrauch gemacht wird, ähnelt sehr der, die man in Indien und in anderen Ländern findet. Der Tragstuhl wird namentlich stark von den Mandarinen benutzt (vergl. Seite 267), sowie von der vornehmen Damenwelt. In Hinsicht der Leichtigkeit, Bequemlichkeit usw. läßt er nur wenig zu wünschen übrig. Die beiden Träger legen auf ihre Schultern die dünnen und elastischen Pfähle, die einer nahe am Ende durch eine Querstange verbundenen Deichsel eines Kabrioletts ähneln.

Die Träger bewegen sich in abgemessenem Schritte, sodaß der Insasse kaum etwas von der Bewegung wahrnimmt, und mitunter mit bedeutender Schnelligkeit. Die Seitenwände und der Rückenteil sind der Ventilation halber zum Teil mit dünner Gaze ausgeschlagen. Gegen Regen schützt ein Überzug aus Wachstuch. Die Vorderseite hat statt einer Thür eine Art von Rouleau, das aus ähnlichem Material hergestellt ist, sodaß der Insasse sich nach allen Richtungen hin umsehen kann. Gewöhnlich bedient man sich auf Reisen dreier Träger, so daß einer stets zur Ablösung da ist und man demnach nicht häufiger und länger Rast zu machen braucht.

Die im ganzen Kaiserreiche am meisten gebräuchliche und beliebteste Art des Reisens geschieht mittels Botes. Nirgends auf der Erde trifft man eine so große Verschiedenheit der für den Inlandverkehr benutzten Fahrzeuge an als in China. Auch in Bezug auf Größe schwankt ihr Umfang ganz bedeutend. Da finden wir die oft 70 bis 80 Fuß lange, mit einem mächtigen Maste versehene, hochheckige Mandarindschunke neben dem nur 12 bis 15 Fuß langen Kahn des Bauern oder dem sogenannten „Sampan“,*) der

*) Das Wort stammt aus dem Malayischen und bezeichnet ein kleines Bot; die

zur Beförderung von Personen dient, namentlich in den Vertragsplätzen die Stelle des Ruderbotes zum Übersetzen u. dergl. m. vertritt und auch von den Ausländern stark in Anspruch genommen wird.

Die für Reisezwecke bestimmten Bote sind mehr mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit als für die Erzielung großer Geschwindigkeit erbaut. Das diesen Fahrzeugen zu Grunde liegende Modell ist nicht wie bei unsern Fahrzeugen das eines Fisches, sondern eines Wasservogels. Da sie einen flachen, breiten Boden haben, gehen sie oft nur wenige Zoll tief. Trotz ihrer anscheinend unbeholfenen Form werden selbst die größeren Fahrzeuge mit Leichtigkeit durch die schwierigsten Durchfahrten und von Boten wimmelnden Kanäle geführt, und das geschieht fast einzig und allein mittels eines mächtigen Ruders, das an Größe beinahe einem kleinen Maste gleich kommt, und oft von einem Dutzend Menschen in Bewegung gesetzt wird. Es ist im Heck angebracht und ist das bereits erwähnte „Yuloh", das zum Wricken dient.

Dies Riesenruder nimmt infolge seiner Lage im Heck und damit im Fahrwasser des Botes keinen besonderen Platz beim Durchfahren der gewöhnlich stark belebten Wasserstraßen in Anspruch, was ein großer Vorteil ist und sehr für diese Vorrichtung spricht. Die Kraft der Bewegung gleicht der des Schwanzes der Fische, die ja fast allein vermittelst dieses Organes sich vorwärts bewegen, während die Finnen fast ausschließlich dazu dienen, das Gleichgewicht zu erhalten. Indem dieses Ruder nach rechts und links bewegt wird, wird das Fahrzeug nach einem in der Mechanik wohlbekannten Gesetze in der Diagonale der Kräfte vorwärts getrieben. Diese Ruder sind oft 30 Fuß lang. Die Reibung ist dadurch auf ein Minimum gebracht, daß der Ruhepunkt ein eiserner Zapfen und Nut ist, der nur in einem Punkte Reibung erleidet.

Die Kajüte oder richtiger gesagt das Haus dieser fast lediglich für den Personenverkehr bestimmten Fahrzeuge besteht gewöhnlich aus drei Abteilungen. Die erste dient als Vorzimmer für die Dienerschaft der Reisenden, die mittlere als Speise- und Wohnzimmer, und die dritte als Schlafzimmer. Dahinter ist auf dem Deck die Küche und das für die Besatzung bestimmte Quartier. Der Fußboden der drei Abteilungen kann herausgehoben werden; er besteht aus lauter Fallthüren, die man an Metallringen heraushebt. In dem Kielraum ist dann Platz für eine Menge Gepäck. Das Licht fällt in diese Räume durch Seitenfenster, die entweder Scheiben aus Glas oder aus dünnem Papier haben. In starkem Gegensatze zu dem Schmutz, auf den

---

chinesischen Schriftzeichen dafür bedeuten „drei Bretter", aus denen man allerdings wohl einen Kahn herstellen könnte, doch hat der Sampan deren viel mehr. Die Geschicklichkeit der Sampankulis im Manövrieren mit ihrem Bote ist in der That staunenswert. Sie bedienen sich hierzu ausschließlich nur eines, vom Hinterteile aus gehandhabten Ruders.

man gewöhnlich in chinesischen Häusern stößt, halten die bezopften Boteigentümer ihre Fahrzeuge sehr sauber. Die Ursache ist wohl die unmittelbare Nähe des Wassers und die leichte Drainage, die in den Häusern gänzlich fehlt.

Größere Fahrzeuge haben ein bis zwei Masten mit Mastensegeln, die leicht, aber dauerhaft sind. Sie lassen sich vorzüglich handhaben; auch kann man mit ihnen wesentlich besser beim Winde segeln als mit Segeln europäischer Art. Ist der Wind nicht günstig, so werden die Bote durch Bambusstangen, durch das bereits beschriebene große Ruder oder durch Schiffzieher fortbewegt.

Zum Zwecke des Fortschiebens sind zu jeder Seite des Fahrzeugs lange Laufplanken angebracht, die auch von der Mannschaft und Bedienung dazu benutzt werden, um vom Vorderteil nach dem Hinterteil des Botes zu gelangen, ohne daß dadurch die Reisenden gestört werden. Das Treideln vollzieht sich in folgender Weise.

Am Mast und am Bug des Botes wird ein Tau befestigt. Es ist vielfach aus dünn gespaltenen und dann zusammen gedrehten Bambusstreifen verfertigt und vereinigt große Leichtigkeit mit Dauerhaftigkeit. Jeder Schiffszieher hat ein etwa zwei Fuß langes, plattes Stück Holz, an dessen Enden zwei Stricke befestigt und deren lose Enden zusammen geknüpft sind. Dies Brett wird am Treideltau befestigt, und vermittelst dieser Vorrichtung zieht der Trecker, auf dessen Brust das Brett ruht, das Fahrzeug vorwärts. Die Anzahl der Trecker richtet sich natürlich nach der Größe des Fahrzeugs.

An jedem Tau ziehen mehrere Menschen, die je einige Fuß von einander entfernt sind. Das Marschieren findet im Takte statt und die Arbeit geht mit regelmäßigen Ablösungen gemeiniglich Tag und Nacht fort und wird nur durch kurze Pausen unterbrochen. An den Kanälen sowie sonstigen Wasserstraßen laufen daher stets Treidelpfade entlang, die auch von der Landbevölkerung vielfach als öffentliche Wege benutzt werden.

Ein großer Vorteil der Botreisen in China besteht darin, daß man nicht genötigt ist, in Gasthöfen Unterkunft zu suchen. Der Passagier führt alles, was er braucht, mit sich im Fahrzeuge. Der Ofen, auf dem die Botsleute ihr Essen kochen, dient auch ihm zur Bereitung der Mahlzeit, und zu jeder Stunde kann er sich auf sein Bett hinstrecken. Im Vergleich mit den Gasthöfen am Lande sind die Bote außerordentlich reinlich, ganz abgesehen von den vielen Bequemlichkeiten, die sie dem Reisenden sonst bieten und die er auf dem Lande entbehren muß.

Denn alle Absteigequartiere charakterisiert derselbe verwahrloste Zustand und Mangel an Reinlichkeit, auf den wir überall in China stoßen. „Unbehaglichkeit“ — so darf man wohl paraphrasieren — „dein Name ist: chinesischer Gasthof“. An den regelmäßigen Stationen der Hauptstraßen findet man allerdings größere Wirtshäuser, doch auf den weniger befahrenen Wegen ist die Zahl dieser Karawansereien sehr gering und ihr Zustand spottet aller Beschreibung. Sie werden, ähnlich den Wegen, an denen sie liegen, nur

alle Jubeljahre einmal ausgebessert, und zwar dann, wenn man den Besuch eines höher gestellten Provinzialbeamten erwartet, da dessen zahlreiches Gefolge dann in diesen Gasthöfen ein Unterkommen finden muß, wie auch meist er selbst.

Trotz der verheißungsvollen Namen, die die Gasthöfe tragen, wie z. B. „Gasthof zur unmäßigen Glückseligkeit", „Gasthof zum ewigen Frühling", wird der Reisende sich schon glücklich schätzen, wenn er in dem etwa 25 Fuß langen und 12 Fuß breiten „besten Zimmer" wenigstens einen Tisch und ein paar Stühle oder Bänke findet, die nicht der Anlehnung an die Wand bedürfen. Die Wände sind meist nackte Lehmwände, die Fenster aus Papier und in der Regel so durchlöchert, daß man sich so gut wie im Freien befindet. Einen gedielten Fußboden kennt man nicht, ebenso wenig eine Decke; es starren einem staub- und spinnwebenbedeckte Dachsparren entgegen. Der Reisende muß sein eigenes Bettzeug mit sich führen. Als Bettstelle dienen Holzgestelle, auf denen Bretter liegen. In Ermangelung solcher schläft man auf Tischen, Bänken oder auf dem ungedielten Fußboden. Im angrenzenden Raume hausen vielleicht Esel, Pferde und Schweine. Eine elende Petroleum- oder einfache Öllampe „vervollständigt" das Hausmobiliar!

Die Anlage dieser Gasthöfe weicht im ganzen Kaiserreiche nur unbedeutend von einander ab. Zur Seite des Einfahrtthores befindet sich die „Restauration", deren Hauptmobiliar sich aus einer Anzahl starkgezimmerter Tische und Bänke zusammensetzt. Im Hintergrunde schwingt der Koch sein Scepter; bei Nacht spenden ihm ein paar erbärmliche Öllampen ihr armseliges Licht. Die Küchengeräte starren meistens vom tiefsten Schmutze. Das Einfahrtthor führt auf einen geräumigen Hof, an dessen beiden Seiten sich Stallungen und kleine Wohnzimmer entlang ziehen. Im Hintergrunde des Hofes befinden sich in der Regel größere und bessere Wohnzimmer, die aber auch um so teurer sind.

Die Aussicht, bald in einem Gasthofe unterzukommen, nachdem man das Ziel der Reise erreicht hat, stimmt den Reisenden im Abendlande froh. Aber solche tröstliche Aussicht wartet, wie bereits aus der vorhergehenden Beschreibung ersichtlich ist, nicht des Wanderers, wenigstens des europäischen nicht, im Lande der Mitte. Da giebt es weder Komfort, noch Ruhe, noch Zurückgezogenheit. Die im Hofraume eingeschlossenen Tiere, im Norden namentlich Esel, stimmen während der Nacht ein Konzert an, wie es im Reiche des Satans nicht schöner gedacht werden kann.

Daß diese Karawansereien oder Gasthöfe von Ungeziefer wimmeln, kann man sich vorstellen. Daß an Schlaf unter solchen Umständen nicht viel zu denken ist, versteht sich von selbst. Und jener bezopfte Reisende, der sich mit dem nachstehenden „poetischen Ergusse" in einem dieser Absteigequartiere verewigte, indem er die Reime an eine der Wände seines Schlafzimmers niederschrieb, legt dafür Zeugnis ab, daß selbst einen Chinesen die „Bequem-

lichkeit" eines Gasthofes in seinem eigenen Lande zum Galgenhumor stimmen kann. Der Schalk schrieb nämlich;

„In diesem Zimmer haust bei Nacht
Der Ratten gierge Schar;
Drei Pfund wohl wieget jedes Vieh,
Ein Braten, fett fürwahr!

Nach Hunderten zählst Wanzen du,
Das Kroopzeug stinkt und sticht.
Erhebe dich, glaubst du mir nicht,
Und zünde an das Licht!"

Dem Ausländer, der Reisen in das Innere Chinas zu unternehmen beabsichtigt, ist demnach anzuraten, wo das immer möglich ist, die Wasserstraßen zu benutzen und Landwege mit ihren Gasthöfen zu meiden. Denn von den Erfahrungen, die er mit Bezug auf chinesische Kost macht, wird er nicht sehr erbaut sein. Die Speisen sind, sowohl was ihre Güte wie auch ihre Zubereitung betrifft, in diesen Gasthöfen, namentlich aber in denen ärmerer Bezirke, höchst mangelhaft und bieten keine Abwechselung. Hühner, Eier, etwas Gemüse, leichte Mehl- und Wasserspeisen nebst Reis und Bohnen sind das einzige, was man dem hungrigen Reisenden anbietet. Hammelfleisch ist fast nur in größeren Städten zu haben, und Rindfleisch so gut wie gar nicht. Das ist Wochen lang, wenn man keine europäischen Konserven mit sich führt, eine traurige Kost umsomehr, als die Zubereitung dem fremden Gaumen ganz und gar nicht behagt. Man zahlt für eine leidliche Mahlzeit à la Chinoise 20 bis 25 Pfg. Der chinesische Reisende giebt aber für seine drei Tagesmahlzeiten zusammen kaum soviel Geld aus; sie bestehen aus Reis und Gemüse, etwas Fleisch und Backwerk nebst Thee.

Was schließlich die Unkosten des Reisens, die Entfernungen, die man an einem Tage zurücklegen kann u. dergl. m. anbetrifft, so dürften folgende Beispiele im allgemeinen einen Anhalt geben. In der südwestlichen Provinz Yünnan, wo man sich meist der Sänften oder Pferde bedient, kann man in der Sänfte in einem Tage etwa fünf bis sechs Meilen zurücklegen, zu Pferde sieben bis acht Meilen. Das Reisen in der Sänfte kostet im Mittel 2 M. für den Tag d. h. wenn man drei Träger — einen zum Wechseln — hat. Kulis, die man zum Fortschaffen des Gepäcks mietet. können etwa 70 bis 80 Pfund tragen; dafür erhält jeder etwa 70 bis 80 Pf. für den Tag. Ein Bagagepferd trägt etwa das doppelte Gewicht und kostet 50 bis 60 Pf. für den Tag; Ochsen mit einer Ladung von 150 Pfund legen an einem Tage nur 2 bis 3 Meilen zurück.

In den westlichen Provinzen Schansi und Schensi bedient man sich zwei-

rädriger Wagen, Sänften, die von zwei Maultieren getragen werden, sowie der Ponies. Die Waren werden meist durch Kamele fortgeschafft. Diese tragen etwa 300 Pfund, und man zahlt 12 bis 15 Pf. für die Meile. Einspännige Wagen kosten etwa 1 M. 50 Pf. für den Tag, eine Sänfte 2 M.; Maultiersänften 3 M. Waren werden nach Gewicht bezahlt und kosten für 100 Li (etwa 50 km) 1 bis 1½ Pfenig das Pfund. Man legt des Tags im Durchschnitt 80 bis 100 Li zurück. Ein Kuli trägt fast 100 Pfund und kostet 60 bis 80 Pf. für den Tag; das Maultier trägt 250 Pfund und kostet 50 Pf. für den Tag. In den Provinzen Honan und Kiangnan kommen vielfach Schubkarren zur Anwendung. Die kleineren, die ein Mann schiebt, legen am Tage ungefähr 8 Meilen zurück, die größeren Karren, die zwei Personen in Anspruch nehmen, etwa die doppelte Entfernung. Kleine Schubkarren kosten 40 bis 50 Pf. für den Tag, große Karren noch einmal so viel. Ochsenwagen, die etwa 3 bis 4 Meilen am Tage zurücklegen, kosten, wenn die Wege gut sind, 2 M. für den Tag, bei schlechtem Wege 3 M.

In der nördlichen Provinz Tschili sind die Preise für ein Zugtier meist 2 M. für den Tag, für Packesel 50 Pf., Maultiersänfte 3 M. In der Yangtseprovinz Anhui kostet eine Sänfte, in der man 8 Meilen täglich zurücklegen kann, 1 M. 50 Pf. ausschließlich der Unterhaltungskosten für die beiden Träger, die etwa 40 Pf. für den Tag betragen. Die Preise für einen Esel oder ein Ponie sind 40 bezw. 80 Pf. für den Tag, ausschließlich der Unterhaltung der Knechte. Zieht man es vor, zu Wasser zu reisen, so zahlt man gewöhnlich auf kleinen Boten für die Person 25 bis 30 Pf. für 100 Li, auf größeren Fahrzeugen 40 Pf. für dieselbe Entfernung. Die Mahlzeit muß besonders bezahlt werden; sie kostet etwa 10 bis 15 Pfennig.

Die Dschunke.

Man hat im Abendlande dem Chinesen eine bedeutende Erfindungsgabe angedichtet. Dies oberflächliche Urteil scheint sich darauf zu stützen, daß man dem „gelben" Manne die Erfindung des Pulvers, Kompasses und der Buchdruckerkunst zuerkennen muß. Hiermit ist aber auch die Liste so ziemlich erschöpft, und es fällt demnach im Durchschnitt je eine für die Kultur der Menschheit bedeutsame Erfindung auf etwa je tausend Jahre der chinesischen Geschichte. Das ist sicherlich kein Prozentsatz, auf den ein so zahlreiches Volk stolz zu sein Ursache hätte. Wie ganz anders sieht es da im Westen, insonderheit in den letzten Jahrhunderten, aus!

Je länger man China und die Chinesen studiert, desto mehr wird sich einem auch die Überzeugung aufdrängen, daß den Landeskindern die beiden Eigenschaften, die zum Fortschritt einer Nation in erster Linie beitragen,

nämlich Einbildungskraft und die mit ihr aufs engste verbundene Originalität ganz abgehen. Ohne diese beiden Eigenschaften muß eine Nation in Stillstand geraten. Eine Nation, die sich ihres Besitzes erfreut, wird auch dem Kulturfortschritt dienen.

Wenn der Chinese je Originalität besessen hat, so ist sie durch die Lehren des Confucius, denen zufolge alles alte für geheiligt gilt, sowie durch die noch unsinnigere Idee, daß alles neue, was es auch immer sein mag, für gefährlich angesehen werden muß, unterdrückt und erstickt worden. Die blinde Anbetung des Altertums und das damit in Verbindung stehende öffentliche Prüfungssystem tragen die Schuld, daß der Chinese seit vielen Jahrhunderten nur ein blinder Nachahmer gewesen ist, ohne daß Phantasie und Originalität sich geltend machen konnten.

Nichts dürfte schlagender für diese Behauptung sprechen als die Thatsache, daß der „gelbe“ Mann, dessen Land auf mehrere tausend Seemeilen vom Meere bespült wird und der schon vor mehr als 2000 Jahren die Magnetnadel kannte, erst durch den Verkehr mit dem Abendlande auf den Gedanken gekommen ist, Fahrzeuge zu bauen, mit denen man die hohe See befahren kann. Das mag allerdings für die meisten unserer Leser etwas ganz neues sein, denn wir alle haben ja jenen charakteristischen Schiffstypus, mit dem wir schon von frühester Jugend auf durch Bilderbücher vertraut geworden sind, die Dschunke, für ein echtes und originelles Denkmal chinesischer Schiffsbaukunst gehalten. Das aber ist ein Irrtum, wie jetzt gezeigt werden soll.

Die ältesten sicheren Nachrichten, die uns die chinesische Geschichte über den Bau der ersten Seeschiffe überliefert hat, stammen aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. Man nannte das Schiff „Tschuan“ d. h. Fahrzeug. Von dem Worte wollen einige Sinologen die Bezeichnung „Dschunke“ ableiten, doch ist, wie wir bereits erwähnt haben, wohl anzunehmen, daß das Wort von dem Javanischen „Junk“ d. h. Bot, abstammt.

Wie die Geschichte meldet, ordnete der damals regierende Kaiser Han Wu Ti den Bau einer Anzahl von seetüchtigen Fahrzeugen an. Kurz darauf fand auch unter seiner Leitung eine Art Flottenparade statt. Die Schiffe waren über 100 Fuß lang und hatten eine Besatzung von mehreren hundert Mann. Bedeutend größere Fahrzeuge wurden aber schon im 3. Jahrhundert u. Ztr. in der Provinz Fukien gebaut. Zu jener Zeit stand China bekanntlich in regem Handelsverkehr mit Indien, Arabien usw.

Vergleicht man die Bauart der Dschunken mit der des Schiffes der alten Phönizier, die in vorchristlichen Jahrhunderten als die großen Seefahrer in erster Linie vom Persischen Golf und Arabischen Meer aus einen Schiffahrtsverkehr mit China unterhielten, so wird einem die Ähnlichkeit beider stark ins Auge fallen. Besonders fällt uns der außer allem Verhältnis stehende hohe Aufbau am Hinterteil auf. Merkwürdig ist auch, daß die Dschunke an jeder Seite ihres Buges ein großes aufgemaltes Auge aufweist. Genau

dasselbe finden wir nämlich schon bei den alten ägyptischen Fahrzeugen. Die Ägypter nannten diese Malerei das „Auge des Osiris".*)

Die Dschunke, deren Rumpf man der Form nach mit einem chinesischen Schuh vergleichen könnte, ist zweifellos unter den Fahrzeugen, die gegenwärtig die hohe See befahren, das eigenartigste. Wie die chinesische Pagode die charakteristische „Landmarke" ist, so giebt die Dschunke den chinesischen Gewässern ihren eigentümlichen Charakter. In ihrem Bau legt das Landeskind ebenfalls seinen streng konservativen Charakter an den Tag; denn sie gleicht heute noch dem Fahrzeuge, das vor vielen Jahrhunderten die Gewässer seines Landes durchkreuzte.

Die Dschunke ist aber nicht allein ein Fahrzeug, das sich mit Bezug auf seine äußere Form von dem Typ europäischer Schiffe vollständig unterscheidet, sondern ihre Bauart ist auch eine ganz andere. So besteht der Kiel einer Dschunke meist nur aus einer starken Holzplanke, während die Spanten viel stärker sind als die unserer Fahrzeuge. Wasserdichte Schotten, denen man bei uns erst in neuerer Zeit beim Schiffsbau die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat, hat man bei größeren Dschunken seit Jahrhunderten angebracht. Allem Anschein nach haben wir Abendländer die Idee dieser Schutzvorrichtungen dem Zopfträger entlehnt.

Durch diese Schotten, die das Fahrzeug in eine Anzahl von kleinen Abteilungen teilen, wird seine Ladefähigkeit allerdings nicht wenig beeinträchtigt, auch ist sein Gewicht bedeutend schwerer, als das eines gleich großen europäischen Seglers. Doch wiegt der Umstand, daß bei einer etwaigen Strandung oder bei einem Zusammenstoße die Dschunke geringerer Gefahr ausgesetzt ist als ein schottenloses Fahrzeug, diesen Nachteil völlig auf. Ein Zwischendeck haben die Dschunken nicht.

Die Planken werden auf originelle Art und Weise beim Bau aneinander gefügt. Der chinesische Schiffszimmermann bohrt, nachdem er die Planke in die ihr bestimmte Lage gebracht hat, um sie zu befestigen, durch ihren Rand eine Anzahl von Löchern in den Rand der unmittelbar darunter befindlichen Planke. Dann werden in diese Löcher kopflose Nägel getrieben, und die auf diese Weise an die nächstliegende fest angefügte Planke wird nun an den Spanten festgenagelt. Die Löcher verschmiert man mit einer Art von Kitt, der aus einer Mischung von Austerschalenkalk und Holzöl („Tungschu", Dryandra cordata) besteht.

Nach ihrer Fertigstellung wird die Dschunke natürlich außen- und innen-

---

*) Fragt man einen Chinesen, warum fast jedes seiner Fahrzeuge, gleichviel wie groß oder wie klein es sein mag, am Buge die Augen hat, so ist seine stereotype Antwort, daß ihr Zweck, die Verhütung von Zusammenstößen sowie das Auffinden des richtigen Weges sei, oder wie er es in seiner lingua franca, dem „Pidgin-Englisch" ausdrückt: „No got eye, no can see" d. h. ohne Augen auch keine Sehkraft.

bords kalfatert. Hierzu gebraucht der Chinese aber nicht wie unsere Schiffsbauer Werg, das aus altem Tauwerk hergestellt ist, und Pech, sondern er benutzt anstatt jenes feine Bambushobelspäne und an Stelle dieses den bereits erwähnten Kitt, der unter dem Namen „Tschunam"*) bekannt ist. Recht mangelhaft gebaut ist das Deck der Dschunke. Es liegt nämlich für gewöhnlich niedriger als der Dollbord, hat auch vielfach kein Schanzkleid. Die Deckplanken sind häufig statt der Länge nach quer über das Schiff gelegt.

Die Zahl der Masten hängt natürlich von der Größe des Fahrzeugs ab, doch dürfte sie nur höchst selten mehr als fünf betragen. Der „Vordermast" steht in der Regel im äußersten Bug des Botes und ragt über ihn hinaus. Der hinterste Mast befindet sich außerhalb des Ruderpfostens; diese Lage wird durch das lange, hohe Heck ermöglicht. Die Anlage der Masten, die stets aus einem Stück gefertigt sind, ist wohl der am meisten charakteristische Zug am ganzen Fahrzeug. Der eine steht senkrecht, der andere etwa 25° vorwärts, wieder ein anderer unter einem ähnlichen Winkel hintenüber geneigt. Auch befindet sich der eine oder andere Mast mitunter an der Seite des Schiffes. Da die Masten keine Stage haben, und stets aus schwerem Holz gezimmert sind, so setzt man sie in der Regel in einen starken Mastschuh ein, der von vornherein in der Dschunke angebracht wird.

Die Segel haben den als „chinesisches Eversegel" bekannten Schnitt. Sie sind aus Matten, vielfach aus Reisstroh angefertigt. Der Länge nach sind starke Bambuslatten über sie gespannt, die dazu dienen, das Segel zu straffen. Es läßt sich ungemein leicht streichen und auch reefen. Eine einfachere Takelung als bei der Dschunke ist kaum denkbar. Dazu leistet sie beim Kreuzen Vorzügliches. Der Nachteil eines flachen, kiellosen Bodens, nämlich die Abtrift, wird durch die Benutzung von Schwertern so ziemlich aufgehoben. Im leichten Wetter führen sie häufig, wenn sie mit vollem Winde segeln, ein Topsegel aus Segeltuch oder Baumwollzeug. Damit es möglichst viel Wind fängt, ohne dabei auf den Mast einen starken Druck auszuüben, heißt man dies Segel nur bis zur Hälfte seiner Oberfläche und es baucht demnach sehr aus. Rahen kennt der Chinese nicht.

Das gewöhnlich reich mit Schnitzwerk verzierte Heck ist offen. Das an ihm angebrachte Ruder ist von außerordentlicher Größe, viereckig und ein Gitterwerk, damit es leichter gegen den Druck des Wassers hin- und herbewegt werden kann. Gebraucht man das Ruder nicht, so kann man es emporheben ähnlich der Schraube mancher Dampfschiffe. Deinst jedoch das Fahrzeug d. h. geht es rückwärts, so liegt die Gefahr vor, daß das Ruder leicht in Stücke geht. Beim Kreuzen dient es dazu, um zu wenden.

*) Unter diesem, dem Sanskrit entlehnten Worte, das „Kalk" bedeutet, versteht man in China auch eine Mischung von Kalk, Öl und Sand, die vielfach zum Pflastern von Höfen, Wegen u. dergl. m. verwendet wird.

Von dem fast vierkantigen Bug der Dschunke hängt der plumpe Anker hernieder. Er ist gewöhnlich aus schwerem, hartem Holz, das den Landeskindern als „Teimo“ d. h. Eisenholz bekannt ist, gefertigt. Die Ankerhände sind meist mit Eisen beschlagen, häufig findet man aber auch nur eine Hand. Die Ankerkette besteht aus Tauen, die, obgleich aus Bambus oder Kokosbast gedreht, doch ihren Zweck vollständig erfüllen.

Ein in den Augen der Chinesen durchaus nicht zu übersehender Faktor bei der Ausrüstung der Dschunke sind eine Anzahl von Flaggen. Da die Dschunken, mit Ausnahme der verhältnismäßig geringen Zahl, die unter der Kontrolle der Seezollverwaltung der Fremden stehen, keine Nationalflagge führen, so hissen sie buntfarbige Flaggen, deren Farbenzusammenstellung ein wunderliches Gemengsel ist. Alle Farben sind den Dschunkenrhedern erlaubt, ausgenommen das kaiserliche Gelb, das nur Kriegs- und sonstige Regierungsfahrzeuge zeigen dürfen. Die Flaggen und Wimpel sind drei- oder viereckig und tragen meist Inschriften. Doch begnügt sich niemand mit einer Flagge. Je mehr er deren führt, desto stattlicher macht sich nach der Anschauung der Chinesen das Bot.

Obgleich es dem flüchtigen Beobachter scheinen mag, als glichen alle Dschunken, gleichviel ob sie in den Nord- oder Südprovinzen Chinas beheimatet sind, einander völlig, so wird das geübtere Auge doch ebenso große, wenn nicht bedeutendere Unterschiede in Bauart und Ausrüstung entdecken, als sich deren bei europäischen Schiffen, die auf verschiedenen Werften erbaut sind, finden.

So stellt z. B. der Typ der Shanghai-Dschunke ein Fahrzeug dar, das hoch aus dem Wasser emporragt und drei bis sechs Masten hat. An seinem „Halbdeck“ trägt es seinen Namen, ferner Heimatsort und sogar den Namen der Werft, auf der es erbaut ist, und zwar in großen, chinesischen Schriftzeichen auf rotem Felde. Das Schiffshinterteil weicht von dem der Dschunken des Südens auffallend ab, denn es ist flach und viereckig, mit einem überhängenden Verdeck, um das sich eine kunstreich geschnitzte, niedrige Verschanzung herumzieht. Der gewöhnlich aus Eisen geschmiedete Anker hat vier Zinken. Von den Mastspitzen wehen lange, buntfarbige Wimpel.

Die Fukien-Dschunke, von der stets eine große Zahl in Futschau zusammenkommt, erkennt man an ihren weißgestrichenen Schiffsseiten, auf die, wie dies früher auch bei unseren Schiffen vielfach der Fall war, Pforten gemalt sind. Die Ladung dieser Fahrzeuge besteht meist aus Pfählen, die zu Riesenflößen verbunden, aus dem Innern auf dem Minstrom und dessen Nebenflüssen nach Futschau gebracht werden. Aber nicht zufrieden damit, den Raum und das Deck seiner Dschunke mit Pfählen, deren größter Teil zum Häuserbau Verwendung findet, beladen zu haben, befestigt der bezopfte Schiffsführer auch noch an jeder Seite der Dschunke zylinderförmige, mit Rotangstricken zusammengebundene Flöße, die mitunter vom Bug bis zum Heck und

selbst noch über das Deck hinausragen. Gegen die Nachteile eines Zusammenstoßes mit anderen Fahrzeugen sind diese Dschunken demnach recht gut geschützt, da diese Flöße wie riesenhafte Korkpuffer wirken.

Die Ningpo-Dschunken sind bedeutend kleiner als die gewöhnlichen chinesischen Bote, die sich auf die hohe See wagen. Sie sind fast stets schwarz gestrichen, mit Ausnahme des Hecks, das weiß gemalt ist, und sie haben auf ihrem Verdeck Häuser, in denen die Mannschaft haust. Sie sind deshalb unter den Ausländern unter dem Namen „Papico" d. h. weißes Heck bekannt, ein Ausdruck, der der chinesischen Bezeichnung nachgebildet ist.

Die Schantung- oder nördliche Dschunke erkennt man daran, daß sie viel länger und weniger hoch als die Shanghai- und Canton-Dschunke ist.

Die Kriegsdschunken endlich unterscheiden sich von den Kauffahrteidschunken dadurch, daß sie sorgsamer und aus besserem Holz gebaut und Schnellsegler sind, daß sie ein paar kleine Vorderlader von ganz veraltetem System auf Deck, meist im Bug und im Heck, tragen, aus denen sie bei festlichen Gelegenheiten Freudenschüsse abgeben. Denn für den modernen Kriegsdienst sind sie völlig unbrauchbar und finden nur zuweilen Verwendung bei Jagden auf Piraten oder Schmuggler. Die Kriegsdschunke ist heutzutage das „Renommierschiff" des höher gestellten Mandarins, dessen Einflußsphäre sich bis an die Küste erstreckt.*)

Die Mannschaft einer Handelsschunke ist stets sehr zahlreich. Das hat vielfach seinen Grund darin, daß die Leute Anteilhaber am Bote sind. An

---

*) Nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß den Chinesen der Gebrauch von Rädern für die Fortbewegung von Fahrzeugen bereits im 12. Jahrhundert n. Chr. bekannt war. Das geht aus folgender Stelle hervor, die einem alten chinesischen Geschichtswerke entnommen ist. Während der Regierung Kao Tsungs (1127—1163) von der südlichen Sungdynastie, brach eine Rebellion in der Nähe des Tahusees, der etwa 20 deutsche Meilen von Shanghai entfernt ist, aus, an deren Spitze Yang Yao stand. Der Kaiser entsandte gegen ihn Truppen, die Yao Fei kommandierte. Der Geschichtschreiber schildert die Entscheidungsschlacht wie folgt: „Die Fahrzeuge des Yao, die das Wasser mit Rädern berührten, bewegten sich, als ob sie flögen; die Schiffe hatten an beiden Seiten Pfähle, um jedes Fahrzeug zu vernichten, gegen das sie anliefen. Fei streute verfaultes Holz und Stroh auf das Wasser, um die Räder zu hemmen und sie so an der Bewegung zu hindern. Er gewann auch einen vollständigen Sieg, und Yao sprang, als er sah, daß sein Kunstkniff erfolglos war, über Bord und ertrank." Die Räder wurden selbstverständlich durch Menschenkraft in Bewegung gesetzt. Auch noch heute findet man Fahrzeuge, die durch ein von Menschenkraft getriebenes großes Heckrad fortbewegt werden, auf gewissen Wasserstraßen Chinas, z. B. auf dem Flusse, der Shanghai mit dem Inland-Vertragshafen Sutschau in einer Entfernung von 80 Seemeilen verbindet. Diese Fahrzeuge dienen nur dem Passagierverkehr. Das Rad wird durch Treten von sich regelmäßig ablösenden Mannschaften durch das Wasser getrieben, und obgleich diese Schiffe zwischen 50 bis 60 Fuß lang und 12 bis 15 Fuß breit sind, so erzielten sie doch eine mittlere Geschwindigkeit von 4 bis 5 Knoten in der Stunde.

der Spitze steht der „Kapitän", oder richtiger gesagt der Lotse, der den Kurs u. dergl. m. zu bestimmen hat, und dem die Matrosen unbedingt gehorchen müssen. Das ist freilich nicht immer der Fall, da sie, wie wir bereits wissen, vielfach Anteilhaber am Schiffe sind und es ihnen freisteht, eine bestimmte Menge von Waren an Bord zu nehmen, um sie nach ihrem Gutdünken im Bestimmungshafen möglichst vorteilhaft zu verkaufen. Viele Dschunken werden allerdings auch von einheimischen Kaufleuten regelrecht von ihren Eigentümern für bestimmte Reisen gechartert, und dann ändert sich natürlich das eben angedeutete Verhältnis zwischen Schiffer und Matrosen.

Die zweite Person von Wichtigkeit ist der Steuermann. Ihm liegt außer dem Steuern auch die Handhabung der Segel ob. Außer dem Superkargo, dem die Fürsorge für die Fracht anvertraut ist, giebt es auf dem Schiffe noch eine Art von Verwalter, der die Lebensmittel usw. einkauft, einige Köche, die natürlich eine wichtige Rolle spielen, und schließlich die Matrosen. Sie sind wie bei uns in zwei Klassen geteilt, in Voll- und Leichtmatrosen. Jene heißen „Taumo" d. h. Köpfe und Augen, diese „Kameraden".

Ziehen wir in Betracht, daß dem chinesischen Dschunkenführer die uns Europäern zu Gebote stehenden Hülfsmittel der Seefahrtskunde, astronomische Ortsbestimmungen u. dergl. m. nicht zu Gebote stehen, so muß man sich berechtigterweise über die Geschicklichkeit dieser Leute, ihren Weg übers Meer zu finden, wundern. Denn die Dschunke ist oft viele Tage lang außer Sicht des Landes.

Die nautischen Hülfsmittel des Kapitäns beschränken sich auf den Kompaß, das Lot und einen ziemlich genauen Wegweiser, in dem die Kurse, Abstände von Kap zu Kap, kurze Beschreibung der Häfen, Strömungen, Sandbanken usw. schriftlich niedergelegt sind*). Die Hauptsache hat der

*) Nach Beschreibung der fabelhaften Gefahren, die den Schiffer in diesen Gewässern erwarten, indem sie u. a. „über die Schlupfwinkel der schrecklichsten Seeungeheuer" in der Finsternis hinwegfahren müssen, einzig auf ihren Kompaß vertrauend, läßt sich eine der aus dem 13. Jahrhundert stammenden „Segelanweisungen" an einer Stelle belehrend wie folgt aus: „Es ist für den Kapitän eines solchen Schiffes von der größten Wichtigkeit, daß er, so oft er sich auf hoher See befindet, regelmäßig Sonnenaufgang und Sonnenuntergang beobachtet, um sich über das Yin und das Yang (d. i. das weibliche und männliche Prinzip, mit anderen Worten das Fengschui, die „Geomantik" der Lokalität, wenn man diesen Ausdruck auf das Meer anwenden will) zu unterrichten. Um zu erfahren, was für Wind er zu erwarten hat, beobachte er die Wolkenbildung, und alles dies mit der größten Genauigkeit. Sieht man das Meer in der Ferne auffallend aufschäumen, so bedeutet dies, daß der Wind aus dieser Richtung kommen wird. Starke Brandung deutet auf Südwind am folgenden Tage, Wetterleuchten auf eine Gewitterböe aus der betreffenden Richtung. Diese Zeichen sind untrüglich. Auf Nähe des Landes schließt man von dem Aussehen des Seewassers, ob es klar oder schlammig ist. Auf hoher See ist das Wasser dunkelblau wie Indigo; in der Nähe der Küste grünlich blau, bis es ganz nahe am Land schlammig und blaß

Dschunkenführer im Kopfe, nämlich eine genaue Kenntnis der Küsten. Seine Hauptregeln sind, nur bei gutem Wetter und günstigem Wind in See zu stechen und beim ersten Anzeichen von schlechtem Wetter auf den nächsten Hafen abzuhalten. Die Zeit spielt an Bord der Dschunke keine Rolle.

Trotzdem wird man dem Führer und der Mannschaft dieser wenig seetüchtigen Fahrzeuge Geschick und Mut, wenn nicht gar Waghalsigkeit nicht absprechen können. Denn das chinesische Meer ist ein überaus gefährliches Fahrwasser, ganz abgesehen von den dort häufig wütenden, unter dem Namen der Taifune bekannten Wirbelstürmen, die mit Cyklopenmacht die pfadlosen Gewässer jetzt klaftertief aufreißen, um sie im nächsten Augenblick klafterhoch in die Höhe zu schleudern.

Die Zeiten sind allerdings vorüber, in denen diese Dschunken größere Reisen bis nach den Inseln im ostindischen Inselmeer unternahmen. Meist hatten sie einen Macao-Portugiesen als Schiffahrtskundigen an Bord, der mit einem alten verrosteten Sextanten die Sonnenhöhe zu nehmen und die Breite annähernd auszuarbeiten im Stande war.*) In dem halben Jahrhundert, das seitdem verflossen ist, hat die starke Niederlassung der Ausländer an der chinesischen Küste der ferneren Entwickelung des Dschunkenverkehrs für immer einen festen Riegel vorgeschoben.

Durch die außerordentliche Zunahme der europäischen Schiffahrt in jenen Gewässern ist jenes charakteristische Überbleibsel der alten Kultur Chinas, die Dschunke, durch den Abendländer auf den Aussterbeetat gesetzt worden. Und wie der chinesische, mit Bogen, Pfeil und Schild bewaffnete Krieger, wird auch dies Fahrzeug, das sich überlebt hat, noch im Laufe dieses Jahrhunderts aufhören ein Ding der Wirklichkeit zu sein, um fortan nur im Gedächtnis der Landeskinder als eine Erinnerung aus der „guten, alten Zeit" fortzuleben.

---

wird. An Stellen, wo Fische sich in großen Schwärmen zeigen, sind sicher Felsenklippen, da sie an diesen ihre Nahrung finden. Der 14. und der 28. Tag jedes Monats d. h. die Vollmonds- und Neumondstage sind Tage der ersten Klasse. Wenn an einem solchen Tage eine unerwartete Wendung in Bezug auf Wind oder Regen eintritt, so deutet das auf einen Sturm innerhalb der nächsten zehn Tage."

*) Aus jener Zeit ist uns folgender, für den Chinesen charakteristischer Vorfall an Bord einer jener zwischen Canton und Batavia verkehrenden Dschunken, die einen Portugiesen als „Navigationsoffizier" an Bord hatte, überliefert worden. Er war vom Kapitän und anderen Leuten ersucht worden, ihnen die Methode, nach der er die Breite und Länge finde, zu erklären. Nachdem er sein Bestes versucht hatte, ihnen die Theorie verständlich zu machen, war der Dschunkenführer erstaunt darüber, daß der Ausländer mit dem Sextanten die Sonne in gleicher Höhe mit dem Horizont zu bringen vermochte. Infolge hiervon bestand er darauf, daß durch dasselbe Verfahren der Fremde „auch die Tiefe des Wassers nennen könnte". Da der Schiffer sich aber hierin getäuscht sah, rief er unmutig aus, daß des Ausländers Beobachtungen „völlig nutzlos und wahrhaft barbarisch" seien.

Der Postdienst.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.“ Dies Dichterwort kommt dem, der das heutige chinesische Postwesen einer Betrachtung unterzieht, unwillkürlich in den Sinn. Der Erfindungsgeist der Abendländer hat auch in diesem Zweige des wirtschaftlichen Lebens wieder sich den altersgrauen Methoden der Söhne des „himmlischen“ Reiches überlegen gezeigt.

Durch die Einführung des elektrischen Telegraphen in China vor etwa zwei Jahrzehnten ist, namentlich soweit der Brief- und Depeschenverkehr der Regierungsbehörden in Betracht kommt, der für diese Zwecke seit Jahrhunderten unterhaltene Postdienst ziemlich belanglos geworden, da gegenwärtig alle wichtigen und schleunigen Meldungen nicht mehr, wie vormals, durch kaiserliche Eilboten, sondern, wo dies nur irgend möglich ist, auf telegraphischem Wege übermittelt werden. Von einem Postdienst, mit dem wie bei uns auch eine Beförderung von Privatpersonen verbunden gewesen wäre, konnte im Lande der Mitte nie die Rede sein, da, wie uns bekannt ist, das Kaiserreich Landstraßen in unserem Sinne nie gehabt hat.

Die Verwaltung des kaiserlichen Postdienstes, der nur Regierungszwecken diente, während die Masse des Volkes ihre Briefe u. dergl. m. durch Privatunternehmer besorgen lassen mußte, lag von jeher dem Kriegsministerium ob. Während der Mingdynastie (1368 bis 1644) scheint die Einrichtung der Depeschen- und Privatbeförderung ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben, doch verfiel sie noch im 17. Jahrhundert dadurch, daß die Regierungsbeamten den Postdienst vielfach für ihre persönlichen Zwecke ausnutzten.

Unter der Regierung des bedeutenden Kang Hi (1662 bis 1723) wurde allerdings das in dieser Beziehung verlorene Gebiet wieder gewonnen und sogar noch erweitert, zumal die Eroberungen neuer Territorien gute und regelmäßige Verbindungen mehr als je notwendig machten, doch ist der Dienst bereits unter seinen Nachfolgern wieder stark vernachlässigt worden.

Kang Hi schuf für die Leitung und bessere Beaufsichtigung des Postwesens eine eigene Beamtenklasse, die unter dem Kriegsministerium stand. Auf den wichtigsten, an den Hauptstraßen gelegenen Stationen wurden Pferde, Wagen, Kamele, Bote je nach Bedürfnis bereit gehalten. Der Dienst war ein zweifacher. Mittels des einen beförderte man kaiserliche Briefe und Depeschen; der zweite befaßte sich mit der Personen- und Gepäckbeförderung, auch mit dem Transport von Kriegsmaterial.

Die kaiserliche Post — wir schließen in diesen Ausdruck nicht den vor einigen Jahren unter der Leitung Sir Robert Harts in Verbindung mit der Seezollverwaltung eingerichteten Postdienst mit ein — wird von einem Generalpostmeister, chinesisch „Ti Tung“ genannt, verwaltet, dessen Bureau sich in Peking befindet. Die Filialen („Pu Fang“) beschränken sich auf die Provinzialhauptstädte; ihnen stehen Vicepostmeister vor. Diese kaiserliche Post sollte nur

kaiserliche Edikte, Verfügungen und ähnliche offizielle Schriftstücke befördern, in Wirklichkeit übermitteln die Boten aber auch den Privatbriefwechsel der hohen Würdenträger. Die Eilboten sind ausgewählte Leute; sie erfreuen sich mancher Vorrechte z. B. des Rechts, in Gasthäusern Kost für sich, Futter für ihre Pferde u. dergl. m. unentgeltlich geliefert zu erhalten.

Der zweite Verwaltungszweig ist als „Allgemeiner Postdienst", chinesisch „Yu Ting" genannt, bekannt. Er erstreckt sich über das ganze Reich. Das Hauptbureau befindet sich in Peking. In jeder Bezirksstadt, die bekanntlich stets von einer Mauer umgeben ist, giebt es Filialen. Die Bezirksintendanten („Tao Tai") sind im allgemeinen die Postmeister ihrer Bezirke. Sie ernennen die Subalternbeamten, die als lokale Postmeister fungieren. Diese beaufsichtigen wiederum die Boten und sind für sie verantwortlich. Jeder Bote muß die Post von seiner Station nach der nächstliegenden befördern. Die gewöhnliche Entfernung zwischen den Stationen beträgt 100 Li, ungefähr 50 km. Auf jeder Station wohnt ein Civilbeamter, der über die gesamte einlaufende und beförderte Korrespondenz Buch führt. Sämtliche Postgebäude sind Regierungseigentum.

Fast alle amtlichen, der Beförderung übergebenen Schriftstücke tragen eine Aufschrift, die besagt, wie schnell sie zu befördern sind. Gewöhnliche Dokumente sind an einem Tage 200 Li weit zu befördern. Eilsendungen müssen 400, 600, ja sogar bis 800 Li im Tage befördert werden. Die Boten sollen diese Entfernung ohne Rücksicht auf das Wetter zurücklegen. Die Kosten dieses Postdienstes bestreiten die Provinzialbehörden. Die aufgezeichnete größte und schnellste Beförderung, die je in China angeordnet worden ist, beträgt 280 deutsche Meilen in vier Tagen, oder 3 Meilen in der Stunde. Dies ereignete sich im ersten Jahre der Taipingrebellion (1851).

Wie vollkommen das für Regierungszwecke unterhaltene Postsystem Chinas auch in früheren Jahrhunderten gewesen sein mag, der Handelsstand und überhaupt die Privatleute hatten davon nie irgend welchen Nutzen. Wäre ihnen selbst gestattet worden, Briefe oder Packete durch die kaiserliche Post zu befördern, so bleibt doch sehr fraglich, ob sie von dem Anerbieten Gebrauch gemacht haben würden, da sie höchstwahrscheinlich die Beamten nicht für zuverlässig genug gehalten hätten, Briefe u. dergl. m. uneröffnet und sicher zu befördern.

Für die Bequemlichkeit der Bankiers, der Kaufleute und sonstiger Privatpersonen wurden daher in den Städten und Marktflecken unabhängige Postagenturen, „Briefläden" genannt, eingerichtet, die für die Brief- und Packetbeförderung des Publikums Sorge tragen. In den größeren Plätzen giebt es meist mehrere dieser Postunternehmungen; es herrscht unter ihnen sogar ein starker Mitbewerb. Daher ist es in China garnichts ungewöhnliches, daß Postbeamte in die Häuser der Kunden geschickt werden, anstatt daß diese ihre Postsachen im Postgebäude selbst aufgeben.

Diese Privatpostexpeditionen vertrauen die Postsachen entweder einheimischen Segel- und Ruderboten an,*) die mit ziemlicher Regelmäßigkeit zwischen den verschiedenen Orten verkehren, oder Briefträgern, die meist zu Fuß gehen, seltener beritten sind. Auf jedem dieser sogenannten Postbote befindet sich ein Angestellter des Bureaus, der die Übernahme der Postsachen und ihre Ablieferunng an die Adressaten zu überwachen hat.

Auf der Postanstalt werden alle Briefe eingeschrieben und außerdem mit dem Siegel („Tschop", siehe Seite 659) des Posthalters gestempelt. Der Inhalt wird zum vollen Werte versichert, und betreffs des Gewichts gewährt man große Freiheit. Das Porto, vom Chinesen „Betelnuß-Kupferstück" genannt, braucht nicht vorher erlegt zu werden, doch trägt es der Absender gewöhnlich bis zu 30 bis 60%. Den Rest zahlt dann der Empfänger der Sendung. Die Postanstalten haben vielfach mit ihren Kunden laufende Rechnungen, die monatlich ausgeglichen werden. Ist dem Absender eines Briefes an einer recht schnellen und sicheren Beförderung gelegen, so schreibt er auf den Umschlag, das er dem Überbringer des Briefes eine nennenswerte Summe zusichert, die dann der Adressat auszahlt.

Man muß die Beförderung von Postsachen durch diese Privatunternehmungen sicher und schnell nennen. Die Boten legen im Durchschnitt eine geographische Meile in der Stunde zurück. An ihrem Bestimmungsorte, d. h. an der Station, bis zu der sie die Sendung befördern müssen, angekommen, händigen sie dieselbe an andere Männer aus, die, ohne Rücksicht auf das Wetter, unverzüglich aufbrechen und, an der nächsten Poststation angelangt, die Sendung dritten Leuten übergeben, u. s. f., bis sie an ihrem Bestimmungsorte eintrifft. Um sich vor räuberischen Anfällen zu schützen, tragen alle Kuriere, deren Weg durch einsame und abgelegene Gegenden geht, stets Waffen mit sich.*)

*) Sie sind meist etwa 20 Fuß lange und nur 2 bis 3 Fuß breite, aus dem leichtesten Material gebaute Bote, die fast ihrer ganzen Länge nach eine gewölbte Bedeckung haben. Die ganze Bemannung besteht aus einer Person, die im Hinterteil sitzt und den Riemen nur mit dem Fuße handhabt. Die Geschicklichkeit dieser Botsleute ist erstaunlich. Sie legen bei günstigem Wetter in der Stunde 5 bis 6 Seemeilen zurück, und machen dabei nur selten Ruhepausen, da ein Fuß den andern ablöst. Die Kopfillustration dieses Kapitels veranschaulicht ein solches Postbot.

*) Diese Postboten sind durchweg kräftige, unerschrockene Männer, und außergewöhnlich gute Fußgänger. An unsere deutschen Briefträger, die treppauf, treppab wandern, werden nicht geringe Anforderungen gestellt, doch der chinesische Postbote muß weit größere Leistungen vollbringen. Er muß vor allem kräftig sein, denn es ist keine Kleinigkeit, mehrmals täglich im Dauermarsch einen langen Weg zurückzulegen und noch dazu mit einem Gepäck auf dem Rücken, welches das festgesetzte Meistgewicht von 40 Kilogramm nur selten nicht erreicht. Häufig muß er den ganzen Weg im Laufschritt zurücklegen, denn die Zeiten sind knapp berechnet. Um stets diensttüchtig zu sein, muß sich der chinesische Postbote tüchtig trainieren, und es herrscht daher unter diesen

Feste, einheitliche Sätze für das Porto kennt man nicht. Doch sind durch Gewohnheit Raten eingeführt worden, die regelmäßige Kunden zahlen, während gelegentlichen Korrespondenten ein Zuschlag angerechnet wird. Die Tarifsätze sind für kurze Entfernungen geringer als bei uns in Deutschland. Für größere Entfernungen, etwa über einen Radius von fünfzig Meilen hinaus, sind sie allerdings verhältnismäßig hoch, da die Sendungen verschiedene Male umgeladen werden müssen.

Diese Privat-Postunternehmungen befördern auch größere Summen auf ähnliche Weise. Erfolgt die Sendung mittels Botes, so wird das Geld von dem „Kapitän" des Fahrzeugs gewogen, da in China das Silbergeld gewöhnlich in Silberbarren besteht, worauf der Führer einen Empfangsschein ausstellt und sich verpflichtet, gegen eine Entschädigung von einigen Prozent eine gleiche Summe, aber nicht notwendigerweise die übernommene Münze, der Person zu zahlen, an die die Geldsendung gerichtet ist. Diebstähle sind selten.

So lagen die Dinge bis vor wenigen Jahren, oder richtiger gesagt, so liegen sie auch großenteils heute noch, obwohl China sich bemüht hat seit 1896 ein nationales Postsystem nach europäischem Muster einzuführen. Dieser Entwurf stammt aus dem Jahre 1886. Damals erbot sich die chinesische Regierung dazu, die Brief- und Packetbeförderung für die in den Vertragshäfen lebenden Ausländer zu übernehmen, und zwar in Gemeinschaft mit der unter fremder Leitung stehenden Seezollverwaltung. Der zweifellos gut

---

Leuten die Eigentümlichkeit, daß sie sich nie ordentlich satt essen, da sie einen vollen Magen für schädlich halten. Sie treten aber auch den Marsch nicht mit nüchternem Magen an; Regel ist, nur so viel zu essen, daß der Hunger einigermaßen gestillt ist.

Die Chinesen haben im allgemeinen eine merkwürdige Scheu vor der Nacht, weil sie glauben, daß dann die bösen Geister und Kobolde ihr Unwesen treiben. Der Postbote jedoch darf sich nicht fürchten; er muß ohne Unterbrechung durch Wald und Einöden, über Berge und Thäler wandern und wird streng bestraft, wenn er sich verspätet und aus Furcht verleiten läßt, zur Nachtzeit langsamer als bei Tage zu marschieren. Auch muß er mutig und tapfer sein, um sich gegen Wegelagerer, die in China zahlreich sind, zu verteidigen. Vom Postboten wird verlangt, daß er es selbst mit mehreren Räubern aufnimmt, und um diese Fähigkeit zu zeigen, muß er vor seiner Anstellung folgende eigenartige Probe ablegen.

Auf einer sich in ziemlicher Höhe befindenden wagerechten Stange werden an langen Stricken eine Menge schwerer Sandsäcke aufgehängt. Mitten darunter hat sich der Bewerber zu stellen. Seine Aufgabe ist nun, durch kräftige Stöße die sämtlichen Säcke in starke Schwingungen zu bringen und dann schnell zwischen den schwingenden Säcken hindurchzulaufen, ohne sich von einem der Säcke treffen zu lassen. Er muß somit sehr gewandt sein, denn ein Schlag von dem schweren Sack würde ihn niederschlagen und er wäre damit zugleich mit seiner Prüfung durchgefallen. An Bewerbern für den Dienst fehlt es nicht, und die Probe ist um so schwerer, als nur die stärksten und gewandtesten Prüflinge genommen werden. Hieraus ergiebt sich, daß es nicht so leicht ist, in China Postbote zu werden.

gemeinte Vorschlag kam nicht zur Ausführung, weil die Ausländer mit den zur Zeit bestehenden Posteinrichtungen vollkommen zufrieden waren.*)

Im Jahre 1893 unterbreitete der Generalinspektor der kaiserlichen Seezölle, Sir Robert Hart, dem Auswärtigen Amte in Peking eine Denkschrift, die die Einrichtung eines Postdienstes in China nach europäischem Muster ins Auge faßte. Sie wurde vom Throne genehmigt. Dem neuen Schema zufolge sollte in jeder Provinzialhauptstadt ein ausländischer Postdirektor und in jeder Präfekturstadt ein ausländischer Unterpostdirektor angestellt werden. Ihnen zur Seite sollten chinesische, des Englischen mächtige Gehülfen stehen. In Bezirksstädten und in den Städten 2. und 3. Ranges sollten die Postanstalten nur von Chinesen verwaltet werden. In den Vertragshäfen sollte die Postverwaltung in Verbindung mit der Seezollverwaltung stehen. Den seiner Zeit bestehenden Kurierdienst beabsichtigte man beizubehalten, die Privatpostagenturen wollte man aber abschaffen.

Aber die chinesische Regierung stieß, wie bei allen Neuerungen, so auch hier auf große Schwierigkeiten und Hindernisse. Und so ist denn auch noch heute nur ein kleiner Teil der beabsichtigten Reform durchgeführt worden. Sie beschränkt sich im großen und ganzen auf die Übernahme der bereits erwähnten „Lokalpostämter", die bisher in den Vertragshäfen teils von der Municipalverwaltung, teils von anderen Ausländern unterhalten worden waren. Diese Lokalpostämter sind jetzt einfach ein Zweig der unter fremder Leitung stehenden Seezollverwaltung. Mit der Kolonialregierung Hongkongs ist allerdings auch ein

---

*) Diese bestanden darin, daß in allen Vertragshäfen, mit Shanghai als Centrale, lokale Postämter eingerichtet worden waren. Für eine ganze Reihe von Jahren gab nur Shanghai Briefmarken aus. Später thaten dies auch die anderen Häfen. Die Shanghai „Lokalpost" bildete einen Teil der Municipalverwaltung. Durch das freundliche Entgegenkommen der drei großen, an dem Küstenhandel beteiligten Dampfergesellschaften wurden alle von Ausländern in dem Postamt, das in vielen Fällen mit dem britischen Konsulat verbunden war, aufgegebenen Briefe von den Gesellschaften kostenlos über See befördert. Natürlich mußte jeder Brief mit einer lokalen Postmarke versehen sein. Das Porto betrug 1 Cent, also 2 Pfennige für Briefe von einfachem Gewicht, und ½ Cent für Drucksachen. Dem lokalen Postmeister jedes Vertragshafens lag ob, nach Ankunft eines Dampfers die Postsachen selbst von Bord holen zu lassen und für ihre Ausgabe zu sorgen. Diese in ihrer Art vielleicht einzig dastehende Beförderung von Briefen u. dergl. m. wurde Ende 1896 durch die Einrichtung eines mit der Zollverwaltung in Verbindung stehenden, nationalen Postdienstes aufgehoben. Zu bemerken ist hierbei noch, daß seit einer langen Reihe von Jahren bereits die Briefbeförderung während der Wintermonate Dezember bis März nach den nördlichen Häfen Tientsin, Peking und Niutschwang, die ja zufrieren, durch die Seezollverwaltung besorgt wurde. Die Postsachen wurden von Shanghai nach dem unteren Yangtsehafen Tschinkiang, mitunter auch nach Tschifu mittels Dampfer geschafft und von dort auf dem Überlandwege nach ihrem Bestimmungsorte durch berittene Eilboten befördert. Sie gebrauchten etwa eine Woche, um von Tschinkiang nach Tientsin zu gelangen.

Abkommen getroffen worden, wonach die neuen „Reichspostämter“ Postsachen nach Hongkong befördern dürfen.*)

Durch diese Neuerung ist das seit Jahrhunderten bestehende chinesische Privatpostwesen aber nur wenig beeinflußt worden. In den Vertragshäfen mag der chinesische Kaufmann seine Korrespondenz allerdings vielfach der kaiserlichen Post zur Beförderung ins Inland anvertrauen, doch außerhalb ihres Umkreises dauert der alte Zustand fast ganz unverändert weiter fort. Die Ausländer sind seit 1896 natürlich gezwungen, ihre Postsachen von einem Vertragshafen nach dem anderen mit der kaiserlich chinesischen Post zu senden. Die tief im Innern des Landes nach Hunderten zählenden Missionare bedienen sich aber nach wie vor der alten Privatposten.

China ist noch immer nicht dem Weltpostverein beigetreten. Die Folge hiervon ist, daß einige Fremdmächte in den Vertragshäfen eigene Postanstalten eingerichtet haben. In Shanghai besitzen sechs Mächte solche Anstalten: Deutschland, Großbritannien, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Rußland und Japan. Mag nun auch dieser eigenartige Zustand, für den wir allerdings auch im Abendlande in der Türkei ein Gegenstück haben, manche Vorteile aufweisen, so muß er doch anderseits auch zu nicht geringen Verwirrungen und damit verbundenen Unannehmlichkeiten führen, namentlich für Personen, die in die dortigen Postverhältnisse weniger eingeweiht sind.

Jedes dieser Postämter hat nämlich seine eigenen Sätze für Brief- und Packetporto, für Geldsendungen u. dergl. m., die natürlich mit den in den betreffenden Heimatländern geltenden übereinstimmen. Jede dieser Anstalten gebraucht ihre eigenen Wertzeichen. Bei der Ankunft der Post aus der Heimat erhält man die Sendungen nicht durch Boten des Postamts ins Haus geschickt, sondern man muß sie abholen lassen. Die Postämter, deren Portosätze im allgemeinen die niedrigsten sind, wie z. B. das deutsche Bureau, erhalten demnach auch einen sehr großen Teil der mit jedem Postdampfer nach Europa gehenden Postsendungen.**)

Wie wir wissen, kämpft in China der „althergebrachte Brauch“ stets gegen Neuerungen an. Deshalb konnte man auch nicht erwarten, die Einführung eines Postdienstes nach europäischem Muster sofort auf das ganze Riesenreich

---

*) Für Briefsendungen von einem Vertragshafen zum anderen gilt folgende Portoskala: Postkarten für 1 Cent = 2 Pfg.; Briefe bis zu 1/4 chinesische Unze (Tael, zu etwa 38 Gramm) für 2 Cents; Briefe bis 1/2 Unze für 4 Cents; 1 Unze für 8 Cents und nach derselben Skala weiter. Chinesische Zeitungen kosten 1 Cent, europäische 2 Cents. Muster und Drucksachen zu 2 Unzen kosten 2 Cents an Porto. Für eingeschriebene Briefe ist ein Zuschlag zu zahlen. Für die Frankierung der Briefe usw. wurden besondere Marken gedruckt und zwar in folgenden Werten: 1/2, 1, 2, 4, 5, 10, 20, 50 Cents; 1, 2, 5 Dollars.

**) Neben Shanghai hat Deutschland u. a. Postämter in Tientsin, Peking, Tschifu und Hankau.

ausgedehnt zu sehen. Doch der Anfang, der in dieser Beziehung gemacht ist, indem China eine „Zollpost“, welcher Ausdruck wohl treffender ist als „kaiserliche Post“, einrichtete, berechtigt zu der Annahme, daß in naher Zukunft auch das an Menschen reichste Kaiserreich der Erde, das Land der Mitte, dem Weltpostverein beitreten wird. Die Wirren der letzten Jahre werden vielleicht zur Erfüllung dieser Hoffnung in nicht unbedeutendem Maße beitragen.

Das Telegraphennetz.

Unter den Neuerungen im Sinne abendländischer Kultur, die der Ausländer dem Chinesen sozusagen aufgedrängt hat, weist keine einen erfreulicheren Fortschritt auf, als die Einführung des elektrischen Telegraphen. Je mehr sich auch der Sohn des „himmlischen“ Reiches gegen die allgemeine Einführung des großen Civilisators, des Dampfrosses, sträubte, um so williger zeigte er sich, seinen Zwillingsbruder, den Telegraphen, zu voller Geltung kommen zu lassen. Noch ist kein Vierteljahrhundert verstrichen, seitdem die erste längere chinesische Telegraphenlinie, Shanghai—Tientsin, in Angriff genommen worden ist, und heute schon umspannt das Riesenreich ein Netz von Drähten, dessen Länge auf über 3000 deutsche Meilen geschätzt wird.

Die erste Geschichte des Telegraphenbaus in China erinnert in mancher Hinsicht an die anderer Länder. Die Bevölkerung bot alles mögliche auf, um den Bau zu vereiteln. Das fremde Ingenieurkorps und seine einheimischen Gehülfen wurden von ihr angegriffen und die Regierung sah sich häufig genötigt, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um den Bau der Linien durchzusetzen. Der tiefeingewurzelte, als „Fengschui“ bekannte Aberglaube (vergl. Seite 491 u. ff.), gab dem Volke eine starke Waffe in die Hand. Nach diesem Glauben mußten ja jene Pfähle mit ihren Drähten, mittelst derer Personen, die hunderte von Meilen von einander entfernt leben, auf rätselhafte Weise sich miteinander unterhalten können, die dem Volksglauben zufolge im Innern der Erde und in der Luft wohnenden Geister stören, die deshalb aus Rache Unglück auf die benachbarte Bevölkerung herabbeschwören würden. Öfter kam es sogar zu blutigen Schlägereien; ja die Regierung sah sich vielfach genötigt, Soldatenabteilungen zum Schutze der mit dem Legen der Telegraphen Beschäftigten zu entsenden. In jüngster Zeit hört man allerdings nur wenig von ähnlichen Ausschreitungen.*)

*) Als vor einigen Jahren die erste Telegraphenlinie durch die „Fremdenhasserprovinz“ Hunan gelegt wurde, nahm das Volk in mehreren Bezirken eine so drohende Stellung an, daß die Regierung sich gezwungen sah, zur Abschreckung einige Rädelsführer um einen Kopf kürzer zu machen.

Die Thatsache, daß die Centralregierung zu Peking sich bereitwilligst für den Bau der verschiedenen Telegraphenlinien entschied, beweist jedenfalls, daß ihr der große Wert telegraphischer Verbindungen in einem so ausgedehnten Reiche sofort klar geworden ist. Der offenbare Nutzen der neuen Einrichtung überwand daher ihren starren Konservatismus und die sonst gegen alle Neuerungen zu Tage tretende Abneigung. Hierbei darf allerdings nicht außer Acht gelassen werden, daß das fremde Ingenieurkorps, das fast allein aus Dänen gebildet worden und in dessen Hände der Bau der meisten Landlinien durch Vertrag gegeben worden war, in nicht geringem Grade zur schnellen Herstellung der zahlreichen Linien beigetragen hat.

Das chinesische Telegraphennetz erstreckt sich gegenwärtig vom 50. Grade n. B. (Helampo, am Amur, wo die Linie an die russischen Landlinien Anschluß hat) bis zum 18. Grade n. B. (Sytschau, im Süden der Insel Hainan gelegen), und vom 98. Grade ö. L. (Tingyüe, an der Yünnan-Birma Grenze) bis zum 130. Grade ö. L. (Ninguta-Khoton, Mandschurei), somit über 32 Breiten- und ebensoviele Längengrade. Der südlich vom Yangtse gelegene Teil des Kaiserreiches hat die größere Hälfte der Meilenzahl der Telegraphenlinien aufzuweisen.

Die längste und zugleich auch älteste Landlinie verbindet Shanghai mit Tientsin. Sie wurde im Jahre 1881 fertiggestellt und ist 2450 Li (100 Li sind ungefähr 50 Kilometer) lang. Im folgenden Jahre wurde die Strecke Canton—Hongkong, 320 Li, dem Verkehr übergeben. Das Jahr 1883 sah die Vollendung der Linien Tientsin—Peking, 225 Li, Shanghai-Futschau, 1900 Li, sowie einiger anderer kleinerer Linien, darunter Shanghai—Wusung, 25 Li.

In das Jahr 1884 fällt der Bau mehrerer größerer Strecken, darunter Tientsin—Mukden (Hauptstadt der Mandschurei), 1500 Li; ferner Shanghai—Hankau, 2000 Li; Futschau—Canton, 1885 Li, und Canton—Pingschan, 1700 Li. Im Jahre 1884 wurden im ganzen nicht weniger als 7800 Li, also fast 4000 km Telegraphenlinien dem öffentlichen Verkehr übergeben.

Außer der Fertigstellung der Strecken Tsining (Hauptstadt von Schantung)—Tschifu, 1100 Li, und Tientsin—Paoting Fu (Hauptstadt Tschilis), 350 Li, sowie anderer kleinerer Strecken, sah 1885 die Vollendung der ersten Telegraphenlinie in Korea, das damals noch ein sogenannter Vasallenstaat von China war. Sie wurde auf Kosten der chinesischen Regierung erbaut und zwar weil Korea ein paar Jahre vorher für den fremden Handel geöffnet worden war, wie auch weil man damals Verwickelungen zwischen Rußland und Korea befürchtete. Diese Linie verband Tschimulpo, die Hafenstadt der koreanischen Hauptstadt Söul, mit Mukden in der Mandschurei; die Entfernung beträgt etwas über 1400 Li.

Im Jahre 1886 wurde das chinesische Telegraphennetz nur durch eine bedeutende Linie erweitert, nämlich die Strecke Mukden—Kirin—Wentschuen,

Entfernung 1860 Li. Desto eifriger schritt der Bau im folgenden Jahre vorwärts: es wurden nicht weniger als 9000 Li, = 4500 km, dem Verkehr übergeben. Die wichtigsten dieser Linien waren: Kirin (Mandschurei)—Helampo, das an der russischen Grenze, Blagoweſtſchensk gegenüber liegt; die Entfernung beträgt 1740 Li; Hankau—Lutschau (am Yangtse, südwestlich von Tschungking gelegen) 2130 Li, ferner von Lutschau nach Yünnan Fu, der Hauptstadt Yünnans, 1150 Li.

Das Jahr 1887 ist für das Telegraphenwesen Chinas auch noch aus dem Grunde denkwürdig, weil in ihm auf den beiden größten Inseln des Kaiserreiches, Formosa und Hainan, die ersten Telegraphenlinien gebaut, ferner aber auch zwei unterseeische Kabel gelegt wurden, die ersten und bisher auch die einzigen, die China je gelegt hat. Das erste Kabel, Futschau—Tamsui, hatte seinen Anfangspunkt an der Mündung des Minflusses (Sharp Peak), an dem Futschau liegt. Tamsui ist ein bedeutender Hafen Formosas. Das zweite Kabel verbindet Anping, eine Hafenstadt im Süden Formosas, mit der davor liegenden Pescadores-Inselgruppe. Die Länge des Futschau-Tamsui-Kabels ist 340 Li und die des Anping-Pescadores-Kabels 150 Li. Formosa und die Pescadores fielen bekanntlich nach dem letzten chinesisch-japanischen Kriege an Japan. Dadurch ging das Anping-Pescadores-Kabel in japanische Hände über. Das Futschau-Tamsui-Kabel ist in den neunziger Jahren von Japan angekauft worden.

Die Telegraphenlinien auf der Insel Hainan haben eine Länge von rund 1000 Li; sie dienen vornehmlich strategischen Zwecken.

Im Jahre 1888 erfolgte die Herstellung der Linie, die Koreas Hauptstadt, Söul, mit dem koreanischen Vertragshafen Fusan verband; die Entfernung ist 1200 Li. Auch wurde 1888 die Strecke Mengtze (an der Yünnan-Tonkinggrenze)—Nanning Fu (am Westflusse in Kuangsi) dem Verkehr übergeben mit einer Länge von 1460 Li. In folgenden Jahre erfuhr das Telegraphennetz nachstehende Erweiterungen: Kiukiang (am unteren Yangtse)—Canton, Entfernung 1900 Li; Yünnan Fu—Tingyue (beide Plätze in Yünnan), Länge 960 Li. Hierdurch wurden die chinesischen Linien bis an die Grenze von Birma vorgeschoben. Die Verbindung zwischen Tingyue und Bhama, das in Birma liegt, erfolgte englischerseits Mitte der neunziger Jahre und ist insofern sehr wichtig, als dadurch eine Landverbindung zwischen China und Europa über Indien hergestellt worden ist.

Das letzte Jahrzehnt sah auch die Herstellung der längsten Telegraphenlinie des Kaiserreiches. Die Haupstadt Tschilis, Paoting Fu, wurde mit dem Kiayü-Paß, Provinz Kansu, in der Nähe der Stadt Sutschau, auf dem 99. Grade ö. L. und 39. Grade n. B., verbunden. Durch diese Linie sind die westlichsten Teile Chinas mit Peking in telegraphischen Verkehr getreten. Die Fertigstellung erfolgte 1892.

Im darauf folgenden Jahre finden wir endlich die langgeplante Ver-

bindung der chinesischen Telegraphenlinien mit den russischen verwirklicht. Die Verbindungen führen über Helampo am Amur und Huntschun-Novokiewsk. In der Mitte der neunziger Jahre wurde das Netz bis nach dem wichtigen russischen Grenzplatz Kiachta ausgedehnt. Diese Linie ist von großer Bedeutung für die Öffentlichkeit, weil sie den kürzesten Weg von Ostasien nach Europa darstellt. Sie ist auch die billigste Route, denn da sie die Verbindung mit Rußland westlich von Verchne-Udinsk bewirkt, können von Kiachta ab europäische Preise berechnet werden.

Im Verhältnis zur Riesengröße des Kaiserreiches ist die Zahl seiner Telegraphenstationen sehr klein, denn sie beträgt nur rund 200. Jede Station hat im Durchschnitt zehn Angestellte, die sich je zur Hälfte aus Telegraphisten und Schreibern zusammensetzen. Die chinesische Telegraphenverwaltung hat demnach etwa 2000 Angestellte, die Dienerschaft natürlich ausgeschlossen. Die Telegraphisten sind sämtlich an einer oder der anderen der drei Telegraphistenschulen, die sich in Tientsin, Shanghai und Canton befinden, ausgebildet.

An der Spitze der ganzen Telegraphenverwaltung steht ein hoher Würdenträger Namens Scheng, der auch zugleich eine Art von Obereisenbahn-Direktor vorstellt. Ihm zur Seite steht ein Däne als Ratgeber; außerdem finden in der Verwaltung noch mehrere Ausländer, meist Dänen, Beschäftigung als Ingenieure und Lehrer. Sonst sind sämtliche Angestellte Chinesen. Auf die Art und Weise des Telegraphierens in chinesischer Sprache hier einzugehen, fehlt uns der Raum. Daß die Methode eine höchst sinnreiche ist, liegt auf der Hand, wenn wir uns erinnern, daß ein berühmter englischer Gelehrter bemerkt hat, die chinesische Sprache sei so entfernt von allen anderen Sprachen, daß, wer Chinesisch reden hört, die Sprache der Bewohner eines anderen Planeten zu vernehmen glaubt.

Dem Namen nach ist die Telegraphenverwaltung Chinas eine kaiserliche. In Wirklichkeit liegt aber das Telegraphenwesen in den Händen einer Aktiengesellschaft, die als „Ting Pau Tschü" bekannt ist, von deren Statuten u. dergl. m. man jedoch sehr wenig weiß, ausgenommen, daß die Aktieninhaber hochgestellte Beamte sind und daß das Unternehmen eine gute Kapitalanlage ist. Die Tarife sind sehr hoch zu nennen.

Wie alle anderen wirtschaftlichen Einrichtungen Chinas, so weist auch sein Telegraphenwesen gar manche Mängel auf. Da die Vermittelung des Drahtverkehrs sozusagen fast ausschließlich in den Händen von Privatleuten liegt, die diese Neuerung in allererster Linie als „milchende Kuh" betrachten, so müssen natürlich auch in einem Lande wie China, in dem das Erpresserwesen unter Hoch und Niedrig sein Flutzeichen erreicht hat, ungemein störende Einflüsse sich geltend machen.

Nicht allein Depeschen, die auf das nationale Leben des Reiches Bezug haben wie z. B. die wichtigen Ereignisse während der jüngsten Wirren,

werden möglichst verzögert, sondern auch der zwischen ausländischen Kaufleuten und sonstigen Ausländern stattfindende Depeschenwechsel ist häufig von der Laune der Herren Mandarine, die über das Telegraphenwesen ganz willkürlich schalten und walten, abhängig und führt oft zu großen Unannehmlichkeiten. Außerdem ist der Begriff „Amtsgeheimnis" dem bezopften Telegraphenbeamten noch immer unverständlich. Gegen eine gewisse „Entschädigung" ist er stets bereit, den Inhalt der Telegramme an daran interessierte Parteien zu verraten. Diesem Übelstande kann nur dadurch abgeholfen werden, daß das chinesische Telegraphenwesen gleich der Seezollverwaltung unter europäische Aufsicht gestellt wird.

* * *

Einige Worte über die Kabel, die von China aus den Verkehr mit dem Auslande vermitteln, sind hier wohl am Platze. Das erste Kabel wurde auf chinesischem Boden vor 30 Jahren gelandet. Es war das Kabel, das die dänische „Große Nordische Telegraphengesellschaft" von Hongkong aus über Amoy nach Shanghai legte. Von dort aus führt es weiter über Nagasaki nach Wladiwostock, in Ostsibirien.*) Die Gesamtlänge dieses Doppelkabels beträgt 3500 Seemeilen. Von Hongkong aus läuft das Kabel der „Eastern Extension Australasia & China"-Telegraphengesellschaft über Singapore nach Indien und Europa.

Die bereits erwähnte Unzuverlässigkeit der chinesischen Telegraphenverwaltung hatte zur Folge, daß während der Wirren von 1900 in dem nördlichen Vertragshafen Tschifu ein Centrum für das militärische Nachrichtenwesen durch die Legung von Kabeln zwischen Taku und Tschifu, Port Arthur und Tschifu, Weihaiwei und Tschifu, sowie Shanghai und Tschifu geschaffen wurde.

Zur Sicherstellung der deutschen Operationsbasis war es im militärischen Interesse geboten, auch das Kiautschougebiet so schnell wie möglich durch eine von der chinesischen Vermittelung unabhängige Telegraphenlinie auf dem Seewege mit Tschifu zu verbinden. Das Kabel ist von der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" aus bereiten Materialbeständen für Rechnung des Deutschen Reiches mit einem Kostenaufwande von etwas über 1¾ Millionen Mark gelegt worden, weil es in den deutschen Fabriken nicht so rasch, wie es das militärische Bedürfnis erforderte, hergestellt werden konnte. Der Betrieb liegt in Tschifu und Tsingtau in den Händen deutscher Beamten, und das Kabel ist in Tschifu mit der Station der „Großen Nordischen" und der „Eastern Extension" Telegraphengesellschaft verbunden.

Um auch für alle Fälle von Unterbrechungen des deutschen Kabels

---

*) Es hat dort Anschluß an die russischen Landlinien.

Tsingtau—Tschifu, die bei den in chinesischen Gewässern oft herrschenden schweren Stürmen besonders in Betracht gezogen werden müssen, das Kiautschougebiet von der Vermittelung der chinesischen Landtelegraphenlinien unabhängig zu machen, erschien es erforderlich, so schnell wie möglich auch nach Süden eine Seetelegraphenlinie herzustellen und Tsingtau in unmittelbare Verbindung mit Shanghai zu setzen, wo die großen internationalen Kabel zusammentreffen.

Das Kabel wurde zum größten Teil in der deutschen Seekabelfabrik zu Nordenham für 2 Millionen Mark hergestellt und auf der längsten Strecke noch im Jahre 1900 von dem deutschen Kabeldampfer „von Podbielski" gelegt. In Shanghai findet das Kabel Anschluß an die Telegraphenstationen der obengenannten Kabelgesellschaften. Der Betrieb auf dem Shanghai-Tsingtau-Kabel wird ebenfalls von deutschen Beamten wahrgenommen. Es wurde am 1. Januar 1901 dem öffentlichen Verkehr übergeben. Die Taxe beträgt zwischen diesen beiden Plätzen 26 Cents, also etwa 50 Pfennige für jedes Wort.

Die folgende Tabelle zeigt die Taxe, die die beiden Kabelgesellschaften von Shanghai aus nach einer Anzahl der wichtigsten Plätze in Ostasien und darüber hinaus für jedes aufgegebene Wort fordern:

Nach:	Via Nord (Dänische und russische Linien)	Via Süd (Dänische und „Eastern Extension" Linien)
Futschau	—	$ 0.20 Cents
Amoy	—	„ 0.20 „
Hongkong	—	„ 0.40 „
Canton	—	„ 0.50 „
Macao	—	„ 0.52 „
Nagasaki	$ 0.70 Cents	„ — „
Sonstiges Japan	„ 0.84 „	„ — „
Korea	„ 1.16 „	„ — „
Ostsibirien	„ 0.88 „	„ 3.15 „
Philippinen	„ — „	„ 1.14 „
Annam	„ — „	„ 0.99 „
Tonking	„ — „	„ 0.84 „
Cochinchina	„ 4.85 „	„ 1.04 „
Siam	„ 5.10 „	„ 1.24 „
Singapore	„ 5.25 „	„ 1.15 „
Penang	„ 4.80 „	„ 1.15 „
Java	„ 5.30 „	„ 1.25 „
Sonstiges Holländ. Indien	„ 5.55 „	„ 1.99 „

Nach:	Via Nord (Dänische und russische Linien)	Via Süd (Dänische und „Eastern Extension“ Linien)
Indien	$ 4.29 Cents	$ 1.15 Cents
Birma	„ 4.30 „	„ 1.15 „
Ceylon	„ 3.60 „	„ 2.94 „
Aden	„ 4.80 „	„ 3.04 „
Deutsch-Ostafrika	„ 6.90 „	„ 4.59 „
Britisch-Südafrika	„ 7.40 „	„ 4.94 „
Europa, excl. Rußland in Europa und der Kaukasus	„ 2.75 „	„ 2.75 „
Rußland in Europa und der Kaukasus	„ 1.12 „	„ 2.75 „

Eisenbahnen.

Obgleich das Auge des aufmerksamen Beobachters sich nicht der Thatsache verschließen kann, daß in der schwerfälligen Masse des chinesischen Kaiserreiches sich seit einiger Zeit hier und da neues Leben regt, und daher die Vermutung Berechtigung gewinnt, daß sogar dem Lande, in dem man alles erstarrt und versteinert glaubte,*) kulturgeschichtliche Umwälzungen von unberechenbarer Tragweite bevorstehen, so muß freilich festgehalten werden, daß jenes Rüstzeug europäischer Kultur, das als einer der einflußreichsten Civilisatoren sich erwiesen hat, das Dampfroß, in China noch immer nicht zu vollerer Geltung und Anerkennung hat gelangen können. Unbeholfene Dschunken und sonstige Bote zu Wasser und ebenso unbehülfliche Karren u. dergl. m. zu Lande sind bislang fast die einzigen Mittel für die Beförderung

*) Man kann diesem asiatischen Kolosse „auf thönernen Füßen“ allerdings nicht vorwerfen, daß er stille steht. China bewegt sich, doch das thut auch die Schnecke. Die Bewegungen dieses Riesen sind außerdem launenhaft und unsicher; sie zeigen stets die Neigung, den Krebsgang anzunehmen. Diese Neigung würde noch viel deutlicher wahrzunehmen sein, wenn nicht die Civilisation des Westens einen beständigen Druck ausübte. Hörte dieser einmal auf, so würde in jedem Zweige des wirtschaftlichen Lebens ein allgemeiner Rückgang die Folge sein, eine Rückkehr zu den Verhältnissen, wie sie vor der Ankunft des zudringlichen Ausländers bestanden. Unter dem gegenwärtigen Regierungssystem, mit dem die hochgesteigerten Erpressungen durch die Mandarine unauflöslich verbunden sind, ist es nur natürlich, daß jede Neuerung im Sinne westlicher Kultur sehr bald wieder verschwindet. Sie wird entweder durch die schwere Hand der Beamten schon im Entstehen erwürgt, oder man gönnt ihr nur eine unsichere und kümmerliche Existenz.

von Reisenden und Waren gewesen. Jeder Versuch, die Dampfkraft an ihre Stelle zu setzen, wurde von den Regierungsbehörden mit eifersüchtigem Schrecken betrachtet, und daher versuchten sie aufs hartnäckigste ihre Einführung zu vereiteln.

Der Widerstand gegen den Bau von Eisenbahnen ist in erster Linie darin begründet, daß die Mandarine wohl wissen, daß durch ein ausgedehntes Eisenbahnnetz dem verhaßten Ausländer der Weg ins Innere gebahnt wird. Hat er aber erst einmal dort festen Fuß gefaßt, so sind auch die Tage der Willkürherrschaft der chinesischen Beamtenschaft vorüber; sie werden dann nicht mehr imstande sein, dem ihnen unterstellten Volke vampyrartig das Blut auszusaugen. Die leitenden Staatsmänner des Kaiserreiches sehen recht wohl die Vorzüge ein, die dem Lande aus einer allgemeinen Einführung von Eisenbahnen erwachsen würden, doch auch sie fürchten den fremden Einfluß. Sie bieten daher alles auf, um die Anlage eines modernen Netzes von Eisenstraßen von einem Tag auf den anderen zu verschieben.

Um ihre Verschleppungspolitik zu rechtfertigen, bringen die bezopften Würdenträger Gründe vor, die an den Haren herbeigezogen sind. So sollen sich dem Eisenbahnbau ungeheure technische Schwierigkeiten in den Weg stellen, wie z. B. gewaltige Ströme und ein wirr verschlungenes Netz von Kanälen. Aber auch gleich große ethische und volkswirtschaftliche Bedenken werden von ihnen angeführt. Ethischer Art ist der Einwand, daß die über das ganze Land verbreiteten Gräber heilig gehalten werden müssen. Sie müßten um des Eisenbahnbaues willen verlegt werden, wodurch das Gefühl der hoch konservativen Bevölkerung stark erbittert und sie gegen die Ausländer aufgehetzt werden würde.

Als das wichtigste volkswirtschaftliche Bedenken führen die Mandarine an, daß der Bau eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes auch eine unübersehbare Verschiebung des Warentransports im Innern des Landes zur Folge haben müsse. Dieser aber gewähre seit undenklichen Zeiten einem sehr großen Teile der Bevölkerung den Unterhalt. Diese Leute würden also existenzlos werden, da sich schwerlich für sie eine andere Beschäftigung finden ließe. Thatsache ist, daß die Mandarine ein wesentliches Interesse an der Hintertreibung des Eisenbahnbaus haben, weil aus den Kanal- und häufig auch aus den Landstraßengefällen nicht unbedeutende Summen in ihre Taschen fließen.*)

*) Der folgende Passus aus der Denkschrift eines chinesischen Würdenträgers über die Gefahren, die dem Kaiserreiche aus der Anlage von Eisenbahnen erwachsen würden, verdient seiner charakteristischen Eigenart halber hier erwähnt zu werden. Der Beamte schreibt: „Wenn die armen Leute ihr Land für Eisenbahnbauten verkaufen, dann werden sie das Geld, das sie dafür erhalten, vergeuden und es nie zurückgewinnen. Gegenwärtig fließen aus China regelmäßig viele Millionen Taels ins Ausland. Wenn die Eisenbahnen eröffnet sind, werden mehr als hundert Millionen Taels jährlich ins Ausland strömen, und die Fremden werden um so einträglichere Arbeit erhalten. Außerdem

Wir Abendländer brauchen uns daher nicht zu wundern, daß in China der gute Wille, den europäischen Schnellverkehr in umfassender Weise Platz greifen zu lassen und dadurch eine Wandlung der gesamten Entwickelung dieses Landes einzuleiten, immer wieder erlahmt, und der Bau von Schienenwegen in den ersten Anfängen stecken bleibt. Daran scheint aber keiner der vielen hohen Mandarine zu denken, daß sich durch einen ausgedehnten Eisenbahnbau die ungeheuern produktiven Kräfte des Kaiserreiches ungemein entfalten würden. Die gewaltige Produktionskraft und die glänzende und vielseitige wirtschafts-geographische Ausstattung Chinas hat einer der gründlichsten Kenner des Landes, Ferdinand von Richthofen, mit folgenden denkwürdigen Worten geschildert: „Das Reich der Mitte ist materiell das gesegnetste unter allen Ländern der Erde, eine scheinbar unerschöpfliche Schatzkammer, was die Produkte des Bodens und intelligente, menschliche Arbeitskraft betrifft, ein Land von einer unberechenbar großen und wichtigen Zukunft, dessen gigantischer Handel mehr und mehr die Arena des Wettkampfes der Kulturvölker werden wird."

Die Bodenbeschaffenheit Chinas ist zweifellos hervorragend günstig für den Bau von Eisenbahnen. Der größere Teil des Reiches ist eine Ebene. Wo Gebirgszüge das Binnenland erfüllen, giebt es auch gewöhnlich weite und fruchtbare Thäler, durch die Schienenstraßen ohne besondere Schwierigkeit geführt werden können. Auch fehlt es dem Lande nicht an Kapitalisten, die das nötige Geld vorzuschießen imstande sind, und wir wissen bereits, daß es diesen Leuten häufig schwer fällt, ihr Vermögen nutzbringend anzulegen. Ferner muß berücksichtigt werden, daß nirgends auf der Erde zahlreichere und billigere Arbeitskräfte sich finden als in China.

Ungeachtet aller dieser Vorzüge wollte der Centralregierung zu Peking nicht die Einsicht kommen, daß die soziale Wohlfahrt des Landes wesentlich von einer ausgedehnten Einführung des Bahnbetriebes abhänge. Obgleich ihr bereits vor einem Vierteljahrhundert durch den Bau einer kurzen Eisenbahnstrecke, Shanghai—Wusung, die Vorteile einer solchen Neuerung vor Augen geführt worden waren, hatte doch diese große Erfindung gar keine nennenswerten Fortschritte zu verzeichnen, bis vor einigen Jahren die Fremdmächte und darunter Deutschland als Pionier einen starken Druck ausübten, infolgedessen die Regierung sich nunmehr gezwungen sieht, in dieser Hinsicht auch in die Fußtapfen Europas zu treten, in denen sie nun wohl oder übel wird verbleiben müssen.

werden die Völker, wenn das geliehene Geld nicht zurückgezahlt wird, China ebensowenig in Ruhe lassen, wie sie es mit der Türkei gethan haben. Die Sitten werden geschädigt durch die Eisenbahnen. Das Landvolk ist besser als die Dorfbewohner, und die Dorfbewohner sind besser als die Städter. Wenn Eisenbahnen eingeführt sind, werden alle schlechten Sitten der Städte in die Dörfer und aufs Land gebracht werden."

Es war im Jahre 1875, als eine Anzahl fremder, in Shanghai ansässiger Kaufleute, an deren Spitze das älteste und damals auch noch das größte Handelshaus Ostasiens, Jardine, Matheson & Co., stand, von dem Tao Tai (Bezirksintendanten) von Shanghai die Erlaubnis erhielt, einheimischen Grundeigentümern einen Streifen Landes abzukaufen, der ausreiche, um einen Weg von Shanghai nach seinem, etwa 15 km entfernten Vorhafen Wusung zu bauen. Der Ankauf wurde auf die Vorstellung hin nachgesucht, daß ein guter Weg die Küstenschiffahrt insofern erleichtern würde, als sie dann in Wusung, dem gegenüber eine Flußbarre liegt, die die größeren Schiffe an der Ein- und Ausfahrt häufig viele Stunden, wenn nicht gar Tage lang hindert, ihre Ladungen löschen und laden könnten.

Die chinesischen Behörden witterten in diesem Gesuch nichts Arges, obgleich sie schon aus dem Wortlaute des Abkommens mit den eingeborenen Landbesitzern hätten Verdacht schöpfen können. In diesem war nämlich der Weg nicht als eine „Mala“ d. h. Pferdestraße, sondern als eine „Tschilu“ d. h. Wagenstraße beschrieben.

Im Frühjahr 1876 waren die Arbeiten bereits so weit vorgeschritten, daß Ende Juni der erste Zug bis nach Kangwang, das etwa auf dem halben Wege nach Wusung gelegen ist, fahren konnte. Die Spurweite der Bahn war $2^1/_2$ Fuß; die Lokomotive wog, wenn sie mit Wasser und Kohlen ausgerüstet war, 9 Tonnen. Die Wagen waren 5 Fuß breit und konnten 20 Fahrgäste in der ersten und 24 in der zweiten und dritten Klasse befördern. Der Bau der Linie bot infolge des vollkommen ebenen Bodens keine technischen Schwierigkeiten, doch führte die Bahn über dreizehn Brücken. Am 30. Juni erfolgte die offizielle Eröffnung der ganzen Strecke, die auch bald von den Landeskindern sehr stark benutzt wurde. Anfang August ereignete sich der erste Unfall. Ein lebensmüder Chinese warf sich in der Nähe Kangwangs auf die Schienen und wurde getötet.

Der durch die List der Ausländer hintergangene Bezirksintendant von Shanghai setzte inzwischen alle Hebel in Bewegung, damit der Verkehr auf der Linie wieder eingestellt würde. Denn der Satrap der Provinz war, als er von der ohne seine Erlaubnis eingeführten Neuerung vernahm, sehr aufgebracht, sodaß er dem ihm unterstellten Tao Tai befahl, die Eisenbahnlinie eingehen zu lassen. Beim britischen Gesandten in Peking, Sir Thomas Wade, legte er außerdem Einspruch ein gegen das Vorgehen der Eisenbahngesellschaft. In dem Protest hob er namentlich hervor, daß keiner Gesellschaft das Recht zustehe, ohne Erlaubnis der Regierung eine Eisenbahn in einem fremden Lande zu bauen.*)

*) Den chinesischen Behörden mußte auch hier der „Fengschui-“Aberglaube zu Hülfe kommen, indem sie behaupteten, das „Feuerrad“ störe, indem es über chinesischen Boden dahinjage, die Ruhe der in der Umgegend bestatteten Toten, und vernichte die



Endstation der Bahnlinie Tientsin-Peking.

Den Vorstellungen der chinesischen Behörden gelang es wirklich, den britischen Gesandten in Peking dazu zu bewegen, daß die Gesellschaft — sie war als englische Aktiengesellschaft im britischen Generalkonsulate zu Shanghai eingetragen — den Auftrag erhielt, die Bahn an den Generalgouverneur von Nanking zu verkaufen. Noch im Oktober desselben Jahres, 1876, wurde ein Abkommen getroffen, daß die Provinzialbehörden zu Nanking die Eisenbahn übernehmen und ein Jahr lang verwalten sollten. Der Schienenstrang sollte darauf Eigentum der Regierung werden. Der Kaufpreis wurde auf 200000 Taels festgesetzt. Dies Abkommen wurde später in England ratifiziert und der Generalgouverneur hielt auch die Bahn, wie verabredet, ein Jahr lang in Betrieb. Ende Oktober 1877 lief der letzte Zug nach Wusung und zurück nach Shanghai.

Das weitere Schicksal dieser ersten Eisenbahn in China blieb einige Wochen lang ungewiß. Die Thatsache, daß sie sich während der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits bezahlt gemacht hatte — die Gesamteinnahmen in den letzten zwölf Monaten waren 42000 Dollars, die monatlichen Ausgaben 3500 Dollars — berechtigte zu der Hoffnung, daß die chinesische Regierung den Betrieb nicht einstellen würde, und daß es ihr bei dem Ankauf hauptsächlich daran gelegen gewesen sei, die Strecke unter ihrer eigenen Kontrolle zu haben.

Doch sahen sich die Ausländer hierin getäuscht. Noch vor Jahresschluß wurden die Schienen aufgenommen und samt den Lokomotiven usw. nach Formosa verschifft, wo man sie bei den Kilung-Kohlenminen zu verwenden gedachte. Hierzu kam es aber nie. Denn nachdem das Eisenbahnmaterial jahrelang in Formosa unter freiem Himmel gelegen hatte, wurde es 1883 nach Tientsin verschifft, wo es später teilweise Verwendung fand.

So endete das erste Kapitel in der Geschichte des Eisenbahnwesens in China. Es bietet eine weitere charakteristische Beleuchtung der tiefeingefleischten Abneigung, die die „schwarzharigen" Söhne des Reiches der Mitte den aus dem Westen kommenden Neuerungen entgegenbringen.

II.

Auf den Sturm, den der Bau der Pioniereisenbahn Shanghai—Wusung in gewissen chinesischen Regierungskreisen hervorgerufen hatte, folgte eine mehrjährige Stille. Doch war die Frage der Einführung des Dampfrosses

---

guten Vorzeichen, unter denen die Grabstätten von den Erdwahrsagern ausgesucht worden seien. Es wurde von ihnen ferner betont, daß die Neuerung das Leben der Landbevölkerung ungemein gefährde, ja, wie es damals hieß, sollen selbst einige verkommene Chinesen bewogen worden sein, gegen Zahlung weniger Dollars diese Behauptung zu erläutern, indem sie ihr Leben unter den Rädern dieses modernen Wagens von Juggernaut opferten.

im Lande der Mitte nicht gänzlich von der Tagesordnung abgesetzt, und sonderbarerweise wurde der Schauplatz des nächsten Versuches in die Umgebung der Reichshauptstadt Peking verlegt. Bei Tientsin befinden sich nämlich, wie uns aus Kapitel XV schon bekannt ist, ausgedehnte Kohlenlager, die nach europäischem System ausgebeutet werden und als Kaipingkohlen bekannt sind.

Ihre Beförderung von den Schachten zu Tongschan nach Taku, dem Vorhafen Tientsins, war aber eine sehr umständliche, da sie teils auf Bote, teils auf einen Mauleseltramway angewiesen war. Um Zeit und Kosten zu sparen, erbaten sich die Minenbesitzer von Li Hung Tschang, der als Generalgouverneur von Tschili auch Höchstkommandierender des Nordgeschwaders war, die Gunst, anstatt der Maulesel eine kleine Lokomotive zum Ziehen der Wagen verwenden zu dürfen.*) Der Satrap ging auf den Vorschlag ein, doch unter der Bedingung, daß die Sache geheim gehalten werden sollte.

Das geschah zu Anfang der achtziger Jahre. Die Vorteile der Neuerung wurden auch sofort in ihrem vollen Umfange erkannt. Li Hung Tschang, selbst ein bedeutender Aktionär der Kaiping-Kohlenminen, gab sich bald die größte Mühe, die kurze, etwa 15 km lange Strecke weiter zu führen. Es gelang ihm, den Konservatismus der Peking-Magnaten zu durchbrechen, und mit deren Bewilligung wurde eine chinesische Aktiengesellschaft ins Leben gerufen, die den Bau einer Eisenbahnlinie von Kaiping nach Taku und Tientsin in die Hand nehmen sollte.

Das Werk wurde 1886 in Angriff genommen. Obgleich die Landbevölkerung sich anfangs gegen das Aufwerfen des Eisenbahndammes, der das Verlegen vieler Grabstätten erforderte, auflehnte, so genügte doch eine scharfe Proklamation Li Hung Tschangs, um die sich geschädigt Fühlenden zum Schweigen zu bringen. Im Herbst 1888 fand bereits die offizielle Übergabe der ganzen Strecke für den öffentlichen Verkehr durch den Generalgouverneur selbst statt.

Die Bahn nimmt in dem in der Nähe der Peihomündung gelegenen Tongku, dem Vorhafen Tientsins, ihren Anfang. Die Gegend ist flach und bietet dem Ingenieur keine bedeutenden Schwierigkeiten. Die Linie führt über etwa fünfzig Brücken, von denen eine 800 Fuß lang ist. Die Spurweite ist die normale, 8 Fuß 8 ½ Zoll. Die Entfernung Tongku—Tientsin beträgt etwa 50 km, und die Strecke Tongku-Tongschan (Kaiping) rund 120 km. In Tongschan sind bedeutende Reparaturwerkstätten für Lokomotiven u. dergl. m., sowie Werkstätten für den Bau von Personen- und Güterwagen usw. errichtet worden.

Das Baumaterial wurde aus verschiedenen Ländern bezogen. Deutsch-

*) Die Kaipingkohlen wurden nämlich hauptsächlich von der Nordflotte verbraucht.

land und England lieferten die Schienen, dieses auch die Lokomotiven und Wagen, Japan und China die Schwellen. Die Eisenbahnarbeiter waren natürlich Chinesen, die unter dem englischen Chefingenieur C. W. Kinder und dessen Stabe die Erdarbeiten, das Schienenlegen u. dergl. m. ausführten. Die Kosten des Baues der Linie beliefen sich im Durchschnitt auf 2800 Pfund Sterling für die englische Meile, mithin für etwa 2 km. Die ganze Linie kostete ungefähr 1/4 Million Pfund.

Die Wagen für die Fahrgäste haben drei Klassen. Die Fahrpreise für Personen betrugen während der ersten Jahre des Bestehens dieser Strecke für die erste Klasse 2 1/2 Cents (5 Pf.) für die englische Meile, 1 1/8 Cents für die zweite und 8/10 Cents für die dritte Klasse. Es gab nur gemischte Züge d. h. es wurden mit demselben Zuge sowohl Personen wie Güter befördert. Die Wagen der ersten Klasse sind nach amerikanischem Muster und recht behaglich eingerichtet. Die der dritten Klasse haben keine Überdachung, doch sind an den beiden Längsseiten der Wagen Sitze angebracht. Der ziemlich geräumige Platz zwischen den Sitzen ist meist mit Gepäck aller Art gefüllt. Der Gütertarif betrug für die englische Meile 8/10 Cents für das Picul = 60 kg. Lokomotivführer, Heizer, Weichen- und Bahnwärter usw. sind Chinesen. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt im Durchschnitt etwa 40 km in der Stunde. Obgleich diese Eisenbahnlinie den Namen „kaiserliche Staatsbahn" führt, ist sie doch in Wirklichkeit Privatunternehmung, da chinesische Kapitalisten bedeutende Summen darin angelegt haben.*)

Im Sommer 1890 erließ der Kaiser ein Edikt, durch das er seine Ein-

*) In das Jahrzehnt 1880/90 fällt auch der Bau der ersten Eisenbahnlinie auf der Insel Formosa, die 1895 von China an Japan abgetreten wurde. Die Blockade der Westküste Formosas durch die französische Flotte im Jahre 1884/85 und die Besetzung des Hafens Kilung durch Admiral Courbet hatte den damaligen äußerst tüchtigen Gouverneur, Liu Ming Tschuan, die Vorteile eines Verkehrsmittels behufs schneller Zusammenziehung seiner Truppen deutlich erkennen lassen. Diese war infolge der schlechten Landstraßen auf der Insel ungemein erschwert worden, sodaß Liu nach dem Friedensschlusse im Jahre 1885 sich entschloß, diesem Übelstande durch Einführung des Dampfrosses abzuhelfen. Die Schienenstraße sollte den im Norden Formosas gelegenen Hafen Kilung mit dem südlichsten, Takao, verbinden. Die Entfernung zwischen beiden Plätzen beträgt etwa 250 km. Die Arbeit wurde 1887 in Angriff genommen und zwar mit dem Bau der Strecke Kilung—Taipe Fu, wo der Sitz des Gouverneurs ist. Die Entfernung beträgt etwa 40 km. Die schmalspurige Bahn hatte eine Spurweite von 3 1/2 Fuß. Das Material wurde teils aus Deutschland, teils aus England bezogen. Aber erst 1891 konnte man diese kleine Strecke dem öffentlichen Verkehr übergeben. Von Taipe Fu aus wurde sie dann an der Küste entlang nach Sintschu, 80 km von Kilung im Süden gelegen, weitergeführt. Die Linie kam 1895 den Japanern nach Besetzung Formosas bei ihren Kämpfen gegen die Chinesen sehr zu statten. Seit jener Zeit hat die japanische Regierung das Eisenbahnnetz auf der Insel um ein Bedeutendes erweitert.

willigung zum Bau der Verlängerung der Strecke Tientsin—Kaiping bis nach dem am Golf von Petschili und dem Ausgangspunkte der großen Mauer gelegenen Schanhaikuan gab. Von dort aus sollte die Linie weiter nach Mukden und Kirin, Hauptstädten der Mandschurei, geführt werden. Der Bau wurde bald darauf in Angriff genommen. Ende 1893 war das Geleise bereits bis Schanhaikuan gelegt und die Bahn dem Verkehr übergeben. Die Entfernung von Tongku, dem Vorhafen Tientsins, bis nach Schanhaikuan beträgt 235 km. Das Terrain bietet von Kaiping aus, wo es hügelig wird, gewisse Schwierigkeiten. Auch sind mehrere größere Brücken vorhanden, von denen eine fast 2000 Fuß lang ist. Sie führt über den Lanfluß und stammt aus einer französischen Werkstatt.

Die Verlängerung bis Schanhaikuan ist die erste kaiserliche Eisenbahn Chinas d. h. sie ist aus rein kaiserlichen Geldern erbaut worden. Doch hatte die Centralregierung bei ihrem Bau nicht etwa die Hebung des Handels und Verkehrs im Auge, sondern vornehmlich sollte die Bahn strategischen Zwecken dienen. Man fürchtete bereits damals ein Eingreifen der beiden Nachbarmächte Japan und Rußland.

Die Strecke Kaiping—Schanhaikuan war demgemäß in vollem Betriebe. Der Bau der Verlängerung, die nach dem ursprünglichen Plane die Hauptstädte der Mandschurei, Mukden (Schenyang) und Kirin, in den Verkehr ziehen sollte — infolge russischen Eingreifens ist der Plan jedoch abgeändert worden — schritt wegen Geldmangels nur sehr langsam fort. Denn die vom Finanzministerium jährlich für den Eisenbahnbau ausgesetzte geringe Summe, 2 Millionen Taels = 6 Millionen Mark, reichte natürlich nicht aus, um den Bau schnell zu fördern.

Im Herbst 1899 war die Strecke bis Tschintschu (Chinchou), das am oberen Ende des Golfs von Liautung liegt, fertiggestellt und dem öffentlichen Verkehr übergeben. Die Linie berührt u. a. folgende Plätze: Tschinwangtao,*) Tschunghuso, das 65 km von Schanhaikuan entfernt ist, Schanhaikuan und Ningyuan. Die Entfernung zwischen Tientsin und Tschintschu beträgt rund 270 englische Meilen = 540 km. Im Frühjahr 1900, kurz vor Ausbruch der Wirren, liefen beim Bau beschäftigte Züge bereits über Kupangtsu bis nach Niutschuang (Yingku), dem nördlichsten, am Golf von Liautung gelegenen Vertragshafen, der in den jüngsten russisch-chinesischen Verhandlungen bekanntlich zu einer wichtigen Streitfrage Anlaß gegeben hat.

*) Tschinwangtao ist ein in der Nähe Schanhaikuans gelegener Hafen, über den, da er eisfrei ist, seit einigen Jahren im Winter die chinesische Post geleitet wird. Während in früheren Jahren die Verbindung zwischen Shanghai und dem Süden, nach Tientsin, Peking, Niutschuang usw., während der Wintermonate ausschließlich durch Überlandkuriere unterhalten wurde, laufen jetzt im Winter Dampfer mit der Post von Shanghai aus nach Tschinwangtao, von wo aus die Postsendungen mit der Bahn weiterbefördert werden.

Von Kupangtsu ist ein Teil der Stammlinie in nordöstlicher Richtung etwa 120 km weiter bis Hsinmintun geführt worden. Dort hat sie anscheinend ihren Abschluß gefunden, da der Platz unweit Mukdens liegt, über den ja die russische, die sogenannte „Ostchinesische Eisenbahn“ führt, die von Port Arthur kommt, nach Norden läuft und sich an die große transsibirische Linie bei Harbin am Sungari, das auf dem 46. Breiten- und 127. Längengrade liegt, anschließt. Wir werden auf diese mandschuische Bahn sogleich wieder zurückkommen.

Als im Dezember 1895 ein kaiserliches Edikt den Bau der Tientsin—Matschiapu-Eisenbahn anordnete, herrschte unter den in China lebenden Ausländern allgemein der Glaube, daß das Eis endlich gebrochen sei, und man fing an, darüber nachzugrübeln, was nach der Fertigstellung dieser Strecke, die sich bis auf wenige km den Thoren Pekings nähern sollte, die neue Zeitströmung bringen dürfte. Denn daß die Reichshauptstadt so bald schon einen Anschluß an das geplante Eisenbahnnetz finden sollte, war ein Ereignis, das selbst die Erwartungen der größten Reformenthusiasten bei weitem übertraf.

Das Projekt war allerdings kein ganz neues. Denn bereits 1888 hatte Li Hung Tschang es zur Sprache gebracht, doch scheiterten seine Vorschläge an der den Fremden feindlich gesinnten Partei in den Ministerien. Der unglückliche Ausgang des Krieges mit Japan, in dem die Hauptstadt arg bedrängt wurde, mochte allerdings eine Wandlung in der Denkart der höchsten Würdenträger hervorgerufen haben, da jetzt zweifellos strategische Rücksichten mit in die Wagschale fielen.

Daß die Tientsin—Peking-Linie sich als ein durchaus lebensfähiges Unternehmen erweisen würde, konnte nie einem Zweifel unterliegen. Denn zwischen diesen beiden Plätzen hat seit Jahrhunderten ein außerordentlich reger Personen- und Güterverkehr bestanden. Es war aber gerade diese Thatsache, die die leitenden Regierungskreise bis dahin davon zurückgeschreckt hatte, den Bau eines Schienenstranges in Angriff zu nehmen. Denn sie fürchteten, daß die nach Tausenden zählenden Botsleute und Karrenführer, die durch eine Eisenbahn eines Teils ihres Erwerbes verlustig gehen müßten, sich gegen eine solche Neuerung auf das nachdrücklichste auflehnen würden. Einige scharfe kaiserliche Edikte ließen jedoch das Murren verstummen, das sich hier und da unter den Leuten hörbar machte, und der im Jahre 1896 in Angriff genommene Bau machte gute Fortschritte, sodaß im Frühjahr 1897 die Strecke dem öffentlichen Verkehr übergeben werden konnte. Die Bahn hat normale Spurweite (1,435 m) und ist, gleich der Tongku—Tientsin—Kaiping-Linie unter Oberleitung des englischen Ingenieurs Kinder ausgeführt worden.

Die Bahn führt, wie schon bemerkt ist, nicht bis an die Thore Pekings selbst, sondern nur bis nach dem 3 km entfernten Matschiapu. Im Sommer

1899 wurde jedoch eine bessere Verbindung mit dem mittleren Südthor von Peking, das unter dem Namen Yungtingmen bekannt ist, durch die Eröffnung einer elektrischen Bahn hergestellt, die am Bahnhofe von Matschiapu ihren Ausgang nimmt. Entwurf und Bau wurden der Firma Siemens & Halske in Berlin übertragen und von ihr ausgeführt. Die elektrischen Motorwagen sind recht geräumig, auch ist für staubdichte Abschließung besonders Sorge getragen worden, da die Umgegend Pekings häufig von Stürmen heimgesucht wird, die einen äußerst feinen, alles durchdringenden Staub mit sich führen.

Nichts dürfte für die Rentabilität der Tientsin—Peking-Bahn deutlicher sprechen als die Thatsache, daß die Verwaltung sich bereits im Jahre 1898 genötigt sah, ein zweites Geleise zu legen. Es wurde im Frühjahr 1899 dem Verkehr übergeben. Der Umstand, daß durch diese Linie der Erwerb der zahlreichen Botsleute und Karrenführer in kaum bemerkenswerter Weise geschmälert worden ist, sollte die Chinesen endgültig davon überzeugen, daß das Dampfroß nicht der gefährliche Feind ist, für den es sowohl die gebildeten wie auch die unteren Volksklassen bisher gehalten haben.

Von großer Bedeutung war die im September 1898 erfolgte Wiedereröffnung der etwa 16 km langen Strecke Shanghai—Wusung. In den zwei Jahrzehnten, die seit dem Abbruch dieser ersten Eisenbahn Chinas verflossen waren, hatte sich das Vorurteil gegen die Neuerung stark gemindert, so daß diesmal die Anregung zum Wiederaufbau der Linie von den chinesischen Behörden selbst ausging.

Sehr berechtigt war die Freude der in Shanghai ansässigen Ausländer, als die offizielle Einweihung der Bahn stattfand, denn der Vorgang lieferte ja den Beweis dafür, daß der Sauerteig der westlichen Civilisation angefangen hatte, auf die scheinbar leblose Masse des Millionenreiches seinen Einfluß auszuüben. Die Shanghai—Wusung-Bahn, die vor zwei Jahrzehnten dem blinden Fanatismus und tiefsten Aberglauben zum Opfer gefallen war, hatte sich nun phönixgleich schöner und prächtiger denn zuvor aus ihrer Asche erhoben, um als ein weiteres, lautsprechendes Denkmal europäischer Kultur ihren wohlthätigen Einfluß auf Land und Leute auszuüben.

Obgleich die kaiserliche Genehmigung für den Bau dieser Bahn als der ersten Teilstrecke der projektierten normalspurigen Eisenbahnlinie Wusung—Shanghai—Sutschau—Tschinkiang—Nanking, mit einer Zweigbahn von Sutschau nach Hangtschau, seit einigen Jahren erteilt worden war, so fehlte es den Regierungsbehörden wie gewöhnlich am nötigen Kleingeld zur Ausführung des Planes. Nachdem es aber beschafft worden war, wurde die Arbeit kräftig in Angriff genommen, und zwar vertraute man die Oberleitung des Baues dem königl. preußischen Eisenbahninspektor H. Hildebrand an.*)

*) Dieser hatte bereits vor einigen Jahren die 25 km lange Tayehbahn gebaut. Sie verbindet den etwa 100 km unterhalb Hankau gelegenen Yangtsehafen Schihuiyau mit den Eisenerzgruben von Tieschan.

Drei weitere deutsche Ingenieure unterstützten ihn bei dem Bau, der im August 1898 nach etwa fünfzehnmonatlicher Arbeit fertiggestellt war.

Das Eisenbahnmaterial wurde aus verschiedenen Ländern bezogen. Die Schienen kamen teils aus Deutschland, teils aus Belgien, die Lokomotiven aus Amerika, die Brücken, sechs an der Zahl, aus Deutschland, die Stahlschwellen aus Belgien. Die Wagen wurden nach amerikanischem Muster von den kaiserlichen Regierungswerken zu Tongschan bei Kaiping geliefert. Es giebt drei Klassen von Personenwagen und der Preis für die Fahrt stellt sich wie folgt: 1. Klasse 80, 2. Klasse 60 und 3. Klasse 30 Cents für die einfache Fahrt. Retourbillette werden bislang nicht ausgegeben. Die Strecke hat vier Stationen. Das Betriebspersonal — Stationsvorsteher, Lokomotivführer, Heizer, Weichen- und Bahnwärter, sowie Telegraphisten — setzt sich durchweg aus Chinesen zusammen.

Die Hoffnung, die man aus dem Bau dieser ersten Teilstrecke schöpfte, daß sie nämlich den großen Dampfern die Fahrt über die Wusung gegenüber liegende Flußbarre ersparen und es ihnen ermöglichen würde, die Ladung in Wusung zu löschen und zu speichern, hat sich allerdings bisher noch nicht erfüllt. Zu diesem Zwecke hat die chinesische Regierung hinter den teilweise geschleiften Forts von Wusung eine große Fläche für eine internationale Fremdenniederlassung den Ausländern zur Verfügung gestellt, ihnen auch das Recht eingeräumt, bei Wusung an den Ufern des Wangpuflusses, an dem Shanghai liegt, Werften u. dergl. m. zum Anlegen der Schiffe zu errichten. Das Uferland ist zwar angekauft, doch sind bisher noch keine darauf abzielenden Arbeiten in Angriff genommen worden. Bei niedrigem Wasserstande, bei dem große Dampfschiffe nicht über die Barre fahren können, müssen sie nach wie vor außerhalb dieser einen Teil ihrer Ladung in Leichter löschen, womit nicht nur bedeutende Kosten, sondern auch viel Zeitverlust verbunden sind.

III.

Das Jahr, in dem der bedauernswerte Kaiser Kuang Hsü den Thron bestieg, 1889, ist dadurch für die Geschichte des chinesischen Eisenbahnwesens denkwürdig geworden, daß er durch ein Edikt den Bau der großen Stammlinie, die seine Reichshauptstadt Peking mit der bedeutendsten Handelsstadt im Innern Chinas, Hankau, verbinden sollte, anordnete. Damals hatte der Kaiser an seine Statthalter die Frage gerichtet, welche größere Eisenbahnverbindung sie, sowohl vom kommerziellen wie vom strategischen Standpunkte aus, für die zweckmäßigste erachteten. Die Ansichten dieser höchsten Würdenträger gingen, wie zu erwarten war, nicht wenig auseinander. Doch hatte der Bau eines Schienenweges von Peking nach Hankau die meisten Fürsprecher.

Unter diesen befand sich der damalige Generalgouverneur der Canton-

Provinzen, Tschang Tschi Tung, ein sehr tüchtiger Beamter, der bereits durch die Errichtung einer großen Münzstätte nach fremdem Muster (siehe Seite 648) und durch Einführung anderer Neuerungen im Sinne westlicher Kultur sich einen Namen als fortschrittlich gesinnter Mandarin unter den in China lebenden Ausländern gemacht hatte. Da Tschang sich aber entschieden dafür aussprach, daß das Material für den Bau der Hankau—Peking-Linie nicht vom Auslande bezogen, sondern in China selbst hergestellt werden sollte, so wurde er von Canton nach Hankau, oder richtiger gesagt nach Wutschang, das diesem gegenüber am Yangtse liegt, versetzt.

In kurzer Entfernung von Hankau, etwa 100 km unterhalb in der Nähe des Yangtse, befinden sich nämlich, wie schon früher angedeutet ist, ungeheuer reiche Eisenerzgruben. Neben denen von Bilbao in Spanien und denen von Monserrat in der Nähe von Algier sollen sie die wertvollsten der Welt sein. Einer dieser Eisenberge ist allein über 5 km lang und 400 Fuß hoch. Man hat berechnet, daß diese als „Tieschan" d. h. Eisenberge bekannten Gruben hinreichend Eisenerz enthalten, um eintausend Jahre lang täglich 700 Tonnen Erz zu liefern! Seine Legierung ergiebt im Durchschnitt 60% reines Eisen. In der Nähe dieser Bergwerke befinden sich auch bedeutende Kohlenlager.

Tschang Tschi Tungs erste Sorge nach der Ankunft auf seinem neuen Posten war, im Einklang mit seinem Wahlspruch: „China für die Chinesen", die Errichtung großer Eisen- und Stahlwerke, die bei Hanyang angelegt wurden. Diese Maschinen mit allem Zubehör wurden aus England bezogen. Die in großartigem Stile ausgeführten Anlagen bestehen aus zwei Hochöfen, einem Puddel-, Bessemer- und Martin-Stahlwerk, einem Schienenwalzwerk und einer Abteilung für Eisenkonstruktionen, einer Abteilung für Eisenbahn- und Schiffsbau, Gießerei u. dergl. m. Die Gesamtanlagekosten sollen 10 Millionen Taels überschritten haben. Da diese Werke jedoch nicht den gehofften Erfolg hatten, so übertrug sie Tschang dem ersten Eisenbahndirektor Scheng. Doch auch dieser hat, teils wegen der Schwierigkeit, koksfähige Kohlen zu beschaffen, teils weil die Oberleitung dieses Riesenetablissements bisher in unfähige Hände geraten zu sein scheint, nur wenig besseres Gelingen zu verzeichnen. Die schließliche Folge davon war, daß die Schienen usw., wie wir sogleich sehen werden, aus dem Auslande bezogen werden mußten.

Um die für die Hanyangwerke bestimmten Eisenerze von den unterhalb Hankau gelegenen Eisenerzgruben zu Tieschan nach dem nächsten Yangtsehafen Schihuiyau zu befördern, ließ Tschang Tschi Tung Anfang der neunziger Jahre eine 25 km lange schmalspurige Eisenbahn zwischen diesen beiden Plätzen bauen. Der Bau wurde von dem bereits erwähnten Ingenieur Hildebrand ausgeführt. Das gesamte Baumaterial stammt aus Deutschland. Von dem Yangtsehafen aus werden die Erze in großen Leichtern nach den Schmelzöfen von Hanyang befördert.

Sobald es Tschang Tschi Tung und auch Scheng klar wurde, daß ihre technischen Versuche, die Schienen und sonstiges Betriebsmaterial in den Hanyangwerken herzustellen, nicht geglückt waren, und daß Jahre vergehen müßten, ehe man den Bau der „Luhan"-Eisenbahn,*) wenn alles hierzu nötige „aus eigener Kraft" beschafft würde, dem öffentlichen Verkehr übergeben werden könnte, dazu aber das nötige Kleingeld, wie gewöhnlich, der chinesischen Regierungsverwaltung ungemein knapp war, so mußte man auf Mittel und Wege sinnen, das Geld anderswoher zu beschaffen. Hierbei kamen von vornherein zwei Quellen in Betracht, nämlich das Geld chinesischer Kaufleute und dann ausländisches Geld.

Was den ersten Punkt betrifft, so kann gar nicht bezweifelt werden, daß die chinesischen Kaufleute genug Geld haben, um alle für das Reich erforderlichen Eisenbahnen aus eigenen Mitteln zu erbauen. Aber aus guten Gründen, weil sie früher damit böse Erfahrungen gemacht haben, wollen sie der Regierung kein Geld leihen, denn die Mandarine, denen in diesem Falle die Verwaltung der Bahnen zufiele, würden zweifellos zu viel stehlen. Der chinesische Kaufmann, sei er selbst der reichste und ehrenhafteste, kann aber gegen einen Mandarin nie Recht erlangen. Daß der Aufruf, den die beiden hohen Würdenträger an die Kapitalisten ihres Vaterlandes erließen, mit einem glänzenden Fiasco endete, ist mithin nicht zu verwundern.

In ihrer Notlage blieb ihnen deshalb nichts anderes übrig, als ausländisches Kapital in Anspruch zu nehmen. Es war eine unangenehme Pille, doch sie mußte verschluckt werden. Der Thron, dem die Sache vorgelegt wurde, wußte auch keinen andern Ausweg, als die Konzession einem europäischen Syndikate zu erteilen, das die Bahn bauen, eine bestimmte Zeit lang zu seinem eigenen Nutzen verwalten und dann, nach Ablauf der Konzessionsfrist, der chinesischen Regierung gegen eine bestimmte Abfindungssumme abtreten sollte.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Werkes, die Bemühungen zu schildern, die die Syndikate verschiedener Nationen machten, um die Konzession für den Bau der Peking—Hankau-Linie zu gewinnen, sobald es Ende der neunziger Jahre bekannt wurde, daß die Regierung sich entschlossen habe, die Bahn durch Ausländer erbauen zu lassen. Hierbei muß bemerkt werden, daß sowohl von Peking wie von Hankau aus bereits auf gewisse Strecken hin die Schienen gelegt und Teilstrecken in Betrieb gesetzt worden waren. Schon Ende 1895 waren im Auftrage des Generalgouverneurs durch deutsche Ingenieure unter der Oberleitung des schon genannten Bauinspektors Hildebrand die Vorarbeiten in einer Ausdehnung von über 500 km gemacht

*) Die Bezeichnung ist durch die Zusammensetzung der beiden ersten Silben der Namen der Anfangs- und Endstationen dieser Hauptlinie, Lukutschiau (10 km von Peking) und Hankau, entstanden.

worden. So war i. J. 1898 die erste 125 km lange Lukutschiau (Peking)-Paoting Fu (Hauptstadt Tschilis)-Strecke von der sogenannten chinesischen Staatsbahn ausgeführt worden. Auch von Hankau aus waren die Vorarbeiten durch ein äußerst schwieriges Gelände hin fertiggestellt worden. Die beiden Ausgangsstrecken sollen überhaupt nach wie vor von der chinesischen Staatsbahnverwaltung betrieben werden.

Die Konzession für den Bau der Peking—Hankau-Linie wurde schließlich einem französisch-belgischen Syndikate verliehen, und zwar, wie es seiner Zeit hieß, weil Rußland einen gewissen Druck auf die Centralregierung zu Peking ausübte. Die Entfernung zwischen Peking und Hankau beträgt ungefähr 1200 km, die man in fünf Jahren dem Verkehr zu übergeben hofft. Der Bau bietet außer der Überbrückung des Gelben Flusses in der Nähe von Kaifeng auch sonst viele territoriale Schwierigkeiten. Auf der Hankaustrecke, also dem südlichen Teil, müssen auch größere Tunnelarbeiten vorgenommen werden, und die Arbeit geht demnach dort langsamer von statten. Im Frühjahr 1900 waren aber dennoch bereits 50 km nordwärts von Hankau fertiggestellt. Man hofft im Frühjahr 1902 die Bahn bis nach Sinyang in der Provinz Honan, in einer Entfernung von rund 250 km, geführt zu haben. Von der Pekingstrecke aus ist ein etwa 250 km langer Teil nach Tschinting Fu hin dem öffentlichen Verkehr geöffnet. Die Bahn berührt die Hauptstadt Tschilis, Paoting Fu, das 125 km von Peking entfernt ist, und dieser Teil der Bahn hat während der Wirren von 1900 durch Zerstörung des Geleises usw. stark gelitten. Doch war im Frühjahr 1901 der angerichtete Schade bereits wieder gut gemacht worden.

Von Tschinting aus soll eine westwärts laufende Zweiglinie nach Taiyuen, der Hauptstadt der kohlen- und erzreichen Provinz Schansi, in einer Entfernung von etwa 200 km gelegen, gebaut werden. Die Konzession ist angeblich einem russischen Syndikate erteilt worden. Wie uns bereits bekannt ist, hat die als „Peking-Syndikat" bekannte englisch-italienische Gesellschaft sich in Schansi große Minenrechte erworben.

IV.

Weitgesteckte Ziele und langsame, aber stetige Sicherheit in ihrer Verfolgung sind während der letzten Jahrzehnte die Kennzeichen der auswärtigen Politik Rußlands in den Angelegenheiten des fernen Ostens gewesen. Dort ist das Czarenreich unter äußerst geschickter Benutzung seiner geographischen und ethnographischen Vorteile von seinen mongolischen Nachbarn, trotz aller ihm auf Schritt und Tritt entgegenwirkenden Versuche der Engländer seit dem Frieden von Schimonoseki vom Frühjahr 1895 zu einer ungemein einflußreichen Macht geworden.

Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Stadien der Fortschritte Rußlands in Ostasien im einzelnen aufzuzählen. Es reicht für unsere Zwecke

aus, darauf hinzuweisen, daß die weitsichtige russische Politik in Ostasien sich bereits durch die seit einiger Zeit in Angriff genommene, ununterbrochene Schienenverbindung mit China, nämlich die große transsibirische Bahn, an deren Fertigstellung noch immer emsig weiter gearbeitet wird, außer ihrem Endziel im Amurgebiet noch einen Zugang zum Gelben Meer und in die reichen, nördlichen Teile Chinas geschaffen hat.

Es war ja seit langer Zeit ein öffentliches Geheimnis, daß das Ziel für die Politik Rußlands im fernen Osten der Gewinn oder die militärische Nutznießung einer eisfreien Küste nebst einem solchen Hafen gewesen ist. Durch die 1898 erfolgte Abtretung von Port Arthur und Talienwan an der Südspitze der Liautung-Halbinsel seitens Chinas an Rußland sah dieses endlich seinen Wunsch erfüllt.

Doch es hatte sich seine Ziele weiter gesteckt. Die große sibirische Eisenbahn sollte dem ursprünglichen Plane zufolge von Nertschinsk aus ihren Weg durch das schwierige Amurthal über Kabarofska nehmen und in Wladiwostock ihren Endpunkt finden. Um nun den Schwierigkeiten, auf die der Bau dieser Linie stoßen mußte, aus dem Wege zu gehen, machte Rußland, nachdem die Strecke Wladiwostock—Kabarofska bereits in Angriff genommen war, den Versuch, China dazu zu bewegen, daß es die Trace durch den nördlichen Teil der Mandschurei führen dürfe. Das Terrain ist dort im Verhältnis zur ursprünglich geplanten Linie bedeutend günstiger, ganz abgesehen davon, daß die transsibirische Bahn dadurch um 500 Werst verkürzt wird.

Um die politischen Schwierigkeiten, die sich an die Gewinnung der Zustimmung Chinas knüpfen mußten, zu beseitigen, veranlaßte Rußland im Januar 1896 die Gründung einer „Russisch-Chinesischen Bank". Der größte Teil des Kapitals wurde von einer französischen Gruppe hergegeben. Auf Betreiben der russischen Regierung schloß die chinesische Regierung mit der genannten Bank schon im September 1896 einen Vertrag über die Begründung einer chinesischen Ostbahngesellschaft zum Bau und zur Verwaltung einer Eisenbahn, die im Anschluß an die transsibirische Bahn von einem Punkte der chinesischen Westgrenze in der Provinz Heilungtschiang (Mandschurei) bis zu einem Punkte an der Ostgrenze in der Provinz Kirin führen und die kürzeste Verbindung zwischen russisch Transbaikalien und Wladiwostock bilden sollte.

Folgende Punkte in den Abmachungen zwischen China und Rußland, dem Namen nach allerdings mit der „Russisch-Chinesischen Bank", über den Bau und die Benutzung dieser Eisenbahnlinie sind von besonderem Interesse: Nur Russen und Chinesen können Aktionäre dieser für 66 Jahre konzessionierten Gesellschaft sein, die ihre Sitze in Peking und St. Petersburg hat. Die chinesische Regierung kann die Bahn 36 Jahre nach ihrer Fertigstellung zu dem Preise, den die Herstellung der Bahn gekostet hat, und zugleich der Zinsen für diese Zeit zurückkaufen, doch bleiben die von der Gesellschaft

gegenüber der russischen Regierung übernommenen Verpflichtungen, die die freie Beförderung der Post, den Maximaltarif, die Fahrtgeschwindigkeit usw. betreffen, während der ganzen Dauer der ursprünglichen Konzessionen in Kraft. Die Gesellschaft darf längs der Bahn Kohlenbergwerke ausbeuten und andere Handels- und Industriegeschäfte betreiben, auch ihre Bahn durch eigene Polizei schützen. Lehnt die chinesische Regierung die Übernahme der Bahn auf eigene Rechnung ab, so verbleibt sie weitere 30 Jahre im Besitz der „Russisch-Chinesischen Bank," geht aber nach diesem Zeitraum ohne weiteres und ohne Entschädigung an die Bank in den vollen Besitz der chinesischen Regierung über.

Bald wimmelte es auch buchstäblich von Arbeitern, meist chinesischen Kulis, an den beiden Endpunkten der sogenannten „Ostchinesischen Eisenbahn", die bei Arbagatui, am Argun und in der unmittelbaren Nähe des Dalai Nor gelegen, Transbaikalien verläßt, um in südöstlicher Richtung über Tsitsihar nach Harbin am Sungari zu laufen. Von dort aus berührt sie Ninguta und betritt dann bei Santschaku russisches Gebiet.

Das Gebiet, durch das der Schienenstrang führt, besitzt große, natürliche Reichtümer, deren Ausbeutung bisher nur unvollkommen gelungen ist. An Handelsstädten ist es indessen sehr arm. Tsitsihar und Ninguta sind in dem ganzen weiten Gebiet die einzigen, halbwegs bedeutenden Städte, alle anderen größeren Centren Nordost-Chinas liegen weitab von dem geplanten Schienenwege und sind mit ihm nicht einmal durch Flußläufe verbunden, während der östliche Teil der Wüste Gobi sich trennend zwischen Peking, Mukden und die Häfen im Süden der Bahn hineinschiebt. Die Eisenbahn hat aber anderseits große strategische Bedeutung. Rußland hat sich das betreffende Gebiet hauptsächlich deshalb gesichert, weil die Grenze an der über 2000 km langen Endstrecke der vorwiegend aus strategischen Gründen erbauten transsibirischen Bahn bisher von Süden her völlig ungeschützt war, weil längs der Schilka, des Amur und des Ussuri die ganze lange Front in ihrer gesamten Ausdehnung sich im Kriegsfalle gar nicht hätte verteidigen lassen. Selbst schwache Streifkorps hätten dort an zwanzig Stellen zugleich die Schienenverbindung zerstören und zwei bis drei Armeekorps hätten in diesem ganzen Abschnitt die Bahn nicht erfolgreich zu schützen vermocht.

Durch die im März 1898 erfolgte „pachtweise" Abtretung des südlichen Gebietes der Liaotunghalbinsel durch China an Rußland ist die ganze Mandschurei, ein Gebiet fast doppelt so groß als Deutschland, wenn auch nicht nominell, so doch thatsächlich russisches Gebiet geworden. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme ist wie im Wortlaute und im Sinne des wegen der ostchinesischen Eisenbahn geschlossenen Vertrages, so auch im Inhalte des wegen der vorgenannten Abtretung getroffenen Übereinkommens zu finden, das Rußland das Recht einräumt, von Port Arthur und Talienwan (von den Russen in Dalny umgetauft) aus eine Zweiglinie zur großen sibirischen Hauptlinie herzustellen.

Es nahm auch, ohne irgend welche Zeit zu verlieren, die Arbeit an der als „Südmandschuische Zweigbahn" bekannten Strecke sofort in Angriff. Sie wird etwas über 1000 km lang sein und zweigt von der ostmandschuischen Bahn bei Harbin am Sungari ab, berührt südsüdwestlich laufend Kuantschengtsu, das unweit von der Hauptstadt Kirin gelegen ist, Kaiyüan, Tiehling, Schenyang (Mukden), Liauyang, Niutschuang, und läuft dort die Liautung-Halbinsel betretend an der Westküste entlang über Talienwan nach Lüschunkau (Port Arthur), das bekanntlich an der südlichsten Spitze der Halbinsel gelegen ist.

Im Frühjahr 1900 war die Bahn bis Tiehling, jenseits von Mukden fertiggestellt. Wie wir wissen, berührt sie auch den Vertragshafen Niutschuang, das durch eine kurze Zweigbahn mit der chinesischen Staatsbahn bei Kupangtsu verbunden ist. Der Bahnhof der russischen Linie liegt nur etwa 8 km von dem der chinesischen entfernt. Durch die Unruhen des Jahres 1900 ist aber die russische Bahn durch die Rebellen arg beschädigt worden und im Frühjahr 1901 waren die Arbeiten nur wenig weiter gediehen. Man erwartet dessen ungeachtet, daß Ende 1901 die Verbindung mit der transsibirischen Bahn bei Harbin am Sungari ungefähr fertiggestellt sein wird.

Die Gesamtlänge der russischen Linien auf chinesischem Gebiet dürfte, nachdem sie dem Verkehr übergeben worden sind, etwa 2400 Werst oder etwas über 3000 km betragen.

V.

Wir kommen schließlich zu den für uns Deutsche wichtigsten Schienenwegen Chinas, den Schantungbahnen. Bereits bei Schilderung der Kohlenfelder des Kaiserreiches ist in aller Kürze auf sie hingewiesen worden. Da wir in dem Abschnitt „Deutsch-China" noch des Näheren auf die Bahnen in unserer Interessensphäre zurückzukommen beabsichtigen, so genüge an dieser Stelle der Hinweis darauf, daß unter dem 1. Juli 1899 einem Syndikat, das sich aus Kreisen der Industrie und des Handelsstandes aus allen Teilen Deutschlands gebildet hatte, vom Reichskanzler für eine zu bildende deutsch-chinesische Aktiengesellschaft die Konzession zum Bau und Betriebe einer Eisenbahn von Tsingtau über Weihsin nach Tsinan Fu, der Provinzialhauptstadt von Schantung, sowie einer Zweigbahn nach Poschan verliehen worden ist.

Die Gesellschaft arbeitet mit einem Kapital von 54 Millionen M., wovon 13½ Millionen M. bei der Gründung eingezahlt worden sind. Sie hat sich verpflichtet, die genannten Strecken innerhalb dreier Jahre zu erbauen und dem Betrieb zu übergeben. Die Gesamtlänge dieser Bahnen beträgt rund 450 km, die Teilstrecke Tsingtau—Kiautschou—Weihsin rund 180 km. Die Strecke Tsingtau—Kiautschou wurde bereits im Frühjahr 1901 dem

Verkehr geöffnet. Die Bahn hat Normalspurweite, 1,435 m; ferner ist beim Grunderwerb ein Doppelgeleise vorgesehen worden.

Das Oberbaumaterial für die ganze Bahnlinie wird von deutschen Werken geliefert werden. Auch sind mit deutschen Unternehmern Abkommen über die Lieferung und Montierung der Brücken, von Lokomotiven, Personen- und Güterwagen u. dergl. m. getroffen worden. Die Bahnverbindung der Ortschaften im Innern Schantungs mit der Küste muß auch eine ungemein lebhafte Förderung der Interessen und eine allgemeine Hebung der allgemeinen Kultur des Landes zur Folge haben.

In engster Verbindung mit dieser Konzession steht die einem deutsch-englischen Syndikat zugestandene Eisenbahnlinie Tientsin—Tschinkiang, das am unteren Yangtse, 120 Seemeilen von seiner Mündung in das Meer bei Wusung gelegen ist. Die im Sommer 1898 erfolgte Genehmigung für den Bau dieser Bahn war ursprünglich einem amerikanischen Syndikat erteilt worden. Da aber eine ihrer Strecken durch Schantung laufen soll, so erhob die deutsche Regierung Einspruch gegen die Konzession, und zwar mit vollem Erfolge. Die Bahn besteht aus zwei Teilen, aus der etwa 650 km langen nördlichen Tientsin—Ihsien-Linie, die das deutsche Syndikat bauen soll, und der von dem englischen Teile des Syndikats zu bauenden südlichen, etwas über 300 km langen Linie Ihsien—Tschinkiang.

Die Bahn wird voraussichtlich folgende Richtung einschlagen. Von Tschinkiang aus läuft sie nach Tsingkiangpu an den Ufern des Kaiserkanals entlang. Dort geht sie über das alte Bette des Gelben Flusses, folgt dann in einer Länge von über 200 km der großen Heerstraße von Peking entlang südwärts nach Itschau Fu, das eines der wichtigsten Handelsmittelpunkte Schantungs ist. Zwischen Itschau Fu und Taian Fu muß sie über eine etwa 800 Fuß hohe Hügelkette geführt werden; die dortige Umgegend ist überhaupt gebirgig. Von Taian Fu aus folgt die Bahn noch immer der großen Heerstraße und geht in einer Entfernung von etwa 15 km bei der Provinzialhauptstadt Tsinan Fu vorbei, bis sie den Gelben Fluß bei Tschiho überschreitet. Das Land zwischen dem Gelben Flusse und Tschiho ist sehr niedrig gelegen und flach, und namentlich während der Regensaison Überschwemmungen ausgesetzt. Der Rest der Strecke bietet keine besonderen Schwierigkeiten.

Im Stadium der Projekte steht weiter der Ausbau mehrerer Eisenbahnlinien, von denen die bedeutendsten sind:

Hankau—Canton; Länge rund 1000 km. Ursprünglich von einem amerikanischen Syndikate erworben, soll die Konzession an eine englische Gesellschaft abgetreten worden sein.

Kaulun, Hongkong gegenüber gelegen, —Canton—Tschengtu Fu, das die Hauptstadt von Setschuen ist. Die Länge beträgt 1700 km.

Tschungking am oberen Yangtse—Suifu—Yünnan Fu—Tali Fu—Kulong

Ferry, das an der birmanischen Grenze liegt. Die Engländer bemühen sich um die beiden letzten der aufgeführten Linien.

Taiyuen, Hauptstadt von Schansi, —Singan, Hauptstadt von Schensi, —Siangyan, in Hupe am Hanflusse gelegen, der bei Hankau in den Yangtse mündet. Die Konzession wird von dem „Peking-Syndikat" (vergl. Seite 623) angestrebt.

Langson, an der Tonking-Kuangsigrenze, —Yünnan Fu, Hauptstadt von Yünnan; Langson—Canton; Pakhoi, Vertragshafen in der Provinz Kuangtung am Golf von Tonking, —Nanning, am Westfluß in der Provinz Kuangsi; Laokai, an der Tonking-Yünnangrenze am Roten Fluß, —Yunnan Fu. Alle diese im äußersten Süden Chinas liegenden Linien sind von französischen Kapitalisten geplant.

* * *

Aus dem Gesagten geht demnach hervor, daß das Land der Mitte im Zeichen des Eisenbahnbaus steht. Sobald erst einmal Eisenbahnzüge zwischen Peking—Hankau—Canton, zwischen Peking und Moskau, zwischen Peking und Shanghai und vielleicht gar zwischen Peking und der birmanischen Grenze hin und her eilen werden, muß auch das gesamte Wirtschaftsleben Chinas einen anderen Charakter annehmen. Die alte Abschließungspolitik Chinas wird dann nur noch im Gedächtnis der älteren Generationen fortleben. Das chinesische Volk wird aber einen härteren Wettkampf mit der auswärtigen Produktion zu bestehen haben, und der Kohlenbedarf der Lokomotiven wird auf die einfachste Weise ganz von selbst dazu führen, daß man die Zauberkraft der „schwarzen Diamanten" auch für den Betrieb der Landwirtschaft und Industrie würdigen und benutzen lernt. Welcher gewaltiger wirtschaftlicher Leistungen hat man sich aber dann von dem Riesenreiche und seiner arbeitgewöhnten, bienenhaft fleißigen Bevölkerung zu versehen!

Was wir nun von den chinesischen Eisenbahnen vor allen Dingen zu erwarten haben, das ist nach unserer Meinung eine gründliche Reorganisation der Staatsform und Staatsverwaltung in China. Beide sind hinsichtlich ihrer Grundzüge in der Hauptsache bisher seit Jahrtausenden unverändert geblieben. Da die Eisenbahnen eine hohe raumtilgende und naturüberwindende Kraft besitzen, so wird das Reich enger und kleiner werden, und seine Provinzen werden sich auch fester zusammenschließen. Wie das in den europäischen Staaten der Fall gewesen ist, so wird auch in China die Centralgewalt durch das neue Verkehrsmittel eine bedeutende Stärkung erfahren. Die Satrapen der achtzehn Provinzen werden einen guten Teil der weitgehenden Befugnisse, die ihnen bisher zugestanden worden sind, in die Hände des Kaisers zurückgeben müssen.

Was schließlich die wichtige Frage betrifft, ob die chinesischen Eisen-

bahnen einen Verkehr an sich ziehen werden, aus dem das in ihnen angelegte Kapital angemessen verzinst werden wird, so gehen die Ansichten von Sachkundigen allerdings sehr weit auseinander. Niemand bezweifelt indes, daß die Güterbeförderung und der Personenverkehr einen enormen Umfang erreichen werden, vorausgesetzt, daß die Fahrpreise niedrig genug sind, um mit den sehr geringen Mitteln der Bevölkerung im Einklang zu stehen.

Durch den Bau von Eisenbahnen in großem Maßstabe eröffnet Europa jedenfalls das ganze seit Jahrtausenden verschlossen gewesene Chinesenreich dem Handel und der Industrie der ganzen Welt. Die wirtschaftlichen, politischen und finanziellen Verhältnisse der Chinesen müssen dadurch einem völligen Wandel unterworfen werden, der, auf den Bahnbetrieb zurückwirkend, der tiefen Armut der Massenbevölkerung abhelfen kann. Das Dampfroß wird der mächtigste Agent sein, durch den das chinesische Problem gelöst werden dürfte, ein Faktor, der imstande ist, für die schließliche Rettung Chinas mehr auszurichten, als irgend eine einzelne Macht der Erde. Und das ist die große politische Thatsache, die sich in der Gegenwart im chinesischen Kaiserreiche vollzieht und zwar unter der äußerst thätigen Mitwirkung des deutschen Geistes.



Eine Canton-Dschunke.



Tu Fu und Li Tai Po, Chinas Dichterfürsten.

Achtzehntes Kapitel.

Die Litteratur.

Die Sprache. — Die Schrift. — Die klassische Litteratur. — Geschichtswerke. — Die Dichtkunst. — Das Drama. — Novellen. — Fabeln. — Märchen und Sagen. Spruch und Sprichwort. — Die Presse.

Die Sprache.

I.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die chinesische Sprache unter den gegenwärtig noch von civilisierten Völkern gesprochenen Sprachen die älteste ist. Koptisch, Sanskrit, Pali und Syrisch sind heute tote Sprachen, während das heutige Griechisch und Persisch, ebenso wie das Deutsche von den uns bekannten ältesten Formen so weit abweichen, daß es eines besonderen Studiums für den, der nur die ältere Form beherrscht, bedarf, um die heute gesprochene Sprache zu verstehen.

Dagegen hat die Sprache der Chinesen seit etwa dreitausend Jahren verhältnismäßig nur wenige Änderungen erfahren. Während ferner die erwähnten Sprachen zwar mächtigen und hochgebildeten Nationen zum Ideenaustausch dienten, machten doch immer nur einige Millionen Menschen von

ihnen gleichzeitig Gebrauch. Die chinesische Sprache wird aber von etwa vierhundert Millionen Menschen gesprochen.

Dunkel wie der Ursprung der chinesischen Geschichte, ist auch der der Sprache dieses eigentümlichen Volkes. Nach der Ansicht eines bekannten Sinologen*) wanderte das Volk, das später das chinesische Reich gründen

---

*) P. G. von Möllendorff, s. Zt. kaiserlich chinesischer Seezolldirektor, in einem 1894 in der „China Branch of the Royal Asiatic Society" zu Shanghai gehaltenen Vortrage über: „Die Sprachen Chinas und die Klassifizierung der chinesischen Dialekte".

Leider hat der Tod diesen ganz hervorragenden und allgemein bekannten Vertreter des Deutschtums im fernen Osten allzu frühzeitig seinem Wirkungskreise entrissen: von Möllendorff starb ganz plötzlich am Hirnschlage Ende April d. J. zu Ningpo, wo er den Posten eines Zolldirektors seit 1897 bekleidete. Geboren zu Görlitz i. J. 1847 studierte er Jura und orientalische Sprachen, um sich schließlich der Konsulatscariere im Orient zu widmen. Ende der sechziger Jahre kam er nach China, trat aber, da keine Vakanz im Konsulatsdienste offen war, in den chinesischen Seezolldienst, aus dem er einige Jahre darauf schied, um in den Kaiserlichen Konsulatsdienst zu treten. Anfang der achtziger Jahre schied er jedoch aus und wurde auf Vorschlag Li Hung Tschangs als Berater des Königs und Generalzollinspektor nach Korea gesandt. Unter ihm fand die Eröffnung Koreas für die Fremden 1883 statt. Intriguen zwangen von Möllendorff, seine Stellung im folgenden Jahre aufzugeben. Er kehrte nach China zurück und trat wieder in den Seezolldienst ein, dem er, wie uns bekannt ist, bis zu seinem Tode ununterbrochen angehörte.

Möllendorff war, wie der „Ostasiatische Lloyd" in einem ihm gewidmeten Nachrufe treffend bemerkt, der vielseitigst gebildete Europäer in China. Nicht allein, daß er das Chinesische vollständig beherrschte — er verstand die meisten nord- und mittelchinesischen Dialekte und schrieb mehr als 5000 Wortzeichen — er war auch ein hervorragender Kenner des Hebräischen. Ferner verstand er Mongolisch, Tungusisch, Persisch und die verschiedenen türkischen Dialekte Mittelasiens, sowie Sanskrit und Arabisch. Außer Englisch und Französisch beherrschte er mehr oder minder Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Russisch, Dänisch, Serbisch, Polnisch usw. usw. Aber wenn auch die vergleichende Sprachforschung seine Lieblingsbeschäftigung war, so trieb er in seinen Mußestunden deshalb nicht weniger andere Wissenschaften. So besaß der Verstorbene tiefgehende Kenntnisse in der modernen Litteratur verschiedener Völker, wovon seine kritische Studie über die „Weltlitteratur", die zuerst im „Ostasiatischen Lloyd", Jahrgang 1894, erschien, Zeugnis ablegt.

In weiteren Kreisen ist von seinen Schriften besonders sein „Lehrbuch des Hochchinesischen" bekannt; mit der Abfassung eines deutsch-chinesischen Wörterbuchs war er beschäftigt, als ihn der Tod abrief. Während der Jahre 1893—1897 war v. Möllendorff, der damals als Hülfsdirektor im statistischen Amt zu Shanghai fungierte, ein fleißiger Mitarbeiter des „Ostasiatischen Lloyd", und ihm verdankt der Verfasser von „China und die Chinesen" manchen wertvollen Wink bezüglich der Anlage seines Werkes. An dessen Veröffentlichung nahm Möllendorff selbst das größte Interesse; denn er war einer der besten Kenner chinesischer Sitten und Gebräuche, von Land und Leuten. Die Lücke, die sein Tod unter den Deutschen Ostasiens gerissen hat, wird sobald kein anderer ausfüllen!

sollte, vor etwa 5000 Jahren über Turkestan her in den Nordwesten des heutigen China ein und faßte zuerst in Hotung, der östlich vom Hoangho (Gelben Flusse) gelegenen Ebene, festen Fuß. Es wurde von türkischen Horden, den Hsiungnu, gedrängt, die ihm auf dem Fuße folgten. Allmählich breiteten sich diese Einwanderer nach Osten und Süden aus, bis sie alles Land im Norden bis zur Wüste Gobi und einen Teil der heutigen Provinz Tschili bis über den Yangtse hinaus nach Süden zu inne hatten.

Die Türken nomadisierten in alten Zeiten vom Altai her in nordöstlicher Richtung, die Tungusen gleichlaufend südlich von ihnen. Beide Linien wurden erst spät, vom Norden her, von Mongolen durchbrochen, die sich in der Wüste Gobi und den ihr benachbarten Länderstrichen festsetzten. Es ist anzunehmen, daß die Chinesen auf eine dünngesäte Urbevölkerung stießen, die ihnen nur geringen Widerstand entgegensetzte. Diese wurde teils in den Volksverband der Einwanderer aufgenommen, teils nach Süden über den Yangtse gedrängt.

Der ganze Süden Chinas war wahrscheinlich von indochinesischen Völkern bewohnt. Die heutigen Provinzen Fukien, Kuangtung, Kuangsi, Kueitschau und Yünnan wurden erst im 3. Jahrhundert n. Chr. von den Chinesen erobert und langsam kolonisiert. Von den alten ethnographischen Verhältnissen Fukiens und Kuangtungs wissen wir nichts. In Kuangsi, Kueitschau und Yünnan gab es bedeutende Reiche teils siamesischer teils burmanischer Abstammung. Auch die als „Miautse“ bekannten Ureinwohner müssen einen großen Teil der Bevölkerung ausgemacht haben.

Kueitschau und Yünnan sind erst unter der Mongolendynastie (1280 bis 1368 u. Ztr.) kolonisiert worden. Unter ihrem Gründer Kublai Khan kamen auch muhamedanische Elemente dorthin, die bis heute Spuren hinterlassen haben. Die Truppen unter dem berühmten General Wu San Kuei, der 1678 starb, brachten nördliches Chinesisch dorthin.

Fukien und Kuangtung sind, wie gesagt, allmählich kolonisiert und erst verhältnismäßig spät ist die Sprache von den Ureinwohnern erlernt worden. Die Miautse wurden auch von diesen Truppen verdrängt. In Kuangtung geschah die letzte chinesische Einwanderung durch die Hakka*), die im 14.

*) Der Name bedeutet „Fremde“ d. h. Einwanderer aus der Fremde. Wie man wohl annehmen darf, erfolgte die Auswanderung aus Anlaß der allzustark bevölkerten Kiangnan-Provinzen, und zwar auf dem Landwege über die Gebirge, in die dünnbevölkerten, an der Mündung des Westflusses (Sikiang) gelegenen Bezirke. Die Ankömmlinge, fleißig und genügsam, vermehrten sich dort dermaßen, daß ihre Abkommen sich allmählich über die ganze Provinz verbreiteten. Dieser Zufluß starker Arme wurde von den reichen Bauern Kuangtungs mit Freuden begrüßt, zumal die dort ansässige als „Punti“ d. h. dem Lande angehörig, bekannte Bevölkerung, der Arbeit gerade nicht allzusehr zugethan war. Zwischen diesen beiden von einander ganz verschiedenen Stämmen herrscht deshalb von jeher bittere Feindschaft.

Jahrhundert von Norden, wahrscheinlich von Kiangnan und Schantung kommend, Nordchinesisch dorthin brachten.

Außer der chinesischen Sprache werden heute im Kaiserreiche noch gesprochen:

Türkisch in Turkestan und einem Teil der Provinz Kansu. Die türkische Bevölkerung ist vielfach von Chinesen und einigen anderen Elementen durchsetzt.

Mongolisch. Mongolen bewohnen die Wüste Gobi. Einige Stämme nomadisieren im Osten der Wüste.

Tungusisch. Im Norden der Mandschurei leben am Amur und am Ussuri vereinzelte Tungusenstämme. In abgelegenen Gebirgsthälern von Südost-Kirin mag es noch Mandschufamilien geben, die ihre Sprache bewahrt haben.

Diese drei Sprachen, Türkisch, Mongolisch und Tungusisch, gehören zur ural-altaischen Sprachgruppe.

Miautse. Schwache Reste dieser Ureinwohner Chinas finden wir nur noch südlich vom Yangtse, in den Gebirgen des westlichen Tschekiang und den Bergdistrikten im nordwestlichen Kuangtung. Zu ihnen gehören die Botsleute auf dem Cantonflusse, die jedoch Chinesisch sprechen. Ein Teil siedelte vor etwa 150 Jahren nach der Insel Hainan über, wo sie unweit der Westküste im Innern wohnen. Ferner giebt es Miautse auf den Gebirgen zwischen Setschuen und Hunan, massenhaft in Kueitschau und Kuangsi. Ihre Sprache ist noch nicht wissenschaftlich untersucht worden; vielleicht gehört sie zum Siamesischen.

Indochinesische Sprachen. In West-Setschuen, West-Hunan, Yünnan, Kueitschau und Kuangsi wohnt eine große Zahl von Stämmen, die teils zur burmanischen (Lolo und Sifan), teils zur siamesischen (Schan oder Thai und Lao) Sprachfamilie gehören. Zu diesen müssen auch die Li, ein Urstamm, auf Hainan gezählt werden. In Yünnan und Kueitschau machen Indochinesen die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus.

Tibetanisch. Von tibetanischen Sprachen, die auf chinesischem Boden, also an der Grenze von Tibet gesprochen würden, ist nichts sicheres bekannt.*)

*) In mehreren Straßen Pekings findet man aufrecht stehende Steine mit einer Inschrift, die den zu Pferde reisenden Fremden anbefiehlt, aus Achtung vor dem Kaiser vom Pferde zu steigen, wenn man gewisse Thore passiert. Die Aufschrift ist in den sechs, der Ansicht der ersten Mandschukaiser nach hauptsächlichsten Sprachen abgefaßt, die im chinesischen Kaiserreiche gesprochen werden. Auf der Vorderseite dieser Steine ist die Anordnung in Mandschu, Chinesisch und Mongolisch eingemeißelt, auf der Rückseite in Tibetanisch, Kalmückisch und Türkisch. Man trifft in Peking sehr selten einen Mongolen, der Kalmückisch, noch viel seltener einen, der Türkisch spricht. Haben sich auch in Peking die Mandschu in großer Zahl ansässig gemacht, so ist doch die Sprache, deren

Dem von uns bereits zitierten Gewährsmann zufolge kann man die verschiedenen Dialektgruppen, auf die man im Lande der Mitte stößt, folgendermaßen ordnen:

I. Altchinesisch, die Sprache der Klassiker.
II. Die Kuangtung Dialekte. Gesprochen von etwa:
  1. Cantonesisch . . . . 15 Millionen
     Mundarten: Hsinhuei, Hsinning, Tungkuan und Hsinan.
  2. Hakka . . . . 5 „
III. Die Min-Dialekte.
  3. Tsiangtsiu . . . . 10 „
  4. Tietsiu . . . . 5 „
  5. Futschau . . . . 5 „
IV. Die Wu-Dialekte.
  6. Wentschau . . . . 1 „
  7. Ningpo . . . . 25 „
     Mundarten: Taitschau, Schausing.
  8. Sutschau und Shanghai . . . . 18 „
V. Hoch-Chinesisch.
  9. Nördliche, mittlere und westliche Mundarten 300 „

Das eigentliche Chinesisch weist zahllose Dialekte auf. Eng verwandt mit dem in Peking gesprochenen Mandarindialekt sind die Dialekte des Nordens und Westens. Von ihnen und untereinander weichen die des Südostens so stark ab, wie die in Südeuropa gesprochenen romanischen Sprachen (Französisch, Spanisch, Italienisch, Rumänisch ꝛc.) von einander unterschieden sind. Das ist allein darauf zurückzuführen, daß hier das Chinesische erst durch Eroberung fremden Stämmen aufgedrängt ist. Physiognomische Unterschiede scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Ein Beispiel mag diese dialektischen Unterschiede erläutern: Der Mensch heißt in Peking jin, in Schantung yin, in Shanghai nieng, in Ningpo ning, in Futschau long, in Canton yan.

Freilich ist der Ausdruck „Dialekt" nicht streng in dem uns geläufigen

---

sie sich bedienen, meist die chinesische. In den Familien spricht man Chinesisch, in den Schulen lehrt man beide Sprachen, auch wird dem Chinesischen größere Sorgfalt gewidmet. Ein Teil der Beamten und Offiziere muß mit der Mandschusprache hinreichend bekannt sein, um sie sowohl sprechen wie auch in ihr verfaßte Dokumente übersetzen zu können. Proklamationen werden stets in Mandschu sowie in Chinesisch erlassen. Doch geschieht dies nur der Form wegen. Die Zahl der Personen, die man in den Straßen Pekings trifft und die das Mandschu fließend sprechen, ist äußerst klein; Mandschuknaben, wenn sie miteinander spielen, unterhalten sich stets Chinesisch. Das Tibetanische wird in Peking nur von den dort lebenden Lamas, mithin einigen hundert Priestern gesprochen.

Sinne zu nehmen. Die Dialekte sind viel stärker von einander verschieden, als es etwa die deutschen, noch heute gesprochenen Dialekte (obersächsisch, niedersächsisch, fränkisch, thüringisch usw.) von einander sind. Sie stehen zu einander etwa in dem Verhältnis, in dem das Deutsche zum Holländischen, Dänischen, Schwedischen und Englischen steht. Davon also, daß verschiedene Dialekte sprechende Chinesen sich ohne weiteres verständigen könnten, kann keine Rede sein. Das Hochchinesische oder Mandarinchinesische ist unter den Dialekten der jüngste. Dies widerlegt schon die weitverbreitete Ansicht, daß diese Mundart das eigentliche Chinesische sei. Übrigens ist „Mandarin“ in diesem Ausdruck eine ungenaue Übersetzung des chinesischen Schriftzeichens. Dies Zeichen bedeutet in der vorliegenden Zusammensetzung „allgemein bekannt“. Mandarinchinesisch ist also gleich unserm: die gemeine Mundart.

Von den Dialekten stehen das Cantonesische, das Hakka, auch die Swatau-, Amoy-, Shanghai-Dialekte dem Altchinesischen am nächsten. Aber die bei weitem wichtigste Mundart ist das Hochchinesische, das alle Gebildeten sprechen und das in der einen oder anderen Form in 15 von den 18 Provinzen des Reiches verbreitet ist.

Man unterscheidet ein nördliches und ein südliches Hochchinesisch. Als Mustermundart gilt die in Peking gesprochene. Das Nanking-Chinesisch unterscheidet sich vom Peking-Chinesisch dadurch, daß es an Stelle von „tschi“ „k“ und „ts“ setzt, z. B. kin für tschin „Gold“, tsien für tschien „ein Tausend“, u. dergl. m. Eine dritte bemerkenswerte Abart des Mandarin ist das Chinesisch von Setschuen, das seinen Hauptsitz in Tschengtu, der Provinzial-Hauptstadt, hat. Außer diesen drei Hauptarten giebt es noch eine Anzahl minder bedeutender Unterabteilungen des Mandarindialekts.

Man darf wohl annehmen, daß ungefähr zwei Drittel der Gesamtbevölkerung Chinas sich des Hochchinesischen bedienen. Alle Beamten müssen diese Sprache kennen. Die Folge davon ist, daß, wer mit dem offiziellen Leben in Berührung kommt, mit dem Hochchinesischen mehr oder weniger vertraut sein muß.

Es genügt, wenn wir dem Leser von der Verbreitung der übrigen Hauptdialekte ein Bild geben. Das Cantonesische sprechen etwa 520 Millionen, das Hakka etwa 5 Millionen, den Swataudialekt etwa 3 Millionen, die Mundart von Amoy etwa 9 Millionen, die Futschaumundart etwa 5 Millionen. Hierzu treten noch die Dialekte von Ningpo und Shanghai, die nur lokale Verbreitung haben und von denen jener besonders wohlklingend ist.*)

Aus allem bisher Gesagten geht hervor, daß es selbst für den Eingeborenen sehr schwierig ist, das Chinesische so zu erlernen, daß er in seinem

---

*) Die Silbenanzahl einiger dieser Mundarten beträgt: Amoy 846, Futschau 786, Canton 780, Hakka 700, Swatau 674, Shanghai 660, Wentschau 452, Ningpo 444, Peking 430, Hankau 316.

Heimatlande überall im Verkehr sich verständlich machen kann. Nun kommt aber dazu, daß jeder dieser Sprachstämme wieder in eine Anzahl von Unterdialekten zerfällt, deren manche von wenigen Tausenden, ja nur von Hunderten, den Bewohnern eines kleinen Distriktes oder Thales gesprochen werden. — China bietet dem Sprachforscher das Bild im großen, das Deutschland im kleinen darbietet. Auch wir haben eine „gemeine Schriftsprache", die nirgendwo in Deutschland wirklich gesprochen wird, der sich aber die Gebildeten mehr und mehr trotz ihrer dialektischen Eigenheiten anpassen und die durch die allgemeine Volksschule in alle Volksschichten eindringt. Neben ihr bestehen die großen Dialekte (schwäbisch und bairisch, österreichisch, fränkisch, hessisch, thüringisch, obersächsich, niedersächsisch usw.), die zum Teil so verschieden von einander sind, daß eine unmittelbare Verständigung ganz unmöglich ist. Ein nur sein Niederdeutsch redender Mecklenburger versteht einen Oberbaiern nicht, und umgekehrt. Jeder dieser Hauptdialekte aber begreift wieder zahlreiche Unterdialekte in sich. Besonders in Gebirgsländern, die eine phantasiebegabte Bevölkerung mit scharf ausgeprägter Individualität haben, kann man die Bewohner kleiner Thäler, die nur ein schmaler Gebirgskamm trennt, am Dialekt erkennen. Das ist z. B. in Thüringen der Fall, wo so ein eigenartig gefärbter Unterdialekt zuweilen von kaum 200 Menschen gesprochen wird.

II.

Es giebt drei Arten von Sprachen: flektierende, agglutinierende, isolierende. Die indogermanischen Sprachen, also auch das Deutsche, gehören zu den flektierenden. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie die ursprünglich einsilbige Wurzel durch innere Veränderungen z. B. des Vokals zum Wortstamm machen, der durch verschiedene Vokale verschiedene Verhältnisse z. B. der Zeit zum Ausdruck bringt: singe, sang, gesungen. Dazu kommt, daß die Zusammensetzung mit anderen Stämmen, die allmählich sich zu Flexionssilben abschleifen (z. B. frage, frag-te, wo „te" Rest des Stammes thun ist), ein weiteres Hilfsmittel der Flexion bietet. Die agglutinierenden Sprachen beschränken sich darauf, Wurzeln mit einander zu verbinden und zu verschmelzen, dadurch Worte zu bilden und die Flexion zu ersetzen.

Unserm Verständnis am fernsten stehen die isolierenden Sprachen, zu denen das Chinesische gehört. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie überhaupt nicht bis zur Wortbildung vordringen, sondern daß die, ursprünglich stets einsilbige, Wurzel das einzige Material der Sprache bleibt. Diese Sprachen müssen also nach besonderen Mitteln suchen, um 1) unsere Wortbildung zu ersetzen, 2) die durch Abwandelung des Wortes (Konjugation, Deklination, Komparation usw.) bezeichneten Verhältnisse auszudrücken. Denn eine Wurzel, etwa die indogermanische pa, ist an sich weder Substantivum (Vater, pater), noch Verbum (erzeugen, parere), noch Adjektivum (väterlich,

paternus), noch sonst ein bestimmtes Wort. Wir können sie auch nicht übersetzen, sondern nur unvollkommen umschreiben. Sie bezeichnet „alles, was mit dem Vatersein zusammenhängt“. Auch die Kasus des Substantivs, die Komparationsgrade des Adjektivs, die Genera, Tempora, Modi des Verbums sind durch die Wurzel nicht auszudrücken, sondern erst durch das aus der Wurzel organisch erwachsende Wort. Kommt es nun nicht zur Wortbildung, wie das bei allen isolierenden Sprachen, auch dem Chinesischen, der Fall ist, so müssen Mittel und Wege gefunden werden, durch die Wortbildung und Flexionsformen ersetzt werden. Diese sind sehr mannigfacher Art und weit abweichend von alle dem, was wir, die wir nur flektierende Sprachen kennen, als unentbehrliche Mittel des sprachlichen Ausdrucks anzusehen gewohnt sind.

Das ist es, was uns das Erlernen des Chinesischen so schwierig macht. Hat man doch, abgeschreckt und getäuscht durch das Fremdartige der isolierenden Sprache, lange Zeit sogar geglaubt, daß eine Übersetzung aus dem Chinesischen in abendländische Sprachen ein Ding der Unmöglichkeit sei. Denn man bedenke, daß, weil es an allen Worten, also auch an Partikeln (Konjunktionen, Präpositionen usw.) fehlt, auch für den Ausdruck aller syntaktischen Verhältnisse (Koordination, Subordination, Finalsätze, Kausalsätze usw. usw.) eigenartige und uns völlig fremde Mittel gefunden werden müssen.

Welches die wesentlichen Mittel sind, deren sich das Chinesische bedient, um den besprochenen Zweck zu erreichen, wird in Abschnitt III, so weit das in einem populären und nicht für philologisch gebildete Fachleute bestimmten Werke möglich ist, zur Darstellung kommen. Hier sollen vorweg einige, nicht dem Gebiete der eigentlichen Grammatik angehörende Mittel dieser Art besprochen werden, wobei wir möglichst, um das Verständnis zu erleichtern, von analogen Erscheinungen in den flektierenden Sprachen ausgehen wollen. Der geneigte Leser wolle sich aber bei der Lektüre dieser Abschnitte immer gegenwärtig halten, daß, wenn von chinesischen Worten die Rede ist, dieser Ausdruck nie in unserem Sinne verstanden werden darf. Nur, wenn er das beständig festhält, wird es ihm gelingen, sich von der Eigenart des Chinesischen ein ungefähres Bild zu machen. Es giebt z. B. kein chinesisches Wort für unser Wort „mit“, sondern nur eine Wurzel, die alles umfaßt, was mit Gemeinschaftlichkeit zu thun hat. Diese Wurzel kann also bedeuten: Ehe, Geselligkeit, Freundschaft, Genuß, Zusammenleben, mitteilsam usw. usw. und kann auch ein Verhältnis ausdrücken, das unser Wort „mit“ bezeichnet. Wir dürfen also im gegebenen Falle nicht von einer „chinesischen Präposition“, die unserem „mit“ entspräche, reden, sondern nur von einer Präpositionalwurzel, die unter gewissen Bedingungen das leistet, was uns das Wort „mit“ ausdrückt.

1. Die Accentuation. Unter Accent (übersetzt aus dem griech. *προςῳδία* = Zugesang) ist die Tonhöhe zu verstehen, die mit dem Iktus, der Tonstärke, nichts zu thun hat. In den indogermanischen Sprachen liegt

der Iktus stets auf der Stammsilbe. Im Deutschen macht nur das Wort lebéndig eine Ausnahme, das aber in manchen Gegenden Baierns auch noch richtig lébendig gesprochen wird. Der Tonhöhe nach unterscheiden wir den Hochton (⏑́), Tiefton (⏑̀), fallenden Ton (⏑͂), die im Griechischen noch bezeichnet werden und die mit dem Iktus keineswegs zusammenfallen. So hat das Wort ἔννεπε den Hochton auf der ersten, den Iktus auf der zweiten Silbe. (⏑́ ⏑̇ — oder ♪ ♪ ♪) Nun ist die Entwickelung der deutschen Sprache die gewesen, daß Hochton und Iktus stets zusammenfallen. Das erschwert uns gewaltig das Verständnis von Sprachen, in denen das anders ist. Wir lesen die Verse der Griechen und Römer verkehrt, weil wir alle Accente ohne Unterschied nur als Iktenzeichen lesen. Darum reden viele auch immer nur vom „Ton", ohne zwischen Tonhöhe und Tonstärke einen Unterschied zu machen, was zu endlosen Verwirrungen führt. Im Deutschen selber ist nun aber die Accentuierung nach den Dialekten verschieden. Der Sachse verteilt Hochton, Tiefton und fallenden Ton anders als der Mecklenburger. Darum sagt dieser von jenem und jener von diesem, er „singe" beim Sprechen, weil ihm die ungewohnte Verteilung des „Zugesanges" beim Anhören des fremden Dialektes auffällt.

Von hier aus vermögen wir nun das Verständnis für die hohe Bedeutung anzubahnen, die die Accentuation für das Chinesische hat. Sie ist hier nicht bloß mehr ein Mittel, der gesprochenen Sprache musikalische Schönheit zu verleihen, sondern sie macht die Wurzel zum Wort. So ist z. B. im Pekingdialekt die Wurzel schih = Leiche, Zeit, schicken, Geschäft, je nach der verschiedenen Accentuation bei der Aussprache. Selbst im Deutschen haben wir etwas ähnliches, z. B. bei den mit Präpositionen zusammengesetzten Verben, deren Bedeutung eine andere ist, je nachdem Hochton und Iktus auf der Präposition oder auf dem Verbstamme ruhen: überfahren = jemand über etwas fahren (die Schiffer haben den Flüchtling übergefahren); überfáhren = über jemand etwas fahren lassen (Gestern hat am Markte ein unvorsichtiger Kutscher ein Kind überfáhren). Was aber bei uns ein vereinzelter und einfacher*) Vorgang ist, das ist in China ein gewaltiges, unentbehrliches Mittel, das dazu beiträgt, daß mit wenigen Wurzeln das geleistet wird, was die flektierenden Sprachen durch Wort, Wandelung und syntaktische Fügung leisten.

Natürlich ist die Accentuation nach den Dialekten verschieden. Am reichsten ist die Modulation beim Sprechen in den Dialekten von Canton und Futschau. In manchen Dialekten sind nicht weniger als 8—9 Tonhöhen zu

*) den zu begreifen freilich unsere Zeitungsschreiber unvermögend zu sein scheinen. Man kann täglich den sprachlichen Unsinn lesen, daß jemand von einer Droschke übergefahren (statt überfahren) oder daß ein Spitzbube ins Osterthorsgefängnis überführt (statt übergeführt) worden ist.

unterscheiden. Der Pekingdialekt hat ihrer 4: ping, kang, schü, ji d. h. der gleiche, steigende, sich entfernende, einfallende Ton. Der erste wird als der natürliche Ausdruck der Stimme beschrieben: er gilt als der wichtigste. Den zweiten hört man im erregten Ausruf; er ähnelt dem crescendo in der Musik, während der dritte dem diminuendo entspricht und z. B. oft dem gedehnten Ton unterdrückter Unzufriedenheit gleicht. Der vierte ist ein kurzes Abbrechen der Modulation, wie wenn ein Deutscher das Wort „Stock" sagen wollte und mitten im Wort vom Schlucken überrascht wird. Es kommen dann zwar nur die ersten Buchstaben zur Aussprache, aber die Klangfarbe dessen, was gesprochen werden wollte, rückt auf das wirklich ausgesprochene zurück. Die Buchstaben sto- lauten in solchem Falle anders, als wenn jemand von vornherein nur die Verbindung sto hätte sprechen wollen.

2. Ein anderes Mittel, um die weite Bedeutungssphäre einer Wurzel zu der beschränkten eines Wortstammes einzuengen, ist, daß eine Wurzel vor eine andere gesetzt und mit ihr in innige Verbindung gebracht wird. Man könnte die erste nach der Analogie der Benennungen der Teile unserer zusammengesetzten Wörter die Bestimmungs-, die zweite die Grundwurzel nennen. Freilich kommt es nie so weit wie schon in den agglutinierenden Sprachen, daß die eine Wurzel zu einem nicht mehr seiner Bedeutung nach verstandenen Stumpf zusammenschrumpft, der nur noch als „Endung" an der anderen ihr Dasein fristet. Aber im wesentlichen ist doch das erreicht, was wir durch die Zusammensetzung zustande bringen. Die Wurzel yitau hat eine Bedeutung, die ebensowohl zum Begriffe „Messer" wie auch „Bot" oder „Franze" und noch vielen anderen führen könnte. Die Wurzel pa umfaßt alles, was man mit der Hand ergreifen, was man handhaben kann. Ein pa yitau ist also ein yitau, das in der Hand gehalten und mit der Hand regiert wird, ein Messer.

3. Endlich mag noch darauf hingewiesen sein, daß der Wurzelreichtum durch Laute, die wir nicht kennen oder nicht verwenden, gesteigert wird. So hat das Chinesische Konsonanten, die wir schriftlich mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln nur durch Konsonantenverbindungen andeuten können: bw, chw, jw, zw, lw, mw und andere. Ebenso giebt es Vokallaute, die die Schrift nur unvollkommen zu bezeichnen vermag: hm oder 'm, hn oder 'n, ng (ein hoher Nasallaut), sz', 'rh, ch' usw.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese Erörterungen nur ein schwaches Bild zu geben vermögen von dem gewaltigen Unterschiede des Chinesischen von dem, was der Laie bei uns unter dem Begriffe „Sprache" zusammen zu fassen gewohnt ist. Es giebt viele Leute unter uns, die da meinen, daß ohne die Begriffe Gott, Seele, Unsterblichkeit, freier Wille, ewiges Leben, eine Religion und religiöses Leben undenkbar seien, während der Buddhismus, der in seiner reinen, ursprünglichen Gestalt alle jene Begriffe abweist, uns den Thatbeweis liefert, daß innigste Religiosität, ver-

bunden mit schwärmerischer, bis zur Lust am Märtyrertum gesteigerter Begeisterung auch ohne den Glauben an einen persönlichen Gott, eine Seele usw. möglich ist und für Hunderte von Millionen dauernd die Richtschnur tief religiösen und sittlichen Lebens sein kann. In ähnlicher Weise lebt bei uns die Mehrzahl der Menschen in der Vorstellung, daß eine Sprache ohne Worte, ohne Flexionen, ohne Satzfügung nicht gedacht werden könne.

Das Chinesische nun ist, wie alle isolierenden Sprachen, eine Sprache, die nur Wurzeln hat. Darum ist ihre Erlernung so schwierig, weil wir in eine ganz andere Welt uns versetzen, auf alle Sprachmittel verzichten lernen müssen, die uns bisher notwendig und unentbehrlich schienen. Die in diesem Abschnitt gegebenen Erörterungen sollten das Bewußtsein von diesem Unterschiede wecken und werden zu der Erkenntnis beigetragen haben, daß man Chinesisch nicht aus Lehrbüchern und durch Selbstunterricht, sondern allein durch lebendigen Verkehr mit solchen, die es sprechen, erlernen kann.

III.

Nach dem im vorhergehenden Abschnitte Erörterten versteht es sich von selbst, daß von einer **Grammatik** in unserem Sinne für die chinesische Sprache nicht die Rede ist. Eine Grammatik für solche, die Chinesisch lernen wollen, hat lediglich die Aufgabe, zu zeigen, 1. wie durch die unveränderlichen Wurzeln die Worte ersetzt werden; 2. durch welche Mittel die an den Worten durch Biegung (Flexion) vorgehenden Veränderungen zum Ausdruck gebracht werden; 3. auf welche Weise die syntaktischen Gefüge (Koordination — Subordination) beim Mangel von Wortpartikeln Ersatz finden.

Ein **Hauptmittel**, den drei vorstehenden Forderungen zu genügen, **ist die Stellung der Wurzeln im Satzgefüge zu einander.**

Das Subjekt nimmt die erste Stelle ein, dann folgt das Prädikatsverbum, darauf die direkten und indirekten Adjektiva. In gleicher Weise geht ein Wort, das ein anderes erklärt oder näher bestimmt, diesem stets voran. So steht das Adjektivum vor dem Substantivum, das Adverbium vor dem Verbum, der Genetiv vor seinem Beziehungsworte und die Präposition vor dem von ihr regierten Worte.

Da man im Chinesischen keine **Deklination** noch **Konjugation** kennt, so haben wir nichts, was auf den grammatischen Wert des Wortes deuten könnte, ausgenommen seine Stellung im Satze. Die Folge hiervon ist, daß dasselbe Wort verschiedene Rollen im Satzgefüge spielen muß.

Ferner sieht man sich auch gezwungen, das **Geschlecht** und die Zahl durch Wurzeln anzudeuten, die die Stelle unserer Vor- und Nachsilben vertreten. „Yin" bedeutet, z. B., der Mensch in seinem geschlechtlichen Sinne. Um den Mann von der Frau zu unterscheiden, muß man in dem einen Falle „nan", männlich, und in dem anderen „nü", weiblich, davor setzen. In gleicher Weise wird „kung", vornehm oder vortrefflich, vorausgeschickt,

um die männliche Gattung von Vögeln u. dergl. anzudeuten, und „mu“, Mutter, um das Weibchen zu bezeichnen. Die Zahl ist jedoch nicht immer so bestimmt angedeutet und sehr häufig muß es der Zusammenhang ergeben, ob die Einzahl oder Mehrzahl gemeint ist. Mitunter bildet man die Zahl, indem man das Wort wiederholt, wie z. B. jin-jin, Mensch-Mensch, oder Menschen; tschu-tschu, Platz-Platz, oder Plätze d. i. überall. Mitunter wird auch das Wort „mun“ als Affix gebraucht, z. B. jin mun, Männer.

Den Nominativ, Akkusativ und Vokativ erkennt man meist aus der Stellung der Wurzel. Der Genetiv, Dativ und Ablativ werden durch passende Präpositionswurzeln gebildet. Der Vokativ kommt im Chinesischen sehr häufig vor, namentlich in leichter Lektüre.

Die Komparation erfolgt auf mehrfache Art und Weise. „Hau“ ist gut, „kang hau“ = besser, und „tschi hau“ = der beste; „hau hau“ = sehr gut, „hau hau ti„ = ziemlich gut. Die Stellung eines Adjektivums bestimmt seine Steigerung. Die Komparation ganzer Gedankenreihen erfolgt in der Weise, daß man zwei Sätze gleichlaufend nebeneinander stellt. Will man z. B. sagen: „Es ist leichter einen Tiger in den Gebirgen zu fangen, als Menschen zur Leistung eines guten Dienstes zu bewegen“, so drückt der Chinese dies wie folgt aus: „Es ist leicht, sich ins Gebirge zu begeben und dort einen Tiger zu fangen, schwer aber ist es, den Mund zu öffnen und Menschen zu bewegen, daß sie sich einer Meinung zuneigen.“

Von Zahlwörtern giebt es dreizehn. Alle Summen werden genau so geschrieben, wie man sie lesen muß, z. B. „yi pe sze schi san“ d. i. einhundert vier zehner drei. Wir bringen die Zahlwörter hier in ihrer gewöhnlichen Schreibform. Man kennt nämlich außerdem noch eine kurze und eine verlängerte Form. Jene benutzt man gewöhnlich für Rechnungen, diese auf Tratten, Pfandhausscheinen usw.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	100	1.000	10 000
一	二	三	四	五	六	七	八	九	十	百	千	萬
yi,	erh,	san,	sze,	wu,	lu,	tsi,	pa,	kiu,	schi,	pe,	tsien,	wan.

Die Zahl der Fürwörter ist gering. Der Chinese vermeidet ihren Gebrauch, sobald der Sinn auch ohne sie klar ist. Eine Ausnahme machen die persönlichen Fürwörter. Wie in allen orientalischen Sprachen, so führt nämlich auch im Chinesischen der übertrieben höfliche, die Herabsetzung der Person des Sprechenden erfordernde Unterhaltungsstil zum Gebrauch einer großen Zahl von persönlichen Fürwörtern. Einen Unterschied des Geschlechts kennt man aber in ihnen nicht. In der Umgangssprache drückt man die dritte Person, gleichviel ob Mann oder Weib, mit „Ta“ aus. „Ni“ bezeichnet die zweite, „Wo“ die erste Person.

In der höflichen Unterhaltung würde man es aber für einen groben Verstoß gegen die Etikette halten, wenn man die Person, mit der man

spricht, mit „Ni" anredete, oder von sich selbst das Wort „Wo" gebrauchen wollte. Ist die angeredete Person ein Beamter, so gebührt ihr der Titel „Herr" oder „Ew. Ehrwürden", Sien Scheng. Niederen Mandarinen giebt man den Titel „Lao Ye" d. i. alter Mann. Bekleidet der Beamte schon einen etwas höheren Posten, so gebraucht man „Ta Lao Ye" d. i. großer, alter Mann, und der Titel „Ta Yin" d. i. „großer Herr", Ew. Excellenz, kommt den Mandarinen der höchsten Grade zu.

Anderseits werden für „Ich" den Redenden herabsetzende Ausdrücke z. B. „der Kleine", „der Thörichte" u. dergl. m. angewendet. Diese übertriebene Ausdrucksweise macht sich auch bei den besitzanzeigenden Fürwörtern geltend. Das Eigentum eines anderen ist „ehrwürdig", „durchlauchtigst", „Gold" und „Edelstein".

Chinesische Grammatiker teilen die Worte eines Satzes in drei große Klassen: 1. das Verbum, oder „lebende Wort". Es soll eine Handlung oder Leidenschaft andeuten; 2. das Nomen oder „tote Wort" bezeichnet als Substantivum oder Adjektivum den Namen und die Eigenschaft der Sache. 3. „Hülfsmittel der Sprache," auch „leere Worte" genannt, die an Stelle unserer Partikeln den Ausdruck näher bestimmen.

Unter diesen drei Klassen soll nach der Ansicht einheimischer Sprachlehrer das Verbum der wichtigste Redeteil sein. Da es gleich allen andern Redeteilen keine Flexion kennt, so müssen die Vergangenheit, Zukunft oder ähnliche Zeitformen entweder durch den Zusammenhang oder durch das Hinzufügen von gewissen Präfixen und Suffixen ausgedrückt werden. Mag es auch Fälle geben, in denen man über den Modus oder das Tempus des Verbums im Ungewissen ist, so verschaffen doch die von einem Zeitworte abgeleiteten Partikeln fast in der Regel hinreichende Klarheit.

Wenn schon die Grundverschiedenheit im Wesen der Sprache die Erlernung des Chinesischen dem Ausländer sehr erschwert, so macht der Mangel eines gemeinsamen Bandes, etwa eine gemeinsame Schriftsprache, wie wir Deutschen sie durch Luthers Bibelübersetzung vor dreihundert Jahren erhalten haben, die Benutzung des Erlernten illusorisch in einem Volke, das etwa 300 verschiedene, oft sehr weit von einander abweichende Dialekte spricht. Es ist zu hoffen, daß der Bau von Eisenbahnen und der durch sie bewirkte innige Verkehr der Bewohner aller Teile des großen Reiches ähnliche Folgen für China haben wird, den die große geistige Bewegung des 16. Jahrhunderts für die deutsche Sprache gehabt hat. Mit dem Entstehen einer allgemeinen Schriftsprache, für die vielleicht der sogen. Mandarindialekt die Grundlage liefern wird, wird voraussichtlich auch eine Fortentwickelung der Sprache Hand in Hand gehen, die es ihr ermöglicht, aus fremden Sprachen Ausdrücke für neue Begriffe aufzunehmen, was bei dem jetzigen Zustande fast ausgeschlossen ist.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um dem Leser eine Vor-

stellung von der chinesischen Sprache und ihrem derzeitigen Zustande zu verschaffen. Eine eingehende Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes ist durch den Umfang und Zweck unseres Werkes ausgeschlossen.

Die Schrift.

Chinesischen Überlieferungen zufolge soll ein Minister des Kaisers Huang Ti, Namens Tsang Hi, der Kadmus Chinas gewesen sein. Er soll um das Jahr 2700 v. Chr. in dem heutigen Honan gelebt haben. Doch entbehrt diese Überlieferung schon darum jeglicher Glaubwürdigkeit, weil die ältesten, auf die Nachwelt gekommenen Schriften Chinas erst aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammen.

Diese Werke, die zum Teil Confucius zum Verfasser haben sollen, führen die Geschichte Chinas allerdings bis auf Yao,*) den mythischen Monarchen zurück. Als Quellen geben der große Weise und seine Schüler Annalen an, die ihnen vorgelegen hätten. Dabei fragt sich, ob bewiesen werden kann, daß die Schreibkunst vor der Tschaudynastie (1122 bis 255 v. Chr.) bereits so weit entwickelt war, um mit ihrer Hilfe die Begebenheiten der Landesgeschichte ausführlich verzeichnen zu können?

Dies ist eine namentlich in neuerer Zeit seitens bekannter Sinologen vielumstrittene Frage. Die chinesischen Gelehrten haben natürlich bei ihrer krankhaften Vorliebe für alles, was alt ist oder sich als alt ausgiebt, den Zweifel in ihrer Brust nie wach werden lassen, ob bereits in jenem grauen Altertum die Schreibekunst bekannt gewesen ist.

China hat in der That nichts aufzuweisen, woraus man schließen könnte, daß das Volk um das Jahr 1000 v. Chr. bereits eine Schrift aufzuweisen hatte. Eine Anzahl von einheimischen Gelehrten früherer Jahrhunderte, wie auch eine gewisse Klasse von Sinologen sind allerdings der Ansicht, daß die unter dem Namen „Tafel des Yü“ bekannte Inschrift glaubwürdig sei und von dem mythologischen Kaiser Yü, dem angeblichen Begründer der Hiadynastie (2205 bis 1766 v. Chr.) herstamme.

Diese Inschrift, in der Kaulquappenschrift — von den Chinesen so genannt, weil die Schriftzeichen im Wasser umherschwimmenden Kaulquappen ähneln — verfaßt, soll am Gipfel des Hing-Berges, der in der heutigen Provinz Hupe liegt, wenn nicht von Yü selbst, so doch wenigstens von einem

*) Yao, der den Thron im Jahre 2356 v. Chr. bestiegen und bis 2280 regiert haben soll, sowie Schun, sein Nachfolger, werden von den Chinesen stets als Muster der kindlichen Ehrfurcht und Tugend aufgeführt. Ein bekannter englischer Sinologe will in diesen beiden Monarchen den Uranus und Varuna der griechischen bezw. indischen Mythologie wiederfinden.

Zeitgenossen dieses Monarchen stammen. Wenn man den Gelehrten, die die Inschrift studiert haben, Glauben schenken darf, so ist sie eine Urkunde über die große Arbeit, die Yü auf das Trockenlegen seines Landes verwendete, das damals von einer sehr großen Überschwemmung (Sintflut?) heimgesucht worden sei.



Facsimile der Tafel des Yü.

Die Yü-Tafel existiert heutiges Tags nicht mehr. Es steht sogar nirgends verzeichnet, daß je ein Mensch sie wirklich gesehen hat. Allerdings findet man Nachahmungen an mehreren Plätzen, z. B. in Wutschang, das Hankau gegenüberliegt, und im Yulin-Tempel bei Schaosching in der Provinz Tschekiang. Gegenwärtig zeigt man nur noch den Felsen, in den die aus 77 Schriftzeichen bestehende Inschrift eingemeißelt gewesen sein soll.*)

Was aber die ganze Sache zu einer modernen Erdichtung stempelt, ist der Umstand, daß kein einheimischer Schriftsteller ihrer vor dem 7. Jahrhundert n. Chr. Erwähnung thut. Darnach müßte die Inschrift noch zu jener Zeit bestanden haben. Aber erst im 14. Jahrhundert machte sich ein Gelehrter daran, die Hieroglyphen, die, wie aus der umstehenden Abbildung ersichtlich ist, eine entfernte Ähnlichkeit mit chinesischen Schriftzeichen haben, zu entziffern. Sie sind seither ganz verschieden ausgelegt worden, und daß hierbei die Einbildungskraft stark mitgespielt haben muß, liegt auf der Hand. Es ist auch völlig unglaublich, daß eine Inschrift, die, nach der angeblichen Kleinheit der Schriftzeichen zu urteilen, nicht tief in den Felsen eingehauen sein konnte, dem bedeutenden Witterungswechsel jener Gegend über 2500 Jahre hätte widerstehen können. Die Tafel des heiligen Yü ist mithin ins Gebiet der Sage zu verweisen.

Für das wichtigste ihrer alten litterarischen Denkmäler halten chinesische Gelehrte und Archäologen die als „Steintrommeln" bekannten kurzen, abgestumpften Säulen. Die auf ihnen befindlichen Inschriften werden als Beispiel für die Schreibweise angeführt, die zu Anfang der Tschaudynastie, mithin im 12. Jahrhundert v. Chr., in wirklichem Gebrauch war. Diese Steintrommeln, zehn an der Zahl, stehen gegenwärtig in zwei Reihen zu jeder Seite und innerhalb des Haupttthores zum Confucius-Tempel in Peking. Sie wurden dort zu Anfang des 14. Jahrhunderts aufgestellt. Ihre Höhe schwankt zwischen $1\frac{1}{2}$ und 3 Fuß, der horizontale Umfang mißt im Durchschnitt 7 Fuß. Die in lotrechten Linien an den beiden Seiten eingravierten Inschriften hat der Zahn der Zeit bereits stark zerstört. Nur auf einer der Trommeln ist die Schrift noch vollständig erhalten, während sie auf einer der Säulen bereits völlig verwischt ist.

Die Schriftzeichen der in Versen abgefaßten Inschrift sind als „Große Siegel-Charaktere" bekannt. Die Chinesen benutzen sie für ihre öffentlichen wie privaten Siegel, daher der Name. Ihre Entstehung datiert etwa aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. Jede dieser zehn Inschriften war, wie es scheint, eine Ode zur Erinnerung an einen kaiserlichen Jagdzug oder Fisch-

*) Der Platz ist ein jäher Felsenvorsprung. Das Einhauen der Zeichen in ihn müßte mit endloser Schwierigkeit und der größten Lebensgefahr verbunden gewesen sein. Es ist demnach sehr fraglich, ob sich jemand gefunden hätte, der sich an die Arbeit, die ohne jeden denkbaren Nutzen war, gemacht hätte.

zug. Das umstehend wiedergegebene Facsimile stellt die Inschrift der heute noch allein unversehrt gebliebenen Steintrommel dar. Sie lautet in der Übersetzung:

„Unsere Kriegswagen waren stark,
Unsere Rosse ähnlich schnell;
Unsere Kriegswagen waren gut,
Unsere Rosse groß und glatthaarig.
Ein zahlreicher Zug von Adligen
Mit einer wogenden Wolke von Bannern;
Die Hirschkühe und Edelhirsche machten Sätze,
Die Adligen dicht hinter ihnen her.
Die Sehnen der schwarzen Bogen hallten wieder,
Die Bogen waren fertig zum Gebrauch;
Wir verfolgten sie über die Hügel,
Vorrückend mit hörbarem Lärm,
In einer dicht gedrängten Masse,
Die Wagenlenker im vollen Galopp kutschierend,
Die Hirschkühe und Edelhirsche in eiliger Flucht.
Wir näherten uns auf der weiten Ebene.
Wir verfolgten sie durch den Wald,
Einer holte den anderen ein,
Zur selben Zeit die Wildschweine erlegend."

Über die Entstehungszeit dieser Steintrommeln ist ebenfalls viel gestritten worden. Während einige einheimische Gelehrte sie der Regierung Tscheng Wangs (1110 v. Chr.), der in diesem Jahre einen großen Jagdzug unternahm, und zwar in der Gegend, in der die Trommeln ursprünglich aufgefunden wurden,*) zuschreiben, nehmen andere Literaten die Regierung Hsüan Wangs, 827—782 v. Chr., als Entstehungszeit an. Wieder andere Gelehrte versetzen sie in noch frühere Zeit.

Der Stil der Inschriften ist der als Tschau bekannte. Schi Tschau war einer der Minister des eben genannten Regenten. Er versuchte die damals bestehende Schreibweise umzubilden und erfand zu diesem Zwecke die bereits erwähnte „große Siegelschrift". Wir werden auf sie noch zurückkommen. Gegenwärtig kann man noch kaum 300 von den ursprünglichen 700 Schriftzeichen lesen. Da sie nicht nur klein, sondern auch nicht tief ein-

*) Entdeckt wurden sie im 7. Jahrhundert u. Ztr. in der Provinz Schensi. Der Fundort ist das Stammland des Gründers der Tschaudynastie. Sie wurden zuerst in einem confucianischen Tempel in Schensi aufbewahrt, im 12. Jahrhundert von der vor den Liau-Tataren fliehenden Sungdynastie nach der neuen Hauptstadt Kaifeng Fu in Honan gebracht und dort im Palaste aufgestellt. Als 1126 Kaifeng Fu von den Niutschi-Tataren erobert wurde, nahmen diese die Steintrommeln mit nach ihrer neuen Hauptstadt, Peking, wo man sie endlich 1307 am Eingange zum Confucius-Tempel aufstellte.

gemeißelt sind, so ist auch wohl kaum anzunehmen, daß die Trommeln bereits fast 3000 Jahre alt sind. Auffallend ist aber auch, daß die Zeichen mit Leichtigkeit entziffert wurden, ferner, daß man in keinem alten Werke über Steininschriften — die chinesische Litteratur hat deren mehrere — sie vor dem 7. Jahrhundert n. Chr. erwähnt findet. Daß diese Trommeln aus

Facsimile der sogen. Steintrommelinschrift.

避車既工避馬
既同避車既孜
避馬既騎君子
員"邋"貧旃麀鹿
速"君子之求絲"
鹵弓"茲以寺避
毆其時其來選"
趩籔"卽避卽時
麀鹿趚"其來大
塗避毆其樸其
來蹟"射其猜蜀

Heutiger Schreibstiel.

dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammen sollen, ist mithin eine bloße Vermutung.*)

Dem sei nun, wie ihm wolle, selbst wenn wir die Echtheit dieser Trommeln zugäben, so ginge daraus doch nur hervor, daß die Schrift in China im 8. Jahrhundert v. Chr. bis zu einem gewissen Grade ausgebildet war. Dies ist aber auch das älteste bestimmte Datum, das wir mit Bezug auf den in Frage stehenden Gegenstand haben. Daß aber die Schreibkunst bereits vor mehr als 4000 Jahren im Lande der Mitte bekannt gewesen sein soll, was, wie gesagt, nicht nur chinesische, sondern sogar auch manche abendländische Gelehrte behaupten, ist eine Annahme, die durch die Studien eines deutschen Sinologen, des 1899 verstorbenen bekannten Missionars Dr. Ernst Faber,**) wohl endgültig widerlegt worden ist.

---

*) Die Thatsache, daß die ägyptischen, assyrischen und persischen Inschriften, die ja noch älteren Datums sind als diese Trommeln, noch gegenwärtig entziffert werden können, ist kein Beweis für das große Alter der chinesischen Trommelinschriften. Denn erstlich ist das für die Trommeln benutzte Material viel vergänglicher, und sodann haben wir in Ägypten usw. ein der Erhaltung günstiges Klima, dessen China sich nicht erfreut.

**) Ernst Faber wurde am 25. April 1839 in Koburg geboren. Er erhielt seine Ausbildung zum Missionar im Missionsseminar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen vom Jahre 1858 bis 1862. Darauf besuchte er vier Semester hindurch die Universitäten Basel und Tübingen. Im Laboratorium des Zoologischen Museums zu Berlin und im Geographischen Institut von Dr. Petermann in Gotha erwarb er sich naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse, die ihm später vielfach von Nutzen bei seiner Missionsarbeit geworden sind. Am 14. August 1864 wurde E. Faber zum Missionar für China von der Rheinischen Missionsgesellschaft abgeordnet, am 25. April 1865 traf er in China ein.

Sein erstes Arbeitsfeld fand er in der Cantonprovinz, wo er durch Predigt, Unterricht und medizinische Praxis missionarisch thätig war. Ende 1880 gab er sein Verhältnis zur Rheinischen Missionsgesellschaft auf und wirkte seitdem als unabhängiger Missionar in China weiter. Im September 1885 trat er in die Dienste des Allgemeinen Evang. Prot. Missionsvereins. Im Sommer 1888 wurde er von der Theologischen Fakultät in Jena zum Doktor der Theologie ernannt. Von 1886 bis zum Frühjahr 1898 wohnte Faber in Shanghai. Im April 1898 siedelte er nach Tsingtau über, wo er im September des folgenden Jahres nach mehr als dreißigjähriger Wirksamkeit in China verstorben ist, tief betrauert von einem großen Kreise aufrichtiger Freunde und Verehrer.

Durch seine zahlreichen litterarischen Werke hat Faber der Sache des Christentums in China sehr wertvolle Dienste geleistet. Zu den wichtigsten, in chinesischer Sprache verfaßten Arbeiten gehören: Kommentare zum Markus- und Lukasevangelium mit 77 Predigten und 1821 Predigtskizzen; Gedanken über das Alte Testament, 3 Bände; Civilisation, die Frucht des Christentums, 5 Bände; Kritik der chinesischen Klassiker, 6 Bände. Außer einer Anzahl von Arbeiten in englischer Sprache verfaßte er u. a. in deutscher Sprache: Quellen zu Confucius und dem Confucianismus; Der Lehrbegriff

In einer gelehrten Arbeit, die er in dem „Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society“ (Vol. XXIV, 1889—90) unter dem Titel „Prehistoric China“ veröffentlichte, zeigte er, daß um das Jahr 1000 v. Chr. die damals existierende ideographische Schrift möglicherweise bereits einige hundert Wortzeichen gehabt haben mag. Unsere nächsten Ausführungen, soweit die Uranfänge der Schrift in Betracht kommen, sollen sich mit dem Inhalte der gelehrten Abhandlung Dr. Fabers beschäftigen.

Die frühesten Versuche, Begebenheiten aufzuzeichnen, geschahen mittels Knoten in Schnüren. Sie mögen wohl vornehmlich zur Festhaltung von Zahlen gedient haben, um die es sich in der Geschichte wie auch im Verkehr handelte. Auch Einkerbungen in Stöcke fanden statt. Die Erfindung dieser Quipos wird sagenhaften Regenten zugeschrieben. Doch ist der frühe Gebrauch der Quipos eine Thatsache, da man sie noch heutzutage unter gewissen Stämmen Tibets und unter den Ureinwohnern (Miautse) der Provinz Kueitschau findet. Wenn sie einen Vertrag abschließen, so befestigen sie Schnüre an Holzstücken und die Zahl der Knoten zeigt die Zahl ihres Abkommens.

Die Schrift selbst wird auf den sagenhaften Kaiser Fu Hi zurückgeführt. Von ihm stammen die sogenannten Diagramme, oder richtiger „Trigramme“ her (vergl. Seite 270). Die „Pakua“ gelten als die Linearvorfahren der Schriftzeichen. Aus diesen entwickelten sich später die bereits erwähnten und als „Kaulquappenschrift“ bekannten Wortzeichen. Doch können wir nirgends einen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme finden. Denn nach der Überlieferung befahl der sagenhafte Mustermonarch Huang Ti (2700 v. Chr.) seinem Minister Tsang Hi, die Bewegung der Sterne, Drachen und Vögel zu beobachten, und aus diesen Figuren entstand die sogen. Kaulquappenschrift. Die beiden, eben genannten Personen werden als die Götter der Schrift angebetet. Da aber Tsang vier Augen gehabt haben soll, so muß alle auf ihn bezügliche Überlieferung als Sage angesehen werden.

---

des Confucius; Mencius, eine Staatslehre auf ethischer Grundlage; Licius, der Naturalismus bei den Chinesen; Micius, der Sozialismus bei den Chinesen.

Die meisten seiner Werke werden noch auf lange Zeit bleibenden Wert behalten. Faber vereinigte in sich gründliche Gelehrsamkeit, klares Urteil, weitreichenden Blick, unermüdlichen Fleiß und tiefe Frömmigkeit. Alle, die ihn persönlich kannten, schätzten den Umgang mit ihm ganz besonders hoch. China hat in ihm einen seiner bedeutendsten Missionare verloren. Auf dem ihm auf seiner Ruhestätte gesetzten schlichten Denkmal — auf einem Sockel erhebt sich ein glatter nach oben sich verjüngender Stein, auf dem das ovale Medaillonbild Fabers angebracht ist, stehen außer dem Geburts- und Todestage die Worte: „Ein Bahnbrecher christlichen Glaubens. Ein deutscher Forscher im fremden Lande.“ In diesen kurzen Worten ist die Bedeutung des edeln Mannes wiedergegeben, dessen Tod dem selbstlosesten Missionswerke und der Wissenschaft, der chinesischen Sprache- und Geschichtsforschung sowie der Botanik geweiht war.

Volle 1500 Jahre vergehen, ehe wir, von Huang Ti zurückrechnend, auf weitere Nachrichten über die Schreibkunst stoßen. Nach der Gründung der Tschaudynastie — Ausleger sagen während der Regierung Tschings, 1115—1079 v. Chr., aber der erste Ausleger lebte 1200 Jahre später! — bedienten sich gewisse Beamte der „Sechs Schreibweisen", die sich zusammengesetzt haben sollen aus Bildern für Ideen, Vorfälle, Formen, Töne usw. Dr. Faber ist jedoch der Ansicht, daß diese Beamten, eine Art Lehrer, einfach die zu jener Zeit bestehenden Schriftzeichen für die Bequemlichkeit ihrer Schüler in sechs Gruppen einteilten. Dies war der erste Versuch, alle damals bekannten Wortzeichen systematisch zu ordnen. Sie waren zum größten Teil ideographische, nur zu einem sehr kleinen Teile auch phonetische Zeichen. Sie gaben demnach vornehmlich den Gedanken, die Idee, seltener den Laut wieder. Diese Lautzeichen vermehrten sich aber während des klassischen Zeitalters (550—300 v. Chr.) so stark, daß schon während der Handynastie eine neue Methode, die Schriftzeichen zu gruppieren, eingeführt wurde. Diese bestand darin, daß man sie nach dem Wurzelwort oder Determinativum ordnete. Es soll noch näher hierauf eingegangen werden.

Man hat die chinesische Schrift sehr häufig und kurzweg als „Bilderschrift" charakterisiert. Dies ist jedoch nur für die Zeit der Entstehung der Schrift zutreffend. Im Laufe der Zeit sind die Bilder so verzerrt worden, daß sie schon seit Jahrtausenden nicht mehr als solche zu erkennen, mithin zu reinen Wortzeichen geworden sind. Die ursprüngliche, ideographische Schrift kann man einer Reihe von Rebussen vergleichen. Einige Proben seien hier gegeben. Sie sind dem berühmten Wörterbuch des kleinen Siegelschriftzeichens, das Hsü Schen im Jahre 100 n. Chr. veröffentlicht hat, und das alle damals bekannten Schriftzeichen, etwa 10000 an der Zahl, auf ihr ursprüngliches Bilderelement zurückzuführen versuchte, entnommen, um so den hieroglyphischen Ursprung der chinesischen Sprache zu beweisen. Das „Schuo Wen" ist das erste, nach Wurzelzeichen geordnete Wörterbuch, in dem 540 Radikale verwendet werden. Als Erklärung diene folgendes. Die unter 1. gegebenen Wortzeichen zeigen uns die ursprüngliche, ideographische Schreibweise der Chinesen nach dem „Schuo Wen"; die unter 2. die heutigen Tags dafür gebräuchlichen. Unter 3. ist das chinesische Wort nach der von uns in diesem Werke gebrauchten Transskription gegeben, und unter 4. finden wir die deutsche Übertragung. (S. nebenstehende Abbildung.)

Die chinesische Schrift hat sich demnach heute sehr weit von der ursprünglichen Bilderschrift, die ganze Vorgänge, Gedankenreihen usw. durch Bilder darstellte, entfernt. Aus ihr entwickelte sich die zweite Stufe bildlicher Darstellung, nämlich die Wiedergabe von Begriffen durch Bilder. Hierzu benutzte man zwei oder mehr einfache Bilder, um durch Zusammenstellung einen Begriff in der Seele des Lesers zu wecken. Sehr einfache Ideogramme

dieser Art sind: 木 ein Baum; 林 ein Gehölz; 森 dicht, dunkel; 旦 der Morgen. Das obere Zeichen bedeutet, wie uns bekannt, die Sonne; wir haben also die Sonne, die sich über dem Horizont erhebt, mithin die Bedeutung „Morgen“.

So lange man sich zur Schrift nur der Bilder und Ideogramme bediente, blieb sie noch sehr unentwickelt. Man kam also zu einer weiteren Entwickelung, indem man die ursprünglichen Bilderzeichen auf Laute der gesprochenen Sprache bezog und damit zur dritten Stufe, der der phonetischen Wortzeichen überging. Sie geben durch ein Bild den Laut der Wurzelsilbe wieder, und durch ein Zusatzbild die genauere Sphäre, in der der Begriff zu suchen ist, um sein Zeichen vor Verwechslung mit den Zeichen ähnlich lautender Wurzeln zu schützen. Ein Beispiel soll uns dies erläutern.

1.	2.	3.	4.
	日	jih	Sonne
	山	schan	Hügel
	口	ku	Mund
	鳥	niau	Vogel
	目	niu	Auge
	左	tso	linke Hand
	右	yu	rechte Hand
	木	mu	Baum
	月	yüeh	Mond
	車	tsche	Karren
	牛	niu	Ochse
	井	tsching	Brunnen
	人	jen	Mensch

Die alten Chinesen zeichneten ein rohes Bild, um den Laut wiederzugeben, mit dem sie das Pferd bezeichneten, nämlich: 馬 ma. Da die Zahl der Wurzeln aber damals sehr begrenzt war, so folgte daraus, daß der Laut „ma“ mit verschiedener Betonung in der gesprochenen Sprache auch für andere Begriffe verwandt wurde z. B. „ma“ Mutter, „ma“ Agat, „ma“ Heuschrecke, „ma“ Sägekrebs, „ma“ fluchen, „ma“ das Kopfende eines Bettes, usw. Im phonetischen System schrieben die Chinesen jedes dieser Wörter als „ma“, Pferd, nieder, und fügten dann, um der Vieldeutigkeit abzuhelfen, dem Wortzeichen, meist auf der linken Seite, den Namen des ebenfalls durch ein Bild dargestellten Gattungsbegriffes bei, in dessen Umfang der besondere Begriff gehört. Dieses Zeichen ist das schon erwähnte Radikal oder Wurzelzeichen. So sind denn die auf solche Weise gebildeten Kombinationen folgendermaßen zu lesen: 媽 Frau-Pferd = Mutter; 瑪 Nephrit-Pferd = Agat; 螞 Insekten-Pferd = Heuschrecke; 鰢 Fisch-Pferd = Sägekrebs; 罵 Mund-Pferd = fluchen; 榪 Holzpferd = Kopfende eines Bettes.

In vielen Fällen wurden diese zusammengesetzten Schriftzeichen die Lautzeichen für andere Sätze von Charakteren, die wiederum in ähnlicher Weise durch passende Wurzelzeichen sich voneinander unterschieden.

Dies ist die höchste Stufe, bis zu der sich die chinesische Schrift entwickelt hat. Die letzte Stufe, die Buchstabenschrift, die den Einzellaut, den Urbestandteil der Wurzelsilbe durch ein Zeichen wiedergiebt, haben die Chinesen nicht erklommen. Alle drei Stadien aber mit ihren Übergängen, — d. h. Wörter, die zwischen Bild und Ideogramm oder zwischen diesem und dem Lautzeichen stehenden Zeichen stehen, — finden sich noch gegenwärtig durcheinander gemischt in der chinesischen Schrift. Durch die Erfindung der phonetischen Zeichen, die Dr. Faber um etwa das Jahr 800 v. Chr. setzt, sind die Chinesen auch zu einer schriftlichen Ausdrucksweise gekommen, die an Bequemlichkeit und Deutlichkeit hoch über der bis dahin gekannten Schreibweise stand. Man darf daher die Behauptung aufstellen, daß ihre Schriftsprache vor dem Jahre 1000 v. Chr. überhaupt noch nicht hinreichend ausgebildet war, um geschichtliche Ereignisse in ihren Einzelheiten aufzuzeichnen. Die ideographische Schreibweise mag in China um 2000 v. Chr. bestanden haben, doch ist es, nach obiger Autorität, auch sicher, daß ihre Umwandlung in die phonetische keine 3000 Jahre alt ist.

Die Chinesen halten die sogenannten „Siegelcharaktere", durch den Geschichtsschreiber Tschau im 8. Jahrhundert v. Chr. erfunden, für ihre ältesten Schriftzeichen. Auffallend muß jedenfalls erscheinen, daß die glaubwürdige Geschichte Chinas erst mit der Erfindung der Siegelschrift ihren Anfang nimmt. Siehe die umstehende Textillustration unter 1. Dies kann nur dadurch erklärt werden, daß die Geschichtschreiber durch sie in die Lage versetzt wurden, ihre archivalischen Aufzeichnungen reicher zu gestalten. Der Mangel an hinreichenden Schriftzeichen verbot ihnen dies in früherer Zeit.

Man darf demnach wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß alle litterarischen Überbleibsel des chinesischen Altertums aus einer Periode stammen müssen, die der Tschaudynastie nahe ist, also höchstwahrscheinlich aus dem 8.—9. Jahrhundert v. Chr. herrühren. Die fünfzehn Papierstreifen Tschaus, das sogenannte „Buch Tschaus", von dem im 1. Jahrhundert v. Chr. noch neun Bücher bestanden haben sollen, und die in den Großen Siegelcharakteren geschrieben waren, sind wohl das erste Buch gewesen, das in chinesischer Sprache verfaßt worden ist. Tschaus Schreibweise zählte jedenfalls nicht mehr als 1000 verschiedene Charaktere. Selbst die Klassiker, die aus der Zeit des Confucius und seiner Nachfolger stammen, haben nicht mehr als 4600 verschiedene Schriftzeichen aufzuweisen. Die Annalen des Staates von Lu*) z. B. erinnern sehr an alte Memoranda. Einen trockneren und einfacheren Stil kann man sich nicht vorstellen; sie enthalten nicht einmal 1000

*) Ihr Verfasser soll Confucius sein.

verschiedene Schriftzeichen. Dies beweist, daß die Schreibweise vor der confucianischen Ära noch sehr unausgebildet war. Confucius selbst war, wie bekannt, ein Lehrer, der seine ganze Zeit mit mündlichem Lehren zubrachte. Seine Schüler prägten sich diese Lehren tief ins Gedächtnis und schrieben sie nieder. Es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob die klassischen Werke, die man dem Confucius zuschreibt, die „Frühlings- und Herbst-Annalen" ausgenommen, in ihrer gegenwärtigen Form aus der Feder dieses Weltweisen stammen; sie sind wohl von seinen Schülern und späteren Litteraten bedeutend verändert worden.

6	5	4	3	2	1
書有六體曰篆曰隸曰楷曰行曰草曰宋	書有六體曰篆曰隸曰楷曰行曰草曰宋	書有六體曰篆曰隸曰楷曰行曰草曰宋	書有六體曰篆曰隸曰楷曰行曰草曰宋	書有六體曰篆曰隸曰楷曰行曰草曰宋	書有六體曰篆曰隸曰楷曰行曰草曰宋

Die sechs Schriftstile der Chinesen.

Die Siegelcharaktere hielten aber auch nicht sehr lange ihre unumschränkte Herrschaft aufrecht. Denn als die sieben Staaten, aus denen sich China im 3. Jahrhundert v. Chr. zusammensetzte, unter Schi Hoang Ti unter ein Scepter gebracht wurden, bemühte sich dieser Kaiser auch, die Schreibweise in seinem Reiche zu vereinheitlichen. Unter der vorhergehenden Tschaudynastie hatte nämlich mancher der Vasallenfürsten eine ihm eigene Schrift eingeführt. Der Monarch beauftragte demnach einen seiner Ratgeber, Li Si, eine Schreibweise einzuführen, die weniger beschwerlich wäre, als es die großen Siegelcharaktere waren. Der Befehl wurde befolgt, indem man die kleine Siegelschrift erfand. Sie war weniger verwickelt und wies nicht so zahlreich viereckige Formen auf als ihre Vorgängerin.

Diese Schreibweise überlebte aber die kurzlebige Tsindynastie nur um wenige Jahre. Man erklärte sie für zu umständlich und führte eine ab-

geänderte Form, die als „Li Schu" bekannt ist, ein; siehe unter 2. In dieser sogen. Kanzleischrift bemerkt man das Bestreben, die bis dahin gebräuchlichen Kurven in eckige Striche umzuwandeln. Doch schon im 1. Jahrhundert n. Chr. kam eine Schreibweise, als „Kiai Schu" d. i. Musterstil, bekannt, (siehe Textillustration unter 3) bekannt, hinzu. Diese sogenannte Schönschrift hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten und ist im allgemeinen Gebrauch. Jeder Chinese, der unter seinen Landsleuten Anspruch auf einen litterarischen Namen macht, muß diesen Stil schön und richtig schreiben können. In ihm werden auch mitunter Bücher gedruckt.

Dann haben wir die Schreibart „Hing Schu" (siehe unter 4), eine Art Kursivschrift. Sie wird namentlich viel im Privat- und Handelsleben gebraucht. Ferner findet man sie in Vorreden und Inschriften benutzt. Der fünfte Stil „Tschau Schu" d. h. Pflanzenschrift, ähnelt der vorhergehenden, und ist ebenfalls eine flüchtige Kursivschrift, die ihres zierlichen Aussehens halber sehr beliebt wurde.

Schließlich kommen wir zum sechsten Stile, „Sung Schu". Unter der Sungdynastie, im 10. Jahrhundert eingeführt, kurze Zeit nachdem das Drucken auf Holzblöcken erfunden worden war, wird er noch häufiger als irgend ein anderer Stil in gut gedruckten Büchern angewendet. Er unterscheidet sich von dem „Kiai Schu" (siehe 3) durch eine gewisse Viereckigkeit der Form und Eckigkeit des Striches.

Von diesen sechs Schreibformen lernt das Volk nur zwei für gewöhnlich bis zu einem gewissen Grade, nämlich die in der Textillustration unter 3 und 4 angegebenen, obgleich schon viele auch eine Zahl von Wörtern in der Siegelschrift, die meist für Siegel- und ornamentale Inschriften nie aber für Bücher verwendet wird, lesen können. Ausländer lernen meist nur die als „Hing Schu" (siehe unter 4) bekannte Schreibweise, die fast für alle Zwecke vollständig ausreicht.*)

---

*) Die chinesische Schrift wird sehr häufig zu ornamentalen Zwecken angewendet. Meisterhaftige Fertigkeit in der Schönschreibekunst — denn in China ist das Schreiben eine Kunst, da man die Zeichen nicht schreibt, sondern malt — wird hoch geschätzt und steht hoch im Preise. Wie uns bereits bekannt ist, sind selbst die Wände der prosaischen Läden mit vielen, mehrere Fuß langen Papierstreifen, auf denen poetische Phrasen, antithetische Sätze, meist mit hochmoralischem Inhalt, wunderschön mit großen Wortzeichen des Schmuckes halber beschrieben. Fächer werden mit poetischen Ergüssen beschrieben und Freunden geschenkt, die sie als Autographen aufbewahren. Porzellanvasen und viele andere Gegenstände werden mit Proben der Schönschreibekunst geschmückt und diese Verzierung ist auch in der That sehr wirkungsvoll. Mitunter wird die steife Form des Siegelschriftzeichens angewendet, mitunter der kühne und kecke Stil der Schnellschrift (siehe Textillustration Nummer 5). Als besonders elegant gilt es, wenn die Räume für die Wortzeichen von gleicher Größe sind, so daß also als Grundform eines chinesischen Manuskripts gleich große Vierecke gedacht werden.

Die Chinesen haben die größte Ehrfurcht vor allem Geschriebenen, gleichviel welcher

Wie allgemein bekannt ist, schreiben die Chinesen nicht von links nach rechts, wie wir, sondern gleich manchen anderen Völkern (Juden, Araber usw.) von rechts nach links, ferner in senkrechten Zeilen von oben nach unten. Dies sucht man daraus zu erklären, daß die Chinesen sich ursprünglich zum Niederschreiben eines Satzes eines schmalen Brettchens bedient haben sollen. Um dies Brett bequem aufhängen zu können, empfahl sich die senkrechte Lage mehr als die wagerechte, da man dann nur eines Loches oder Henkels bedurfte, während die wagerechte Stellung deren wenigstens zwei verlangt hätte.

Vor der Erfindung des Papiers wurde außer auf Holz auch auf Seide geschrieben und zwar teils mit einer lackartigen Farbe, teils mit einer aus einem gewissen pulverisierten schwarzen Steine zubereiteten Flüssigkeit. Erst im 3. Jahrhundert n. Chr. erfanden die Chinesen ihre weltberühmt gewordene Tusche, die ihnen seitdem als Tinte dient. Die Güte der Tusche, die heute auf den Markt kommt, ist sehr verschieden. Sie hängt natürlich von den Zuthaten ab, die man zu ihrer Herstellung verwendet. Die besten Sorten sollen die sein, die aus dem durch das Verbrennen von Schweinefett gewonnenen Lampenruß herstammen. Die größte Zartheit des Russes ist die Hauptsache. Äußerst zahlreiche brennbare Substanzen, vom Tannenholz bis zum Horn des Rhinozeros, vom Erdöl bis zur Granatwurzelrinde, wurden daher von den chinesischen Tuschfabrikanten auf die Zartheit ihres Russes hin untersucht. Das zarteste Ruß soll jenen eigentümlichen, der chinesischen Tusche charakteristischen Moschusgeruch an sich haben, der bei gewöhnlichen Sorten erst durch Moschuszusatz erzielt wird.*)

Art es sei. Ihre Verachtung gegen uns Abendländer wird zweifellos noch dadurch gesteigert, daß sie sehen, wie wir das geschriebene Wort gering achten. Wir müssen in der That Barbaren in ihren Augen sein, weil wir dies „herrlichste Kleinod im Himmel und auf Erden", wie die Landeskinder ihre Schrift nennen, nicht mit der ihnen eigenen größten Sorgfalt behandeln, so daß kein beschriebenes Stück Papier zu Boden fällt, um dort zertreten und beschmutzt zu werden. Der Chinese hält es für Sünde, ein solches Blatt zu zerreißen. Feuer ist das einzige Mittel, das der Vernichtung eines Schriftstücks dienen darf. Ja, es giebt sogar Personen, die so außerordentlich gewissenhaft sind, daß sie beschriebenes Papier in irdenen Gefäßen tief in die Erde vergraben oder es auf den Boden eines Flusses versenken. In den Straßen gehen Männer umher, die jedes Stück Papier, auf dem sich auch nur ein Wortzeichen, gleichviel ob geschrieben oder gedruckt, befindet, aufsammeln, damit es an gewissen, eigens hierzu bestimmten Orten verbrannt werde. Diese Sammler werden von reichen Leuten unterhalten. In den Straßen chinesischer Städte wird man auch an den Häusern Kästchen oder Körbe angebracht sehen, mit den vier Wortzeichen für „Ehre bedrucktes (oder beschriebenes) Papier". In diese Behälter stopfen Vorbeigehende oder Nachbarn ihr Papier, das für sie weiter keinen Wert hat.

*) Gute Tusche soll eine tiefbraunschwarze Farbe haben und auf dem Bruche glasartig sein. Blauer und grauer Schimmer zeigen schlechte Sorten an. Beim Abreiben mit Wasser muß sich die Tusche aufs feinste zerteilen lassen.

Chinesische Verfasser von Wörterbüchern haben nun die heute über 50000 Zeichen umfassende Schrift zunächst auf 214 Wortzeichen in 17 Klassen zurückgeführt, die nur als Wurzelzeichen dienen. Ursprünglich waren es 514. Fast alle Wörterbücher sind unter diesen Wurzeln oder Schlüsseln zusammengestellt. Alle Zeichen, die dieselbe Wurzel haben, stehen zusammen und sind dann, je nach der Anzahl von Strichen, in Unterabteilungen geordnet. Ein Beispiel genüge: 登 = teng, bedeutet „aufsteigen“; setze das Wurzelzeichen 火 = huo = „Feuer“ an seine Seite, so ergiebt sich 燈, welches Zeichen „Lampe“ bedeutet; doch bleiben Laut und Betonung unverändert. Alle Schriftzeichen lassen sich übrigens auf folgende acht Elementargrundstriche zurückführen:

die insgesamt wieder in dem folgenden, einzigen Schriftzeichen enthalten sind: 永 Mit Hilfe dieser Grundstriche lassen sich die 214 Wurzelzeichen entwirren und diese lösen wiederum jedes der 50000 und mehr Wortzeichen auf.

Die Entwickelung der chinesischen Schrift ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich:

Autorität:	Periode:	Zahl der Charaktere:	
. . . .	2000 (?) v. Chr.	100 (?)	Anfang der Elementar-Charaktere.
. . . .	1200 v. Chr.	500 (?)	Anfang der ideographischen Charaktere.
Tschau . . .	800 „	1000 (?)	Anfang der phonetischen Charaktere.
Sogenan. Dorfgelehrte . .	200 „	3300	Zuwachs von 2300 Charakteren in 600 Jahren.
Schuo Wen, (Wörterbuch)	100 n. Chr.	9350	Zuwachs von 6054 Charakteren in 300 Jahren.
Tsching Tsiao, (Litterat) . .	1150 „	24235	Zuwachs von 14882 Charakteren in 1050 Jahren.
Kang His . . Wörterbuch .	1720 „	44499	Zuwachs von 20214 Charakteren in 570 Jahren.
	1890 „	54000	Zuwachs v. ca. 10000 Charakteren in 170 Jahren.

Wir sehen demnach, daß die chinesische Sprache im Laufe von 1600 Jahren um 34000 Wortzeichen zugenommen hat oder im Mittel um 2000 Charaktere in jedem Jahrhundert. Von der Veröffentlichung des berühmten Wörterbuches Schuo Wen bis zum Geschichtschreiber Tschau d. h. in neun Jahrhunderten, einem Zeitraum, der die klassische Periode der chinesischen Litteratur einschließt, entstanden 8000 verschiedene Schriftzeichen.

Daß eine so beschwerliche Schreibweise schon Jahrtausende lang besteht, ohne eine Verbesserung erfahren zu haben, weist eben auf die charakteristische Unfähigkeit der Chinesen, fortschrittlich zu denken, hin, eine Unfähigkeit, die sich ja übrigens nicht allein in der Schrift, sondern auch in allen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens abspiegelt. Ein großer Mangel der Schrift ist ferner, daß fast alle Bücher keine Interpunktion aufweisen. Gute Anhaltspunkte liefern allerdings die Endpartikeln, die man vielfach anwendet, und die als Ausrufungszeichen, Fragezeichen u. dgl. m. häufig den Schluß eines Satzes kennzeichnen.

So befindet sich denn auch heute noch die chinesische Schrift in einem chaotischen Zustande. Die Zeichen für sie verbleiben allerdings, aber ihre Namen und Laute sind hoffnungsloser Verwirrung verfallen. Denn während einerseits viele Zeichen außer Gebrauch gekommen sind, sind anderseits in den verschiedenen Dialekten oder Umgangssprachen viele tausend Worte entstanden, für die keine Schriftzeichen vorhanden sind.

Hieraus ersieht man, wie roh, ungeschickt und unvollkommen die chinesische Schrift als Träger des Gedankens ist. Man wird auch zugeben müssen, daß, wenn schon eine solche Schrift den Bedürfnissen einer rohen und unbedeutenden Nation ohne Verkehr genügen mag, deren Bedürfnisse und Gedanken gering und einfach sind, sie doch sogleich unzureichend wird, sobald dies Volk sich ausbreitet und neue Bedürfnisse sowie neue Ideen sich seinem Gesichtskreise erschließen. Und wenn auch die chinesische Schrift durch Sorgfalt und Ausbildung erweitert und verbessert werden kann, so wird doch jede Erweiterung sie nur noch mehr aus dem Bereiche des gewöhnlichen Mannes bringen, sie wird thatsächlich die Schrift einer toten Sprache, einer Sprache der Gelehrten sein. Sie ist es jetzt schon, da sie nur denen nützlich ist, die sie erlernen können; sie ist aber unerlernbar für die Masse des Volkes. Daher muß die Kluft zwischen der sich stets ändernden Umgangssprache des Volkes und der Schriftsprache der Gelehrten immer größer werden.

Wenn nun aber jetzt schon die Erlernung der Schriftzeichen eine herkulische Arbeit genannt werden muß, wie schwierig wird sie erst werden, wenn die Civilisation des Westens mit allen ihren vielseitigen Anregungen und neuen Gedanken auch in die entferntesten Gaue des Reiches ihren Einzug gehalten haben wird! Wieviel tausend neue Schriftzeichen müssen da nicht geschaffen werden, um sinnbildliche Ausdrücke allein schon für die zahlreichen Begriffe, die mit der Anwendung der modernen Erfindungen in Verbindung

stehen, zu finden! Schon hieraus erhellt, daß die chinesische Schrift unmöglich auf die Dauer ihr Feld wird behaupten können, sondern einer neuen wird weichen müssen.

Welche dies sein wird, läßt sich natürlich zur Zeit nicht absehen. Ob sich China anschicken wird, die romanische Buchstabenschrift anzunehmen, ist ungewiß, wenn schon nicht unmöglich. Die zahlreichen Versuche, die bisher in dieser Richtung gemacht worden sind, und zwar meistenteils von Missionaren, sind alle mehr oder weniger mißglückt; doch dürften sie nach Schaffung einer neuen allgemeinen Landessprache leichter Erfolg haben. Und daher sind wir der Ansicht, daß China nicht erst auf einen Kadmus wird zu warten haben, der eine neue Schrift schafft, sondern daß der lateinische Buchstabe, der sich ja mit nur verhältnismäßig wenigen Ausnahmen in der ganzen civilisierten Welt eingebürgert hat, auch einstmals im Reiche der Mitte allgemeine Annahme finden wird.

Die klassische Litteratur.

Die Thatsache, daß man im Lande der Mitte die Gelehrsamkeit über alles schätzt und ihren Jüngern die höchsten Ehren zuerkennt, sollte den Schluß rechtfertigen, daß in der Litteratur der Chinesen große Schätze zu finden seien, deren Untersuchung reichlich lohnen müßte. Aber der Kenner der abendländischen Litteratur wird sich sehr enttäuscht fühlen. Da jedoch die chinesische Litteratur die einer nach Hunderten von Millionen zählenden Menschenmenge und das Resultat der geistigen Arbeit ihrer größten Geister während vieler aufeinanderfolgenden Jahrhunderte ist, so verdient sie trotzdem Beachtung. Die Sprache, in der die chinesischen Litteraturwerke abgefaßt sind, hat durch ihre Eigenart gleichfalls zu dem absonderlichen Rufe jener Werke beigetragen. Denn man nahm vielfach an, daß alles, was sich in so verwickelten Schriftzeichen verbirgt, auch besonders wertvoll und grundgelehrt sein müßte. Obgleich nun eine ehrliche Untersuchung der Litteratur Chinas sie aller eingebildeten Vorzüge entkleiden und ihre Mittelmäßigkeit offenbaren muß, so bleibt doch genug übrig, was die Aufmerksamkeit des Orientalisten und jedes Erforschers der Kulturgeschichte erregen muß.

Die Eigenart der Sprache und die Eigentümlichkeiten der Unterrichtsweise haben den Stil und die Denkweise der Schriftsteller wesentlich beeinflußt. Denn da man sie in der Jugend gelehrt hat, ihre Sätze nach den Mustern des grauen Altertums zu bilden, so haben auch ihre Gedanken durch die Vergangenheit ihr Gepräge erhalten. Die Nachahmung des Alten war Pflicht und wurde allmählich zur Notwendigkeit. Anstatt der Natur und dem Zuge seiner Begabung zu folgen, betrachtete der studierende Chi-

nese die Litteratur der Alten als eine Art göttlicher, unanfechtbarer Wahrheitsquelle in derselben Art, wie der Orthodoxismus bei uns die biblischen Bücher.

Da die Chinesen bis vor einigen Jahrzehnten mit der Außenwelt so gut wie gar nicht in Berührung kamen, so hatten sie auch keine Gelegenheit, die litterarischen Schöpfungen der fremden Nationen kennen zu lernen. Ihr eingefleischter Eigendünkel erstickte überhaupt jedes Verlangen in ihnen, mit ihnen bekannt zu werden. Sie konnten ja nach ihrer Meinung nichts Wissenswertes enthalten. Die Folge davon ist eine ermüdende Einförmigkeit des chinesischen Schrifttums. Trotzdem sind sie in mancher Beziehung, namentlich wenn wir die Zeit des sogenannten Klassizismus in Betracht ziehen, bemerkenswert.

Wie weit auch die Ansichten über den Wert der chinesischen Klassiker auseinander gehen mögen, eins wird man ihnen zugestehen müssen, daß die klassischen Schriften einer Nation nirgend einen so durchschlagenden und dauernden Einfluß auf Charakter und Lebensweise des Volkes ausgeübt haben, wie dies in China der Fall gewesen ist. Seinen „Heiligen Büchern", die neun Werke umfassen, verdankt China seine gegenwärtige Civilisation. Zahlreiche Menschengeschlechter haben sie Jahrtausende hindurch als die einzigen Führer ihres politischen und als Lehrer des täglichen Lebens angesehen.

Wie uns bereits aus dem Abschnitte „Die Litteraten" (vergl. S. 268 ff.) bekannt ist, werden mehrere dieser Schriften dem Confucius (552 bis 479 v. Chr.) zugeschrieben. Es ist nicht anzunehmen, daß der Weise alle diese Werke selbst verfaßt hat, doch hat er zweifellos Schriften, die er vorfand und benutzte, so vollständig umgearbeitet, daß man ihn nicht mit Unrecht als ihren Verfasser betrachten darf. Alle diese Schriften zeigen den confucianischen Charakter, der sie unsterblich gemacht hat. Die noch übrigen drei Schriften wurden von Tseng Schen, Kung Tschi, einem Enkel des Confucius, und Meng Tse (Mencius) verfaßt, der des Confucius berühmtester Schüler ist.

Diese vier Weisen sind demnach die hervorragendsten Philosophen Chinas, die Autoren der neun klassischen Bücher. Sie waren Zeitgenossen des Cyrus, nehmen als Redner die Stelle eines Demosthenes, in der Philosophie die eines Plato, Aristoteles, Zeno und Epikurus bei den Griechen ein.

Das Zwillingsgestirn am litterarischen Himmel Chinas sind Confucius und Mencius. Über jenen haben wir uns schon ausführlich in dem Abschnitte „Confucianismus" (vergl. S. 397 ff.) ausgelassen. Man kann das Land der Mitte mit demselben Rechte das confucianische nennen, mit dem wir unsere europäische Kultur als die christliche bezeichnen.

Confucius war kein Religionsstifter, kein religiöses Genie in dem Sinne, wie es Christus gewesen ist. Die Chinesen, ein vorzugsweise praktisches Volk, haben niemals dem religiösen Empfinden eine das Leben und den Staat durchdringende

Macht eingeräumt. Confucius, der große Lehrer des fernsten Ostens, ist vielmehr ein Moralprediger im größten Stil. Er ist der große Pädagog des Landes der Mitte, der die Macht besessen und die Kunst geübt hat, sein Volk mit seinen, des Lehrers, Augen sehen zu lehren. Er ist der große Techniker, der die chinesische Staatsuhr einrichtete, nach der nun alle Uhren im Reiche bis auf die fernsten und kleinsten taktmäßig schlagen.

Das Geheimnis des ungeheuern Erfolges des Confucius — man hat ihn nicht mit Unrecht den größten Volksmann aller Zeiten, den geistigen Vater und Begründer Chinas genannt — liegt in der Sicherheit, mit der er stets das traf, was dem Chinesen im Blute liegt und seinem Charakter entspricht. Das „Reich" des Confucius ist recht eigentlich diese Welt mit ihrem Treiben und ihrer Ordnung der Dinge. Ihn kümmert keine jenseitige, sondern nur diese zeitliche, in bestimmte Formen gebannte Welt. Unser geselliges Dasein und die irdischen Lebensgüter und ebenso die inneren und äußeren Bedingungen für ihren Bestand und ihr Gedeihen sind das unerschöpfliche Thema des chinesischen Weisen, selbstverständlicherweise beschränkt auf die Verhältnisse in China.

Confucius ist ein Sittenlehrer und Sozialmoralist, der auf die heilsame Norm dringt, ein Staatsmann und Patriot, der seiner im Kerne angefaulten Zeit aufhelfen will. Auf die Frage nach den Erfordernissen einer guten Regierung nennt er drei Dinge: genügende Nahrung, genügende Waffenmacht, Vertrauen des Volkes in die Staatsgewalt. Er verlangt, daß der Staat hinwegräume, was die nährende Arbeit hemmt, und daß er durch Belehrung, durch Ermunterung und durch Strafen den guten Sinn im Volke pflege. Die Bildung der Gesinnung ist eine Hauptforderung des Confucius. Sie soll den Menschen zum tauglichen Staatsgliede machen; darauf läuft bei ihm schließlich alles hinaus. Zweckmäßig ist ihm nur, was der Wohlfahrt seines Volkes dient.

Das zweite Genie, das turmhoch über die zahlreichen kleinen Geister emporragt, ist Mencius,*) similis aut secundus des Confucius. Ja, er wird von vielen für ein noch größeres Genie als jener gehalten, und übertrifft Confucius zweifellos an Tiefe des Geistes. Mencius ist nicht mit Unrecht der Paulus der confucianischen Schule genannt worden.

Wie sein großer Vorgänger Confucius, der etwa ein Jahrhundert vor ihm wirkte, wurde auch Mencius in der Provinz Schantung geboren (372 v. Chr., † 289) und zwar in der Stadt Tschauhsien, die etwa eine Tagereise von der Geburtsstadt des „ersten Weisen" Chinas entfernt ist. Da der Vater des Mencius schon ein Jahr nach seines Sohnes Geburt starb, übernahm die Mutter die Erziehung des Kindes. Sie wird von den Chinesen

---

*) Sein eigentlicher Name ist Meng Tse, woraus dann die Jesuiten im 17. Jahrhundert Mencius machten.

stets als Musterbild für Mütter aufgestellt. Der Knabe genoß unter ihrer Obhut eine treffliche Erziehung. Schon früh widmete er sich dem Studium der Klassiker unter einem berühmten Enkel des Confucius. Nach Beendigung seiner Studien trat Mencius als Berater in die Dienste des Lehnsfürsten von Wei, doch erging es ihm nicht besser als Confucius: seine guten Ratschläge fanden nur taube Ohren. Entmutigt kehrte er in seine Heimatstadt zurück, um dort sein nach seinem Namen benanntes großes Lebenswerk im Kreise seiner Schüler zu verfassen.

Mencius starb über 80 Jahre alt und wurde nach seinem Tode, allerdings erst um das Jahr 1000 n. Chr., durch kaiserliches Edikt mit dem Titel „der Heilige Fürst des Landes von Tschau" geehrt; seine Schriften wurden unter die Klassiker aufgenommen. In den Tempeln der Litteraten bringt man ihm dieselben Ehrungen wie Confucius dar. Seine Nachkommen, die den Titel „Herren der Klassikerüberlieferungen" führen, befinden sich in einer ähnlichen bevorzugten Lage wie die des „ersten Heiligen" in Tschüfu. Das jeweilige Oberhaupt genießt namentlich besondere Ehre, die jedoch hinter der zurücksteht, die das Haupt des confucianischen Geschlechts ziert.

Die Schriften des Mencius sind umfangreicher als die der anderen drei unter den als die „Vier Bücher" bekannten „Heiligen Schriften" der Chinesen. Der Hauptzweck seines Werkes besteht darin, den Hauptgrundsatz des Confucius, eine menschenfreundliche Regierung, den Lenkern des Staates einzuschärfen. Unserer Ansicht nach ist das Buch des Mencius das bei weitem beste der „Vier Bücher". Mag auch manches dunkel und minder wertvoll sein, so finden wir in ihm doch auch Stellen, die den Schöpfungen neuerer und aufgeklärterer Zeiten alle Ehre machen würden. Nichts ist in seinem in Zwiegesprächform geschriebenen Werke wohl auffallender als die Ungezwungenheit, mit der er den Königen Rat erteilt. Wir finden in diesem Lehrbuche für eine absolute Regierung Sätze, die die allgemeinen Menschenrechte weit mehr zur Geltung bringen, als man erwarten sollte. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

„Die Herzen des Volkes sind die einzig gesetzmäßigen Grundsteine des Kaiserreiches und für eine dauernde Herrschaft", sagt Mencius. „Wer die Menschen durch Gewalt unterwirft, ist ein Tyrann; wer sie aber durch Nächstenliebe überwindet, ist ein König. Die Unterjochung der Menschen durch Gewalt gewinnt nicht die Herzen; werden die Menschen aber durch Tugend bezwungen, so gehören auch die Herzen dem Sieger und ihre Unterwerfung wird aufrichtig sein."

Unter seinen Aussprüchen verdienen u. a. namentlich folgende besondere Beachtung:

„Wer mit seinem Kopfe arbeitet, ist der Regierende; wer mit seinem Körper arbeitet, ist der Regierte."

„Durch gute Gesetze vermag man das Volk nicht so leicht gewinnen als durch gute Belehrungen."

„Der Himmel bringt alles, was da kreucht und fleucht, hervor, indem er allen Wesen eine Ursache setzt."

„Ich esse gern Fische, gern aber auch Bärenklauen. Wenn ich beides nicht haben kann, so verzichte ich auf den Fisch und nehme mir die Bärenklauen. In ähnlicher Weise liebe ich das Leben und liebe es, meinem Nachbar gegenüber meine Pflicht zu thun; vermag ich aber nicht beides zu thun, so verzichte ich eher auf das Leben, als daß ich meine Pflicht verabsäume."

„Es giebt aber außerdem noch etwas, das ich höher schätze als das Leben, nämlich Güte. Mag ich auch schon den Tod hassen, so kenne ich doch etwas, was ich noch tiefer verachte, und das ist die Lasterhaftigkeit."

„Man kann die Herzen der Menschen mit den Fußpfaden auf Gebirgspässen vergleichen. Benutzt man sie häufig, so werden gute Wege aus ihnen; läßt man sie aber eine Zeit lang unbenutzt, so machen aufgeschossenes Gras und Unkraut sie unbrauchbar. So können Herzen überwuchert und verdorben werden."

„Nichts ist am ganzen Menschen ehrlicher als das Auge: es kann das Böse nicht verbergen. Ist das Herz rein, so ist auch das Auge strahlend; fühlt es sich aber schuldig, so ist auch das Auge trübe. Höre seine Worte, betrachte seine Augen, wie ist dem Menschen möglich, sich zu verbergen?"

„Bei Hunger ist Anstand dem Volke nicht möglich."

„Hast du dein eigenes Herz ergründet, so kennst du dein eigenes Wesen; kennst du dies aber, so kennst du auch den Himmel."

„Siehst du einen tugendhaften, weisen, verständigen, ermahnenden und unterweisenden Menschen, so kannst du auch darauf rechnen, daß er durch Leiden gebildet worden ist."

„Wer Anstand hat, ehrt auch andere. Was man von anderen fordert, ist schwer; nur was die Menschen sich selbst auferlegen, ist leicht."

„Wer sich selbst krümmt, kann niemals andere richten. Verstehen die Menschen das Unterlassen, so verstehen sie auch das Thun."

Diese Proben aus den Schriften des „Zweiten Heiligen" mögen uns genügen, um uns einen Begriff von seiner Denkweise zu geben. Sein Charakter weist Züge auf, die von dem Knechtsinn und der Verworfenheit, die man den Asiaten und namentlich den Chinesen gewöhnlich zuschreibt, ganz gewaltig abweichen.

II.

Ein unleugbarer Vorzug des klassischen Schrifttums der Chinesen, das seit vielen Jahrhunderten von tiefgehendem Einfluß auf das gesamte Leben der Nation gewesen ist, ist die erhabene und strenge Sittlichkeit, die es in allen seinen Teilen kennzeichnet und die nicht einmal durch Frivolität im

Ausdruck verletzt wird. Aber bei aller Anerkennung, die man diesen Schriften in der besprochenen Richtung zollen mag, muß doch hervorgehoben werden, daß sie, sofern sie die einzige Geistesnahrung einer großen Kulturnation bilden, sich doch auf einen allzu engen Ideenkreis beschränken. Sittenregeln in epigrammatischer Form, Bruchstücke aus Lebensbeschreibungen und aus der Geschichte, Regeln der Etikette, Vorschriften politischer Ökonomie und eine bunte Musterkarte sonstiger Aussprüche sind ohne Plan, Ebenmaß oder Gedankenfortschritt aneinander gereiht. Ein Vergleich der Schriften der chinesischen Klassiker mit denen der Griechen und Römer läßt jene als eine so tiefstehende Litteratur erscheinen, daß ihr gewaltiger Erfolg in der Geschichte des chinesischen Geisteslebens Verwunderung erregen muß.

Da alle klassischen Schriften Chinas nur einen Zweck, die Besserung des Menschen, verfolgen, so ist es für uns hinreichend, wenn wir ihren Gedankenaufbau einer allgemeinen Betrachtung unterziehen und uns klar machen, in welch erstaunlichem Maße sie fast ein Viertel des ganzen Menschengeschlechts beeinflußt haben und ihm von hohem Nutzen gewesen sind. Sowohl ihres hohen Alters wie auch ihrer trefflichen Lehren halber genießen diese Schriften die denkbar höchste Verehrung. Tausende von Studenten lernen sie auswendig und für die Schriftsteller sind sie eine schier unerschöpfliche Quelle.

Doch nicht nur die Sitten und die Lebensweise des Volkes sind durch sie bestimmt worden, sondern sie haben auch der Nation das Muster für eine Regierung geliefert, der sie seit mehr als zweitausend Jahren treu geblieben ist. Das ganze Regierungssystem ist auf Grundsätzen aufgebaut, für welche die klassischen Schriftsteller die Urheber sind. Auf denselben Schriften als einer Art Offenbarung ruht die sogenannte Staatsreligion Chinas. Das Volk ist angewiesen, von Kindesbeinen an sich in betreff seines Verhaltens gegen Eltern, Vorgesetzte, Regenten, Greise usw. nach den in ihnen gegebenen Vorschriften zu richten.

Die Klassiker enthalten eine große Anzahl von Betrachtungen, die hauptsächlich bezweckten, das verrottete Regierungssystem und die zu ihrer Zeit herrschende Anarchie mit der musterhaften und friedlichen Regierung der Monarchen des chinesischen Altertums zu vergleichen. Dadurch wollten die Autoren die Grundsätze einer guten Landesverwaltung, auf denen ihrer Ansicht nach die Wohlfahrt des Staates beruht, ihren Zeitgenossen empfehlen. Sie führen darum zahlreiche Beispiele an von alten, kaiserlichen Verordnungen und an hohe Würdenträger gerichteten Mandaten, von Plänen und Anweisungen, die von diesen zur Anleitung für Regenten und Fürsten ausgearbeitet sind, ferner von kaiserlichen, das Volk ermahnenden Verordnungen, von Gelübden, die Monarchen vor Beginn einer Schlacht gethan haben usw.

Nach der Denkweise der Chinesen enthalten die klassischen Schriften die Samenkörner für alles, was des Wissens wert ist. Sie bilden die Grundlage für ihr politisches System, ihre Auffassung der Geschichte und ihre

religiösen Gebräuche; aus ihnen haben sich auch die Elemente ihrer Musik, Astronomie und Kriegführung entwickelt. Man kann den klassischen Schriftstellern eine ausgeprägte Eigenart der Denkweise, folgerechte Durchführung ihrer Grundsätze und eine gewisse Mannigfaltigkeit der behandelten Ideen nicht absprechen; sie gehören zweifellos zu den größten Männern, die Asien je hervorgebracht hat. Ihre Werke sprechen nicht nur dafür, daß sie Meister der Logik waren, sondern daß sie auch den Charakter ihrer Landsleute gründlich kannten. Bei ihrem Auftreten als Reformatoren und Lehrer gaben sie vor, nur die Lehren der alten Weisen neu beleben zu wollen, doch verschmolzen sie diese allmählich mit ihren eigenen Ansichten. Hätten sie anders gehandelt, so wären ihre Sittenlehren wahrscheinlich ganz unbeachtet geblieben.

Die Klassiker kennen drei Klassen von Menschen, solche, die ohne Belehrung gut, solche, die nach der Belehrung gut, und solche, die trotz aller Belehrung schlecht sind. Sie halten die menschliche Natur für ursprünglich gut und meinen, daß „alle Menschen mitleidige Herzen haben und sich vor der Untugend schämen". Die menschliche Tugend wird von ihnen in einem idealen Menschen verkörpert dargestellt, der, auf der Stufe der Selbstvollendung angelangt, zur Vollkommenheit der übrigen Menschheit beiträgt: „Er läßt sich zu nichts Niedrigem oder Unschicklichem herab; in hoher Stellung verachtet er nicht den Niedrigergestellten, in einer bescheidenen Lebensstellung ist er kein Schmeichler und Kriecher seinem Vorgesetzten gegenüber; er bessert sich selbst und schiebt die Schuld seiner Verfehlungen nicht auf andere; auch murrt er nicht gegen den Willen des Himmels, noch gegen den des Menschen. Daher ist sein Gemüt ruhig, denn er fügt sich ganz dem Willen des Himmels."

Ein stark hervortretender Zug in der Philosophie dieser Weisen ist, daß sie Unterwürfigkeit dem Vorgesetzten gegenüber und gerechte Behandlung des Mitmenschen predigen. Als vornehmste Pflichten zählen sie auf: Kindliche Ehrfurcht, tiefe Achtung vor den Herrschern und Büchern des Altertums, Anhänglichkeit an die alten Bräuche. Die Grundlage aller Dinge ist die Rechtschaffenheit. Der Mensch verdankt seine Natur dem Himmel und da die Natur rechtschaffen ist, so ist auch ein mit ihr im Einklange stehendes Betragen regelrecht und wahr. Kraft dieser moralischen Natur wird der Mensch selbst zum Gesetz, das er jedoch streng bewachen muß. Sein Besitz verleiht ihm Macht und Würde.

Der Mensch ist von Natur gut. Er nennt deshalb auch sein eigen die natürlichen Grundsätze der Rechtschaffenheit, des Wohlwollens, Anstandes und das Verständnis für die moralische Wahrheit. Leidenschaften und Gemütsbewegungen verschiedener Art, ferner die Selbstliebe sind die Triebfedern, die den Menschen dazu bewegen, im Interesse des öffentlichen und seines persönlichen Wohls zu wirken. Dazu besitzt der Mensch auch noch die Vernunft, die ihn in den Stand setzt, seine Handlungen zu beurteilen. Bis zu einem gewissen Maße folgt er der Natur, aber oft auch vergeht er sich gegen sie.

Die Philosophie der Klassiker stellt weiterhin die Grundsätze auf, die in der Regierung zur Anwendung kommen sollen. Zweck jeder Landesregierung ist, die Unterthanen gut und glücklich zu machen. Die Herrscher sollen daher das Volk lieben und nur zum Nutzen derer regieren, über die sie der Himmel gesetzt hat. Sie werden ermahnt, ihren eigenen Charakter zu veredeln, tugendhafte und talentvolle Männer zu ehren, die Staatsminister zu achten, die ganze Beamtenschaft gütig und rücksichtsvoll zu behandeln, die Unterthanen als ihre Kinder anzusehen und den Handwerkerstand zu ermutigen. Ebenso behandeln diese Vorschriften das Verhältnis des Vaters zum Sohne, des Gatten zur Gattin, des älteren Bruders zum jüngeren, des Freundes zu seinen Genossen.

Die kindliche Ehrfurcht spielt, wie uns bereits aus dem Kapitel „Die Familie" (siehe Seite 225 u. ff.) bekannt ist, in der Staatsverwaltung eine große Rolle. In der Liste der Tugenden nimmt sie den höchsten Platz ein, denn sie ist aller Tugend Wurzel und aus ihr werden alle übrigen Sittenlehren abgeleitet. Man prägt den Kindern schon im zartesten Alter ein, daß sie diese Tugend aufs strengste beobachten; Ungehorsam gegen die Eltern wird für das schwärzeste Vergehen angesehen.

Der Wille des Volkes ist die Quelle der Staatsgewalt, „vox populi vox Dei". Der Himmel schuf die Menschen und setzte über sie Fürsten und Lehrer, die den Schöpfer in seiner Arbeit unterstützen sollen. Der Himmel ist zwar der Schöpfer der Erde, aber er redet nicht. Er giebt daher seinen Willen durch das Volk kund. Diese Grundsätze haben seit Tausenden von Jahren die Landesregenten dazu bewogen, dem Volke gegenüber nach Kräften wohlwollend aufzutreten. Ohne sie hätte sich wohl in China ein drückender Despotismus entwickelt. Eine gute Regierung kennzeichnet u. a. der Wohlstand des Volkes und sodann seine Erziehung. So lange Armut das Leben des Volkes verkümmert, kann es sich nicht dem Erwerbe von Kenntnissen widmen.

Die Entstehungszeit der chinesischen Klassiker fällt in eine höchst unruhige und bewegte Periode, die hauptsächlich durch soziale und politische Entsittlichung gekennzeichnet war. Die vielen Staaten, aus denen sich damals das Kaiserreich zusammensetzte, waren entartet und bekriegten einander. Die vier Weisen und Urheber der „Neun Bücher" schrieben deshalb ihre Werke, weil „die Welt verfallen und die wahren Lebensgrundsätze in Vergessenheit geraten" waren. Sie richteten daher ihre Schriften hauptsächlich gegen die Herrscher, aber auch gegen die Lehren eines sehr beliebten epikuräischen Philosophen Namens Yang Tschu, dessen Grundsätze waren: „Laßt uns essen und trinken, laßt uns das Leben so vergnügt wie möglich machen. Schafft euch Weiber, Diener, Wein und Musik an, und sollte der Tag nicht ausreichen, so benutzet auch die Nacht, denn das Leben endet mit dem Tode."

Diese Lehren und die Unsittlichkeit in ihrem Gefolge hätten sich vielleicht für den Fortbestand des Reiches verhängnisvoll erwiesen, wenn nicht die

vier großen Weisen einen Damm gegen sie aufgeworfen hätten, der den weiteren Niedergang hemmte. Das Volk und die Herrscher wurden wieder auf den Pfad der Pflicht geleitet, und China dankt sein Bestehen für weitere zwei Jahrtausende jenen Männern. Wer diese Thatsache ins Auge faßt, bekommt ein Verständnis dafür, daß nicht bloß die Massen, sondern auch die gebildeten Klassen der Bevölkerung sich noch heute so ehrfurchtsvoll vor diesen Philosophen beugen. Ihnen haben sie ja ihres Landes Größe und seine Existenz zu danken.

* * *

Unter der Überschrift „Die Weltlitteratur", veröffentlichte der bekannte Sinologe P. G. von Möllendorff (siehe Fußnote Seite 818) im „Ostasiatischen Lloyd", Jahrgang 1894, eine gelehrte Abhandlung, die es sich zur Aufgabe machte, die Geistesprodukte ästhetischer Art aller Völker und aller Zeiten, soweit sie von bleibendem Wert und von allgemeinem Interesse sind, tabellarisch zusammenzustellen. In dieser Liste sind zusammen 36 Sprachen unter 28 Sprachengruppen aufgeführt; die Zahl der Autoren beträgt 975 und der auf jede Litteratur entfallenden Meister sind 137.

Es ist von Interesse, wie der bekannte Sinologe die hauptsächlichsten Litteraturen nach Autoren und Meistern dem Range nach ordnet: Deutsch, Englisch und Französisch je 109 Autoren und je 12 Meister; Italienisch 88 Autoren und 9 Meister; Lateinisch 81 Autoren und 11 Meister; Spanisch 67 und 7; Chinesisch 62 und 15; Griechisch 43 und 11; Russisch und Ruthenisch 39 und 9; Hebräisch 33 und 9; Dänisch und Norwegisch 32 und 4; Polnisch 30 und 2, usw.

Aus der seinem Werkchen vorangeschickten Einleitung verdienen folgende, auf die Litteratur Chinas bezügliche Ausführungen hier wiederholt zu werden. Der Verfasser schreibt:

„Die Chinesen, deren älteste Dokumente auch bis zum 15. Jahrh. v. Chr. zurückreichen, haben zu allen Zeiten ihr Schrifttum gepflegt und vier Blüteperioden — die confucianische im 5. Jahrh. v. Chr., die der Han-Periode in den Jahrhunderten vor und nach Chr., die der Tang im 6. bis 8., und der Sung im 11. bis 12. Jahrhundert — gehabt. Unter den Asiaten ist, außer in China, kein selbständiges Schriftum entstanden. Koreaner und Japaner verdanken China die Anfänge ihrer Kultur und haben bis heute vollauf zu thun gehabt, das chinesische Schrifttum in sich aufzunehmen ohne selbständig zu schaffen. Auch in den neuern indischen Sprachen ist noch kein bedeutendes Schriftwerk verfaßt worden.

Ist von chinesischer Litteratur die Rede, so hört man nur die Namen Schiking und Confucius. Zu einer vollständigen chinesischen Litteraturgeschichte reicht allerdings unsere Kenntnis des chinesischen Schrifttums noch nicht aus, aber eine Übersicht über die hervorragendsten Dichter und Schriftsteller Chinas läßt sich selbst an der Hand der vorhandenen europäischen Arbeiten immerhin aufstellen. Schotts Entwurf einer

Beschreibung der chinesischen Litteratur (1854), Wylies „Notes on Chinese Literature“ (1867), Giles' „Gems of Chinese Literature“ (1884, auch ins Deutsche übersetzt), vor allem aber Zottolis „Cursus Literaturae Sinicae“ in 5 Bänden (1879 bis 1882) besprechen doch die ganze Litteratur. Die Dichter der Tang-Epoche hat Hervey-Saint-Denys, die neueren Imbault-Huart besprochen und teilweise übersetzt. Die Chinesen selbst kennen unsere Art der Litteraturgeschichtschreibung nicht, sie haben aber bibliographische Arbeiten, wie den großen Katalog der kaiserlichen Bibliothek in Peking vom Jahre 1790 und viele biographische Werke, die über den Inhalt der meisten Werke zum Teil sehr treffende, kritische Bemerkungen enthalten. Unter ihren Autoren finden wir Geschichtschreiber wie Sy Ma Tschien und Pan Ku, Dichter wie Li Tai Po, Tu Fu und Wang Po, Universalgenies wie Han Yü, Ou Yang Hsiu und Su Tung Po, deren Werke ein Recht haben, auch in Europa bekannt zu werden.

Bei den Chinesen kann freilich die Bevölkerungszahl nicht als Norm für ihre Beteiligung an der Weltlitteratur gelten; die schwierige Schrift hält die alte Kluft zwischen gelehrten und ungelehrten Kreisen offen. Die große Masse des Volkes liest gar nicht; ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil der Lesenden beschäftigt sich nur mit den kanonischen Schriften. Andere wieder schreiben nur für Gelehrte und ihre besten Geisteserzeugnisse sind in den umfangreichen Kommentaren zu den kanonischen Büchern enthalten, unter denen gelehrte Aufsätze der besten Art zu finden sind. Die sogenannte schöne Litteratur, mit Ausnahme der Dichtkunst, wird von ihnen, wenn auch nicht gerade verachtet, so doch gering geschätzt.“

Der Verfasser führt darauf eine Liste von chinesischen Autoren an, deren Wiedergabe uns an dieser Stelle gestattet sei. Die Meister sind gesperrt gedruckt. Wie aus ihr ersichtlich ist, reicht die Litteratur bis in die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. zurück. An der Spitze steht als ältestes Denkmal der Welt:

Schiking, Buch der Lieder, Sammlung alter Dichtungen von 1500 bis 700 a. C., gesammelt von Confucius. — Deutsch von V. von Strauß, 1880.

Schuking, Buch der Geschichte, enthält sehr alte Dokumente (bis 721 a. C.) und ist als eines der ältesten Schriftdenkmäler der Menschheit wichtig.

Confucius, (Kung Tschiu), Philosoph und Volkslehrer, 551—479 a. C., Sammler des Schiking, Kommentator des Iking und Verfasser der Annalen des Lu-Staates (Tschun Tschiu, Frühling und Herbst), die trockene Geschichtstabellen sind. Seine lehrhaften Aussprüche wurden von seinen Schülern in den „Gesprächen“ (Lun Yü), dem ersten der Vier Bücher (Sy Schu), gesammelt.

Tseng Schen, Philosoph, ca. 506 a. C. Einer der hervorragendsten Schüler des Confucius, dem das zweite der Vier Bücher (Ta Hsio, Die große Lehre) zugeschrieben wird.

Tsy Sy, Philosoph, Enkel des Confucius; er soll das dritte der Vier Bücher, Das unveränderliche Ziel (Tschung Yung) geschrieben haben.

Tso Tschiu Ming, Geschichtschreiber, Ende des 5. und Anfang des 4. Jahrhunderts a. C. Tso Tschuan, Kommentar zu Confucius Annalen, ein Geschichtswerk in großartigem Stil voll tiefer Gedanken.

Tschuang Tsy, Philosoph, ca. 330 a. C. Ein selbständiger Denker, dessen Werk Nan Hua Tsching für heterodox gilt und zur Lehre des Laotse gehört. — Englisch von H. A. Giles.

Meng Tsy (Meng Ko), Philosoph, 372—289 a. C. Steht nur Confucius an Ansehen nach, ist aber bedeutender als er. Sein Werk ist das letzte der Vier Bücher.

Sung Yü, Dichter, ca. 300 a. C. — Elegien.

Tschü Ping, Staatsmann und Dichter, ca. 314 a. C. Als Minister eines Lehnsfürsten fälschlich der Unehrlichkeit beschuldigt, schrieb er die berühmte Elegie Li Sau (Kummer vertreibend) und gab sich selbst den Tod.

Sy Ma Tschien, der berühmteste Geschichtschreiber Chinas, ca. 163 — ca. 85 a. C. — Geschichte Chinas von 2697— 104 a. C.

Tschia Yi, Staatsmann, 2. Jahrh. a. C. Kuo Tschin Lun, Inculpantis Tsin dissertatio. — Eingaben.

Sy Ma Hsiang Ju, Dichter und Gelehrter, starb 126 a. C. — Gedichte.

Yang Hsiung, Dichter und Gelehrter, 53 a. — 18 p. C. — Gedichte. Fa Schy, Morallehre.

Wang Tschung, Philosoph, ca. 19—90 p. C. Einer der originellsten Kritiker Chinas, der in seinen Kritiken (Lun Heng) gegen Pedanterie und Aberglauben zu Felde zieht.

Pan Ku, Geschichtschreiber, starb 92 p. C. Ein ausgezeichneter Historiker; sein Werk, Tschien Han Schu, Geschichte der früheren Handynastie (von 206 a. C. bis 24 p. C.) gehört zu den hervorragendsten Leistungen der chinesischen Litteratur.

Wang Tsan, Dichter, 177—217. Gedichtsammlung.

Tschu Ko Liang, Staatsmann, 181—234. — Berühmte Eingaben.

Tsau Tschy, Dichter, 192—232. — Gedichte und Briefe (auch seine Schrift ist berühmt).

Tu Yü, Gelehrter, 222—284. Tso Tschuan Tschi Tschie, Kritische Feststellung des Textes des Tso Tschuan mit historischem Kommentar.

Tsai Yung, Dichter, ca. 200. — Gedichtsammlung.

Liu Ling, Dichter, ca. 270. Er war einer der sieben Zechpoeten des Bambushaines und schrieb Trinklieder; das berühmteste ist das „Lob des Weines“.

Tau Yüen Ming, Dichter und Gelehrter, 365—427. — Gedichte und Aufsätze.

Tschiang Yen, Dichter, Anfang des 5. Jahrhunderts. — Gedichtsammlung. — Eingaben.

Fan Ye, Geschichtsschreiber, 5. Jahrh.; Geschichte der späteren Handynastie (25—220).

Tschau Ming Tai Tsy, Kronprinz Tschau Ming, Sohn des Kaisers Wu Ti (502—550), Liangdynastie (502—556). Aufsätze.

Wang Po, Dichter, 648—675. Der bedeutendste Dichter der Tang Periode. Gedichte in der Tangsammlung. (Ta Tang Schy.)

Meng Hau Jan, Dichter, 689—740. — Gedichte in der Tang-Sammlung.

Li Tai To, Dichter, 699—762. Der größte Dichter Chinas. — Gedichtsammlung.

Wang Wei, Dichter, 699—759. Gedichte in der Tang-Sammlung.

Tu Fu, Dichter, 712—770. Nächst Li Tai Po der größte Dichter Chinas, von Gelehrten ihm zuweilen vorgezogen. — Gedichtsammlung. — Aufsätze.

Tsuei Hau, Dichter, starb 755. Gedichte in der Tang-Sammlung.

Wang Tschang Ling, Dichter um 730. — Gedichtsammlung.

Han Yü, Dichter, Gelehrter, Philosoph, 768—824. Einer der größten Geister Chinas. — Gedichtsammlung. — Angriff gegen den Buddhismus. — Über das Studium, und andere Aufsätze.

Liu Yü Hsi, Dichter, 772—842. Gedichte in der Tang-Sammlung.

Pai Tschü Yi, Dichter, 772—846. Berühmter Tang-Dichter, dessen Gedichte zu den besten der Tang Sammlung gehören.

Liu Tsung Yüen, Essayist und Dichter, 773—819. Aufsatzsammlung Wen Tschi.

Li Schang Yin, Dichter, 813—858. Gedichte in der Tang-Sammlung.

Sy Ma Kuang, Geschichtschreiber, 1009—1086. Umfassender Spiegel zur Unterstützung der Regierung (1084), Allgemeine Geschichte Chinas von der Tschaudynastie bis Ende der Tang (1122 a. C. — 905 p. C.).

Ou Yang Hsiu, Dichter, Geschichtschreiber, Essayist, 1017—1072. Glänzt in allen Litteraturzweigen. — Gedichtsammlung. — Sammlung von Aufsätzen. — Eingaben an den Thron. Neue Geschichte der Tangdynastie (618—906), in Gemeinschaft mit Sung Tschi. Neue Geschichte der fünf Herrscherhäuser (907—959).

Wang An Schy, Gelehrter, Dichter und Staatsmann, 1021—1086. — Sammlung von Aufsätzen.

Su Tung To, Dichter, Essayist, Staatsmann, 1036—1101. Universalgenie wie Han Yü und Ou Yang Hsiu. — Gedichtsammlung. — Aufsätze und Staatspapiere.

Huang Ting Schien, Dichter, 1045—1105. Gedichtsammlung.

Liu Schu, Geschichtschreiber, 1052—1078. Schrieb die Ausländischen Notizen (Wai Tschi) in Sy Ma Kuangs Geschichtswerk.

Hu An Kuo, Gelehrter, 1074—1138. — Historische Abhandlungen.

Tschou Pi Ta, Gelehrter, 1126—1204. — Sammlung von Aufsätzen.

Tschu Hsi, Philosoph, Kommentator, Geschichtschreiber, 1130—1200. Als Philosoph und klassischer Kommentator der kanonischen Schriften gründete er die Sungschule, die bis vor etwa 100 Jahren unumschränkt und auch jetzt noch in einem großen Teil Chinas in litterarischer Hinsicht herrscht. Einleitungen zu den kanonischen Schriften.

Lu Tschiu Yüen, Schriftsteller, 1140—1192. Aufsätze über Poesie und Prosa.

Lo Kuan Tschung, Schriftsteller, 13. Jahrhundert. Geschichte der Drei Reiche, historischer Roman, der die Zeit von 220—280 p. C. behandelt.

Ma Tuan Lin, Altertumsforscher, starb 1325. Antiquarische Forschungen.

Sung Lien, Geschichtschreiber, 1310—1381. Geschichte des mongolischen Herrscherhauses in China (1206—1367), in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten geschrieben.

Liu Tschi, Dichter, 1311—1375. Gedichtsammlung.

Wang Schou Jen, Gelehrter, 1472—1528. Sammlung von Aufsätzen.

Wang Tau Kun, Dichter, 16. Jahrhundert. Gedichtsammlung.

Ku Yen Wu, Philolog, 1613—1682. Sammlung von antiquarischen, historischen und anderen Notizen, in Form einer Encyclopädie (1673).

Wang Schy Tscheng, Dichter und Staatsmann, 1634—1677. Gedichtsammlung.

Yen Jo Tschü, Dichter und Kritiker, 1636—1704. — Gedichtsammlung. — Abhandlung über die Topographie des Schuking, 1698.

Pu Sung Ling, Dichter, Anfang des 18. Jahrhunderts. Liau Tschai Tschy Yi. — Englisch von H. A. Giles, „Strange stories from a Chinese studio“.

Yüen Mei (Tsy Tsai), Dichter, 1716—1797. — Gedichtsammlung. — Teilweise übersetzt von Imbault Huart.

Tuan Yü Tsai, Philolog, 1735—1815. Kritische Einleitungen.

Hung Liang Tschi, Dichter, 1746—1809. Gedichtsammlung.

Tseng Kuo Fan, Gelehrter und Staatsmann, 1807—1872. — Eingaben an den Thron. — Aufsätze. — Briefe.

Geschichtswerke.

Die Geschichtslitteratur der Chinesen ist von ungeheuerm Umfange. Wer sie durchlesen wollte, müßte darauf rechnen können, Methusalems Alter zu erreichen. Schon die für mustergültig geltenden Geschichtswerke füllen ganze Bibliotheken und ihre Anschaffung erfordert gewaltige Summen. Daher sagt auch ein landläufiges Sprüchwort: „Wer sich mit alten und neuen Begebenheiten bekannt zu machen wünscht, muß fünf Wagenladungen voll Bücher durchlesen.“ Für uns Europäer bietet die Art der chinesischen Geschichtschreibung allerdings nichts anziehendes, denn sie ist lediglich ein trockenes Verzeichnis historischer Begebenheiten.

Die Reichsregierung hat außerordentliche Vorkehrungen getroffen, um der Nachwelt die Vorkommnisse des nationalen Lebens zu überliefern. Nicht weniger als drei Bureaus, jedes von einem gelehrten Hanlinmitglied überwacht, sind damit beauftragt, das Material für die Regierungsgeschichte eines jeden Kaisers zu sammeln und auszuarbeiten. In unmittelbarer Nähe des Kaisers befinden sich stets Vertreter des „Bureaus für die Tagesarchive“. Gleichviel ob er sich in seinem Palaste, auf Reisen oder sonst wo befindet, nirgends kann er sich vor den Blicken seiner amtlichen Spione verbergen. Das „Bureau der zeitgenössischen Geschichte“ bearbeitet die öffentlichen Handlungen und öffentlichen Dokumente, während das „Kollegium der dynastischen Geschichte“ sich mit den Archiven der regierenden Dynastie befaßt, wie auch mit der Lebensbeschreibung der Personen, die, wie man annimmt, zu ihrer Verherrlichung beigetragen haben.

Diese Bureaus bilden einen wesentlichen Teil der Regierungsmaschine. Sie mahnen die am öffentlichen Leben Beteiligten, den Pfad der Tugend einzuhalten, und warnen sie vor Übertretungen des Gesetzes. Die Furcht, dem Gelächter oder den Verwünschungen der Nachwelt preisgegeben zu werden, hat sich ebenso wirksam erwiesen, wie die Scheu vor dem Zensorenkollegium in Peking. Damit nun die Mitglieder dieser Bureaus sich weder durch Furcht, noch durch die Sucht zu schmeicheln beeinflussen lassen, ist die Maßregel getroffen, daß alle täglichen Aufzeichnungen in eine eiserne Kiste geworfen werden, die erst nach dem Tode des regierenden Herrschers geöffnet wird. Dies bezieht sich natürlich nur auf die Aufzeichnungen über die Handlungen des Herrschers. Ja, die Geschichte einer ganzen Dynastie darf aus diesen aufgesammelten Urkunden nicht eher zusammengestellt werden, bevor nicht der letzte Sproß des Hauses zu regieren aufgehört hat.*)

*) So wurde z. B. die Geschichte der Mingdynastie erst nach der Thronbesteigung des ersten Kaisers der gegenwärtigen Dynastie veröffentlicht. Die mit der Herausgabe betraute Kommission gebrauchte fast volle fünfzig Jahre zur Fertigstellung ihrer Arbeit. Stellen wir uns einmal vor, daß wir die Geschichte Preußens nur bis zum Regierungsantritt des ersten Hohenzollern (1417) kennen lernten!

Obwohl mehrere gelehrte, einheimische Geschichtsforscher die Annalen der früheren Jahrhunderte umgearbeitet und dabei stark zusammengezogen haben, ist das Material noch immer ein ganz gewaltiges. Diese Gelehrten sind Confucius im 6. Jahrhundert v. Chr., Sy Ma Tschien im 1. Jahrhundert v. Chr., Sy Ma Kuang im 11. Jahrhundert und Tschu Fu Tse im 12. Jahrhundert. Auf den fünften Schriftgelehrten, der die Geschichte Chinas bis auf die regierende Dynastie, mithin bis auf die Mitte des 17. Jahrhunderts führt, wartet man heute noch.

Die historischen Werke des ersten dieser großen Geschichtschreiber, Confucius, umfassen 60 Bücher oder etwa 20 Bände d. h. chinesische Bände, deren Umfang mehr dem unserer „Hefte“ entspricht. Die Werke des zweiten Verfassers sind enthalten in 130 Büchern, die des dritten in 360 Büchern und die des vierten in 55 Büchern. Die Geschichte der 24 Dynastien umfaßt mithin 3226 Bücher oder sie ist 1633 Bände stark! In diese große Zahl ist die Geschichte der regierenden Dynastie nicht mit eingeschlossen. Einen Begriff von dem Umfange des rohen Materials giebt uns die Thatsache, daß die Geschichte des Kaiser Tung Tschi, 1862 bis 1875, allein schon 150 Bände füllt.

Nun giebt es aber neben der amtlichen, allgemeinen auch noch eine Spezialgeschichtschreibung, die ebenfalls aus amtlichen Quellen fließt, z. B. die Geschichte der Taipingrebellion in 211 Bänden, die der Nienfeirebellion in 160 Bänden, und die des muhamedanischen Aufstandes in Kaschgarien, Kansu und Yünnan. Dazu kommen topographische und geographische Werke. Die Geschichte jeder Provinz wird ebenfalls von einer Sonderkommission nach amtlichen Quellen verfaßt; auch jeder Bezirk, ja sogar jede Präfektur haben ihre Geschichte. Das ergiebt weitere zweihundert Werke. Rechnen wir nun noch die Städte hinzu, die auch ihre offizielle Geschichte haben, so schwillt die Zahl bis ins Unglaubliche an.

Man darf behaupten, daß die Geschichtswerke der Chinesen auf die Gesinnungen des Volkes einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt haben. So finden wir z. B., daß fast alle Schriften auf historische Begebenheiten anspielen. Die Geschichte liefert auch den Stoff für eine Unzahl von Theaterstücken. Daher kommt es, daß nur sehr wenige Chinesen ihre Landesgeschichte lesen, weil die Bühne sie genugsam entwickelt. Allerdings nehmen es die historischen Stücke mit der Wahrheit nicht allzu genau, denn die dramatische Wirkung ist die Hauptsache. Wahrheit und Dichtung sind innig miteinander verschmolzen.

Ohne Zweifel hat die chinesische Geschichtschreibung für uns bedeutenden Quellenwert. Nur darf man keine pragmatische, sondern nur chronikartige Geschichtschreibung erwarten. Freilich sind diese Chroniken nicht selten in einem vornehmen Stil geschrieben, weisen auch eine scharfe Beurteilung von Charakteren und Begebenheiten auf. Aber von dem, was wir pragmatische

Geschichtschreibung nennen, fehlt jede Spur. Der Grund hierfür ist nicht schwer zu finden. Obgleich die philosophische Beanlagung dem Chinesen nicht abgeht, so bleibt er doch bei der chronikartigen Aufzählung der Begebenheiten stehen, ohne ihren Zusammenhang zu erforschen, aus dem einfachen Grunde, weil Confucius, ihr „Vater der Geschichte", so verfahren ist. Denn er, nicht Sy Ma Tschien, gilt dem Chinesen als das Muster, von dem nicht abgewichen werden darf. Die von den Landeskindern überaus hoch geschätzten „Frühlings- und Herbstannalen"*) des Confucius sind aber nicht einmal Annalen, sondern nur ein trockenes Tagebuch, in dem alle Begebenheiten, groß und klein, aneinander gereiht sind. Hierdurch fällt es dem Leser häufig schwer, den Zusammenhang zu verfolgen. Da alle Geschichtschreiber nach Confucius bis auf die Hanlingelehrten der Gegenwart in seine Fußstapfen getreten sind, so haben wir es in Wirklichkeit nur mit Tagebüchern zu thun. Und dies gilt selbst gewissermaßen von Sy Ma Tschien, dem Herodot Chinas.

Selbst die besten Geschichtswerke sind nach demselben Schema verfaßt. Sie setzen sich, so weit der rein historische Teil in Betracht kommt, aus den Biographien der Kaiser zusammen. In genau chronologischer Reihenfolge zählen sie von Monat zu Monat, ja häufig sogar von Tag zu Tag nicht nur die persönlichen Handlungen des Monarchen auf, sondern sie bringen auch kurze und sehr trockene Bemerkungen über die wichtigsten Ereignisse, die sich während seiner Regierung in seinem Lande zugetragen haben. Ein gewisses Interesse haben für uns Ausländer überhaupt nur die Lebensbeschreibungen der ersten zwei oder drei Kaiser jeder Dynastie. Denn ihre Nachfolger haben meist zurückgezogen in ihrem Palaste gelebt und kaum irgend welchen persönlichen Anteil am politischen Leben genommen.

Die Biographien berühmter Staatsmänner und Generale, Gelehrten, Kaiserinnen u. dergl. m. machen den bei weitem größten Teil der „Geschichte der Dynastie" aus. Eine große Zahl dieser Lebensbeschreibungen sind in der That Meisterwerke der Litteratur, doch haben alle einen Fehler mehr oder weniger mit einander gemein, nämlich, daß sie sich ausschließlich auf die *persönlichen* Handlungen und Angelegenheiten der betreffenden Personen beschränken. Auch finden wir in den Werken, die für musterhaft gelten, die weniger wichtigen Begebenheiten nicht um die leitenden Vorkommnisse oder Personen gruppiert.**)

*) Folgende Stelle aus diesem Werke, das übrigens nur infolge des erstaunlichen Kommentars eines seiner Schüler als „Tscho Tschuan" bekannt ist und einen gewissen Wert als Geschichtswerk hat, liefert ein gutes Beispiel für den litterarischen „Schutt", auf den man in ihm stößt: „Im 16. Lebensjahre des Fürsten, im Frühjahr, im ersten Monat, am ersten Tage des Monats hagelte es in Sung. In demselben Monat flogen sechs Flußfischadler an der Hauptstadt von Sung vorüber."

**) Wir wollen die Methode an einem Beispiel klar legen. Es sollen die Be-

Das Studium der chinesischen Geschichte hat man bisher in Europa vernachlässigen zu dürfen geglaubt, weil der Schauplatz zu entfernt liege und die Geschichte Chinas mit der des Abendlandes kaum im Zusammenhange stehe. Das aber ist heute anders geworden, und die Geschichte Chinas sollte schon wegen des großen Einflusses, den dies Volk auf ganz Asien geübt hat, bei uns ernstliche Beachtung finden.

Der Boden Chinas scheint von jeher eine umwandelnde Kraft für die asiatischen Völkerschaften gehabt zu haben, die sich auf ihm niederließen. Die Mongolen, die das Land der Mitte im 12. Jahrhundert eroberten, sind bald, nachdem sie sich dort häuslich niedergelassen hatten, zu Chinesen geworden. Ebenso nahmen die Mandschu-Tataren bald nach der Eroberung Chinas im 17. Jahrhundert nicht nur chinesische Sitten und Gebräuche an, sondern sie gaben sogar ihre Muttersprache zu gunsten des Chinesischen auf.

Die Eintönigkeit der chinesischen Geschichtswerke wird noch dadurch erhöht, daß seit dem Untergange des Lehnssystems, mithin seit dem 3. Jahrhundert v. Chr., keine große politische Idee an den Tag getreten ist, keine Idee, die der Denkweise der Landeskinder einen neuen Geist einzuflößen vermocht hätte. Nirgends ist ein sichtlicher Fortschritt des Regierungssystems im allgemeinen oder auch nur einzelner, die Volkswohlfahrt betreffender Einrichtungen wahrnehmbar.

In der Geschichte Chinas spielen ja freilich auch gewaltige Störungen durch Eroberungen seitens fremder Völker, Rebellionen usw. eine Rolle. Aber jedesmal nach überstandener Krisis sehen wir nicht eine neue Welt sich aus den Ruinen der Vergangenheit erheben, sondern immer wieder das China der Vergangenheit, das *alte* China mit seinen wohlbekannten charakteristischen Zügen, das sich nach jeder anarchischen Umwälzung wieder in alter Weise aufbaut und zusammenfaßt.

---

lagerung und Verteidigung einer Stadt, ferner die Aufhebung der Belagerung geschildert werden. Die belagernde Armee setzt sich aus drei gesonderten Truppenteilen zusammen, die unter der Anführung von drei berühmten Generalen stehen. Ein vierter General befehligt innerhalb der belagerten Stadt. Unter den Verteidigern befindet sich ein Verräter. Endlich trifft ein befreundeter General mit seinem Heere ein, der die Belagerung aufhebt. In diesem Falle wird man sechs verschiedene Biographien zu Rate ziehen müssen, um sich ein vollständiges Bild von dem Vorfalle zu machen, nämlich die der fünf Generale und die des Verräters.

Die Dichtkunst.

Chinese und Dichter! Das sind zwei Begriffe, die sich nach europäischer Auffassung kaum zusammen reimen lassen. Denn daß ein von Natur so frostig und gleichgültig beanlagtes Geschöpf, wie der Chinese eines ist, ein hinreichendes Maß von Gefühl und Geschmack entwickeln könnte, um den Geist, der die Dichtkunst durchweht, ins Leben zu rufen und wach zu erhalten, erscheint uns Abendländern auf den ersten Blick ein Ding der Unmöglichkeit.

Trotzdem ist es Thatsache, daß Dichter und Dichtungen in der chinesischen Litteratur eine ebenso geachtete und geschätzte Stellung einnehmen, wie es in Europa der Fall ist. Im Lande der Mitte hält man die Kunst des Verseschmiedens für ein wesentliches Bildungselement. Gewandtheit im Reimen bahnt dem Chinesen am sichersten den Weg zur Gewinnung politischer Macht. Alle hohen Würdenträger des Reiches sind Dichter. Bei uns ist es allerdings ein bloßer Zufall, wenn ein Staatsmann zugleich ein Dichter ist, in China ist es aber notwendig, daß beide Talente sich in einer Person vereinigt finden.

Es dürfte wohl kaum eine Nation auf dieser Erde geben, die größere Vorliebe für die Dichtkunst an den Tag legt als die chinesische. Selbst der gewöhnliche Mann zieht die Behandlung eines Gegenstandes in dichterischer Form stets einer solchen in ungebundener Rede vor.

Es ist nicht leicht, die Frage zu beantworten, bis zu welchem Grade sich unsere Ideen von der Dichtkunst mit denen der Chinesen decken. In Hinsicht auf Charakter und Stil ist ein Vergleich wohl überhaupt unmöglich. Das hat aber seinen Grund nicht etwa darin, daß dem chinesischen Dichter die poetische Ader mangelte, sondern darin, daß der Strophenbau durch starre Gesetze der Metrik so eingeengt und eingeschnürt ist, daß der Geist der Dichtung die Form nicht zu durchbrechen und freien Spielraum zu gewinnen vermag. Die Form überwuchert den Inhalt.

Der Ursprung der Dichtkunst der Chinesen muß auf die Lieder, Oden und Balladen zugeführt werden, die im grauen Altertume bei großen religiösen und politischen Festen gesungen oder vorgetragen wurden. Fürsten und andere einflußreiche Persönlichkeiten sammelten die besten dieser Gedichte, um als geschichtliche und politische Aufzeichnungen der Periode zu dienen, in der sie verfaßt waren. So enthält die von Confucius veranstaltete und als „Schiking", das Buch der Lieder, bekannte Sammlung die ältesten und beliebtesten volkstümlichsten Gedichte, 311 an der Zahl, von denen viele aus der Schangdynastie (1766—1122 v. Chr.) stammen sollen.

„Schiking" zerfällt in vier Abschnitte. Der erste enthält Volksgesänge, die Liebe und Heirat, ferner die verschiedenen Feld- und Hausarbeiten zum Thema haben. Der zweite und dritte Teil entsprechen mehr unseren Oden;

sie feiern die höchsten Tugenden der dahingeschiedenen Landesfürsten sowie großer und verdienstvoller Männer der Nation, doch tadeln sie dabei auch ihre schlechten Seiten. Der vierte Abschnitt enthält Hymnen und Lobgesänge zu Ehren der Ahnen.

Diese von den Litteraten Chinas vielleicht am höchsten geschätzte Sammlung ist für uns Abendländer insofern von Interesse, als sie einige der ältesten Lieder, die auf die Nachwelt gekommen sind, enthält. Man kann ihnen keinen allzu hohen Flug der Phantasie nachsagen, ja viele von ihnen grenzen sogar an das kindische. Das Versmaß ist nicht in allen dasselbe. Einige Gedichte bestehen aus drei, die meisten aber aus vier Strophen. Die Gelehrtenwelt Chinas kennt den größeren Teil dieser Lieder auswendig und in ihren Aufsätzen werden Verse aus ihnen sehr häufig angeführt.

Einige Proben dieser Gedichtsammlung seien hier in freier Übersetzung wiedergegeben. Folgende zwei Oden verherrlichen eine glückliche Ehe in einfacher, aber gefühlvoller Weise:

I.

„Der Hahn hat gekräht," spricht die Frau.
Der Mann antwortet: „Es ist noch dunkel,
Der Tag ist noch nicht angebrochen,
Steh auf und sieh nach dem Wetter."
„Der Morgenstern ist schon aufgegangen,
Du mußt fort; denke daran,
Mit Pfeil und Bogen herabzuholen
Die Ente und die wilde Gans.
Du hast den Pfeil entsendet und das Ziel erreicht.
Laß uns ein wenig Wein trinken
Und gemeinsam unser Leben verbringen."
„Mögen unsere Musikinstrumente übereinstimmen,
Damit kein falscher Ton
In unsre Ohren klingt.
Biete den Freunden, die Dich besuchen,
Köstliche Edelsteine an;
Sie werden sie mitnehmen
In ihrem Gürtel."

II.

„Vor dem Thore der Stadt im Osten
Sieht man zahllose schöne Frauen,
Die den Wolken gleichen.
Doch ob sie auch den Wolken gleichen,
Sie sind nicht der Gegenstand meiner Träume;
Viel teuerer ist mir meine Gefährtin
In ihrem einfachen, weißen Kleide.

Rings außerhalb der Mauern der Stadt
Sieht man anmutige, schlanke Frauen,
Die den Blumen des Feldes gleichen.
Doch ob sie auch den Blumen des Feldes gleichen,
Sie können meine Liebe nicht erringen,
Denn das weiße Kleid und die rosige Gesichtsfarbe
Meiner Frau sind mein einziges Glück."

In etwas schroffem Gegensatze zu diesem Preise des Eheglücks steht folgender Erguß, der auf die Königin von Yuwang aus der Tschaudynastie, die im 8. Jahrhundert v. Chr. lebte, gemünzt ist:

„Ein talentvoller Mann gründet die Stadt,
Aber ein kluges Weib legt sie in Trümmer.
Eine schöne und gescheite Frau
Ist der Eule und dem Geier ähnlich.
Weiber, die lange Zungen haben
Sind die Schrittsteine zum Elend.
Nicht der Himmel allein sendet den Aufruhr,
Auch Frauen sind häufig seine Ursache.
Zungen, die weder lehren noch tadeln,
Sind die der Weiber und Eunuchen."

Noch eine weitere Probe möge genügen, um die Oden zu charakterisieren. Sie schildert das Landleben:

„Krach, Krach! hallen die fallenden Bäume wieder,
Zirp, zirp! entgegnen die Vöglein den Vöglein.
Sie kommen aus den schattigen Thälern,
Setzen sich auf hohen Bäumen nieder,
Antworten einander durch ihre Lieder,
Suchen mit ihrem Sange ihre Genossen.
Schau jene Sänger an!
Wie Freunde bitten sie um Antwort.
Und sollten deshalb nicht die Menschen
Lebende Freunde nicht auch sich wünschen?
Die Götter geben jenen Gehör,
Die bis an ihr Ende friedlich und einträchtig sind."

Die chinesische Dichtung hat vier Hauptformen. Da ist zuerst der regelrechte Vers, dessen Bildung hinsichtlich des Reims, der Anzahl der Füße und des rhythmischen Aufbaues bestimmten Regeln unterworfen ist.*) Zweitens finden wir poetische Ergüsse, die eine Art Zwitterding zwischen Poesie und Prosa sind; die Verszeilen sind von verschiedener Länge, klingen

*) Die Verse enthalten in den meisten Gedichten fünf Trochäen, seltener sieben.

aber in regelmäßig wiederkehrende Reime aus. Die dritte Art erinnert an unsere Rhapsodie und eignet sich sowohl dazu, gesungen, wie auch dazu, vorgetragen zu werden. Viertens kennt man eine poetische Prosa, in der von einem bestimmten Rhythmus keine Rede ist, nur kehrt in ungleichen Zwischenräumen der Reim wieder.

Obgleich die Chinesen die von Confucius gesammelten Oden, wie wir bereits wissen, für die allein klassischen erachten und sie als Muster für alle Nachfolger auf diesem Gebiete der Landeslitteratur ansehen, so ist damit nicht gesagt, daß es in späteren Jahrhunderten nicht Dichter gegeben hat, deren Geisteserzeugnisse sich ebenso großer, ja vielleicht noch größerer Beliebtheit unter allen Klassen der Bevölkerung erfreuen. Man kann übrigens in der Entwickelung der chinesischen Poesie vier Perioden unterscheiden: die altklassische, die neuere, neuklassische und die moderne.

Die älteste Epoche ist die der bereits oben angeführten Volkspoesie, deren schönste Erzeugnisse wir im „Schiking" gesammelt finden. Die zweite Epoche fällt in die Regierungszeit der beiden Handynastien bis zur Tangdynastie, mithin vom Jahre 200 vor bis 600 n. Chr. In ihr treibt die Lyrik ihre schönsten Blüten, wie sie duftender und lieblicher auch die dritte Periode, die Zeit der vollendeten Kunstpoesie unter den Tangkaisern, kaum aufzuweisen hat. Zur Tangzeit, 618 bis 907 n. Chr., lebten Chinas Schiller und Goethe, falls man diesen allerdings etwas weit hergeholten Vergleich sich erlauben darf, Li Tai Po und Tu Fu.*) Die moderne Dichtung, in der sich die Litteraten zu üben haben, schließt sich ganz an die Tangpoesie an; für die Staatsprüfungen werden ausschließlich die Dichter dieser Epoche studiert.

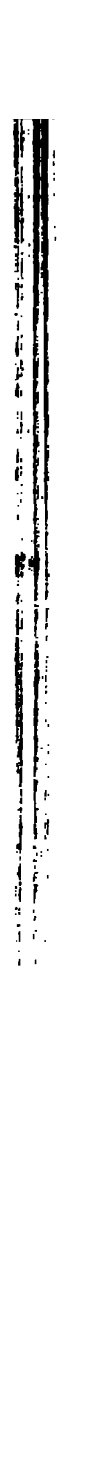
Man kann dem als durch und durch prosaisch verschrieenen Chinesen nicht den Sinn für das Romantische und Malerische absprechen. Hierfür liefert schon seine Sprache zahlreiche Beweise, in der treffende und schlagende Bilder und Redefiguren etwas ganz gewöhnliches sind. Eine Lieblingsunterhaltung der wohlhabenden und gebildeten Klassen besteht darin, daß Männer sowohl wie Frauen an einem romantisch gelegenen Fleckchen zusammentreffen, um dort um die Wette aus dem Stegreif Verse zu schmieden. Die Scenerie der Umgebung bildet dann den Gegenstand der poetischen Ergüsse.

Eigentümlich muß es uns erscheinen, daß die Litteraten die Form der

*) Tu Fu wurde 714 n. Chr. geboren. Der hohe Ruf, den er als Dichter genoß, verschaffte ihm mehrere hohe Ämter, darunter auch solche am Hofe. Als Censor fiel er bei seinem Kaiser in Ungnade, führte darauf Jahrelang ein Wanderleben, bekleidete dann wieder einen Posten, den er aber aufgab, weil ihm eine große Erbschaft zugefallen war. Nun nahm Tu Fu von neuem sein unstetes Leben auf, wobei er aber das Dichten nicht vernachlässigte. Er starb, 60 Jahre alt, in Setschuen und hinterließ gegen 2000 Gedichte. Auf Li Tai Po kommen wir noch eingehender zurück.



Bauten in den Kaiserlichen Gärten zu Wan Schau Schan.



volkstümlichen Ballade, an der die chinesische Poesie sehr reich ist, nicht allzu hoch schätzen. Selbst an europäischem Maßstab gemessen, müssen viele dieser Balladen als vortrefflich bezeichnet werden.

Ein paar Proben chinesischer Lyrik zu geben, sei uns zunächst gestattet.*)

Die beiden Reiher.**)

Es kamen aus fernem Nordwesten
Zwei weiße Reiher im Flug;
Gegliedert mit ihren Genossen,
Je zehn und je fünf im Zug.

Nicht lange waren geflogen
Die beiden Reiher einher,
Als plötzlich das Weibchen erkrankte;
Es konnte nicht folgen mehr.

Nach fünf Li wandte das Männchen
Nach seiner Genossin sich um,
Nach sechs Li kehrt es zurücke,
Flog ängstlich um sie herum.

„Möcht gern im Schnabel dich halten,
Doch kann ihn nicht öffnen so weit;
Möcht gern auf dem Rücken dich tragen,
Doch zu dünn ist mein Federkleid."

„Kaum haben wir uns gefunden
Und kaum gekostet die Freud,
Da kommt schon das Leid geschritten,
Das uns zu scheiden gebeut."

So klagte flatternd der Reiher
Und schaut den Gefährten nach,
Derweilen aus seinen Augen
Eine Flut von Thränen brach.

„Ach! daß unsre junge Liebe
So kurz nur bemessen war;
O, wenn sie währen könnte
Viel tausend, tausend Jahr!"

Liebesgemeinschaft.***)

Brüllt der Tiger in den Klüften,
Saust der Sturmwind durch das Thal,
Tanzt der Drache in den Lüften,
Rollt dahin der Wolkenschwall.†)

Gleichklang herrscht im Tongetriebe,
Gleiche Kräfte ziehn sich an;
Also zieht auch mich die Liebe
Stets zu dem geliebten Mann.

Wie die Schatten nie verlassen
Jenen Körper, der sie schuf,
Kann den Teuern ich nicht lassen,
Folge freudig seinem Ruf.

---

*) Die nun folgenden Übersetzungen chinesischer Dichtungen stammen aus der Feder des seit einer Reihe von Jahren in China thätigen kaiserlichen Dolmetschers Dr. A. Forke. Im Jahre 1896 veröffentlichte er in dem damals von dem Verfasser dieses Werkes herausgegebenem „Ostasiatischen Lloyd" eine größere Zahl von Übersetzungen unter der Überschrift „Blüten chinesischer Dichtung". Dr. Forke hat sie später gesammelt und in Buchform veröffentlicht. Bei der Auswahl haben wir in erster Linie die Dichtungen berücksichtigt, die unserer Ansicht nach nicht nur die schönsten sind, sondern die auch den eigenartigsten Charakter tragen.

**) Der Verfasser ist unbekannt; das Gedicht stammt vermutlich aus der Hanzeit (200 v. bis 200 n. Chr.).

***) Der Verfasser ist Yang Fang, Tsinepoche, 265—420 n. Chr.

†) Die Chinesen glauben, daß das Brüllen des Tigers den Wind und das Tanzen des Drachen die Bewegung der Wolken hervorruft, da unter den betreffenden Tönen und Bewegungen eine gewisse Ähnlichkeit besteht.

Bietet Reis man uns beim Mahle,
Muß von einem Halm er sein,
Und nur in der Doppelschale
Schenket man den Trank uns ein.

Unser beider Kleid ist Seide,
Doppelfädiger Brokat,
Und des Nachts umhüllt uns beide
Eine Decke ohne Naht.

Wenn mein Herr zu Hause weilet,
Sitze ich auf seinem Schoß,
Und wenn er von dannen eilet,
Läßt er meine Hand kaum los.

Wenn mein Schatz sich still erweiset,
Laufe ich nicht ein und aus,
Und wenn immer er verreiset,
Nimmer läßt er mich zu Haus.

Unsre Eintracht gleicht der Liebe
Zweier Yuan Enten wohl,
Und sie ist gleich jenem Triebe,
Der den Schollen*) eignen soll.

Ist so stark, daß sie zerschnitte
Einen Diamantenstein,
Könnte auch mit keinem Kitte
Fester noch gefüget sein.

O, ich möchte, daß enthoben
Stets wir sein vom Trennungsschmerz,
Und daß wir in eins verwoben,
Nur ein Leib und nur ein Herz!

Daß wir als ein Körperwesen
Beide lebten im Verein
Und, wenn uns der Tod erlesen,
Staub in einem Sarge sein!

Totenphantasie.**)

Alles, was geboren ward,
Muß im Tode enden,
Nicht das Schicksal ists, das hart
Drängt zum früh vollenden.***)

Gestern Abend nannten mich
Menschen ihresgleichen,
Heute früh schon weile ich
In den Schattenreichen.

Wohin mag die Seele mein
Jetzo sein zerstoben,
Während man mein dürr Gebein
In den Sarg gehoben?

Wie mein zartes Söhnchen weint!
Muß mich von ihm kehren,
Meine Hand der treue Freund
Streichelt unter Zähren.

Unerforschlich ist und leer
Mir der Dinge Wesen,
Ja, ich kann nicht scheiden mehr
Gutes jetzt vom Bösen.

Wer wohl nach Aeonen ist
Noch dazu im stande,
Daß im Geiste er ermißt,
Was Ruhm sei, was Schande?

Eins ich stets beklagen muß,
Daß in meinem Leben
Nicht genug dem Weingenuß
Ich mich hingegeben.

Die poetische Litteratur der Chinesen hat nichts, was man mit unserm Heldengedichte vergleichen könnte. Dazu mag ein Grund der sein, daß die gekünstelte Form sich für ein Epos nicht eignet. Dessen Stelle nimmt

*) Die Gänse, Enten und Schollen gelten als Muster treuer Liebe. Die Chinesen nehmen an, daß diese nur ein Auge hätten und daß deshalb immer zwei, um besser sehen zu können, nebeneinander schwömmen.

**) Der Verfasser ist Tan Tschien, 365—427 n. Chr.

***) Der Tod gehört zum Wesen des Menschen; er wird nicht durch eine äußere Macht willkürlich herbeigeführt.

eine Art von Romanzen ein. Auch die Satire ist in China, wenigstens als besondere Dichtungsgattung, unbekannt. Doch macht man nicht selten durch Knittelverse Tadelnswertes lächerlich. Anonyme gereimte Pasquillen benutzt man beständig, um unbeliebte Beamte ins Lächerliche zu ziehen.

Es ist bereits auf die beiden Dichterfürsten des Landes der Mitte, Li Tai Po und Tu Fu, kurz hingewiesen worden. Sie lebten während der Tangperiode, die für China das war, was das Zeitalter des Augustus für Rom gewesen ist. Sie ist die Zeit der vollendeten Kunstpoesie, die am Hofe der feinsinnigen Herrscher aus dem Hause der Tang gepflegt wurde. Ehe wir einige der genialsten Schöpfungen des größten chinesischen Poeten Li Tai Po, der dieser Epoche angehörte, wiedergeben, wird es von Interesse sein, etwas Näheres über das Leben dieses Dichterfürsten zu erfahren.

Li, nach dem Stern Venus genannt Tai Po d. i. der Große Weiße, wurde 699 n. Chr. in der Provinz Schensi geboren und besaß bereits als zehnjähriges Kind außergewöhnliche Kenntnisse. Zum Jüngling herangereift bestand er sein erstes Staatsexamen glänzend. Bald drang auch die Kunde von dem jungen Gelehrten, den die Chinesen seiner Zeit als einen Adonis beschreiben, an den Hof des in Singan Fu residierenden Kaisers Hsüan Tsung. Dieser war über einige ihm vorgelegte Proben von Gedichten Li Tai Pos so entzückt, daß er ihn zur Audienz befehlen ließ. Der Oberhofmeister des Kaisers erklärte diesem, daß man den jungen Dichter nie nüchtern treffe. Trotzdem drang der Kaiser darauf, ihn zu sehen. Li Tai Po machte auf den Monarchen einen so guten Eindruck, daß er ihn an seinem Hofe behielt und beständig mit ihm verkehrte. Doch gelang es nicht, den talentvollen Menschen vom Weinkruge fern zu halten.

Die Bevorzugung des Dichters erweckte in dem einflußreichsten Eunuchen des Kaisers Neid, der bald darauf zu Reibereien zwischen beiden führte. Li Tai Po verfaßte daher ein satirisches Gedicht, das auf den Eunuchen gemünzt war, das dieser aber so auslegte, als ob die Verse der Lieblingskonkubine des Kaisers, Yang Fei, gelten sollten. Von seinen Feinden verdächtigt bat der Dichter den Monarchen um seinen Abschied, der ihm nur sehr ungern bewilligt wurde. Der Kaiser beschenkte ihn äußerst reichlich und der Dichter begab sich mit seinem Gelde auf Reisen.

Mehrere Jahre lang führte er nun ein geniales Vagabundenleben, wobei die Weinschenken sein Lieblingsaufenthalt waren. Selten nur sah man ihn nüchtern, doch ward er überall berühmt, wo er auch weilen mochte. Denn seine meist aus dem Stegreif gedichteten Verse entzückten jeden, mit dem Li in Berührung kam. Auch der Kaiser sehnte sich nach seinem alten Hofpoeten zurück und berief ihn deshalb wieder zu sich. Auf der Reise nach Singan Fu kam der Dichter aber ums Leben im Jahre 762. Wie man erzählt, fiel Li Tai Po nachts in berauschtem Zustande vom Bote und ertrank mit den Worten: „Laß mich den Mond in Wassers Mitte

fangen!" Die Chinesen nennen ihn den unsterblichen Dichterfürsten, doch mit dem Zusatz: „der aber sein Gläschen Wein über alles liebte."

Li Tai Pos Gedichte zeigen im großen und ganzen dieselben Vorzüge und Schwächen wie die Dichtungen seiner Vorgänger, doch besitzt er größere Genialität als irgend ein anderer Lyriker und eine bedeutend lebhaftere Phantasie. Seine Darstellung ist hinreißend und glänzend. Die Fülle von Feuer und Kraft und der frohe, oft neckische Lebensmut, der uns aus seinen Jagd- und Kriegsliedern entgegenweht, wird von keinem anderen chinesischen Dichter erreicht. Und nun gar erst die ausgelassene Laune und die originellen Einfälle in den Trinkliedern! Sehr poetisch wirkt dabei das sich auch durch die heitersten Gedichte ziehende wehmütige Gefühl von der Vergänglichkeit alles Irdischen, denn für Li Tai Po giebt es kein Jenseits.

Der uns zur Verfügung stehende beschränkte Raum erlaubt leider nur die Wiedergabe einiger seiner Gedichte. Die kommentierte Ausgabe seiner Werke umfaßt 36 Bücher in 20 Bänden.

Geleit.

Dort, wo die Stadt die Berge grün
Von Norden her umschließen,
Und an der Oststadtmauer hin
Die weißen Wasser fließen;

Dort vor dem Thore ist der Ort,
Wo unser Weg sich scheidet;
Du schweifst in weite Ferne fort,
Von nun an unbegleitet.

Dein Sinn leicht wie die Wolke scheint,
Da dir die Ferne winket,
Dieweil daheim das Herz dem Freund
Gleich wie die Sonne sinket.

Ein Händedruck noch, mein Genoß,
Eh wir uns trennen müssen!
Mit lautem Wiehern scheint dein Roß
Zum Abschied mich zu grüßen.

Beim Wein.

Der Frühlingswind im Ost sich regt
Und schnell vorübersäuselt;
Im goldnen Becher leicht bewegt,
Der klare Wein sich kräuselt.

Der Blüten weht herab der Wind,
Gar viele, die verblühet.
Halb trunken ist das schöne Kind,
Vom Wein die Wange glühet.

Wie lang wird Pflaum- und Pfirsichbaum
Noch vor dem Fenster prangen?
Der flüchtge Glanz, ein kurzer Traum,
Wie bald ist er vergangen!

Wohlauf zum Tanz! Die Sonne sinkt,
Wer nicht in jungen Jahren
Die Freude bis zur Neige trinkt,
Vergebens einst die Hände ringt
Mit seidenweißen Haren.

Im Rausch.

Da unser ganzes Leben
Nichts ist als ein großer Traum,
Weshalb dem Hasten und Streben
Drin geben so großen Raum?

Den ganzen Tag drum ich trinke
Und berausche im Weine mich,
Bis daß ich niedersinke
Und auf der Schwelle lieg.

Bei meinem Erwachen am Morgen
Schau ich vor dem Haus umher;
Im Busch, zwischen Blüten verborgen,
Ein Vöglein ich singen hör.

Ich richte an es die Frage:
Um welche Zeit mags sein?
Es sagt: „Es sind Maientage,
Da zwitschern die Vögelein.“

Die Kunde drückt mich nieder,
Ich möchte seufzen wohl,
Doch greif ich zum Weine wieder,
Schenk einen Becher mir voll.

Ich trink und sing meine Lieder,
Bis daß der Mond sich zeigt,
Das Lied verstummt, und wieder
Das Bewußtsein mir entweicht.

Trinklied.

Ich sitze in einem Blütenhain,
Vor mir voll Wein eine Kann.
Ich muß ihn trinken für mich allein,
Denn es fehlt mir ein Zechkumpan.

Wohlan! Ich hebe den Becher empor
Und lade den Mond mir ein.
Sieh da! Dort kommt auch mein Schatten hervor!
Halloh! Jetzt sind wir zu drein.

Allein, mein lieber Freund, der Mond,
Versteht sich aufs Trinken nur schwach,
Mein Schatten dagegen ists besser gewohnt,
Er thuts mir in allem nach.

Indessen will ganz ich zufrieden sein,
Daß der Mond mir den Schatten gebracht,
Von ganzem Herzen des Glückes mich freun,
Das heute so heiter mir lacht.

Kaum laß ich ertönen meinen Gesang,
So wiegt sich der Mond hin und her,
Und jedesmal bei des Tanzes Anfang
Hüpft mein Schatten die Kreuz und die Quer.

Wir halten zusammen fröhliche Zech,
So lang wir noch nüchtern sind,
Doch geht ein jeder den eigenen Weg,
Sobald erst der Rausch beginnt.

Wir können nicht immer beisammen sein:
Möchte wandern nicht früh, noch spat:
Drum sei unser nächstes Stelldichein,
Wenn der Mond der Milchstraße naht.

Folgende Bemerkungen, die wir der Einleitung entnehmen, die Dr. Forke seinen „Blüten chinesischer Dichtung“ vorangeschickt hat, werden uns einen weiteren Einblick in das Wesen der Poesie der Chinesen geben. Der Verfasser schreibt:

„Es ist nicht leicht, die poetischen Ergüsse eines fremden Volkes recht zu würdigen. Der Kenner, der sich in sie hineingelebt und sie durch eingehende Studien gewonnen hat, ist geneigt, sie zu überschätzen. Der Laie dagegen, der sich leicht durch manches Fremdartige abgestoßen fühlt, verfällt oft in den entgegengesetzten Fehler. Ganz natürlich muß das selbstverständlich der Fall sein bei einem Volke, das uns in seiner Kultur so fern steht wie die Chinesen. Es wäre unbillig, zu erwarten, daß sich die Lyrik mit der der Kulturvölker Europas, die ihnen in der geistigen Entwickelung so weit voraus geeilt sind, messen könne. Von der Fülle der Ideen und Empfindungen, die wir unserer höheren Civilisation verdanken, liegen natürlich sehr viele den Chinesen, deren Gefühlsleben aus ihrer einfacheren Kultur weniger Anregungen enthält, gänzlich fern.

Daher darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß in der Poesie der Chinesen die Anzahl lyrischer Leitmotive eine recht beschränkte ist, was man nicht umhin kann, als einen Mangel an Phantasie zu empfinden. Trennung von dem Geliebten, Untreue des Geliebten machen den Inhalt der meisten Gedichte aus. Billigerweise darf man die chinesische Lyrik nur mit gleichartigen Erzeugnissen solcher Völker vergleichen, die mit den Chinesen auf etwa gleicher Kulturstufe stehen, also anderer Orientalen, wie der Inder, Perser und Araber. Mit allen diesen halten sie den Vergleich wohl aus.

Ein eigentümlicher Zug der chinesischen Lyrik ist, daß in den meisten Gedichten die redende Person eine Frau ist und die ganze Situation vom weiblichen Standpunkt aus geschildert wird. Vielleicht gestattet die chinesische Sitte, die Liebesverhältnisse in europäischem Sinne fast ganz ausschließt, dem Manne nicht, seine Gefühle offen zur Schau zu tragen, und nötigt ihn, sie seiner Geliebten zuzuschreiben. Die Bilder, Tropen und Allegorien, deren sich der chinesische Sänger bedient, sind oft sehr glücklich gewählt und durch ihre Eigenart frappierend. Einen Mangel aber hat er mit anderen orientalischen Dichtern gemein, nämlich die Vorliebe für stereotype Bilder, die sich immer und immer wiederholen, und den Hang zur Beschreibung von Äußerlichkeiten und Nebensächlichem.*) Eine große Rolle spielen in der Poesie die an sich wenig poetischen Himmelsrichtungen und die der chinesischen Sprache eigentümlichen stereotypen Zahlenkategorien. Ein chinesischer Dichter wird kaum von einem Thore oder Berge sprechen, es muß ein Ost- oder Westthor, ein Nord- oder Südberg sein. Der Ortssinn ist den Chinesen, die den Platz eines Gegenstandes auch im Zimmer nicht mit rechts oder links, sondern nach der Himmelsrichtung bezeichnen, so zur zweiten Natur geworden, daß sie in europäischen Gedichten das Fehlen genauer Ortsangaben als einen Mangel empfinden. Der Gefalle, den der Orientale an allem Bunten und Farbenprächtigen hat, verleitet ihn oft zu Beschreibungen von reinen Äußerlichkeiten, wie der Kleidung, glänzender und prunkvoller Paläste, Festgelage, Aufzüge u. dergl. m., die an sich nur wenig Wert haben."

---

*) In chinesischen Gedichten ist der Fächer stets mondrund; mondrund gekrümmt ist auch der Bogen. Thränen fallen entweder wie der Regen herab, oder sie tropfen wie Perlen auf den Rocksaum. Ohrringe leuchten wie Mondesglanz, Harpfeile sind aus Schildpatt, der sonstige Kopfschmuck ist aus den Federn des Eisvogels bereitet; Trinkbecher müssen von Gold sein, Sängerinnen haben vom Weine gerötete Wangen. Die Pferde sind Schimmel oder Füchse. Im Frühlingswind schwanken die Weiden, der Herbstwind weht in die Kammer und bewegt den Bettvorhang.

Das Drama.

Auf religiöse Ceremonien ist, wie in Griechenland und Deutschland, so auch in China der Ursprung des Dramas zurückzuführen. Das „Tschauli", ein Werk, das die Geschichte Chinas während der Tschaudynastie (1122 bis 255 v. Chr.) erzählt, enthält die ersten Andeutungen über theaterähnliche Aufführungen. Damals wurden vom Kaiser jährlich dreimal gewisse Beamte angewiesen, sich in schwarze Bärenfelle zu kleiden, die unterhalb der Lenden rot gefärbt waren, und die in ihrem Kopfe vier vergoldete Augen hatten. Mit einem Speer in der Rechten, einem Schilde in der Linken, gingen die Vermummten von Haus zu Haus, um böse Geister und Krankheiten zu vertreiben. Eine Musikbande begleitete den Zug, und je abschreckender die Verkleideten aussahen, für desto wirksamer hielt man die von ihnen ausgeführte, unter dem Namen „No" bekannte Vorstellung.

Die dramatischen Vorstellungen der Chinesen sind verhältnismäßig jung, denn sie stammen aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. Doch gehen ihnen Marionettenspiele, die aus dem Jahre 1000 v. Chr. datieren, vorauf. Ein talentvoller Mechaniker Namens Yen Tschi soll so vollkommene Marionetten angefertigt haben, daß der damalige Kaiser Mu über das Spiel in Wut geriet, weil die Drahtpuppen mit den Damen seines Harems liebäugelten. Nur dadurch, daß der Erfinder die Figuren auseinandernahm und so seinem Herrscher bewies, daß sie nur Pappe, Holz, Leder, Leim und Lack seien, entging er der ihm angedrohten Todesstrafe. Als in späteren Jahrhunderten Dramen von Menschen aufgeführt wurden, nannte man die Schauspieler „leibliche Marionetten".

Auch noch gegenwärtig gehören Puppentheater, die herumreisende „Künstler" sowohl in der Stadt wie auf dem Lande zeigen, zu den gewöhnlichsten Volksbelustigungen. Man kennt zwei Arten von Kasperletheatern. In der einen werden die Figuren mittels feiner, seidener Schnüre bewegt, in der anderen aber unmittelbar mit den Händen gehandhabt. Das Puppentheater besteht aus einer kleinen Bühne, die von einem Manne herumgetragen werden kann. Er stellt sich in den Kasten und sein Körper wird durch ein von der Bühne herabhängendes Tuch verdeckt. Die Bewegungen der Puppen sind oft sehr naturgetreu. Der Vortragende spricht in Falsettostimme.

Bei den frühesten chinesischen Vorstellungen spielten akrobatische Künstler, wie Luftspringer und Stelzengeher, die Hauptrolle. Stangenklettern und Turnen waren auch sehr beliebte „Zugstücke"; Zwerge waren die Turner und die Berichte über ihre Fertigkeit klingen ganz unglaublich. Auch das Seiltanzen war im grauen Altertume schon in China bekannt.*)

*) Im Norden des Kaiserreiches ist eine Art von Pantomimenspiel mit Marionetten, unter dem Namen „Schattenspiel" bekannt, namentlich sehr beliebt. Seine Erfindung wird auf die Regierung Kaiser Wu Tis (140 bis 86 v. Chr.) zurückgeführt. Das Spiel

Die Chinesen schreiben den Ursprung des modernen Theaters dem Kaiser Ming Huang († 762) aus der Tangdynastie zu. Dieser Monarch wird von den Schauspielern als Schutzgottheit angebetet. Er soll eine seiner Schwiegertöchter, die berühmte Schönheit Yang Tschi, durch solche Darstellungen haben unterhalten wollen. Ming Huang selbst nahm an der Schulung der Schauspieler und Musiker das lebhafteste Interesse. Er berief an seinen Hof Künstler aller Art, richtete Schulen für Schauspieler und Sänger ein und soll selbst vielfach den Unterricht geleitet haben.

Trotzdem fing das Drama in China erst im 13. Jahrhundert n. Chr. zu blühen an.*) Doch ist es nach dem Urteile sachverständiger Chinesen in den letzten Jahrzehnten merklich entartet. Anstatt eine Schule der Moral zu sein, ist es heute nichts als eine gewöhnliche Volksbelustigung. Wie uns schon aus den Schilderungen über „Umherziehende Theatergesellschaften" und „Theatervorstellungen" (siehe Seite 334 bis 342) bekannt ist, muß man es auffällig finden, daß die Chinesen trotz ihrer Vorliebe für Theatervorstellungen jeglicher Art doch die Schauspieler von den Staatsprüfungen ausschließen. Als Grund für dies Verfahren wird angegeben, daß das Drama völlig entartet sei, und einem verderbten Geschmacke fröhne. Doch scheint die allgemeine Verachtung der Bühne und des Schauspielerstandes vielmehr eine Folge der Sittenlehren des Confucianismus zu sein, der auch im Drama energisch jedwedes Abweichen vom streng sittlichen Wege verurteilt.

Das Material für die chinesischen Theaterstücke ist vornehmlich der Geschichte und dem alltäglichen Leben entnommen. Es giebt Stücke, in denen nur Krieger auftreten; Lagerscenen, Schlachten, Untersuchungen von Kriegsgefangenen u. dgl. m. spielen darin eine große Rolle. In anderen Stücken wird das gesellschaftliche Leben geschildert. Ferner giebt es eine Art gemischter Dramen. In ihnen sind das militärische und gesellschaftliche Element mit einander verschmolzen. Klassische Stücke in unserem Sinne scheint man in China nicht zu kennen.

Der Charakter der Dramen ist in den verschiedenen Teilen des Reiches verschieden. Dieser Unterschied zeigt sich vornehmlich in der Zahl der Schau-

---

sei erfunden, um den Monarchen zu trösten, der infolge des Todes seiner Lieblingskonkubine äußerst niedergeschlagen war, und deren Geist zu beschwören die Höflinge versprochen hätten. Da der Kaiser das Anerbieten annahm, so ließ man auf einen, von seiner Rückseite her beleuchteten weißen Vorhang einen Schatten fallen, der die betrauerte Dame vorstellen sollte. Die Vorstellung gefiel dem Monarchen, der den Erfinder, einen taoistischen Priester, fürstlich belohnte. Als aber der Kaiser erfuhr, daß das ganze nur ein Gaukelspiel sei, geriet er darob so in Wut, daß er den Priester hinrichten ließ.

*) Die Chinesen erkennen drei scharf begrenzte Epochen ihres Dramas an: Die Tangdynastie (618—907), die Sungdynastie (960—1280) und die Kin- und Yuandynastien (1280—1368).

spieler, der Länge der Stücke und in der Musik. So wird z. B. einem Cantonesen die Musik eines in Shanghai gespielten Stückes selten gefallen, er müßte sie denn häufiger gehört haben. Die auf der Bühne gesprochenen Dialekte weichen ebenfalls so sehr von einander ab, daß der Südchinese nur mit großer Mühe den Text eines in Nordchina gegebenen Schauspiels verstehen kann. Die Schauspieler bedienen sich übrigens eines schrillen Falsetts, das das Ohr des Abendländers nicht ertragen kann.

Trotz ihrer gegenwärtigen Entartung läßt sich bei den meisten chinesischen Theaterstücken die ursprüngliche Tendenz nicht verkennen. Das Drama will auf die sittliche Besserung der Zuschauer wirken, indem es sie zu überzeugen sucht, daß die Strafe dem Verbrechen früher oder später folgen müsse, ferner, daß Ehrlichkeit, kindliche Ehrfurcht und Gewerbefleiß unfehlbar zu Reichtum und Ehren führen. Der Sieg der Tugendhaften und die Bestrafung der Bösen bilden die Grundlage für Stücke dieser Art. In allen Dramen ist dem Wortspiel, für das sich die chinesische Sprache ganz außerordentlich eignet, eine bedeutende Rolle zugewiesen. Durch die Ähnlichkeit der Laute der verschiedenen Schriftzeichen entstehen die ergötzlichsten Irrtümer, die, wenn sie auch häufig recht kindischer Art sind, doch bei den Zuschauern ihren Zweck nie verfehlen.

Wie schon früher kurz angedeutet ist (vgl. Fußnote Seite 335), sind die Schauspieler in verschiedene Klassen eingeteilt. Der Held des Stückes, „Scheng“, trägt fast stets einen wallenden Bart, aber keine Maske. Die Kleidung richtet sich natürlich nach dem Alter, Range und Charakter des Helden. Gewöhnlich stellt er einen Kaiser, Prinzen, siegreichen General, Staatsmann, mitunter aber auch einen umherstreifenden Lebemann oder — und in diesem Falle bartlosen — Don Juan vor. Dem „Scheng“ fällt auch der Hauptanteil beim Singen zu. Da er meist eine makellose Person vorstellt, so bilden hochtrabende Lobreden auf die Tugend den Inhalt seiner Lieder. Der Gesang ist eine Art Sprechgesang; die aus abgebrochenen Akkorden oder in die Länge gezogenen Noten bestehende Orchesterbegleitung ist für unsere Ohren unverständlich.

Die Hauptfrauenrolle ist unter dem Namen „Tan“ bekannt. Je nach dem Alter, Range usw. der Person, die sie vorstellt, ist auch ihr Aussehen verschieden. Ist sie jung, so schmückt sie ihr Haupt mit den Federn des Eisvogels. Ihr fallen meist die Rollen einer Kaiserin, Prinzessin, Kriegsheldin, ältlichen Familienmutter, aber auch mitunter die einer jungen Dame der Gegenwart, seltener einer Dienstmagd zu. Frauenrollen werden fast nur von jungen Leuten oder Knaben gespielt. Wo Frauen auf der Bühne erscheinen, darf man stets annehmen, daß sie der Halbwelt angehören.*)

---

*) Wie gewöhnlich angenommen wird, verbietet die Regierung den Frauen, als Schauspielerinnen aufzutreten, und zwar soll dies Gesetz aus der Regierungszeit Kaiser

Man muß es den chinesischen Schauspielern lassen, daß sie die Frauenrollen ungemein getreu wiedergeben, gleichviel, ob sie eine junge, hochmütige Dame oder eine alte, keifende Xanthippe darzustellen haben. Die Rollen werden gewöhnlich so getreu gegeben, daß in der Regel Ausländer, die zum erstenmale ein chinesisches Schauspiel mit ansehen, die Darstellenden für Frauen halten. So verstehen sie u. a. den verkrüppelten, kleinen Fuß der Damen ganz vorzüglich darzustellen, und zwar in folgender Weise.

An ihre Füße befestigen sie hölzerne Modelle dieser „Lilienfüße". Die breiten Pantalons verbergen den wirklichen Fuß, und da der Schauspieler so zu sagen auf Stelzen geht, wird auch der die mandeläugige Damenwelt



Chinesische Schauspieler.

charakterisierende schwankende Gang ohne große Anstrengung nachgeahmt. Durch diese Stelzfüße erscheint der Darsteller von Weiberrollen natürlich größer an Statur als die Durchschnittschinesin ist. Die Frauenstimme ahmt der Schauspieler sehr täuschend nach. Etwaige männliche Züge werden durch das starke Auftragen von Schminke — und bekanntlich schminken sich alle vornehmeren Chinesinnen fast bis zur Unkenntlichkeit — verwischt.

Andere Bühnencharaktere sind: „Kungkio". Er stellt den alten Mann vor, trägt stets einen langen, grauen Bart. „Nantschau" ist der Bösewicht

---

Kien Lungs, 1736 bis 1796 n. Chr. stammen, dessen Mutter angeblich Schauspielerin gewesen sein soll. Doch behaupten auch viele Chinesen, der wahre Grund für das Verbot sei darin zu suchen, daß Frauen die Rollen nicht mit demselben Ausdruck spielen können wie Männer.

des Stückes, vielfach ein Räuberhauptmann oder Dämon. „Nütschau" ist die „böse Sieben", häufig daher eine Schwiegermutter. „Liufen" führt Akrobatenkünste vor; sein Gesicht ist schwarz-weiß-rot geschminkt. „Waikio" stellt Verräter, böse Ratgeber u. dgl. m. dar; er schminkt sich stets weiß. Natürlich fehlt es nicht an Statisten, wie Soldaten, Dienern, Botsleuten, Gastwirten usw.

Wie vor Hunderten von Jahren bestehen auch noch gegenwärtig die chinesischen Theaterstücke meist aus einer großen Zahl kurzer, lyrischer Kompositionen, in die die Handlung verflochten ist. Des Knotens Lösung ist gewöhnlich sehr leicht zu finden, und die Zuschauer brauchen ihren Verstand nicht besonders anzustrengen. Mit der typischen chinesischen Ausführlichkeit



Chinesischer Tempelhof mit Bühne.

werden die Beweggründe, Wünsche und Handlungen der handelnden Personen offen erklärt, und die Einzigen, die im Dunkeln umhertappen, sind entweder die Personen, denen Unrecht zugefügt wird, oder die Beamten, denen die Bestrafung der Bösewichter obliegt.

Die berühmtesten Bühnenstücke der Chinesen*) sind in einer Sammlung enthalten, die den Namen „Die hundert Dramen der Yuandynastie" führt. Eine große Zahl von ihnen sind in europäische Sprachen, meist ins Französische und Englische, übersetzt worden, z. B. der „Weise von Tschau", den Voltaire unter dem Namen „L'Orphelin de la Chine" für die Bühne be-

*) Dramen in Versen kennt man nicht, ausgenommen einige Volkslustspiele der niedrigsten Art, die in Knüttelversen geschrieben sind.

arbeitet hat. Das Stück spielt im 7. Jahrhundert v. Chr. und soll auf einen wirklichen Vorgang Bezug haben. Ein abtrünniger General nimmt von den Ländereien des Hauses Tschau gewaltsam Besitz und ist entschlossen, das ganze Geschlecht zu vernichten. Ein treuer Angestellter des Hauses rettet aber das Leben des ältesten Sohnes und zieht den Verwaisten als sein Kind auf. Erst nach seiner Volljährigkeit erfährt der Jüngling den wahren Sachverhalt durch seinen Beschirmer und Vormund. Er rächt das Schicksal seiner Familie, indem er den Thronräuber tötet und seine Rechte geltend macht.*)

In den gedruckten Textbüchern sind die Dramen in Akte, gewöhnlich vier bis fünf, und Scenen eingeteilt. Da die chinesische Bühne aber keine Scenerien kennt und die Kostüme in einem Stücke nie gewechselt werden, so wird das Stück stets ohne jegliche Pause durchgespielt. Selbst zwischen dem einen Stücke und dem darauf folgenden tritt meist keine Pause ein. Diese Thatsache erklärt wohl die häufig ausgesprochene irrtümliche Ansicht, daß alle chinesischen Theaterstücke sehr lang seien, daß mitunter mehrere Abende dazu gehören, um eines zu Ende zu führen. Sie sind im Gegenteil meist sehr kurz. Die gedruckten Textbücher enthalten auch die Worte der vorzutragenden Lieder. Die gegenwärtig benutzten Melodien stammen aus der Yüan- oder Mingdynastie, sind mithin wenigstens 250 Jahre alt. Neue Theatermelodien werden, wie es heißt, nicht komponiert.

Dem Ausländer werden zweifellos gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem Drama der Chinesen und dem der alten Griechen auffallen. So erscheinen auf der chinesischen Bühne meist nur zwei bis drei Schauspieler gleichzeitig. Diese Thatsache sowie der Mangel an jeglicher Scenerie nötigt den Schauspieldichter, den Auftretenden lange Erzählungen in den Mund zu legen, nach Art und Weise der Prologe in den Dramen des Euripides. Es wirkt dies natürlich auf uns Europäer schwerfällig. Den Souffleur kennt man übrigens in China nicht, doch dürfen die Schauspieler nach Belieben den Text erweitern oder kürzen.

Wie das Drama, namentlich das Trauerspiel der Griechen, ist auch das der Chinesen in der Hauptsache lyrisch. Die wirksamsten Stellen werden nicht nur, wie bei unserem Melodrama, durch Musikbegleitung unterstützt, sondern noch dadurch, daß der Schauspieler sie in Liederform vorträgt. Auch Maske, Chor, Musik, Gespräch usw. finden wir im chinesischen Drama wieder.

Was der chinesischen Bühne an Scenerie abgeht, das sollen, wie es scheint, die Kostüme gut machen. Sie sind die der Chinesen unter der letzten einheimischen, der Mingdynastie. Sie entfalten eine außerordentliche Pracht, sind reich an Farben und glitzern von Gold. Mehrere Fuß lange Federn wallen

*) Ins Französische sind ferner übersetzt: „Der Kreidekreis“, von St. Julien, „Die Geschichte einer Laute,“ „Die Sängerin“, von Basin; ins Englische: „Der Erbe in seinem Alter“, und „Die Sorgen des Han“, von Sir J. F. Davies, usw.

in anmutigen Bogenlinien von den Kopfbedeckungen der Darsteller herab und wiegen bei jeder ihrer Bewegungen hin und her. Die Wirkung dieser glänzenden Garderobe steht allerdings in scharfem Gegensatz zu dem dürftigen Aussehen der Bühne. Die Gruppierungen, obgleich mitunter recht wunderlich und phantastisch, sind dennoch voller Leben und Kraft, so daß selbst der Ausländer eine Weile sich den kaleidoskopischen Scenen mit vollem Interesse zuwendet.

Das Spiel selbst ist in der Regel gut, denn der Chinese ist ein geborener Schauspieler. Die Darstellungsweise ist natürlich und lebendig. Trotz der schlechten Bezahlung dürfte es wohl kein Land auf der Erde geben, in dem das Verhältnis der Zahl der „Brüder des Birnengartens", wie die Thespisjünger in China genannt werden, zur Bevölkerung so groß ist, als im Lande der Mitte. Sie stehen unter der Gerichtsbarkeit des litterarischen Kanzlers und die Bühne unter der direkten Aufsicht des Gesetzes. Bei öffentlicher Trauer, wie z. B. dem Tode eines Kaisers, darf wochenlang nicht gespielt werden. Politik ist von der Bühne ausgeschlossen; auch dürfen Kaiser oder Kaiserinnen des regierenden Herrscherhauses, weder verstorbene noch lebende, nicht auf die Bühne gebracht werden.

Dem Gesetze nach gelten die chinesischen Schauspieler als die Parias der Gesellschaft. Ihnen und ihren Nachkommen bis in das dritte Glied ist es verboten, sich zu einem Staatsexamen zu melden; die Beamtenlaufbahn ist ihnen also verschlossen. Daher erklärt es sich auch, daß die Schauspieler den niedrigsten Volksklassen entspringen, und man braucht sich nicht zu wundern, daß ihr Lebenswandel gar manchen Flecken aufweist. Dieser Umstand hat zweifellos viel dazu beigetragen, daß das Drama in China, obgleich ungemein volkstümlich und sowohl vom kaiserlichen Hofe wie den Vornehmen des Landes stark unterstützt, keine Hebung der Kultur, der Sitten und der Sprache bewirkt hat. In dieser Beziehung stehen die Bühne und der Schauspielerstand in China noch bei weitem ungünstiger da, als das zum Teil ja auch noch im Abendlande der Fall ist, wo es an ähnlichen Erscheinungen, z. B. einer gewissen sozialen Mißachtung des Schauspielerstandes, auch noch heute nicht fehlt.

Wir wollen schließlich noch bemerken, daß die Tempel in China sehr häufig eine Bühne aufweisen. Diese befindet sich in den Tempelhöfen und zwar derart, daß sie den beiden Tempelfronten gegenüberliegt, während die Zuschauer im Hofe sich lagern. (Siehe die Textillustration auf Seite 875; die Bühne ist das rechts stehende Gebäude und zwar die obere Etage.)

---

nesen sollen sich aus Liebe zu der Heldin, ein Fräulein Lin, das Leben genommen haben; so vortrefflich ist diese junge Dame von dem unbekannten Verfasser im 18. Jahrhundert gezeichnet worden. Doch sieht man den „Traum" als gefährliche Lektüre für die Jugend an und das Buch ist deshalb auf den „Index Expurgatorius" von China gesetzt worden. Dennoch findet es heute noch ebenso viele Leser als je zuvor. Bedauerlicherweise eignet sich dies große Werk, das als ein Spiegel des gesellschaftlichen Lebens unübertroffen dasteht, stellenweise nicht für eine Übersetzung.*)

Fabeln.

Die Fabel spielt bei den Chinesen dieselbe Rolle wie bei den Völkern Europas. Die Chinesen haben Fabeln in großer Zahl, die sich in Erzählungen hier und da zerstreut finden, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert sind, die zu sammeln aber bisher niemand unternommen hat. Denn die beiden Fabelsammlungen, die die Litteratur der Chinesen aufweist, sind nur Übersetzungen aus dem Sanskrit und Pali, buddhistischen Ursprungs und dem chinesischen Geiste demnach fremd.

Der echte Confucianist verachtet aber buddhistische Fabeln ebenso sehr wie buddhistische Gebete. Die Gelehrten meinen diese Spielereien den Frauen und Kindern überlassen zu müssen. Doch machen auch sie von der Fabel gelegentlich Gebrauch. Die Beamtenwelt fürchtet namentlich die satirischen Elemente der Fabel. Vor einem halben Jahrhundert übersetzte ein englischer Sinologe eine größere Zahl äsopischer Fabeln ins Chinesische. Sie wurden von den gebildeten Klassen sehr freundlich aufgenommen. Auch die Beamten lasen sie eifrig, bis sie eines Tags die Unterdrückung der Übersetzung anbefahlen. Es war ihnen inzwischen zweifellos klar geworden, daß das „fabula docet" auch auf sie vielfach Anwendung finde.

Die älteste bekannte chinesische Fabel scheint aus dem Jahre 315 v. Chr. zu stammen und ist demnach um 300 Jahre jünger als die Fabeln Äsops. Sie soll von einem Staatsminister und Ratgeber des Fürsten von Tschau herrühren, der sie diesem erzählt habe, um auf die Notwendigkeit der Einigung der von einem gemeinsamen Feinde bedrängten Bundesfürsten hinzu-

*) Die Novelle ist in 24 Oktavbänden, 4000 Seiten, veröffentlicht worden und in 120 Kapitel eingeteilt. Über 400 Personen von größerer oder geringerer Wichtigkeit treten in der Erzählung auf, und nach dem Urteil des berühmten englischen Sinologen Herbert A. Giles, z. Zt. Professor des Chinesischen in Oxford, können die Charakterzeichnungen des „Traumes" mit den besten Schilderungen europäischer Novellen den Vergleich aushalten.

Besuche und die damit verbundenen Umständlichkeiten hoher Staatsbeamten, Versammlungen und die dabei geführten Unterhaltungen, Gastmähler und die dabei gepflogenen Gesellschaftsspiele, Spaziergänge mit den Beschreibungen der Naturschönheiten, die man auf ihnen antraf, Reisen und Abenteuer, die man dabei erlebte, Rechtsstreitigkeiten, Staatsprüfungen und in deren Gefolge Hochzeiten, Begräbnisse u. dergl. m. bilden die gewöhnlichsten Zwischenfälle einer chinesischen Novelle.

Der Held der Erzählung ist meist ein junger Gelehrter oder Künstler. Er ist liebenswürdig von Natur, studiert eifrig seine Klassiker oder malt vielversprechende Bilder. Aber außerordentliche Schwierigkeiten stellen sich dem Helden in den Weg. Die Heldin ist ebenfalls sehr belesen. Ihr Vater wünscht und sie stimmt ihm hierin bei, daß sie einst einen jungen, hochbegabten Mann als Gatten heimführe. Endlich ist ein solches Ideal gefunden, doch türmen sich scheinbar unübersteigliche Schwierigkeiten auf. Held und Heldin werden häufig durch die Schliche und Ränke eines Bösewichts in eine traurige Lage gebracht, aber schließlich heißt es doch: Ende gut, alles gut, und sie kriegen sich! Die Novellen sind also um nichts schlechter als die der Verfasser und Verfasserinnen des bei uns für die große Masse, besonders der Weiber, üblichen Lesefutters. Denn auch für unsere Novellenfabrikanten giebt es nur einen Lebensvorgang, der ihnen der Behandlung würdig scheint, nämlich die im Leben ernster Menschen doch nur nebensächliche und vorübergehende Bedeutung beanspruchende Heiraterei.

Eine Gattung chinesischer Novellen beschäftigt sich mit den Abenteuern, die berühmte, im Lande incognito reisende Persönlichkeiten erleben. Schilderungen maßloser Leidenschaft sind selten. Alles bewegt sich innerhalb der Grenzen des Möglichen und Gewöhnlichen. Die Bösen finden schließlich ihre Strafe, indem sie sehen müssen, wie ihre bösen Absichten und Pläne fehlschlagen und nur dazu beitragen, die Guten in hellerem Lichte erstrahlten zu lassen. Also auch hier ganz wie bei uns: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ Trotz ihres geringen ästhetischen Wertes sind aber diese Novellen uns doch sehr wertvoll, da sie uns Ausländern einen tiefen Einblick in das Gemüts- und Familienleben der Chinesen verschaffen.

Die volkstümlichste Novelle ist der historische Roman „San Kuo Tschi“, Die Geschichte der Königreiche oder Rivalstaaten Schu, Wei und Wu, in die das Kaiserreich gegen Ende der Handynastie geteilt war. Das Werk beschreibt ausführlich die verschiedenen Vorfälle eines Jahrhunderts voller Kämpfe und Blutvergießen, von 168 bis 265 n. Chr., wobei das Wunderbare und das Übernatürliche eine große Rolle spielen. Eine andere ungemein beliebte Novelle ist benannt „Hung Lau Meng“, Der Traum des roten Zimmers. Im Pekingdialekt geschrieben, behandelt sie vornehmlich Vorfälle des häuslichen Lebens, die sehr malerisch geschildert sind. Das Buch ist in gewisser Art ein Gegenstück zu „Werthers Leiden“, denn auch viele Chi-

nesen sollen sich aus Liebe zu der Heldin, ein Fräulein Lin, das Leben genommen haben; so vortrefflich ist diese junge Dame von dem unbekannten Verfasser im 18. Jahrhundert gezeichnet worden. Doch sieht man den „Traum“ als gefährliche Lektüre für die Jugend an und das Buch ist deshalb auf den „Index Expurgatorius“ von China gesetzt worden. Dennoch findet es heute noch ebenso viele Leser als je zuvor. Bedauerlicherweise eignet sich dies große Werk, das als ein Spiegel des gesellschaftlichen Lebens unübertroffen dasteht, stellenweise nicht für eine Übersetzung.*)

Fabeln.

Die Fabel spielt bei den Chinesen dieselbe Rolle wie bei den Völkern Europas. Die Chinesen haben Fabeln in großer Zahl, die sich in Erzählungen hier und da zerstreut finden, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert sind, die zu sammeln aber bisher niemand unternommen hat. Denn die beiden Fabelsammlungen, die die Litteratur der Chinesen aufweist, sind nur Übersetzungen aus dem Sanskrit und Pali, buddhistischen Ursprungs und dem chinesischen Geiste demnach fremd.

Der echte Confucianist verachtet aber buddhistische Fabeln ebenso sehr wie buddhistische Gebete. Die Gelehrten meinen diese Spielereien den Frauen und Kindern überlassen zu müssen. Doch machen auch sie von der Fabel gelegentlich Gebrauch. Die Beamtenwelt fürchtet namentlich die satirischen Elemente der Fabel. Vor einem halben Jahrhundert übersetzte ein englischer Sinologe eine größere Zahl äsopischer Fabeln ins Chinesische. Sie wurden von den gebildeten Klassen sehr freundlich aufgenommen. Auch die Beamten lasen sie eifrig, bis sie eines Tags die Unterdrückung der Übersetzung anbefahlen. Es war ihnen inzwischen zweifellos klar geworden, daß das „fabula docet“ auch auf sie vielfach Anwendung finde.

Die älteste bekannte chinesische Fabel scheint aus dem Jahre 315 v. Chr. zu stammen und ist demnach um 300 Jahre jünger als die Fabeln Äsops. Sie soll von einem Staatsminister und Ratgeber des Fürsten von Tschau herrühren, der sie diesem erzählt habe, um auf die Notwendigkeit der Einigung der von einem gemeinsamen Feinde bedrängten Bundesfürsten hinzu-

*) Die Novelle ist in 24 Oktavbänden, 4000 Seiten, veröffentlicht worden und in 120 Kapitel eingeteilt. Über 400 Personen von größerer oder geringerer Wichtigkeit treten in der Erzählung auf, und nach dem Urteil des berühmten englischen Sinologen Herbert A. Giles, z. Zt. Professor des Chinesischen in Oxford, können die Charakterzeichnungen des „Traumes“ mit den besten Schilderungen europäischer Novellen den Vergleich aushalten.

weisen. Die Fabel lautet: „Eine Muschel sonnte sich am Ufer eines Flusses. Da kam eine Rohrdommel, die auf sie loshackte. Die Muschel schloß ihr Gehäuse und zwickte den Schnabel des Vogels, der also sprach: „Lässest du mich heute nicht los, so bist du morgen eine tote Muschel". In diesem Augenblick kam ein Fischer hinzu und fing beide Tiere ein."

Zu den bekanntesten chinesischen Fabeln gehört eine, die allerdings buddhistischen Ursprungs zu sein scheint: „Eine alte Katze saß eines Abends miauend mit halbgeschlossenen Augen vor der Hausthür, als zwei Mäuse sie bemerkten. Diese, darüber erstaunt, daß ihr alter Erbfeind so wenig aufmerksam sei, sagten zu einander: „Miezchen hat sich scheinbar gebessert, denn es betet, und da brauchen wir keine Angst zu haben." Die beiden Mäuse fingen nun an, miteinander zu spielen, ohne auf die Katze zu achten. Als sie aber in ihre Nähe kamen, sprang die Katze auf eins der Mäuschen los und verzehrte es. Das andere suchte Zuflucht in einem Schlupfwinkel und dort geborgen sprach es: „Wer hätte denken können, daß eine Katze, die mit geschlossenen Augen betet, so etwas thun würde! „Moral: „Traue am wenigsten dem, der seine Andacht öffentlich zur Schau trägt".

Schlangen spielen in chinesischen Fabeln häufig eine Hauptrolle. Eine der am besten bekannten erinnert stark an die alte Geschichte vom Magen und den Händen, die sich weigern, fortwährend für ein Organ zu arbeiten, das nichts für den Broterwerb thut. Die Fabel lautet: „Der Kopf und der Schwanz einer Schlange waren miteinander in Streit geraten. Dieser behauptete, er habe ebensoviel Recht wie der Kopf, die Bewegungen des Körpers zu bestimmen, und dies umsomehr, da der Kopf ja allein an den Freuden einer Mahlzeit teilnehme. Auf diese Vorstellung hin stimmte der Kopf zu, daß der Schwanz fortan die Leitung der Körperbewegungen übernehme. Dieser wählte eine Rückwärtsbewegung. Da ihm jedoch die Natur keine Augen gegeben, stürzte das Tier über einen Abgrund in einen Morast, aus dem es sich nicht heraushelfen konnte und in dem es schließlich umkam."

Der Tiger spielt im chinesischen Aberglauben ebenfalls eine wichtige Rolle, weshalb auch er häufig in Fabeln auftritt. Eine vielfach angewandte Fabel, die lehrt, daß Klugheit wertvoller als rohe Kraft ist, lautet: „Ein Tiger war eines Tags im Begriff, einen Fuchs zu verspeisen. Dieser bat um sein Leben, weil er klüger als die anderen Tiere sei. „Wenn du meinen Worten nicht glaubst," sagte Reinhard, „so geh mit mir und überzeuge dich." Beide machten sich auf den Weg. Jedes Tier, das die Wanderer zu Gesicht bekam, floh natürlich vor ihnen. Der Tiger, der zu dumm war, um einzusehen, daß er den Begegnenden Schrecken einflöße, bekam so große Achtung vor seinem Genossen, daß er ihn ungekränkt seines Weges ziehen ließ."

Folgende Fabel thut schlagend die Thorheit schlecht angebrachter Sparsamkeit dar: „Ein Fürst ordnete an, daß alle Pferde seiner Reiterei in

Friedenszeiten in Mühlen als Zugtiere Verwendung finden sollten, da man auf diese Weise manchen Thaler sparen konnte. So lange Friede war, ging auch alles gut. Als aber die Truppen in den Krieg ziehen mußten, stellte sich heraus, daß die an die Arbeit in der Mühle gewöhnten Pferde nur im Kreise laufen wollten. Sie wurden deshalb eine leichte Beute des Feindes."

Es seien hier noch zwei Fabeln wiedergegeben, die uns an alte Bekannte aus unseren Schuljahren erinnern, jedoch rein chinesischen Ursprungs sind. Die erste lautet: „Eine Räuberbande griff ein Dorf an und tötete alle Einwohner mit Ausnahme zweier Männer, von denen der eine so blind war, daß er seinen Weg nicht allein finden, der andere so lahm, daß er unmöglich davon laufen konnte. Nach großen Anstrengungen gelang es dem Blinden, den Lahmen auf seinen Rücken zu nehmen, und indem dieser den Weg bezeichnete, gelang es beiden, ein Nachbardorf zu erreichen, wo sie freundlich aufgenommen wurden."

Die zweite Fabel erläutert die Thorheit des Geizes: „Ein reicher Priester besaß eine kostbare Juwelensammlung, die er mit Mühe zusammengebettelt hatte und auf die er sehr stolz war. Er zeigte sie eines Tags einem Freunde. Nachdem dieser seine Augen an den Edelsteinen hinreichend geweidet hatte, dankte er dem Priester beim Abschiede für die kostbaren Steine. „Was soll das heißen?" schrie der Bonze auf, „ich habe dir die Juwelen doch nicht gegeben; warum dankst du mir?" Der Freund antwortete: „Ich habe sicherlich ebensoviel Freude an ihrem Anblick gehabt wie du. Der einzige Unterschied zwischen uns beiden ist der, so weit ich es beurteilen kann, daß dir noch überdem die Mühe obliegt, die Steine zu bewachen".

Märchen und Sagen.

Von Märchen weist die chinesische Litteratur eine große Zahl auf. Sie unterscheiden sich allerdings in mancher Hinsicht von den Märchen des Abendlandes. Wie in manchen unserer Märchen z. B. im „Rotkäppchen" ist auch im chinesischen Märchen die Tierwelt stark vertreten, allerdings in etwas mehr künstlerischer Art, als die ist, die sich in unseren Kinderstubengeschichten findet.

Namentlich beliebt ist der Fuchs, der jede beliebige Gestalt annehmen kann. Wir hatten bereits Gelegenheit, dies Thema zu berühren, als wir von der Tieranbetung sprachen (vergl. Seite 485 u. 486). Die wirkliche Natur des Fuchses wird jedoch in diesen Erzählungen nicht eher entdeckt, bis die Geschichte ziemlich weit vorgeschritten ist. Der Fuchs im Märchen ist bald gutmütig, bald boshaft. Die Füchse verwandeln sich in Waldelfen und atmen

beim Mondlicht den ätherischen Duft von Himmel und Erde ein. Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen besteht darin, die Gräber der Verstorbenen aufzuwühlen, um sich den Schädel auf den eigenen Kopf zu setzen. So schauen sie zum gestirnten Himmel auf und verbeugen sich vor ihm. Fällt der Schädel dabei nicht herunter, so steht es ihnen frei, sich in wunderholde und verführerische junge Mädchen zu verwandeln.

Viele Märchen beschäftigen sich mit dem Feenlande. Dies liegt stets verborgen zwischen Bergen. Das Küenlugebirge ist namentlich stark von Feen bevölkert. Dort, an den Ufern des „Edelsteinberges", wächst der Baum des ewigen Lebens. Alle dreitausend Jahre trägt er Früchte. Diese teilen die Feen an die Sterblichen aus, denen sie am meisten gewogen sind. Wie bei uns im Abendlande sind auch in der Märchenwelt Chinas die Feen stets bezaubernd schön und der Mann, der sie sieht, verliebt sich sterblich in sie. Liebesabenteuer spielen in diesen Feenmärchen stets eine hervorragende Rolle.

Auch das Schlaraffenland, Fusan, ist den Chinesen bekannt und ebenso haben sie Blumenmärchen und Märchen, die auf dem Monde spielen. Doch nicht nur Kinder glauben im Lande der Mitte an Elfen, Feen, Najaden, Nixen, Kobolde u. dergl. m., sondern auch Erwachsene. Denn wie uns aus dem Kapitel „Aberglaube" bereits bekannt ist, ist nach chinesischer Anschauung das ganze Weltall von unsichtbaren Wesen bevölkert. Sie erscheinen guten wie auch bösen Menschen, belohnen jene und bestrafen diese. Ein großer Teil der taoistischen Mythologie könnte übrigens mit Recht unter die Märchendichtung gerechnet werden.

* * *

Die Sage ist nicht selten an berühmte Bauten oder deren Ruinen geknüpft, für die sie bei vielen große Teilnahme erweckt. Wir Deutschen brauchen nur an den Rhein mit seinen Burgen, an die schöne, blaue Donau oder das herrliche Thüringen zu denken. Ähnlich verhält es sich auch in China trotz der im Abendlande weitverbreiteten Ansicht, daß den schwarzharigen Söhnen des „Blumenreiches" der Mitte jeder Sinn für das Romantische abgehe und daß sie nur für den krassesten Materialismus empfänglich seien. Das ist ein Irrtum. Gleich anderen Völkern des Ostens — und der Osten ist ja das Mutterland der Poesie genannt worden — fehlt es den Chinesen keineswegs an Phantasie. Das Reich des Wunderbaren hat auch für sie seine Reize. Hierfür sprechen schon die vielen öffentlichen Erzähler, auf die man auf den Marktplätzen aller größeren Städte Chinas stößt, wo sie einer sie umringenden neugierigen Zuhörermenge die wunderbarsten Geschichten, meist Sagen und Märchen, zum Besten geben.

Wir wollen aus dem großen Schatze der sagenhaften Erzählungen eine als Beispiel wählen, die mit Wilhelm Müllers „Glockenguß zu Breslau" Ähnlichkeit hat.

Der Glockenguß zu Peking.

Peking wurde während der Regierung des Kaisers Yung Lo (1403—1424 n. Chr.) wieder Reichshauptstadt des Landes, während vorher Nanking die Residenzstadt der Mingkaiser gewesen war. Deshalb wurden in Peking eine große Zahl prächtiger Bauten errichtet, die meist dem Kaiser und seinem Hofe als Wohnung dienen sollten.

In diese Zeit fällt auch der Bau des „Trommelturmes“ und des „Glockenturmes“.*) Beide sollten als Alarmtürme dienen. Jener wurde mit einer großen Trommel ausgestattet, deren dumpfen Ton man meilenweit vernehmen konnte. Er war beinahe laut genug, um die Toten aus ihrem ewigen Schlummer zu wecken. Der Glockenturm war aber schon geraume Zeit hergestellt, ehe man sich daran machte, eine Glocke zu gießen, die in einem würdigen Verhältnis zur Größe des Turmes, der sie aufnehmen sollte, stünde. Kaiser Yung Lo befahl schließlich einem im Glockenguß kundigen Beamten, namens Kuan Yu, eine Glocke zu gießen, deren Schall man über ganz Peking hin vernehmen könnte.

Kuan Yu machte sich sofort an die Arbeit. Eine große Zahl von Handwerkern wurde angestellt, und ein großer Vorrat von Material herbeigeschafft. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde mit Genehmigung des Kaisers der Tag für den Guß festgesetzt. Der Monarch, umgeben von seinem Hofstaate, begab sich zur Gußstelle. Auf ein gegebenes Zeichen lief die Glockenspeise in die bereit stehende Form. Der Kaiser zog sich hierauf zurück, während Kuan Yu und seine Gehülfen die Abkühlung des Metalls abwarteten, um sich über den Erfolg oder Mißerfolg des Unternehmens Gewißheit zu verschaffen.

Endlich war die Speise so weit abgekühlt, daß man die Form entfernen konnte. Aber zu seinem Schrecken entdeckte Kuan Yu, daß die Glocke an mehreren Stellen Löcher aufwies, daß der Guß demnach nicht gelungen war. Dem Kaiser wurde hiervon Meldung gemacht, der, über den Zeitverlust, die vergebliche Arbeit und das weggeworfene Geld aufgebracht, einen neuen Guß anbefahl. Kuan Yu machte sich mithin abermals an die Arbeit, die diesmal noch gewissenhafter ausgeführt wurde. Aber auch der zweite Versuch mißglückte. Kaiser Yung Lo geriet über diesen neuen Mißerfolg wieder in Wut, gab aber Kuan Yu noch eine dritte, jedoch auch letzte Gelegenheit, die Glocke zu gießen. Sollte aber der Guß nicht befriedigend ausfallen, so sollte der Beamte sein Leben verwirkt haben.

Kuan Yu hatte ein einziges Kind, ein Mädchen von sechzehn Sommern, das er über alles in der Welt liebte. Es verdiente in der That diese Liebe. Ko Ai, so hieß die Tochter, hatte, wie es im Volksmunde hieß, mandelförmige Augen, die wie Wellen strahlten, die im Sonnenschein glitzernd und tanzend in die Höhe zu springen scheinen, um das duftende Röhricht zu küssen, das die Ufer des Baches einsäumt. Ihre Augen wurden von langen, seidenen Wimpern umnachtet, die sich jetzt in schüchterner Bescheidenheit zur Erde senkten, um im nächsten Augenblick mit kindlicher Freude zum Himmelsdom aufzublicken. Die Augenbrauen glichen dem Weidenblatte. Die Wangen waren weiß wie Schnee, durch den ein zartes Rosenrot schimmert. Die Zähne glichen Perlen, umgeben von Korallenlippen. Das Har war schwarz wie Gagat und weich wie Seide. Ihre Gestalt konnte den Dichter und Maler in Verzückung versetzen, jede Bewegung war anmutig und ungekünstelt. Auch schrieb sie sinnvolle Gedichte, war sehr

---

*) Siehe die Schlußvignette dieses Kapitels.

gewandt im Sticken und im Hause das Muster eines dienstbeflissenen Mädchens — kurz, Ko Ai schien ein Wesen aus einer höheren Welt zu sein.

Kuan Yu, ihr Vater, war demnach mit vollem Rechte auf seine Tochter stolz und sie erwiderte seine Liebe mit all der Glut ihrer kindlichreinen Natur. Seit einiger Zeit glaubte sie im Gesichte ihres Vaters tiefe Trauer zu lesen. Sie fragte ihn nach dem Grunde. Als sie diesen vernahm, war sie über die Drohung des Kaisers sehr aufgebracht und rief aus: „Teurer Vater, tröste dich! Der Himmel wird nicht immer gleich unbarmherzig sein. Heißt es doch: Aus dem Übel keimt das Gute. Deine beiden Mißerfolge werden nur noch mehr zum Ruhme deines schließlichen Gelingens beitragen. Ich bin ein Mädchen und kann dir nur mit meinen Gebeten beistehen; täglich und stündlich will ich sie gen Himmel senden, und die Bitten für meinen geliebten Vater müssen erhört werden." Ko Ais Worte flößten dem alten Manne neuen Mut ein und mit erneuten Kräften machte er sich ans Werk.

Nun kam Ko Ai eines Tags auf den Gedanken, einen berühmten Sterndeuter aufzusuchen in der Hoffnung, von ihm die Ursache für die wiederholten Fehlschläge ihres Vaters zu erfahren, ferner aber auch, um ihn um Rat zu fragen, was man thun müsse, um eine Wiederkehr des Mißlingens zu verhüten. Der Wahrsager erklärte, der dritte Guß würde ebenfalls mißlingen, wenn nicht die Glockenspeise mit dem Blute einer Jungfrau vermischt würde. Ko Ai kehrte niedergeschlagen nach Hause zurück, aber mit dem festen Vorsatze, sich lieber selbst zu opfern, als daß der letzte Versuch ihres Vaters wiederum fehlschlagen sollte.

Endlich war der Tag für den Guß herangekommen. Ko Ai bat ihren Vater, der Arbeit beiwohnen zu dürfen. Die Bitte wurde ihr gewährt und von Freundinnen begleitet stellte sie sich in der Nähe der Form auf. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt, um den dritten und letzten Versuch mit anzusehen. Denn von seinem Gelingen hing ja das Leben Kuan Yus ab.

Totenstille herrschte unter den Zuschauern, als die Metallspeise in die Form strömte. Plötzlich wurde die Stille durch einen lauten Schrei „Um meinen Vater zu retten!" unterbrochen. Man sah, wie sich Ko Ai in das siedende und zischende Metall hineinstürzte. Eine ihrer Begleiterinnen versuchte sie von ihrem Vorhaben zurück zu halten, doch vergebens. Sie vermochte nur einen der Schuhe Ko Ais zu ergreifen, der in der Gefährtin Hand zurückblieb.

Ihr Vater, der die That mit ansah, wollte in seiner Verzweiflung dem Beispiel seines Kindes folgen, doch hielten ihn die Umstehenden davon ab. Als einen irrsinnig Rasenden führte man ihn nach Hause. Die Prophezeiung des Sterndeuters hatte sich aber erfüllt. Denn nach Beseitigung der Form fand man, daß der Guß ausgezeichnet gelungen war. Von Ko Ai war aber keine Spur mehr aufzufinden.

Kurze Zeit darauf wurde die Glocke auf Befehl des Kaisers in den Glockenturm gehängt. Der Monarch wohnte persönlich dem ersten Geläute bei. Meilenweit konnte man den tiefen, silberreinen Klang vernehmen, der Guß war makellos ausgefallen. Wohl übertraf die Glocke nicht nur an Klang, sondern auch an Größe alle bisher im Reiche gegossenen Glocken, aber — die umstehende Menge wurde von Schauder ergriffen, als sie dem Geläute lauschte — den reinen Klang der Glocke begleitete ein leise klagender Ton, der an den Ruf einer Frauenstimme erinnerte, die im schrecklichen Todeskampfe laut aufzuschreien versucht. Deutlich konnte man das Wort „Hsieh" (Schuh) rufen hören.

Und bis auf den heutigen Tag wimmert die Glocke jedesmal nach einem Schlage

„Hsieh". Das Volk aber, das das Läuten hört, erschrickt und sagt: „Das ist die Stimme der armen Ko Ai; sie bittet, daß man ihr den zurückgelassenen Schuh wiedergebe."

Spruch und Sprichwort.

Es ist mit Recht gesagt worden, daß sich Geist und Charakter einer Nation sehr deutlich auch in ihren Sprichwörtern abspiegeln, denn sie offenbaren die Denkweise des Volkes, aus dem sie hervorgegangen sind. Diese Behauptung findet wohl bei keiner Nation der Erde eine schlagendere Bestätigung als beim chinesischen Volke. Der Charakter seiner Sprache, die zur Bildung von Epigrammen und Antithesen geradezu wie geschaffen zu sein scheint, seine alte, ehrwürdige Litteratur, seine Jahrtausende alte Geschichte, die nach Hunderten von Millionen zählende homogene Bevölkerung Chinas — dies alles trägt dazu bei, um den Sprichwörtern der Zopfträger ein Interesse zu verleihen, das in mancher Hinsicht einzig in seiner Art ist.

Ohne zu übertreiben darf man sagen, daß in China das Sprichwort in aller Munde ist, des Kaisers ebensowohl wie des geringsten Tagelöhners. Die „Weisheit auf der Gasse", wie das Sprichwort mit Recht genannt worden ist, ist so eng mit der Umgangssprache dieses Volkes verwoben, daß der Bauer sie ebensowenig beiseite liegen lassen kann wie der Gelehrte.

Wer sich mit dem Studium der chinesischen Sprichwörter abgiebt, wird häufig die merkwürdige Verwandtschaft zwischen den chinesischen und den Sprichwörtern des Abendlandes beobachten können, die zuweilen so groß ist, daß Unkundige annehmen könnten, es habe eine Verpflanzung europäischer Sprichwörter nach China stattgefunden, während doch dieselben Lebenswahrheiten unabhängig vom Abendlande und Morgenlande in einen kurzen Satz gefaßt und zuweilen sogar in derselben Weise zum Ausdruck gebracht sind. So kennt beispielsweise der Chinese ein Sprichwort, das sich fast wörtlich mit unserem „Der Mensch denkt, Gott lenkt" deckt. Das treffliche lateinische Sprichwort „Maxima debetur puero reverentia" finden wir in genauer Übertragung im Chinesischen vor und ebenso den Ausspruch des Nazareners, den er gegen den Pharisäer anwandte: „Wenn der Blinde des Blinden Leiter ist, so werden beide in die Grube fallen."

Zuweilen weichen die chinesischen Sprichwörter von den unseren nur wenig im Ausdruck ab. Wir sagen: „Die Not ist die Mutter der Erfindung", die Chinesen: „Die Not gebärt die Erfindung". Wir sagen: „Wie der Herr, so der Knecht", die Chinesen: „Wie die Herrin, so die Magd", wozu die treffende Ergänzung tritt: „Ist der Herr bequem, so ist auch der Diener träge." Das Chinesische „Kohlen geschenkt in der Schneezeit" er-

innert an Salomons „Die Kälte des Schnees in der Erntezeit“. Oft findet sich im chinesischen Sprichwort zum Satz der erweiternde und erklärende Gegensatz: „Das Glück kommt nie zu zwein, das Unglück nie allein“, oder: „Der Krug, der stets am Brunnen ist, wird zerbrochen; der General entgeht nur selten dem Tode in der Schlacht“.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß volkstümliche Sprüche und Lebensregeln in China nicht selten dieselben sind, wie im Abendlande. Um aber aus chinesischen Sprichwörtern den Volkscharakter der Chinesen kennen zu lernen, ist es ratsamer, die Spruchweisheit zu studieren, die charakteristisch für Land und Leute ist. Worin besteht nun dies Charakteristische? Vornehmlich in dem, was wir eine „spitze Zunge“ nennen, ferner in einer etwas cynischen Anschauung über das menschliche Wesen, in der sich aber zugleich eine tiefe Kenntnis der Menschennatur kund thut. Diese Spruchweisheit kennzeichnet daher mehr Weltklugheit als Freundlichkeit und Mitgefühl, denn die chinesischen Sprichwörter sind dem Denken eines schwer arbeitenden und nicht allzu heiteren Volkes entsprungen. Sie drehen sich mehr um die Schwächen der Menschen als um ihre guten Eigenschaften und ihre Seelengröße.

Die Zahl der Sprichwörter, die einen religiösen Ton anschlagen, ist bei den Chinesen allerdings nicht gering, aber wir finden darunter nur wenige, die den Stempel der Humanität tragen. Sie behandeln häufig die Pflicht, erwiesene Wohlthaten zu vergelten, drücken aber nur höchst selten aus, daß man ohne Hoffnung auf Lohn jemand eine Gunst erweisen soll; sie ermahnen zur Freundesliebe, aber daß man auch den Feind lieben solle, sagen sie nicht. Das von Menschenfreundlichkeit am meisten durchtränkte Sprichwort, auf das wir gestoßen sind, lautet: „Eine geteilte Apfelsine schmeckt gleich gut“.

Sehr häufig charakterisieren beißender Witz und Satire die chinesischen Sprichwörter. Unseren Sprüchen: „Neue Besen kehren gut“ und „Sitzt der Bettler erst einmal auf dem Pferde, so kann ihn kein Teufel mehr einholen“ entsprechen die chinesischen: „Wer sein Amt erst heute morgen antrat, der hat desto mehr Befehle zu erteilen“, und: „Wer zum erstenmal Stiefel angezogen hat, der wird auch seine Füße hoch heben“. Es muß ein scharfer Beobachter der menschlichen Natur gewesen sein, der den Undank der Menschen mit folgender Bemerkung geißelte: „Leute, die auf geschenkte Billette hin im Theater sitzen, machen das Spiel gewöhnlich schlecht“. Ein anderer Charakterzug spiegelt sich wieder in den Worten: „Der Mensch schätzt die Zugabe meist höher als das Gekaufte“. Was der Chinese sagt, daß „niemand zum Herrn Arm auf der Straße spricht, daß aber selbst sehr weitläufige Verwandte den Herrn Reich in entfernt liegenden Hügeln aufsuchen“, drücken die Sprüche Salomos (14, 20) so aus: „Einen Armen hassen auch seine Nächsten, aber die Reichen haben viele Freunde“.

Der Spruch: „Vornehme Leute dürfen eine Stadt in Brand stecken, doch der Arme darf nicht einmal seine Laterne anzünden“ findet sein Gegenstück in unserem: „Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen“. Ein anderes Sprichwort warnt uns, daß die „Reichtümer einer Familie der Haß vieler sind“. Eine Abneigung gegen gewisse Stände — man denke an die „maligni caupones“ bei Horaz — verrät der Spruch: „Kutscher, Schiffsknechte, Gastwirte, Pferdehändler und Polizisten verdienen alle geköpft zu werden, gleichviel ob sie etwas verbrochen haben oder nicht“. Eine bittere Wahrheit enthalten die Worte: „Es ist leichter, Freunde zu besuchen, als mit ihnen unter einem Dache zu leben“.

Man muß oft staunen über die tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, die eine große Zahl chinesischer Sprichwörter verraten, und ebenso über die nützlichen Fingerzeige, die sie dem Hörer für das praktische Leben mit auf den Weg geben. So lautet ein Spruch: „Sei vorsichtig in der Wahl deiner Freunde, sorgsam in der Erziehung deiner Kinder und ertrage Glück und Unglück mit Würde“. Eine sehr weise Warnung, die aber nur zu häufig von dem Jüngling mißachtet wird, der die Zeit nicht erwarten kann, wo er sein Elternhaus verläßt, enthält der Satz: „Einfältige Vögel verlassen vor der Zeit ihr Nest“. Eine witzige Karrikatur unseres: „Wer zu sehr eilt, wird langsam fertig“, finden wir bei dem Chinesen, der von einem Manne spricht, der „am Morgen einen Baum pflanzt und schon abends aus ihm Bretter sägen will“.

Ein vernünftiger Trost für alle die, die vergeblich nach einer günstigeren gesellschaftlichen Stellung streben, ist in dem Satze enthalten, der uns daran erinnert, daß „nicht alle zehn Finger gleich lang sein können“. Ein anderes Sprichwort vertröstet auf bessere Zeiten, indem es sagt: „Selbst für einen zerbrochenen Krug findet sich noch häufig Gelegenheit, daß er benutzt wird“. Das Wort des Paulus 1. Kor. 5, 6: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig“, findet in China sein Gegenstück in dem Sprichwort: „Der Mund, in dem auch nur ein Zahn schmerzt, kennt keinen Schlaf“.

Der Mann, der alles nur nach seinem Kopfe gethan haben will, wird mit folgenden Worten sehr vernünftig zurecht gewiesen: „Das Pferd und die Kuh schützen sich auf verschiedene Weise vor dem Winde“. Vor jugendlicher Unbesonnenheit warnt: „Nur alte Pferde kennen den Weg“. Wer durch allzugroße Eile sich in Gefahr bringt, wird gewarnt: „Es ist besser für dich, nach Hause zu gehen und dort ein Netz zu stricken, als daß du in den Teich nach Fischen springst“. Nur eine Krämernation, wie die Chinesen eine sind, konnte das Sprichwort erdenken: „Zerbrich nicht deine Ware, um eine Ratte zu töten“. Verwendung guten Materials zu einem minderwertigen Zwecke wird mit den Worten gegeißelt: „Um Nägel zu schmieden, gebraucht man kein gutes Eisen, noch tüchtige Männer, um aus ihnen Soldaten zu machen“, oder: „Um dein Bot zu waschen, genügt jedes beliebige Wasser“.

Keine Nation hat eine größere Zahl von Sprichwörtern aufzuweisen, die vom Geiste der Gastfreundschaft und Höflichkeit durchweht sind als die chinesische. Der Ausspruch: „Möge der Gastgeber sich ausruhen, nachdem die Gäste sich entfernt haben“ weist nicht nur auf die Pflichten derer hin, die mit uns Salz und Brot gegessen haben, sondern es wird darin auch darauf angespielt, daß dem Gastgeber, und sei er selbst der zuvorkommendste, gewissermaßen ein Stein vom Herzen fällt, wenn er sein Haus wieder für sich selbst hat. Weitere Sprichwörter dieser Art sind: „Wer seinen Gästen schlechten Wein vorsetzt, pflegt bei ihnen nur Thee zu trinken“; „Spart euern Wein, bis die Gäste kommen“; „Wenn der Gastfreund zurückhält, geschieht es zu drei Vierteilen aus Verstellung; wenn das Wetter zurückhält, ist es aufrichtig“; „Viel Höflichkeit beleidigt niemand“; „Es ist besser, unhöflich als ungelegen zu sein“; „Gehorsam ist besser als Höflichkeit“; „Menschen lieben Höflichkeit, Hunde Futter“; „Große Höflichkeit bedeutet gewöhnlich: Ich will etwas von dir erlangen“.

Es ist selbstverständlich, daß in China, wo die Anstellung als Beamter für das „summum bonum“ angesehen wird, auch die Zahl der auf eine solche Stellung bezüglichen Sprichwörter sehr groß sein muß. Wie alle Sprüche und Sprichwörter geben auch diese chinesischen immer nur eine Seite der Wahrheit, sie sind einseitig. Darum wird ein Sprichwort nicht selten durch ein anderes, das die andere Seite der Wahrheit giebt, ergänzt. Man denke z. B. an unsere Sprichwörter: „Viele Hände machen der Arbeit bald ein Ende“ und: „Viele Köche verderben den Brei“. Die volle Wahrheit ist dann in einem Satze enthalten, der die scheinbaren Gegensätze in sich vereinigt. Bekanntlich wird die Spruchweisheit Jesu in der Bergpredigt allein dadurch verständlich, daß man dies eigenartige Wesen des Spruches immer im Auge behält. Darum finden wir denn auch, daß Sprichwörter, die vom Beamtenwesen handeln, uns einmal das Beamtenleben spiegeln, wie es sein sollte, ein andermal aber, wie es wirklich ist.

Die eine Klasse von Aussprüchen versucht uns Europäer glauben zu machen, daß China ein Utopien einer menschenfreundlichen und makellosen Regierung sei: „Wähle nur würdige Beamte und befördere sie; wirst du ihre Fehler gewahr, so führe sie zurück zum Rechten“; „Besorge zuerst dein Staatsgeschäft und dann dein eigenes privates“; „Das Schwert der Gerechtigkeit ereilt dich schnell, doch wird es den Unschuldigen nicht verwunden“. Der typische Beamte wird als das „Musterbild von zehntausend Herden“ beschrieben. Ein anderes Sprichwort lautet: „Führen Fürsten einen reinen Lebenswandel, dann wird auch das Volk glücklich sein“; „Vor Euch, Fürsten, stehen Eure Kinder, das Volk; über Euch wölbt sich der allsehende Himmel“.

Die folgenden Sprichwörter aber vertragen sich nicht mehr mit der Idee des herrlichen Utopiens: „Der rechtschaffene Beamte kann sich nicht schurken-

hafter Unterbeamter erwehren"; „Man kann dich aus Irrtum verhaften, wird dich aber nie infolge eines Irrtums loslassen". Die Furcht, die das Volk vor den Mandarinen empfindet, drücken diese Worte aus: „Laßt uns bei Lebzeiten den Gerichtshöfen fern bleiben, nach dem Tode aber der Hölle"; während die Ursache für dies Übel ausgesprochen wird durch die Worte: „Beamte werden den, der Geschenke überbringt, nie prügeln lassen".

Die bisher angeführten Sprichwörter legen die Beziehungen des Menschen zum Menschen dar. Doch hat der Chinese auch viele Aussprüche, die sich auf die Stellung des Menschen einem höheren Wesen gegenüber beziehen, gleichviel ob wir den chinesischen Ausdruck für dies Wesen mit „Gott" oder „Himmel" übersetzen. Viele andere wieder behandeln das Schicksal oder die Vorsehung. Auf eins ist bereits im Eingange hingewiesen worden: „Der Mensch denkt, Gott lenkt". Eine schöne Umschreibung dieses Spruches lautet: „Der Mensch hat tausend, ja Myriaden Pläne, die seine Person betreffen, der Himmel hat aber nur einen Plan für ihn". Derselbe Gedanke liegt im folgenden: „Der Mensch ruft: Jetzt, jetzt! Der Himmel aber antwortet: Noch nicht, noch nicht!" (Vergleiche den Spruch bei Jes. 55, 8: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr".) Wir werden daran erinnert, daß „Aller Segen von oben kommt", aber das schönste Sprichwort dieser Klasse ist: „Der Himmel treibt einen Menschen nie zur Verzweiflung", sondern er weist ihm auch einen Ausweg, so daß er im stande ist, seine Leiden zu ertragen.*)

Unter den Sittensprüchen mag hier erwähnt sein: „Der rechte Pfad liegt in der Gesinnung des Mannes".

Auf das Leben und die Gebräuche des Volkes beziehen sich die folgenden Sprüche. Das Nahen des Alters und die damit verbundene Schwäche drückt der Satz aus: „Der Mensch wird alt, die Perlen werden gelb, für beides giebt es keine Arzenei". Wer daran denkt, sich vor allem Unheil zu wahren, wird daran erinnert, daß „Je härter der Baum, desto härter der Wurm". Ein scharfe Satire auf den, der nie dazu bewogen werden kann, etwas zu unternehmen, liegt in dem Ausspruch: „Man hat noch nie ein Schaf gekannt, das auf einen Baum kletterte". Daß „eine kluge Frau stets einen Dummkopf zum Manne bekommt" ist eine Beobachtung, die auch schon andere als nur Chinesen gemacht haben; wer aber sich bemüht, den häuslichen Frieden zu suchen und zu finden, der wird an das folgende erinnert: „Dem Wunsche deines Bruders willfahren heißt deine Schwägerin enttäuschen". Die Krone aller chinesischen Sprichwörter ist aber: „Was ihr wollt, das euch die Menschen thun sollen, das thut auch ihr ihnen". Vergleiche dazu Jesu Ausspruch Matth. 7, 12.

---

*) Dieser Grundsatz erinnert uns stark an ein spanisches Sprichwort: „Gott schlägt nie mit beiden Händen Wunden" (no hiero Dios con dos manos).

Wir wollen zum Schluß noch eine Zahl von Sprichwörtern, die der uns vorliegenden Menge aufs Geratewohl entnommen sind, aneinander reihen. Viele davon sind Perlen der Weisheit. „Jeder Grashalm hat sein Tröpfchen Tau. — Es giebt gerade Bäume auf den Bergen, aber keine geraden Menschen in der Welt. — Thue das Gute ohne Rücksicht auf die Folgen. — Ein Stotterer braucht kein Narr zu sein, aber ein Schwätzer ist nie ein Weiser. — Dumme Weiber und ungehorsame Kinder kann niemand behandeln. — Je größer die Gesellschaft, desto größer der Klatsch. — Die Welt gleicht einem Schachspiel, das sich mit jedem Zuge ändert. — Man darf den Menschen ebensowenig nach seinem Gesichte beurteilen, als man das Meer mit einem Scheffel darf messen wollen. — Der Mann, der eine rote Nase hat, braucht deshalb noch kein Trinker zu sein, doch wird man ihn stets für einen solchen halten. — Dumme Söhne rühmen sich ihrer Voreltern. — Alle ungeschickten Arbeiter schimpfen auf ihr Werkzeug. — Auf guten Wein folgt offen Wort. — Wer rasch verspricht, hält selten sein Wort. — Reines Gold fürchtet kein Feuer. — Die Zunge ist das Schwert der Frau, das sie nie verrosten läßt. — Wer mir schmeichelt, ist mein Feind; wer mich rügt, mein Lehrer. — Weiber und Dummköpfe verzeihen niemals. — Verleumdung rankt sich um die Thür der Witwe. — Kluge Leute müssen oft die Bedienten von Narren sein. — Eisen, lang gefeuert, wird zu Stahl. — Mit Freunden bei Hofe ist leicht zu Amt zu gehen. — Wer sich nicht aufzublasen versteht, der kennt die Kunst des Fortkommens nicht. — Wenn der Baum fällt, dann ist es auch mit dem Schatten vorbei. — Ein mächtiger Gott hat feiste Priester. — Und wenn die Steine in Gold verwandelt würden, der Mensch wäre nie zufrieden. — Ein schönes Weib braucht keine Schminke. — Die vordere Welle wird von der hinteren überholt. — Erkenne den Menschen an seinen Blicken. — Ein Schlüssel macht kein Geräusch, zwei Schlüssel rasseln. — Es giebt auf der Welt keine Schuhe, die einem genau paßten. — Tausend Pläne hat der Mensch; eines Morgens kommt der Tod, und zehntausend können warten.

Die Presse.

Trotz der Thatsache, daß China für sich das Erstgeburtsrecht mit Bezug auf das Erscheinen einer Zeitung unter den Nationen dieser Erde in Anspruch nehmen darf, ist die chinesische Presse, wie sie sich uns heute darbietet, eine Neuerung, die ihr Entstehen Ausländern verdankt. Erst drei Jahrzehnte sind verflossen, seitdem im Lande der Mitte das erste Zeitungsblatt das Licht der Welt erblickt hat, denn das als „Pekinger Staatszeitung“ bekannte Blatt ist keine Zeitung in unserem Sinne. Man braucht sich daher

nicht darüber zu wundern, daß das Zeitungswesen in China heute noch immer in den Kinderschuhen steckt, obgleich sich seit einigen Jahren, namentlich seit dem Staatsstreich der Kaiserin-Witwe von 1898, eine Strömung bemerkbar macht, die zu der Hoffnung berechtigt, daß auch in China die „schwere Artillerie des Gedankens“ in naher Zukunft zur vollen Geltung kommen wird.

Die langsame Entwickelung der Presse in China hat verschiedene Ursachen. Im Vergleich zu dem Aufschwung, den das Zeitungswesen im benachbarten Japan seit der Restauration i. J. 1869 gemacht hat, wo Zeitungen noch immer wie Pilze über Nacht aufschießen, muß man diesen Fortschritt als schneckenartig bezeichnen. Der streng konservative Charakter der Chinesen hat natürlich viel dazu beigetragen, um einem schnellen Aufschwung hemmend entgegen zu wirken. Dann fällt aber auch die Thatsache schwer ins Gewicht, daß ein verhältnismäßig sehr geringer Bruchteil der Landeskinder des Lesens kundig ist. Es giebt glaubwürdige Gewährsmänner, die versichern, daß auf einen Chinesen, der lesen kann, wenigstens 30 bis 35 Analphabeten kommen. Wie uns bereits bekannt ist, trägt hieran die ungemein schwierige Schriftsprache die Schuld.

Eine weitere Ursache für das geringe Interesse, das der Chinese an der Entwickelung der Presse nimmt, muß darin gesucht werden, daß ihm nicht nur die Vorgänge außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes völlig gleichgültig sind, sondern sogar die Begebenheiten im Gebiete des Kaiserreiches, wenn er nicht persönlich durch sie berührt wird. Selbst die Beamtenwelt steht zum größeren Teil dem Zeitungswesen feindlich gegenüber. Denn die Mandarine wissen wohl, daß es keine Macht giebt, die die Mißgriffe in der Verwaltung wirksamer an den Pranger stellen könnte, als die Presse.

Trotzdem es in China keine Preßfreiheit giebt, vielmehr eine sehr strenge Zensur geübt wird, und die weitverzweigte Beamtenschaft alles aufwendet, um etwaige Versuche, ihre fast unumschränkte Macht einzuschränken, schon im Keime zu ersticken, so ist die Presse doch in der Lage, sich bis zu einem gewissen Grade frei zu äußern, weil die Mehrzahl der Zeitungen wirklich oder doch dem Namen nach das Eigentum von Ausländern ist, die als solche nicht gleich den Einheimischen der Beamtenwillkür unterliegen.*)

Die fremden Eigentümer der chinesischen Zeitungen haben diese ihre Ausnahmestellung häufig dazu benutzt, um auf die Fäulnis gewisser Landeseinrichtungen hinzuweisen und Reformen vorzuschlagen. Die Mandarine, die übrigens die eifrigsten Zeitungsleser im Reiche der Mitte sind, wissen daher

*) Die in China lebenden Ausländer erfreuen sich bekanntlich der Exterritorialität. Anstatt nach den Landesgesetzen bestraft zu werden, werden sie im Falle eines begangenen Vergehens vor ihr betreffendes Konsulargericht gestellt und von diesem abgeurteilt.

sehr wohl, daß die Presse unter Umständen eine gar gefährliche Waffe ist, die gegen sie gebraucht werden kann, und vor der sie sich in Acht nehmen müssen. Es liegt deshalb in ihrem Interesse, sie nach Möglichkeit zu unterdrücken. Auf den allerdings mißglückten Versuch, den die Kaiserin-Witwe im Jahre 1898 machte, die chinesischen Zeitungen in die Acht zu erklären, soll sogleich noch näher hingewiesen werden.

Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit zuerst dem Blatte zu, das, obgleich es in Wirklichkeit den Namen einer Zeitung nicht verdient, doch Jahrhunderte lang der einzige Stellvertreter der Presse in China gewesen ist, nämlich der „Pekinger Staatszeitung". Das Jahr ihrer Entstehung ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen, doch darf man annehmen, daß sie bereits vor der Mingdynastie, mithin im 14. Jahrhundert u. Ztr., vorhanden war. Diese Zeitung ist zweifellos das kuriosefte Preßerzeugnis, das die Welt je aufzuweisen gehabt hat und noch heute aufweist. Betrachtet man sie vom Standpunkte des Philosophen, so bietet sie dem Zeitungsleser des Abendlandes eine unerschöpfliche Quelle für Belehrung und Unterhaltung.

So spiegelt sich u. a. in der „Pekinger Staatszeitung" ein klares Bild des chinesischen Beamtentums ab. Wir finden Denkschriften der Provinzialmagnaten an den Thron, in denen die häuslichen Tugenden einer unbekannten Witwe oder Jungfrau rührend geschildert werden, für die um eine kaiserliche Anerkennung gebeten wird. Eine andere Denkschrift enthält Klagen eines Zensors zu Peking gegen einen bestechlichen und nachlässigen Beamten, auf dessen Bestrafung angetragen wird. Dann sehen wir Eingaben veröffentlicht, in denen dem Kaiser selbst Rat erteilt wird, und die er entweder allergnädigst anzunehmen geruht oder mit einem scharfen Verweise ablehnt. Ferner stoßen wir auf kurze Nachrichten z. B. daß der Kaiser am folgenden Tage opfern wird, oder daß irgend ein Beamter mit der Pfauenfeder ausgezeichnet worden ist u. dergl. m.

Alle diese Nachrichten erscheinen ohne irgend welchen Kommentar oder „Leitartikel". Der Thatbestand ist einfach verzeichnet, die Denkschriften und Edikte sind wörtlich wiedergegeben mit der knappen Bemerkung: „Kenntnis genommen" oder: „Gelesen" oder: „Achte dies!" — einer Art kaiserlicher Fußnoten, sodaß für eine etwaige Kritik oder Betrachtung kein Spielraum übrig bleibt. Der Posten eines Chefredaktörs an der „Pekinger Staatszeitung" ist demnach weder ein schwieriger, noch ein verantwortungsvoller.*)

*) Die Zeitung ist im Durchschnitt 10—12 Seiten stark. Das Papier hat eine bräunliche Farbe, ist etwa 8 Zoll lang und 4 Zoll breit und mit einem hellgelben Umschlage versehen. Gelb ist bekanntlich die kaiserliche Farbe. Das Ganze ist nach chinesischer Art gebunden d. h. zusammengeheftet. Jede Seite ist mittels roter Linien in sieben Kolumnen geteilt, von denen jede 14 Schriftzeichen, von oben bis unten gerechnet, enthält. Da alles, was der Kaiser sagt, allem anderen vorangehen muß, so erscheinen auch seine Antworten auf Denkschriften früher als diese selbst.

Es dürfte unmöglich sein, treffendere Schilderungen über China, die Chinesen selbst zu Verfassern haben, zu finden, als wir sie in dieser Zeitung niedergelegt sehen. Der Leser, der in ihr meisterhaft geschriebene, politische Abhandlungen, klare und ausführliche Berichte über Ereignisse oder Schilderungen des Thuns und Treibens der Chinesen zu finden hofft, wird sich allerdings getäuscht sehen, denn jene steifen, eigenartig abgefaßten Staatsurkunden werden ihm höchst uninteressant vorkommen. Aber sie haben einen großen Wert für den, der Thatsachen aus dem China, wie es wirklich ist, und nicht bloße Faseleien über China zu haben wünscht. Ihre große Bedeutung verdankt die Zeitung dem Umstande, daß sie ein Regierungsorgan ist. Die Verfasser, die die Beiträge liefern, gehören zu den gewandtesten Schriftstellern des Reiches. Denn sie sind entweder hohe Beamte, die ihre Stellung ihrer litterarischen Gewandtheit verdanken, oder sonst vorsichtig ausgewählte und für chinesische Verhältnisse sehr hoch besoldete Sekretäre.

Die „Pekinger Zeitung“ besteht aus drei Abteilungen. Die erste enthält Hofnachrichten, dann kommen die kaiserlichen Edikte des Tages und schließlich eine Reihe von Berichten und Denkschriften der verschiedenen Staatsbeamten an den Thron, die den Kern der Zeitung ausmachen. Alle diese Staatsschriften gelangen aus den Händen des Kaisers in die des Großen Rates. Hält dieser es für angezeigt, daß das eine oder das andere dieser Dokumente besser nicht der Öffentlichkeit übergeben werde, so verbietet er den Druck. Alle Urkunden, die sich für die Veröffentlichung eignen, werden abgeschrieben und der Redaktion der Staatszeitung übergeben, die übrigens nur ein Privatunternehmen ist. Die Redaktion trifft die Auswahl nach eigenem Gutdünken, doch wird sie hierbei von demselben Streben geleitet, wie die Herausgeber irgend einer anderen Zeitung, nämlich das ihr am interessantesten erscheinende auszuwählen. Von dem Rest hört man nichts weiter, er wandert wahrscheinlich in den Papierkorb.

Die „Pekinger Staatszeitung“ erscheint in zwei Ausgaben, in einer geschriebenen und einer gedruckten, und zwar täglich mit Ausnahme der hohen Festtage. In jener werden die Urkunden noch an demselben Tage veröffentlicht, an dem man sie der Redaktion überweist. Die gedruckte Ausgabe erscheint des durch die Drucklegung verursachten Verzuges halber erst einige Wochen später, jedoch mit dem Datum des Tages, an dem der Text abgefaßt ist.*) Da mit dem Abschreiben einer großen Zahl von Exemplaren viel Arbeit verbunden ist, so bringt die geschriebene Ausgabe nur die wichtigsten Sachen, während die gedruckte ausführlicher ist. Der Abonnements-

*) Das Druckverfahren erfolgt nach der alten chinesischen Weise. Die Schriftzeichen werden in Platten aus Weiden- oder Pappelholz eingeschnitten und dann einfach abgeklatscht.

preis für jene beträgt etwa 15 Mark für den Monat, für diese aber nur 50 Pfennige.

Die „Pekinger Zeitung" ist schließlich noch dadurch merkwürdig, daß sie keine Anzeigen enthält. Ihre Verbreitung muß aber trotzdem sehr bedeutend sein, denn das Blatt wird von allen höheren Beamten gelesen, und deren Zahl ist bekanntlich nicht gering.

Um den Stil und den Geist dieses chinesischen „Reichsanzeigers" besser kennen zu lernen, bringen wir einige Beispiele in wörtlicher Übersetzung.

Hofnachrichten: — Tao Mo, der neuernannte Gouverneur von Ost-Turkestan, ist in Peking angekommen und hat Audienz gehabt.

* *

Der Kaiser begiebt sich morgen früh 5 1/2 Uhr in die Tschungho-Halle des Palastes, um die für das Opfer vorbereiteten Gebettablette zu prüfen.

* *

Das Hofopferamt veröffentlicht die Liste der Prinzen der kaiserlichen Familie, die am 15. des 7. Monats an den östlichen und westlichen Kaisergräbern zu opfern haben.

* *

Morgen um 6 1/2 Uhr begiebt sich der Kaiser in die Tschienfu-Halle, um vor den Bildern der verstorbenen Kaiser zu opfern.

* *

Das Ceremonienamt bittet um Festsetzung eines Tages für die Vertauschung der Wintermützen mit den Sommermützen. Es wird dafür der 25. April bestimmt.

* *

Prinz Tsching dankt für die ihm gewährte Genehmigung, bei Wanschouschan wohnen zu dürfen. Fu Jun, Gouverneur von Schantung, dankt für den ihm verliehenen Rang des Präsidenten eines Ministeriums.

* *

Der Kaiser wird sich morgen früh nach Abhaltung von Audienzen und Erledigung von Regierungsgeschäften nach Wanschouschan begeben, um der Kaiserin Ex-Regentin einen Besuch abzustatten; darauf kehrt er nach Nanhai zurück.

* *

Der Kaiser wird morgen früh um 3 Uhr auf dem Altar des Himmels Opfer verrichten, darauf Audienzen abhalten und Regierungsgeschäfte erledigen, wozu er sich in den westlichen Garten begiebt, und wird dann nach Wanschouschan gehen.

* *

Der Kaiser begiebt sich morgen früh 9 Uhr, nachdem er Regierungsgeschäfte erledigt und Audienzen abgehalten hat, zunächst nach dem Jtungtang. Hier macht er einen kurzen Aufenthalt und setzt sodann seinen Weg nach dem vorläufigen Aufbahrungsorte der Leiche des 7. Prinzen in Yuanmingyuan fort; daselbst hält er Andacht ab und kehrt dann nach Nanhai zurück.

* *

Das Hofopferamt macht darauf aufmerksam, daß in der nächsten Zeit an folgenden Plätzen Staatsopfer abzuhalten sind:

vom Kaiser selbst:
am 9. September auf dem Altar der Gottheiten des Landes;
von Prinzen und anderen Angehörigen der kaiserlichen Familie:
am 5. September im Tempel des Gottes der Litteratur,
„ 8. „ „ „ „ Confucius,
„ 15. „ „ „ „ Drachengottes,
„ 15. „ „ „ „ Flußgottes,
„ 16. „ „ „ „ Kriegsgottes,
„ 23. „ auf dem Altar des Mondes.

* *

Edikte: — Die Nachprüfung der Gelehrten, die das 3. Examen bestanden haben, wird am 22. Mai stattfinden, die Audienz der zehn Besten am 25. Mai, die Prüfung zur Aufnahme in die Hanlinakademie am 29. Mai in der Paoho-Halle des Palastes.

* *

Kang I, bisher Gouverneur von Kiangsu, wird in gleicher Eigenschaft nach Kuangtung, Kueitschün, bisher Gouverneur von Schansi, in gleicher Eigenschaft nach Kiangsu versetzt; Akotaohün, bisher Schatzmeister von Anhui, wird zum Gouverneur von Schansi ernannt.

* *

Der Präsident Sung Sen, dessen Vergehen eigentlich mit Herabsetzung im Range um drei Stufen und Strafversetzung hätte geahndet werden müssen, wird aus besonderer Gnade mit Entziehung seiner Rangabzeichen bestraft und in seinem Amte belassen.

* *

Da seit Eintritt des Winters kein Schnee in Peking gefallen war, so hatte sich der Kaiser mehrmals persönlich in die Takaotien begeben und Weihrauch verbrannt, und auch durch Prinzen seines Hauses Weihrauch verbrennen und um Schnee beten lassen. Da nun jetzt der Himmel die Gebete erhört und die Gefilde durch einen herrlichen Schneefall gesegnet hat, so wird sich der Kaiser, um seinen innigen, tief gefühlten Dank zum Ausdruck zu bringen, am 13. Januar eigens in die Takaotien begeben und Weihrauch opfern, und an demselben Tage durch Prinzen des Kaiserlichen Hauses in den vier Tempeln des Regens, Windes, Blitzes und der Wolken Weihrauch darbringen lassen. Er hofft, die Götter werden auch ferner den Bitten um feuchte Niederschläge Gehör schenken, damit des Landmanns Hoffnungen in Erfüllung gehen.

* *

Auf Antrag des Generalgouverneurs der beiden Kiang, Liu Kun I, werden folgende Bestrafungen ausgesprochen. Der charakterisierte General Huang Jui Lang wird, weil er nicht verstanden hat, die Disziplin unter den ihm untergebenen Soldaten aufrecht zu erhalten, zum Oberst degradiert, soll aber behufs weiterer Verwendung in Nanking verbleiben. Ferner wird der Bezirksmagistrat von Yukaohsien, Lo Tschiung Tschang, weil er einen Todesfall in seiner Familie nicht rechtzeitig gemeldet und dadurch den Dienst geschädigt hat, abgesetzt.

* *

Soeben ist die tief betrübende Kunde von dem Dahinscheiden eines Unserer bewährtesten und eifrigsten Beamten, des früheren Großsekretärs Yen Tsching Ming, früheren Mitglieds des Tsungli Yamen, zu Uns gedrungen. Um das Andenken Unseres alten Ministers zu ehren, verleihen Wir ihm hiermit, zum Zeichen Unserer ganz

besonderen Huld, den posthumen Ehrentitel: „Jüngerer Erzieher des Kronprinzen" und verordnen, daß alle seine schlechten Noten getilgt und ihm die einem Großsekretär zukommenden Totenehren erwiesen werden, worüber die betr. Behörde berichten möge.

* *

Li Hung Tschang und Tschang Yao haben über die von ihnen gemeinschaftlich abgehaltene Inspizierung der Flotte und Häfen, sowie die Prüfung der nunmehr beendeten Verteidigungsanlagen und Hafenbauten Bericht erstattet. Wir haben ersehen, daß die beiden Berichterstatter bei Gelegenheit des Besuches von Port Arthur und der anderen Plätze die Kriegsdampfer der nördlichen und der südlichen Flotte zu gemeinsamen Übungen vereinigt und auch die Garnisonen der von ihnen berührten Plätze nach einander besichtigt haben. Sie haben gefunden, daß überall ein hoher Grad der Ausbildung erreicht ist und daß sowohl die Verteidigungswerke wie die Hafenanlagen an allen Plätzen gut und dauerhaft ausgeführt worden sind.

Die große Hingebung, mit der Li Hung Tschang in jahrelanger Arbeit dahin gewirkt hat, daß die ursprünglichen Pläne ihrer Vollendung entgegengeführt worden sind, verdient Unsere hohe Anerkennung; das Ministerium hat eine außerordentliche Auszeichnung für ihn in Vorschlag zu bringen. Auch für Tschang Yao, der ihm bei den Arbeiten mit seinem Rat zur Seite gestanden, hat das Ministerium eine (gewöhnliche) Auszeichnung in Vorschlag zu bringen. Ebenso ist eine Liste der verschiedenen Befehlshaber höheren und niederen Grades, die sich bei der Ausbildung ihrer Untergebenen, wie bei Erbauung der Verteidigungswerke und Dockanlagen Verdienste erworben haben, zur Verleihung von Auszeichnungen einzureichen, damit zu neuem Streben angeeifert werde.

Bei der großen Wichtigkeit der Kriegshäfen ist es unbedingt nötig, ihrer weiteren Entwickelung auch fernerhin die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Li Hung Tschang und Tschang Yao haben auf diesen Gegenstand auch in Zukunft ihre Sorgfalt zu verwenden und müssen die ihnen unterstellten Befehlshaber anweisen, mit Gewissenhaftigkeit ihre Pflicht zu erfüllen, damit dem jetzt Vorhandenen eine lange Dauer gesichert werde und der Zustand der Häfen sich stetig hebe.

Die in einer besonderen Eingabe beantragte Anlage von Befestigungswerken bei Kiautschou und Yentai (Tschifu) wird hiermit genehmigt. — Kaiserliches Edikt: „Den betreffenden Ministerien zur Kenntnisnahme."

* *

Nachruf für den verstorbenen Gouverneur von Schantung, Tschang Yao:

Der Verstorbene war von aufrichtig treuer Gesinnung und ein tapferer Mann; er hat sich wiederholt bedeutende Verdienste um sein Vaterland erworben. In der Regierungszeit Hsien Fung trat er von seiner Stellung als Bezirksmagistrat in die Armee über, gründete die Sungwu-Truppe und focht mit Erfolg in den Provinzen Honan, Anhui, Hupe und Tschili gegen die Taiping- und Nienfei-Rebellen. In der Regierungszeit Tung Tschi kämpfte er dann gegen die mohamedanischen Rebellen in Kansu und außerhalb der großen Mauer, griff sie in ihren Schlupfwinkeln an und ergriff ihre Anführer. Seine bedeutenden kriegerischen Verdienste wurden wiederholt durch Unsere erhabenen Vorgänger anerkannt und ihm der 7. Adelsrang sowie die zweiäugige Pfauenfeder verliehen, auch wurde er zum Provinzialschatzmeister ernannt. Doch vertauschte er diesen Titel mit der Stellung eines Brigadegenerals, von dem er zum kommandierenden General (Titu) befördert wurde. Nachdem Wir den Thron Unserer Vorfahren bestiegen hatten, verliehen Wir ihm als Anerkennung für die Herstellung

der Ruhe in den mohamedanischen Gebietsteilen den 6. Adelsrang mit dem Zusatz, daß, wenn nach drei Generationen der Titel erlischt, noch für eine weitere Generation der Titel Yün Tschi Yü (8. Adelsrang) geführt werden soll. Später wurde Tschang Yao zum Gouverneur von Kuangsi ernannt und erhielt den Charakter als Präsident eines Ministeriums.

Nachdem er mit dem Posten eines Gouverneurs von Schantung betraut worden war, hat er sich bei den Strombauten am Hoangho von neuem große Verdienste erworben; er nahm wiederholt am Stromufer selbst Wohnung und war unablässig bemüht, seine Untergebenen zu beaufsichtigen und anzuleiten und Schutzmaßregeln gegen Überschwemmungen zu treffen. Auch durch Ihre Majestät die Kaiserin Exregentin ist er verschiedene Male geehrt worden, so durch die Ernennung zum Mitglied des Admiralitätsamtes und durch die Verleihung des Titels als „jüngerer Beschützer des Thronerben“. Wir hofften, daß er sich eines hohen Alters erfreuen würde und uns seine Dienste noch lange erhalten bleiben würden. Nachdem wir ihm erst vor einigen Tagen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gewährt hatten, ist plötzlich die Nachricht von seinem Tode eingetroffen, und Wir sind durch sie in tiefe Trauer versetzt worden.

Tschang Yao erhält nachträglich den Titel als „älterer Beschützer des Thronerben“, sein Tablett ist in den Tempel für verdiente Staatsmänner in Peking aufzunehmen, außerdem sollen ihm an den Orten, wo er sich besondere Verdienste erworben hat, Tempel errichtet werden. Sein Lebenslauf, namentlich seine kriegerischen Thaten, sind im kaiserlichen Historiographenamt zusammenzustellen und das Ceremonien-Ministerium hat einen posthumen Ehrentitel für ihn zu bestimmen. Zur Bestreitung der Begräbniskosten werden 1000 Taels, die aus den Kassen der Provinzialregierung zu entnehmen sind, bewilligt. Tschang Yao ist mit den einem Generalgouverneur zustehenden Ehren zu begraben; alle bei seinen Lebzeiten verwirkten Strafen werden ihm in Gnaden erlassen. Bezüglich weiterer, ihm zustehender posthumer Ehren hat die betreffende Behörde zu berichten, die Lokalbehörden haben den Transport seines Sarges nach der Heimat (Peking) zu überwachen.

Es folgen Bestimmungen über Beförderung usw. von drei Söhnen und einem Enkel.

* *

Berichte: — Der Generaldirektor des Gelben Flusses, Hsü Tschen J, berichtet, daß das Hochwasser des Hoangho in der Mitte des Monats Juli eingetreten ist und an den in der Provinz Honan befindlichen Dämmen keinen ernsteren Schaden angerichtet hat. — Edikt: „Kenntnis genommen.“

* *

Kang J, Gouverneur von Kiangsu, meldet, daß von der Wintersendung Tributreis der zweite Transport = 90 264 Picul auf 40 Dschunken am 8. März, und der dritte und letzte Transport 61 598 Picul auf 29 Dschunken am 13. März zur Versendung gelangt sind. Auf den Dampfern der „China Merchants“ werden im ganzen 381 000 Picul befördert, wovon 204 200 Picul bereits abgegangen sind und der Rest sogleich nachfolgen soll. — Edikt: „Dem Finanzministerium zur Kenntnis.“

* *

Ma Pei Yao, Gouverneur von Kuangsi, beantragt für den Tempel des Drachengottes und den Tempel des Gottes des Feuers in Tschintschau je eine Danktafel. Im

ersteren Tempel sind zur Erlangung von Regen Gebete abgehalten worden und haben sich wirksam erwiesen, während in dem zweiten um Einhalt des Regens gebeten wurde, nachdem dieser in zu großer Menge herabgekommen war. Auch diese Gebete fanden, ersichtlich durch den Beistand der Gottheit, Erhörung. — Edikt: „Es ist schon früher angeordnet worden, daß Anträge auf Verleihung von Danktafeln an Tempel vierteljährlich gesammelt werden sollen."

* *

Eingabe des kaiserlichen Residenten in Urga, An Te: — Der Schang Tschodba (Unterbeamter des in Urga residierenden lamaistischen Kardinals) Ta Schi Torhtschi, war angeklagt worden, daß er unrechtmäßige Steuern in Höhe von 7000 Taels jährlich erhöbe, und mit einem mongolischen Freudenmädchen, Yü Mu Tschelin, zusammen gelebt habe. Der Berichterstatter hatte die Weisung erhalten, den Sachverhalt zu untersuchen und hat festgestellt, daß die Anklagen unbegründet sind. Mit den täglich von dem Kardinal für das Wohl des Kaisers abzuhaltenden Gebeten sind große Ausgaben verbunden, auch verursachen die jährlich an den Dalai Llama und den Panschen Erdeni Llama nach Tibet zu sendenden Geschenke große Kosten, sodaß es notwendig war, die erforderlichen Geldmittel von Kaufleuten zu borgen. Die mongolischen Häuptlinge und Ober-Llamas der Klöster hatten sich bereit erklärt, zur Abzahlung dieser Schulden in zwei Jahren von ihren Untergebenen über 150000 Taels zu erheben und an die Finanzverwaltung in Urga abzuführen. Auch die Anklage bezüglich des mongolischen Freudenmädchens hat sich als unbegründet erwiesen; kein weibliches Wesen wohnt mit dem Angeschuldigten zusammen. Dieser ist, nachdem seine Unschuld erwiesen worden ist, wieder in sein Amt als Schang Tschodba eingesetzt worden. — Edikt: „Den betreffenden Behörden zur Kenntnisnahme."

* *

Bericht des Generaldirektors des Gelben Flusses, Hsü Tschen Wei:

In der Nacht des 30. Januar wurde bei Gelegenheit der Verstopfung eines Dammbruches bei der Stadt Hsiangfu in der Provinz Honan der Dammverschluß vom Wasser fortgerissen. Dabei stürzten Wang Mei, der mit der Aufsicht über die vordere Abteilung des südlichen Teiles des Flußunterlaufs betraute Unterpräfekt, sowie einige Arbeiter und Aufseher mit dem Holzdamm zugleich ins Wasser und fanden einen gemeinsamen Tod. Damals wurde die Leiche des Wang Mei gesehen, wie sie oben auf dem Damme, eine Lampe im Munde haltend, die durch den Wind und Schnee hindurch glänzend schimmerte, weit in die Ferne hintrieb, bis sie trotz aller Anstrengung der Augen nicht mehr zu sehen war. Die Augenzeugen erklärten dies sämtlich für ein Wunder. Auf eine diesbezügliche Eingabe des kaiserlichen Kommissars zur Oberaufsicht über die Flußarbeiten, Großsekretärs Wang Ting, und seiner Kollegen erging ein kaiserliches Edikt, wonach die Angelegenheit dem Ministerium überwiesen wurde, damit dem Verstorbenen dieselben posthumen Ehren zu teil würden wie einem in der Schlacht gefallenen Offizier. Ferner wurden Gelder für Opfer und zu den Beerdigungsfeierlichkeiten gewährt, sowie gestattet, daß ihm Opfer in dem zu Ehren treuer Reichsbeamter errichteten Tempel dargebracht würden; auch wurde ihm der achte erbliche Adelsrang verliehen.

So oft nach dieser Zeit wichtige und gefährliche Arbeiten am Flusse vorzunehmen waren, erschien ein Geist in Gestalt einer Schlange, der wiederholt Wunder verrichtete und der vorher nie gesehen worden war. Selbst die allerältesten Leute, sowohl Soldaten wie Arbeiter, erklärten auf Befragen, daß sie diese Schlange nicht kennten. Überall da,

wo dieser Geist vorüberkam, sah man Nachts zwei Laternen als Wegweiser vor ihm schwimmen. Man konnte ihn daher mit den Blicken verfolgen, aber nicht körperlich erreichen. Nach dem, was vorangegangen war, wußte man, daß dies der verstorbene Wang Mei sein mußte, der, in einen Geist verwandelt, Wunder verrichtete. Man holte hierauf den Geist feierlich in ein für ihn hergerichtetes Zelt ein, wo Beamte und Bevölkerung zu ihm beteten; dabei formte sich der Rauch des ihm zu Ehren angezündeten Weihrauchs zu dem Schriftzeichen „wang" zum Zeichen, daß die Angaben über diesen Geist nicht unbegründet waren.*)

Nach dieser Zeit verrichtete der Geist noch in größerem Maße Wunder. Wenn bei Sturm und Regen die Soldaten und Arbeiter in äußerster Gefahr schwebten und gegen die Unbilden des Wetters doch nicht ankämpfen konnten, dann konnte man immer des wunderwirkenden Eingreifens des Geistes gewiß sein, der entweder oben auf einem Damm zusammengerollt lag oder am Rande eines Deiches hingestreckt war und den Kopf emporhielt. Dann legten sich jedesmal Sturm und Regen, und die starke Strömung suchte sich einen anderen Weg, sodaß jede Gefahr beseitigt war. Während der Frühjahrs- und Herbstflut in diesem Jahre, wo der Fluß stark anschwoll, verging fast kein einziger Tag, wo der Geist sich nicht am Orte der Arbeiten gezeigt hätte, so daß allenthalben Sicherheit herrschte. Von diesem Eingreifen der Wunderkraft des Geistes haben sich alle Anwesenden durch Augenschein überzeugt.

Es liegt mir jetzt ein Bericht hierüber vor von dem Unterpräfekten der sieben Unterpräfekturen, in die der südliche Unterlauf des Gelben Flusses eingeteilt ist, und seinen Kollegen, wonach einige dortige Notabeln, nämlich drei Kompilatoren in der Reichsakademie, gemeinschaftlich gebeten haben, die Errichtung eines Tempels für den Wang Mei zu beantragen. Nun ergeben die Akten, daß, nachdem Wang Jen Fu, Unterpräfekt des Gelben Flusses, im September 1867 bei Ausführung gefährlicher Arbeiten ins Wasser gefallen und ertrunken war, er sich darnach in einen Geist verwandelte und Wunder verrichtete, worauf ihm auf Antrag des damaligen Generaldirektors der posthume Ehrentitel eines Generals verliehen wurde.

Die Umstände, unter denen Wang Mei nun seinen bedauerlichen Tod fand, seine Verwandlung nach dem Tode in einen Geist und der von ihm als solcher geleistete Beistand entsprechen ganz den Umständen des Falles Wang Jen Fu, und seine Verdienste stehen wahrlich nicht denen dieses Mannes nach. Er hat durch die Abwehr von Unheil der Bevölkerung große Dienste geleistet, und ich fühle mich daher veranlaßt, zu beantragen, daß auch dem Wang Mei der posthume Ehrentitel eines Generals verliehen werde, um dadurch seinen übernatürlichen Beistand zu belohnen und die Wünsche der Bevölkerung zu befriedigen. — Reskript: Dem Ministerium für die Riten zur Berichterstattung.

* * *

Wir kommen jetzt zu den chinesischen Zeitungen, die nach dem Muster europäischer Blätter ins Leben gerufen worden sind. An der Spitze steht die „Schunpau" d. h. Shanghai-Zeitung. Sie ist nicht nur der Nestor der chinesischen Landespresse, sondern auch das gediegenste und gelesenste Blatt Chinas. Die „Schunpau", seit vielen Jahren von einem Macao-Portugiesen

*) Das Zeichen bildete den Familiennamen des Wang Mei.

redigiert, stammt aus dem Jahre 1870, und zwar war ein Engländer der Begründer und Eigentümer. Zur Zeit ihres ersten Erscheinens erregte sie großes Aufsehen unter der bezopften Beamtenwelt. Halb mit Furcht, halb mit Bewunderung lasen die Mandarine die recht frei ausgesprochenen Ansichten über Regierungsangelegenheiten, während es anderseits eine willkommene Neuerung war, daß das Blatt auch Tagesneuigkeiten aus China und dem Abendlande brachte. Der Erfolg der ersten chinesischen Zeitung war ein durchschlagender; schon nach einigen Jahren war der tägliche Absatz auf 10000 Exemplare gestiegen.

Trotzdem hat die „Schunpau", ungeachtet aller seitdem eingeführten Neuerungen und Verbesserungen, ihren Leserkreis nicht derart vergrößert, wie man hätte annehmen sollen. Ihr Umsatz soll gegenwärtig etwa 25000 Exemplare täglich nicht übersteigen, was für das leitende Blatt eines 400 Millionenvolkes allerdings eine verschwindend kleine Zahl ist, namentlich wenn man dazu noch den billigen Preis, 10 Käsch, also 2 Pfennige, für die Nummer in Betracht zieht. Die geistige Schlaffheit und Gleichgültigkeit gegen alles, was sich innerhalb und außerhalb Chinas ereignet, zeigt sich aber eben in dieser Thatsache. Man findet Straßen in Shanghai, in denen das Blatt mitunter nur ein paar Abnehmer hat. Nachdem diese die Zeitung gelesen haben, wandert sie von Haus zu Haus, und da ereignet es sich denn nicht selten, daß Tage vergehen, ehe der am Ende einer Straße wohnende Mitleser die Zeitung zu Gesicht bekommt, woran er aber nicht im geringsten Anstoß zu nehmen scheint.

Das zunächst am meisten gelesene Blatt ist wohl die „Hupau", die ebenfalls in Shanghai im Jahre 1881 gegründet ist. Das Blatt wird ähnlich wie die „Schunpau" redigiert und ist ebenfalls Eigentum eines Engländers. Es kostet nur 8 Käsch für die Nummer. Namentlich stark vermehrt haben sich in Shanghai die chinesischen Zeitungen seit dem Jahre 1898. Anlaß hierzu gab das unerschrockene und auffallende Vorgehen der Reformpartei zu Peking unter der angeblichen Leitung Kaiser Kuang Hsüs. Einige dieser Blätter sprachen sich in enthusiastischer Weise über das Vorgehen von allerhöchster Seite aus, so daß die Kaiserin-Witwe nach ihrem Staatsstreich im September 1898 jene Zeitungen, die ausschließlich von Chinesen redigiert wurden, aufzuheben befahl. Der Versuch mißlang aber, denn die Chinesen übertrugen die Blätter dem Namen nach an Ausländer. Seitdem haben die Zeitungen, die verschiedene Interessen vertreten, bedeutend zugenommen.

Außer in Shanghai giebt es chinesische Zeitungen auch noch in Tientsin, Hankau, Futschau, Canton usw. Auch illustrierte Blätter findet man. An der Spitze dieser steht die 1885 in Shanghai gegründete „Tien Schi Tschai". Sie erscheint dreimal im Monat und das Exemplar kostet etwa 10 Pfennige. Die nach chinesischem Stil ausgeführten Bilder stellen teils einheimische, teils fremdländische Scenen dar; der Text behandelt sowohl

chinesische wie fremde Angelegenheiten. Auch von mehreren Missionsgesellschaften werden illustrierte Blätter herausgegeben; der Text ist meist darauf gerichtet, Kenntnisse vom Auslande unter den Landeskindern zu verbreiten, dabei wird aber auch die christliche Lehre stark berücksichtigt.

Eine Schilderung der Presse Chinas wäre unvollständig, wenn wir nicht des Anzeigenteils, ohne den man sich ja eine Zeitung nicht denken kann, gedächten. Obgleich die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß man aus den Anzeigen, die ein Blatt enthält, auch auf den Charakter einer Nation schließen kann, nicht stichhaltig ist, so wird man doch zugeben müssen, daß die Anzeigen ein Licht auf manche Gebiete des sittlichen Lebens, der Gewohnheiten und Gebräuche, auch auf die Neigungen eines Volkes werfen.

Eine Zergliederung des Anzeigenteils ergiebt bei der leitenden chinesischen Zeitung Shanghais im Durchschnitt etwa folgenden Prozentsatz: Arzeneien und Ärzte 30%, Lotterien 16%, allgemeine Handelsanzeigen 15%, neue Bücher oder neue Auflagen alter 13%, Versteigerungsanzeigen 6%, Schiffsanzeigen 3%, Vermietung oder Verkauf von Häusern 2%, chinesische Theater und Tingeltangel 2%, verlorene oder gestohlene Gegenstände 2%, Anzeigen verschiedener Art 11%. Von diesen Anzeigen wird allerdings ein guter Bruchteil von europäischen Firmen geliefert. Auch die von den Engländern so treffend bezeichnete „agony column“, die Seelenangstspalte, in der nicht allzuselten ein Chinese seine entlaufene Lieblingskonkubine als „verloren, verlaufen oder gestohlen“ anzeigt, kennt man in den einheimischen Zeitungen. Bis zum Stelldicheininserat oder der Aufforderung, daß die Geliebte die postlagernden Herzensergüsse ihres Amoroso abholen soll, ist der Zopfträger allerdings noch nicht gekommen.

Schon heute läßt sich erkennen, daß der Einfluß, den die Presse einst auf die Entwickelung der chinesischen Nation auszuüben bestimmt ist, von nicht zu unterschätzender Tragweite sein wird. Schon jetzt finden wir Beweise dafür, daß die Zeitungen gelegentlich im stande sind, einen großen Druck auf die Handlungsweise der höheren Beamten und auf die Regierung geltend zu machen. Die Art und Weise, wie Tagesneuigkeiten den Lesern vorgeführt, Begebenheiten besprochen und hervorragende Männer beurteilt werden, ist allerdings noch sehr roh und läßt manches zu wünschen übrig. Aber kein Meister fällt vom Himmel, und China wird sich, wie jede andere Nation dies gethan hat, allmählich seine Journalisten heranbilden müssen.

Vieles thut demnach noch not, ehe das Land des Zopfes eine ihm gebührende Presse wird aufweisen können. Hierzu gehören weiterhin Mittel zu regelmäßiger und schneller Verteilung. Diese können ohne Eisenbahnen und einen vollkommenen Postdienst nicht geschafft werden. Ferner ist der chinesische Stab einer Zeitung außerordentlich leicht zu bestechen. Daher fällt es Personen, die an der Veröffentlichung oder Unterdrückung gewisser Thatsachen ein Interesse haben, nicht schwer, die Journalisten für sich zu

gewinnen. Die Beseitigung dieses Fleckens, der der chinesischen Presse anhaftet, erfordert eine Herkulesarbeit. Ihre Reform ist aber für die Civilisation und die Wohlfahrt des chinesischen Volkes von höchster Wichtigkeit. Denn durch eine gut organisierte Zeitungspresse könnte man im Reiche der Mitte vielen Millionen predigen. Die Stunde hierfür ist jedenfalls gekommen, wo aber ist der Mann?



Der Glockenthurm zu Peking.



Ein Gelehrter.

Neunzehntes Kapitel.

Erfindungen und Wissenschaften.

Erfindungen: 1. Kompaß; 2. Buchdruckerkunst; 3. Schießpulver und Schießwaffen. — Die Sternkunde. — Die kaiserliche Akademie zu Peking. — Die Heilwissenschaft. — Arzeneien. — Die Krankheiten der Chinesen.

Erfindungen.

I. Der Kompaß.

Die Erfindung des untrüglichen Wegweisers auf den pfadlosen Weltenmeeren, des Kompasses, muß zweifelsohne den Chinesen zugeschrieben werden. Sicheren Quellen zufolge kannten sie die Magnetnadel vor mehr als 2000 Jahren, also viele Jahrhunderte früher als wir Europäer.*) Die Legende

*) Über die Zeit der Einführung des Kompasses in Europa ist man sich noch immer nicht im klaren. Unrichtig ist die häufig vorgebrachte Annahme, daß der bekannte Venezianer Marco Polo die Magnetnadel nach seiner Rückkehr von China, demnach am Ende des 13. Jahrhunderts, nach Europa gebracht habe, ebenso die, daß ein Italiener Namens Fladio Gioja den Kompaß im Jahre 1362 erfunden haben soll.

versucht allerdings die Erfindung in das 12. Jahrhundert v. Chr. zu verlegen. Die Ehre wird einem Fürsten der Tschaudynastie zugeschrieben, während sie nach anderen Gewährsmännern einem bekannten Philosophen des 9. Jahrhunderts v. Chr. zukommen soll.

Als erwiesen darf angenommen werden, daß die Chinesen Instrumente zur Zeit der Weidynastie (222—239 n. Chr.) verfertigt haben, die den Zweck hatten, die südliche Richtung zu bestimmen. Den Magneten fand man vornehmlich in den Provinzen Schansi und Honan, und die Magnetnadel wurde ursprünglich ausschließlich dazu benutzt, um Landreisenden bei der Auffindung der Wegrichtung behülflich zu sein. So wurden z. B. für den kaiserlichen Gebrauch besondere Wagen gebaut, die man „nach Süden weisende Wagen" nannte, und von denen einer stets den kaiserlichen Zug begleitete, wenn der Landesfürst sich auf Reisen begab. Auch bedienten sich Personen, die größere Reisen in Sänften unternahmen, des „nach Süden zeigenden" Instruments, eine Gewohnheit, die übrigens bis auf den heutigen Tag in China fortbesteht.*)

Auf Fahrzeugen ist der Kompaß sicherlich schon im 4. Jahrhundert n. Chr. in Anwendung gekommen. Da aber chinesische Dschunken schon im 3. Jahrhundert v. Chr. Reisen nach Japan unternahmen, so darf man auch wohl annehmen, daß die Schiffsführer schon damals mit „nach Süden zeigenden" Instrumenten ausgerüstet waren. So unternahm u. a. ein buddhistischer Priester namens Fu Hien zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. eine Reise von China nach Ceylon in einer Dschunke, um dort die heiligen Stätten zu besuchen. Er kehrte im Jahre 417 nach China zurück, und man darf wohl annehmen, daß der Weg übers Meer mit Hülfe der Magnetnadel gefunden wurde.

Ganz bestimmte Nachricht über den Gebrauch des Kompasses auf chinesischen Fahrzeugen finden wir in dem Tagebuche des kaiserlichen Gesandten Sü King, der im Jahre 1122 n. Chr. nach Korea in einer Sondermission

Die bis jetzt aufgefundene älteste schriftliche Nachricht über die Magnetnadel in Europa stammt aus dem Jahre 1170. Sie findet sich in einem satirischen Gedicht, betitelt „La Bible", das 1190 von Guiot de Provence verfaßt worden ist. In dieser Satire wird der Papst aufgefordert, nicht wankelmütig, sondern standhaft wie der Polarstern und die Magnetnadel zu sein.

*) Man vergleiche, was S. 353 über die chinesische Art, die Himmelsrichtungen zu benennen, gesagt worden ist. Ferner ist uns auch bereits bekannt, daß die Magnetnadel in der Erdwahrsagerei der Landeskinder eine sehr wichtige Rolle spielt. Sie dient z. B. dazu, die Lage des Sarges auf einer Grabstätte zu bestimmen und ihr „Fengschui" zu ermitteln. Die in den Straßen chinesischer Städte zahlreich zum Verkauf angebotenen Kompasse sind nicht die von Seeleuten gebrauchten, sondern die des Erdwahrsagers. Sie enthalten auf ihrem oberen Teile die Elemente ihrer geheimen Kunst in kleinen Wortzeichen, die die Namen der Zeichen des Tierkreises u. dergl. m. angeben und die von konzentrischen Kreisen umringt sind.

geschickt wurde. Er ging von der damaligen Reichshauptstadt Kaifeng Fu nach Ningpo, und von dort auf dem Seewege nach Korea. Sü King beschreibt in seinem Berichte die an Bord benutzte Magnetnadel als eine „schwimmende". Sie war damals ausschließlich auf Schiffen in Gebrauch, um durch sie die Nord-Südlinie zu bestimmen, wenn man die Sterne nicht sehen konnte. Sah man diese, so wurde das Schiff, wie Sü King mitteilt, meist nach den Sternen gesteuert. Die chinesischen Seefahrer bedienten sich des Wasserkompasses wohl deshalb, weil er leichter herzustellen war; die Nadel schwamm einfach in der Flüssigkeit. Als die japanischen Seeräuber im 16. Jahrhundert die chinesische Küste häufig unsicher machten, fanden die Chinesen, daß deren Fahrzeuge sich eines „trockenen" Kompasses bedienten, dessen Nadel auf einem Zapfen ruhte. Sie erkannten sehr wohl den Vorzug dieses Instrumentes und führten die japanische Windrose allgemein ein.

Der chinesische Kompaß ist in Wirklichkeit ein Azimutinstrument, da man ihn dazu gebrauchen kann, um die Position zu einer bestimmten Zeit annähernd richtig zu bestimmen. Im Gegensatz zu den 32 Strichen unserer Windrose hat die chinesische nur 24 Striche. In der in der Mitte des hölzernen Kompaßblattes befindlichen kreisrunden Aushöhlung schwingt auf einem etwa einen Zoll langen Zapfen die Nadel.

Bekanntlich unterhielten die Araber schon im 10. Jahrhundert einen regen Schiffahrtsverkehr mit China. Der Kompaß war zu jener Zeit bereits so allgemein in Gebrauch auf chinesischen Fahrzeugen, daß die Araber ihn bemerkt haben müssen. Die Kenntnis der Windrose ist demnach aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Araber nach dem Abendlande gebracht worden, und zwar zur Zeit des ersten Kreuzzuges.*)

II. Die Buchdruckerkunst.

Auch der Name des chinesischen „Gutenberg" ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Einheimische Gelehrte sind vielfach der Ansicht, daß die Schriften der Klassiker, die ja den Grundstein für einen großen Teil der chinesischen Litteratur bilden, den ersten Anstoß zum Buchdruck gegeben haben. Im Jahre 177 n. Chr. wurden die Texte in Stein gemeißelt, von dem man durch Abklatschen sich Abzüge verschaffte. Der chinesische Buchdruck d. h. die Kunst, Schrifttexte in Holzplatten zu schneiden, war jedenfalls im 4. Jahrhundert n. Chr. bekannt, doch scheint man von der Erfindung vor dem 10. Jahrhundert Anwendung in bedeutenderem Umfange nicht gemacht zu haben.

---

*) Die Chinesen haben übrigens die Inklination der Magnetnadel wenigstens fünf Jahrhunderte eher als wir beobachtet. Columbus war bekanntlich einer der ersten Seefahrer, dem die Variation des Kompasses auf seiner Entdeckungsreise nach Amerika auffiel.

Während der Tangdynastie (618 bis 907) nahmen die Wissenschaften einen großen Aufschwung. Diese Periode ist mit Recht mit dem „Zeitalter des Augustus" verglichen worden. Im ganzen Reiche wurden Schulen eingerichtet, um das Wissen zu fördern. Die Verbreitung des buddhistischen und taoistischen Klosterwesens machte aber auch die Beschaffung von Liturgiebüchern für den Gebrauch der Mönche notwendig. Dies waren denn wohl die hauptsächlichsten Anstöße für die damals erfolgte Verallgemeinerung des Buchdrucks.

Der erste bedeutende Förderer der Buchdruckerkunst in China war Feng Ying Wang. Er riet im Jahre 905 n. Chr. dem letzten Kaiser der Tangdynastie an, die confucianischen Klassiker in Holzplatten schneiden zu lassen. Von diesem Zeitpunkte an verbreitete sich die Kunst sehr schnell. Im Jahre 974 wurden bereits sämtliche Klassiker gedruckt zum Verkauf angeboten. Sie erschienen zuerst in großem Format, worauf bald Ausgaben in handlichem Format folgten, die man in den Kleidertaschen mit sich führen konnte.

Während der Sungdynastie (960 bis 1280) kam man bereits auf den Gedanken, mit beweglichen, aus Kupfer und Blei hergestellten Typen zu drucken. Da aber dies Verfahren zu vielen Fehlern führte, so zog man Holzplatten, in die die Wortzeichen eingeschnitten wurden, vor. Auch wurde Papier versuchsweise aus Baumwolle hergestellt, aber nur für kurze Zeit, da es zu kostspielig war, um allgemeine Verbreitung finden zu können.*)

---

*) Die Chinesen nehmen die Erfindung des Papiers für sich in Anspruch, obgleich dies von manchen Sinologen bestritten worden ist. Sie wird einem gewissen Tsai Lun, der während der Regierung Ho Tis (89—105 n. Chr.) lebte, zugeschrieben. Das Papier wird auf verschiedene Art und Weise hergestellt. Als Material dienen Hanf, junge Bambusschößlinge, Maulbeerbaumrinde, Rotang, Seealgen, Reis- und Weizenstroh, Seidencocons, die Rinde der „Broussonetia papyrifera" u. dergl. m. Vornehmlich wird Papier aber aus der Bambusstaude (Bambusa arundinaria) bereitet, weshalb die Industrie namentlich in Mittel- und Südchina blüht. Anfang Juni werden die jungen Bambusschößlinge in etwa Mannslänge abgeschnitten und in eine mit Wasser gefüllte Grube gelegt. Nachdem sie dort etwa drei Monate lang eingeweicht worden sind, werden sie herausgenommen und mit einem hölzernen Hammer geschlagen, bis sich die grüne Rinde ablöst. Die Fasern kommen in ein mit Leimwasser gefülltes Holzgefäß. Dies wird in einen metallnen Topf gesetzt, der über einem Feuer steht, und in ihm kochen die Fasern ohne Unterbrechung eine Woche lang.

Die Fibern werden nunmehr in einen großen Mörser gethan und zu einer breiartigen Masse zerstampft, die in einen Holztrog gegossen wird, dessen Form und Größe von der des zu fabrizierenden Papiers abhängt. Die Formen, mit denen man die Masse herausschöpft, bestehen aus rechtwinkligen, mit dünnen Bambusfasern bespannten Holzrahmen, die eine Art von Sieb bilden. Der Arbeiter taucht die Form in die Masse und füllt sie, je nach der Dicke des herzustellenden Papiers, mehr oder weniger mit der Masse an. Die Papiermasse wird dann auf einen Tisch gebreitet und ein zweiter und dritter Bogen darauf gelegt, und so wird fortgefahren, bis man eintausend Bogen hat. Nachdem das Papier mittels einer um den Tisch geschnürten Planke ge-

Im 11. Jahrhundert kam ein gewisser Pi Scheng auf den Gedanken, die Schriftzeichen auf weichen Thon einzugravieren, der dann hart geröstet wurde. Die einzelnen Zeichen waren nicht dicker als ein Käschstück. Die Typen wurden in eine, mit einer wachsähnlichen Masse bestrichene Eisenplatte eingesetzt, und nachdem diese mit thönernen Typen angefüllt war, legte man die Platte in einen Rahmen, der die Typen während des Druckes in ihrer Lage erhielt. Wir haben hier also eine Methode, die der heute im Abendlande angewandten ähnlich ist. Das Ganze wurde zunächst genügend warm gemacht, um das Wachs zum Schmelzen zu bringen. Mittels einer über die Typen gelegten Eisenplatte bewirkte man, daß diese sämtlich gleich hoch waren. Wenn das Wachs hart geworden war, konnte man mit dem Drucken beginnen. In dem eben beschriebenen Verfahren haben wir unzweifelhaft die Grundlage der abendländischen Buchdruckerkunst vor uns, obgleich wir kein Wachs anwenden und die Höhengleichheit der Typen auf eine einfachere Art bewerkstelligen.

Man fragt natürlich, warum die Chinesen nicht bei dieser Art des Druckens geblieben sind, sondern an den Holzplatten, in die die Wortzeichen eingeschnitzt werden, festgehalten haben? Die Hauptursache hierfür ist wohl die, daß die Anschaffung der zahlreichen Typen, deren der chinesische Buchdrucker bedarf, nur dem Besitzer eines Kapitals möglich ist. Dazu kam, daß die Chinesen kein gutes Typenmetall, das sich leicht hätte schneiden lassen und dabei doch hart genug gewesen wäre, kannten. Schließlich kam noch der Umstand hinzu, daß in Holz geschnittene chinesische Schriftzeichen im Druck sich viel schöner machen als solche, die mit Metalltypen gedruckt

---

hörig ausgepreßt ist, wird es nach einigen Stunden in einen Ofen geschafft, wo die Bogen sehr bald trocknen und sofort in Ballen verpackt werden, um so in den Handel zu kommen.

Die Chinesen fertigen Papiersorten von den verschiedensten Farben an, doch ist das Papier stets nur an einer Seite farbig. Zum Färben gebraucht man Zinnober, Bleiweiß, Indigo, Mennige und die Blüten mehrerer Pflanzen. Der Prozeß des Leimens des Papiers geht meist in der Weise vor sich, daß man es einige Stunden lang in schleimiges Reiswasser oder in Gelatine und Alaun oder in andere Pflanzeningredienzen, die mit Alaun vermischt werden, legt. Das Papier dient den Chinesen zu gar mannigfachen Zwecken. So benutzt man eine Art besonders starken Papiers zum Ersatz des Fensterglases. Ferner macht man Sonnen- und Regenschirme, sogenannte „Kittysols“ — welches Wort von dem Portugiesischen „quitasol“ abstammt — aus Papier. Die Rippen und der Stiel des Schirms werden aus Bambus verfertigt. Endlose Mengen von Silberpapier werden jährlich dazu verwendet, um als Nachahmungen von Silberbarren an den Ahnengräbern, bei Begräbnissen und anderen feierlichen Gelegenheiten verbrannt zu werden. Da man in China eine öffentliche Beleuchtung so gut wie gar nicht kennt, so findet das Papier auch sehr starke Verwendung zur Fabrikation von Lampions, ohne die sich kein anständiger Chinese nach Dunkelwerden auf der Straße zeigt.

sind. Die von den Landeskindern zuerst angenommene Methode, die Wortzeichen in Holzplatten zu schneiden, paßt sich überdem ihrer Schreibweise so trefflich an, daß man noch gegenwärtig meist mit diesen Platten in China druckt. Man verfährt dabei folgendermaßen.

Das zur Herstellung dieser Platten („blocks" der Engländer) benutzte Holz wird in kleine Tafeln geschnitten, die etwa die Größe des Kanzleiformats haben, und deren Dicke 1 Zoll und weniger beträgt. Sie werden eine Zeit lang in Wasser eingeweicht. Das zu druckende Buch wird von einem Schönschreiber in der eckigen Wortzeichenform, deren man sich beim Druck bedient, sorgsam abgeschrieben, und das Geschriebene sodann auf die Holzplatten geklebt, und zwar so, daß die Schrift dem Holze zugewendet ist. Der Holzstecher reibt nun mit dem angefeuchteten Finger behutsam das Papier ab, sodaß der Schriftsatz zurückbleibt. Mittels verschiedener Schneidewerkzeuge und einem Holzhämmerchen schneidet der Stecher dann bis zu einer Tiefe von etwa 1/4 Zoll die Oberfläche der Holzplatte, die nicht mit Schrift bedeckt ist, weg, sodaß diese in erhabener Arbeit zurückbleibt. Jede Holzplatte enthält gewöhnlich zwei Seiten des zu druckenden chinesischen Buches.

Die Holzplatte wird nun dem Drucker übergeben. Dieser befestigt sie durch Nägel wagerecht auf einem Tisch. Der Druck erfolgt nämlich ohne eine Presse, weil das feine, ungeleimte Papier nicht genug Widerstandsfähigkeit hat. Nachdem die Schriftzeichen mit einem Pinsel schwarz gestrichen worden sind, wird das Papier auf die Platte gelegt und der Abklatsch dadurch bewerkstelligt, daß man mit einem anderen, meist aus Kokosfasern hergestellten, sonderbar geformten Pinsel — er erinnert an einen umgestülpten Blumenstrauß — ein- oder zweimal über das Druckpapier sanft hinwegfährt. Die chinesische Druckerschwärze besteht aus fein zerstoßenem Lampenruß, der an die Sonne gesetzt, gesiebt und dann mit Spiritus befeuchtet wird, bis er dick wird. Auf 10 Unzen Schwärze kommt 1 Unze mit Wasser verdünnter Rindsleim.*)

In China, wo die Arbeitslöhne sehr niedrig sind, ist auch die verhältnismäßig mühsame Herstellung der Drucktafeln sehr billig. Ein tüchtiger Holzschneider erhält für 1000 geschnittene Wortzeichen etwa 2 Mark, bei größeren Aufträgen noch weniger. So kosten z. B. die Tafeln für eine Ausgabe des Neuen Testaments in chinesischer Schrift nur 6—7000 Mark. Von einer Holzplatte kann man über 15000 gute Abdrücke machen. Bessert man dann die Schriftzeichen etwas aus, so kann man weitere 10000 Exemplare mit ihnen drucken.

---

*) Chinesische Bogen werden nur auf einer Seite bedruckt. Der Falz ist am äußeren Längenrande. Wo die Doppelblätter offen sind, werden sie zusammengeheftet, sodaß chinesische Bücher wie unaufgeschnittene Broschüren aussehen. Der Band hat selten mehr als 100 Blätter.

Die hauptsächlichsten Nachteile dieser Holzdruckkunst bestehen darin, daß man Worte aus anderen Sprachen nicht leicht auf derselben Seite in die chinesischen Zeichen einschalten kann. Die Tafeln nutzen sich natürlich schnell ab, nehmen viel Raum beim Aufbewahren ein, und etwaige Korrekturen, die man mit dem Text vornehmen will, sind verhältnismäßig teuer. Doch bietet dies Verfahren auch gewisse Vorteile wegen der Eigenart der chinesischen Schrift, die mit dem Pinsel geschrieben wird und nur wenige kreisförmige Striche aufweist. Auf die Dauer ist diese Druckweise aber doch teuerer als die mittels beweglicher Typen ausgeführte. Allerdings erspart man sich die Kosten, die mit der Anschaffung einer neuen Druckerei verbunden sind, namentlich die Auslage für die teueren Pressen.

Der Versuch, chinesische Bücher mit beweglichen Metalltypen zu drucken, ist in China seit mehr als sechzig Jahren mit gutem Erfolge gemacht worden, und zwar zuerst von Missionaren. Gegenwärtig giebt es außer zahlreichen Missionsdruckereien — die Jesuitenmission in Sikawei bei Shanghai besitzt die größte chinesische Druckerei der Welt — auch sonst noch viele Druckereien nach europäischem Muster, deren Eigentümer Chinesen sind. So werden z. B. sämtliche chinesische Zeitungen des Kaisereiches mit beweglichen Metalltypen gedruckt. Trotz der vielen Vorzüge, die unser abendländisches Verfahren besitzt, ist es jedoch sehr fraglich, ob sich die Landeskinder bald dazu entschließen werden, von der Erfindung Gutenbergs in größerem Umfange Gebrauch zu machen.*)

III. Schießpulver und Schießwaffen.

Im Abendlande hat sich der Glaube, daß die Chinesen das Pulver erfunden haben, erhalten, obwohl in neuerer Zeit manche diese Erfindung anderen Nationen zuweisen.*) So viel ist richtig, daß wir aus chinesischen Werken über den Ursprung der Erfindung keine zufriedenstellende Aufklärung erhalten. Doch darf man wohl annehmen, daß die Zusammensetzung des Pulvers den Taoisten, die, wie uns bereits bekannt ist, die Urheber der Alchemie sind (vergl. S. 416), in den ersten Jahrhunderten n. Chr. bekannt

*) Die Chinesen sind übrigens recht geschickte Setzer und Drucker. Alle in China und Hongkong befindlichen fremden Zeitungsdruckereien beschäftigen außer einer Anzahl von Macao-Portugiesen zum größeren Teile Chinesen. Der „Ostasiatische Lloyd“ hatte bis zum Jahre 1899 nur chinesische Setzer, die, obgleich sie kein Wort von dem, was sie setzten, verstanden, dem Korrektor doch nur wenig Arbeit machten.

**) So wird von einigen behauptet, sie stamme aus Hindustan; zum Beweise werden Stellen aus einem in Sanskrit geschriebenen Werke angeführt und auch die Bemerkung eines griechischen Schriftstellers zitiert, der da berichtet, daß die Hindus in dem Feldzuge Alexanders des Großen es verstanden hätten, „Flammen und Wurfgeschosse gegen ihre Feinde aus der Entfernung zu schleudern“.

gewesen ist. Unter den Mitteln, die ein im 4. Jahrhundert veröffentlichtes Werk über Alchemie für die Herstellung des Goldes angiebt, wird eins erwähnt, das aus je einem Pfund Salpeter und Talg sowie einem halben Pfund Schwefel zusammengesetzt ist.

Aus Pulver hergestellte Feuerwerke finden wir bereits zu Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. erwähnt. Sie bildeten eine der Hauptbelustigungen des kaiserlichen Hofes. Auch die unteren Volksklassen machten von einer Art von Feuerfröschen Gebrauch, um damit die bösen Geister, die die Wohnstätten umlagern sollen, zu verscheuchen. Vorher hatte man sich der Bambusspähne bedient, die ins Feuer geworfen wurden und mit einem Knall verbrannten.*)

Es läßt sich historisch nachweisen, daß die Chinesen während der „Fünf Dynastien" (907 bis 960 n. Chr.) in ihren Kriegszügen eine feurige Masse verwendet haben. Sie wird als „feuriges Öl" beschrieben, dessen Bestandteile anzugeben die einheimischen Geschichtsschreiber leider unterlassen haben. Möglicherweise war es eine Naphtamischung, die auch von den alten Koreanern häufig im Kriege angewendet wurde.

Die erste bestimmte Nachricht über die Anwendung des Pulvers zu Kriegszwecken finden wir in Geschichtswerken vermerkt, die die Feldzüge der Nütsche-Tatarenstämme behandeln. Sie drangen im 11. Jahrhundert in Nordwestchina ein, eroberten allmählich große Strecken Landes und begründeten schließlich die Kindynastie i. J. 1123, die über ein Jahrhundert lang mit dem zusammenbrechenden Hause der Sung in beständigem Kriege lebte. Die Heere beider Dynastien machten von einer Mischung Gebrauch, die nach ihrer Wirkung dem modernen Schießpulver gleichartig gewesen sein muß. Doch läßt sich nicht ermitteln, ob die Erfindung zuerst von den Chinesen oder von den Tatarenkriegern benutzt wurde.

Es ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß die Chinesen die Benutzung

*) Die Chinesen sind überhaupt ein den Lärm liebendes Volk. So z. B. schreien sie einander auch da laut an, wo ein Flüstern genügen würde. Ihre Musik ist fast lediglich Lärm; Cymbeln, Gongs und Trommeln sind darum ihre Lieblingsinstrumente. Und nun erst die zahllosen Feuerfrösche und Bomben, die bei allen Festlichkeiten, namentlich aber zu Neujahr abgebrannt werden! Jedes Haus, es enthalte Läden oder Privatwohnungen, hallt dann von dem ohrzerreißenden Geräusch dieser Feuerwerkskörper beständig wieder. Ihre Herstellung beschäftigt in China viele Tausende von Menschen, namentlich Frauen. Die Chinesen sind überhaupt Meister der Feuerwerkskunst. Vierfüßler, Fische, Vögel u. dergl. m. sieht man in die Luft fliegen und dann aus ihren Körpern Flammen herausbrechen; Drachen wandeln sich in feuerspeiende Löwen um; ein märchenhafter Vogel erhebt sich von der Erde, von Flammen umgeben, aber sogleich sieht man auch aus seinem Schnabel eine Schlange hervorkriechen, die sich nachher wieder in ihn verliert; eine große Laterne steigt in einer Feuermasse in die Höhe, um eine Zahl von kleineren Laternen auszuspeien, die sich wiederum in eine Menge buntfarbiger Kugeln auflösen u. dergl. m.

des Pulvers für Kriegszwecke von den Arabern gelernt haben. In China gab es bereits seit dem 9. Jahrhundert mehrere arabische Handelsniederlassungen; auch wurde schon damals zwischen einigen Häfen, namentlich Hangtschau in Tschekiang und Bagdad ein lebhafter Verkehr unterhalten. Es ist daher leicht möglich, wenn auch ein zwingender Beweis dafür sich nicht beibringen läßt, daß arabische Kaufleute vom Hofe des Kalifen den Gebrauch des Pulvers zu Kriegszwecken nach China verpflanzt haben. Die Mauren wandten bekanntlich bereits i. J. 1118 bei der Belagerung von Saragossa Artillerie an.*)

Obwohl die Chinesen die Zusammensetzung und die Kraft des Pulvers schon frühzeitig gekannt haben, machte die Verwendung der Erfindung doch nur langsame Fortschritte. Während der Mongolen-(Yüan-)Dynastie (1280 bis 1368 n. Chr.) bediente man sich immer noch der alten artilleristischen Waffen. Erst unter den Kaisern der Mingdynastie (1368—1644), die der Verwendung von Schießpulver große Aufmerksamkeit schenkten, fing man damit an, die Artillerie auszubilden. In der Schlacht von Tungtschang i. J. 1401 wurde die Armee des Prinzen von Yen, des späteren Kaisers Yung Lo, weil der Feind ihr an Feuerwaffen überlegen war, geschlagen. Daher gab sich diese Dynastie mit Eifer der Verbreitung der Feuerwaffen hin.

Die Anwendung der Feuerwaffen, die man damals „Schenki" d. h. göttliche Artillerie nannte, geschah auf verschiedene Art und Weise. Leichte Kanonen wurden an den Weichen von Ochsen und Pferden befestigt und in Lage abgefeuert. Schwere Geschütze ruhten auf Wagen, die von diesen Tieren gezogen wurden. Doch wurde die Konstruktion der Feuerwaffen auf kaiserlichen Befehl sehr geheim gehalten, und man stellte sie ausschließlich in der Reichshauptstadt her. Das ist wieder ein Beweis dafür, daß die Erfindung zu jener Zeit eine neue war. Ob die Kanone von den Chinesen selbst erfunden oder aus Indien oder Arabien eingeführt worden ist, läßt sich heute mit Bestimmtheit nicht mehr ermitteln. Wir wissen aber, daß Kaiser Yung Lo, 1403—1424, Gesandtschaften an den Hof von Delhi schickte, und es ist nicht unmöglich, daß sich unter den Geschenken, die die Abgesandten

---

*) Bei der Verteidigung von Kaifeng Fu in der Provinz Honan, das i. J. 1127 von den Kintataren angegriffen wurde, kam zweifellos eine Art von Kanonen, von den Chinesen „Hua Pao" d. h. Feuerschleuderer genannt, zur Anwendung. Aus den Nachrichten über spätere Kriege im 12. u. 13. Jahrhundert zwischen Chinesen und Mongolen geht ebenfalls hervor, daß diese sogenannten „Himmelerschütternden Donnerer" damals schon eine große Rolle gespielt haben. Der Beschreibung nach waren es eiserne Röhren, napfartige Gefäße, die mit einer Droge gefüllt wurden, die man mittels Feuer entzündete. Wenn sie abgefeuert wurden, so spien sie Feuer mit einem donnerartigen Geräusch, das man 100 Li weit hören konnte. Diese Geschütze scheinen demnach primitive Mörser gewesen zu sein.

aus jenen Ländern nach China für den Kaiser mit zurückbrachten, auch Geschütze befanden.

Einheimische Geschichtsschreiber nehmen als Zeitpunkt der allgemeinen Einführung der Feuerwaffen in die chinesische Armee etwa das Todesjahr Yung Los an. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war ein Teil der chinesischen Armee mit Geschützen verschiedener Konstruktion, darunter mit Mörsern und Luntenschloßgewehren, bewaffnet. Granaten, die die Form von Flaschen und Kugeln hatten, wurden damals vielfach in den Kriegen mit bedeutendem Erfolge angewendet. Die Bestandteile des Pulvers waren damals: 1 Katie (1 1/3 engl. Pfund) Salpeter, 4 1/2 Unzen Schwefel, ebenso viel Fichtenholzkohle und 1 1/2 Unzen Zinnober. Während der Regierung des Kaisers Kang Hi, 1662—1723, wurde auf seine Anordnung von den damals in Peking thätigen Jesuitenmissionaren, namentlich Schaal und Verbiest, eine Art von Kanonenfabrik eingerichtet. Der Jesuit Verbiest soll die Oberaufsicht über den Guß von 450 Geschützen geführt haben, die er feierlichst einsegnete und deren jedes er auf den Namen eines Heiligen taufte!

Die Sternkunde.

Stillstand ist Rückgang! Die Wahrheit dieses Wortes finden wir abermals bestätigt, wenn wir die Art, wie die „Königin der Wissenschaften“ — so darf die Sternkunde mit Recht genannt werden — heute im Lande der Mitte getrieben wird, betrachten. Die Astronomie wurde vor ein paar Jahrhunderten emsig in der Reichshauptstadt unter der Leitung der Jesuiten betrieben, ist seitdem aber wieder auf fast dasselbe Niveau gesunken, auf dem sich diese Wissenschaft vor tausend Jahren bereits befunden hat. Dies beweist weiterhin, daß die Chinesen kein Erfindergenie besitzen, ein Charakterzug, auf den bereits hingewiesen worden ist (vergl. S. 777 u. ff.). Selbst die Erfindungen, bei denen ein „Erstgeburtsrecht“ ihnen zweifellos zusteht, kennzeichnet die eigenartige Thatsache, daß sie während der vielen Jahrhunderte fast garnicht verbessert worden sind und demnach zu keinem dauernden Nutzen geführt haben.

Die Kenntnisse der Chinesen von den Himmelskörpern sind gegenwärtig noch immer sehr unvollkommen, unklar und mit kindischem Aberglauben vermischt, obwohl es schwer verständlich erscheint, wie dieser auch mit der geringen Kenntnis, die sie wirklich besitzen, zusammen bestehen kann. Der astronomische Aberglaube der Chinesen enthält überdies nichts Poetisches, nichts, was hinsichtlich der Sittlichkeit oder der Empfindung des Schönen mit den Naturmythen der Veda oder den Legenden der altgriechischen Mythologie verglichen werden könnte. Wir müssen unsere Leser hier auf die im Aufsatz „Aber-

glaube", Seite 467 und ff., bereits gemachten Ausführungen über die landesübliche Anschauung betreffs der Naturkräfte verweisen.

Die zweite und vielleicht folgenschwerere Ursache, warum die Sternkunde in China nicht mehr Beachtung findet, ist, daß man dort die Kenntnis der ethischen Litteratur bedeutend höher schätzt als jede andere Wissenschaft, und zwar weil sie fast ausschließlich dem Chinesen die Thür zu den Staatsämtern und Ehrenposten öffnet. Die Litteraten bilden bekanntlich die Aristokratie des Landes der Mitte und der praktische Nutzen, den man aus dem Studium der Himmelskörper ziehen kann, ist sehr begrenzt. Wie große Ehrfurcht man auch in alten Zeiten der Sternkunde gezollt haben mag, heute ist die astrologische Neigung des Chinesen das einzige Hindernis, daß das Studium der Sternkunde nicht gänzlich in Verfall gerät. Das ist aber um so mehr zu bedauern, wenn man bedenkt, auf welch verhältnismäßig hohem Standpunkte sich die Astronomie bei den Chinesen schon vor bereits mehr als 2000 Jahren befunden hat.

In grauer Vorzeit stellten sich die Landeskinder den gestirnten Himmel meist als eine hohle, gewölbte oder halbkugelförmige Decke vor, an deren Außenseite die Sterne schimmerten. Diese Anschauung ist erst in neuerer Zeit durch die Jesuiten in China von einer neuen abgelöst worden, die mit der unsrigen übereinstimmt. In uralten Zeiten teilte man in China das Himmelsgewölbe in vier Teile, die die Namen Schildkröte, Tiger, Vogel, Drache führten. Später teilte man jede dieser Abteilungen wieder in sieben Teile ein, die demnach den aus 28 Sternbildern zusammengesetzten Tierkreis bildeten, der bis auf den heutigen Tag im Reiche der Mitte Geltung hat. Die Chinesen hatten auch schon den Umfang des Sonnenjahres auf 365 Tage und 6 Stunden berechnet und die Stellung der Sonne und des Mondes unter den Sternen bestimmt. Auch verstanden sie die Tag- und Nachtgleichen sowie die Solstitien zu bestimmen. Aber erst im 4. Jahrhundert n. Chr. entdeckten sie das Vorrücken der Äquinoktialpunkte, mithin 500 Jahre später, als es von Hipparch entdeckt worden war.

Im „Schuking", das die Geschichte Chinas vom 24. Jahrhundert bis zum Jahre 721 v. Chr. behandelt und das von Confucius nach alten Quellen zusammengestellt sein soll, finden wir die frühesten Andeutungen über Astronomie, die die Litteratur Chinas aufweist. Diesem Werke zufolge scheint die Beobachtung von Finsternissen eine der hauptsächlichsten Beschäftigungen der damaligen Astronomen gewesen zu sein. Das „Schuking" beschreibt auch eine Sonnenfinsternis, die sich vor mehr als 4000 Jahren ereignet haben soll. Aus verschiedenen Gründen darf man aber dieser Angabe gar keinen Glauben schenken*)

---

*) Diese Sonnenfinsternis ist der Gegenstand interessanter Erörterungen geworden. An ihnen haben u. a. teilgenommen Dr. G. Schlegel in seiner „Uranographie Chinoise",

Als Thatsache darf jedoch angenommen werden, daß einheimische Geschichtsschreiber einige Jahrhunderte n. Chr. bereits anfingen, die in China sichtbaren Sonn- und Mondfinsternisse gewissenhaft in ihren Werken zu verzeichnen. Noch heutiges Tags werden auf kaiserlichen Befehl während einer Finsternis besondere Ceremonien verrichtet. Der Präsident jedes der sechs Ministerien oder sein Stellvertreter begiebt sich mit zwei Unterbeamten, die sämtlich Galauniform tragen, nach einem berühmten Tempel in Peking. Sobald die Finsternis ihren Anfang nimmt, vertauschen sie ihre Kleidung mit einer gewöhnlichen, aus schwarzem Tuche verfertigten, knieen nieder und brennen Weihrauch ab. Der Präsident schlägt dann ein Gong und alle anwesenden Beamten folgen seinem Beispiel. Pfeile werden darauf von ihnen nach dem verfinsterten Gestirn abgeschossen, um es von dem Ungeheuer zu befreien, das, wie man glaubt, die Sonne oder den Mond zu verschlingen sucht.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der chinesische Tierkreis, von den Chinesen „Gelber Weg" genannt, aus 28 Sternbildern besteht (vgl. Seite 467). Sie entsprechen aber nicht alle unseren Zeichen des Tierkreises, auch liegen sie nicht alle innerhalb des 23. Grades nördlich oder des 23. südlich der Sonnenbahn. Die Gruppierungen der Sterne und die Benennungen der Sternbilder sind ebenso willkürlich wie bei uns in Europa. Ihre Namen sind: Horn, Genick, Zimmer, Herz, Sieb, Ochse, Mädchen, Haus, Magen, Brunnen, Flügel usw. Die fünf Hauptplaneten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn heißen: Wasser, Metall, Feuer, Holz und Erde.

Sonne, Mond und Sterne beeinflussen, wie uns schon aus den Kapiteln X und XI bekannt ist, alle irdischen Ereignisse, vornehmlich aber das Leben und den Tod der Menschen. Veränderungen in ihrer Farbe deuten auf nichts gutes, auf nationale Unglücksfälle wie z. B. Rebellionen, Hungersnot u. dergl. m. Alle sichtbaren Sterne sind zu Sternbildern geordnet. Über sie ist ein Kaiser gesetzt, der im Nordpol residiert. In den fünf Sternen des Löwen wohnen auch fünf Kaiser. In dieser himmlischen Regierung giebt es auch einen Thronerben, Kaiserinnen, Prinzen und Prinzessinnen usw. Wir wissen ferner, daß Sonne und Mond das männliche und weibliche Prinzip darstellen. Der Regenbogen ist das Erzeugnis unreiner Dünste, die von der Erde aufsteigen und die mit den von der Sonne kommenden Dünsten zusammentreffen.

Diese kleine, willkürliche Auslese volkstümlicher Anschauungen, die auf

---

Dr. F. Kühnert in seiner Broschüre „Die Schuking-Finsternis", Th. von Oppolzer usw. Auch der XXIV. Band, Nr. 2, 1889/90 des „Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society" enthält auf Seite 241—251 wertvolle Andeutungen über diese Streitfrage.

58*

die Himmelskörper und Naturerscheinungen Bezug haben, mag hier genügen. Wir verweisen unsere Leser hier nochmals auf den Aufsatz „Aberglaube", Seite 467 u. ff., der zur Genüge beweist, wie sehr den Chinesen ein „Novum Organum" not thut, um sie auf den richtigen Weg zu bringen. Die Landeskinder haben die Sternkunde überhaupt vornehmlich astrologischer Zwecke halber betrieben; ihre unvollständigen Beobachtungen von Finsternissen, Kometen, die sie, je nach ihrer Form „Besensterne", „Haarsterne" und „Schwanzsterne" nennen, u. dergl. m. haben für die Astronomen Europas nur geringen Wert. Und dasselbe gilt von ihrem sonstigen astronomischen Wissen.

Obwohl europäische Astronomen den Chinesen zu Hülfe gekommen sind, haben diese hieraus doch nur wenig Nutzen gezogen. Sobald man die Zopfträger sich selbst überließ, verfielen sie wieder in ihren alten Aberglauben, von dem sie sich scheinbar nicht losmachen können. Es waren bekanntlich Jesuiten, die im 17. Jahrhundert sich großen Einflusses am Hofe zu Peking erfreuten und denen die Richtigstellung des chinesischen Kalenders anvertraut wurde. Sie wurden zu Leitern des kaiserlichen Astronomieamtes ernannt und errichteten eine Schule, in der die Sternkunde einer Anzahl talentvoller junger Leute gelehrt wurde. Erst mit der Aufhebung des Jesuitenordens in China im Jahre 1774 fiel der Lehrstuhl an dieser Anstalt wieder an Chinesen zurück. Das Astronomieamt besteht allerdings noch heute. Über seine Zusammensetzung sprachen wir auf Seite 53. Seine Hauptbeschäftigung ist außer der Feststellung von Finsternissen die Herausgabe des Staatskalenders, eines Buches, über das wir uns auf Seite 360 u. ff. bereits eingehend ausgelassen haben.

* * *

Obgleich sich nun die „Königin der Wissenschaften", die Sternkunde, im Lande der Mitte in äußerst verwahrlostem Zustande befindet, so können die Chinesen sich doch rühmen, die älteste Sternwarte der Erde zu besitzen. Das Observatorium zu Peking, das in der Tatarenstadt gelegen ist, ist 300 Jahre älter als die erste Sternwarte im Abendlande, nämlich die von Friedrich III. von Dänemark im Jahre 1576 gegründete, an der Tycho de Brahe seine Beobachtungen anstellte. Das Observatorium zu Paris wurde erst im Jahre 1671 errichtet und das zu Greenwich drei Jahre später.

Die Sternwarte zu Peking stammt aus dem Jahre 1279. Sie wurde während der Regierung des ersten Kaisers der Yüan-(Mongolen-)Dynastie, Kublai Khan, eingerichtet. Drei astronomische Instrumente existieren noch gegenwärtig als ein Denkmal der aufgeklärten Denkart jenes bedeutenden Regenten. Sie standen bis vor Ausbruch der Wirren von 1900 in dem von Ost nach West laufenden Hofe am Fuße der Stadtmauer. Sie bestehen aus einer Armillarsphäre zur Bestimmung der Sternörter, einem Astrolabium zur Bestimmung der Länge und Breite der Gestirne und einem Höhen- und Azimut-

instrument. Der Kreis auf diesen sehr reich mit Drachen u. dergl. m. verzierten Bronze-Instrumenten ist in 365 ¼ Grade geteilt, entsprechend der Anzahl der Tage des Jahres. Trotz ihres Alters von 600 Jahren und des Umstandes, daß sie den Unbilden der Witterung ausgesetzt waren, sind diese Instrumente doch noch recht gut erhalten.*)

Zu Anfang der gegenwärtigen Dynastie, also gegen Mitte des 17. Jahrhunderts, waren diese Instrumente infolge von Vernachlässigung fast völlig unbrauchbar geworden. Der berühmte Jesuit Verbiest wurde deshalb als Mitglied des kaiserlichen Astronomieamtes von dessen Direktor im Jahre 1670 beauftragt, sechs neue Instrumente herzustellen. Dies geschah denn auch.



Das Observatorium zu Peking.

Sie unterscheiden sich von den alten im großen und ganzen nur wenig, sind aber leichter und genauer einzustellen und zu gebrauchen. Sie sind Kunstwerke chinesischer Arbeit. Sie standen auf einem, die Stadtmauer etwas überragenden Anbau, zu dem man auf einer Rampe gelangte. Im chinesischen Stil ausgeführt — die Planigloben ruhen auf gegossenen Bronzedrachen — sind die Instrumente sehr reich verziert. Am meisten fallen auf ein sehr

*) Diese drei Instrumente sind übrigens denen sehr ähnlich, die Tycho de Brahe herstellen ließ. Er war ja auch der erste europäische Astronom, der metallene astronomische Instrumente konstruierte, während alle früheren aus Holz gefertigt waren. Chinesische „Sterngucker" kannten demnach metallene Instrumente drei Jahrhunderte früher als die Europäer. Es ist allerdings sehr fraglich, ob diese Beobachtungswerkzeuge wirklich von Chinesen angefertigt worden sind, vielmehr darf man wohl annehmen,

großer Himmelsglobus sowie ein riesiges Höhen- und Azimut-Instrument. Dies hat die Gradbezeichnungen nicht in chinesischen, sondern in arabischen Zahlen. Es ist ein Geschenk Louis XIV. von Frankreich an den damals regierenden Kaiser Kang Hi, 1662—1723.

Obgleich die Instrumente schon seit vielen Jahren völlig ungebraucht dagestanden haben, so hatten sie doch zur Zeit ihrer Herstellung kaum ihresgleichen. Die Sternwarte machte übrigens einen ganz verwahrlosten Eindruck. In den Hofräumen, in denen sie aufgestellt waren, wucherten Gras und Unkraut fußhoch, und es war gewöhnlich wohl nur der Fuß des neugierigen Ausländers, der diese denkwürdige Stätte als größte, ihm zugängliche Sehenswürdigkeit Pekings betrat. Die Maßnahmen Deutschlands und Frankreichs, durch die nach der Einnahme Pekings durch die verbündeten Truppen im Jahre 1900 diese ehrwürdigen Denkmäler chinesischer Kunst und Wissenschaft von ihrem Platze entfernt wurden, um sie in der Heimat in einem Museum für die Dauer als Andenken an die Strafexpedition zu erhalten, muß demnach allgemeine Billigung finden, zumal die Instrumente von den Chinesen so gut wie gar nicht mehr benutzt wurden und eine mit modernen Instrumenten ausgerüstete Sternwarte in Peking unter fremder Leitung in Verbindung mit dem Tungwen-Kollegium schon seit Jahren dort besteht.

---

daß sie Arabern ihren Ursprung verdanken. Dies Volk stand damals schon einige Jahrhunderte lang in regem Handelsverkehr mit China.

Allem Anscheine nach datiert die Herstellung dieser Instrumente nicht aus der Zeit, als Peking, sondern aus der, als Kaifeng Fu in der Provinz Honan, Reichshauptstadt war, also aus den Tagen der Sungdynastie (960—1280 n. Chr.). Für diese Behauptung spricht jedenfalls die Thatsache, daß auf den Instrumenten die Höhe des Nordpols auf 36 Grad über dem Horizont berechnet ist. Da nun die Polhöhe an irgend einem bestimmten Platze genau dem Breitengrade jenes Platzes entspricht, so darf man auch annehmen, daß die Instrumente aus einer Zeit stammen, in der die Sternwarte des Kaiserreiches südlich von Peking, mithin wohl in Honan stand. Kaifeng Fu liegt auf etwa dem 35., Peking aber auf dem 40. Breitengrade. Sie würden demnach im Norden wenigstens nutzlos gewesen sein.

Die auf diesen Instrumenten befindlichen chinesischen Schriftzeichen beweisen natürlich nicht, daß sie nicht von Arabern konstruiert worden sind. Haben doch z. B. die von den Jesuitenmissionaren für die chinesische Regierung gegossenen Kanonen sämtlich chinesische Wortzeichen. Als der Jesuitenmissionar Verbiest in Peking eintraf, also um die Mitte des 17. Jahrhunderts, waren noch Araber als astronomischer Beirat an der Sternwarte daselbst angestellt, die aber infolge ihrer Unfähigkeit durch Jesuiten ersetzt wurden.

Die kaiserliche Akademie zu Peking.

Die Chinesen haben in Hinsicht auf Begründung einer Akademie vor uns Europäern einen Vorsprung von mehr als tausend Jahren. Während ihres langen Bestehens hat diese unter der Bezeichnung „Hanlin“ bekannte Einrichtung den Fall mehrerer Dynastien gesehen. Ihrer Natur und Verfassung gemäß, die ihr Bestehen unmittelbar an den Hof knüpfte, war ihre Stätte auch bald im Norden, bald im Süden des Kaiserreiches, bis Peking im 15. Jahrhundert zur Hauptstadt gemacht wurde. Im 14. Jahrhundert befand sich die Akademie eine Zeit lang in Nanking, der damaligen Hauptstadt der Mingdynastie. Während der Zeit der Kreuzzüge schloß sie sich dem Hofe der südlichen Sung an, die in Hangtschau, Provinz Tschekiang, residierte.

Die Glanzperiode dieses Instituts fällt in die Regierungszeit der Tangkaiser, 618 bis 907 n. Chr. Der erste Monarch, Tai Tsung, war der Gründer der gegenwärtig unter dem Namen Hanlin Yuan bekannten Akademie, deren wir bereits bei Schilderung der Centralregierung zu Peking (Seite 51) in Kürze gedachten. Durch ein Edikt berief Tai Tsung alle talentvollen und gelehrten Männer seines Reiches an seinen Hof und bildete durch Ausgewählte unter ihnen einen Verein, den er „Wen Hio Kuan“ nannte. Er stellte ihnen einen Teil seines Palastes zur Verfügung. Die Mitgliederzahl betrug ursprünglich achtzehn. Ein Nachfolger dieses Regenten vermehrte die Zahl der Gelehrten bedeutend und taufte die Gesellschaft in „Hanlin“ d. h. Pinselwald, um.

Seit jener Zeit, mithin seit etwa zwölf Jahrhunderten, hat diese Akademie keine wesentlichen Änderungen erfahren, weder mit Bezug auf ihren Zweck, ihre Mitgliederzahl noch ihr Wirken. Der Verfassung der gegenwärtigen Dynastie zufolge sollen ihr zwei Präsidenten, ein Mandschu und ein Chinese, vorstehen. Sie beaufsichtigen die Niederschrift und die Herausgabe der Geschichte der Dynastie, der kaiserlichen Erlasse und litterarischen Arbeiten im allgemeinen, sowie auch das Zeichnen der Landkarten. Die Vicepräsidenten sind in zwei Klassen geteilt, nämlich in die Vorleser und Ausleger des Kaisers. In jeder Klasse befinden sich drei Mandschu und drei Chinesen. Die regelmäßigen Mitglieder der Akademie bilden drei Klassen, in deren jeder jedoch die Mitgliederzahl unbegrenzt ist. In Gemeinschaft mit den Vicepräsidenten liegt ihnen die Niederschrift und Zusammenstellung von Büchern ob, auch müssen sie dem Kaiser in seinen klassischen Studien behülflich sein.

Dann giebt es noch eine Klasse von Kandidaten, denen kein besonderes Amt zugeteilt ist und die nur ihre Studien in den der Akademie zugeteilten Schulen verfolgen sollen. Nach drei Jahren müssen sie sich zur Prüfung

melden, die der Kaiser selbst abhält und nach der sie verschiedenen Graden zugewiesen werden. Die Ernennung zu einem der ersten drei Grade berechtigt zur Mitgliedschaft der Akademie, die übrigen Grade verleihen Anspruch auf Stellen im Civildienst. Weiter gehören zum Personal der Akademie zwei Bibliothekare, vier Korrektoren, achtundvierzig Sekretäre und eine Zahl anderer, weniger wichtiger Angestellter.

Unähnlich den Akademien Europas, die Vereine zur Förderung der Wissenschaften unter dem Schutze der Regierung sind, ist das Hanlin-Kollegium eine Körperschaft von Civilbeamten, ein Regierungsorgan, ein integrierender Teil der Staatsmaschine. Es ist nicht Lernbegier, die die Mitglieder der Akademie nach dem Eintritt in sie trachten läßt, sondern weil sie dadurch gewisser Auszeichnungen teilhaftig werden. Der Titel ist sozusagen ein Paß für eine recht einträgliche Anstellung. Die Mitglieder wechseln deshalb beständig. Sie verbringen fünf bis zehn Jahre im Kollegium und gehen dann in die Provinzen als Examinatoren bei den alle drei Jahre stattfindenden Staatsprüfungen, auch werden sie mit Stellungen im Civil- oder Militärdienste betraut, die oft in keinem besonderen Zusammenhange mit der Litteratur stehen. In allen diesen Ämtern behalten sie aber den Titel „Mitglied des Hanlin Yuan" bei. In Peking giebt es überdies mehrere Amtsgebäude, in denen fast ausschließlich Mitglieder der Akademie angestellt sind.

Unter den kaiserlichen Censoren, die, wie uns bekannt ist, einen abgesonderten Gerichtshof bilden, sind wohl die Mehrzahl Mitglieder des Hanlin. Die Inhaber der höheren Grade der Akademie sind ex officio Räte des Kaisers. Die Zahl der aktiven Hanlinmitglieder, die den Versammlungen regelmäßig beiwohnen, beläuft sich im Durchschnitt auf 60 bis 80. Bei besonderen Gelegenheiten schwillt diese Zahl aber auf 200 und mehr an. Alle Mitglieder, die nicht allzuweit von der Reichshauptstadt wohnen, werden nämlich bisweilen nach Peking berufen. Die Zahl der Mitglieder, die ihre Prüfung bestanden haben, dürfte etwa 500 betragen. Neue Mitglieder werden nicht durch Abstimmung seitens der Gesellschaft erwählt oder durch das Machtwort des Kaisers ernannt, sondern erwerben sich den Titel durch die kompetitiven Prüfungen. (Siehe Seite 65 u. ff.).

Die Akademie trägt nichts dazu bei, die Grenzen des menschlichen Wissens zu erweitern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihre Mitglieder augenscheinlich keine Ahnung davon haben, daß es außer den Werken des Confucius und den Schriften der übrigen alten Philosophen und Weisen noch sonst wissenswertes giebt. Die Abfassung von Gebeten, die der Kaiser oder seine Stellvertreter bei verschiedenen Gelegenheiten herzusagen haben, von Tempelinschriften für verschiedene Gottheiten in Anerkennung der Dienste, die sie geleistet haben sollen — Bitten seitens des Volkes um solche Inschriften laufen beim Throne häufig ein — gehören zu den leichteren Ar-

beiten der Akademiker. Zu den schwierigeren zählt die Herstellung der zahlreichen Kommentare zu den Landesklassikern. Die Aufzeichnung der vaterländischen Geschichte ist ebenfalls ihre Aufgabe. In Peking giebt es vier Bureaus zu diesem Zwecke. Außerdem stammen aus dem Institut ungezählte topographische Berichte über die Provinzen, Präfekturen, ja selbst Städte und Dörfer.

Die Hanlin-Akademie liefert auch die Verfasser für alle litterarischen Unternehmungen der Kaiser. Zu den bedeutendsten gehören das unter der Mingdynastie verfaßte „Yung Lo Ta Tien“, ein encyklopädischer Auszug aus der kaiserlichen Bibliothek, die zu jener Zeit, also im 14. Jahrhundert, 300000 Bände stark war und die in 23000 Bänden zusammengefaßt wurde. Während der Regierung Kang His, 1662—1723, entstand ein encyklopädisches Werk. Es hieß „Tu Schu Tschi Tscheng“ und war 6000 Bände stark. Unter der Regierung Kien Lungs, 1736—1796, wurde ein Ergänzungswerk zu dem vorgenannten herausgegeben, zu dessen Druck man bewegliche Holztypen gebrauchte. Auf Anordnung dieses Kaisers wurde auch das große Wörterbuch, das seinen Namen führt, „Kang Hi Tzu Tien“, von den Hanlin-Mitgliedern zusammengestellt. Es enthält rund 45000 Wortzeichen. In neuerer Zeit haben sie auch die Klassiker sowie die Landesgeschichte in das Hochchinesische, den sogenannten Mandarinendialekt, übertragen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet kann man die chinesischen Akademiker nicht, wie schon eingangs bemerkt ist, mit ihren westländischen Kollegen vergleichen. Sie sind, wie das Land, in dem sie leben, ein Anachronismus. Wissenschaft ist gerade das, was nicht in den Bereich ihrer Thätigkeit fällt. Allgemeine Kenntnisse besitzt der bezopfte Gelehrte nicht. Von der Art, wie das civilisierte Abendland Geographie, Stern- und Tierkunde, Physik u. dergl. m., lehrt, weiß er ganz und gar nichts. Der schöne Wahlspruch der Académie française: „Invenit et perfecit“ entspricht somit nicht dem Geiste und Ziele der chinesischen Akademiker. Für sie ist die graue Vergangenheit das goldene Zeitalter, und unter diesen Umständen bleibt ihnen dann auch nichts anderes übrig, als immer wieder in die Fußtapfen ihrer Vorfahren zu treten.

Die Heilwissenschaft.

Es klingt fast wie ein Märchen, wenn wir hören, daß eine Nation, die etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung der Erde ausmacht, bis auf den heutigen Tag fast gänzlich der Vorteile und Segnungen entbehren muß, die der Menschheit aus dem Fortschritt, den die Heilkunde zu verzeichnen hat, erwachsen. Und doch ist das in China der Fall, obwohl

dies Land eines der ersten, wenn nicht überhaupt das erste gewesen ist, in dem diese Wissenschaft Pflege gefunden und zweifellos auch einst die weitesten Fortschritte gemacht hat. Vor 3000 Jahren war den Chinesen die Natur sehr vieler Krankheiten nicht unbekannt, und ebenso kannten sie den Bau des Körpers und die Verrichtungen der verschiedenen Organe, aus welcher Kenntnis sie ebensoviel Nutzen zogen, wie gegenwärtig. Warum sind sie aber seitdem nicht in der Wissenschaft weiter fortgeschritten?

Die Zopfträger sind eine prosaische und praktische Nation, reine Utilitarier, stets bereit, alles dem augenblicklichen Vorteil zu opfern. Sie sind auch zweifellos mit Beobachtungstalent begabt, obschon ihre Beobachtungen häufig höchst oberflächlich und ihre Folgerungen lächerlich sind. Dasselbe gilt von ihren wissenschaftlichen Forschungen, denen sie sich sicherlich nicht mit Leidenschaft widmen. Da man aus dem Studium der Naturwissenschaften keinen unmittelbaren Nutzen ziehen kann, so werden sie von ihnen vernachlässigt. Wie uns aber bereits bekannt ist, gehört die Nichtachtung der Wahrheit zu den bedauerlichsten Charakterzügen der Chinesen. Wie kann aber eine Wissenschaft, und namentlich die Heilkunde, unter einem Volke Fortschritte machen, das von Kindesbeinen an daran gewöhnt worden ist, die Unwahrheit, wo dies nur irgend angeht, zu sagen?

Man kann allerdings nicht behaupten, daß die Chinesen in Hinsicht der Heilkunde größere Unwissenheit an den Tag legten, als in anderen Wissenschaften, obwohl sie sich rühmen, seit grauer Urzeit große Erfahrungen in der Heilkunde gesammelt zu haben. Die chinesische Litteratur weist auch unzweifelhaft eine bedeutende Zahl von Werken auf, die die Heilwissenschaft behandeln, deren manche aus dem vorchristlichen Zeitalter stammen. Bedauerlicherweise liefert aber auch die ganze medicinische Litteratur Chinas den Beweis für die große Unwissenheit und den anmaßenden Dünkel der Landeskinder. Nirgends zeigen uns die Verfasser dieser Schriften, daß sie bestrebt waren „mehr Licht“ auf den von ihnen behandelten Gegenstand zu bringen. Ihre besten Theorien sind Produkte leerer Grübeleien und ungezügelter Einbildungskraft. In ihrem Bestreben, ihrem arzeneiwissenschaftlichen Systeme einen einheitlichen Charakter zu geben, opfern sie gewissenlos nicht nur die Wahrheit, sondern auch alle verständige Überlegung. Alle ihre Schriften scheinen einzig zu bezwecken, jeden Gegenstand in einen möglichst geheimnisvollen Schleier zu hüllen. Auch geben sie offen zu, daß sie am meisten bewundern, was am wenigsten bekannt und verstanden ist.

Aus keinem chinesischen Werke über die Heilwissenschaft ist zu entnehmen, daß die einheimischen Ärzte sich je mit der Sektion des menschlichen Körpers abgegeben hätten. Die Anatomie ist, gleichviel was sie einst gewesen sein mag, seit Jahrhunderten ein „unentdecktes Land“ in China. Das Secieren von Leichen ist nämlich durch das Gesetz streng verboten. Selbst in Fällen von Vergiftung, Totschlag u. dergl. m., in denen im Abendlande die Obduktion

der Leiche vom Gesetze verlangt wird, begnügt man sich in China mit einer bloßen Leichenschau, über deren lächerlichen Charakter wir bereits im Kapitel III, Seite 114 u. ff., uns eingehend ausgelassen haben.

Eine weitere Folge der völligen Unkenntnis der Anatomie unter den Chinesen ist, daß sie auch ebenso wenig zwischen Arterien und Venen wie zwischen Nerven und Sehnen zu unterscheiden wissen. Es sind ihnen allerdings einige anatomische Diagramme bekannt, aber sie machen auf uns den Eindruck, als ob jemand eine unvollendete Secierung eines Leichnams mit angesehen und dann aus dem Gedächtnis eine Skizze von den Organen entworfen hätte, wobei er die ihm unbekannten Teile durch Phantasiezeichnungen ersetzt hätte.

Chinesischen Physiologen zufolge führt die Speiseröhre in den Magen. Die Luftröhre läuft jedoch nach ihrer Meinung durch die Lungen in das Herz, und drei Röhren, die aus dem Herzen kommen, verbinden es mit der Milz, den Nieren und der Leber. Diese ist mit dem Rückgrat verbunden. Die Lungen bestehen aus sechs Flügeln oder Läppchen, die vom Rückgrat herabhängen, und zwar vier auf einer und zwei auf der andern Seite. Der Mittelpunkt des Magens ist der Sitz des Atems, auch ist er der Freudespender. Das Herz liegt unter den Lungen. All unser Sinnen und Trachten hat im Herzen und auch im Magen seinen Ursprung. Die Leber befindet sich an der rechten Seite und hat sieben Flügel; in ihr wohnt die Seele. Die Gallenblase ist der Sitz des Mutes. Die Milz liegt zwischen dem Magen und dem Zwerchfell und hilft bei der Verdauung. Die Nahrung geht aus der Milz in den Magen und von dort durch den unteren Magenmund in die großen Eingeweide. Die kleinen Eingeweide sind mit dem Herzen verbunden, die großen mit den Lungen; sie liegen in den Hüften.

Wir sehen mithin, daß den Chinesen die Funktionen des Herzens, der Lungen, der Leber, der Nieren und selbst des Gehirns völlig unbekannt sind. Die bezopften Heilkünstler machen keinen Unterschied zwischen dem Blut, das in den Venen, und dem, das in den Arterien fließt. Dieses hat bekanntlich eine hellere Farbe. Doch scheint ihrem Bewußtsein dunkel vorzuschweben, daß zwischen den verschiedenen Organen und Eingeweiden eine gewisse Mitleidenschaft besteht, und daß ein Organ das andere in Unordnung bringen kann, da sie das Herz den „Gatten" und die Lunge die „Frau" nennen.

Der menschliche Körper ist, der chinesischen Anschauung zufolge, aus fünf Elementen zusammengesetzt, aus Feuer, Wasser, Metall, Holz und Erde. Diese fünf Elemente bringen die Landeskinder auf eine ganz außerordentliche Art und Weise mit fünf Farben und fünf Metallen in Verbindungen. Krankheiten entstehen dadurch, daß das Gleichgewicht dieser fünf Elemente in Unordnung geraten ist. Überfluß oder Mangel an Wärme, Kälte oder Feuchtigkeit verursachen eine Störung im Organismus. Das Geheimnis der Heilkunst liegt nun darin, dem Körper das zuzuführen, was ihm fehlt, oder das

aus ihm zu entfernen, woran er Überfluß hat. Hierdurch wird der Einklang und das Gleichgewicht zwischen den fünf Elementen wieder hergestellt. Die schlitzäugigen Heilkünstler geben daher vor, daß sie ihren Patienten Arzeneien geben, die den Atem stärken, das Phlegma vertreiben, das Blut erwärmen u. dergl. m. Im übrigen verweisen wir unsere Leser auf den Aufsatz „Ärzte und Apotheker“, in Kapitel VII, Seite 289 u. ff.

Die Chinesen halten das Knochensystem des menschlichen Körpers für eine Art Rahmenwerk. Der Schädel, der Vorderarm, das Bein, das Becken usw. bestehen, wie man aus ihrer Art, darüber zu reden, schließen muß, aus je einem Knochen. Das Gelenk scheint für sie gar nicht zu existieren. Wie schon früher angedeutet ist, sind ihnen nicht nur die Funktionen des Herzens unbekannt, sondern auch der Blutumlauf, denn fast jeder Körperteil hat einen verschiedenen Puls. Keine der chinesischen Schriften über die Heilkunde erwähnt, daß mit dem Blute in den Lungen und Haradern Veränderungen vorgehen; von einem doppelten Blutumlauf hat man keine Ahnung. Wir lesen nur in ihren Schriften, daß das Blut in den Blutgefäßen Schwingungen macht oder sich bewegt.

Bei Betrachtung der Heilwissenschaft in China muß uns Abendländer aber in allererster Linie die Thatsache staunen machen, daß in diesem Riesenreiche Jahrhundert um Jahrhundert und Generation um Generation dahingegangen sind, ohne daß ein einziger Mensch aufgetreten wäre, dessen Charakter hinreichende Unabhängigkeit gezeigt hätte, daß er neue Untersuchungen angestellt hätte, oder den vielen sinnlosen Behauptungen früherer Heilkünstler mit Mißtrauen und Zweifel entgegengetreten wäre. Die ganze Heilwissenschaft der Chinesen ruht auf einer völlig falschen Grundlage, weshalb sie ohne allen Wert ist. Dies ist allerdings dem bezopften Dr. Eisenbart sehr wohl bekannt, und doch darf er nicht gegen diese Pseudowissenschaft auftreten, muß sie vielmehr in hohen Ehren halten, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie aus dem grauen Altertume herrührt.

Arzeneien.

Die Chinesen führen die Anfänge ihrer materia medica auf die ältesten Zeiten zurück. Lassen wir das halbsagenhafte Zeitalter außer Betracht, so hat die Landeslitteratur doch viele Werke aufzuweisen, die aus der vorchristlichen Ära stammen und die Pharmacie behandeln. Bände über Bände sind über die verschiedenen Zweige der Arzeneikunst geschrieben worden, aber alle Schriften dieser Gattung kennzeichnet dieselbe große Unwissenheit, derselbe eingefleischte Eigendünkel und tiefe Aberglaube. Die Theorie der Verfasser jener Schriften beruht, wie uns schon bekannt ist, auf leeren Grübeleien. Anatomie, Physiologie und Pathologie sind ihnen böhmische Dörfer.

Und so ist es denn gekommen, daß es der Apothekerkunst in China, auf die wir bereits im Kapitel VII in aller Kürze hinwiesen, ebenso wie vielen oder richtiger gesagt allen anderen Wissenschaften im Lande der Mitte ergangen ist: sie charakterisiert eine Art von Versteinerung.

Unter diesen Umständen braucht man sich nicht zu wundern, daß die Pharmakopöe der Chinesen die denkbar lächerlichsten Mittel aufführt. Und doch sollten wir uns darüber nicht allzusehr wundern, denn wir müssen uns erinnern, daß der Zustand der deutschen Volksmedizin im 18. Jahrhundert ein ganz ähnlicher war. Leider finden wir auch noch heute bei einem großen Teile der deutschen Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, den Glauben an die Heilkraft solcher „unmöglichen" Quacksalbermittel unerschüttert. So führen u. a. chinesische pharmaceutische Werke solche ekelerregende Substanzen wie Urin und Menschenkot, Dünger von Fledermäusen und Elstern, Maden, Schlangen und Eidechsen, Skorpionen u. dergl. m. auf.

Es ist uns weiter schon bekannt, daß der Chinese auch in seiner Apothekerkunst die ihm eigene Neigung zur Abgeschlossenheit bewahrt hat. Seine materia medica stammt fast ausschließlich aus seinem Vaterlande oder den Nachbarländern. Der überwiegend größere Teil — man findet in chinesischen Apotheken über eintausend verschiedene Mittel zum Verkaufe angeboten — ist dem Tier- und Pflanzenreiche, vornehmlich diesem entnommen. Zu Mineralien greift man nur in äußerst seltenen Fällen. Wurzeln und Knollen scheinen die begehrtesten Ingredienzien für Arzeneimittel zu sein. Unter jenen erfreut sich namentlich ganz außerordentlicher Beliebtheit die als Ginseng (Panax repens) bekannte Kraftwurzel.*)

---

*) Ginseng d. h. Ebenbild des Menschen, zu der Familie der Arialiaceen gehörig, wird in der Mandschurei, in Korea, Japan, Amerika usw. gefunden. Der Name erklärt sich daraus, daß die Wurzel dem menschlichen Körper ähneln soll, und je mehr dies der Fall ist, desto wertvoller ist sie auch im Auge der Chinesen, die sie als eine stärkende Arzenei überaus hoch schätzen. Der Kaiser, dem von Rechts wegen alles in China gefundene Ginseng gehört, beschenkt zuweilen verdiente Beamte, um deren Gesundheit es schlimm bestellt ist, mit kleinen Mengen dieser Kraftwurzel. Dem Volksglauben zufolge verwandelt sich die Ginsengpflanze nach drei Jahrhunderten in einen Menschen mit weißem Blut. Dies ist das wahrhaftige Elixir der Unsterblichkeit, und schon wenige Tropfen reichen aus, um einen Toten wieder zum Leben zu bringen.

Man unterscheidet zwei Arten Ginseng, das wild wachsende, für das außerordentlich hohe Preise gefordert werden, und die für den Großhandel angebaute Art, die sehr viel geringer bewertet wird. Von dieser kostet das Pfund 5 bis 50 M., während von jener mitunter 5000 M. für das Pfund gezahlt werden. Je älter die Pflanze ist, desto wertvoller ist sie. Das Alter der wilden Wurzel kann man an gewissen Merkmalen am Stamm und anderen Eigentümlichkeiten der Form erkennen. Sie ist gerade, spindelförmig, knotig, wird bis zu ½ Zoll dick und 8 Zoll lang. Den gewöhnlichen Ginseng bereitet man, indem man die Wurzel an der Sonne oder über Holzkohlenfeuer trocknet. Um den roten oder geläuterten Ginseng zuzubereiten, legt man die Wurzel in Weiden-

Außerdem werden noch vielfach gebraucht die Wurzeln von Jasmin, Glockenblume, Kalmus, Disteln, Binsen, Päonien, Hyacinthen, Bambus, Lotus, Gelbwurz usw.

Unter Samen und Früchten finden am häufigsten Verwendung: Feigen, Haselnüsse, Hagedorn, Senf, Fenchel, Maulbeeren, Wolfsmilch, Koriander, Zitronen, Kardamom, Rhabarber, Buchweizen, Balsaminensamen, Aprikosen- und Pflaumenkerne, Muskatnüsse, spanischer Pfeffer, Aloe (aus Fukien), Lotussamen, Mangos (Mangifera indica) u. dergl. m. Von Kräutern sind sehr beliebt Thymian, Beifuß, Farrenkräuter und verschiedene Moosarten; von Zweigen und Blättern die des Kampferbaumes, des Wachholder, Bambus, Pfirsich, der Apfelsine und Tamarinde, Senna-, Lotus- und Ginsengblätter, sowie die des Nachtschattens.

Borken und Hülsen kommen ebenfalls vielfach zur Verwendung, u. a. die Borke des Kampferbaumes, Magnoliabaumes, der Elme, Birke, Rosenpappel, die Schalen der Kastanie, Orange, des Ingwers, Chinarinde und Granatäpfel. Von Blumen sind bei der Bereitung von Arzeneien namentlich beliebt: Chrysanthemum, Kamelien, Kaprifolium, Astern, Lilien, Mohn, Lotus, Magnolia, Saffran u. dergl. m.

Die dem Tierreiche entnommene materia medica enthält meist die ekelhaftesten Substanzen, die wir Ausländer uns nur vorstellen können. Da haben wir getrocknete Seidenwürmer, Larven von Fliegen, gesalzene Skorpione, Tausendfüße, Regenwürmer, Heuschrecken und verschiedene Käfer arten; getrocknete Kröten, Häute von Zikaden, den Speichel von Kröten, getrocknete Schlangen, Schuppen des Schuppentieres, Seehundsnieren, Gräten des Tintenfisches, Krabbenschalen, Rhinozeros-, Reh-, Antilopen-, Büffel- und Hirschhörner. Vielfache Verwendung findet die Galle von Ebern, Bären, Ochsen und anderen Tieren, ja selbst die des Menschen. Tigerknochen, namentlich die des Schädels, sowie aus Tigerknochen zubereiteter Leim sollen wunderbar stärkende Heilkraft besitzen, wie auch die Haut einer auf Hainan vorkommenden Abart der Boa Constrictor. Die Sehnen von Ziegen und Hirschen, der Fötus dieser Tiere, eine in Jauche sich findende Madenart, Seidenwürmerkot, die Schalen von Hühner- und Enteneiern, der Dünger von Kaninchen, Ratten und Menschen, der Penis von Eseln, Hunden, Hirschen, Büffeln und Schafen, der Urin von Knaben, Austernschalen, Schnecken, die Haut des Alligators, ja sogar die menschliche Placenta findet in der chinesischen Pharmacie Verwendung.

Eine sehr eigenartige Materia ist die unter dem Namen „Otschiau“ d. h. Eselsleim bekannte. Sie wird als tonisches Mittel gebraucht und man ge-

---

körbe, die wiederum in ein großes, irdenes, am Boden mit Löchern versehenes Gefäß mit einem eng anschließenden Deckel gethan werden. Dies Gefäß wird in kochendes Wasser gehängt und die Wurzeln werden im Dampfe etwa 4 Stunden lang gekocht.

winnt sie, indem man Eselshäute mehrere Tage lang in Wasser, das einem gewissen, in der Provinz Schantung befindlichen Brunnen entnommen ist, taucht. Noch seltsamer ist eine aus seidenen Hutquasten hergestellte Materia. Man verwendet hierzu abgetragene Beamtenhüte, die bekanntlich rote Quasten haben. Andere unglaubliche Mittel sind Wespennester, ferner der auf dem Kopfe eines gewissen Schmetterlings wachsende Schwamm, der infolge einer Krankheit sich auf dem Tiere bildet und der als Stärkungsmittel angewendet wird und einen sehr hohen Preis erzielt.

In den Augen der chinesischen Kurpfuscher gewinnt die Zuthat für eine Arzenei überhaupt dadurch bedeutend an Wert, daß sie schwer zu erlangen ist. Ein Beispiel liefert hierfür der sogenannte „Hirschmagenstein“, den man mitunter mit 50 M. bezahlt. Er hat die Größe eines Taubeneis und sieht schmutziggelb aus. Wie der Chinese behauptet, ist in jedem dieser Steine noch ein anderer enthalten. Er erklärt sich diese Eigentümlichkeit dadurch, daß der Hirsch einen Kieselstein verschluckt, der im Magen verbleibt und durch Ansatz allmählich größer wird. Sobald ein chinesischer Jäger einen Hirsch erlegt, wird er zuerst den Magen öffnen, um sich zu überzeugen, ob dieser den begehrten Stein enthält.

Mineralien finden in der Pharmacie der Chinesen nur wenig Verwendung. Die gebräuchlichsten sind: Schwefel, Zinnober, Quecksilber, Arsenik, Bleiglätte, Kupfer, Magnetstein, Gyps, Kalk, Feld- und Seifenstein, ferner Katzengold und Bernstein, den man in der Provinz Yünnan findet.

Obgleich aus dem Gesagten bereits mehr als zur Genüge hervorgeht, wie sehr die Arzeneikunde der Heilwissenschaft in China entspricht, so mögen doch noch einige Substanzen erwähnt sein, die ganz unglaublich widernatürlicher und ekelerregender Art sind, und die dennoch in der chinesischen materia medica eine nahmhafte Rolle spielen. Hierzu gehören: Kopfgrind, feingeschnittene Finger- und Fußnägel, die von schwangeren Frauen herrühren, menschliche Stirnknochen, die zu Asche verbrannt eingegeben werden, Menschengalle. Das Blut von Verbrechern, die hingerichtet worden sind, wird ebenfalls von dem abergläubischen Volke als Mittel gegen geschwächte Verdauung eingenommen. Es ist dies eine sehr teure Arzenei und ihr Verkauf gehört zu den Sporteln des Henkers.

Die Krankheiten der Chinesen.

Das hohe Alter der chinesischen Nation, die zähe Lebenskraft der nach Hunderten von Millionen zählenden Bevölkerung, der Riesenumfang des Reiches und die Verschiedenheit des Klimas — dies alles ist geeignet, das Studium der Krankheiten dieses Volkes auch dem Laien interessant zu

machen. Die einfache Nahrung der Landesbevölkerung, ihre Nüchternheit und phlegmatische Natur, die sie mit Gleichmut oder wenigstens mit stiller Ergebung Unglücksfälle ertragen läßt, die einen Europäer zur Verzweiflung treiben würden, die ruhige Art, wie sie ihre Geschäfte abwickeln, und ihre im allgemeinen vernünftige Lebensweise — das alles muß die Chinesen vor vielen Krankheiten schützen, denen im Abendlande zahllose Personen zum Opfer fallen.

Anderseits dürfen wir nicht außer acht lassen, daß die Kindersterblichkeit erheblich sein muß, weil die Mütter im großen und ganzen ein abgesondertes Leben führen, verhältnismäßig wenig sich im Freien bewegen oder gar Körperübungen vornehmen. Die völlige Unwissenheit der einheimischen Ärzte muß auch stark zur Verminderung der Bevölkerungsziffer beitragen. Dann kommt noch hinzu, daß der Chinese, namentlich der Städter, unter Verhältnissen lebt, denen selbst eine kräftige Gesundheit nicht widerstehen kann. Er schläft in einem unglaublich schlecht gelüfteten Zimmer, fast immer im unteren Stockwerk, die Hygiene existiert für ihn nicht. Der Chinese mag zwar lange Zeit von Krankheiten verschont bleiben, wenn aber Epidemien ausbrechen, so fallen ihnen auch ungezählte Menschenleben zum Opfer.

Unter den Epidemien, von denen die Landeskinder am meisten heimgesucht werden, treten die schwarzen Blattern am häufigsten auf. Diese Krankheit ist endemisch, obgleich sie in gewissen Jahren und zu gewissen Jahreszeiten besonders stark wütet; sie herrscht namentlich während des Winters. Dem Volksglauben zufolge ist es unmöglich, daß Erwachsene von ihr befallen werden; das Gift wird, wie sie annehmen, von den Eltern auf die Kinder übertragen, ein jeder trägt demnach den Blatternkeim in sich, der nur seiner Entwickelung harrt.*)

Die Cholera ist in China, wie auch in Indien, seit undenklichen Zeiten bekannt. Sie ist von jeher unter demselben Namen beschrieben worden, den sie noch gegenwärtig im Lande der Mitte führt. Die Chinesen unterscheiden zwei Formen dieser Krankheit, die trockene und die nasse, je nachdem mit ihr Erbrechen und Durchfall verbunden ist oder nicht. Jene Form wird als die gefährlichere angesehen. Die Cholera tritt in China periodisch auf, die Sterblichkeit ist dann gewöhnlich sehr groß.

Eine im Reiche der Mitte selten anzutreffende Krankheit ist die Schwindsucht, die dort bei weitem seltener als wie bei uns in Europa ist. Brust-

---

*) Die Impfung ist in China seit der Sungdynastie (960—1280 n. Chr.) und die Krankheit seit Ende des 9. Jahrhunderts bekannt, mithin seit etwa derselben Zeit, da wir in Europa sie kennen gelernt haben. In allen Städten des Kaiserreiches giebt es Personen, die das Impfen als Profession betreiben, wobei sie sehr behutsam vorgehen. Sie impfen an drei verschiedenen Stellen auf jedem Arm.

kranke findet man in China im großen und ganzen nur selten, gleichfalls Herzleidende. Ebenso selten treten unter den Landeskindern Typhus, Typhoid, enterische Fieber und Diarrhoen auf, und doch sollte man gerade das Gegenteil erwarten. Denn im Reiche der Mitte sind Gesundheitsmaßregeln eine unbekannte Einrichtung. Überall sieht man das Volk Wasser zum Kochen gebrauchen, das man im Abendlande nicht einmal dem Vieh als Getränk geben würde. Man schöpft es vielfach aus grabenähnlichen Gewässern oder gar Pfützen, in die Kehricht u. dergl. m. geworfen wird. Der Schmutz, den man meist in den chinesischen Häusern antrifft, spottet aller Beschreibung. Überall stößt man in den Städten und Dörfern auf übelriechende Gräben und Tümpel. Aber obwohl China das Land der übeln Gerüche par excellence genannt werden muß, leidet das Volk doch nicht unter diesem Übel, vielmehr scheint es sich ohne sie unglücklich und verlassen zu fühlen. Die Chinesen können in Häusern leben und gedeihen, in denen wir nicht wagen würden, unsere Schweine unterzubringen.

Sehr häufig wird der Chinese jedoch vom Wechselfieber befallen, namentlich in Mittelchina, im Yangtsethale, aber auch in den südlichen Provinzen, wo es eine der häufigsten Krankheiten ist. Eine schreckliche Krankheit ist der Aussatz, dem man meist in Mittel- und Südchina, selten im Norden des Reiches begegnet. Man kennt ihn seit Jahrtausenden. Krankenhäuser für Aussätzige existieren nicht. Elephantiasis, der arabische Aussatz, tritt auch häufig auf, vornehmlich im Süden.

Wenig grassiert unter dem Volke der Keuchhusten, und ein gleiches gilt vom Scharlachfieber. Häufig findet man aber skrofulöse Leute, wenn auch nicht so allgemein wie bei uns im Abendlande. Karbunkeln und Geschwüre sind etwas gewöhnliches, von Zahnschmerzen bleibt der Chinese jedoch ziemlich verschont; die Bevölkerung hat prächtige Zähne, was sich aus der einfachen Lebensweise erklärt.

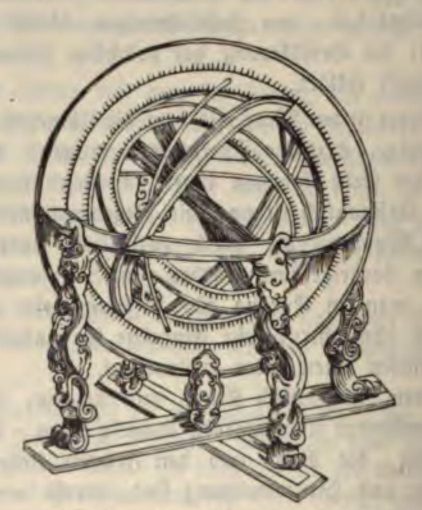
Bewundernswert ist der Mut, mit dem die Chinesen, ihrem lymphatischen Temperament zufolge, ärztliche Operationen tragen; die Patienten keiner anderen Nation der Erde kommen ihnen in dieser Hinsicht auch nur annähernd gleich. Erstaunlich ist auch die Regenerationskraft der Zopfträger. Sie genesen von Wunden, die durch entsetzliche Unfälle entstanden oder durch Operationen herbeigeführt worden sind, in unglaublich kurzer Zeit. Viele Fälle, die man in Europa für hoffnungslose erklären, oder Verletzungen, die man ohne chirurgische Eingriffe für unheilbar ansehen würde, nehmen beim Chinesen einen guten Heilverlauf.

Hautkrankheiten, namentlich Krätze und Eczema, sind sehr stark verbreitet, Nervenkrankheiten sind dagegen äußerst selten. Dies erklärt sich aus dem phlegmatischen, die Ruhe und den Frieden liebenden Charakter des Volkes. Lähmung und Hirnerweichung sind, ebenso wie Schlagfluß außerordentlich selten. Hier und da stößt man auf Epilepsie und auf Blödsinn,

doch sind solche Fälle ganz vereinzelt; in China giebt es keine Irrenhäuser. In Nordchina tritt der Kropf bei Männern und Frauen häufig auf, auch sind Augenkrankheiten und Halsleiden etwas gewöhnliches. Diese versucht man dadurch zu heilen, daß man durch das scharfe Kneifen der Halshaut eine Gegenreizung hervorzubringen sucht.

Unter den Chinesen finden sich auffallend wenig Mißgestaltete, Monstrositäten u. dergl. m. Wie uns bereits bekannt ist, darf der Chinese nie ein Mädchen heiraten, das mit ihm denselben Vaternamen führt. Diese Thatsache trägt viel dazu bei, daß die Landeskinder von den Krankheiten frei bleiben, die, wie man annimmt, auf die Heirat unter Blutsverwandten zurückgeführt werden müssen. Die Sterblichkeit ist unter den Kindern in China wohl kaum so groß wie im Abendlande; die Kleinen werden erst nach ihrem dritten oder vierten Lebensjahre entwöhnt.

Man kennt im Lande der Mitte keine Statistik, die es uns ermöglichte, die Sterblichkeit unter Kindern und Erwachsenen festzustellen. Ziehen wir aber die ungemein gemäßigte und regelmäßige Lebensweise der Bevölkerung in Betracht, ferner das meist sehr gesunde Klima des Landes, die Gemütsruhe, die den Landeskindern in besonderem Maße eigen ist — sie gehen allem aus dem Wege, was ihnen Ärger, Gram, Furcht, Aufregung u. dergl. m. bereiten könnte, also allem, was die Gesundheit des Europäers so häufig untergräbt — so wird man zur Überzeugung kommen müssen, daß, obgleich die Chinesen von einer Wissenschaft der Hygiene keine Ahnung haben, sie sich doch im großen und ganzen einer durchschnittlich längeren Lebensdauer erfreuen als wir Abendländer.



Astrolabium der Pekinger Sternwarte.



Zwei Kunstkenner.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Kunst.

Die Baukunst. — Die Malerei. — Die Bronze. — Die Musik. — Musikinstrumente. — Die Bildhauerkunst. — Das Porzellan. — Lackwaren. — Holz-, Elfenbein- und Steinschnitzereien.

Die Baukunst.

Man sollte meinen, daß in einem so altem Lande, wie China eines ist, sich zahlreiche Ruinen finden müßten. Das ist nicht der Fall, denn selbst die große Mauer ist, wie wir bereits wissen, modernen Ursprungs. Zwar giebt es noch einige Gebäude, die etwa ein Jahrtausend gestanden haben mögen; um aber ältere Bauten aufzufinden, müßte man Ausgrabungen vornehmen, zu denen sich der Chinese bisher noch nicht hat entschließen können. Die Mehrzahl der Bauten im Lande der Mitte ist demnach modern, wobei das Wort im Sinne der Chinesen verstanden werden muß.

Der Mangel an alten Gebäuden muß teilweise darauf zurückgeführt werden, daß das Baumaterial dem Zahn der Zeit nicht zu widerstehen vermocht hat, zumal die Bauweise der Chinesen überhaupt der Festigkeit und Solidität entbehrt. Die Feuchtigkeit des Klimas, Angriffe von Insekten, namentlich von Termiten, tragen auch viel dazu bei, daß von den Bauten der Vorväter in China nur sehr wenig auf die Nachwelt gekommen ist. Diese Thatsache muß uns Europäern sonderbar vorkommen, wenn wir bedenken, welch große Verehrung das Landeskind für alles Alte an den Tag legt, und daß es China sicherlich nicht an dauerhaftem Baumaterial mangelt.

Es hat in Wirklichkeit noch keinen Kaiser auf dem „Drachenthrone“ gegeben, der darnach getrachtet hätte, seinen Namen durch ein Bauwerk bei späteren Generationen berühmt zu machen. Das Volk hat auch gar keine Ehrfurcht vor altertümlichen Gebäuden, selbst wenn der Geruch der Heiligkeit sie umschwebt. Denn wenn nach unserer Anschauung in China ein Haus

der Erhaltung hätte für würdig erachtet werden müssen, so wäre es das des Confucius gewesen. Und doch ließ schon im 1. Jahrhundert ein Prinz dies Haus niederreißen, um auf dem geheiligten Platze ein größeres Gebäude errichten zu lassen.

Man darf den Satz aufstellen, daß man im Reiche der Mitte in geschichtlicher Zeit und für Bauwerke aller Art nur ein Muster der Architektonik gekannt hat. Da aber von alten Baudenkmälern nichts mehr vorhanden ist, so muß man, um sich eine Vorstellung vom Charakter der chinesischen Baukunst vor Jahrtausenden zu machen, die Klassiker zu Rate ziehen. Aus diesen geht denn hervor, daß die Chinesen vor etwa 2500 Jahren ihre Häuser, Denkmäler u. dergl. m. in einer Art aufführten, die der gegenwärtigen im großen und ganzen sehr nahe steht.

Wie in allen anderen Zweigen der Kunst, so prägt sich auch in der Architektur der streng konservative Charakter der Nation aus. Holz und Backstein sind von jeher fast das einzige Baumaterial gewesen, dessen sich die Chinesen bedient haben. Es ist nicht leicht, auch nur eine Vermutung auszusprechen, warum sie sich des Steines so selten bedient haben, da sich vortreffliches Baumaterial dieser Art überall reichlich findet.

Die Furcht vor Erdbeben kann nicht von der Errichtung von Steinbauten abgeschreckt haben, da solche Naturereignisse China höchst selten heimsuchen (vergl. Seite 500). Die einzigen, ganz aus Stein aufgeführten Bauten sind die Ehrenbogen und die unter dem Namen „Pailu“ bekannten Thore, deren wir ebenfalls bereits gedacht haben. Sie werden zur Erinnerung an irgend eine denkwürdige historische Begebenheit oder als Anerkennung für die verdienstvolle Handlung einer Person errichtet, und zwar stets infolge eines kaiserlichen Edikts. Der denkwürdigste Ehrenbogen ist wohl der am Eingange zum Confuciustempel in Peking. Er ist an einer anderen Stelle dieses Werkes abgebildet worden.

Als wir den Gegenstand „Brücken“ im Kapitel XVII. behandelten, wiesen wir bereits darauf hin, daß die chinesischen Baumeister seit dem grauen Altertume mit der Konstruktion des Bogens bekannt gewesen sein müssen. Trotzdem machen sie von ihm nur selten Gebrauch. Am häufigsten findet er sich noch, außer bei Brücken, bei Thorwegen, die zu Befestigungswerken führen. Es ist auch zu beachten, daß die Chinesen noch nie ein von einer Kuppel gekröntes Gebäude errichtet haben. Es fehlen bei ihnen also die glücklichen Schöpfungen persischer und byzantinischer Baukunst. Eine Anzahl buddhistischer Bauten, die als „Stupa“ bekannt sind, haben allerdings einen Aufbau, der gewissermaßen einer Kuppel ähnelt z. B. die Stupa des Petasse in Peking, die aus dem 13. Jahrhundert stammt (siehe die Textillustration). Aber in Wirklichkeit sind das nur massive Steinarbeiten, denen der wesentliche Charakterzug der Kuppel abgeht.

Die gewöhnliche Form der chinesischen Gebäude ist unter der Bezeichnung

„Ting" d. h. Zelt, bekannt. Es ist ein an den Enden wieder aufwärts gebogenes überhängendes Dach, das auf Pfeilern ruht. Unsere Textillustration eines bekannten Tempels in der Chinesenstadt Shanghais illustriert diese Bauweise. Was ist aber der Ursprung dieser Bauart? Ist sie eine Nachahmung des primitiven Zeltes der asiatischen Nomadenvölker? Es ist das eine vielumstrittene Frage, die noch immer nicht befriedigend beantwortet ist. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß die Dachform Ähnlichkeit mit dem Zelte hat, doch ist diese Ähnlichkeit, wie man wohl annehmen darf, rein zufälliger Natur. Denn die ältesten Beschreibungen, die wir in der chinesischen Litteratur über den Häuserbau finden, sagen uns, daß das Dach damals diese Form noch nicht aufwies. Vielmehr hatte es kreisförmige Gestalt.



Petasse-Tempel in Peking.

Die eigenartige Dachform chinesischer Häuser hat nach unserer Meinung nichts mit der konischen Form der Zelte zu thun. Die fantastischen Bogenformen der chinesischen Architektonik kamen erst spät in Aufnahme, und sie müssen deshalb dem Einfluß, den der Buddhismus auf die Baukunst im Lande der Mitte ausgeübt hat, zugeschrieben werden. Selbst die älteste Litteratur Chinas erwähnt nie, daß die Chinesen je ein nomadisierendes Volk gewesen sind und in Zelten gelebt haben. Vielmehr trieben sie seit undenklichen Zeiten Ackerbau, wodurch jedes Wanderleben ausgeschlossen ist.

Das Dach ist der Hauptcharakterzug der chinesischen Baukunst. Die massiven Dächer der größeren und schöneren Tempel, auch die der öffentlichen Gebäude erfreuen sich stets reicher und kunstgerechter Dekoration. Ein weiterer charakteristischer Zug ist das Doppeldach, das vor mehr als 3000 Jahren eingeführt ist und bis heute namentlich bei Palästen, Tempeln, Pagoden und Stadtmauerecken mit besonderer Vorliebe angewendet wird. Diese Doppeldächer sollen den Bauten ein vornehmeres und würdigeres Aussehen verleihen. Die erste der beiden vorhergehenden Textillustrationen veranschaulicht die Wirkung eines solchen Doppeldaches.

Alle Tempel und Paläste, auch die Häuser sind allgemein nach dem



Tempel nebst Hof zu Shanghai.

erwähnten „Tingstil“ erbaut. Hieraus erklärt sich auch die Einförmigkeit aller Bauten in China. Dieser Stil macht zahlreiche Säulen, die das Dach zu tragen haben, notwendig. Diese Säulen sind jedoch nur selten aus Stein, gewöhnlich nur aus Holz gefertigt. Die gemeinen Holzarten liefern das Material für die große Masse der Häuser; bei Palästen und großen Tempeln stellt man dagegen die Säulen aus dem außerordentlich dauerhaften Zedernholz, „Nanmu“, her, das namentlich in der Provinz Yünnan häufig vorkommt. Der Säulenschaft ist stets schlank, rund, seltener mehrkantig, nie aber viereckig. Das Kapitäl besteht häufig nur aus einem einfachen Stein, der wie ein Drachenkopf geformt ist. Der Säulenfuß ist ein einfacher ausgehöhlter Stein.*)

*) Die Chinesen haben von jeher, wie wir in dem Abschnitt „Wohnung“ bereits angedeutet haben, bei ihrer Baukunst fast stets einfache geometrische Grundformen zur

Bis auf wenige Ausnahmen, zu denen z. B. die kaiserlichen Paläste und gewisse öffentliche Gebäude zählen, sind alle Häuser in China einstöckig. Die Eintönigkeit ihres Baustils versuchen die Chinesen durch reiche Ornamentik in gewisser Weise wieder gut zu machen. An ihren Dächern sind sagenhafte Tiere, Drache und Phönix, Schildkröte, Affe u. dergl. m., die entweder aus Holz geschnitzt oder aus Thon geformt sind, in drolligen Stellungen angebracht. Die Säulen sind gefirnißt oder zinnoberrot, gelb, blau usw. gemalt. Aber obgleich das ganze Gebäude durch eine gewisse unregelmäßige Verzierung charakterisiert ist, kommt der ursprüngliche, einförmige Baustil doch immer wieder zum Vorschein.



Pavillon mit dreifachem Dach.

Die Bauart der für Wohnungszwecke bestimmten Gebäude ist seit 3000 Jahren durch das Gesetz festgesetzt worden. So wurden die Höhe, Länge und Breite der Häuser, die Anzahl der Säulen und Höfe u. dergl. m. für die verschiedenen Rangklassen bestimmt. Würden diese Anordnungen streng befolgt, so müßte man am Gebäude bereits den Rang des Bewohners erkennen können. Doch ist dies in Wirklichkeit nicht möglich, da Beförderungen oder Degradierungen der Beamten, der Verkauf von Häusern u. dergl. m. die strenge Befolgung des Gesetzes nicht nur sehr schwierig, sondern auch sehr kostspielig machen würden.

Sehr häufig kann man aber die gesellschaftliche Stellung des Bewohners eines Hauses aus einem eigenartigen Bau erkennen, auf den ebenfalls in

Anwendung gebracht. Die Hauptfront ihrer Häuser ist nach Süden gerichtet. Zirkel, Winkelmaß und Senkblei sind in China seit uralten Zeiten bekannt.

dem Abschnitt „Wohnung“ bereits kurz hingewiesen ist, nämlich aus der als „Tschauping“ bekannten, alleinstehenden Mauer, einer Art Schirmwand, die etwa 8 bis 10 Fuß hoch und dem Eingangsthore gegenüber in kurzer Entfernung vom Hause errichtet ist. Je nach dem Range der Person, die das dahinterliegende Haus bewohnt, ist auch die Ausstattung der „Tschauping“ verschieden. Alle öffentlichen Gebäude weisen diese tote Mauer auf. Sie dient verschiedenen Zwecken, vor allem dem Volksglauben zufolge dazu, böse Geister vom Hause fernzuhalten. Ferner soll sie die inneren Hofräume vor den Blicken der Vorübergehenden verbergen. Die „Tschauping“, zweifellos buddhistischen Ursprungs, verunstaltet nach unserem Geschmack das dahinterstehende Haus, doch scheint sie dem Auge des Chinesen wohl zu gefallen.



Pavillon in den kaiserlichen Lustgärten zu Wanschauschan.

Wir erwähnten bereits die Verzierungen auf den Dächern gewisser Bauten. Sie stellen vielfach kleine Ungeheuer dar, werden aber trotz ihres abschreckenden Äußeren als den Bewohnern des Gebäudes freundlich gesinnt betrachtet. Ihr häßliches Aussehen scheucht, wie man glaubt, die bösen Geister von dannen. Um aber die gewünschte Wirkung zu erzielen, muß die Zahl der Ungeheuer gleich den Stockwerken einer Pagode eine ungerade sein. Die Einführung dieser Ornamente ist ebenfalls auf buddhistischen Einfluß zurückzuführen und stammt demnach aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Ära.

Die Bauart der kaiserlichen Paläste hat im Laufe der letzten zwei Jahrtausende fast gar keine Änderung erfahren. Sie bestehen aus einer Anzahl von rechtwinkligen Höfen, die eine regelmäßige und symmetrische Reihe bilden.

In diesen Hofräumen sind die Gebäude errichtet und zwar ebenfalls nach dem „Tingstile“, der allerdings hier seine größte Vollendung erreicht. Trotz ihrer Einfachheit macht die Bauweise einen äußerst befriedigenden Eindruck. Der große Umfang der Hofräume und die symmetrische Anordnung und Bauart aller Gebäude bewirken, daß das Ganze einen ernst majestätischen Charakter trägt. Die ganze Masse der Baulichkeiten bildet eine Stadt für sich, einen befestigten Wehrbezirk, dem die herrlichen Gärten mit ihren Tempeln, Kiosken, Pavillons, Altanen u. dergl. m. den Zauber des Romantischen verleihen. Bei der Beschreibung der Residenz des Kaisers im ersten Kapitel haben wir diesen Gegenstand bereits eingehender erörtert.



Moschee in Canton.

Die Architektur der chinesischen Tempel ist ebenfalls bereits in dem Kapitel „Tempel, Priester und Götzen“ behandelt worden. Sie haben, wie oben erwähnt ist, keinen charakteristischen Stil. Auf den ersten Blick ist es mitunter schwer für den weniger Eingeweihten, ein solches Gebäude von einem anderen Bau besserer Gattung zu unterscheiden. Buddhistische, taoistische oder confucianische Tempel weichen in der Bauart nur unbedeutend von einander ab. Die Gebäude sind stets einstöckig. Selbst die Moscheen, deren es, wie uns aus dem Abschnitt „Der Islam“ bereits bekannt ist, in China eine nicht unbedeutende Zahl giebt, weichen, soweit die Architektur in Betracht kommt, nur wenig von den vorgenannten Tempeln ab. Die Textillustration führt uns eine solche Moschee vor Augen.

Echt indisches Ursprungs sind die Pagoden,*) die mit Bezug auf ihren Stil von den übrigen buddhistischen Bauten in China ganz verschieden sind. Sie bilden einen höchst charakteristischen Zug in der chinesischen Landschaft und gehören zu den zierlichsten Denkmälern chinesischer Baukunst. Gewöhnlich wird angenommen, daß die Spitze einer Hindudagoba das Modell für diese Bauten geliefert habe. Auch wenn das der Fall ist, weichen die Pagoden im Baustil weit von einander ab. In Südchina ähneln sie ihrem indischen Muster nur wenig, in Mittelchina haben sie nicht dieselbe zierliche Form, und in Nordchina stehen sie der indischen Dagoba am nächsten.

Die Pagoden sind meist hohe, achteckige Türme mit gewöhnlich sieben oder neun Stockwerken, die sich nach oben hin verjüngen. Diese werden durch Dachvorsprünge aus glasiertem Backstein von einander abgegrenzt. An jeder Ecke jedes Vordaches hängt eine Glocke. Als Baumaterial dienen fast ausschließlich Ziegel. Der Aufstieg von Stockwerk zu Stockwerk wird durch Wendeltreppen ermöglicht, die zwischen den zwei, fast bei allen Pagoden vorhandenen Mauern, der inneren und äußeren, emporführen. Doch hat man auch Pagoden ohne Treppen, die aus solidem Mauerwerk bestehen. Nicht alle Pagoden stehen übrigens genau senkrecht, einige weisen eine schiefe Stellung auf z. B. die zu Ningpo, die um das Jahr 750 n. Chr. erbaut und 160 Fuß hoch ist. Sie erinnert lebhaft an den berühmten „schiefen Turm" zu Pisa.

Über den Zweck der Pagoden ist ebenfalls viel gestritten worden. Doch steht wohl fest, daß sie als Grabdenkmäler über den Resten heiliger Knochen verstorbener Buddhas errichtet worden sind. Aus dem Umstande, daß viele von diesen Bauten an den Ufern von Flüssen und Seen errichtet sind, haben manche schließen wollen, daß sie in China ursprünglich als Signaltürme gedient haben, von denen man das Nahen des Feindes beobachtet habe. Diese Annahme ist aber irrtümlich, denn es giebt im Lande viele eigens zu diesem Zwecke erbaute Türme. Die Errichtung von Pagoden in China ist zweifellos dem Einflusse der indischen Bonzen zuzuschreiben. Man hat festgestellt, daß es vor der Einführung des Buddhismus im Kaiserreiche, also vor dem 1. Jahrhundert n. Chr., derartige Bauten nicht gegeben hat. Viele Pagoden verdanken ihre Errichtung Privatpersonen, die dadurch ihre fromme

---

*) Hinsichtlich der Erklärung des Namens „Pagode" sind die Gelehrten sich noch immer nicht einig. Sehr gewagt ist der Versuch aus dem Persischen „but", Götzenbild, und „Kadah", Tempel, also „Götzentempel". Ebenso unstatthaft ist das Portugiesische „pagao" = paganus. Wahrscheinlich ist das Wort durch Entartung der Aussprache von „dagoba", kurz „dagob", für „dhahu gopa", Körperbewahrer, entstanden, deutet also auf den Zweck des Gebäudes hin. Der alte Sanskritname ist „Stupa", im heutigen Dialekt „Tape". Damit wird die äußere Beschaffenheit bezeichnet, die ursprünglich die Tumulusform war. Diese Form ist Symbol der Wasserblase, des Bildes der Vergänglichkeit alles irdischen Daseins.

Opferwilligkeit darthun oder den Stifter des Buddhismus verherrlichen wollten. Auch ist festgestellt worden, daß in früheren Zeiten auf den Gräbern buddhistischer Priester, die im Geruche großer Frömmigkeit standen, Pagoden erbaut worden sind.

Die Pagoden sind meist sieben- oder neunstöckig. Doch giebt es auch drei- und fünfstöckige. Man findet sie in der Regel in der Nähe von Dörfern oder an den Ufern von Gewässern. Dem Volksglauben zufolge üben sie und ebenso die sieben- und neunstöckigen Bauten einen günstigen Einfluß auf die



Eine berühmte Pagode zu Peking.

Gegend aus, in denen sie sich befinden, indem sie dazu beitragen sollen, den Frieden und die Eintracht zu fördern, den Reichtum zu heben, und die litterarischen Studien der Kandidaten des Bezirkes zu begünstigen.*)

*) Die berühmteste Pagode Chinas war der sogenannte „Porzellanturm“ zu Nanking. Man rechnete ihn zu den sieben Wundern der Neuzeit. Bekanntlich wurde dieser Turm im Jahre 1853 von den Rebellen während des Taipingaufstandes zerstört. Diese Pagode wurde auf Befehl Kaiser Yung Los zur Zeit der Mingdynastie erbaut, der dadurch seine Dankbarkeit gegen seine verstorbene Mutter kund geben wollte. Als Yung Lo im Jahre 1412 seinen Hof von Nanking nach Peking verlegte, gab er dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten den Auftrag, eine Pagode aus emaillierten Ziegelsteinen zu errichten, die denen ähnlich wären, die man zu den Bauten der kaiserlichen

Aus dem Gesagten wird dem Leser demnach zur Genüge einleuchten, daß die Chinesen in der Baukunst nur wenig Fortschritte gemacht haben. Sie sind kaum über die ersten Stufen der Architektur hinausgekommen. Die Einförmigkeit des „Tingstiles" ist vornehmlich eine Folge der Unfruchtbarkeit der Einbildungskraft sowie des eingefleischten Konservatismus bei den Chinesen. Wie auf allen Gebieten, so zeigt auch die chinesische Baukunst nicht die geringste Spur einer Entwickelung oder der Beeinflussung durch einen genialen, schöpferischen Geist.

Selbst da, wo die schwarzharigen Söhne Hans ein Beispiel des Besseren vor Augen haben, wenden sie den Blick absichtlich weg und bleiben im gewohnten Geleise. In allen Vertragshäfen, namentlich aber in Shanghai, erheben sich in den fremden Ansiedelungen prächtige, in europäischem Stile erbaute Gebäude an schönen Straßen und Wegen, ausgerüstet mit allen denkbaren, der Gesundheitspflege dienenden Verbesserungen. Aber in den angrenzenden Chinesenstädten werden die Häuser nach wie vor nach dem alten Muster gebaut, die Straßen bleiben ebenso eng, und der Schmutz macht sich aller Orten in gleicher Weise bemerkbar. Ziehen wir diese Thatsachen in Betracht, so ist man wohl zu der Behauptung berechtigt, daß der Chinese nur unter einem fremden Joche imstande sein wird, Reformen vorzunehmen, die ihn für die Dauer auf den Pfad europäischer Zivilisation führen werden.

Paläste zu gebrauchen pflegte. Sie sollte neun Stockwerke enthalten und 329 Fuß hoch sein.

Mit der Arbeit wurde sofort begonnen. Am 15. Juli 1412 legte man den Grundstein und am 7. September 1431, also nach 19 Jahren, war sie fertig. Die Zinne des Turmes war mit Tingpokupfer gedeckt, einem Metalle, das wie Gold glänzt und blank bleibt, da es von den Unbilden der Witterung nicht beeinflußt wird. Von der Zinne hingen acht eiserne Ketten herab und an diesen hingen wiederum 72 Glocken. An den Ecken des ersten Stockwerks waren 80 Glocken befestigt, so daß die Pagode im ganzen 152 Glocken hatte. Außerhalb der Stockwerke waren 140 Lampen angebracht. Um sie zu speisen, wurden in jeder Nacht 100 Pfund Öl verbraucht. Die Kuppel bildete ein eherner Kürbis, der 900 Kattie, etwa 1200 Pfund, wog. Dieser ruhte auf einem Untersatz, der 450 Kattie wog. Die Kuppel umschlossen neun eiserne Reifen, von denen der größte 63 und der kleinste 24 Fuß im Durchmesser hatte.

Die Pagode mit den dazu gehörigen Tempeln, Ausbauten und Ländereien stand auf einem Areal, das einen Umfang von etwa $^1/_2$ deutschen Meile hatte. Die Kosten des Baues beliefen sich auf 10 Millionen Mark. Die Außenmauern der Pagode bestanden aus feinstem weißem Porzellan. Der Umstand jedoch, daß die von jedem Stockwerk aus vorspringenden Schirmdächer grün waren, soll zur Folge gehabt haben, daß die ganze Pagode grünlich aussah. Die inneren Mauern waren aber nicht, wie man in Europa lange geglaubt hat, aus Porzellan, sondern aus gewöhnlichen Lehmziegeln hergestellt, die dann mit dem feinsten gelben und roten Porzellan verkleidet waren.

Die Malerei.

Die Malerei der Chinesen steht noch heute auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Die Gesetze der Perspektive, der Licht- und Schattengebung sind fast völlig unbekannt, obgleich jene mitunter bis zu einem gewissen Grade beobachtet werden. Die Größenverschiedenheiten werden in einem chinesischen Bilde meist durch die Wiedergabe verschiedener Entfernungen dargestellt. Entfernte Gegenstände werden auf die obere Seite des Bildes, nahegelegene unterhalb jener gemalt, während die dargestellten Figuren fast denselben Flächenraum einnehmen. Nur in wenigen chinesischen Landschaftsbildern finden wir eine befriedigende Verteilung von Licht und Schatten, doch giebt es allerdings in dieser Hinsicht auch lobenswerte Ausnahmen.

Eine sachgemäße Anordnung der Gegenstände, und die Gruppierung von Personen in natürlichen Stellungen scheint der chinesische Künstler gar nicht zu kennen, jedenfalls nicht in der im Abendlande geübten Weise. Er strebt nur nach Symmetrie. Das Nebensächliche wird mit derselben Sorgfalt behandelt, wie der Hauptgegenstand. Fast stets wird nur die Vorderseite des Gesichts dargestellt; die Köpfe sitzen oft in einem vorwärts geneigten Winkel von 25 Grad auf dem Körper. Die Stellung, die die dargestellte Person im gesellschaftlichen Leben einnimmt, ist für den chinesischen Maler ein Faktor von allerhöchster Bedeutung. Die Hindeutung auf eine lebende, fühlende Seele, die sich in den Zügen des Gesichtes offenbart, ist für ihn ohne jede Bedeutung im Vergleich zur Darstellung äußerlicher Verhältnisse z. B. des Ranges und Reichtums usw. Der Gesichtsausdruck ist daher sehr häufig nichtssagend, höchstens geben die Lippen ein hochmütiges Lächeln oder den Ausdruck völliger Gleichgültigkeit kund. Nichts scheint dem chinesischen Porträtmaler schwerer zu fallen, als den Lippen und dem Munde einen naturgetreuen Ausdruck zu geben.

Rohe Umrisse in Federzeichnung, die Figuren und Landschaften darstellen, werden sehr bewundert. In diesen findet man unmögliche Berge, chaotische Felsmassen, Blumen, Bäume und Bote in einer Weise dargestellt, daß sie uns Abendländern wenig Achtung abnötigen. Die Stärke des chinesischen Zeichners liegt darin, daß er irgend einen einzelnen Gegenstand mit wenigen Pinselstrichen mit großer Treue wiederzugeben vermag. Dies erklärt sich aus der ihnen eigenen sicheren Herrschaft über den Pinsel. Sie halten ihn fast senkrecht zur Fläche der Leinwand oder des Papiers und sind dadurch imstande, mit seiner zarten Spitze die allerfeinsten Linien zu ziehen, und sie infolge der elastischen Natur des aus Kamelharen gefertigten Pinsels auch beliebig zu verstärken. Das Erlernen des Schreibens übt natürlich Auge und Hand, und die tägliche Benutzung des Pinsels — der unsere Feder vertritt — bereitet den zukünftigen Künstler bereits darauf vor, sich seiner mit Leichtigkeit zu bedienen.

Der chinesische Künstler ist gewöhnlich äußerst glücklich in der Darstellung von Vögeln. Er macht sich mit dem Bau und der Gestalt des Tieres, der Art seiner Bewegungen, mit seinem Temperament und wie es in seinem äußeren Gebahren zum Ausdruck kommt, vertraut und dadurch gelingt es ihm, die Vögel recht naturgetreu darzustellen, mögen auch manche Einzelheiten plump ausgeführt sein. Diese Fähigkeit naturgetreuer Darstellung ist jedoch nicht auf Vögel beschränkt; auch finden sich Beispiele solcher Geschicklichkeit schon in alter Zeit.*)

Aber die naturgetreue Wiedergabe ist nicht auf das Tierleben beschränkt. Auch Blumen, der Bambusstrauch und Bäume werden ebenso meisterhaft ge-



Chinesen beim Grillenkampf. (Nach einem chinesischen Aquarell.)

malt; das Wirrsal der Astverzweigungen und die Wirkungen, die der Wind auf sie ausübt, werden auf das sorgfältigste wiedergegeben. Ungeachtet dieser großen Vorzüge fehlen doch dem Ganzen nicht selten Symmetrie und Harmonie.

Die schablonenmäßige Behandlung der Stellungen der menschlichen Ge-

*) So soll ein berühmter Maler des 3. Jahrhunderts einen Wandschirm für den Kaiser gemalt haben, auf dem er eine Fliege so naturgetreu darstellte, daß der Kaiser sie mit seiner Hand fortzuscheuchen versuchte. Ein anderer Künstler hatte einen auf einem Zweige sitzenden Vogel gemalt, so daß die Katze des Hauses, die beständig seiner habhaft zu werden suchte, sich ihm so viel als möglich näherte und ihn beobachtete. Erzählungen dieser Art erinnern uns an das Pferd des Apelles, dem die lebenden Pferde zuwieherten, und an jenes andere, das eine auf der Leinwand dargestellte Kornähre zu fressen versuchte.

stalt verleiht den Bildern chinesischer Maler häufig einen Reiz, den viele ihrer sonstigen Erzeugnisse nicht haben. Die Gruppierungen der auf einem Bilde befindlichen Gestalten sind durch eine zur gesetzmäßigen Gewohnheit gewordene Manier genau vorgezeichnet. Auf dies strenge Festhalten ist zum großen Teile die Unnatur bei der Darstellung menschlicher Leidenschaften zurückzuführen. Hierzu tritt noch die völlige Unkenntnis der Anatomie, die die dargestellte menschliche Figur häufig zur Karrikatur verzerrt. Dagegen verdient die Zartheit des Kolorits das allerhöchste Lob.

Die Chinesen sind auf die Erzeugnisse ihrer Malkunst ungemein stolz. In den Häusern der Reichen treffen wir stets auf mehrere Fuß lange und ein paar Fuß breite Papierstreifen, auf denen Landschaften und Blütenzweige, Vögel, Insekten u. dergl. m. abgebildet sind. Selbst die ärmeren Klassen schmücken ihre bescheidenen Hütten mit billigeren Bildern, ja sogar die so zahlreiche Botbevölkerung Chinas unterläßt es nicht, das Innere ihrer Fahrzeuge mit bildlichen Darstellungen zu verschönern.

So viel wir wissen, haben sich die chinesischen Künstler nie des Öls in der Malerei bedient. Doch müssen wir dabei bedenken, daß auch der europäische Maler erst im 15. Jahrhundert mit diesem Fortschritt in der Kunst bekannt geworden ist. Die chinesischen Pigmente sind sehr primitiv. Ihre Wasserfarben sind nicht viel besser, als die, die wir in unseren Kindertuschkasten vorfinden. Die chinesische Tusche ist allerdings, wie uns schon bekannt ist (vergl. Seite 842), die beste in der Welt. Auch ihre Pinsel lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Ein deutscher Aquarellmaler könnte jedoch unmöglich mit solchen Werkzeugen zur Befriedigung arbeiten. Auch darf man nicht erwarten, daß der bezopfte Künstler irgend welche Fortschritte in der Malerei macht, ehe er nicht seinen Konservatismus über Bord wirft und sich des Papiers, der Farben und des Pinsels des modernen Europas bedient.

Religion, Natur, Geschichte und Litteratur haben den chinesischen Künstler mit mehr oder weniger wechselndem Erfolge begeistert. Man darf annehmen, daß die Malerei bereits um das Jahr 1000 v. Chr. bis zu einem gewissen, allerdings noch höchst unvollkommenen Grade ausgebildet war, und zwar waren es außer religiösen Gebäuden die Mauern und Wände der kaiserlichen Paläste, an deren Verschönerung der Maler sich versuchte. Im 3. Jahrhundert v. Chr. wurden Malereien — ob in Farben oder Federzeichnungen, ist schwer zu sagen — auf Bambus und Seide ausgeführt.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Kunst übte im 1. Jahrhundert n. Chr. die Erfindung des Papiers aus, die einem gewissen Tsai Luen zugeschrieben wird. Namentlich waren es Litteraten, Philosophen und Beamte, zu deren Lieblingsbeschäftigungen die Malerei gehörte.

Der erste Maler, über dessen Arbeiten wir etwas Bestimmtes aufgezeichnet finden, gehört dem 3. Jahrhundert n. Chr. an; er lebte mithin über 600

Jahre nach dem Zeitalter des Zeuxis. Die Einführung des Buddhismus in China im 1. Jahrhundert nach Chr., durch den Proben indischer und auch wohl griechischer Kunst nach China kamen, wirkte belebend und fördernd ein. Die buddhistischen Klöster wurden Schulen für Litteratur und Kunst. Die Götzenstatuen Indiens waren eine Offenbarung für den chinesischen Maler, eine neue Welt breitete sich vor seinen Augen aus. Gleich den italienischen Mönchen des Mittelalters beschäftigten sich auch die Bonzen mit der Malerei, um auf Seidenrollen das legendenreiche Leben Buddhas sowie andere dem Buddhisten würdig erscheinende Vorgänge darzustellen. Aber auch andere Schulen wurden ins Leben gerufen, die sich sowohl mit religiösen wie auch mit anderen Vorwürfen beschäftigten. Unter anderen nahm die Darstellung des menschlichen Gesichts, der Tierwelt und der Landschaft besonders die Aufmerksamkeit der Künstler während des 6. und 7. Jahrhunderts in Anspruch. Die Geschichte der chinesischen Malerei führt während dieses Zeitraumes eine große Zahl von Künstlern ersten Ranges auf. Zu ihnen gehören die Brüder Yen Li Te und Yen Li Pun, ferner Wu Tau Tse, die zu den berühmtesten zählen. Jene malten vornehmlich Porträts alter, in der Geschichte berühmt gewordener Vorbilder von Loyalität und Gelehrsamkeit, dieser Landschaften und Tiere.

Es ist uns schon bekannt, daß die Tangdynastie (618—907) durch den Aufschwung, den die Litteratur zu ihrer Zeit nahm, bemerkenswert ist. Auch die Malerei machte während ihrer Regierung bedeutende Fortschritte. Ihre Jünger teilten sich nach dem Wohnort des Malers in die zwei großen Schulen des Nordens und des Südens. Der Hauptunterschied unter ihnen bestand darin, daß die Südlichen sich weniger an die Regeln der Kunst hielten, während die Nördlichen streng konservativ waren. Der südlichen Schule gehörte Wan Mo Ki an, einer der originellsten Maler Chinas. Er war außerdem Dichter und Tonkünstler. Er malte namentlich Landschaften und beschrieb seine Methode in einem Werke, das im 8. und 9. Jahrhundert für die Künstlerwelt Chinas maßgebend wurde. Der berühmteste Maler dieser Epoche ist Au To Huan. Hügel mit Pagoden, Klöster und buddhistische Scenen waren seine Lieblingsstudien. Während des 9. und 10. Jahrhunderts blühte vornehmlich die Wiedergabe von Tieren und Blumen; doch auch die buddhistische Schule war nicht müßig und brachte berühmte Schöpfungen hervor.

Die folgende Sungdynastie (960—1280) erlebte eine Verjüngung der Kunst nach dem durch Bürgerkriege und andere Wirren unmittelbar vorher verursachten Niedergange. Da aber der Buddhismus inzwischen der Mißgunst verfallen war, so verfiel auch die religiöse Schule der Kunst im 12. und 13. Jahrhundert allmählich. Die unter der Tangdynastie stark in den Vordergrund tretende Landschaftsmalerei erreichte während der Sungdynastie ihren Höhepunkt. Unter den Meistern dieser Gattung müssen zwei Brüder,

namens Li Tscheng, genannt werden. Sie hatten zahlreiche Nachfolger, deren Verehrung für die beiden Meister so groß war, daß sie zu blinden Nachahmern wurden. In der nördlichen Schule der Kunst machte sich überhaupt die Neigung stark bemerkbar, sich auf irgend eine malerische Einzelheit zu beschränken, anstatt die Landschaft als Ganzes aufzufassen und darzustellen. So malten einige nur Pinien und Zypressen, andere wieder nur Zedern und den grünen oder schneebeladenen Bambus, noch andere nur steile Felsen, blühende Pflaumenbäume u. dergl. m. Auch die Tierwelt diente als Vorwurf, namentlich waren es Enten und Tauben, deren Ausführung künstlerisch im besten Sinne des Wortes war.

Die Eroberung des chinesischen Kaiserreiches durch die Mongolen (Yuandynastie, 1280—1368) hatte auch eine belebende Wirkung auf die Kunst. Die Chinesen wurden mit neuen Kunststilen bekannt, obgleich sich dieser Einfluß weniger in der Malerei als in anderen Kunstzweigen geltend machte. Die Mongolenherrschaft führte eine Wiedergeburt des Buddhismus herbei und mit ihr auch die Wiederbelebung der religiösen Vorwürfe in der Kunst. Charakteristisch für die Malerei während der Yuandynastie ist der stark hervortretende Geschmack für helle und grell schillernde Farben.

Während der Mingdynastie (1368—1644) nahm man anfangs, namentlich unter der Regierung des genialen Kaisers Hung Wu, 1368—1399, einen merklichen Aufschwung wahr, soweit die Technik in Betracht kommt, doch schon mit dem Regierungsantritte Hung Tschis (1488) trat ein Verfall in der Kunst ein. Man muß diese Epoche demnach in zwei Perioden teilen. Der Grund für den Niedergang muß jedoch in früheren Jahrhunderten gesucht werden. Er erklärt sich daraus, daß man, anstatt die Natur aus eigener Anschauung zu studieren, nur knechtisch die Meister nachahmte, die die Schönheit der Natur begeistert hatte. Wie in vielen anderen Zweigen des chinesischen Wissens und Könnens begnügten sich die Jünger der Malerei mit den Errungenschaften der Vergangenheit. Die Folge hiervon war der Verfall der Kunst.

Unter der gegenwärtigen Tsingdynastie ist die Malkunst völlig dem Niedergange anheimgefallen. In allen Bildern vermissen wir die künstlerische Inspiration, der Maler ist zum blinden Nachäffer geworden. Im 18. Jahrhundert versuchten die Jesuitenmissionare die Grundsätze der europäischen Malerei einzuführen, doch war es ihnen unmöglich, irgend welchen dauernden Einfluß auf die einheimischen Künstler zu gewinnen. Die große Masse der Künstler ist von diesen fremden Einflüssen nicht berührt worden, und China hat heute kaum einen namhaften Maler aufzuweisen, obgleich es in Peking unter den Federzeichnern zweifellos ein Genie giebt. Davon werden sich die Leser von „China und Chinesen“ überzeugt haben, die jedenfalls die vielen, in diesem Werke enthaltenen, charakteristischen chinesischen Zeichnungen im stillen bewundert haben werden. Auch als Aquarellmaler steht dieser Zeichner

groß da. Wir verweisen nur auf das Titelbild „Kuan Ti, der chinesische Kriegsgott".

Leider haben die Gesetzgeber Chinas nie den gewaltigen Einfluß erkannt, den die Malerei auf die Verfeinerung des Kulturlebens ausübt, denn sonst würden die Künstler im Lande der Mitte wahrscheinlich jene hohe Achtung genießen, die den Förderern der Kunst im Abendlande zu teil wird. Die Maler werden aber in China gegenwärtig nur als Handwerker angesehen, als eine Art Kunstarbeiter, die ihre Ware anfertigen, um sie möglichst gut zu verkaufen. Jeder einheimische Maler hat einen offenen Laden. Er ist daher Verkäufer und Handeltreibender d. h. ein Glied in der Kette jener Klasse, die, wenigstens in der Theorie, im Lande der Zopfträger die unterste Stufe in der Gesellschaft einnimmt.

Fassen wir zum Schlusse das Gesagte noch einmal zusammen. Die chinesische Malerei hat in Europa bisher fast ausnahmslos wenig Verständnis gefunden. Für uns ist der chinesische Künstler, gleichviel ob er der Vergangenheit oder Gegenwart angehört, nur ein Nachtreter, der mit mühsamer Genauigkeit, und ohne irgend welchen Unterschied zu machen, das nachahmt, was ihm vorgelegt wird, der seine Freude hat an der Schaustellung so vieler und prächtiger Farben, als ihm sein Vorwurf nur immer erlaubt, und der Eigenart nur in Monstrositäten zeigt.

Aber das entspricht der Wahrheit nicht. Wir müssen natürlich die für den fremden Markt ausgeführte Arbeit außer Acht lassen, eine Arbeit, die jeder gebildete Chinese verächtlich bei Seite schieben würde. Die alten Meister Chinas, die geniale Anschauung mit außerordentlicher Darstellungskraft verbanden, kümmerten sich nur wenig um die sorgfältige Ausarbeitung der Einzelheiten und suchten, die buddhistischen Bilder ausgenommen, durch das schlichte Schwarz und Weiß zu wirken. Ihre Kunst war fehlerhaft, aber nicht mehr, als es die europäische bis zum 13. Jahrhundert war Technisch genommen gingen sie über Wasserfarben nicht hinaus, aber in Hinsicht auf den Umfang und die Güte der Pigmente, wie auch im mechanischen Beherrschen des Pinsels brauchten sie den Vergleich mit ihren Zeitgenossen nicht zu scheuen.

In Bezug auf Motive fehlte es ihnen weder an Mannigfaltigkeit noch an Schwung. Als Landschaftsmaler hatten sie vor ihren europäischen Brüdern einen Vorsprung von Jahrhunderten und schufen Darstellungen, die in Hinsicht auf malerische Schönheit kaum übertroffen werden können. In ihren Studien der menschlichen Gestalt stehen sie allerdings außerordentlich tief unter den Griechen. Dagegen haben nirgendwo Künstler, die Japaner ausgenommen, je in das Vogelleben auch nur ein Zehntel des Lebens und der Bewegungen hineingelegt, wie man es in den chinesischen Darstellungen des Kleinlebens der Krähe, des Sperlings, Kranichs und hundert anderer Abarten der gefiederten Welt finden kann. Bei dem Mangel in der Erzielung

echten Helldunkels waren die Chinesen weniger erfolgreich in der Wiedergabe von Blumen, aber sie waren zuweilen imstande, aus der Darstellung eines einzelnen Blütenzweiges ein besseres Bild zu schaffen als manch abendländischer Maler aus der Nachahmung der Schätze, die in einem Gewächshause aufgespeichert sind.

Wenn wir versuchen, die Malkunst Chinas mit der Europas zu vergleichen, so müssen wir auf die Tage zurückgehen, als jenes seinen Blütepunkt erreicht hatte. Über die Kunst vor der Tangdynastie können wir nichts sagen. Wie die eines Polygnotus, Zeuxis und Apelles lebt sie nur in der Überlieferung. Man darf aber die Behauptung aufstellen, daß nichts, was die Maler Europas zwischen dem 7. und 13. Jahrhundert n. Chr. geschaffen haben, auch nur annähernd mit den großen chinesischen Meistern, die die Tang-, Sung- und Yuandynastie verherrlicht haben, verglichen werden kann.

Bis zum Ende des südlichen Kaiserreiches (1280 n. Chr.) waren die Chinesen die Führer ebenso in der Malerei, wie auch in vielen anderen Zweigen der Kunst und Wissenschaft. Ihre nächsten Nebenbuhler waren ihre eigenen Schüler, die Japaner. Während die Chinesen sich damit zufrieden gaben, auf ihren vor Jahrhunderten von ihren Voreltern erworbenen Lorberen zu ruhen, hat die Energie und der Thatendrang ihrer einstigen Schüler Japan in den Vordergrund gerückt. Das Reich der aufgehenden Sonne ist der einzige Erbe fast alles dessen geworden, was als das schönste und wertvollste in der Kunst der großen turanischen Rasse bezeichnet werden muß.

Die Bronze.

Die Chinesen scheinen die Kunst, aus Zinn und Kupfer Bronze zu bereiten und Bronzegegenständen eine künstlerische Form zu geben, schon im grauen Altertume gekannt zu haben. Wie einheimische Geschichtswerke berichten, trug die Kunst in Metall schon gegen Anfang der Tschaudynastie, mithin im 12. Jahrhundert v. Chr., den Charakter einer vorgeschrittenen, ja bis zu einem gewissen Grade vollendeten Kunst. Das Gießen von Bronzeartikeln war zu jener Zeit auf das engste mit dem alten Religionssysteme der Chinesen verbunden. Bronzevasen und Opfergeräte waren zur Ausführung des Kultus durchaus notwendig.

Bedauerlicherweise hat die tiefeingefleischte Verehrung der Landeskinder für alles, was aus altersgrauer Zeit stammt, die einheimischen Künstler so unzertrennlich an die Schöpfungen der früheren Jahrtausende gebunden, daß die dem Kultus dienenden Bronzegegenstände jener Zeit, die in den Augen der Chinesen als unübertroffene Kunstwerke gelten, bis auf den heutigen Tag auf das getreueste nachgeahmt werden. Niemand denkt daran, neue Formen

oder Ornamentierungen zu erfinden. China bot in der That bis zur Einführung des Buddhismus, demnach bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr., das Schauspiel einer Zivilisation, die bis dahin mit keiner anderen in nähere Berührung gekommen war und keine Wandelung aufwies. Die Kunst teilte ein gleiches Schicksal: man war damit zufrieden, das Alte nachzuahmen; ein Fortschritt machte sich nirgends bemerkbar.

Die Ornamentik auf den ältesten Bronzen ist zwiefacher Art. Einmal weist sie einfache oder zusammengesetzte, mehr oder weniger symmetrische Formen auf, ferner Formen, die auf Nachahmung der Natur beruhen.



Theekanne.

Unter den Formen der erstgenannten Art ist die allergewöhnlichste und häufig auch einzige der aus der griechischen und etruskischen Kunst bekannte Mäander. Von den Chinesen wird dieses Ornament „Lei Ouen" genannt d. h. Gewinde, die die Form des Donners haben. Daß die Chinesen dieses Muster von den Griechen entlehnt haben sollten, ist sehr unwahrscheinlich. Man darf vielmehr annehmen, daß beide Nationen unabhängig von einander auf dies Ornament gekommen sind, zumal das chinesische ein wenig von dem griechischen abweicht. Die Annahme ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß das bei Griechen, Etruskern und Chinesen verbreitete Ornament aus einer allen gemeinsamen Quelle stammt.*)

Die Ornamentik der zweitgenannten Art hat Muster sehr verschiedener Art aufzuweisen. Sie ist auch schon aus dem Grunde von großem Interesse, weil sie uns zeigt, wie die Chinesen in frühester Zeit die Naturgegenstände auffaßten und darstellten. Aus dem primitiven Zeitalter rühren weder Darstellungen von Menschen noch von Pflanzen her. Es ist ferner eigenartig, daß der chinesische Künstler mit besonderer Vorliebe vorweltliche Tiere, namentlich solche, die schreckenerregend aussahen, wiederzugeben sich bemühte. Diese

*) Die Textabbildung auf Seite 389 zeigt uns diesen chinesischen Mäander.

Schöpfung phantastischer Ungeheuer ist eine Eigentümlichkeit des chinesischen Kunstgeschmacks.

Zu den übernatürlichen Tieren, die wir auf den ältesten Bronzen finden, gehören der Drache, das Einhorn und der Phönix.*) Aber auch die Schildkröte, die als Fleischwerdung des Sternes „Yaukuang" im Großen Bären angesehen wird und die ein Sinnbild der Kraft ist, trifft man häufig auf alten Vasen und Opfergefäßen an, sowie auch eine vom Wolkendonnermuster umschlungene Tierfratze, die mit mächtigen Kinnladen, scharfen Fangzähnen und ungeheuer großen Augen bedacht ist. Dies Ungeheuer soll die Gefräßigkeit symbolisch darstellen; sein abschreckendes Bild soll die Besitzer an ein mäßiges Leben mahnen.

Die aus der Tschaudynastie, 1122—255 v. Chr., rührenden Bronzen lassen sich übrigens in zwei Klassen teilen, in solche, die im Kultus oder bei der Ahnenverehrung Verwendung fanden, und solche, die vom Landesfürsten hohen Würdenträgern oder Personen, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, verliehen wurden. Die rituellen Bronzeartikel wiesen verschiedene Formen auf, je nachdem sie die Bilder von Wein, Früchten, Opfertieren**) u. dergl. m. aufzunehmen bestimmt waren. Auf Seite 387 u. ff. dieses Werkes befinden sich einige Abbildungen dieser zu rituellen Zwecken dienenden Bronzen. Die zu Ehrenbezeugungen verwendeten Bronzen unterschieden sich von jenen dadurch, daß die Form kunstreicher und der Stil weniger ernst war. Sie trugen Inschriften, aus denen man ersehen konnte, aus welchem Grunde sie vom Landesfürsten verliehen worden waren.

Unter der auf die Tschaudynastie folgenden Handynastie machen sich abendländische Einflüsse bemerkbar. Es erscheinen ein geflügeltes Pferd, Weinranken mit Beeren, zwischen deren Windungen Vögel und Vierfüßler sich bewegen; selbst an den Akanthus werden wir erinnert.***)

Mit der Einführung des Buddhismus in China beginnt der indische Einfluß, wie dies ja gleichfalls bei der Malerei der Fall war, sich wohlthätig auch bei der Bearbeitung der Bronze zu äußern. Die neue Religion gab der Kunst neue Formen und Gedanken. Der Gesichtskreis und die Denkweise der Künstler erfuhren einen bedeutenden Wandel. Sie wurden so zu sagen von einem Hauche des arischen Idealismus berührt. Es entstanden Bronzen von einer bis dahin in China unbekannten Formenrein-

---

*) Man vergleiche hierzu, was wir über diese, dem Fabelreiche entnommenen Tiere auf Seite 482 und ff. gesagt haben.

**) Folgende Tiere dienten damals Opferzwecken: Pferd, Ochse, Schaf, Hund, Schwein, Hahn, Hirsch, Bär, Wildschwein, Antilope, Hase, Wachtel, Fasan und Taube.

***) Professor Dr. Fr. Hirth, der jahrelang Zolldirektor in kaiserlich chinesischen Diensten war und als Sinologe hochgeschätzt wird, hat als einer der besten Kenner der chinesischen Kunstgeschichte diesen Einfluß, den die abendländische Kunst auf die chinesische ausgeübt hat, in einer wertvollen Schrift niedergelegt.

heit. Die zahlreichen Götter des Buddhismus wurden nachgebildet. Lieblingsmotive für die Ornamentik waren Baumzweige, Guirlanden, Blumen und Tiergestalten. Auch die Gestalt des Menschen wurde zum erstenmal vom chinesischen Künstler in Metall gegossen; Götter und Göttinnen, Helden und Weise wurden durch die Plastik zur Darstellung gebracht.

Die Entwickelung der Kunst in Bronze nahm von jetzt an ein schnelles Tempo an. Man vervollkommnete den technischen Prozeß bedeutend; die Legierung ist fehlerlos und die Bronze zeigt verschiedene Färbungen, vom hellen Olivengrün bis zum Schwarzbraun. Die Gußmethode ist vollendet; ihr kommen nur die japanischen Bronzen aus dem 17. Jahrhundert gleich.



Buddhistischer Löwe.

Viele der schönsten Exemplare chinesischer Bronzen stammen aus dem 15. Jahrhundert und aus den Jahren 1621 bis 1644 (Mingdynastie). Während der Regierung des Kaisers Kang Hi, 1662—1723, erreichte die Kunst in Metall ihren Höhepunkt. Dann geht es bergab. Man stößt später nur selten auf schöne neue Bronzestücke. Was heute geschaffen wird, ist fast durchweg elendes Machwerk.

Die auf buddhistischen Einfluß zurückzuführenden Bronzen erkennt man meist schon an den darauf befindlichen Inschriften, zuweilen aber auch an gewissen symbolischen Zeichen. Jene sind entweder in Sanskrit oder in Pali abgefaßt und sind gewöhnlich Gebete oder Anrufungsformeln. Unter den symbolischen Ornamenten finden wir am häufigsten die heilige Blume Indiens, den Lotus, ferner Feigenbaumblätter und die Palme. Als Tierornament kommt oft der Elephant, auch der Löwe Buddhas vor.*) Die Bronzen, die

*) Dies Tier hat eine ganz eigenartige Gestalt, wie aus der vorhergehenden Textillustration ersichtlich ist. Man findet es, aus Stein gehauen, gegenwärtig noch vor [illegible] größeren buddhistischen Tempeln und auch anderen öffentlichen Gebäuden aufgestellt.

dem indischen Kultus ihren Ursprung verdanken, setzen sich meist zusammen aus Darstellungen Buddhas und seiner Fleischwerdungen, sowie anderen buddhistischen Gottheiten, Patriarchen, Weihrauchgefäßen u. dergl. m.

Aber auch der Taoismus war nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Bronzearbeiten. Zu den interessantesten Schöpfungen dieser Art müssen die Statuen und Statuetten gerechnet werden, die Gottheiten dieses Religionssystems darstellen und aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. stammen. Sie haben nur wenig mit der indischen Kunst gemein; die Schöpfer der taoistischen Schule versuchten vielmehr eine nationale Plastik zu schaffen und alle fremden Elemente auszuschließen. Im großen und ganzen tragen diese Statuetten einen realistischeren Charakter als die buddhistischen Bronzen dieser Art.*)

Unter der von Kublai Khan gegründeten Mongolendynastie, 1280—1368 n. Chr., drangen auch arabische und persische Einflüsse in die chinesische Kunst ein. Kublai sammelte, nachdem er das Haus der Sung gestürzt hatte, an seinem Hofe Gelehrte und Künstler, Politiker und Abenteurer, die aus aller Welt bei ihm sich einfanden. Aus dieser Zeit stammen die reizenden, arabischen, persischen und vorderindischen Mustern nachgebildeten Bronzen.**)

Gleich den übrigen orientalischen Völkern haben auch die Chinesen versucht, ihre Bronzen durch Inkrustierung anderer Metalle kunstreicher zu gestalten, doch können sie in dieser Hinsicht nicht denselben Erfolg verzeichnen wie die Araber oder Perser. Sie kannten die Kunst seit uralter Zeit und zwar haben sie es in ihr soweit gebracht, daß das in die Bronze eingelegte Metall — nicht selten nur Gold- oder Silberfäden — wie aus einem Stücke gegossen erscheint. Als Ornamente dienen gewöhnlich Wolken, Wellen, aber auch Tiere, z. B. Drachen, Phönixe u. dergl. m.

Eine reizende Schöpfung ist die vergoldete Bronze der Chinesen. Die aus ihr geschaffenen Gegenstände sind meist Statuetten und rituelle Artikel wie Weihrauchgefäße, vielfach aber auch Glocken. Die Kunst soll in China seit 2000 Jahren bekannt sein.

*) Zu den am häufigsten vorkommenden taoistischen Bronzen gehören die, die den Gründer des Systems, Laotse, meist, wie er auf einem Ochsen reitet, dann die „Acht Unsterblichen", den Kriegsgott und den Gott der Litteratur darstellen. Aber auch Weihrauchgefäße u. dergl. m. finden sich in großer Verschiedenheit vor.

**) Die von der muhamedanischen Bevölkerung Chinas bei ihrem Kultus gebrauchten Bronzeartikel z. B. Weihrauchgefäße, zeigen fast stets arabische Schriftzeichen bei der Ornamentierung.

Die Musik.

Was ist chinesische Musik? — Der Europäer, der zum erstenmale in seinem Leben die Melodien einer chinesischen „Oper“ oder selbst die Balladen et id genus omne einer chinesischen Musikhalle anhört, wird sich zweifellos kaum darnach sehnen, einem solchen Ohrenschmause zum zweitenmale beizuwohnen. Wenn auch jener amerikanische Musikkritiker die Farben etwas zu stark aufgetragen haben mag, als er nach einer „ersten Nacht“ in einem chinesischen Theater erklärte, das Konzertstück und der Gesang der Zopfträger übe auf die Gehörsorgane dieselbe Wirkung aus wie das wirre Getöse von Dynamitexplosionen, Kesselschmieden und Serenaden, „entzückend schrecklich“ wie von Katzen, die Baß mit heiserer Stimme zu singen versuchen, so muß doch zugegeben werden, daß die Hauptsache bei einem Orchester der schlitzäugigen Rasse ein großer und gewaltiger Lärm ist.

Wenn das „Blumenreich“ der Mitte je einen chinesischen Händel oder Mozart hervorgebracht haben sollte, so haben sie sich jedenfalls dadurch einen unsterblichen Namen erworben, daß sie es verstanden haben, einen Höllenlärm zusammen zu brauen, den allabendlich mit anzuhören kaum ein preußischer Kanonier imstande sein dürfte. Die Posaunen Jerichos werden im Vergleich zu dem Andante einer chinesischen „Sonate“ wie ein leises Geflüster geklungen haben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die edle Musika sich in China nicht solcher Beliebtheit erfreut, wie im Abendlande — wohlverstanden als Privatliebhaberei, denn an Musikern von Beruf fehlt es in China wahrlich nicht. Musik begleitet den Zopfträger bei jeder wichtigen Handlung seines Lebens. Es wird musiziert bei der Andacht, bei der Hochzeit und schließlich am Grabe. Musiker, die oft erblindet sind, durchziehen die Städte und besuchen gleich unseren deutschen Straßenmusikanten Gasse um Gasse.

Die chinesischen Überlieferungen in Hinsicht auf den Ursprung ihrer Musik sind ebenso sagenhaft, wie unsere eigenen, denen zufolge Tubalkain, der sechste Nachkomme Kains, der Erfinder der ersten musikalischen Instrumente gewesen sein soll. Die Chinesen führen die Erfindung auf den sagenhaften Kaiser Fu Hi, 2800 v. Chr. zurück, doch sollen von dem etwa ein Jahrhundert später lebenden „Gelben Kaiser“, Huang Ti, die technischen Anfangsgründe der Musik herrühren.

Leider ist von der alten chinesischen Musik und den damaligen Instrumenten nichts auf die Nachwelt gekommen. Als Kaiser Schi Huang Ti im Jahre 212 v. Chr. die Vernichtung aller Bücher, mit Ausnahme derer, die die Arzeneikunst, Landwirtschaft und Weissagung behandelten, anordnete, erklärte er auch der alten Musik den Krieg; Musikstücke und Instrumente wanderten auf den Scheiterhaufen. Unter den darauf folgenden Dynastien schenkte man der Kunst allerdings wieder größere Aufmerksamkeit, wohl schon aus dem Grunde, weil Confucius selbst sehr musikalisch gewesen sein soll

und die Pflege der Musik allen anempfahl.*) Unter den Kaisern der jetzigen Dynastie haben namentlich Kang Hi und Kien Lung viel dazu beigetragen, sie zu fördern, doch ist auch hier nur ein mittelmäßiger Erfolg zu verzeichnen.

Allem Anscheine nach haben sich die Ideen des Volkes in Hinsicht auf die Pflege der Musik vollständig geändert. In Peking existiert, wie uns schon bekannt ist (siehe Seite 49), ein Bureau für Musik, das mit dem Ministerium für die Riten in Verbindung steht, doch trägt es wohl kaum etwas dazu bei, um die Kunst zu heben. So viel ist gewiß, daß die edle Musika, die einst im Lande der Mitte einen hohen Ehrenplatz bei der Erziehung der Jugend einnahm, heute fast als der niedrigste Beruf angesehen wird, dem sich jemand widmen kann.

Wollen wir zunächst nur die Frage beantworten, warum die chinesische Musik auf uns Europäer einen so unbefriedigenden Eindruck mache,**) so dürfte bei der Beantwortung der Umstand wohl vornehmlich von Gewicht sein, daß die chinesische Tonleiter — sie besteht aus zwölf chromatischen Halbtönen (Chinesisch „Lü") — nicht temperiert ist. Der Grundton und die Quinte harmonieren allerdings genau, wie bei uns; dies ist aber bei allen anderen Tönen nicht der Fall, namentlich ist die Oktave so hoch, daß der Mißklang unser musikalisches Gehör höchst unangenehm berührt.

Der Grundton der chinesischen Tonleiter entspricht gegenwärtig fast genau unserem D (601 ½ Schwingungen in der Sekunde). Hieraus erklärt sich auch, warum der Chinese, wenn er die Tonleiter in C auf einem unserer Instrumente, z. B. dem Klavier, spielen hört, ganz gleichgültig bleibt. Spielt man aber die Skala in D, so leuchtet sein Gesicht auf; es macht ihm sichtbare Freude, den Halbton in der zweiten Note und dann wiederum in der sechsten zu hören.

Der Charakter der chinesischen Musik ist nämlich der Mollton, wennschon eine besondere Art desselben. Von dem unsrigen unterscheidet er sich durch die Stellung des ersten Halbtons. Das Ohr des Europäers hört

*) Von dem Weisen rührt der Ausspruch her: „Wollt ihr wissen, ob ein Land wohl regiert und gesittet ist, so hört seine Musik!" Von Confucius erzählt man sich auch, daß er einmal von den Wirkungen der Musik so tief ergriffen worden sei, daß er, in sich selbst versunken, drei Tage das Essen und Trinken vergaß. Beruht dies auf Wahrheit, so müssen die damalige und die heutige chinesische Musik wie Tag und Nacht von einander unterschieden gewesen sein.

**) Unter den asiatischen Völkern giebt es keins, das gegen unsere Musik eine so arge Gleichgültigkeit, ja einen solchen Widerwillen empfindet wie der Chinese. Allerdings findet dieser Umstand sein Gegenstück in dem unverkennbaren Mißfallen, das wir Europäer ausnahmslos der chinesischen Musik entgegenbringen. Auch in dieser Hinsicht tritt die Eigenart des Chinesen klar an den Tag, denn, den Hindu vielleicht ausgenommen, hören alle asiatischen Nationen unsere Musik recht gern mit an.

nämlich den Halbton z. B. im alten deutschen Choral in Moll am liebsten, wenn er in der dritten und sechsten Stellung in der aufsteigenden Tonleiter, mit A als Grundton, vorkommt. Thatsache ist, daß chinesische Melodien genau genommen weder im Dur- noch im Molltone geschrieben sind. Sie schwanken beständig zwischen beiden hin und her, und das Resultat ist, daß ihnen die Kraft, Würde und Lebhaftigkeit, die unser Durton besitzt, ebenso aber auch der klagende Ernst und die ergreifende Trauer unseres Molltons, und schließlich, die aus dem Wechsel der beiden Tonarten entspringende reizvolle Wirkung abgeht.

Ein weiterer Grund, warum die chinesische Musik auf uns Europäer so abstoßend wirkt, ist der, daß die chinesischen Instrumente bei weitem nicht mit der peinlichen Genauigkeit der unsrigen angefertigt sind, und daß die Intonation sehr mangelhaft ist. Da chinesische Melodien stets unisono, stets in demselben Schlüssel geschrieben, stets gleich laut und unveränderlich im Satze sind, so müssen sie uns Abendländern, wenn wir sie mit unseren verwickelten Melodien vergleichen, monoton und ermüdend erscheinen.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die zwölf chinesischen „Lü" eine Art halb-diatonischer Tonleiter bilden, die unserer europäischen chromatischen Skala mehr oder weniger ähnelt. Vor der Tschaudynastie, mithin vor dem 12. Jahrhundert v. Chr., kannte man jedoch nur fünf Noten, die etwa unserem C, D, E, G und A entsprachen. Die ersten Kaiser des Tschauhauses führten zwei weitere Noten ein, etwa von der Tonlage unseres Fis und B. Die alte chinesische Tonleiter war demnach folgende. Wie unsere diatonische Skala bestand sie aus fünf ganzen und zwei halben Tönen, aber mit dem Unterschiede, daß in der chinesischen Tonleiter die Halbtöne sich hinter der fünften und sechsten Note eingeschaltet finden, während bei uns der eine hinter der dritten Note steht und der andere am Schluß der Oktave den Übergang zur nächsten Oktave bildet. Die alte chinesische Skala war somit die folgende: C, D, E, Fis, G, A, B, C.*)

Diese Tonleiter blieb bis zur Yuandynastie, deren Gründer Kublai Khan, ein Enkel von Genghis Khan, war, unverändert, demnach bis zum Jahre 1280 n. Chr. Die das Sunghaus stürzenden Mongolen brachten eine Tonleiter und ein Notensystem mit, das von dem bei den Chinesen gebräuchlichen weit abwich. Die schnell sich heimisch machende Tonleiter war wie folgt: C, D, E, F, G, A, B, C. Die darauf folgende Mingdynastie führte im 15. Jahrhundert wiederum eine pentatonische Skala ein, aus der Noten ausgelassen wurden, die Halbtöne erzeugten. Ihre Tonleiter gestaltete sich also: C, D, F, G, A, C, D. Die gegenwärtig regierende Dynastie ging

---

*) Wir haben hier, wie im Nachstehenden, des besseren Verständnisses wegen C als Grundnote angeführt, obgleich, wie bereits angeführt ist, der chinesische Grundton unserem D entspricht.

wieder auf die Tonleiter Kublai Khans zurück, und obgleich die zur Zeit gebräuchliche chinesische Skala der musikalischen Theorie zufolge sieben Noten hat, so gebraucht man in der Praxis, sowohl bei rituellen wie bei volkstümlichen Tondichtungen, nur fünf Noten.

Die Chinesen bedienen sich besonderer Schriftzeichen, um ihre Noten zu bezeichnen. Sie geben nicht nur den Ton, sondern auch die Tonstufe d. h. die Stellung in der Tonleiter an. Im Einklange mit ihrer Art zu schreiben, stellen die Chinesen auch ihre Noten in lotrechte Reihen von rechts nach links. Sie gebrauchen nie mehr als vierzehn Noten. Sie sind im stande, innerhalb dieses Gebietes eine endlose Verschiedenheit von Melodien zu finden, an denen allerdings nur das chinesische Ohr Geschmack und Gefallen finden kann.

Die hieroglyphenartige Notenschrift der Chinesen, aus der sie sowohl Note wie Tonstufe erkennen können, hat ihnen natürlich den Gebrauch von Notenlinien erspart. Die lotrechte Stellung hätte an und für sich die Verwendung von Notenlinien, wie wir sie gebrauchen, unmöglich gemacht. Zeichen für den Wert der Noten, für die Pausen und für den Takt eines Stückes haben die Zopfträger nicht, weshalb der einheimische Musikus sich mitunter in nicht geringer Verlegenheit befinden muß. Aus diesem Grunde ist es auch schwer, aus einem geschriebenen Notenstücke durch bloßes Notenlesen die Melodie eines Stückes herauszufinden. Man muß das Stück vielmehr vorher gehört haben!

Zuweilen findet man gewisse willkürliche Zeichen, die dem chinesischen Spielmann einen Anhalt in Hinsicht auf die eben erwähnten Punkte geben. So schreibt man z. B. einige Noten größer, um damit zu sagen, daß auf ihnen der Ton liegt, oder man läßt etwas Raum oder macht ein X-Zeichen zwischen zwei Noten, was eine Pause oder das Ende eines Satzes bedeuten soll. Die Länge der Pause am Ende eines Satzes ist jedoch Geschmackssache und kann nur durch die Ausübung erlernt werden.

Das einzige, von chinesischen Theoretikern anerkannte Zeitmaß ist der Vierteltakt. In der Praxis kennt man aber verschiedene Takte, namentlich den Dritteltakt. Zur Bezeichnung des Vierteltaktes bedient man sich häufig eines kleinen Kreises (○), der rechts von der Note zu stehen kommt. Alle anderen Takte macht man durch Punkte (......) kenntlich. Da der Wert der Noten, die Pausen u. dergl. m. ganz von der Willkür des Musikers abhängen, so kommt es selbstverständlich gar oft vor, daß der bezopfte Tondichter seine eigene Komposition nicht wiedererkennt, wenn sie von einem anderen gespielt wird!

In der chinesischen Notenschrift kennt man keine Kreuze oder B-Zeichen, um die Erhöhung oder Erniedrigung um einen halben Ton zu bezeichnen. Es ist daher auch ganz ausgeschlossen, einem chinesischen Musikstücke anzusehen, in welcher Tonart es gespielt werden soll. Gleichviel in welchem

Schlüssel es geschrieben sein mag, jede Komposition beginnt stets mit dem Grundtone D.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die chinesische Tonleiter nicht temperiert ist. Hieraus folgt, daß D, E, A und B in der Skala viel zu hoch sind; das F ist fast Fis, und die Oktave C ist einem europäischen Ohre unerträglich. Wie die alten Griechen, so erkennen auch die Chinesen nur die Quinte, Quarte und Oktave als Konsonanzen an. Obgleich die chinesische Tonleiter aus zwölf Halbtönen besteht, so spielen die Chinesen doch nie chromatische Läufer. Harmonie und Akkorde sind ihnen unbekannt; auch gebrauchen sie nie Halbtöne. In ihren Tondichtungen findet man nie Crescendos, Decrescendos, Legatos usw. angegeben. Vielmehr kommt es thatsächlich dem europäischen Ohre so vor, als ob jeder Komposition von Anfang bis zu Ende ein „fortissimo" vorgezeichnet sei, gegen das das Wagnersche nur ein „pianissimo" ist.

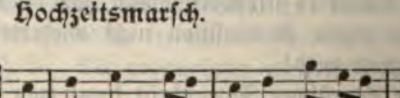
Über chinesische Vokalmusik ließen wir uns bei Schilderung einer Theatervorstellung (Kapitel VII) des Näheren aus. Der Gesang der Landeskinder ist sehr schwer zu beschreiben. Wenige Europäer nur vermögen ihn nachzuahmen. Männer und Frauen singen stets mit der Kehlstimme. Die Töne scheinen aus den Nasenlöchern zu kommen; Zunge, Zähne und Lippen haben nur sehr wenig zu thun und sind anscheinend nur da, um die Worte vorzutragen. Der Chinese singt stets unisono.
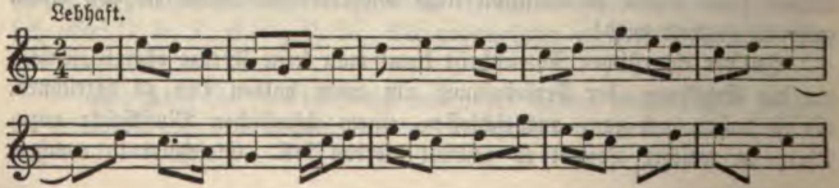
Auch in der chinesischen Musik finden sich zwei Arten, die man unserer „geistlichen" und unserer „weltlichen" Musik vergleichen kann. Zu jener gehören alle bei religiösen und Hofceremonien gespielten Tondichtungen. Sie sind stets in Moll geschrieben, werden unisono gesungen oder gespielt und haben eine auffallende Ähnlichkeit mit dem „cantus planus" der ersten Christengemeinden. Sie sind durch tiefen Ernst gekennzeichnet und klingen keineswegs unangenehm. Die weltliche oder Volksmusik, zu der man Theater-, Balladen- und Straßenmusik rechnen muß, ist jedoch für uns Europäer entsetzlich. Mag auch die Behauptung, derzufolge man nur nötig hat, die schwarzen Tasten eines Klaviers in abgebrochenem Takte anzuschlagen, um eine schottische Dudelsackmelodie zu komponieren, stark übertrieben sein, so dürfte sie für die chinesische Volksmusik ihre Geltung behaupten.

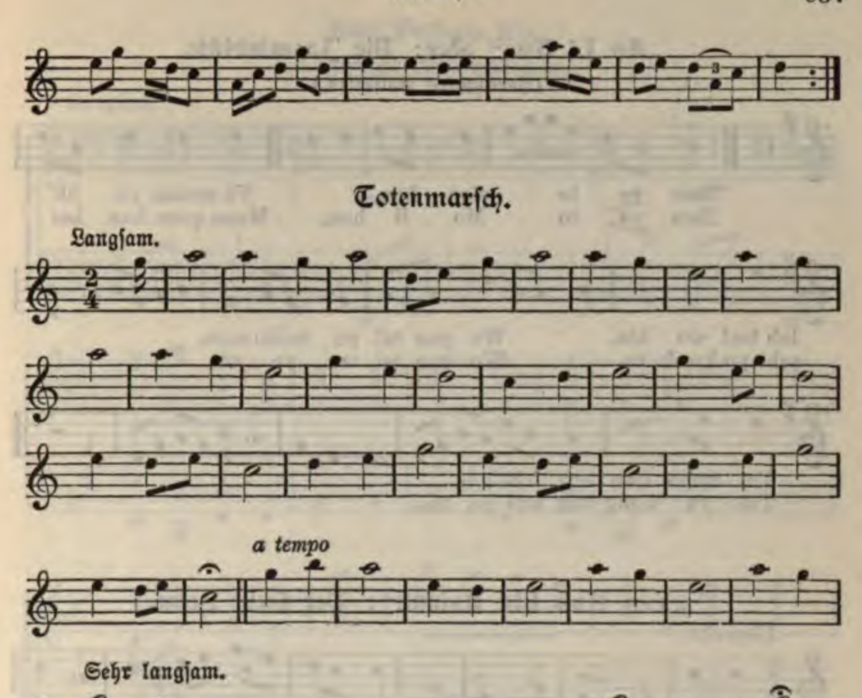
Es sei uns zum Schluß gestattet, obigen Auslassungen die Melodien einiger der am besten bekannten chinesischen Tonstücke beizufügen.

Hochzeitsmarsch.

Lebhaft.

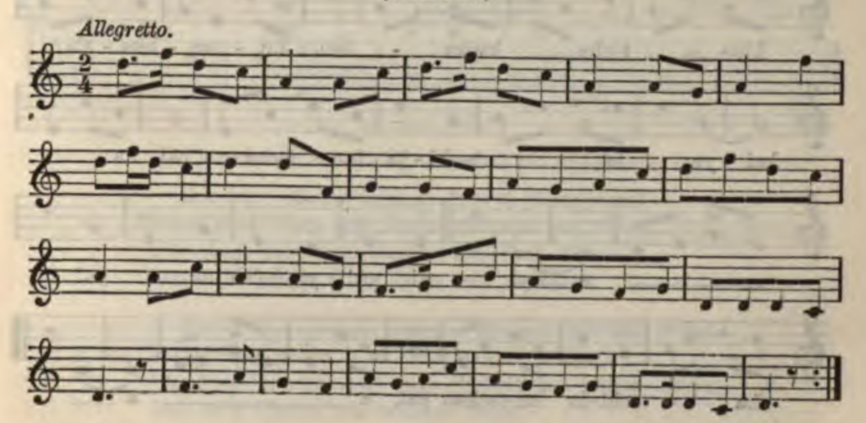






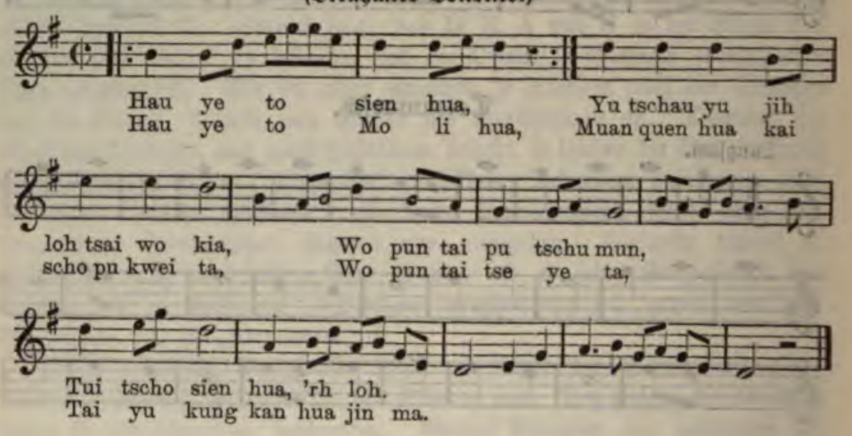
„Mama hao ming pai“: Mütterchen versteht mich wohl.

(Volkslied.)
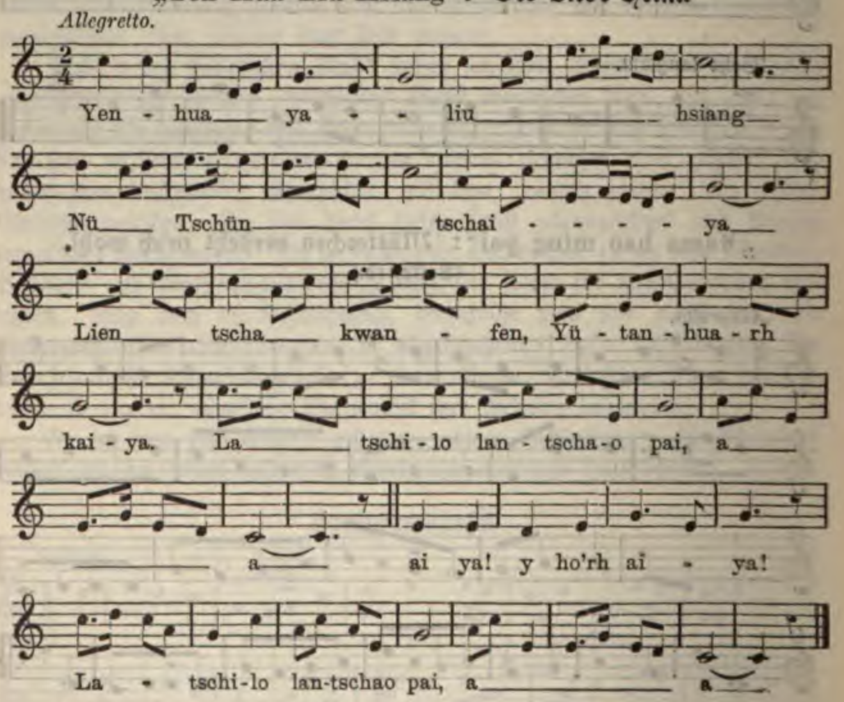


„Mo Li Hua“ oder: Die Jasminblüte.

(Berühmtes Volkslied.)
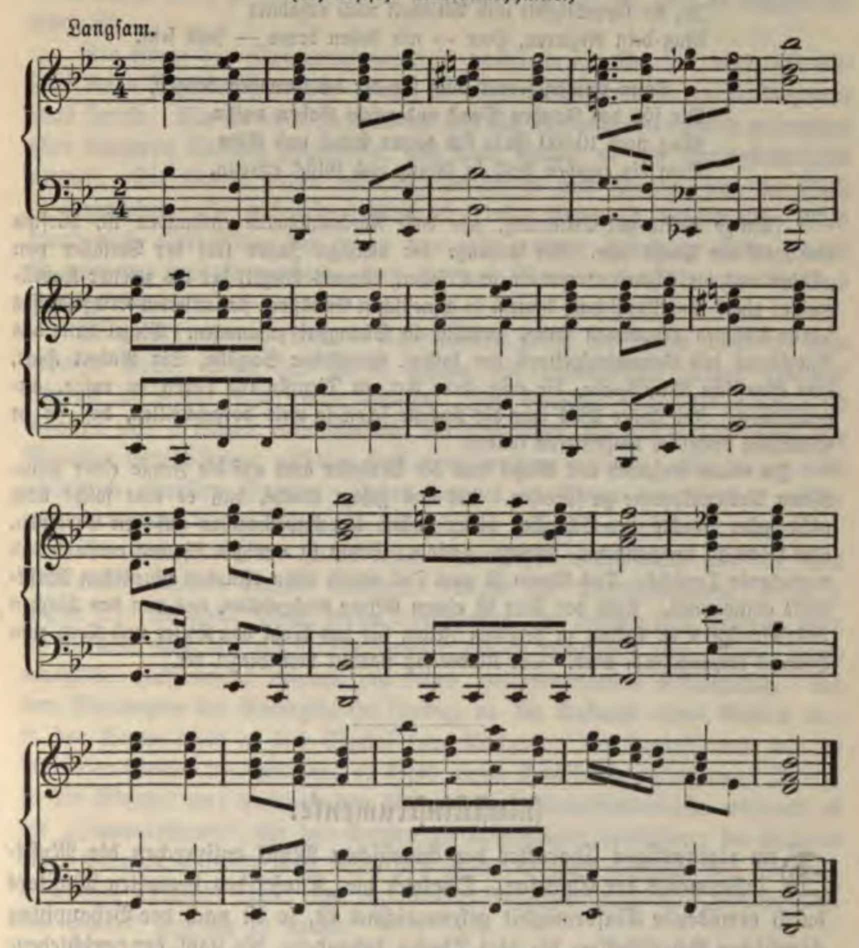


„Yen Hua Liu Hsiang“: Der Liebe Heim.

Allegretto.



Hao Tschau Ko.

(Chinesische Nationalhymne.)



Freie Übersetzung des Originaltextes.

O großer Himmelssohn, in deinem Blumenreiche
Erstrahlt in Glanz und Macht allüberall dein Ruhm.
Das ganze Erdenrund lauscht stille deiner Stimme,
Denn alle ird'sche Macht ist ja dein Eigentum.

Wir preisen glücklich, wenn du spendest Heil und Segen.
Es übt dein starker Arm Recht und Gerechtigkeit.
Mag drum des Himmels Huld dir froh und herrlich lächeln,
Und reiche Ernten uns bescheren allezeit.

Wie deine Ahnen einst, von Tugendglanz umwoben,
Gelebt, erglänze auch dein Leben licht und rein.
Ja, an Gerechtigkeit und Weisheit noch erhabner
Mag dein Regieren, Herr — wir flehen drum — stets sein.

Dann werden ferner auch sich dir die Fremden beugen,
Dir für den Frieden Dank und reiche Gaben weihn.
Mag noch 10000 Jahr sich deiner Gnad und Güte
Dein dir ergeben Volk in Glanz und Glück erfreun.

[Einige Worte zur Erklärung, wie diese Nationalhymne entstanden ist, dürften hier wohl am Platze sein. Im Anfange der achtziger Jahre traf der Verfasser von „China und die Chinesen" mit einem Elsasser, namens Biegel, der als zweiter Kapellmeister eines amerikanischen, damals in chinesischen Gewässern stationierten Kriegsschiffes seinen Abschied genommen hatte, zufällig in Shanghai zusammen. Biegel hatte das Anerbieten des Generalinspektors der kaiserl. chinesischen Seezölle, Sir Robert Hart, eine chinesische Musikbande, die erste ihrer Art, in Tientsin ins Leben zu rufen, angenommen. Im Jahre 1884 war die Kapelle schon so weit vorgeschritten, daß sie in Shanghai öffentlich konzertieren konnte.

In einem Gespräch mit Biegel kam der Verfasser auch auf die Frage einer chinesischen Nationalhymne zu sprechen. Als ihm gesagt wurde, daß es eine solche noch nicht gebe, brachte der Schreiber dieser Zeilen den Kapellmeister auf den Gedanken, eine solche zu komponieren. Gesagt, gethan. Schon in wenigen Wochen entstand das vorstehende Tonstück. Das Motiv ist zum Teil einem alten rituellen chinesischen Musikstücke entnommen. Auch der Text ist einem Gebete nachgebildet, das von den höchsten Würdenträgern in Peking zu gewissen Zeiten für das Wohl von Kaiser und Reich zum Himmel emporgesandt wird. Der Klaviersatz stammt von Biegel her.]

Musikinstrumente.

Dem eigenartigen Charakter der chinesischen Musik entsprechen die Musikinstrumente der Chinesen. Obgleich die „Kunst" des bezopften Musikers durch ermüdende Einförmigkeit gekennzeichnet ist, so ist nach der Behauptung chinesischer Schriftsteller, die dies Thema behandeln, die Zahl der verschiedenartigen Musikinstrumente sehr groß. Ob man sich ihrer aller bedient, ist freilich eine andere Frage.

Während wir Europäer die Instrumente in zwei große Klassen, Streich- und Blasinstrumente, teilen, kennt der Chinese acht Gruppen und ordnet in sie die Instrumente nach dem Material ein, aus dem sie verfertigt sind: Stein, Metall, Holz, Bambus, Seide, Haut, Kürbis und Thon.

Steininstrumente. — Die Verwendung wohlklingender Steine zur Herstellung musikalischer Instrumente scheint China eigentümlich zu sein. Instrumente dieser Art gab es bereits um das Jahr 1000 v. Chr. Der hier-

zu am besten geeignete Stein ist Jaspis, doch zieht man für diese Art von Glockenspiel meist einen schwarzen, kalkartigen Stein vor, weil er billiger als jener ist.

Die Form der Steininstrumente ist verschieden. So hat eins die Gestalt eines Winkelmaßes und hängt an einer Schnur von einem Rahmenwerk herab. Ein anderes Instrument setzt sich aus sechzehn ähnlich geformten aber kleineren Steinen zusammen, und man könnte es ein Steinglockenspiel nennen. Die Steine haben alle dieselbe Länge und Breite, nur die Dicke ist verschieden. Je dicker der Stein ist, desto tiefer ist der Klang. Man kennt auch eine Flöte, die genau wie jede andere chinesische Flöte gebaut ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie aus Marmor, anstatt aus Bambus gefertigt ist.

Metallinstrumente. — Unter diesen spielt die Glocke wohl die vornehmste Rolle. Man hat sie in China seit urdenklichen Zeiten gekannt. Überall im Lande findet man Glocken. Ihr Gewicht schwankt zwischen 50 Tonnen und 5 Unzen, dem Gewicht der Glöckchen, die von den Dächern der Pagoden herabhängen. Einige sind rund, andere viereckig. Sie dienen ausschließlich rituellen Zwecken. Jeder Tempel in China hat Glocken aufzuweisen, die mit einem hölzernen Klöpfel von außen angeschlagen werden.

Das Gong hat die Form eines chinesischen Strohhutes und ist stets mit einem breiten Rande versehen. (Siehe die Textillustration Tafel I, Figur 1.) Es giebt solche, deren Durchmesser nur wenige Zoll beträgt, aber sie kommen auch mit einem Durchmesser bis zu zwei Fuß vor. Dies lärmerregende Instrument erfreut sich eines weitverbreiteten Gebrauches. An den Thorwegen der Amtsgebäude kündigt es die Ankunft eines Gastes an; in der Armee giebt es das Signal zum Rückzuge; bei Prozessionen soll es die bösen Geister verscheuchen; an Bord eines chinesischen Fahrzeuges kündigt es die Abfahrt an; während der Sonnen- und Mondfinsternisse erschreckt es die „Himmelshunde“, die das Gestirn zu verschlingen versuchen; die Ankunft eines Mandarins wird stets durch das Gong bekannt gemacht und in buddhistischen Tempeln rührt man es, um die Aufmerksamkeit der „schlummernden Götter“ auf sich zu lenken.

Die Herstellung der Cymbeln (siehe Tafel I, Nr. 2, 3 und 14) weicht in China nicht von der Art ab, nach der wir sie in Europa herstellen. Sie spielen namentlich bei Theatervorstellungen eine wichtige Rolle. Nach einem Monologe, einem Liede, einem gegebenen Befehle u. dergl. m. werden die Cymbeln schnell hintereinander 15 bis 20mal geschlagen.

Das „Yünlo“ oder Gongglockenspiel (siehe Tafel I Nr. 4) besteht aus zehn kleinen Gongs, die in einem Rahmenwerk durch feine Seidenschnüre in ihrer Lage erhalten werden. Die Gongs haben alle dieselbe Größe, doch sind sie von verschiedener Dicke. Das Instrument wird vornehmlich am

kaiserlichen Hofe bei freudigen Begebenheiten gespielt. Die Stufenleiter der Töne geht vom C bis zum zweiten E.

Das „Hautung" ist ein langes, zylinderförmiges Instrument, das mit einer ausziehbaren Röhre versehen ist. (Siehe Tafel I, Nr. 15). Es ist einem Teleskop nicht unähnlich, doch hat es einen bedeutend stärkeren Durchmesser. Dies Horn findet nur bei Begräbnissen Verwendung; sein Ton ist lang und dumpf und weithin hörbar. — Diesem Instrumente verwandt ist die „Lapa", eine sehr lange Trompete, die ebenfalls eine ausziehbare Röhre hat. Sie ist eigentlich nur ein militärisches Instrument, auf dem man folgende Töne hervorbringen kann: C, G, C, E.*)

Holz. — Aus diesem Material fertigt der Chinese drei Instrumente an. Am bekanntesten sind die Kastagnetten („Paipan", siehe Tafel I, Nr. 9), zwei kleine Holzpflöcke, die von einer Seidenschnur zusammengehalten und mit einem dritten Holzstückchen geschlagen werden. Man findet sie in allen Orchestern, wo sie vornehmlich zur Markierung des Taktes dienen. — Der „Muyü" oder hölzerne Fisch ist wie ein Totenkopf geformt, aus einem Stück Holz gefertigt und hohl. Er mißt etwa einen Fuß im Durchmesser und wird nur von buddhistischen Priestern gebraucht, die damit beim Hersagen der Gebete den Takt schlagen, oder die Aufmerksamkeit auf sich lenken, wenn sie von Haus zu Haus betteln gehen. — Der dritte im Bunde ist das „Yu". Dies Instrument hat die Gestalt eines auf einem Kistchen ruhenden Tigers, der über drei Fuß lang ist. Auf seinem Rücken hat er 27, den Zacken einer Säge ähnliche Zähne. Am Ende jedes Verses schlägt der „Musizierende" den Tiger dreimal auf den Kopf und fährt darauf möglichst schnell mit dem Hammer dreimal über den gezahnten Rücken des Tieres hinweg.

Bambus. — Das älteste aus Bambus gefertigte Instrument in China ist die „Paihsiao" oder die Panflöte. Sie besteht aus 16, in ein Rahmenwerk eingesetzten Bambusröhren und wird nur bei rituellen Zeremonien gespielt. — Die Flöte („Titsu", Tafel II, Nr. 3 und 10) ist ein bei den Chinesen sehr beliebtes Instrument. Sie ist ein mit acht Löchern versehenes Bambusrohr. Auf dem einen Loche wird geblasen; das nächstliegende, mit einer dünnen, schilfartigen Membrane bedeckt, giebt dem Instrumente einen eigenartigen, vibrierenden Klang; sechs weitere Löcher dienen demselben Zwecke wie die Öffnungen in unseren Flöten. Die „Titsu" wird bei Theatervorstellungen, Hochzeitsfeiern oder Begräbnissen u. dergl. m. stets geblasen.

Zwei zu dieser Klasse gehörige Instrumente, die für das Ohr des Europäers ganz unerträglich sind, sind die „Kuantsu" (Tafel II, Nr. 11) und die „Sona" (Tafel I, Nr. 12 und 13). Jene ist eine acht Zoll lange Bambus-

---

*) Wie im vorhergehenden Abschnitt, so ist auch hier C als Grundton angenommen, obgleich dieser in Wirklichkeit unserem D entspricht.

röhre, die mit sieben Löchern oben und zweien unten versehen ist. Sie wird mittels eines am oberen Ende eingesetzten Röhrchens geblasen. Die „Sona“,

Tafel I.



Tafel II.



Musikinstrumente.

unter den in China lebenden Ausländern als „chinesische Clarinette“ bekannt, ist das am fürchterlichsten quiekende Instrument der Landeskinder, und doch ist wohl keins mehr im Gebrauch. Das Mundstück ist ein unserer Oboe sehr ähnliches Rohr.

Die Seide spielt beim Instrumentenbau der Zopfträger eine sehr wichtige Rolle, denn alle Saiten werden aus ihr gefertigt. Das älteste Saiteninstrument der Chinesen ist die „Tschin“, eine Art Zither (Tafel II, Nr. 4). Sie hat sieben, über einen Steg gehende Saiten, die in ähnlicher Art gespannt werden, wie das bei unseren Instrumenten der Fall ist. Dies Instrument wird heute gewöhnlich nur bei Hofzeremonien gespielt, weil es sehr schwierig zu spielen sein soll. Verwandt mit der „Tschin“ ist die „Si“, (Tafel II, Nr. 13). Sie hat 25, über einen beweglichen Steg gehende Saiten. Die Länge des Instruments ist verschieden; man findet solche, die bis zu sechs Fuß lang sind. Man kann auf der „Si“ fünf Oktaven anschlagen, und zwar jedesmal zwei Noten auf einmal.

Der Chinese kennt mehrere, unseren Guitarren vergleichbare Instrumente. Die „Pipa“ oder Ballonguitarre (Tafel II, Nr. 9) hat vier seidene Saiten; am Halse befinden sich 10—12 Griffe, die dem Spieler als Griffbrett dienen. Die Saiten sind auf die Töne C, F, G, C gestimmt. In Südchina ist die „Pipa“ das Instrument der bezopften Troubadoure. Die Noten werden in tremolo gespielt und zwar dadurch, daß man über die Saiten mit dem Nagel oder dem Plektrum rasch hin und her fährt. — Die „Sanhsien“ oder dreiseitige Guitarre (Tafel II, Nr. 1 und 12) hat einen flachen zylinderförmigen Körper, dessen obere und untere Seiten meist mit Schlangenhaut überzogen sind. Der Hals ist lang. Die Saiten sind auf C, F, C oder noch häufiger auf C, D, A gestimmt. Das Instrument wird mit dem Finger, lieber aber noch mit dem Plektrum gespielt. Es ist das Lieblingsinstrument der herumziehenden Balladensänger. — Die „Yütschien“ oder Mondguitarre (Tafel II, Nr. 9), die wegen ihrer Form so genannt wird, hat einen kurzen Hals und Griffe. Die vier Saiten sind in Paaren gestimmt und zwar in der Entfernung einer Quinte. Die „Yütschien“ ist ein Instrument, mit dem man den Gesang begleitet.

Auch von Violinen kennt der Chinese mehrere Arten. Die gewöhnlichste ist als „Hutschin“ bekannt (Tafel II Nr. 5 und 6). Sie hat einen hohlen, cylinderförmigen, an seiner oberen Seite mit Schlangenhaut überzogenen und aus Bambus gefertigten Körper; die untere Seite ist offen. Durch den Körper geht ein langer Arm, dem vier seidene Saiten aufgespannt sind. Die erste und vierte stimmen in C, die zweite und vierte in G. Der Violinbogen muß wegen seiner Lage zu den Saiten sehr vorsichtig gehandhabt werden, damit nicht die falsche Saite gestrichen wird. Man findet dies Instrument in Südchina nur selten, im Norden ist es aber eins der beliebtesten. Der Umfang seiner Töne geht nie über eine Oktave hinaus. — Die

„Erhtschin“ oder zweisaitige Violine (Tafel II Nr. 7) ist im Grunde dasselbe Instrument, doch noch beliebter als die viersaitige Violine.

Fremden Ursprungs ist das „Yangtschin“ oder das fremde Harpsichord (Tafel II Nr. 2). Es ist ein zwei Fuß langer, einen Fuß breiter, vier Zoll hoher Kasten, der die Form eines Rechtecks oder Trapezes hat. Über den Resonanzboden sind feine Metalldrähte gezogen in Gruppen von 2, 3 und 4 für jede Note. Jedes Ende des Resonanzbodens hat zwei Stege, durch und über die die Saiten gespannt sind. Meist zählt man ihrer sechzehn Paare, die mit einem Schlüssel, der dem bei uns zum Klavierstimmen gebrauchten ähnlich ist, gespannt werden. Das Instrument wird mit zwei leichten Bambushölzchen gespielt; es hat einen angenehmen Klang und dient zur Liederbegleitung.

Haut. — Trommeln hat man in China seit den ältesten Zeiten gekannt. Die ersten Trommeln wurden aus gebranntem Thon gemacht, mit Kleie gefüllt und dann mit einer Haut überzogen. Instrumente, die geschnürt werden, kennt man in China nur wenig; das Fell wird mit Nägeln befestigt. Die Trommel spielt bei religiösen Ceremonien stets eine wichtige Rolle. Die Größe des Durchmessers schwankt zwischen wenigen Zollen und mehreren Fußen. Die Chinesen haben auch das „tambour de basque“, das Tambourin (Tafel I Nr. 11) und eine Art Kesselpauke (Tafel I Nr. 8 und 10).

Kürbis. — Die Chinesen haben bei einem ihrer Instrumente den Kürbis verwendet. Es ist dies das „Scheng“ (Tafel II Nr. 8). Der Körper des Instruments ist aus Kürbis, mitunter allerdings auch aus Holz gefertigt. Am oberen Ende sind 5 Röhren von verschiedener Länge eingesetzt, die an ihrem unteren Teile, genau wie bei unserer Harmonika, Zungen haben. Die Röhren sind etwas oberhalb der Zungen durchbohrt, um sie tonlos zu machen, wenn man nicht die Löcher schließt.

Das „Scheng“ setzt sich aus drei abgesonderten Teilen zusammen: dem Kürbis, den Röhren und dem Mundstück. Der Kürbis hat die Form und Größe einer Theetasse. Das Mundstück wird in den Kürbis eingesetzt. Das Instrument hat 17 Röhren, von denen 4 stumm sind. Jede der übrigen besteht aus zwei Teilen, deren oberer aus Bambus, deren unterer aus Holz hergestellt ist. Die in diesen Teil eingefügte Messingzunge wird mittels Wachses in ihrer Lage erhalten. Jede tonerzeugende Röhre hat auf ihrer Innenseite einen Einschnitt, der dazu dient, den Ton zu modifizieren oder lauter zu machen. Die Pfeifen haben einen angenehmen Klang. Sie erzeugen zusammen elf Töne, aber nur zwei haben denselben Ton. Das „Scheng“ kommt bei populären Orchestern nie zur Verwendung.

Das Prinzip, nach dem dieses Instrument konstruiert ist, ist im wesentlichen dasselbe, wie bei unseren großen Orgeln. Thatsache ist, daß die Übertragung des „Scheng“ nach Europa zur Erfindung der Harmonika und des

Das Porzellan.

Auch die Erfindung der Töpferkunst geht ins graue Altertum hinauf und wird gleich anderen Erfindungen mythischen Kaisern zugeschrieben. Als bestimmt darf angenommen werden, daß die Chinesen Töpferwaren seit urdenklichen Zeiten herstellten und daß auch sie die Erfindung der Töpferscheibe für sich in Anspruch nehmen. Ein vor mehr als 2000 Jahren verfaßtes Buch enthält bereits einen Abschnitt über die Töpferkunst. Unter den verschiedenen zu jener Zeit geschaffenen Gegenständen finden wir außer Kochgeschirren und Opfergeräten sogar aus Thon gefertigte Särge. Doch ist es ungewiß, ob sie bereits glasiert waren, welches Verfahren den alten Ägyptern seit den ältesten Zeiten bekannt war.

Bedauerlicherweise giebt das Wort, das die Chinesen für Porzellan gebrauchen, uns keinen Aufschluß über seinen Ursprung, da sie den Ausdruck von Anfang an auf alle Produkte der Töpferei angewendet haben.*) Die Feststellung der Periode, in die die Erfindung des Porzellans fällt, bildet überhaupt ein bisher ungelöstes Problem. Einheimische Autoren, die die Geschichte der Porzellanmanufaktur geschrieben haben, verlegen die Zeit ihrer ersten Anfänge nicht vor das 2. Jahrhundert v. Chr.; gleichwohl müssen sie zugeben, daß gewisse Bruchstücke von meergrünen Sorten und von solchen, die „die Farbe des Himmels nach dem Regen" tragen, ein höheres Alter nicht ausschließen. Von diesem Zeitpunkte an war, chinesischen Quellen zufolge, der Fortschritt ein auffallend schneller.

Wie dem nun auch sein mag, die Erfindung des Porzellans ist in ein anscheinend undurchdringliches Dunkel gehüllt. Während eine Partei die Ansicht vertritt, daß es kaum vor der Mingdynastie (1368 n. Ztr.) bekannt gewesen ist, neigen andere, und zwar recht viele, zu dem Glauben, daß das Porzellan in der Mitte des 7. oder 8. Jahrhunderts erfunden wurde, als man eine Töpferware herstellte, die weiß wie Elfenbein war und geschlagen einen hellen Klang von sich gab. Man hat angenommen, daß die Chinesen bei der Fabrikation von Porzellan das Elfenbein nachzuahmen versucht haben.**)

Die Masse, aus der das Porzellan fabriziert wird, setzt sich gewöhnlich

*) Das Wort Porzellan soll von den Portugiesen herstammen, die im 16. Jahrhundert diesen Artikel zuerst von China nach Europa brachten. Der Name bezieht sich auf das äußere Aussehen des Porzellans, das dem glänzenden Weiß der „Cypraea" oder Porzellanmuschel, die portugiesisch „porcellana" heißt, ähnlich ist. Diese wird wiederum so genannt, weil ihre obere Außenseite an den runden Rücken eines Schweinchens („porcella") erinnern soll.

**) Tu Fu, einer der Dichterfürsten Chinas (siehe Seite 864), der im 8. Jahrhundert lebte, verherrlichte in mehreren seiner Gedichte die prächtigen mit Blumen, Fischen u. dergl. m. geschmückten Weintassen, die zu Tai hergestellt wurden. Wir haben es hier zweifellos mit Porzellan zu thun.

aus zwei Bestandteilen zusammen, die fein gemischt und zu Pulver verrieben werden. Der eine ist als „Kaolin" bekannt, ein Name, der von einer Hügelkette stammt, die östlich von den kaiserlichen Porzellanfabriken zu Kingteschin in der Provinz Kiangsi gelegen ist. Hier findet man einen Phyllit, dessen chemische Zusammensetzung der schwedischen Hälleflinta ähnlich sein soll. Der zweite Bestandteil besteht meist aus Feldspath oder Pegmatit, Porzellanstein*) oder einer anderen beim Brande weißen Quarzart. Das Verhältnis dieser beiden Bestandteile, sowie der erforderliche Hitzegrad beim Brennen hängen davon ab, ob man Porzellan oder feine Töpferware herstellen will.

Allem Anscheine nach war das weiße Tingporzellan im 7. Jahrhundert n. Chr. bekannt. Es wurde in Tingtschau, Provinz Tschili, fabriziert; daher sein Name. Man kannte es auch als weißes Tingporzellan, weil seine Farbe gewöhnlich blendend weiß war. Es ist unzweifelhaft eine der ältesten Porzellanarten. Man fabrizierte drei Arten, das einfache, glatte und das mit Reliefornamenten versehene. Seine Echtheit erkennt man daran, daß es Merkmale hat, die Thränen ähneln. Man muß es von dem rahmweißen, in Fukien fabrizierten und als „Kienyin" bekannten Porzellan unterscheiden.

Der Anfang des 7. Jahrhunderts scheint auch der Ausgangspunkt für die Blütezeit der Porzellanfabrikation in den verschiedenen Teilen des Kaiserreiches gewesen zu sein. Von den verschiedenen, während der Tangdynastie, 618—907 n. Chr., hergestellten Arten sind, soweit dies bekannt ist, keine Exemplare auf die Nachwelt gekommen. Aber aus der Sungperiode, 960—1280, finden wir solche auf dem Markte. Ihres hohen Alters wegen ist der Preis dieser Porzellanstücke sehr hoch. Bedauerlicherweise waren die meisten Produkte so zerbrechlich und fein, daß sie im Laufe der Jahrhunderte zerbrachen, und nur die stärkeren Sorten uns erhalten sind. Die anderen Arten kennt man nur aus Beschreibungen.

Das 10. Jahrhundert weist einen ganz merklichen Fortschritt in der Porzellanmanufaktur auf, sowohl was die Herstellung im allgemeinen, wie auch die Ornamentierung anbetrifft. Die Chinesen beschreiben die um das Jahr 960 fabrizierten Artikel als: „Blau, wie der Himmel, blank wie ein Spiegel, zerbrechlich wie Papier und wohlklingend wie der Jadestein; ihre Schönheit stellte alle bis damals geschaffenen Porzellanwaren in den Schatten." Man schätzte sie ungemein hoch, sodaß selbst Bruchstücke wie Edelsteine aufbewahrt und zu Schmucksachen verarbeitet wurden.**)

---

*) Diese Porzellansteine, an denen es unserer Porzellanindustrie mangelt, sind der chinesischen und japanischen sehr förderlich.

**) Unter den vielen, zu jener Zeit in den verschiedenen Provinzen eröffneten Porzellanfabriken verdient die zu Kingteschin, in Kiangsi, unweit der Ufer des Poyangsees, an erster Stelle genannt zu werden. Diese kaiserlichen Steingutfabriken wurden um das Jahr 1000 n. Chr. berühmt. Wie es heißt, haben sie bis auf den heutigen Tag fast vier Fünftel der feineren Töpferwaren in China geliefert. Die dort

Die chinesische Porzellanfabrikation machte gegen Ende des 10. Jahr=

fabrizierte Ware ist bedeutend besser als die von Alters her mit ihr wetteifernde aus Poschan in Schantung, das in alten Zeiten das wunderschöne Porzellan zu liefern pflegte, das über Land durch die Provinz Kansu, die Wüste Gobi, Baktrien und weiter westwärts nach Persien usw. kam. Poschan liefert auch heute noch einen Teil der besten Steingutware, die am kaiserlichen Hofe gebraucht wird.

Die Steingutfabriken zu Kinteschin haben seit den letzten 1000 Jahren drei Perioden großen Aufschwunges erlebt. Während dieser haben sie eine Menge des schönsten und merkwürdigsten Porzellans geliefert, das gegenwärtig noch existiert. Die erste dieser Perioden nahm kurz nach 1068 ihren Anfang, datiert mithin aus der Sungdynastie. Noch heutiges Tags werden die von chinesischen Kennern am höchsten geschätzten Porzellanwaren mit „Sung Yao“ oder Porzellan aus den Sungöfen, bezeichnet. In den kaiserlichen Palästen in und bei Peking sollen sich Vasen, Blumentöpfe und Statuen buddhistischer Gottheiten befunden haben, deren Wert nach chinesischer Anschauung nur mit Gold aufgewogen werden kann. — Die zweite Glanzperiode der Kintefabriken fällt in die Zeit der Mingdynastie. Das während der Regierung Tscheng Huas, 1465—1487, geschaffene Porzellan ist das berühmteste; es wird von den Chinesen „Ming Yao“ oder Porzellan aus den Mingöfen, genannt. Auch die Cloisonnéware dieser Regierung steht unübertroffen da. — Die dritte Periode fällt in die Regierungszeit Kang His, 1662—1722. Das während dieser sechzig Jahre fabrizierte Porzellan wird, ebenso wie einiges Cloisonné von Kennern sehr hoch geschätzt.

Dann verfiel die Industrie. Während der Regierung Tao Kuangs, 1820—1851, wurde allerdings der Versuch gemacht, sie wieder in Blüte zu bringen, doch gelang dies nur teilweise. Seit jener Zeit giebt sich ein bedauerlicher Niedergang, soweit die Kunst in Betracht kommt, zu erkennen, wenige Stücke vielleicht ausgenommen, die der Gouverneur von Kiangsi alle drei Jahre für den Gebrauch des kaiserliches Haushalts zu Peking liefern muß. Die reichen chinesischen Familien folgen dem Beispiele des Palastes und bestellen in den Öfen von Kinteschin große Mengen besonders schönes Porzellans, das dann sowohl als Zimmerschmuck wie auch für den häuslichen Gebrauch Verwendung findet.

Sieht man von diesen Porzellanwaren ab, so ist das gegenwärtig von jenen Steingutfabriken gelieferte Porzellan nur von mittelmäßiger Güte. Die Töpfer von Kinteschin müssen auch den Mitbewerb der japanischen Öfen sich gefallen lassen, denn japanisches Porzellan wird seit einigen Jahrzehnten in sehr großer Menge nach China eingeführt. Die Japaner ahmen die chinesische Ware häufig so täuschend nach, daß beide Arten nur schwer von einander zu unterscheiden sind. Der japanische Artikel ist auch billiger, wenn auch nicht so haltbar wie der chinesische, wovon die japanische Thonerde die Ursache ist.

Während der Taipingrebellion, 1851—1864, wurden die Öfen zu Kinteschin zum großen Teil zerstört; vor jener Zeit waren viele tausende von Arbeitern dort beschäftigt. Sie sind heute nur ein Schatten des Ruhms, dessen sie sich im Mittelalter erfreuten. Die große Masse der Ware, die gegenwärtig in Kinteschin alljährlich fabriziert wird, dient mit wenigen Ausnahmen Haushaltzwecken. Dieser Verfall berührt China bedauerlicherweise nicht allein vom ästethischen Gesichtspunkte aus, sondern er läßt auch seine traurigen Spuren in dem Bezirke zurück, soweit sein materieller Wohlstand in Betracht kommt. Die Öfen beschäftigen heute nur einen Bruchteil der Arbeiter, die dort vor 50 bis 60 Jahren angestellt waren.

hunderts recht bedeutende Fortschritte. Farbige Emaille kam zuerst in Anwendung und zwar waren mehrere Schattierungen von Violett, Blau und Gelb besonders beliebt. Als Ornamente dienten Göttergestalten, Blumen und das Schriftzeichen, sowie der Goldstreifen in Relief. In den als „Tschun“ bekannten Öfen wurden zu jener Zeit hochgeschätzte Porzellanwaren geschaffen, die zinnoberrot, zwiebelgrün und purpurbraun waren. Es würde uns zu weit führen, alle Schattierungen aufzuzählen, die in jener Periode entstanden.

Außerordentlich beliebt war das echte, als Seladon bekannte Porzellan. Seine Farbe wird als seegrün, vermischt mit bläulichen oder ins Graue fallenden Farben beschrieben, es kann weder bestimmt als Grün noch als Blau bezeichnet werden. Seine Güte und Echtheit erkennt man an der Schwere, Dicke, der reichen oliven- oder seegrünen Glasur und an einem eisenfarbigen Ringe auf dem Boden des Gefäßes. Dieses Seladon wurde während der Sung- und Yüandynastien, 960—1368, fabriziert. Im mittelalterlichen chinesischen Handel fand es häufig seinen Weg nach arabischen Besitzungen und anderen Ländern des Abendlandes.

Ein anderes hochgeschätztes Porzellan ist das mit ungezählten Rillen versehene. Wie das Seladon hat es eine weiße oder farbige Glasur, die, dem Ansehen nach, gewöhnlich eine grobe Töpferware bedeckt und mitunter von rötlicher Farbe ist. Es soll einem Zufall seine Entdeckung verdanken. Man kannte dieses „geborstene“ Porzellan schon während der Sungdynastie, 960—1280. Es wird in verschiedener Art fabriziert. Hauptsächlich stellt man es dadurch her, daß man die Ware einem plötzlichen Temperaturfall aussetzt. Die äußere Glasur zieht sich dadurch schneller zusammen als die Thonmasse; jene bricht daher und die Bruchstücke werden nach dem Brande sichtbar. In diese kleinen Rillen der Glasur wurde mitunter rote Tusche eingerieben, um die Wirkung noch zu erhöhen. Die chinesischen Töpfer sind unübertroffene Meister bei diesem Verfahren. Im 13. Jahrhundert scheint dieses geborstene Porzellan in besonders großer Menge und Vortrefflichkeit fabriziert worden zu sein. Die Lieblingsfarben waren kupferfarben, dunkelviolett, gelb und türkisches Blau.

Während der Regierungszeit der vier Mingkaiser, die zwischen 1426 und 1465 regierten, machte die Keramik bedeutende Fortschritte. Charakteristisch für diese Periode war die Ornamentierung von blauen Blumen unter der Glasur. Dieses als „Sunipo“ bekannte Blau nahm nach dem Brennen eine blaßblaue Farbe an. Dies von den Chinesen so hochgeschätzte Porzellan ist in seiner Art nie übertroffen worden. Rot wurde ebenfalls zum erstenmal in der Töpferei angewendet; man malte es auf die Thonmasse, ehe man sie glasierte, so daß die rote Ornamentierung durch die Glasur hindurch schien und so lebhaft war, daß sie fast die Augen blendete. Man verwandte

dazu ein Kupfersilikat, nicht Rubinenstaub, wie man anfangs in Europa vielfach annahm.

Unter anderen während jener Epoche entstandenen Porzellanarten wollen wir noch das von den Portugiesen „Boccaro“ benannte erwähnen. Die bessere Thonmasse wurde für Theetöpfe u. dergl. m. verwendet, die minderwertige zur Mauerornamentik. Der uns schon bekannte, berühmte „Porzellanturm“ in Nanking (siehe S. 939 u. ff.) war aus diesem Porzellan aufgebaut, 1412—1431.

Die Regierungszeit Siuen Tis, 1426—1435, ist ihres schönen Porzellans halber namentlich bekannt; es wird von Kennern als das beste Porzellan der Mingperiode bezeichnet. Hellrote und himmelblaue Tassen waren namentlich in der Mode; die Außenseite war vielfach granuliert wie die Hühnerhaut oder die Apfelsinenschale. Als weiteres Ornament dienten Heimchen.

In die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts fällt überhaupt nach Ansicht vieler die blühendste Periode der chinesischen Porzellanmacherkunst. Sie erfuhr eine neue Förderung dadurch, daß eine mehrfarbige Ornamentik auf der Glasur angebracht wurde, nachdem die Ware aus dem Ofen gekommen war. Diese Ware war als „fünffarbiges Porzellan“ bekannt, und zwar, weil man mehr als eine Farbe verwendete; doch brauchten es nicht immer gerade fünf zu sein. Die Ornamentik machte auch bedeutende Fortschritte, indem man schwierigere Muster, wie Menschengestalten, Bilder historischer, sagenhafter und religiöser Vorgänge, aber auch Landschaften auf dem Porzellan anbrachte. Namentlich hoch geschätzt ist aus dieser Periode das Porzellan, in dem grün die vorherrschende Farbe war.

Auch die Regierungszeit der fünf Mingkaiser, die zwischen 1465 und 1573 regierten, ist in verschiedener Hinsicht, soweit die Porzellanmanufaktur in Betracht kommt, bemerkenswert. Das blaue Porzellan behauptete noch seinen leitenden Platz, doch waren zur selben Zeit nach anderen Richtungen hin Fortschritte wahrnehmbar z. B. in der Farbenanordnung, in den Mustern u. dergl. m. Ein neues Dunkelblau wurde fabriziert, dessen Preis sehr hoch war. Trotzdem das Blau dieser Periode nicht so schön wie das der vorhergehenden ist, so sind die Malereien und Farbenzusammenstellungen doch mehr künstlerischer Art. Während der Regierung Tsching Huas, 1465—1489, erreichte die Porzellanvergoldung ihren Höhepunkt.

Die nächste Periode schließt die Regierung der vier Kaiser ein, die zwischen 1573 und 1662 regierten. Der letzte unter ihnen, Wan Li, gehört demnach schon der gegenwärtigen Dynastie an. Vornehmlich wurden „fünffarbige“ und grüne Porzellane fabriziert. Die kaiserliche Fabrik zu Kingteschin lieferte besonders kunstvolle Artikel. Für den Hofgebrauch wurden Altargefäße von blendend weißer Farbe hergestellt; die Glasur war rahmartig, einer verdickten Fettschicht ähnlich. Die Außenseite war granuliert,

als wenn man die Ware mit Hirsekörnern bestreut hätte, oder auch einer Apfelsinenschale ähnlich. Namentlich bekannt als bedeutender Künstler ist während dieser Periode Au. Unübertroffen stehen seine großen Tassen da; sie hatten als Ornament rote und purpurfarbene Wolken. Ferner sind zu erwähnen seine Eierschalentassen von blendend weißer Farbe. Das Stück wog nur 12 Gran. Die einfarbigen Porzellane der Mingdynastie, das Rubinenrot, Sang-de-boeuf, kaiserliche Gelb, Erdbeeren- und Pfirsichblütenrot, Apfelgrün usw., die aus diesem Zeitabschnitte stammen, stehen unübertroffen da.

Der geniale Kaiser Kang Hi, 1662—1723, der Kunst und Wissenschaft aufs eifrigste förderte, gab auch der Porzellanmanufaktur manche Anregung. Unter ihm hat sie ihren Höhepunkt erreicht. In nicht geringem Maße trugen hierzu die Jesuitenmissionare, die an seinem Hofe weilten, bei. In den kaiserlichen Porzellanfabriken zu Kingteschin waren viele Jahre lang jesuitische Laienbrüder beschäftigt und auf sie ist wohl die Anwendung der neuen Farben zurückzuführen, die während jener Periode aufkamen. Auch mehrere neue Formen stammen aus dieser Zeit.

Man kann das während Kang His Regierungszeit fabrizierte Porzellan in vier Hauptklassen einteilen, je nachdem die Glasur weiß, grün, rosa oder mehrfarbig war. Das weiße Porzellan stammt aus Tehoa in der Provinz Fukien. Die Chinesen nennen es „Pehtze" d. h. weißes Porzellan. Es hat einen prächtigen Glanz, die Politur ist äußerst fein, doch ist es sehr dick. Man verwendete es namentlich viel zur Herstellung von buddhistischen Göttergestalten, vornehmlich der der Barmherzigkeit, Kuanyin. Auch kannte man ein Weiß, das mit purpurroten Punkten von der Größe eines Stecknadelkopfes besprengt war. Ein anderes Weiß hatte Goldpunkte und war sehr teuer, da im Durchschnitt von hundert Stücken nur eins fehlerlos war.

Viele Bewunderer hatte auch das grüne Porzellan. Als Ornamentmotiv dienten Blumen, Lotus und Chrysanthemum, Zweige, Gräser, Vögel im Fluge, Käfer, Libellen u. dergl. m. Gewisse Sorten dieses Grün wiesen Stücke in Gelb und Rot, Blau und Violett auf. Auch historische und religiöse Szenen fand man abgebildet, bis im Jahre 1667 ein kaiserliches Edikt deren Wiedergabe verbot.

Unter den übrigen Porzellanen der Kang Hi-Periode verdienen die Celadone und Flambés namentlich erwähnt zu werden. Jene waren, wie wir bereits wissen, schon in früherer Zeit fabriziert worden, aber doch sind viele der damals entstandenen Celadons Kunstwerke im besten Sinne des Wortes. Sie werden als turquoisgrün, seegrün und eine Art Violett beschrieben; in manchen Stücken finden sich alle diese Farben vor. Die grüne Glasur wurde auf das Celadon vor dem Brennen aufgelegt, so daß sie vollständig mit der Thonmasse in eins verschmolz. Die als Flambés bekannten Stücke, so genannt, weil mehrere Farben ineinander übergingen, sind wohl durch Zufall entdeckt worden. Die Chinesen verstanden sich trefflich darauf,

diese Art von Porzellan künstlich herzustellen, indem Glasuren von verschiedener Färbung verwendet wurden.

Der als geborstenes Porzellan bekannte Artikel erreichte während der Regierungszeit Kang His seine höchste Vollendung. Es ist gewissermaßen die am meisten charakteristische Porzellanware der Chinesen. Von ihr kennt man mehrere Abarten, doch werden sie alle mittels desselben Verfahrens hergestellt, nämlich dadurch, daß man eine ungleichmäßige Zusammenziehung der Glasur und der Thonmasse bewirkt. Dies Porzellan war ursprünglich wohl ebenfalls ein Produkt des Zufalls oder eines Versehens. Die Glasur hatte vielleicht nicht die gewöhnliche Güte und zog sich bei der Abkühlung schneller zusammen, als die Thonmasse, so daß jene in viele Stücke sprang.

Die Chinesen halten sehr viel von diesem geborstenen Porzellan. Eine der schönsten Arten wurde in der Weise fabriziert, daß man die Risse der ersten Glasur möglichst weit machte und dann in diese Farben hineinrieb. Das Stück wurde dann nochmals gebrannt, um die Farbe fest zu machen. Über das Ganze kam nun eine durchsichtige Glasur, die dem Stücke das Aussehen einer Art von Mosaikarbeit gab. Eine andere Art hat große Risse, während der zwischen ihnen liegende Raum mit feinen Rissen ausgefüllt ist; diese gehen aber nicht weiter als die breiteren Linien, von denen sie eingeschlossen sind.

Eine eigentümliche Färbung wurde dadurch geschaffen, daß der Arbeiter, nachdem die, meist rotbraune Grundfarbe aufgetragen war, eine Metallfärbung durch ein Stück Gaze blies, das am Ende einer Bambusröhre befestigt war. Diese Färbung glich demnach sozusagen einem Sprühregen. Nachdem das Stück nochmals gebrannt war, erhielt es einen feinen Metallglanz. Man kennt diese Porzellanart unter der Bezeichnung Sufflée.

Das aus der Mingdynastie stammende „fünffarbige" Porzellan erreichte während der Kang Hi-Periode seinen Höhepunkt. Die Farben sind rot, gelb, grün, blau und schwarz. Sie wurden aus metallischen Oxyden hergestellt, da keine andere Farbe den hohen Hitzegrad ertragen kann. Große Kunstfertigkeit und viel Erfahrung war nötig, um dies Porzellan fabrizieren zu können. Manche Stücke, meist Vasen, mußten 15 und 20mal gebrannt werden. Vornehmlich mußte darauf geachtet werden, daß die Farben nicht ineinander liefen. Wunderschön sind auch die aus dieser Periode stammenden schwarzen Vasen; die Farbe wurde durch Uraniumoxyd hergestellt.

Die Mehrzahl der großen Künstler in der Porzellanmanufaktur haben während der Regierungszeit Kang His gelebt. Die wunderschönen blauen, die sahnenfarbig weißen, oft geborstenen, ferner die einfachen grünen — grün war die kaiserliche Farbe der Mingdynastie — Sorten, sowie das „Sang-de-boeuf" sind während dieses Zeitraumes von sechzig Jahren geschaffen und sind das schönste Porzellan, das China je hervorgebracht hat, sowohl in Hinsicht auf die Güte der Thonmasse, die Schönheit der Form, die Reinheit

der Glasur und des Glanzes, die glückliche Farbenverbindung und die malerische Wirkung.

Namentlich ist das Sang-de-boeuf ein prächtiges Porzellan. Es ist kaum möglich, seine Schönheit zu schildern, doch mag folgendes dem Leser eine annähernde Vorstellung von ihm beizubringen geeignet sein: Nimm eine glatte und ungemusterte Porzellanvase und tauche sie in das frischeste Pulsaderblut und mache dies, während es noch herabtröpfelt, durch eine tiefe durchsichtige Glasur fest.

Die Regierungszeit der Kaiser Yung Tsching und Kien Lung, 1723 bis 1796, bildet eine neue Epoche in der chinesischen Keramik, mit der die moderne Schule ihren Anfang nahm. In Hinsicht auf das Verfahren und die technische Fertigkeit stehen die Kunstarbeiter allerdings ihren Vorgängern nicht nach; aber zugleich werden auch bereits die Ursachen wirksam, die in neuerer Zeit zum Verfalle der chinesischen Porzellanmanufaktur geführt haben: die Ornamentierung ist zu reich; überall tritt die Neigung hervor, die ganze Außenseite der Ware mit Arabesken, Zweigen, Blättern u. dergl. m. zu bedecken.

Während der 13jährigen Regierungszeit Yung Tschings wurde nicht viel Porzellan fabriziert, aber dieses Wenige ist von hohem Interesse. In diese Epoche fallen die feinen Eierschalenwaren. Einige hatten die Farbe eines Eies und glänzten wie Silber, andere waren grau-weiß. Wunderschön ist auch das als „Hagedornmuster" bekannte Porzellan, in Wirklichkeit der „prunus", der da blüht, ehe er Blätter hat.

Während der Kien Lung-Epoche, 1736—1796, wurden verschiedene Porzellarten fabriziert, hauptsächlich das Rosa-, Eierschalen-, Flambé- und das für die Ausfuhr bestimmte Porzellan. Dieses ist als „Mandarinporzellan" bekannt und wird so genannt, weil die Ornamentierung meist in Darstellungen von Beamtenfiguren besteht. Der Artikel hatte nur mittelmäßigen Wert. Das Kien Lung-Porzellan steht in jeder Hinsicht schon dem der Kang Hi-Epoche nach, obgleich es manche schöne Arten von einfachem und doch prächtigem Porzellan giebt, worunter namentlich das als „Drachenblut" bekannte zu zählen ist. Doch kommt es dem „Sang-de-boeuf" der Mingperiode nicht gleich. Auch eine schöne Turquoisware, sowie verschiedene Flambés stammen aus dieser Zeit; namentlich schön sind die Stücke, bei denen die bläulich weißen Farben am sogenannten „Drachenblutrot" herablaufen.

In den letzten hundert Jahren zeigt sich in der Porzellanmanufaktur Chinas lediglich Rückschritt. Der Verfall erklärt sich zum Teil aus der großen Nachfrage im Abendlande, dann aber auch aus dem Niedergange des künstlerischen Schaffens im Lande der Mitte.

Wir wollen schließlich noch bemerken, daß die auf dem chinesischen Porzellan angebrachten Zeichen vornehmlich das Jahr oder vielmehr die Regierungszeit des Kaisers oder der Dynastie oder beides angeben. Der

Name des Kunstarbeiters ist nicht vermerkt, weil in China jedes Stück durch die Hände vieler Arbeiter geht, von denen jeder seinen Teil in Hinsicht auf die Verzierung usw. beiträgt. Kein Stück ist die Arbeit eines einzigen Mannes. Die erste Hauptbedingung ist in dem Auge des chinesischen Sammlers das Alter des Stückes; Schönheit kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Lackwaren.

Obwohl die Chinesen die Lehrmeister der Japaner in Hinsicht auf Lackwarenfabrikation gewesen sind, so haben sie es darin doch nie so weit gebracht wie die Söhne des Sonnenaufgangreiches. Die Schöpfungen der Japaner sind denen der Chinesen durch die Harmonie der Farben, die Trefflichkeit des Musters, die Güte des Lacks, die zarte Ausführung und die Technik im allgemeinen überlegen. Doch verdienen auch manche chinesische Waren in Hinsicht auf die eben genannten Punkte die höchste Anerkennung.

Wir hatten bereits Gelegenheit, in der Abhandlung über die Pflanzenprodukte Chinas kurz den Lack zu erwähnen (siehe Seite 574). Er ist ein aus dem Firnisbaum (Rhus vernicifera) gewonnenes Harz. Der Baum wird in mehreren Provinzen angebaut, namentlich in Setschuen, Hunan und Kuangsi. Seine Blätter und Rinde sind der Esche ähnlich. Er erreicht eine Höhe von 15 bis 20 Fuß und liefert, wenn er sieben Jahre alt ist, den Saft, der im Juli und August durch Einschnitte gewonnen wird, die man in den Stamm des Baumes etwa einen Fuß vom Boden macht und die bis zu den Ästen hinaufreichen.

Die Einschnitte werden abends gemacht, das Harz wird morgens gesammelt. Das Messer darf nur die Rinde durchschneiden, den Splint aber nicht beschädigen. In den Einschnitt zwängt man eine große Muschelschale und in diese rinnt über Nacht das Harz. Da der Saft giftig ist, so muß man, wenn man ihn in andere Gefäße umschüttet, mit großer Vorsicht verfahren. Der mit dem Abzapfen des Saftes beauftragte Arbeiter bestreicht sich das Gesicht und die Hände mit einem Wasser, in dem Salpeter und gewisse Pflanzen abgekocht sind. Seinen Kopf bedeckt er mit einem Tuche, das nur zwei Öffnungen für die Augen hat; seine Stiefel, Handschuhe und Schürze sind aus Bockfell gefertigt.*)

Das gesammelte Harz wird in ein großes, irdenes Gefäß geschüttet, das mit einem Stück Leinwand bedeckt ist, durch das man den Saft siebt. Tausend Bäume liefern in einer Nacht etwa 20 Pfund Firnis. Nachdem dieser ge-

*) Unvorsichtige Arbeiter werden von Geschwulst, starkem Hautjucken und Brennen, ja zuweilen von Ausschlägen befallen, die tötlich werden können.

reinigt worden ist, läßt man ihn in hölzerne, an der Außenseite stark verpichte Gefäße laufen; in diesen kommt er auf den Markt zum Verkauf.

Im verdickten Zustande hat der beste Firnis eine schwarzgelbe oder dunkelbraune Farbe; man schützt ihn mittels geteerten Papiers vor der Luft, aber aller Lack wird pechschwarz, sobald man ihn dem Lichte aussetzt. Man versetzt ihn jedoch noch mit anderen Bestandteilen, z. B. dem sogenannten Holzöl, das man aus gewissen Pflanzen (Augia sinensis u. a.) gewinnt. Diese bilden, in Gemeinschaft mit der Rhus vernicifera, die verschiedenen Qualitäten des Lacks.

Vor dem Gebrauch wird der Firnis durch ein aus der Vernicia montana oder Camelia oleifera gewonnenes Öl noch weiter zubereitet. Auch Reisessig und schwefelsaure Salze werden zu diesem Zwecke benutzt, je nachdem man den Lack durchsichtig oder dunkler herstellen will. Seine Farbe erhält er dadurch, daß man ihn mit Schweineblut und Pflanzenöl, Elfenbeinschwarz und Theeöl usw. vermischt. Zu den bekanntesten Farben gehören zinnober, elfenbeinschwarz, violett, olivenfarbig, schieferblau, ockergelb und korallenrot.

Das zu firnissende Holz wird zuerst abgehobelt und poliert, dann werden die Fugen mit einer Art von feinem Werg verstopft und über diese klebt man schmale Papierstreifen. Das Ganze wird zunächst mit dünnem, koreanischem Papier oder feinem Seidenzeug überklebt. Eine aus Schmirgelpulver, rotem Sandstein, Zinnober oder Gummi Camboja und Ochsengalle bestehende Mischung wird nun mit einem Pinsel aufgetragen. Nachdem der zu lackierende Gegenstand an der Luft getrocknet ist, poliert man ihn mit Sandstein, Bimstein und pulverisierter Holzkohle.

Dies doppelte Verfahren wird mehreremale wiederholt. Die Vorbereitung nimmt oft mehrere Wochen in Anspruch. Dann wird der Lack in einem, auf allen Seiten vor Wind und Staub geschützen Zimmer aufgetragen. Man bedient sich eines ungemein feinen und flachen Pinsels, um eine sehr dünne und gleichmäßig dicke Firnisschicht auftragen zu können. Der bearbeitete Gegenstand wird zunächst in ein Trockenzimmer gebracht, worauf man ihn mit einer Art weichen Schiefers poliert. Jede Lackschicht wird in derselben langsamen und sorgfältigen Weise aufgetragen. Die Zahl der Schichten schwankt zwischen drei und achtzehn.

Man stellt die aus Blumen, Figuren u. dergl. m. bestehende Ornamentierung auf verschiedene Art und Weise her. Das Vergolden besorgt in größeren Werkstätten ein eigens dazu bestimmtes Personal. Das Muster wird auf dickes Papier gezeichnet. Dies wird dann mit Nadeln durchstochen, damit die pulverisierte Kreide auf den Gegenstand falle und so die Umrisse bilde. Ein anderer Arbeiter vervollständigt das Bild, indem er mit einer Nadel die Linien einschneidet und sie mit Zinnober, der dem Firnis beigemischt ist, ausfüllt, je nach der Dicke, die verlangt wird. Das Blatt- oder

Staubgold wird später mittels eines feinen Pinsels aufgetragen; man drückt es mit einem Bäuschchen fest.

Es kommt auch vor, daß der Arbeiter die darzustellenden Figuren, Blumen, Arabesken u. dergl. m. unmittelbar mittels eines Holzgriffels auf den Lack zeichnet. Hierzu sind Gewandtheit und eine sichere und leichte Hand durchaus notwendig. Schon der erste Versuch muß gelingen, da die Dicke des Lacks eine Wiederholung verbietet. Außer Ornamentierungen mittels Gold- und Silberplättchen findet man auf chinesischen Lackwaren auch Inkrustierungen von Elfenbein, Perlmutter, Nephrit, Korallen, Malachit und Lapislasuli.

Canton und Futschau sind die Hauptmittelpunkte für glatte und Relief-Lackwaren. Jene besitzen keinen großen Kunstwert, diese sind dagegen ganz vorzüglich und den Fabrikaten Japans gleich. Auch in Peking und Nanking werden schöne Lackwaren hergestellt, doch ist die Produktion dort nicht bedeutend. Das durch seine feinen Holzschnitzereien weltberühmte Ningpo liefert ebenfalls prächtige Lackwaren, die in der Regel einen hohen Marktwert haben.*)

Holz-, Elfenbein- und Steinschnitzereien.

Das Schnitzen, das sehr viel Geduld und Ausdauer erfordert, ist recht eigentlich eine Aufgabe für den Chinesen, der nicht davor zurückschreckt, auch dem Geringfügigsten viel mühsame Arbeit zu widmen. Da nun China ein Land ist, in dem der Wahrspruch der Engländer „Time is money" keine Anwendung findet, so darf es uns nicht wundernehmen, wenn die Chinesen sich tage- und wochenlang mit Arbeiten abgeben, die anderswo als nichtlohnende kein Mensch unternehmen würde.

Zweifellos war die Holzschneidekunst in China vor der christlichen Ära bekannt, doch hatte sie bis zur Einführung des Buddhismus im 1. Jahrhundert n. Chr. nur rohe Formen aufzuweisen. Die neue Religion war auch hier von belebendem Einfluß. Es wurden zahlreiche Statuen geschaffen, die Buddha und viele untergeordnete Gottheiten darstellten. Da keine Exemplare dieser Periode auf die Nachwelt gekommen sind, so läßt sich über ihren künstlerischen Wert auch nicht viel sagen. Die ältesten, aus Holz geschnitzten chinesischen Götzenstatuen dürften kaum 300 Jahre alt sein.

*) Zu bemerken ist noch, daß die Fabrikate, die seit einer Reihe von Jahren für die Ausfuhr hergestellt werden, viel weniger sorgfältig gearbeitet sind als die Ware, die mehr dem Einzelverkauf dient und als Kunstprodukt gilt.

Zu Schnitzarbeiten verwendet der Chinese meist Bambus, Teakholz, Cedern-, Kampfer-, Sandel-, Rosen- und Eisenholz. Der Bambus ist hohl, und schon dieser Umstand verbietet große Verschiedenheit der Muster. Aus ihm werden vornehmlich Feder- und Blumenbehälter gefertigt. Sie sind cylinderförmig und haben die Länge eines natürlichen Gliedes der Bambusstaude. Die Ornamentierung ist natürlich auf der Außenseite. Als Muster dienen gewöhnlich Blumen, Figuren von Menschen und Tieren u. dergl. m.

Zu den feinsten Arbeiten werden Cedern-, Teak- und Kampferholz verwendet. Das Ornament besteht aus Darstellungen von Scenen aus dem religiösen und politischen Leben des Volkes. Aber auch phantastische Tiere werden mit Vorliebe dargestellt, deren Ausführung vom künstlerischen Standpunkt betrachtet nichts zu wünschen übrig läßt. Aus dem Rosenholz werden die in Europa so wohl bekannten Schiebladenschränkchen, Federbehälter usw. verfertigt, während auf dem Eisenholze noch Inkrustierungen von Elfenbein, Korallen, Perlmutter und Nephrit angebracht werden.

Schöne Schnitzarbeiten finden sich an den Tempelfronten. Aber auch die Vorderseite gewisser Läden, namentlich die der Apotheken und Gasthöfe, zeigen reiche Schnitzarbeit. Als Motive dienen Figuren, Blumen, Guirlanden u. dergl. m. Häufig sind sie reich vergoldet und in alto relievo. Die Zimmer der wohlhabenden Chinesen, sowie auch gewisse Fahrzeuge, namentlich die unter dem Namen „Blumenbote“ bekannten Lustfahrzeuge Cantons, weisen stets mehr oder weniger schön ausgeführte Holzschnitzarbeit auf.

Sehr schön geschnitzt sind ferner die aus dem chinesischen Ebenholz, das auch Schwarzholz genannt wird, gefertigten Untersätze für wertvolle Vasen und Kuriositäten im allgemeinen. Als Muster dienen vielfach die Blätter der Lotusblume und ihre Fruchthüllen. Auch die aus dem harten Steine der Olive kunstreich geschnitzten Gegenstände, die meist Bote verschiedener Art darstellen und namentlich in Südchina (Amoy und Swatau) gearbeitet werden, verdienen besonders genannt zu werden.

Die schönsten Exemplare chinesischer Holzschneidekunst kommen gegenwärtig aus dem südlich von Shanghai gelegenen Vertragshafen Ningpo. Es wird weißes Holz dazu verwendet, das man dann häufig mit feinem Firnis überstreicht. Namentlich beliebt sind die dort angefertigten Bilderrahmen, Modelle von chinesischen Fahrzeugen, Figuren von Menschen und Tieren, Pagoden, Ehrenpforten u. dergl. m.

* * *

Die Elfenbeinschnitzerei wird in China seit vielen Jahrhunderten betrieben. Die wundervollen Arbeiten der Chinesen reihen sich in Hinsicht auf meisterhafte Ausführung den vollendetsten Schöpfungen der Japaner des 18. und den unsrigen aus dem 15. und 16. Jahrhundert würdig an. Den

chinesischen Arbeiten fehlt allerdings häufig die Originalität und der Ernst des Stiles, ferner die Phantasie und die Beobachtungsgabe, die die japanischen Elfenbeinschnitzereien so stark charakterisieren.

Unser größtes Interesse erwecken wohl die buddhistischen Elfenbeinstatuetten, namentlich die vielen Darstellungen der Göttin der Barmherzigkeit, Kuanyin. Hochinteressant sind auch die, namentlich aus Canton stammenden konzentrischen Elfenbeinkugeln, deren Herstellung im Abendlande so verschiedene Auslegung erfahren hat. Mit ihrer Herstellung ist jedoch nicht, wie man gewöhnlich annimmt, irgend ein Kunstkniff verbunden, sondern diese Kugeln sind lediglich das Resultat langwieriger Arbeit und großer Ausdauer. Ihre Herstellung geschieht wie folgt.

Der Kunstarbeiter nimmt ein Stück Elfenbein, das ungefähr die Größe der Kugel hat, die er zu schnitzen gedenkt. Nachdem es durch Drechseln die Kugelform erhalten hat, wird es poliert und Löcher werden in regelmäßigen Zwischenräumen hineingebohrt. Man schneidet nun durch sie hindurch mit feinen Werkzeugen die inneren Kanten dieser Öffnungen weg, bis sich die Schnitte im Innern treffen, während die Außenseite der Löcher keine Änderung erleidet. Die so im Innern der äußeren Schale lose liegende Kugel wird dann in gleicher Weise behandelt. Das ganze Verfahren ist höchst einfach, doch ist viel Geduld dazu notwendig, ebenso auch große Geschicklichkeit, um die Löcher gleichmäßig tief zu machen.

Äußerst künstlerische Schöpfungen sind die Darstellungen von Tempeln, Fahrzeugen, Schachbrettfiguren, Schmuckkästchen u. dergl. m. Canton ist der große Mittelpunkt für die Elfenbeinschnitzerei; es liefert die weitaus schönsten Exemplare.

* * *

Schon von alters her haben sich die Chinesen der Bearbeitung von gewissen Steinen große Aufmerksamkeit geschenkt, und zwar wurden für diese Arbeiten am meisten geschätzt Nephrit,*) Quarz und Speckstein. Die große

*) Der Nephrit, auch Jade genannt, ist ein Silikat von Aluminium und Kalkstein. Er besitzt etwa die Härte des Quarzes, ist durchsichtig, fühlt sich ölig an und schwankt in Hinsicht auf seine Farbe zwischen fettigweiß und dunkel-olivengrün, je nach dem Verhältnis des Oxyds von Chromium, das er enthält. Die Hauptfundorte dieses Minerals liegen im nördlichen Birma. Es nimmt in der Mineralogie keineswegs den hohen Rang ein, den die Asiaten und besonders die Chinesen, die ihn „Yü“ nennen, ihm beilegen. Die weitaus größere Menge des Nephrites nimmt, sowie das birmanische Elfenbein, über Bamo, Mandalay, Rangun und Singapore den Wasserweg nach Hongkong und Canton. Dies ist der Mittelpunkt chinesischer Schnitzereien und Schleifereien. Hier muß jedermann die Phantasie und Kunstfertigkeit der Nephritbearbeiter im vollsten Maße anerkennen und die ausdauernde Geschicklichkeit der rastlosen Hände bewundern. In Canton ist ein ganzer Stadtteil von Nephritschleifern bevölkert. Die

Härte des Nephrits macht seine Bearbeitung sehr schwierig. Die Ornamentur wird mittels eines mit einer Diamantspitze versehenen Instruments ausgeführt. Um die Politur herzustellen, benutzt man zuerst den gewöhnlichen Polierstein und dann Diamantstaub.

Die Chinesen legen ungemein hohen Wert auf den Nephrit, und zwar allem Anscheine nach aus dem Grunde, weil er schon im grauen Altertume vielfach zur Herstellung von Gegenständen, die rituellen Zwecken dienten, verwendet worden sind. Auch Urnen, Vasen u. dergl. m. machte man aus diesem Stein, und, wie uns schon bekannt ist, auch Musikinstrumente, die namentlich

---

Yü-Verarbeitung liegt in ganz China in den Händen Einzelner, die im eigenen Hause ihre Werkstätten einrichten und selten mehr als zwei oder drei Gehilfen, gewöhnlich Familienmitglieder, beschäftigen.

Ein Teil des in Bamo ausgeschifften Nephrites geht auf dem Landwege in die Provinz Yünnan und Setschuen. In Tengyue, der ersten größeren chinesischen Stadt auf dieser Route, finden wir schon bedeutende Steinschleifereien für die Verarbeitung des Yü. Sie geschieht auf primitiven Drehbänken mit Stahl- und Schmirgelscheiben. Der Schleifer untersucht zuerst den Stein hinsichtlich seiner Qualität (Brüchigkeit und Farbe) und scheidet dann möglichst gleichbeschaffene Stücke für den Gegenstand seiner Kunstfertigkeit heraus. Die Yüindustrie in Tengyue, Talifu und Tschengtu Fu befaßt sich hauptsächlich mit der Erzeugung von glattgeschliffenen, runden Armbändern von der Dicke bis zu einem Zentimeter. Der Schleifer formt demnach den Stein zu einem massiven Zylinder mit dem Durchmesser des äußeren Umfanges des Armbandes, zersägt ihn hierauf in mehrere Scheiben von der Dicke des Armbandes und schneidet schließlich auf der Drehbank den Kern heraus. Die rohe Form des Armbandes erhält ihre Rundung, Gleichmäßigkeit und Geschmeidigkeit durch das Abreiben mit Schmirgelpulver. Die Abfälle bei der Erzeugung, z. B. die herausgeschälten Kerne, finden ihre Verwertung als Ohrgehänge, (runde, glattgeschliffene Scheibchen mit einer zentralen Öffnung zur Aufnahme eines Silberringchens), als diademähnlicher Harschmuck, als Fingerringe u. dergl. m.

Wenn man erwägt, daß in ganz China kaum eine Person zu finden ist, die nicht zum mindesten ein Armband aus Nephrit, kein Mandarin, der nicht eine Sammlung alter und moderner Schnupftabakfläschchen aus Yü, kein Offizier, der nicht einen Säbelgriff aus Yü, kein Litterat, der nicht kostbare Vasen, Schalen und Götterfiguren aus Yü, kein eingefleischter Opiumraucher, der nicht einen Pfeifenkopf aus Yü, und kein Mädchen und keine Frau, die nicht die mannigfachsten Ohrringe und Harspangen aus Yü ihr eigen nennen und daß alle diese Artikel mit wenigen Ausnahmen in Canton erzeugt werden, so gewinnt man einen kleinen Begriff von der Bedeutung des Steines und von der Wichtigkeit Cantons als Yüstadt. Der Kenner und Liebhaber des edeln Yü findet hier eine reiche Auswahl von rohem und bearbeitetem Material und der reiche Chinese genug Gelegenheit, sein Geld nutzlos anzulegen. Die Handarbeiten werden in China schlecht entlohnt. Wenn man daher ein oder das andere Yüornament anpreisen hört, so spricht das am deutlichsten für die Überschätzung des Nephrites in China. Bei der allgemeinen Verwendung des Yüschmuckes klingt es beinahe komisch, daß seit der Tsindynastie (255—206 v. Chr.) nur der Kaiser ein Siegel aus Yü soll besitzen dürfen.

beim Kultus Verwendung finden. Wird er an einer Schnur aufgehängt und geschlagen, so giebt er einen schönen, reinen Klang. Das Abzeichen königlicher Würde wurde ebenfalls vielfach aus Nephrit hergestellt, ebenso die als „Jui“ bekannten chinesischen „Scepter“ (vergl. Seite 45). Seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. macht man aus ihm vornehmlich Schmucksachen, namentlich Armbänder, die aber verhältnismäßig noch immer sehr teuer sind.

Auch Quarzschnitzereien erfreuen sich unter den Landeskindern großer Beliebtheit. Am meisten gesucht sind der Bergkrystall, der Amethyst, Onyx, der Karneol, Chrysopras und der Achat. Auf diesem Gebiete haben die Chinesen schon seit langer Zeit überraschend Schönes geliefert.

Schließlich haben wir noch den Speck- oder Seifenstein zu erwähnen, der so genannt wird, weil er wie Seife aussieht und sich leicht schneiden läßt; doch nimmt er die Politur nicht ganz an. Man findet ihn in mehreren Färbungen vor: weiß, violett mit rosa vermischt, rötlich, isabellenfarben. Der Speckstein dient vornehmlich zur Herstellung von Vasen, Tassen, Siegeln, Federbehältern, Götzenbildern, Pagoden u. dergl. m. Doch haben die Arbeiten keinen hohen künstlerischen Wert. Futschau und Wentschau, in der Provinz Fukien und Tschekiang, wo man das Mineral vielfach findet, sind die großen Mittelpunkte für die Specksteinschnitzereien.



Gebäude mit rundem Eingang.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Bevölkerung.

Die Bevölkerung. — Die Urbevölkerung.

Die Bevölkerung.

I.

Nichts wird dem Ausländer, der zum erstenmale chinesischen Boden betritt, wohl mehr auffallen, als die scheinbar endlose Menschenmenge, auf die er aller Orten trifft. Wohin er auch seine Schritte lenken mag, wäre es auch auf eine Steininsel, von der man kaum annehmen sollte, daß sie auch nur einen Menschen ernähren könnte, fast überall stößt er auf Häuser und Weiler mit einer starken Bevölkerung. Die großenen Ebenen des Kaiserreiches sind mit Dörfern dicht besät, alle Wasserwege — und China ist ja das Land der Kanäle — wimmeln von Boten, auf denen viele Millionen von Menschen jahraus, jahrein leben. Und besuchen wir die Straßen einer der etwa 1700 mit Mauern umgebenen größeren Städte Chinas, so finden wir in ihnen von früher Morgenstunde an bis spät in die Nacht eine dicht gedrängte Menschenmenge, als würde ein großer Festtag gefeiert. Diese Riesenbevölkerung macht das Land der Mitte in erster Linie zu einem so merkwürdigen Reiche. Sie erklärt sich teilweise aus der großen Fruchtbarkeit des Bodens, dann aber auch aus der allgemeinen Gewohnheit, daß man sich jung verheiratet.

Die Chinesen gehören bekanntlich der mongolischen Familie an. Sie

sind gekennzeichnet durch gelbe Hautfarbe, grobes, schwarzes Har, einen sehr schwachen Bartwuchs, hervorstehende Backenknochen, fast durchweg schwarze Augen, denen aber der feurige Ausdruck fehlt und die in schiefer Richtung zur Nase stehen. Dies Organ hat fast nie oder doch nur höchst selten eine Brücke; die Nasenlöcher sind breit, das Gesicht ist rund. Auffallend klein sind gewöhnlich Hände und Füße, sowie die fast stets sich stark verjüngenden Finger. Bei den Frauen sind die Knöchel meist sehr schön gebildet.

Die Chinesen sind im Durchschnitt genommen gut und wohlgeformt gebaut, aber von etwas kleiner Statur, namentlich in den Südprovinzen, wo ein sechs Fuß großer Mann eine solche Seltenheit ist, daß man ihm den Spitznamen „Riese“ (Tschang) giebt. In Nordchina sind die Leute im Durchschnitt einige Zoll größer als im Süden. Bei Frauen schwankt die Größe meist zwischen 4 Fuß 10 Zoll und 5 Fuß 2 Zoll. Eine 5½ Fuß große Frau oder die vielleicht noch ein paar Zoll größer ist, ist ein „rara avis“ in China.

Die Hautfarbe der Chinesen ist in den verschiedenen Teilen des Kaiserreiches sehr verschieden, und zwar schon darum, weil der größere Teil der Bevölkerung fast stets den Sonnenstrahlen und den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist. Die Thatsache tritt namentlich stark zu Tage bei der großen Botbevölkerung Südchinas und bei den Fischerleuten, die sehr häufig die Hautfarbe eines Malaien haben. Trotzdem ist die Haut meist zart. Viele chinesischen Frauen der besseren Volsklassen haben einen Teint, der heller ist, als der, den man unter ihren Schwestern in Südeuropa antrifft, da sie durch die Witterungseinflüsse infolge ihres eingezogenen Lebens nicht berührt werden.

Dem Europäer, der chinesischen Boden zum erstenmale betritt, wird es auch wohl stets vorkommen, als ob die Physiognomie der Landeskinder ein auffallendes Einerlei charakterisiere. Alle haben schwarzes Har, schwarze Augen; die Männer tragen stets das Haupthar auf dem Vorderteile des Schädels glatt wegrasiert, und mit Ausnahme von älteren Personen, die einen schwachen Bartwuchs pflegen, erscheinen alle Gesichter glatt rasiert. Unwillkürlich wird sich der Ausländer fragen: Wie unterscheiden die, die nahe miteinander verwandt sind, eine Person von der anderen? Aber bald wird es dem Ankömmling mit den Chinesen ergehen wie dem Hirten, der jedes seiner Schafe kennt, die einem anderen eine ununterscheidbare Masse zu sein scheinen. Nach kurzer Zeit wird der Europäer auch die individualisierenden Merkmale wahrnehmen lernen. Übrigens geht es dem Chinesen, der zuerst mit Europäern in Berührung kommt, nicht anders als diesem, wenn er zuerst den Boden Chinas betritt.

Die folgende Tabelle, in der der normale mongolische Typus mit dem normalen kaukasischen wissenschaftlich verglichen wird, dürfte von allgemeinem Interesse sein:

	Mongole:	Kaukasier:
Kopfform . . .	Normal brachycephalisch (rund horizontal).	Normal dolichocephalisch (lang horizontal).
Gesichtswinkel .	Prognathous, Index Nr. 76—68.	Orthognathous, Index No. 82—76.
Gesichtszüge . .	Viereckig, winklig und flach.	Abgerundet und oval.
Rauminhalt der Hirnschale: .	1200—1300 Kubikzentimeter.	1300—1400 Kubikzentimeter.
Backenknochen: .	Hoch und vorstehend.	Flach und unauffallend.
Ohren:	Groß und abstehend.	Klein, wohlgeformt und anliegend.
Mund:	Groß, dicke Lippen.	Klein, mäßig dünne Lippen.
Nase:	Breit, flach, kurz und etwas konkav.	Lang, eng, hoch, gerade und etwas konvex.
Stirn:	Niedrig, zurücktretend.	Grade, unten breit, voll entwickelt.
Augen:	Klein, mandelförmig, schräg nach oben und außen Höhlen weit, Iris schwarz.	Groß, rund, grade; Höhlen eng gesetzt; Iris normal blau oder grau, aber auch verschieden.
Kinn:	Sehr klein, zurücktretend.	Voll und etwas vortretend.
Nacken:	Kurz und dick.	Lang, schlank und wohlgeformt.
Figur:	Untersetzt, eckig, schwer, muskulös, zur Fettigkeit geneigt.	Symmetrisch, schlank, lebhaft, robust.
Hände u. Füße:	Unverhältnismäßig klein.	Mittlere Größe oder groß.
Statur:	Unter dem Mittel: 5 Fuß bis 5 Fuß 4 Zoll.	Mittelgröße oder darüber: 5 Fuß 4 Zoll bis 5 Fuß 9 Zoll.
Hautfarbe: . .	Blaßgelb, olivenfarbig- oder braungelb; keine rote Färbung.	Weiß oder hell, etwas nach braun sich neigend; normal mit roter Färbung.
Har:	Verschossen schwarz, lang, steif, grob und schlicht.	Lang, wallend, normal, hellbraun, aber auch verschiedenfarbig.
Bart:	Sehr dünn oder mangelnd.	Voll, buschig, oft sehr lang.
Augenbrauen: .	Gerade und dünn.	Bogenförmig und voll.
Ausdruck: . . .	Schwer, leblos und einförmig.	Lebhaft, intelligent; sehr verschieden.
Temperament: .	Schläfrig, schweigsam, mürrisch, schwerfällig.	Energisch, rastlos, feurig und poetisch.

Treten wir nunmehr der Betrachtung der Bevölkerung des chinesischen Kaiserreiches näher. Die chinesische Nation setzt sich, wie uns bereits bekannt ist, aus Clans (gens) zusammen (siehe Seite 307 und ff.), von denen jeder in seinem eigenen Dorfe oder in seiner Heimatstätte verbleibt. Ferner führt jeder Clan ein genealogisches Verzeichnis, um imstande zu sein, Erbgrundstücke, die Ahnenverehrung und ähnliche, den Stamm betreffende Angelegenheiten regeln zu können. Dann ist es aber auch die Pflicht jedes Dorf-

ältesten, regelmäßig die Einwohnerzahl seines Dorfes dem Bezirksrichter zu melden. Im Dezember jedes Jahres sollen die Satrapen jeder Provinz dem Throne eine Denkschrift unterbreiten, in der die Einwohnerzahl der Provinz und auch die in den öffentlichen Kornkammern befindliche Getreidemenge angegeben ist. So weit es sich übersehen läßt, scheinen aber diese Bestimmungen nur ein „toter Buchstabe" zu sein.

Ist es nun schon fast unmöglich, in irgend einem Staate des Abendlandes die Bevölkerungsziffer genau festzustellen, so ist das im fernen Osten noch bedeutend schwieriger. In China stellen sich solchen Zählungen manche Schwierigkeiten entgegen. So ist z. B. der Zweck eines Census im Reiche der Mitte oft nur der gewesen, die Staatseinkünfte festzustellen. Säuglinge und junge Kinder, auch sehr alte Leute wurden daher in die Listen nicht mit aufgenommen, obgleich gegenwärtig in dieser Hinsicht bei einer Volkszählung sorgsamer verfahren wird. Eine Nation, die den Regierenden nicht das vollste Zutrauen entgegenbringt, wird auch wohl kaum willig sein, diesen Vorgesetzten genau Berichte zu erstatten. Dem Chinesen liegt außerdem wie jedem andern Orientalen der Gedanke völlig fern, daß eine Statistik seinem Lande von großem Nutzen sein könnte.

Trotz aller dieser und noch weiterer Mängel müssen wir dem zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Census doch im großen und ganzen eine gewisse Glaubwürdigkeit schenken, denn er liefert die einzigen amtlichen Berichte, die für das ganze Kaiserreich maßgebend sind. Vergleichen wir sie mit den von Ausländern gemachten Schätzungen, so erscheinen sie als ein leidlich sicherer Anhalt. Die zuweilen sehr großen Schwankungen in der Bevölkerung Chinas, auf die wir in den verschiedenen Perioden stoßen, dürfen uns nicht irre machen.

Denn wir müssen uns stets erinnern, daß Kriege, Rebellionen, Hungersnot und Überschwemmungen mitunter einen ungemein zerstörenden Einfluß auf große Landstriche ausgeübt haben, und eine Art Hemmschuh für die normale Bevölkerungszunahme waren. Trotz aller dieser hemmenden Wirkungen ist die Bevölkerung während der Jahrhunderte und Jahrtausende ihres geschichtlichen Bestehens doch von etwa 20 Millionen auf rund wenigstens 400 Millionen gewachsen, eine Zahl, die von Gelehrten, die sich mit der Frage eingehend beschäftigt haben, für die annähernd glaubwürdigste gehalten wird.

Im Jahre 1648, mithin kurz nachdem die gegenwärtige Mandschudynastie ans Ruder gekommen war, wurde ein Gesetz erlassen, dem zufolge alle drei Jahre ein Census vorgenommen werden sollte. Es wurde aber schon 1656 dahin abgeändert, daß die Volkszählung alle fünf Jahre vorzunehmen sei, eine Maßnahme, die man bis 1713 beibehielt. Der Dorfälteste meldete die Einwohnerzahl dem Bezirksrichter, dieser dem Präfekten und dieser wieder

dem Provinzialschatzmeister. Über 60 Jahre alte Männer wurden nicht registriert und nur die über 16 Jahre alten eingetragen.

Im Jahre 1713 wurde eine kaiserliche Verordnung veröffentlicht, nach der dem Throne in jedem Jahre nur die wirkliche Zunahme der Bevölkerung, die Zahl der Steuerzahler und die in den Regierungskornspeichern liegende Getreidemenge gemeldet werden sollten. Da sich aber herausstellte, daß die Zahlen für den Zuwachs um 20—30 % niedriger als in Wirklichkeit angegeben wurden, erließ der Kaiser im Jahre 1741 ein neues Dekret, das den Gouverneuren anbefahl, gegen Ende jedes Jahres eine genaue Liste der ganzen Bevölkerung der Satrapie, wie sie sich am Ende des vorhergehenden Berichtsjahres gestaltet hatte, einzureichen. Dies System besteht, wie bereits angedeutet ist, bis auf den heutigen Tag.

Unterziehen wir zunächst die Bevölkerungsstatistik für das Jahrhundert 1740—1840 einer Erörterung. Die Tabellen sind vom historiographischen Bureau (siehe Seite 857) zu Peking veröffentlicht worden und sie umfassen die Regierungszeit der Kaiser Kien Lung, 1736—1796, Kiau King, 1796 bis 1821, und Tao Kuang, 1821—1850. Für die ersten fünf Jahre der Regierung Kien Lungs fehlen die Zahlen, da er erst 1741 einen jährlichen Census angeordnet hatte; doch soll in diesem Jahre die Bevölkerung des eigentlichen Chinas d. h. der achtzehn Provinzen rund 143 Millionen Köpfe betragen haben. Ein Jahr später wurden bereits 160 Millionen gezählt, was einen enormen Zuwachs ergiebt, der sich nur daraus erklären läßt, daß die Zählung genauer durchgeführt worden ist.

Im Jahre 1743 kamen 5 Millionen hinzu und im folgenden etwas über 2 Millionen, während 1745 die Bevölkerung um weitere 3 Millionen zugenommen hatte. Der Census von 1762 ergab zum ersten Male 200 Millionen, der von 1774 schon 221 Millionen und der von 1775 sogar 264 Millionen! Ein Zuwachs von 40 Millionen ist uns allerdings unerklärlich. Mitunter nehmen wir aber auch einen erheblichen Rückgang wahr, wie z. B. im Jahre 1795, in dem die Zahl von 313 auf 296 Millionen sank.

Im ganzen stieg die Bevölkerung des eigentlichen Chinas während der Periode 1741—1795 nach diesen Censusberichten von 143 auf 296 Millionen. Die Zunahmerate war demnach etwa 2³/₄ Millionen Seelen im Jahre. Wenn sich dies wirklich so verhält, so haben wir für jenen Zeitraum einen Jahreszuwachs von einer Person für je 83 Personen. Dieser Prozentsatz steht allerdings weit hinter dem in manchen Staaten des Abendlandes, namentlich in Deutschland und England, zurück.

Während der Regierungszeit des Kaisers Kia King, 1796—1821, also in 25 Jahren, soll sich die Bevölkerung von 275 auf 350 Millionen Seelen vermehrt haben, was eine Zunahme von 75 Millionen ausmacht. Auffallend in der Statistik ist der Rückgang im Jahre 1795 (um 20 Millionen), 1810 (um 7 Millionen) und 1812 (um 26 Millionen). Dieser Niedergang findet

seine Erklärung in dem Verluste an Menschenleben infolge der da
herrschenden Hungersnot. Von ihr wurde namentlich Nordchina hart
troffen.*) Wir finden demnach, daß, während Ende 1812 die Bevölke
mit 333 Millionen angegeben wird, sie 1809 352, 1810 345 und 1811
Millionen Köpfe aufweist. Von diesem Zeitpunkte an steigt und fäll
periodenweise, bis sie 1821 eine Stärke von 353 Millionen aufweist.

Während der Regierung Tao Kuangs, 1821—1850, finden wir
Zunahme von 353 auf 412 Millionen, demnach eine Steigerung um fa
Millionen. Die Zahlen sind während dieser Periode keinen außergew
lichen Schwankungen ausgesetzt gewesen, das Jahr 1822 ausgenommen
dem ein Mehr von 17 Millionen zu verzeichnen ist. Im Jahre 1
wurden 400 Millionen Seelen zum ersten Male gemeldet. Die Jah
zunahme beträgt demnach während der Tao Kuang-Epoche etwa 2 Millio
Die Gesamtbevölkerung des eigentlichen Chinas ist mithin während der Pe
1742—1850 um etwas über 250 Millionen Köpfe gestiegen.

Obgleich man der Statistik für diesen Zeitraum nicht unbedin
Glauben schenken darf, so kann man ihr doch, weil sie amtlichen Quellen
nommen ist, eine gewisse Zuverlässigkeit nicht absprechen. Die Jahreszuna
betrug während des Jahrhunderts etwa 2½ Millionen, was sicherlich keine au
gewöhnlich hohe Zahl, sondern eher eine ist, die hinter der zurückbleibt,
man erwarten sollte. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß das Ka
reich sich während dieses Zeitraumes des tiefsten Friedens erfreut hat, w
wir von den wenigen Aufständen u. dergl. m. absehen. Sodann darf
außer Acht gelassen werden, daß Kaiser Kien Lung die Kopfsteuer absch
die früher von allen Familienhäuptern erhoben wurde. Ausgenom
waren nur Personen, die litterarische Titel besaßen, also auch Staatsbea
ferner die auf Boten lebende Bevölkerung usw. Es lag demnach weder
die Beamten noch das Volk ein Grund vor, die Zahl der Bevölkerung f
anzugeben.

II.

Es ist hier wohl am Platze, kurz die Ursache für einen so günst
Fortschritt der Volksvermehrung in China zu untersuchen. Gewöhnlich
als Hauptgrund das hohe Alter Chinas und der lange Zeitraum, wäh
dessen die Chinesen eine homogene und in sich geschlossene Nation gew
sind, vorgebracht. Hiergegen läßt sich in gewisser Hinsicht nichts einwen
doch darf man diese Thatsachen nicht für den hauptsächlichsten Grund
trachten.

*) Während der Regierung Kia Kings und Tao Kuangs wurde das Land
mal von einer Hungersnot heimgesucht, die zusammen über 45 Millionen Mens
leben vernichtete. In der großen Hungersnot von 1878 starben etwa 10 Milli
Menschen den Hungertod.

Das Lehnssystem in China ist vor mehr als 2000 Jahren abgeschafft und durch ein despotisches Regierungssystem ersetzt worden, das wir bis auf den heutigen Tag noch vorfinden. Wir müssen nun stets eingedenk bleiben, daß die große Bevölkerungszunahme neueren Datums ist. Die Bevölkerung hat in Wirklichkeit in früherer Zeit sehr langsam zugenommen. Dies ist eine Thatsache, auf die wiederum vielleicht das lange politische Leben der Nation in nicht geringem Grade zurückzuführen ist.

Während der Mongolendynastie, 1280—1368 n. Chr., soll die gesamte chinesische Nation nur 60 Millionen Köpfe stark gewesen sein. Diese Zahl zeigte unter der darauf folgenden Mingdynastie keine nennenswerte Verschiebung, und zwar weil das Chinesenvolk in langjährige Feldzüge gegen die Mandschu-Tataren, sowie auch einen dreißigjährigen Krieg gegen Japan verwickelt war. Um das Jahr 1644, also als die Mandschu ans Ruder kamen, schätzte man die Landesbevölkerung ebenfalls nur auf 60 Millionen Seelen. Selbstverständlich hatte der Dynastiewechsel der mit ihm verbundenen Kriege halber auch den Verlust von ungezählten Menschenleben im Gefolge. Als daher der erste Kaiser im Jahre 1662 einen Census anordnete, ergab sich, daß die Zahl auf 40 Millionen gesunken war. Während der Regierung des nächsten Kaisers, Kang Hi, war sie — im Jahre 1710 — wieder auf etwa 50 Millionen angewachsen.

Die ersten Mandschukaiser munterten auch bereits das Volk auf, sich in den an den Grenzen des eigentlichen Reiches belegenen, bis dahin nur sehr dünn besiedelten Ländereien niederzulassen. Sie wiesen zu diesem Zwecke jedem „Auswanderer" unbebautes Land unentgeltlich nebst einer Geldsumme als Unterstützung für die erste Bebauung des Landes an. Namentlich wurde im Volke die Einwanderung in die Mandschurei und andere „Nebenländer" angeregt, während anderseits das vornehmlich die Frauen treffende Verbot, ins Ausland auszuwandern, stark dazu beigetragen haben muß, die Chinesen an die Heimat zu fesseln und somit ihre Anzahl zu mehren. Der große Gewerbefleiß und die Nüchternheit schufen im Laufe der Jahre eine kräftige, kerngesunde und langlebige Rasse, und als weitere Folge hiervon finden wir eine relativ große Stärke der Familienangehörigen.

Aber die wichtigste Ursache für die ungemein große Bevölkerung Chinas ist zweifellos das brennende Verlangen jedes Chinesen, Nachkommenschaft zu haben. Die am nächsten liegende Erklärung dafür ist, daß sich der Zopfträger Kinder und Enkel wünscht, die für ihn in seinem Alter sorgen können. Auch trachtet er darnach, Sprößlinge sein zu nennen, um durch sie seinen Clan zu stärken. Denn jeder Chinese trägt in sich den Ehrgeiz, diesen so zahlreich, kräftig und wohlhabend wie nur möglich zu machen, damit er eine starke Schutzwehr gegen die Erpressungen der Mandarine bilde.

Auch religiöse Gründe legen dem Chinesen den Wunsch nahe, eine recht zahlreiche Nachkommenschaft männlichen Geschlechts zu haben. Aus der Er-

örterung über die „Ahnenverehrung“ (siehe Seite 207 und ff.) ist uns schon bekannt, daß die Lebenden den Toten gegenüber gewisse Beziehungen und Verpflichtungen haben. Nur männliche Nachkommen sind imstande, für die Grabstätten Sorge zu tragen und den Geistern der Verstorbenen Opfer darzubringen. Der Chinese glaubt fest daran, daß er in Ermangelung von Nachkommen, die ihm nach seinem Tode Nahrung und Kleidung opfern, als nackter und hungriger Geist rastlos im Jenseits umherwandern müsse. Das brennende Verlangen, männliche Sprößlinge in die Welt zu setzen, ist ja der Hauptgrund für die Vielweiberei in China, die die Chinesen auch nur aus diesem einen Grunde verteidigen. Dieser Wunsch bestimmt in allererster Linie die Eltern dazu, für ihre kaum zu Jünglingen herangereiften Söhne Bräute zu suchen und sie möglichst früh zu verheiraten.

Aus allen diesen Thatsachen ergiebt sich, daß die reißend schnelle Bevölkerungszunahme während der regierenden Tsingdynastie nicht so unglaublich ist, als sie auf den ersten Blick erscheint. Wäre China von den häufigen blutigen Kriegen, großen Dürren und den damit verbundenen Hungersnöten, den schrecklichen Überschwemmungen und den großen Seuchen, die die Folge hiervon sind, verschont geblieben, so würde das Land der Mitte die heutige Einwohnerzahl bereits vor Jahrhunderten erreicht haben.

III.

Es bleibt uns noch übrig, die unseres Wissens zuletzt bekannt gewordene Statistik für die Bevölkerung Chinas einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Wie wir wissen, betrug sie im Jahre 1842 etwa 413 Millionen. Die Geschichte des Kaiserreiches dürfte kein besseres Beispiel dafür aufzuweisen haben, wie großen Schwankungen seine Einwohnerzahl mitunter unterworfen ist, als den Zeitabschnitt, der seitdem verflossen ist. Denn es ist fraglich, ob das eigentlich China, d. h. die 18 Provinzen, gegenwärtig zusammen genommen, so stark bevölkert sind, als das vor etwa 50 Jahren der Fall war. Die folgende, offiziellen Quellen entnommene Tabelle zeigt uns die Einwohnerzahl jeder Provinz im Jahre 1892, ferner zum Teil die für das Jahr 1887. Für fünf Provinzen: Tschili, Kansu, Anhui, Kuangsi und Yunnan, liegen uns nur die Zahlen für 1879 vor; sie sind in der Tabelle mit einem Sternchen bezeichnet. Beigefügt sind der Statistik außerdem das Areal jeder Provinz und die Durchschnittsbevölkerung für den qkm.

Nach dieser Statistik soll die Bevölkerung der 18 Provinzen im Jahre 1887 wenigstens 380 Millionen gezählt haben, was gegen 1842 einen Rückgang von über 30 Millionen Seelen ergeben würde. Dieser Ausfall giebt sich am deutlichsten kund in den Provinzen Tschili (19 Millionen), Tschekiang und Kiangsu (je etwa 18 Millionen), Anhui (16 Millionen), Kansu (14 Millionen) und Honan (7 Millionen). Ein ganz außerordentliches Mehr weist dagegen die Provinz Setschuen auf (etwa 50 Millionen) und

ferner, wenn auch in geringerem Maße, Kuangtung (8 Millionen), Schantung (6 Millionen) und Hupe (5 Millionen).

Von den 18 Provinzen zeigen elf einen Rückgang und der Rest eine Steigerung der Einwohnerzahl. Dies erklärt sich in erster Linie aus den Rebellionen, die zwischen den Jahren 1850 und 1870 verschiedene Teile des Reiches entvölkerten, ferner sind hieran aber auch, wenn auch in geringerem Maße, die Seuchen, namentlich die Cholera, Hungersnot und Überschwemmungen

Provinzen:	Areal in qkm.	Bevölkerung 1842	Census von 1879 und 1887	1 qkm
Nördliche und Nordwestl. Provinzen:				
Tschili*	300 000	36 800 000	17 900 000	60
Schansi	212 000	17 000 000	10 600 000	50
Schensi	195 000	10 300 000	8 400 000	43
Kansu*	325 000	19 500 000	5 400 000	17
entrale und untere Provinzen:				
Schantung	145 000	29 500 000	36 600 000	252
Honan	176 000	29 000 000	22 100 000	125
Kiungsu	100 000	39 600 000	21 400 000	214
Anhuei*	142 000	36 500 000	20 500 000	144
Hupe	185 000	28 500 000	33 700 000	182
Kiangsi	180 000	26 500 000	24 500 000	136
Hunan	216 000	20 000 000	21 000 000	97
Südöstl. Küstenprovinzen:				
Tschekiang	95 000	30 400 000	11 700 000	123
Fukien	120 000	25 700 000	23 800 000	198
Kuangtung	225 000	21 100 000	29 700 000	132
Südwestl. Küstenprovinzen:				
Kuangsi*	200 000	8 100 000	5 100 000	25
Kueitschau	174 000	5 600 000	4 800 000	27
Yünnan*	380 000	5 800 000	11 700 000	31
Setschuen	400 000	22 200 000	73 100 000	183
Zusammen:	3 770 000	432 100 000	382 000 000	101

schuld, von denen gewisse Landstriche periodisch heimgesucht zu werden scheinen. Auch die Auswanderung hat die Zahlen in gewissem Grade beeinflußt.*)

*) Während der letzten Jahrzehnte müssen viele Millionen Chinesen ins Ausland gewandert sein. In Ostasien leben außer Landes gegenwärtig wenigstens 4—5 Millionen Zopfträger; hiervon entfallen allein $1^1/_2$ Millionen auf Siam, 1 Million auf die „Straits“ und den ostindischen Archipel, 100 000 auf die Philippinen usw. Auch in Birma leben mehrere Hunderttausende von Chinesen.

Sämtliche Provinzen, die einen so starken Rückgang der Bevölkerung zeigen, wurden etwa ein Jahrzehnt lang von der Taiping- und Nienfei-Rebellion verheert. Mehr als ein Dutzend Satrapien wurden das Opfer der Schrecken jenes Aufstandes, der in Kuangsi seinen Anfang nahm und die reichsten Landstriche des Reiches wüst legte. Im Jahre 1855 brach die muhamedanische Rebellion in Yünnan aus. Die Nienfei-Rebellion, 1860 bis 1868, sowie der Aufstand der Tungkan-Muhamedaner in Schensi und Kansu, 1862—1878, verwandelten ebenfalls große Landstrecken in eine Art Wüste.*)

Die ganz auffallende Bevölkerungszunahme von Setschuen — sie betrug etwa 50 Millionen in einem halben Jahrhundert — erscheint, wie schon bemerkt ist, auf den ersten Blick stark übertrieben. Denken wir aber an das Riesenareal dieser reichen und gesegneten Provinz, 400 000 qkm, ferner daran, daß sie sich fast stets des tiefsten Friedens erfreut hat, während fast das ganze übrige China von Bürgerkriegen betroffen war, so dürfte die Schätzung doch wohl auf gesundem Grunde ruhen. Es war ja nur natürlich, daß die Bewohner der an Setschuen grenzenden Provinzen, nämlich Yünnan, Kueitschau, Hunan und Hupe, in dem friedlichen Setschuen eine neue Heimstätte aufsuchten und so den Verwüstungen der Rebellen entgingen.

Die Zunahme der Einwohnerzahl in den übrigen Provinzen während derselben Periode ist aus ähnlichen Gründen erklärlich. Wurde eine Satrapie von Rebellionen, Dürren oder anderen Unglücksfällen betroffen, so flüchteten sich die Bewohner in großer Zahl nach den Nachbarprovinzen, in denen Friede und Wohlstand nicht gestört waren.

Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß unter der angeführten Ungunst der Zeiten die Bevölkerung des eigentlichen Chinas im Jahre 1887 um rund 30 Millionen kleiner war als im Jahre 1842. Der Census jenes Jahres darf mithin als ziemlich glaubwürdig angesehen werden. Nehmen wir nun zunächst an, daß sich die Einwohnerzahl der 18 Provinzen seit 1887 in demselben Verhältnis vermehrt hat, wie dies während der 100jährigen Periode, 1742—1842, der Fall gewesen sein soll, nämlich um rund 2¼

*) Es ist ganz unmöglich, eine auch nur annähernd richtige Statistik über den Menschenverlust in diesen Rebellionen zu erhalten. Gewöhnlich wird angenommen, daß in dem Taipingaufstande allein 40 Millionen Menschen umgekommen sind, während in dem Aufstande in den südwestlichen und nordwestlichen Provinzen 10 Millionen ihr Leben verloren haben. Aber auch die Hungersnot hat viele Menschen dahingerafft. So sollen in der von 1876 und 1878 nicht weniger als 13 Millionen Personen umgekommen sein; von ihr wurden betroffen Schansi, Schensi, Honan, Tschili und ein Teil Schantungs. Der nach der Unterdrückung des Taipingaufstandes ausgebrochenen Seuche in Tschekiang, Kiangsu, Anhui, Hupe und Hunan sollen allein 15 Millionen Menschen zum Opfer gefallen sein. Viele Millionen kamen durch die Überschwemmungen des Gelben Flusses um, dann aber auch durch die des Yangtse und seiner Nebenflüsse.

Millionen im Jahre, so würde die Gesamtbevölkerung Chinas, die sogenannten „Nebenländer“ nicht eingerechnet, gegenwärtig in runder Zahl wenigstens 415 Millionen Seelen betragen.

Es bleibt noch übrig, einen flüchtigen Blick auf die „Nebenländer“ zu werfen. Zu ihnen gehört bekanntlich die Mandschurei, das Stammland des regierenden chinesischen Herrscherhauses. Ihr Areal wird auf 942000 qkm geschätzt. Man darf die Bevölkerung wohl kaum auf mehr als 10 Millionen schätzen. Dann haben wir die Mongolei mit einem Flächenraum von 2831000 qkm, die 2—3 Millionen Menschen bewohnen mögen, und zunächst das als 19. Provinz bekannte Sintsiang (Chinesisch-Ostturkestan), mit einer Einwohnerzahl von etwa 1 Million. Vergessen darf schließlich nicht werden die Insel Hainan mit vielleicht 2 Millionen Seelen. Nach dieser Berechnung hätte also das ganze chinesische Kaiserreich eine Gesamtbevölkerung von rund 430 Millionen Menschen, eine Zahl, die wohl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen erscheint.

Die Urbevölkerung.

In den verschiedensten Teilen Asiens leben noch heute wilde oder halbzivilisierte Volksstämme in der Zerstreuung. In Indien schätzt man ihre Zahl auf 15—20 Millionen, im Osten Asiens ist ihre Zahl vielleicht noch größer; man kennt sie hier als Karins, Laos, Schans usw. Auch in China treffen wir Urstämme vielfach an, namentlich in den Provinzen Kuangtung, Kuangsi, Kueitschau, Yünnan, Setschuen, Hunan, auf der Insel Hainan usw. Diese Urbevölkerung hat in vielen Fällen bis zur Gegenwart ihre Unabhängigkeit von der regierenden Mandschudynastie behauptet; sie trägt deshalb auch nicht den Zopf, der bekanntlich das Zeichen der Unterwürfigkeit unter diese Dynastie ist.

Durch Kriege, die namentlich gegen Mitte des 18. Jahrhunderts der damals regierende Kaiser Yung Tsching gegen mehrere in Kuangtung, Kuangsi und Kueitschau lebende Stämme führte, ist die Zahl dieser Ureinwohner bedeutend zusammengeschmolzen, und man drängte sie auf kleinere Gebiete zusammen. Die Chinesen betrachten sie einfach als „Wilde“. Aber sie bewohnten das Land der Mitte zweifellos lange Zeit, bevor die Chinesen nach China einwanderten. Der ganze Süden und Westen Chinas war, wie vielfach von Ethnologen angenommen wird, ursprünglich von diesen Urstämmen bevölkert, die vor vielen Jahrtausenden durch Birma nach China gekommen sein dürften.

In Hinsicht auf Lebensweise, Sprache, Charakter u. dergl. m. unterscheiden sie sich gegenwärtig ganz bedeutend von einander, und während einige unabhängig sind und sich ausschließlich mit der Jagd und dem Fisch-

fange beschäftigen, betreiben andere die Landwirtschaft und haben sich unter das chinesische Joch gebeugt. Daher kommt es, daß einige Stämme sich durch Grausamkeit auszeichnen und den Namen „Wilde" wohl verdienen, während andere ein freundlicher, ja sogar sanftmütiger Charakter kennzeichnet.

Unter dieser Urbevölkerung verdienen die „Miautse" d. h. Sprößlinge des Bodens, als der bei weitem zahlreichste Stamm namentlich unsere Aufmerksamkeit.*) Sie scheinen der älteste nach China eingewanderte Stamm zu sein; man findet ihn bereits in den ältesten Annalen des Landes erwähnt. Die Miautse hatten sich vor mehr als 3000 Jahren in verschiedenen Teilen Chinas ansässig gemacht. Wahrscheinlich wanderten sie, wie schon bemerkt ist, von Birma, aber auch von Kochinchina her nach dem Reiche der Mitte ein. Ethnographisch sind sie zweifellos mit den Laosstämmen, die heute vornehmlich den Norden Siams bewohnen, wie auch mit den östlichen Tibetanern verwandt.

Aus der Geschichte Chinas geht hervor, daß die Miautsestämme einst über den ganzen südlichen Teil des heutigen Kaiserreiches verbreitet waren. Mit der Zunahme der chinesischen Bevölkerung wurde aber auch ihre Zahl kleiner, bis der größere Teil der Stämme in die Gebirgsgegenden Südwestchinas, vornehmlich nach Yünnan, Kuangsi und Kueitschau, verdrängt war. Seit dem Anfange unserer Zeitrechnung haben die Miautse verschiedentlich Königreiche gebildet, die sogar die chinesische Lehnsoberherrschaft anerkannten. Man kann sie wohl heute die Gebirgsstämme Chinas nennen.

Viele sind durch Kriegszüge gänzlich ausgerottet worden, andere Clans sind in der Landesbevölkerung aufgegangen, während andere Stämme noch heute entweder ihre Unabhängigkeit behaupten oder mehr oder weniger die Civilisation der Chinesen angenommen haben. Diese teilen die Miautse daher in zwei Klassen, nämlich in die „wilden" und die „civilisierten" Autochthonen.**) Man findet sie gegenwärtig am zahlreichsten in Kueitschau, Kuangsi, Yünnan, Setschuen und Hunan. In gewissen Teilen dieser Provinzen bilden sie zwischen 70—80 % der Bevölkerung. In Kueitschau kennt man beispielsweise nicht weniger als achtzig verschiedene Stämme.

Es ist selbstverständlich sehr schwierig, die Sitten und Gebräuche einer Urbevölkerung, die sich aus mehreren hundert Stämmen zusammensetzt, zu schildern, da sich fast jeder Clan von dem anderen mehr oder weniger unterscheidet. Auch die von ihnen gesprochenen Mundarten weichen mehr oder minder von einander ab. Während einige eine Schriftsprache haben, z. B.

---

*) Hierbei muß ergänzend erwähnt werden, daß die Chinesen eine große Anzahl von anderen Stämmen, wie z. B. die Mantsu, Musu, Lisu, Lolo usw. gewöhnlich mit zu den Miautse rechnen, eine Bezeichnung, die man also nur als eine generelle ansehen darf.

**) Die chinesischen Ausdrücke hierfür sind „sang" und „schuh", wörtlich die „rohen" und die „reifen" Söhne des Bodens.

die Lolos Yünnans und Setschuens — sie hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit der der Chinesen — ist eine solche vielen anderen Stämmen ganz unbekannt. Wir können uns daher im folgenden nur auf die Beschreibung einiger der bedeutenderen Stämme einlassen, namentlich derer, die in Kueitschau, Kuangsi und Yünnan leben.

Das von den zahlreichen Clans der Miautse*) bewohnte Areal ist ungefähr dem Frankreichs gleich. Mögen auch Kriege und Aufstände, Seuchen und die Vermischung mit den Chinesen viel dazu beigetragen haben, ihre Zahl zu verringern, so dürften in den abgelegenen Gebirgen, in die sich die Stämme vielfach zurückgezogen haben, doch noch mehrere Millionen dieser Miautses leben. Sie verkehren nur wenig mit den Chinesen. Ihre einsamen Wohnungen und ihre Sprache, die Verachtung, mit der die Zopfträger auf sie herabblicken, tragen dazu bei, sie zurückhaltend zu machen. Diese Bergstämme sind schwer im Zaume zu halten. Sie werden als leidenschaftlich, argwöhnisch und rachsüchtig geschildert; im Felde zeigen sie große Tapferkeit; Hunger und Kälte ertragen sie in staunenswerter Weise.

Die Miautse werden als mittelgroß beschrieben, namentlich ist ihr Oberkörper sehr lang. Die Augen liegen tief, die Gesichtsfarbe ist meist dunkel, die Nase gebogen; das Har und häufig auch der Bart werden geflochten getragen. Ihre Häuser haben außer dem Erdgeschoß vielfach noch einen Oberstock, doch läßt sich das ganze Gebäude leicht auseinander nehmen und an einem anderen Ort wieder aufrichten. Die Männer kleiden sich meist wie die Chinesen. Die Frauen tragen gewöhnlich kurze Röcke, die gewissermaßen an die Schürze der Bergschotten erinnern, lose Jacketts, Strohschuhe, silberne Ohrringe und Armbänder. Sie verrichten den größeren Teil der schweren Haus- und Feldarbeiten.

Familiennamen kennt man unter den Miautse nicht, doch hat jeder Stamm einen Namen, z. B. „Die Barbaren der sechs Grotten, Die Familien des weißen Drachen, Die schwarzfüßigen Ureinwohner, Die Weisen". Es giebt auch Stämme, die sich nach der Farbe ihrer Kleidung nennen. So tragen einige nur weiß, andere schwarz und wiederum andere blau. Gewisse Stämme schmücken sich mit hinter den Ohren getragenen Fuchsschwänzen. Bei allen ist der Clangeist sehr stark ausgebildet.

Die Religion scheint nur schwach ausgebildet zu sein. Viele Stämme haben eine dunkle Idee von einer Gottheit, die vor mehreren tausend Jahren auf Erden gelebt haben soll und auch hier starb, doch ist der Ort des Todes nicht bekannt. Auch hat man ihr zu Ehren keine Tempel errichtet, noch stellt man sie bildlich dar. Bei Verlobungen, Heiraten, bei der Grundsteinlegung eines Hauses oder einer Brücke u. dergl. m. wird aber ihre Gunst

*) Von manchen Ethnographen ist übrigens vermutet worden, daß die Japaner zum großen Teile Abkömmlinge der Miautsestämme sind, die vor Jahrtausenden ihre Heimat in Südchina verließen und nach ihrem zukünftigen Inselheim auswanderten.

angefleht. Dann bringt man auch Opfer dar, die aus Schweinen, Schafen oder Geflügel bestehen. Bei allen Stämmen ist die Dämonenanbetung im Schwange.

Das Regierungssystem der Miautse ist ein patriarchalisches. Um Streitfragen zu schlichten, wendet man sich an die ältesten Männer eines Stammes; andere Häuptlinge kennt man nicht. Die Sprache setzt sich aus einer Unzahl von Mundarten zusammen, deren Ursprung teils auf das Birmanische, Anamesische, Siamesische und Cambodjische zurückzuführen ist. Eine Art von Schriftsprache ist nur wenigen bekannt; um Botschaften zu übermitteln, bedienen sie sich eingekerbter Hölzer (Quippos).

Während einige Stämme etwas Ackerbau treiben und in diesem Falle auch die periodisch in den angrenzenden chinesischen Städten abgehaltenen Märkte besuchen, leben die meisten von der Jagd und von wildwachsenden Pflanzen. Viele Miautse dienen auch bei Chinesen, in welchem Falle sie natürlich chinesisch sprechen. Auch in der Nähe chinesischer Wohnstätten hat sich eine Zahl von ihnen angesiedelt. Diese treiben Ackerbau und werden dann, wie schon erwähnt ist, „reife Bodensprößlinge" genannt.

Interessant sind die mit der Hochzeitsfeier verbundenen Ceremonien. Auf einen Tisch werden zwölf mit Wein gefüllte Tassen, eine mit Fleisch gefüllte Schüssel und Räucherkerzchen gestellt. Der Älteste unter den Anwesenden setzt sich an den Tisch und ruft das höchste Wesen, das sie „Schiang Kolan" nennen, an, indem er von ihm für das junge Paar langes Leben und Wohlergehen erbittet. Dann gießt er aus jeder Tasse etwas Wein auf den Boden und nun setzen sich die Gäste zu einem Gastmahle nieder. Die Festlichkeiten währen drei Tage. Tanz und Gesang füllen sie vor allem aus. Der Frau ist es erlaubt, ihre Eltern dreimal im Jahre zu besuchen.

Die Totenbestattung geht auf verschiedene Art und Weise vor sich. Einige Stämme verbrennen die Leichen, andere legen sie in Särge, die, wenn das möglich ist, auf den Gipfeln der Hügel beigesetzt werden. Nach einer Reihe von Jahren gräbt man den Sarg wieder aus, öffnet ihn und nimmt das Gerippe heraus. Dann werden die Knochen sorgfältig abgewaschen und abgerieben, bis sie ganz weiß werden. Nun legt man sie in den Sarg zurück, um sie nach ein paar Jahren wieder herauszunehmen, von neuem zu waschen und weiß zu reiben. Dies Verfahren wird siebenmal wiederholt. Unterlassen die Angehörigen das, so werden sie, wie man glaubt, von schwerer Krankheit befallen. Der Knochenreinigungsprozeß ist mithin eine Gewährleistung für die Gesundheit der Überlebenden.

Es mögen hier noch andere eigenartige Sitten und Gebräuche erwähnt werden, auf die man bei diesem oder jenem Stamme stößt. So ist es bei einem Clan Sitte, daß nach der Geburt eines Kindes der Mann das Haus nicht verläßt, die Frau aber alle schweren Arbeiten zu verrichten hat. Bei einem anderen Stamme sollen die Mädchen nur die Söhne des Vaterbruders

heiraten. Hat dieser keine Söhne, so treten Schwestersöhne an die Stelle. Kann ein Mann das zum Kauf einer Frau nötige Geld nicht selbst entrichten, so müssen seine Anverwandten dafür eintreten. Bei einem anderen Stamme geben die Mitglieder bei einem Todesfalle dadurch ihre Trauer kund, daß sie monatelang weder Fleisch noch Gemüse genießen; sie leben dann von einer verdickten Abkochung von weich gekochtem Reis, Hirse u. dergl. m.*) Neuverheiratete Frauen bleiben nur drei Tage im Hause des Mannes. Dann kehren sie ins Elternhaus zurück. Nach Ablauf von sechs Monaten besucht der Schwiegervater seinen Schwiegersohn und verlangt von ihm die Brautgeschenke. Kann er diese nicht bekommen, so darf die junge Frau sich an einen anderen Mann verheiraten. Es giebt auch Stämme, bei denen der Schwiegervater nie mit seinem Schwiegersohne sprechen darf!

* * *

Das Innere der im südchinesischen Meer nahe dem Festlande liegenden Insel Hainan, das zum großen Teile Gebirgsland ist, ist bis auf den heutigen Tag von Urstämmen bewohnt, die ihre Unabhängigkeit von den Chinesen seit fast 2000 Jahren bewahrt haben. Damals wurden sie von der Küste in die im Innern gelegenen Gebirgsländer getrieben. Sie setzen sich aus zwei großen Hauptstämmen zusammen, nämlich den „Schu Li" oder halbzivilisierten Eingeborenen, und den „Scheng Li" oder ungezähmten Wilden. Jene bewohnen das unmittelbar an die chinesischen Ansiedlungen grenzende Gebiet. Sie scheinen, obgleich sie mit den „Scheng Li" verwandt sind, doch Nachkommen der das gegenüberliegende Festland bewohnenden Gebirgsstämme zu sein. Ihr Typus ist auch nicht gleichartig. Einige sind hell-, andere dunkelfarbig, einige von kleiner Statur, andere gleichen mehr kräftig gebauten Malayen.

Die Kleidung der Männer setzt sich aus zwei blauen oder schwarzen Schürzen zusammen. Viele tragen noch ein Jackett, das in seinem Schnitt der chinesischen Jacke ähnlich ist. Die Frauen aller Stämme tätowieren ihre Gesichter nach der Hochzeit; das Haar wird in der Mitte gescheitelt und hinten in einen Knoten geschlungen oder sie lassen es lang herunterhängen. Um die Lenden tragen sie einen bis unter die Knie reichenden „Sarong."**)

---

*) Unter den Chinesen ist dieser dünne Reisbrei sehr beliebt. Auch Ausländer genießen ihn, namentlich bei Krankheiten. Er ist unter dem Namen „Congee" bekannt, ein Wort, das von dem Hindustanischen „Kanji" d. h. „Reisschleim" abstammt.

**) Das „Sarong" macht bekanntlich einen Teil des Nationalkostüms der Malayen aus. Es besteht aus einem länglichen, 2—4 Fuß breiten und etwa 7 Fuß langen baumwollenen, seltener seidenen Tuche; die Enden sind zusammengenäht und das ganze wird als ein kurzes Röckchen getragen, das um die Hüften mittels eigenartiger Verflechtungen befestigt wird. Das Muster ist stets karriert, die Farben gewöhnlich schreiend.

Den Oberkörper bedeckt ein Jackett. Die Schu Li sind eher ein furchtsamer Stamm zu nennen, weshalb sie sich auch leicht dem chinesischen Joch unterworfen haben. Viele von ihnen tragen auch den Zopf.

Die Scheng Li, also die noch unabhängigen Stämme, unterscheiden sich von den Vorgenannten vornehmlich durch ihre Sprache, die von den Mundarten der Schu Li bedeutend abweicht. Sie sind auch viel kriegerischer als die halbzivilisierten Stämme. Hauptsächlich hat das mörderische Klima, das in dem von ihnen bewohnten Gebiete herrscht, die Chinesen bisher abgehalten, die ganze Insel unter ihre Oberherrschaft zu bringen.

Die Scheng Li leben meist von der Jagd. Ihre Waffen sind Speer, Bogen und Pfeile. Die Bogensehne ist aus Bambus hergestellt. Die gewöhnlich zweistöckigen, ein leichtes Holzgerüst bildenden Häuser haben Wände und Dächer, die mit einer Grasart bedeckt sind. Der obere Stock dient diesen „Wilden" als Wohnung, der untere aber als Stallung für Ochsen, Schweine, Geflügel u. dergl. m. Der Ackerbau wird in primitivster Weise betrieben. Man säet während der Regenzeit. Die Ochsenherden werden zunächst auf das zu bebauende Land getrieben und müssen den Boden locker stampfen, in den dann der Same, vornehmlich Reis, gestreut wird.

Die mit einer Hochzeit verbundenen Ceremonien bestehen hauptsächlich darin, daß die Braut ihrem zukünftigen Manne das Modell eines Kopfes zum Geschenk macht, das nach seinem Geschmack tätowiert ist. Nun lädt sie ihre Verwandten und Freundinnen ein, die ihr Gesicht mit den Nachbildungen von Schmetterlingen, Blumen u. dergl. m. tätowieren. Der Bräutigam begiebt sich dann in das Haus der Braut. Dort befehlen die Eltern, daß die Braut ihr Haupt bedecke. Nachdem sie das Mädchen entkleidet haben, führen sie es ihrem Bräutigam entgegen. Dieser trägt sie nach Dunkelwerden auf seinem Rücken nach Hause. Die Hochzeitsgeschenke bestehen meist aus Rindern und Schafen.

Stirbt jemand, so wird ein Baumstamm ausgehöhlt, der als Sarg dient. Als Zeichen der tiefen Trauer trinken sie mehrere Tage lang nichts und essen nur rohes Fleisch. Bei Begräbnissen werden Ochsen geschlachtet. An dem folgenden Leichenschmause nehmen alle Verwandten und Freunde Teil. In jedem Frühjahr findet ein gemeinsames Freudenfest statt, zu dem Männer und Weiber in ihren besten Kleidern erscheinen. Tanz und Gesang tragen zur Erhöhung der Feier bei. Jener soll genau den rhythmischen Bewegungen ähnlich sein, die bei den Urstämmen Formosas im Schwange sind, doch ist es bisher nicht festgestellt, ob zwischen den Eingeborenen dieser beiden Inseln je irgend welcher Verkehr stattgefunden hat.

Obgleich die Urstämme Chinas in früheren Jahrhunderten den chinesischen Behörden häufig Veranlassung zu kleinen Guerillakriegen gegeben haben, so hört man in neuerer Zeit nur selten von ernsten Reibungen zwischen ihnen. Man braucht gerade kein Prophet zu sein, um heute schon sagen zu können,

daß der Tag nicht allzu fern ist, wo die Urbevölkerung Chinas das Los anderer Urstämme wird teilen müssen, die sämtlich, wie uns die Geschichte des 19. Jahrhunderts lehrt, allmählich, aber sicher ihrem gänzlichen Aussterben entgegen gehen.

Worüber man sich aber wundern muß, ist, daß wir Europäer, die wir namentlich während der letzten Jahrzehnte so viel Interesse für das Studium der Ethnographie gezeigt und Männer der Wissenschaft zu diesem Zwecke in alle Länder geschickt haben, bisher so gut wie gar nichts gethan haben, nm uns besser mit diesen chinesischen Autochthonen bekannt zu machen. Wir wissen zur Zeit noch blutwenig über die zahlreichen Gemeinden der Urstämme, die hier und da über fast ganz China zerstreut leben.

Zweifellos sind sie ein Gegenstand von höchstem Interesse für die Ethnographie. Ihre eigenartigen Sitten und Gebräuche, ihre Einfachheit, ihr Ursprung, ihre eigentümliche Sprache und Schrift, wo eine solche vorhanden ist, und viele andere Dinge tragen dazu bei, die Urbevölkerung des Reiches der Mitte zum Gegenstand des Interesses für den Mann der Wissenschaft, den Reisenden, den Philanthropen und den Missionar zu machen. Möge das 20. Jahrhundert bald nachholen, was in dieser Hinsicht das vergangene versäumt hat!



Ein Mandschumädchen.



Wu Wang: Gründer der Tschaudynastie (1122—255 v. Chr.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Geschichte.

Geschichte: 1. Mythisches und halbmythisches Zeitalter; 2. Alte Geschichte; 3. Das Mittelalter; 4. Die Neuzeit.

Geschichte.

I. Das mythische und halbmythische Zeitalter. (? —1122 v. Chr.) — Es giebt keine große Nation auf dieser Erde, über deren Ursprung, Alter und Glaubwürdigkeit ihrer ältesten Geschichte so viel gestritten worden wäre, als über die chinesische. Wenn nun auch die Anschauungen der hervorragendsten Gelehrten der Neuzeit in dieser Hinsicht weit von einander abweichen, so scheint doch die Mehrzahl von ihnen der Ansicht zu sein, daß die chinesische Rasse keine eingeborene, sondern, daß ihre Wiege in einer Gegend südlich vom Kaspischen Meer zu suchen ist. Von dort aus wanderte die Nation vor mehr als 4000 Jahren in das östliche Asien ein. Zum Beweise für diese Behauptung werden Vergleiche zwischen den Sprachen und der Kultur der Altchinesen und der turanischen Bevölkerung Babyloniens, der Akkader, angestellt.

So nannten z. B. beide Völker ihr Land das „Königreich der Mitte“. Ihre vorhistorische Geschichte ist in zehn Zeitabschnitte eingeteilt. Die letzte Periode der babylonischen Geschichte nimmt mit der Regierung Nakhuntis ihren Anfang, welcher Name allerdings eine überraschende Ähnlichkeit mit Naihuangti hat. Dieser soll, dem großen chinesischen Geschichtschreiber Sy-Ma Tschien (163—85 v. Chr.) zufolge, der erste Landesfürst der Chinesen gewesen sein. Nakhunti, König von Susiana, soll Babylon im Jahre 2295 v. Chr.

erobert haben. Um diese Zeit müßten dann auch, nach Ansicht der in Frage stehenden Theorie über den Ursprung der Chinesen, diese von Babylon aus nach China eingewandert sein.

Als weiterer Beweis für die besprochene Annahme wird von diesen Forschern die astronomische Kenntnis angeführt, die die Babylonier und Chinesen bereits in der Urzeit hatten. Man hat Babylonien den Geburtsort der Sternkunde genannt. Bereits vor der Regierungszeit Yaos, angeblich 2356—2280 v. Chr., soll es in China Sternwarten zur Beobachtung der Himmelskörper gegeben haben. Wie die Babylonier kannten die alten Chinesen außer der Sonne und dem Monde noch fünf Planeten, die, vom Merkur abgesehen, von ihnen fast mit denselben Namen belegt worden sein sollen. Diesen Planeten wurde ein Einfluß auf die irdischen Vorgänge zugeschrieben.*)

Aber trotz dieser mannigfachen Berührungen kann man doch nicht sagen, daß darum die Chinesen auch von den Akkadern abstammen müßten. Jedenfalls ist noch nicht der Beweis geführt worden, daß die Babylonier der mongolischen Rasse angehört haben. Im Hinblick auf die Thatsache, daß Asien vor mehr als 4000 Jahren nur ganz dünn bevölkert gewesen sein kann, erscheint es auch sehr unwahrscheinlich, daß die Babylonier fast den ganzen Erdteil durchwandert haben sollten, ehe sie einen passenden Landstrich zur Besiedelung fanden, ganz abgesehen davon, daß weite Wüsten und hohe Gebirgszüge ihnen gleichsam den Weg verlegten.

Beim Beginn der Geschichte Chinas, also vor mehr als 4000 Jahren, sind nach der Überlieferung**) die Chinesen bereits die Träger einer ziemlich entwickelten Zivilisation. Nirgends stoßen wir auf Spuren einer rohen Urzeit, in der sie je ein Nomadenvolk gewesen wären, nirgends wird von einem Anfang in Künsten und Wissenschaften uns berichtet. Alles das ist natürlich nur Überlieferung. China hat keine uralten Inschriften in hieroglyphischer Form aufzuweisen, wenigstens sind solche noch nicht aufgefunden worden. Die Annahme, daß die Chinesen eine eingeborene Rasse sind und daß ihre Zivilisation das natürliche Produkt der Entwickelung in ihrem Lande ist, darf mithin nicht von der Hand gewiesen werden.

Seit uralter Zeit bewohnten die Urahnen der Zopfträger das weite Gebiet, das heute als Schansi, Schensi, Honan, Schantung und Tschili bekannt ist, also die Gegenden zu beiden Seiten des Gelben Flusses. Südlich

*) Auch die Schriftsprache der Akkader soll der der alten Chinesen ähnlich gewesen sein, doch gehört zweifellos viel Phantasie dazu, diese Ähnlichkeit herauszufinden. Die Sprachen beider Völker sind allerdings miteinander verwandt.

**) Wir müssen hier unsere Leser auf die Aufsätze „Sprache und Schrift", namentlich auf Seite 839 und 840 verweisen, wo die Ansicht ausgesprochen wird, daß die Schriftsprache vor dem Jahre 1000 v. Chr. sich noch im Stadium des Kindesalters befand und das Niederschreiben von geschichtlichen Begebenheiten noch kaum zuließ.

davon hatten die vielen Urstämme ihren Wohnsitz, die, wie uns schon bekannt ist, allmählich von den Chinesen weiter verdrängt wurden und von denen gegenwärtig nur verhältnismäßig unbedeutende Überreste vorhanden sind. Im Norden hausten die tatarischen Nomadenstämme, die, obwohl sie derselben Rasse angehören, doch keine Gemeinschaft mit den Chinesen hatten. Weitere Nachbarn im Norden waren die Turkomanen, Finnen und andere verwandte Stämme. Erst im 3. Jahrhundert v. Chr. sehen wir die Chinesen den Yangtse überschreiten und sich dort niederlassen.

Man kann den Chinesen als Nation gewiß nicht ein hohes Alter absprechen, doch reicht ihr nationales Bestehen nicht in das graue Altertum hinauf, in das nicht nur die chinesischen Geschichtschreiber, sondern auch manche Sinologen sie zu versetzen suchen. Diesen zufolge müßte China bereits vor der sagenhaften Sintflut eine gewisse Stufe der Zivilisation erreicht gehabt haben.

Wie in jeder Geschichte der alten Völker, so macht auch in der des Landes der Mitte die Mythologie den Anfang. Nach der volkstümlichsten unter den Schöpfungsgeschichten, deren die Chinesen mehrere haben, hat Panku, der vor vielen hunderttausend Jahren gelebt haben soll, der chaotischen Materie Form und Gestalt gegeben. Er wird bildlich im Adamskostüm, Hammer und Meißel in der Hand haltend dargestellt. Seine Arbeit nahm 18000 Jahre in Anspruch. Seine Gestalt wuchs täglich um zwei Ellen, während der Himmel höher und die Erde dicker wurde. Nach vollbrachter Arbeit starb er und wurde dadurch ein noch größerer Wohlthäter für die ganze Welt. Denn sein Kopf wurde zu Gebirgen, sein Atem zu Wind und Wolken, seine Stimme zum Donner. Aus seinen Adern entstanden die Flüsse; sein Fleisch gab die Felder her; aus seinem Barte wurden, wie aus den Haren der Berenice, Sterne; sein Har wurde zu Bäumen und Kräutern; aus seinen Zähnen, seinen Knochen und seinem Marke entstanden Erze und Edelsteine; sein linkes Auge wurde die Sonne, und sein rechtes der Mond, sein Schweiß floß als Regen herab, während die Schmarotzertiere an seinem Leibe sich — nascitur ridiculus mus! — in Menschen verwandelten!

Während der folgenden 18000 Jahre regierten drei Kaiser, der himmlische, irdische und menschliche, nacheinander. Die ersten Menschen tranken das Blut der Tiere und kleideten sich in Felle. Diese Kaiser lehrten sie auch Feuer dadurch erzeugen, daß man zwei Hölzer aneinander reibt, auch lehrten sie sie die Knotenschrift.

Nach jenen kamen fünf weitere Kaiser aus Ruder. Der erste war Fu Hi. Er schlug seine Residenz in der Provinz Schensi auf und bemühte sich, aus den rohen Jägern, die damals sein Volk waren, friedliche Hirten zu machen. Die Chinesen betrachten ihn als den eigentlichen Begründer ihres Staates. Mit ihm nimmt die früheste Zeitrechnung der Chinesen, nach einigen Autoritäten das Jahr 2852, nach anderen 2322 v. Chr., ihren An-

fang, die demnach etwa mit dem Anfange der assyrischen Monarchie zusammenfällt. Fu Hi wird die Einführung der Ehe zugeschrieben; vor ihm kannten die Landeskinder nur ihre Mutter, nicht aber auch ihren Vater. Er teilte den Himmel in Grade und führte die Zeitrechnung und den Kalender ein. Ferner verfertigte er Waffen aus Holz, erfand gewisse musikalische Instrumente und baute Städte.

Fu His Nachfolger war Schin Nung, der göttliche Ackerbauer. Er erfand den Pflug, lehrte seine Unterthanen fünf Getreidearten bauen und aus Meerwasser Salz bereiten; ferner richtete er zur Förderung des Handels und Verkehrs Märkte ein. Er gab den Pflanzen Namen und war ein großer Arzt. Gegen das Ende seiner Regierung brachen in seinem Volke Bürgerkriege aus, die erst sein Nachfolger, Huang Ti, als Gelber Kaiser bekannt, zu Ende führte.

Mit diesem Monarchen fangen die chinesischen Geschichtschreiber die nach ihrer Meinung glaubwürdige Geschichte und Zeitrechnung im Jahre 2697 v. Chr. an. Huang Ti teilte sein Reich in zehn Provinzen, jede Provinz in zehn Bezirke, jeden Bezirk in zehn Kreise, deren jeder zehn Städte hatte. Er setzte Minister und Beamte ein und wird als der Regent bezeichnet, der dem Lande die staatliche Ordnung gab, während man seinen Vorgängern die Gründung des Familienlebens und die Herstellung der Anfänge der Gesittung zuschreibt. Huang Ti soll auch der Begründer des religiösen Kultus und der Erfinder der Münze gewesen sein. Einhundert Jahre lang regierte er mit solchem Ruhme und solchem Glück, wie sie China seitdem nicht wieder zuteil geworden sind.

Das Reich machte unter Huang Tis Nachfolgern schon mancherlei Rückschritte. So gab sein Enkel die erste Anregung zur Vielweiberei, überhaupt soll er ein Wüstling gewesen sein, denn die Magnaten des Reiches setzten ihn ab und wählten an seiner Statt seinen Bruder Yao im Jahre 2357 v. Chr. Mit ihm beginnt Confucius sein Geschichtswerk, das „Schuking". Da er stets auf die Wohlfahrt seines Volkes bedacht war, so blickte dieses mit kindlicher Liebe zu seinem Herrscher auf. Yao besuchte viele Teile seines Reiches und Friede herrschte überall. Mit ihm wurde die Kaiserwürde auch erblich, während es vorher nur Herrscher durch Wahl gab.

Im 61. Jahre der Regierung Yaos, 2297 v. Chr., wurde das Land von einer „Sintflut" heimgesucht. Sie ist wohl weiter nichts gewesen als ein Übertreten des Gelben Flusses über seine Ufer. Es dauerte mehrere Jahre, bis der Lauf des Flusses wieder geregelt war. Da die mit diesem Unternehmen verbundene Arbeit dem betagten Kaiser zu beschwerlich war, so erbat er sich von seinen Ministern einen Nachfolger. Diese schlugen einstimmig einen einfachen Landmann namens Schun vor, der wegen seiner Klugheit, Milde, Würde und Menschenfreundlichkeit allgemeine Verehrung genoß. Schun verbesserte die Zeitmessung, die Maße und Gewichte, erließ Gesetze

zur Bestrafung von Verbrechern, ließ Wege bauen, Kanäle graben u. dergl. m. Nachdem er das Reich in zwölf Provinzen geteilt hatte, stellte er dessen Grenzen fest.

Als Schun alterte, ernannte er einen jungen Mann namens Yu zu seinem Nachfolger, dessen Herkunft im Dunkel schwebt. Mit ihm beginnt die erste chinesische, als Hia bekannte Dynastie, 2205—1766 v. Chr. Yu machte sich um die Regelung der Inlandgewässer sehr verdient. Er regierte im Geiste seiner beiden letzten Vorgänger und befestigte die Verfassung, nämlich den auf die Familie und die einfachen Sittenlehren gegründeten Staat. Er starb, 100 Jahre alt, i. J. 2198 v. Chr.*) Zum Nachfolger wurde sein Sohn Ki ernannt. Er legte den Kaisertitel („Ti") ab und nannte sich „Wang" d. i. König, und seinem Beispiele folgten alle Landesfürsten bis in das 3. Jahrhundert v. Chr.

Kis Sohn, Tai Wang, verließ schon die Bahn der alten, tugendhaften Herrscher. Er ergab sich dem Vergnügen und machte sich bei seinen Unterthanen so verhaßt, daß die Magnaten ihn absetzten und seinen Bruder, Tschung Wang, auf den Thron erhoben, 2159 v. Chr. Alle seine Nachkommen waren sehr schwache Regenten. Dies hatte zur Folge, daß die Großen des Reiches zur Macht gelangten. Empörungen und Gewaltthaten waren an der Tagesordnung, bis schließlich im Jahre 1766 die Dynastie gestürzt wurde und der Thron in die Hände des zweiten Herrscherhauses, das der Schang, überging.

Das Reich wurde während dieser Dynastie in zwanzig Provinzen geteilt. Die Magnaten hatten sich allmählich unter den unfähigen Monarchen der letzten Jahrhunderte eine ziemlich selbständige Stellung verschafft. Einer dieser Großen war es, der den letzten Herrscher der Hiadynastie verjagt und sich zum König gemacht hatte. Seine Regierung war so weise und er war ein so rechtschaffener Charakter, daß sich vierzig Fürstentümer unter seinen Schutz stellten. Seine Nachfolger versanken aber wieder in ein üppiges Leben und der letzte von ihnen, Schau Sin, überbot sogar alle seine Vorgänger, sodaß ein tapferer Fürst aus dem Staate Tschau, namens Wu Wang, gegen die Hauptstadt vorrückte, sie einnahm und der Gründer der dritten, der Tschaudynastie, wurde, die von 1122—225 v. Chr. regiert hat.

Die Annahme ist wohl berechtigt, daß die Geschichte Chinas vor der Tschaudynastie nur wenig Glaubwürdiges enthält. Die Aufzählung der Dynastien und ihrer Herrscher ist hier so wenig wie sonst ein Beweis dafür, daß sie wirklich existiert haben. Thatsache ist vielmehr, daß die Chinesen

---

*) Die drei Kaiser Yao, Schun und Yu, die zusammen 240 Jahre regiert haben sollen, werden von Confucius und Mencius stets als Musterregenten angeführt und den Landesfürsten aller Zeiten als Beispiele vorgestellt, wie man ein Land zu regieren habe. Ihre Regierungszeit ist für den Chinesen das goldene Zeitalter.

glaubwürdige Nachrichten über sie nicht besitzen. Bisher ist wenigstens noch kein historisches Denkmal aufgefunden worden, von dem man mit Bestimmtheit sagen könnte, es stamme aus der Zeit vor der Tschaudynastie. In Wirklichkeit ist alles in Dunkel gehüllt, und erst um das 8. Jahrhundert v. Chr. beginnt die beglaubigte Geschichte Chinas. Für die vorhergehende Zeit ist die mündliche Überlieferung fast die einzige, trübe und unsichere Quelle.

Die durch Quellen beglaubigte Geschichte Chinas beginnt nach der Auffassung des uns bereits bekannten, gelehrten, jüngst verstorbenen Missionars Dr. Faber erst mit dem 8. Jahrhundert v. Chr. Zu jener Zeit wurden die sogenannten „Großen Siegelschriftzeichen“ erfunden (siehe Seite 839). Die „Annalen des Staates Lu“, von Confucius verfaßt, die die Geschichte des Lehnsstaates von Lu in dem Zeitraume von 722 bis etwa 485 v. Chr. behandeln, sind das älteste und glaubwürdigste Geschichtswerk der Chinesen.

Andere alte Werke, die China vor jener Periode schildern und die aus der Zeit des großen Weisen sowie seiner Schüler stammen, gehen möglicherweise auf schriftliche Aufzeichnungen zurück, die damals vielleicht ein paar Jahrhunderte alt waren. Aber Geschichte und Sage, Wahrheit und Dichtung, ursprüngliche Darstellung und spätere Erweiterungen sind in ihnen in so bedauerlicher Weise vermischt, daß sie einem Labyrinthe gleichen, für das uns jeder vertrauenswerte Führer fehlt.*)

Die sogenannte Urgeschichte Chinas fängt, wie ja auch die Urgeschichte vieler anderer Nationen des Altertums, mit der Mythe an und findet seine Fortsetzung in der Sage. Selbst der Weise Mencius wagte die Worte auszusprechen: „Besser kein Schuking, als daß man ihm vollkommenen Glauben schenke.“ Die berühmtesten chinesischen Autoren sind mit Bezug auf die Zeitrechnung des Landes unter einander ganz und gar nicht einig. Das

*) Wie uns schon bekannt ist, ist die chinesische Schrift noch keine 3000 Jahre alt. Sie muß zu jener Zeit noch ganz unentwickelt gewesen sein. Die im „Schuking“ das die Geschichte Chinas vom 24. Jahrhundert bis zum Jahre 721 v. Chr. behandelt und von Confucius herausgegeben sein soll, so umständlich erzählte Geschichte über Yao, Schun und andere Regenten, kann nur ein paar Jahrhunderte vor Confucius entstanden sein. Nicht einmal das „Schiking“, das Buch der Lieder, (siehe Seite 861 u. ff.) erwähnt die Namen dieser Kaiser. Man kann annehmen, daß vor der Tschaudynastie andere Herrscherhäuser existiert haben, doch sind die dürren Listen der Regentennamen wohl die einzige glaubwürdige Nachricht aus jenen Zeiten. Wenn Confucius uns wörtlich Gespräche von alten Kaisern anführt, die fast 2000 Jahre vor ihm gelebt haben, so sind das Märchen. Auch ist nicht schwer zu erraten, warum er zu diesem Mittel seine Zuflucht nahm. China bestand zu seiner Zeit aus einer Anzahl von kleinen Staaten, die einander feindlich gegenüber standen, und die mit nicht allzu aufrichtiger Lehnstreue auf den älteren Zweig, das Haus Tschau, blickten. Indem Confucius aus seiner Phantasie schöpfend, Charaktere wie die des Yao und Schun schuf, beabsichtigte er damit weiter nichts, als Muster von Regenten aufzustellen, deren Beispiel die zu seiner Zeit regierenden Fürsten zu folgen sich bestreben sollten.

„Schuking“ bringt in seinen ersten Teilen fast gar keine Daten, und die Zeitrechnung war selbst noch nach dem Anfang der Tschaudynastie ungewiß. Sogar die Chronologie des Staates Lu, des Geburtslandes des Confucius, konnte nach den „Frühlings- und Herbstannalen“ nicht vor 722 v. Chr. festgestellt werden. Erst dem Sy Ma Kuang, dem großen Geschichtsschreiber (1009—1086), wird die Festsetzung der Normalzeitrechnung Chinas zugeschrieben. Er selbst bemerkt, daß die frühesten Autoritäten die Zeitrechnung Chinas nicht weiter als auf das Jahr 800 v. Chr. zurückführen konnten.

Die sogenannte alte Zeitrechnung Chinas muß deshalb nur als ein mühsam zusammengeflicktes Phantasiewerk angesehen werden. Die Thatsache, daß die Annalen jener zweifellos alten Nationen, der Ägypter, Babylonier und Assyrier, von dem gleichzeitigen Bestehen eines Kaiserreiches China nichts erwähnen, sollte schon gerechten Zweifel in Bezug auf die angebliche Chronologie und das Alter des Kaiserreiches erwecken. Denn wäre China zu jener Zeit der Sitz der Zivilisation und der Wissenschaften gewesen, und hätte es den Umfang und die Macht gehabt, die ihm von alten chinesischen Geschichtsschreibern zugeschrieben werden, so hätte es eine so hervorragende Stellung in der Welt einnehmen müssen, daß das sicherlich nicht unbeachtet und unaufgezeichnet geblieben wäre. Nirgends aber finden wir den Namen China erwähnt.

Aus den erwähnten Gründen halten wir deshalb alle Geschichte der Zeit vor der Tschaudynastie und selbst noch vieles, was zu dieser Periode gehört, für mythisch und halbmythisch, und wir fangen die alte Geschichte Chinas mit der Thronbesteigung des Kaisers Wu aus dem Hause Tschau an.

II. Das Altertum (1122—206 v. Chr.). — Auf den Trümmern der durch die Ausschweifungen der letzten Herrscher der Schangdynastie vollständig erschlafften Monarchie gründete Wu Wang, „der kriegerische König“, ein neues Herrscherhaus, das der Tschau. Seine 35 Landesfürsten lenkten fast 900 Jahre lang die Geschichte des chinesischen Volkes. Für eine so lange Dauer einer Dynastie hat die Weltgeschichte keine Parallele aufzuweisen. In den Augen der Nation ist auch keine Periode der alten Geschichte Chinas gefeierter, als die der Gründung dieses Hauses und zwar vornehmlich infolge des edeln Charakters der leitenden Staatsmänner, die Confucius als die Verkörperung aller Weisheit und alles Adels der Gesinnung hingestellt hat.

Doch beging Wu Wang, der seine Reichshauptstadt von Honan nach dem heutigen Singan Fu, in Schensi, verlegte, einen großen politischen Fehler. Er teilte nämlich das Kaiserreich in eine Anzahl kleiner Fürsten-

tümer. Als im 8. Jahrhundert v. Chr. die Tataren vom Norden her in das Reich einbrachen, machte der damals regierende Monarch einen anderen schlimmen Fehler, indem er die östliche Hauptstadt einem seiner Lehensfürsten überließ, weil er glaubte, er würde so imstande sein, dem Einfall der Nomaden besser Widerstand leisten zu können. Der Monarch selbst zog sich nach der westlichen Hauptstadt zurück. Durch diese Maßnahme wurde das Reich in das östliche und westliche Tschau geteilt.

Diese großen politischen Versehen bahnten den Weg zur Schwächung der Zentralmacht. Die Folge, namentlich der zuerst erwähnten Maßnahme, war, daß eine bedeutende Zahl von Lehnsstaaten ins Leben gerufen wurde. Sie bildeten mit dem Zentralstaate einen Bund. Die gemeinsamen Angelegenheiten wurden vom Zentrum aus geregelt, während jedes Fürstentum für seine Angelegenheiten eigene Gesetze und seine eigene Verwaltung hatte. Die verschiedenen Fürsten hatten als Vasallen dem obersten Landesherrn als dem Haupte des Kaiserreiches Treue geschworen. Sie waren auch verpflichtet, ihn im Notfalle mit Soldaten und Geld zu unterstützen.

Um den Abfall dieser Bundesfürsten zu verhüten, wurden sie von Zeit zu Zeit von dem obersten Landesherrn zur Huldigung nach der Hauptstadt berufen. Dieser beriet dann mit ihnen die gemeinsamen Staatsangelegenheiten. Der älteste Fürst unter den Vasallen des Hauses Tschau hatte besonders darauf zu achten, daß nicht seitens eines unzufriedenen Lehensfürsten ein Einfall in das Gebiet des obersten Landesherrn stattfinde; auch wurde er oft entsandt, um strafbare Handlungen der Vasallen zu ahnden. Die Zahl der Bundesfürsten schwankte zu verschiedenen Zeiten; chinesische Geschichtschreiber führen 125, 41 und 52 an, die letzte Zahl zur Zeit des Confucius.

Die Geschichte erzählt uns nicht viel über die Herrscher, die während der ersten Jahrhunderte nach Gründung der Tschaudynastie regiert haben. Was über sie auf die Nachwelt gekommen ist, gereicht ihnen überhaupt nicht zur besonderen Ehre. Die Mehrzahl ist durch Entsittlichung und Grausamkeit gekennzeichnet. Die Geschichte Chinas während der Tschaudynastie ist nur eine Aufzählung fortwährender Kriege und Feldzüge, eine Folge des Strebens der Vasallen, ihre Macht zu erweitern und sich unabhängig zu machen.

Die Lehen waren ursprünglich an Verwandte des Kaiserhauses und an Abkömmlinge der Schandynastie gegeben worden. Im Laufe der Zeit erstarb das Gefühl verwandtschaftlichen Zusammenhangs und damit das der Dankbarkeit, auf das man gerechnet hatte. Verderblich für das Reich wirkte auch die Thatsache, daß das sogenannte Königsgebiet, in dem der oberste Landesherr waltete und schaltete und das ursprünglich zehnmal so groß gewesen war als alle Lehnsfürstentümer zusammengenommen, im Mittelpunkt des Reiches lag. Die Vasallen konnten ihr Gebiet durch Unter-

werfung der Tatarenstämme, die jenseits der Grenzen des Reiches wohnten, vergrößern, während das Königsgebiet nicht nur keiner Erweiterung fähig war, sondern im Laufe der Zeit noch durch Abtrennung neuer Lehen geschwächt wurde.

Die ganze Periode der Tschaudynastie ist weniger die Geschichte eines Herrscherhauses als eine anekelnde Erzählung von sinnlichen Ausschweifungen und Verbrechen, die selbst die Unthaten übertreffen, die das spätere römische Kaisertum charakterisieren. Um die Sicherheit im Innern, die die königliche Macht nicht mehr gewähren konnte, aufrecht zu halten, schlossen einzelne Fürsten Bündnisse unter einander. Neben den zu Schatten herabgesunkenen Königen oder vielmehr statt ihrer regierten kraftvolle Einzelfürsten. Mehrere der größeren Lehnsstaaten fingen unter diesen Umständen auch bald an, mit einander um die Oberhoheit im Reiche zu ringen.

Doch hatte die Selbständigkeit der Einzelfürsten das gute, daß die Kultur des Chinesenvolkes während dieser Zeit nennenswerte Fortschritte machte. Jeder Fürst hatte seine eigene Residenz und sein Hoflager, wo Kunst und Wissenschaft blühten, freilich auch Luxus und Sittenverderbnis überhand nahmen. Entschwunden war die alte Sitteneinfalt und der alte Kultus, der nur der höchsten, unsichtbaren und allgegenwärtigen, als „Schangti" bekannten Gottheit gewidmet war. Er hatte einem eigenartigen Aberglauben Platz machen müssen.

Wie es nun aber in der Natur keiner Erscheinung an einem Gegensatz, keiner Kraft an einer ihr entgegenwirkenden fehlt, so ist dasselbe im gesellschaftlichen und sittlichen Leben der Völker und der Menschheit auch der Fall. Im Zeitalter des sittlichen Verderbens, des der Auflösung zuschreitenden Zustandes der Gesellschaft, der Entartung des Familienlebens, der Entfernung von der Natur erscheinen zwei Personen auf der Bühne der Geschichte Chinas, die zu den merkwürdigsten Menschen gehören, die die Welt je gesehen hat: Laotse und Confucius.

Trotz ihrer großen Verschiedenheit — der eine war nach Ansicht seiner Zeitgenossen ein wilder Phantast und bekanntlich der Gründer des Taoismus, der andere ein Mann, der sich der festen Gründung der Sitte auf regelnde Vorschriften und der Festsetzung der Ceremonien widmete — waren doch beide bestimmt, einen mächtigen Einfluß auf ihr Heimatland auszuüben. Aber weder Confucius noch Mencius, der etwa einhundert Jahre später lebte, waren imstande, mittels ihrer Lehren eine Wandelung in den traurigen Zuständen, die im Reiche herrschten, herbeizuführen. Der zur Zeit dieser beiden Weltweisen im Zunehmen begriffene Verfall des Staates und die Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse, nahmen ununterbrochen ihren Fortgang. Wie uns bereits aus den Schilderungen des Confucianismus (Kapitel X) bekannt ist, schenkte man ihren Lehren kein Gehör, und auf ihre friedlichen Ermahnungen achteten die Fürsten nicht.

Das politische Endziel des Confucius war die Stärkung der Oberherrschaft des Königreichs Tschau über die es umgebenden Staaten und die Einsetzung in seine früheren Rechte. Das aber verhinderte die Untüchtigkeit seiner Herrscher. Kaum war der Weise im Jahre 479 v. Chr. gestorben, als auch schon klar wurde, daß das Königsscepter bald aus den Händen der Tschau in die eines der mächtigeren Vasallen übergehen würde.

Vor allen anderen war es der Staat von Tsin, der der Zentralgewalt als höchst gefährlicher Nebenbuhler gegenüberstand, und der einer, womöglich gebietenden Stellung zustrebte. Dieser Staat umfaßte schon im Anfange des 3. Jahrhunderts v. Chr. den fünften Teil des gesamten Reiches. Der Sturz des Hauses der Tschau ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Die drei mächtigsten Lehnsstaaten: Tsin im Nordwesten, Tsu im Süden und Tsin im Norden hatten alle anderen Staaten unterworfen, und sie rüsteten sich nun zum Kampfe um die Herrschaft über die Bundesfürstentümer. Der Krieg brach aus und zwar ging der im Nordwesten gelegene Staat Tsin siegreich aus ihm hervor. Im Jahre 255 v. Chr. wurde Tschau Siang zum Herrscher der „schwarzharigen“ Rasse ernannt und damit die Tschaudynastie gestürzt.

Ein flüchtiger Blick auf die volkswirtschaftlichen und sonstigen Zustände Chinas während der Tschaudynastie dürfte von allgemeinem Interesse sein. Wir finden, daß das Land zu jener Zeit nach einem System des kommunalen Erbbesitzes bebaut wurde. Von dem Gesamtertrage wurde in allen Fällen 1/9 zur Deckung der Kosten der Regierung und des Unterhaltes der regierenden Familie jedes Staates gesteuert. Jeder Staat mußte im Notfalle eine gewisse Zahl von Soldaten ins Feld stellen. Söldner kannte man damals noch nicht. Gegen Gefangene verfuhr man mit der äußersten Grausamkeit, namentlich wenn sie in Festungen sich tapfer gegen die Belagerer gewehrt hatten. Pardon wurde nie gegeben; den gefallenen Soldaten pflegte man die Ohren abzuschneiden. Die hauptsächlichsten Waffen waren Bogen, Pfeile und Spieße. Man hatte schon eine Taktik eingeführt, verstand sich aber noch nicht darauf, Festungen anzugreifen, und die größten Heerscharen scheiterten an den Mauern und liefen, vom Hunger bezwungen, nach Hause.

Wenn die Tschausoldaten in die Schlacht gingen, bildeten sie eine Linie, auf derem rechten Flügel die Bogenschützen, auf derem linken die Speerträger ihren Platz hatten. Das Zentrum nahmen die Kriegswagen ein, deren jeder von vier Pferden gezogen wurde. Außer den bereits genannten Waffen bediente man sich der Schwerter, Dolche, Schilde und Keulen, die 5 Fuß lang waren und 15 Pfund wogen. Flaggen, Trommeln, Trompeten, Gongs u. dergl. m. gehörten ebenfalls zur Kriegsausrüstung. Signalfeuer wurden angezündet, um die Annäherung des Feindes zu verkünden oder die Einwohner zu den Waffen zu rufen. Bei allen Kriegsunternehmungen kam es

mehr auf List als auf Tapferkeit an. Jene entspricht ja auch dem Nationalcharakter des Volkes.

Während der ersten Jahrhunderte der Tschauperiode waren die Gesetze ungemein streng und die Strafen entsprechend barbarisch. Solche waren Verstümmelung und Tod durch Verbrennen oder Zerstückelung. Anderseits entgingen Personen von über 90 Jahren und Kinder von weniger als 7 Jahren aller Bestrafung, welches Gesetz auch heute gilt, Fälle von Hochverrat und Rebellion ausgenommen.

Etwa 100 Jahre vor dem Sturze des Tschauhauses führte ein berühmter Staatsmann ein bis auf den heutigen Tag bestehendes System ein. Er teilte nämlich das Volk auf der Grundlage der Verpflichtung zu gegenseitigem Schutz und der Annahme gemeinsamer Verantwortlichkeit in Gruppen von je zehn Familien ein. Der Älteste, der von jeder Gruppe zum Repräsentanten des „Zehnfamilienbezirks“ ernannt wurde, war eine Art von Schiedsrichter, an den man sich wandte, um Streitigkeiten beizulegen, ehe man die Hülfe des Gerichtshofes anrief. Während der Tschaudynastie, etwa um 1000 v. Chr., nahm auch das chinesische Volk Familiennamen an. Vor dieser Zeit gab es, wie es scheint, nur Stammesnamen, die aber der einzelne nicht führte, da er sich mit dem ihm von seinen Eltern gegebenen Personennamen begnügte (vergl. auch Seite 162 u. ff.). Die Sklaverei war zu dieser Zeit eine regelrechte, häusliche Einrichtung, und nicht, wie meist heute, auf den Ankauf von Frauen beschränkt. Wie wir bereits wissen, fällt auch die Erfindung der phonetischen Schrift in die Tschauperiode, etwa in das 9. Jahrhundert v. Chr.

Doch wir verfolgen das Schicksal des kurzlebigen, neuen Tsinhauses weiter. Wie in den früheren Dynastien, so waren auch die ersten Herrscher dieses Hauses sehr energische und thatkräftige Männer, die die Notwendigkeit anerkannten, das ganze Reich wieder unter ein Haupt zu bringen, und die sich zu dieser Rolle berufen glaubten. Dieser Ansicht war namentlich der dem ersten Monarchen der Tsindynastie — er regierte nur drei Jahre — auf dem Throne folgende Schi Huang Ti. Man hat ihn den „Napoleon Chinas“ genannt. Als 22jähriger junger Mann entwickelte er bereits eine außergewöhnliche Festigkeit und Strenge des Charakters. Die Fürstentümer des Reiches waren damals auf acht zusammengeschmolzen. Schi war eifrig bemüht, sie durch fortgesetzte gegenseitige Kriege zu schwächen, zu welchem Zwecke er beständig Hader unter ihnen anstiftete. Er selbst zog mit einem großen Heere aus und eroberte im Jahre 211 v. Chr. das letzte der Einzelfürstentümer.

Unter den Neuerungen, die er einführte, muß zuerst die Ernennung von Statthaltern und Unterstatthaltern für die 36 Provinzen des Reiches erwähnt werden, ferner die Ernennung von Beamten für alle anderen Verwaltungszweige. Schi wurde sonach der Gründer der noch heute bestehenden

Staatsverfassung des chinesischen Reiches, deren 2000jähriges Bestehen der beste Prüfstein für ihre theoretische Trefflichkeit ist. Die Wirklichkeit zeigt uns allerdings ein anderes Bild. Er selbst nannte sich Huang Ti, und dieser Kaisertitel ist seitdem bis auf den heutigen Tag von den Kaisern des Chinesenreiches beibehalten worden.*)

Da Schi fand, daß die Höngnu-Tataren gefährliche Einfälle in sein Land machten, beschloß er die Nordgrenze seines Reiches „für ewige Zeiten" dadurch zu schützen, daß er eine Riesenmauer erbauen ließ. Die Arbeit wurde im Jahre 214 v. Chr. unter seiner persönlichen Aufsicht begonnen, und obgleich er alles daran setzte, das Werk noch zu seinen Lebzeiten vollendet zu sehen, so war ihm die Erfüllung dieses Wunsches doch nicht vergönnt. Von dieser großen Mauer, die zum großen Teil nur ein Erdwall war, ist heute nicht mehr viel zu sehen. Was gegenwärtig unter dem Namen der „Großen Mauer" bekannt ist, stammt, wie wir aus der Abhandlung „Die große Mauer" (siehe Seite 155 u. ff.) wissen, vornehmlich aus der Zeit der Mingdynastie, mithin etwa aus dem 15. Jahrhundert n. Chr.

Die grenzenlose Rücksichtslosigkeit, ja Gewaltthätigkeit, womit der „Erste Kaiser" seine Ideen ausführte, rief den Widerstreit einer Klasse der Bevölkerung, nämlich der Litteraten wach, die in ihm nur einen Tyrannen und Vernichter der alten Gebräuche sahen. Schi ging aber seinen eigenen Weg und beschloß, des Widerstandes von seiten der Gelehrten müde, sie ganz unschädlich zu machen. Er ordnete daher im Jahre 221 v. Chr. eine Bücherverbrennung an.

Diese Handlung ist fast durchweg von den Geschichtschreibern als ein kaiserlicher Vandalismus ohne gleichen charakterisiert worden. Doch ist es sehr zweifelhaft, ob diese Büchervernichtung so vollständig gewesen sein kann, wie sie von einheimischen Geschichtschreibern vielfach hingestellt wird. Manche Gelehrte des Abendlandes haben sie für ebenso märchenhaft gehalten wie die Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek durch Omar.

Die Thatsache, daß Schi Huang Ti vornehmlich die Geschichtswerke Chinas, die Geschichte seiner eigenen Dynastie ausgenommen, habe vernichten lassen, wird von chinesischen Geschichtschreibern meist dahin ausgelegt, daß er damit jede Erinnerung an das frühere Lehnssystem habe erdrücken wollen. Doch ist auch behauptet worden, er habe das deshalb gethan, weil er wußte, daß diese Werke großenteils unwahre Aufzeichnungen der Landesgeschichte, namentlich der ältesten, enthielten. Erinnern wir uns, was wir über das Alter der chinesischen Schriftsprache gesagt haben (siehe Seite 830 u. ff.), so hat eine solche Erklärung manches für sich. Andere einheimische Gelehrte sind der Ansicht, daß Schi durch diese Maßnahme die

*) Über den Anspruch, den die Tsindynastie auf die Benennung ganz Chinas, als von Tsin abgeleitet, hat, ist bereits auf Seite 498 hingewiesen worden.

litterarische Arbeit habe zu neuem Schaffen anspornen wollen, denn die Schriftsteller der letzten Jahrhunderte waren nur noch blinde Nachtreter des großen Confucius und seiner Schüler gewesen.

Der Text vieler Werke soll aber dadurch für die Nachwelt gerettet worden sein, daß die zahlreichen Litteraten des Landes ihn großenteils auswendig kannten und ihn nach dem Tode des „Ersten Kaisers" wieder niederschrieben, wobei der Wortlaut allerdings manche Veränderungen erlitten haben mag. Gegen diese Barbarei erhoben die Schriftgelehrten natürlich ihre Stimme. Die Folge war, daß der Kaiser gegen die Tadler eine Untersuchung einleiten ließ. Über 400 Litteraten wurden allein in der Hauptstadt zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Bücherverbrennung hat Schi Hoang Ti in den Augen der Chinesen für ewig als einen Tyrannen sondergleichen gebrandmarkt, und zwar weil er sich eines Verbrechens schuldig machte, das eine litterarische Nation, wie die Zopfträger eine sind, nie vergessen und vergeben kann.

Kaiser Schi starb im Jahre 211 v. Chr. Sein Sohn folgte ihm auf dem Throne, doch regierte er nur wenige Jahre, da er das Opfer des Verrates eines ehrgeizigen Eunuchen wurde. Da er nicht mächtig genug war, um die halbunterjochten Lehnsfürsten im Zaume zu halten, so brach eine Revolution aus, in der es dem General eines der Fürstentümer, einem höchst tapferen Krieger namens Liu Pang, gelang, die Hauptstadt zu erstürmen. Er wurde hierauf unter dem Namen Kiau Tsu zum ersten Kaiser der neuen, der Handynastie, ernannt, die 400 Jahre lang die Geschicke der Chinesen lenkte. Mit dem Fall der kurzlebigen Tsindynastie endet auch die alte Geschichte des Kaiserreiches und das Mittelalter beginnt.

III. Das Mittelalter. (206 v. Chr. bis 1368 n. Chr.) — Mit der Thronbesteigung des ersten Kaisers der Handynastie, 206 v. bis 221 n. Chr., brach eine der glorreichsten Epochen der chinesischen Geschichte an, gleichviel ob wir diesen Zeitabschnitt vom militärischen, litterarischen, geschichtlichen oder kunstgeschichtlichen Standpunkte aus betrachten.*) Der Gründer des neuen Herrscherhauses — er nannte sich „Erhabener und hoher Kaiser" — bemühte sich eifrig um die Wohlfahrt und Herrlichkeit seines Reiches. Auf seine Anordnung hin wurde ein Strafgesetzbuch verfaßt. Dieser Kodex, der die damals bestehenden Strafen bedeutend milderte, bildete die Grund-

---

*) Wie uns schon bekannt ist, wird in Nordchina unter der Bezeichnung „Hanyin" oder „Hantze" d. h. Männer bezw. Söhne des Han, noch heute geradezu ein Chinese verstanden, während in Südchina „Tangyin" d. h. Männer des Tang, vielfach dafür gebraucht wird.

lage für die verschiedenen Strafgesetzbücher der späteren Dynastien; jede von ihnen ließ Abänderungen nach den veränderten Verhältnissen eintreten.

Der erste Kaiser dieses Hauses war auch der erste Regent, der das Grab des Confucius besonders ehrte, was die Ursache wurde, daß die Lehren des großen Weisen die weiteste Verbreitung fanden. Sein Nachfolger hob im Jahre 190 v. Chr. das Bücherverbot wieder auf, und nun kamen auch die Schriften des Confucius und seiner Schüler wieder zum Vorschein. Nicht nur die Litteratur des Landes blühte von neuem auf, sondern auch Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaften hoben sich.

Während der 400 jährigen Regierungszeit der Handynastie, die nur durch die kurze Regierung eines Thronräubers im Jahre 25 n. Chr. unterbrochen wurde, erfreute sich das Kaiserreich allerdings nicht stetiger Ruhe, aber es machte auf allen Kulturgebieten bedeutende Fortschritte. Gegen die im Norden hausenden Tatarenstämme wurde verschiedentlich Krieg geführt; die große Mauer war durchaus nicht imstande, ihren Einfällen zu widerstehen. Auch gegen die vielen im Westen lebenden türkischen Stämme, namentlich die Hunnen, zog man zu Felde. Diese suchte man sich dadurch zu Freunden zu machen, daß man einem bedeutenden Häuptlinge eine chinesische Prinzessin zur Frau gab. Die den Südwesten des Reiches bewohnenden Urstämme, namentlich die Yünnans, wurden zum Teil unterjocht.

Unter den 28 Regenten dieser Dynastie verdient einer besonderer Erwähnung, nämlich Wu Ti, 141—86 v. Chr. Wohl gebührt ihm der Name Wu Ti, d. h. kriegerischer Kaiser. Denn obgleich er nicht selbst zu Felde zog, so war er doch der größte Eroberer, den China je besessen hat. So mischte er sich im Jahre 135 in den Streit der Stämme, die das jetzige Tschekiang, Fukien und Kuangtung bewohnten. Es gelang ihm auch, diese Länder unter chinesischen Einfluß zu bringen. Er führte ferner gegen die Tataren und Hunnen erfolgreiche Kriege, sandte auch eine Gesandtschaft nach den zwischen China und Indien liegenden Ländern und brachte sie unter seine Botmäßigkeit. Bis nach Korea hin machte ihn sein Waffenglück bekannt. Die große Provinz Setschuen wurde fast ganz dem Kaiserreiche einverleibt, und auch die Länder südlich vom Yangtse erkannten Wu Ti als Oberherrn an. Schließlich gelang es ihm, sich ganz Mittelasien zinsbar zu machen. Wu Ti starb als ein Opfer nagenden Grames, weil sein Sohn, den er des Aufruhrs angeklagt hatte, sich entleibte.

In mancher Hinsicht gleicht dieser Regent Ludwig XIV. von Frankreich. Auch sein Hofhalt war glänzend und prunkvoll. Die größten Geschichtschreiber — unter ihnen Sy Ma Tchien, der „Vater der Geschichte“ — sowie viele der größten Dichter, Philosophen und Litteraturfreunde, die China je hervorgebracht hat, schrieben während seiner Regierungszeit. Es war das überhaupt das goldene Zeitalter der Gelehrten; während seiner Dauer wurden die verloren gegangenen Schätze der Litteratur wieder hervorgesucht und

vervollständigt. Zwar ist Wu Ti nicht einer der größten Kaiser Chinas, doch muß man ihn einen der glücklichsten Regenten nennen, der viele trefflichen Eigenschaften besaß.

Die Handynastie sah auch ein für den Osten ganz ungewöhnliches Schauspiel, nämlich, daß eine Frau das kaiserliche Scepter führte. Sie behielt während der Unmündigkeit des Kaisers die Regentschaft in der Hand, handelte mit großer Klugheit, konnte aber natürlich große Unglücksfälle, wie Überschwemmungen, Dürren und Erdbeben, nicht verhindern, die das Volk als Folgen einer schlechten Regierung betrachtete. Daher kam es zu Palastverschwörungen und dann zu Bürgerkriegen, die aber siegreich unterdrückt wurden.

Diese Regentin scheint geglaubt zu haben, daß sie zur Führung des Staatsschiffes vom Schicksal durch die Geburt bestimmt sei. Denn auch als der Kaiser 28 Jahre alt war, wollte sie ihm nicht die Macht übergeben, weil sie fürchtete, er könne sie mißbrauchen. Schließlich aber drangen die Magnaten des Reiches darauf, und setzten sie ab. Darüber grämte sie sich so sehr, daß sie bald darauf starb. Man hat diese Regentin mit der Königin Elisabeth von England verglichen. Die chinesischen Schriftsteller, die für Frauen nie etwas übrig haben, sind trotzdem nicht imstande gewesen, ihre rühmlichen Eigenschaften zu verdunkeln.

Die Eunuchen, deren Ursprung bereits in die Zeit der Schangdynastie hineinreicht, haben wohl nie eine so große Macht besessen, als während der zweiten Hälfte der Regierung des Hanhauses. Zu verschiedenen Malen war das Staatsruder in ihren Händen, und sie waren die Ursache für viele große Mißgriffe. Mitunter rächten sie sich auch schrecklich an ihren Gegnern, und zuweilen wurde die Landesgeschichte geradezu zu einer Erzählung von Hofkabalen. So wurden während der Regierung Ling Tis, 168—189 n. Chr., der ein großer Günstling der Verschnittenen war, nicht weniger als 100 hohe und 700 Unterbeamte ihrer Rache geopfert.

Die Folge hiervon war, daß die Litteraten einen noch engeren Bund unter einander schlossen. Es gelang ihnen, auch das Militär auf ihre Seite zu bringen. Ein Bürgerkrieg brach aus, der damit endete, daß das Reich im Jahre 190 n. Chr. in drei Teile geteilt wurde. Einer der Generale versuchte zwar den Fall des Hanhauses noch für mehrere Jahre aufzuhalten, doch mußte er bald zurücktreten, und der Sohn des letzten Hankaisers wurde im Jahre 221 der Gründer der Weidynastie.

Diese Periode der chinesischen Geschichte ist noch deshalb denkwürdig, weil während ihrer Dauer das Lehnswesen im Reiche fast ganz aufhörte, und das Reich allmählich zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmolz. Deshalb konnten die Fürsten auch mit so großem Erfolge gegen die Hunnen und Tataren kämpfen. Not wie auch beständige Verfolgung zwangen diese Stämme, andere Wohnungen jenseits des Kaspischen Meeres aufzusuchen.

Von dort wurden sie Europa furchtbar und gaben den Anstoß zur Völkerwanderung, die unserem Weltteile bekanntlich eine ganz andere Gestalt gab und die Spuren der antiken Kultur größtenteils verwischte.

Die nun folgende Periode der Geschichte Chinas, 190—255 n. Chr., ist unter dem Namen „San Kuo", die Zeit der drei streitenden Königreiche, bekannt.*) Denn es war zu dieser Zeit, daß die drei Staaten Schu, Wei und Wu um die Oberherrschaft kämpften. Diese Epoche bildet einen der interessantesten und berühmtesten Abschnitte in der chinesischen Geschichte. Sie war in der That das Heroenzeitalter Chinas. Der einzige Weg zur Ehre und zum Ansehen war damals persönliche kriegerische Tüchtigkeit. Der Anführer forderte gewöhnlich den Feldherrn des feindlichen Heeres zum Zweikampf heraus, und man stritt so lange, bis einer oder der andere seinen Tod fand.

Während dieser Periode brachen die Tibetaner ins Land ein. Dies hatte eine große, unter dem Namen „Die Empörung der Gelben Turbane" bekannte Rebellion zur Folge, die erst nach schweren Kämpfen unterdrückt wurde. Palastintriguen, meist von Eunuchen angestiftet, brachten bald diesen, bald jenen tapferen Kämpen in die Höhe. Diese Männer, die den nahen Sturz des regierenden Hauses voraussahen, begannen nun unter einander um die Führung des Scepters zu streiten.

Der erfolgreichste unter ihnen war Tsao Tsao, dem es gelang, seinen Sohn auf den Thron eines der „Drei Reiche" zu setzen. Ein anderer tüchtiger Offizier, namens Liu Pei, der sich namentlich in den Kämpfen mit den „Gelben Turbanen" ausgezeichnet hatte, machte sich zum Kaiser eines zweiten Reiches. Ein Nebenbuhler namens Sun Tschüan riß den Thron des dritten Königreiches an sich, während Kuan Ti, der größte militärische Heros der chinesischen Geschichte, zuerst heilig gesprochen und darauf zum Gott erhoben wurde. Er ist gegenwärtig der Schutzpatron jeder Stadt Chinas und spielt in dem Pantheon des Landes als Kriegsgott eine ungemein wichtige Rolle (siehe Seite 442 ff.).

Dem Sohne des letzten Königs aus dem Hause Wei gelang es, ganz China, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder zu vereinigen, und die Tsindynastie, 255—420 n. Chr., zu gründen, die dem Reiche fünfzehn Kaiser gab. Während dieser Zeit wurden große Kriege geführt und das Land litt

---

*) Sie ist, wie uns bereits bekannt ist, in höchst malerischer Weise in einem berühmten historischen Romane, mit dem Titel „San Kuo Tschi", etwa 1000 Jahre später verfaßt, wiedererzählt. Obgleich in ihm Wahrheit und Dichtung eng mit einander verwoben sind, so ist doch seine Grundlage Geschichte. Das Werk wird allgemein und mit Recht von den Chinesen als eine der wertvollsten Schöpfungen ihrer „leichten" Litteratur angesehen.

unter schweren Bedrängungen. Während der vierhundert Jahre, die zwischen dem Fall der Handynastie und dem nächsten großen Hause, dem der Tang, liegen, zerbröckelte das Reich mehr und mehr, und die Dynastien folgten schnell auf einander, wie aus folgender chronologischer Tabelle ersichtlich ist:

Dynastie.	Regierungsjahre.	Dynastie.	Regierungsjahre.
Tsin	255—420 n. Chr.	Liang . . .	502—556 n. Chr.
Südliche Sung	420—479 „	Tschin . . .	556—588 „
Tsi	470—502 „	Sui	588—618 „

Von diesen Herrscherhäusern war das der Sung am meisten in Kriege verwickelt; man hat diese Dynastie die blutgierigste Chinas genannt. Zerstörungswut und Greuel aller Art kennzeichnen die Regenten dieses Hauses. In der Regierungskunst standen einige sehr hoch; auch das Wohlergehen ihrer Unterthanen lag ihnen am Herzen; nur gegen ihr eigenes Geschlecht und gegen die Magnaten wüteten sie in grausamer Art. Kunst und Wissenschaften konnten unter solchen Umständen nicht blühen, denn der Krieger allein war geachtet.

Die Tsidynastie regierte viel zu kurze Zeit, um etwas außerordentliches leisten oder einen bleibenden Eindruck zurücklassen zu können. Dasselbe gilt von den Liangfürsten. Die lange Regierung des ersten Regenten dieses Hauses, Wu Ti, der schließlich in ein Kloster ging und buddhistischer Mönch wurde, wies glückliche Erfolge auf. Dies ist auch die Zeit, in der der Buddhismus als Volksreligion sich entschieden überlegen erwies. Hierzu trug nicht nur das Beispiel Wu Tis bei, sondern auch die Vorliebe der Tsifürsten für den Kultus. Um diese Zeit näherte sich auch das Christentum durch die vertriebenen und verfolgten Nestorianer zuerst den Grenzen Chinas.

Ein berühmter General der Suidynastie, namens Li Yuen, riß, da kein Thronerbe vorhanden war, gewaltsam im Jahre 618 die Herrschaft an sich und gründete die Tangdynastie, 618—907 n. Chr. Er regierte nur kurze Zeit. Mit seinem Nachfolger Kao Tsu begann eine der glanzvollsten Epochen der chinesischen Geschichte. Unter den zwanzig Regenten, die dies Herrscherhaus aufzuweisen hat, verdient der zweite Kaiser, Tai Tsung, 627—649 n. Chr., in erster Linie erwähnt zu werden. Selbst fremde Geschichtschreiber haben von ihm gesagt, daß kein anderer Monarch ein besseres Recht auf den Beinamen „Der Große“ hat, als dieser Kaiser.

Die Kriegszüge Tai Tsungs waren mit einer Ausnahme stets glücklich. Kein Mord, kein Blutbad befleckte seinen guten Namen. Er war edelmütig im besten Sinne des Wortes und regierte mit großer Milde. Auch war Tai Tsung ein warmer Freund der Litteratur und ehrte die Gelehrten. Auf sein Geheiß wurde eine ungeheure Menge von Büchern gesammelt, zu denen dann die Gelehrten im Geiste der Zeit Kommentare verfaßten. Für das Beste

des Volkes sorgte er zunächst durch Verminderung der Abgaben, Besserung der Gesetze, Milderung der Strafen. Er teilte das ganze Reich in zehn Provinzen und 358 Bezirke, die 1869 mit Ringmauern umgebene Städte hatten. Den Landbau förderte er durch die Austrocknung von Morästen und die Anlage von Kanälen. Sein Ruf erfüllte fast ganz Asien und von vielen Völkern dieses Erdteils, ja selbst vom byzantinischen Hofe wurden Gesandte an ihn geschickt.

Unter den Nachfolgern Tai Tsungs hatte der Name „China" in ganz Asien, namentlich in Indien und Persien, fortwährend einen sehr guten Klang. Im Jahre 668 unterwarf sich ganz Korea den Chinesen. Weniger glücklich waren ihre Waffen in Tibet. Nach Kau Tsungs Tode († 684) — er war der Nachfolger Tai Tsungs — vertrieb dessen Witwe, namens Wu, ihren Sohn und Thronerben, und führte fast 20 Jahre lang selbständig die Zügel der Regierung.

Dies ist das zweite Mal, daß wir das chinesische Scepter in der Hand eines Weibes sehen. So lange die Kraft ihres Geistes ungeschwächt war, war ihre Regierung trefflich. Zweifellos besaß die Thronräuberin Wu große Talente, die sie allerdings häufig mißbrauchte, um ihrem verwerflichen Ehrgeize zu frönen. Sie zeigte sich groß als Regentin, aber verächtlich als Mutter und Gattin. Die Geschichtschreiber sprechen von ihr mit Abscheu, da sie alle dem Grundsatze huldigen, daß eine Frau sich nie in politische Angelegenheiten mischen soll. Die Landesmagnaten zwangen sie schließlich, ihren verbannten Sohn an den Hof zurückzurufen.

Die anziehendste Epoche aus der Regierungszeit der Tangdynastie sind zweifellos die Jahre 712—756. In dieser Zeit regierte Kaiser Hsüan Tsung, auch Ming Ti genannt, der von der Höhe eines weisen und tugendhaften Regenten zu der Tiefe eines verderbten Lüstlings herabsank. Nach seinem Regierungsantritt schaffte er sofort viele Mißbräuche ab, die sich unter der Frauenherrschaft eingeschlichen hatten. Besonders scharf ging Ming Ti gegen die Priesterschaft vor. Er zwang viele Priester, sich zu verheiraten und einen nützlichen Beruf zu ergreifen. Auch hob er eine große Zahl von Tempeln und Klöstern auf. Er war der Gründer der Hanlin-Akademie (siehe Seite 919 u. ff.).

Ming Ti gewährte übrigens fremden Missionaren volle Freiheit, ihren Glauben unter dem Volke zu verbreiten; zu ihnen gehörten auch die nestorianischen Sendboten. Er war ein begeisterter Verehrer der Litteratur und berief an seinen Hof die Gelehrten des Tages, darunter die uns schon bekannten Dichterfürsten Li Tai Po und Tu Fu (siehe Seite 864 u. ff.) Aber dieser Kaiser, der während der ersten Jahre seiner Regierung große Energie und Thatkraft gezeigt hatte, erschlaffte nach und nach. Die Eunuchen und Mitglieder seines Harems verschafften sich schließlich so großen Einfluß, daß er in steter Furcht lebte, er möchte abgesetzt werden. Um dem vorzubeugen,

dankte er nach etwa 45 jähriger Regierung zu Gunsten seines Sohnes ab, dem sich nun auch die meisten Parteien zuwandten.

Von nun an war jedoch die Tangdynastie im Sinken begriffen. Der Kampf der Eunuchen, der Mönche und Priester mit der Lehre des Confucius und den darauf begründeten Staatseinrichtungen zerrüttete das Land. Von den Litteraten unterstützt, wandte sich im Jahre 900 ein berühmter General mit seinen Truppen gegen die vielen tausend Verschnittenen, überraschte sie im Palaste und ließ sie sämtlich niedermetzeln. Zum Lohn wurde er zum Fürsten von Liang ernannt. Sein Ehrgeiz ging jedoch weiter und im Jahre 905 erklärte er sich zum Alleinherrscher des ganzen Reiches. Doch saß er nur zwei Jahre auf dem Throne. Ein anderer Usurpator entfernte ihn und gründete eine neue Dynastie, die aber nur von den Provinzen Honan und Schantung anerkannt wurde.

Die anderen Statthalter strebten ebenfalls nach Selbständigkeit und bekämpften einander. Ein Bürgerkrieg brach aus und von 907—960 bestanden fünf Dynastien (Nach-Liang, -Tang, -Tsin, -Han und -Tscheu) neben einander. Die Geschichtschreiber haben ihnen den Namen „Wutai" d. h. die fünf Geschlechter beigelegt. Von diesen Dynastien waren zwei, nämlich die Tang und Han, Tataren. Wir sehen mithin Nichtchinesen zum erstenmale im Besitze eines größeren Teils von China. Einem der Fürsten gelang es endlich, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, indem er die unruhigen Geister unterwarf und sich zum Kaiser erhob. Im Jahre 960 gab er seiner Dynastie den Namen „Haus der Sung".*)

Die nun folgende Sungdynastie, 960—1280 n. Chr., nimmt in den Annalen der chinesischen Geschichte ebenfalls eine angesehene Stellung ein. Das Herrscherhaus hatte wenigstens in der ersten Hälfte seines Bestehens bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Ja, man darf diese Periode im großen und ganzen für eine der glücklichsten und friedlichsten im Verlaufe der Geschichte des Landes ansehen. Die Nation hatte bereits in weitem Umfange den Grad materieller Zivilisation und Geisteskultur erreicht, auf die die Europäer stießen, die einige Jahrhunderte später China, sozusagen, entdeckten. Die Macht der Centralregierung war gestärkt, die früher fast autokratische Gewalt der Provinzialgouverneure bedeutend eingeschränkt.

---

*) Im Gegensatze zu den damaligen dunkeln Jahrhunderten Europas bot China während der fast 300 jährigen Tangperiode das Schauspiel, die am meisten zivilisierte Nation der Erde zu sein. Nie hat vorher oder nachher die Litteratur des Landes so schöne Blüten getrieben als zur Zeit der Tangdynastie. Fürsten, Magnaten und Beamte wetteiferten mit einander, die edelsten Geistesprodukte zu schaffen. Die Nation selbst erfreute sich großen Wohlstandes und der Handel blühte. Unter anderen trieben auch die Araber einen ergiebigen Handel mit den Chinesen. Besondere Erwähnung verdient noch, daß während dieser Epoche der Islam seine ersten Sendboten nach China sandte, die viele Tausende zum Muhamedanismus bekehrten (siehe Seite 431 u. ff.).

Doch hatte das Sunghaus auch seine unruhigen Zeiten durchzumachen. Periodisch wiederkehrende Rebellionen sind ein besonderer Charakterzug der chinesischen Geschichte, und die Sung fuhren in dieser Hinsicht kaum besser, als die anderen Dynastien. Die Tataren griffen fast beständig das chinesische Gebiet an, und da die Chinesen zu jener Zeit den kriegerischen Ahnen der modernen Mandschu, den Kin, nicht die Stirn zu bieten vermochten, so führten diese beständigen Kriege endlich zur Teilung des Reiches. Die Kin behielten den nördlichen Teil, und die Sung, von jetzt (1227) ab als die Südlichen Sung bekannt, beherrschten den Süden. Diese wählten Hangtschau, die gegenwärtige Provinzialhauptstadt von Tschekiang, zur Residenz.

Während der Periode 1227—1280 regierten neun Sungkaiser, doch waren sie nicht imstande, die Einfälle der Mongolen abzuschlagen. Die Chinesen verbündeten sich deshalb mit diesen, zogen gemeinschaftlich gegen die Kin ins Feld und besiegten sie. Aber bald wurde es klar, daß die Chinesen und Mongolen nicht friedlich zusammen leben konnten. Ein 70jähriger blutiger Krieg war die Folge, und Teile Chinas fielen an die Mongolen, bis endlich Kublai Khan als oberster Heerführer ganz China eroberte. Der letzte Kaiser der Sung, Ti Ping, flüchtete nach Südchina und verlor sein Leben in einer im Perlflusse, in der Nähe von Hongkong geschlagenen Seeschlacht, indem er über Bord sprang und ertrank. So endete nach 300jähriger Herrschaft das Haus Sung. Ganz China war zum ersten Male von Ausländern erobert worden, die allerdings mit den Chinesen stammverwandt waren. Die von Kublai Khan gegründete Herrscherlinie ist als die Yuandynastie bekannt.

Im ganzen war — wie schon angedeutet ist — die Herrschaft der Sung wohlthätig für das Reich. Sie förderten die Kultur in namhafter Weise. An Geschichtschreibern, zu denen Sy Ma Kuang gehört, der den aus 249 Büchern bestehenden „Spiegel der Geschichte", von der Tschau- bis zur Sungdynastie (siehe Seite 856) verfaßte, an Kommentatoren, von denen Tschu Hsi einer der bedeutendsten ist, der einen epochemachenden Kommentar über Confucius schrieb (siehe ebendaselbst), an Dichtern und Gelehrten aller Art fehlte es nicht. Man hat daher das Zeitalter der Sung nicht mit Unrecht das augusteische der chinesischen Litteratur genannt. Ackerbau und Handel blühten und die Nation hatte wenig Grund zu klagen. Buddhismus und Taoismus hatten sich gegen Ende dieser Periode friedlich die Hände gereicht; sie bestanden neben einander ohne Vorurteil, doch standen beide, wie auch noch heute, unter dem Banne des Confucianismus.

Wenn man es angesichts der eben erwähnten Thatsachen auffallend findet, daß dies Reich so leicht hat zerfallen können, so muß man die unwiderstehliche Macht der Mongolen in Anschlag bringen. Die Krieger, die der Ritterschaft Europas die Spitze bieten konnten, die dem Adel Polens

Hohn sprachen und die tapfern Ungarn in einer Schlacht beinahe vernichteten, waren für die im Grunde feigen Chinesen unüberwindlich.

Aber das Reich würde besser verteidigt worden sein, wenn nicht die schroffe Scheidung von Regierung und Volk gewesen wäre. Das Volk hatte kein Interesse an der Reichsverwaltung, die Regierung war keine volkstümliche. Die Mandarine wurden als Tyrannen betrachtet, und ob sie fielen oder sich hielten, war der Masse des Volkes gleichgültig. Hätte das Volk am Kampfe teilgenommen, so hätten die Mongolen nie jene vielen Millionen überwältigen können; so aber fochten sie nur gegen die Söldner der chinesischen Regierung. Und doch scheinen die Chinesen bis auf den heutigen Tag noch nicht begriffen zu haben, daß ein Söldnerheer einem Volksheer auf die Dauer niemals gewachsen ist.

Die auf das Haus Sung folgende Dynastie ist die Mongolen- oder Yuandynastie. Sie regierte während der Jahre 1280—1360 n. Chr. Es ist bemerkenswert, daß keine siegreiche Nation je in kürzerer Zeit größere Länderstrecken überschwemmt hat, als die Mongolen. Obgleich die Zahl der Nomaden, die Genghis Khan (1162—1227) unter seiner Botmäßigkeit hatte, nur gering war, gelang es ihm und seinem Enkel Kublai Khan, den die Chinesen Hu Pi Li nennen, China zum Mittelpunkt des größten Reiches zu machen, das je bestanden hat. Denn er herrschte schon von der Straße von Malacca bis ans Eismeer, und sein Reich umfaßte außer China, Pegu, Tibet, Siam, Cochinchina, Tonkin, Turkestan, einen Teil von Rußland und alle Stämme der Tataren und Mongolen Nordasiens.

Die Eroberer, die noch roh und ungebildet waren, erfuhren bald den Einfluß der chinesischen Kultur, deren sie sich bemächtigen mußten, um ihrer Herrschaft Dauer zu verleihen. China wurde zum Mittelpunkt des von den Mongolen eroberten Reiches, dessen Hauptstadt Peking war. Nicht zufrieden mit den zahlreichen Siegen auf dem Festlande beschloß dieser geborene Sieger, auch Japan zu erobern. Doch dieser Versuch Kublai Khans mißglückte. Seine Flotte wurde teils durch einen Sturm, teils durch den hartnäckigen Widerstand der Japaner vernichtet.

Die Chinesen selbst trugen das fremde Joch nur mit größtem Unwillen, obgleich schon der Enkel Kublais, Timur Khan, alles aufbot, um die Besiegten für sich zu gewinnen. Eine Anzahl von Herrschern folgte schnell auf einander, doch erschlaffte die Mongolendynastie allmählich, wie die früheren aus dem Schoße des Volkes hervorgegangenen Herrscherhäuser. Dazu kam noch, daß die Regierung die Mehrzahl der Beamtenstellen durch Mongolen besetzen ließ, anstatt, wie früher, sie denen zukommen zu lassen, die sich in den Staatsprüfungen als die tüchtigsten erwiesen hatten.

So kam es denn, daß die Bevölkerung allgemeiner Unwille ergriff. Aufstand folgte auf Aufstand, wodurch die Chinesen gestärkt wurden, bis endlich ein aus einer niedrigen Familie hervorgegangener Chinese sich an

die Spitze der Rebellen stellte, die Mongolen im Jahre 1368 vertrieb und die Mingdynastie gründete.

Die fast 90jährige Periode der Mongolenherrschaft muß als Übergangsperiode von den Sung zu den Ming angesehen werden. Das Buch des berühmten Venezianers Marco Polo giebt uns einen prächtigen, zum Teil aus persönlicher Erfahrung geschöpften Einblick in jenes Zeitalter, dem auch die Fertigstellung des Kaiserkanals angehört. Erwähnenswert ist ferner die großartige Toleranz, die die mongolischen Kaiser den verschiedenen Religionssystemen gegenüber an den Tag legten. Christen, Muhamedaner und Anhänger anderer Religionssysteme wurden vom großen Kublai auf das freundlichste empfangen; namentlich machte der Islam zu seiner Zeit bedeutende Fortschritte. Der litterarische Ruhm der Sung lebte auch noch gewissermaßen fort. Unter den Schriftstellern verdient namentlich Ma Tuan Lin der Erwähnung (siehe Seite 856), der bei seinem Tode der Welt die „Antiquarischen Forschungen" in 348 Büchern hinterließ, eins der wertvollsten Werke der Landeslitteratur. Die Errichtung der ersten Sternwarte in Peking ist ebenfalls ein Werk des großen Kublai.

Für das Land selbst konnten die Mongolen nur wenig thun, denn das Volk wirkte allen ihren Maßregeln entgegen. Schnell hatten sie China erobert, schnell verloren sie es auch. Natürlich konnten sie nicht eine Bildung fördern, die ihnen selbst nicht eigen war. Sie suchten sich freilich durch Übersetzung chinesischer Werke zu belehren, waren jedoch nicht imstande, daraus großen Nutzen zu ziehen, und erhielten keine bedeutende eigene Litteratur. Daher wurde dies Volk von der Kultur Chinas kaum berührt. Zum größten Unheil aber gereichte der Mongolenherrschaft die Kürze der Regierung ihrer Kaiser und die Üppigkeit des Hoflebens.

IV. Die Neuzeit (1368—1900 n. Chr.). — Der Gründer der Mingdynastie, Hung Wu, der die Mongolenherrschaft gestürzt hatte, ist in mancher Beziehung ein so merkwürdiger Mann, daß nur wenige der berühmtesten Helden seines Volkes wie anderer Völker ihm gleichkommen. Er schwang sich aus der denkbar niedrigsten Lebensstellung auf den Thron Chinas empor. Seine blutarmen Eltern hatten nicht die Mittel, ihm eine Erziehung zu geben. Tschu Yuen Tschang, wie Hung Wu vor seiner Thronbesteigung hieß, wurde deshalb Hirtenjunge. Auch aus dieser Stellung wurde er vertrieben und suchte, nachdem er sich eine Zeit lang hungernd in seinem Heimatsbezirke herumgetrieben hatte, ein buddhistisches Kloster auf, in das er als Novize eintrat.

Aber das Mönchsleben gefiel ihm nicht. Tschu Yuen Tschang ließ sich daher in ein Regiment der kaiserlichen Truppen einreihen, ging jedoch bald

darauf zu einer Abteilung Aufständischer über, die es versuchten, das Joch der Mongolen abzuschütteln. Die Aufständischen erkannten das bedeutende militärische Talent des Neueingereihten sehr bald, und in kurzer Zeit vertraute man ihm die Führerschaft einer großen Armee an. Mit dieser griff Hung Wu, wie er sich fortan nannte, die Mongolen an und vertrieb sie zuerst aus Nanking, das er zu seiner Residenz machte. Von dort aus bekriegte er die fremde Dynastie, vernichtete ihre Macht und setzte über die dreizehn Provinzen, in die China damals geteilt war, eine neue Herrschaft ein, an deren Spitze er selbst trat. Nanking wurde zur Reichshauptstadt gemacht und blieb es bis zum dritten Kaiser, der den Regierungssitz nach Peking zurückverlegte.

Groß war das Werk der Befreiung Chinas gewesen, jedoch noch größere Anstrengungen waren nötig, das Land, das während der Yuandynastie völlig in Unordnung geraten, erschöpft und ausgeplündert war, wieder zu Frieden und Ordnung zurückzuführen. Die schwere Aufgabe gelang aber Hung Wu. Am Ende seiner Lebenstage sehen wir China wieder auf der alten Höhe. Wie dies zustande gebracht wurde, wissen wir nicht, da die chinesische Geschichte uns von den näheren Umständen leider nichts aufbewahrt hat. Während der ersten Jahre seiner Regierung lebte Hung Wu äußerst sparsam, hielt aber während der letzten Lebensjahre einen prächtigen Hof, um seine Kriegsgefährten für alle ausgestandenen Leiden zu belohnen. Er starb nach 30jähriger Regierung in seinem siebzigsten Lebensjahre (1399). Wohl kein Landesfürst Chinas kann Hung Wu zur Seite gestellt werden.

Unter seinen Nachfolgern verdient noch Yung Lo, 1403—1424 n. Chr., besonderer Erwähnung. Er verlegte die Hauptstadt wieder nach Peking zurück. Unter seiner Leitung wurde das große, aus 1100 Teilen bestehende Gesetzbuch der Mingdynastie herausgegeben, das noch heute die Grundlage des chinesischen Verwaltungssystems ist. Obgleich Yung Los Charakter in mancher Hinsicht recht schöne Züge aufweist, so war sein Verhalten anderseits häufig auch äußerst hart und tadelnswert.

Unter den anderen Kaisern, von denen keiner sich besonders auszeichnete, verfiel das Reich allmählich. Hierzu trugen nicht wenig die Eunuchen bei, die in der Hauptstadt ein bedenkliches politisches Inquisitionssystem eingeführt hatten, das große Unzufriedenheit erregte. Die Angriffe der Mandschu-Tataren, die schon seit längerer Zeit vom Norden her in China stoßweise eingefallen waren, wurden zu Anfang des 17. Jahrhunderts dauernde. Einer der Mandschuhäuptlinge, Tien Ming, reichte im Jahre 1618 sieben Beschwerden an den Hof zu Peking ein, die alle darauf hinausliefen, daß man seine Volksgenossen in ihrem Gebiete angegriffen habe. Kurze Zeit darauf überschritt er mit einem zahlreichen Heere die chinesische Grenze. Es entspann sich ein blutiger Krieg, der wieder eine fremde Dynastie, die der Tsing, auf den Thron von China brachte.

Der Sturz des Minghauses wurde durch ein eigenartiges Zusammentreffen von Ereignissen herbeigeführt. Peking war bei einem plötzlich ausgebrochenen Aufstande in die Hände der Rebellen gefallen. Infolge hiervon hatte sich der Kaiser das Leben genommen. Sein Höchstkommandierender, Wu San Kwei, befand sich damals gerade an der mandschuischen Grenze, um die Einfälle der Mandschu-Tataren zurückzuschlagen. Sobald er aber von dem Falle Pekings hörte, eilte er nach der Hauptstadt zurück, wurde jedoch von dem Führer der Aufständischen gänzlich geschlagen.

Von einer Zahl seiner Anhänger begleitet, begab er sich als Flüchtling in das Tatarenlager und bat um Beistand, indem er sich erbot, der Mandschusitte gemäß einen Zopf zu tragen. Als Führer einer bedeutenden Mandschuabteilung, der sich auf dem Wege noch mongolische Freiwillige anschlossen, eilte Wu San Kwei nun selbst mit dem Reste seiner Truppen nach Peking voraus, griff die Aufständischen an und verjagte sie, ehe die Mandschuhülfstruppen in der Hauptstadt ankamen. Während er noch mit der Verfolgung der Aufständischen beschäftigt war, trafen die Mandschutruppen in Peking ein. Die hauptstädtische Bevölkerung ersuchte nun den diese Truppen führenden Prinzen den leer gewordenen „Drachenthron" zu besteigen.

Als General Wu Sang Kwei nach Peking zurückkehrte, fand er bereits eine neue Dynastie vor und seine Mandschuverbündeten an der Spitze der Regierung. Ursprünglich beabsichtigte er zweifellos die Mingdynastie aufrecht zu erhalten, doch fügte er sich schließlich den neuen Verhältnissen unter folgenden vier Bedingungen:

1. Keine Chinesin sollte in den kaiserlichen Harem aufgenommen werden;

2. das Prädikat „Primus" bei den großen, alle drei Jahre stattfindenden Prüfungen für die höchsten litterarischen Grade sollte nie einem Tataren zufallen*);

3. das Volk soll sich im alltäglichen Leben der Nationaltracht der Tataren bedienen. Die Leichen dürfen jedoch in der Mingtracht beerdigt werden;

4. die auf die Kleidung bezüglichen Verordnungen finden auf die Frauentracht keine Anwendung. Sie sind weder genötigt, das Har nach Tatarensitte vor der Hochzeit in einem Zopfe zu tragen, noch brauchen sie die Sitte, ihre Füße auf künstliche Weise zu verkleinern, aufzugeben.

So viel wäre über die Geschichte der Mingfamilie zu berichten. Keineswegs hat die Unfähigkeit der zu dieser Dynastie gehörenden Regenten den schnellen Sturz ihrer Herrschaft herbeigeführt. Wenn wir sie mit ihren Vorgängern vergleichen, so erscheinen uns die Kaiser dieser Dynastie als die tugendhaftesten, die je auf dem chinesischen Throne gesessen haben. Es sind

*) Von dieser Regel ist einmal abgewichen worden und zwar in dem Falle des Schwiegervaters des Kaisers Tung Tschi, der 1873 gestorben ist.

verschiedene treffliche, wenn auch nicht hoch bedeutende Monarchen unter ihnen, aber es fehlen auch die wirklich schlechten Herrscher. Die Macht der Mingkaiser war bedeutend und wohl nie erfreute sich das Reich, das bis zum letzten Augenblicke unzerstückelt blieb, einer gleichen Blüte.

Die Mächte, die den Thron der Mingkaiser unterminierten, waren der Harem und die Verschnittenen. Die Landesfürsten thaten aber sehr viel für Kunst und Wissenschaft. Dabei ist auffallend, daß China während dieser Periode nicht einen einzigen gründlichen und originellen Gelehrten hervorgebracht hat. Während der fast 300jährigen Periode der Herrschaft der Mingdynastie entwickelten sich Chinas Handelsbeziehungen zum Abendlande in bedeutender Weise. Wir haben auf sie bereits im Kapitel XVI, Seite 683 u. ff. hingewiesen. Sie ist aber auch wegen der Ankunft der ersten Missionare, die Rom entsandte — Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner — denkwürdig. Die Sendboten wußten sich einen bedeutenden Einfluß am kaiserlichen Hofe zu verschaffen, und es wäre ihren Nachfolgern auch wohl die Christianisierung ganz Chinas gelungen, wenn sie nach dem Grundsatz „viribus unitis" gehandelt und nicht stets unter einander in Fehde gelegen hätten.

Das Haus der Tsing, welchen Namen die Mandschuherrscher annahmen, ist das noch heute in China regierende. Die Dynastie lenkt die Geschicke des chinesischen Volkes demnach seit mehr als 250 Jahren.*)

*) Die Heimat der gegenwärtig regierenden Kaiser ist bekanntlich die Mandschurei. Die Wiege der Mandschu-Tataren, die ein kleiner Zweig der tungusischen Nomaden sind, scheint ursprünglich in der Nachbarschaft der „Langen Weißen Gebirge" gestanden zu haben. Doch wurde ihnen diese vom Weltverkehr abgeschlossene Gegend bald zu klein, sie breiteten sich über die ganze Mandschurei aus und schlugen ihre Zelte auf vom Amurflusse bis zum Golf von Petschili. Dort haben die Mandschu seit Jahrtausenden gelebt. Sie waren ursprünglich ein wilder Volksstamm, dem das friedliche Leben des Ackerbauers nicht zusagte, und der es vorzog, durch Jagd und Fischfang sich zu ernähren.

Die Mandschu sind unter verschiedenen Namen bekannt geworden, in späterer Zeit als Sischun, Suschun oder Nüjin, wie auch unter verschiedenen dynastischen Bezeichnungen, die sie annahmen, als sie mit den am weitesten nach Osten wohnenden chinesischen Ansiedlern mehr und mehr in Berührung kamen und ohne Zweifel von ihnen beeinflußt wurden. Bald kam es auch zu regem Tauschhandel. Sie tauschten ihre prächtigen Pelze und Felle gegen die Produkte der chinesischen Zivilisation, Getreide, Thee und Zucker, ein. Dann sehen wir in der Nähe der Grenze kleine Dorfschaften hier und da auftauchen, die auch in primitiver Weise befestigt werden. Die einzelnen Ortschaften scheinen ihre eigenen Häuptlinge gehabt zu haben, die sich unter einander häufig bekriegten.

So kam es, daß die Mandschu-Tataren im Laufe der Zeit und bei der unter ihnen fortschreitenden Zivilisation ihr Gebiet um ein bedeutendes dadurch vergrößerten, daß sie die angrenzenden Clan-Fürstentümer unterjochten. Die Mandschurei soll damals stärker bevölkert gewesen sein als gegenwärtig. Eine Schriftsprache wurde eingeführt und sogar eine Litteratur soll bestanden haben. Dies starke und weite König-

Zwischen den beiden Rassen, Chinesen und Mandschu-Tataren, bestanden eine Zeit lang bedeutende Reibereien, die ihren Grund außer anderen natürlichen Ursachen vornehmlich darin hatten, daß die Chinesen gezwungen wurden, das Haupthar nach Mandschuart zum Teil rasiert und in einen Zopf geflochten zu tragen. Gegen diese Sitte lehnten sich namentlich die Südchinesen lange Zeit auf, und selbst noch heute sieht man die Bevölkerung mancher Bezirke der Provinz Fukien ihren Zopf um ihren Kopf gewickelt und von einem Turban bedeckt tragen. Deswegen legten auch die Taipingrebellen den Zopf, der ja das Zeichen der Unterwürfigkeit ist, ab, und ließen die Hare wachsen, was ihnen den Namen „Tschangmao" d. h. langharige Rebellen gab.

Während der ersten zwei Jahrzehnte der Regierung des neuen Herrscherhauses, deren erster Kaiser den Namen Sun Tschi angenommen hatte, gab es außer den rebellischen „Südlichen" noch einen gefährlichen Feind zur See. Dies war Tsching Schi Lung, der Vater des später berühmt gewordenen Koxinga, dem es im Jahre 1662 gelang, die Insel Formosa den Holländern zu entreißen. Da Sun Tschi ihn nicht mit Gewalt unschädlich machen konnte, so ging er auf einen gütlichen Vergleich ein, indem er den Piratenhäuptling nach Peking einlud und ihm unter der Bedingung, daß er sich als

---

reich wurde aber durch die Khitan, einen Mongolenstamm, der im 10. Jahrhundert über einen Teil Nordchinas regierte, aufgelöst, mit dem Resultat, daß sich eine große Zahl von kleinen, unabhängigen Stämmen unter eigenen Häuptlingen bildete, die wieder, wie es scheint, in ihr altes rohes Nomadenleben zurückfielen.

Da erhob sich unter diesen Clans ein talentvoller Häuptling, der die verschiedenen Mandschustämme unter dem Namen „Nüjin" wieder vereinigte. Die gegenwärtige Dynastie führt ihren Ursprung auf ihn zurück. Bald mußten auch die Chinesen mit diesem mächtig anschwellenden Stamme rechnen, der ihnen namentlich während der Zeit innerer Unruhen recht lästig wurde. Der damalige Häuptling, der den Namen „Nüjin" für „Kin" als dynastische Bezeichnung annahm, bezwang zuerst das im Norden Chinas gelegene Liau-Königreich, dessen Bewohner Khitan-Mongolen waren, mit Hülfe der Sungdynastie und setzte sich selbst auf den Thron. Der Amur war die Nordgrenze dieses Kin-Königreiches; im Süden war es zuerst der Gelbe Fluß, dann aber, nachdem die Sungdynastie sich in das Südliche Sunghaus aufgelöst hatte, der Yangtse. Wie uns schon bekannt ist, wählten die Kin Peking zu ihrer Hauptstadt, 1118 n. Chr., wurden aber im Jahre 1235 durch Genghis Khan vertrieben und flüchteten sich in ihre ursprüngliche Heimat, die Gegend des Sungari- und Liauflusses in der Mandschurei. Nachdem diese Mandschu-Tatarenstämme dort einige Jahrhunderte lang im fast beständigen Kampfe mit den Chinesen gelegen hatten, bemächtigten sie sich, unter den bereits angeführten Umständen, schließlich des „Drachenthrones".

Man schätzt die Mandschubevölkerung ganz Chinas auf nur 5—6 Millionen, die meist in Garnisonen unter den Chinesen zerstreut leben. Die Mandschu sind, ethnographisch betrachtet, heute von stammverwandten Mongolen und Chinesen nicht zu unterscheiden. Nur die Kleidung macht die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Stämmen kenntlich.

friedlicher Unterthan verhalte, Ehren und Belohnungen anbot. Tsching Schi Lung willigte ein und hinterließ seine Flottille seinem Sohne Koxinga.

Dieser blieb aber den Chinesen treu. Er verband sich mit Anhängern der Mingdynastie und richtete zu Wasser wie zu Lande große Verwüstungen an. Erst dem Nachfolger Sun Tschis, Kang Hi, gelang es, Koxinga oder Koschinga, wie er eigentlich hieß, d. h. Herr der Familien des Landes, unschädlich zu machen, indem er der Küstenbevölkerung unter Androhung der Todesstrafe anbefahl, ihre Wohnsitze 30 Li, etwa 15 km, von der Küste entfernt zu verlegen. Diese Maßnahme entzog dem Piraten die Hülfsmittel, und sein Enkel sah sich schließlich gezwungen, Formosa im Jahre 1673 an China zurückzugeben.

Sun Tschi starb 1661. Sein Sohn Kang Hi übernahm die Zügel der Regierung. Seinem persönlichen Charakter ist in nicht geringem Maße die endgültige Eroberung Chinas durch die Mandschu zu verdanken. Während seiner ausnahmsweise langen Regierung — er regierte 61 Jahre, länger als irgend ein anderer Monarch Chinas — dehnte er sein Reich im Westen bis zu den Grenzen Kokands aus, im Südwesten bis zu denen Tibets. Er bekriegte die Eleuthen (Kalmücken) nach einem schweren Feldzuge, sowie mehrere Stämme, die nördlich und südlich von den „Himmlischen Bergen" lebten, wie die Kalkas und Tunguten. Auch der bereits erwähnte General Wu San Kwei versuchte nochmals, den Thron für die Ming zu gewinnen, indem er eine große Rebellion anstiftete. Doch mißglückte das Wagestück. Die Folge davon war, daß in alle größeren Städte Mandschutruppen in Garnison gelegt wurden, wo sie bis auf den heutigen Tag verblieben sind. Diese, als Bannerleute bekannten Soldaten leben im vollständigen Einklange mit der rein chinesischen Bevölkerung, sie sprechen den Pekingdialekt; Zwischenheiraten unter den beiden Rassen sind aber verboten.

Kang Hi war ein großer und weiser Monarch im wahrsten Sinne des Wortes, und man muß gestehen, daß man in der ganzen chinesischen Geschichte kaum einen Fürsten antrifft, der ihm gleichkommt. Bei seiner Thronbesteigung war er von größeren Gefahren als selbst Karl XII. umringt. Unter einem Schwachkopfe würde das neu errichtete Gebäude der Mandschu zusammengestürzt sein. Man nennt deshalb diesen Fürsten mit Recht den Begründer der mandschuischen Macht, den eigentlichen Stifter der Regierung, der der Verfassung ihre Form gab. Kang His kriegerisches Talent war bedeutend; er ging den Soldaten in allem mit gutem Beispiele voran und ertrug die Beschwerden des Feldzuges wie der gemeinste Krieger. Sein eigener Charakter war ein Gemisch von tatarischer Wildheit, von Milde und Herablassung, von Härte, Entsagung und Sinnlichkeit. Er besaß große und herrliche Eigenschaften, zeigte aber auch häßliche Laster. Seine Paläste hatten alles, was Kunst hervorbringen und Geld verschaffen konnte; namentlich wertvoll war sein Vorrat an Porzellan aller Art.

Kang Hi sammelte die besten Werke der chinesischen Litteratur, errichtete eine große Bibliothek, wie man sie noch nie in Peking gesehen hatte, und schrieb selbst Bücher. Am bekanntesten sind seine 16 Lebensregeln, bekannt unter dem Namen „Heiliges Edikt", die noch heute in jeder Schule des Kaiserreiches gelehrt und der Menge mit den Zusätzen seines Nachfolgers vorgelesen werden (siehe Seite 118, Fußnote). Er ließ ein großes Wörterbuch verfertigen, das bis heute der größte nationale Schatz dieser Art ist (siehe Seite 921). Die Jesuiten, die sich schon unter der Regierung Sun Tschis am Hofe zu Peking eingefunden hatten, gewannen unter der Regierung Kang His großen Einfluß. Viele von ihnen bekleideten hohe Stellen. Dieser Kaiser starb im Jahre 1722. Er war ein Zeitgenosse des großen Kurfürsten, Peters des Großen und Ludwigs des XIV., mit denen man Kang Hi auch in manchen Punkten vergleichen kann.

Die verhältnismäßig kurze Regierung seines Sohnes Yung Tsching, 14 Jahre, ist vornehmlich infolge der großen Christenverfolgungen, die auf seinen Befehl angestellt wurden, bekannt. Er sah überhaupt mit Geringschätzung auf die europäischen Wissenschaften herab und war im Herzen ein Stockchinese, der mit orthodoxem Hohne die Fremden behandelte. Yung Tsching scheint wenig für die wirkliche Hebung des Landes gethan zu haben. Unter seiner Regierung, 1722—1736, wurde der Gebrauch des Tabaks allgemein und das Opiumrauchen zuerst bekannt.

Kaiser Yung Tschings Hauptgemahlin hatte ihm keine Sprößlinge geschenkt. Zum Thronerben wurde deshalb der älteste Sohn eines seiner Kebsweiber, als Regent unter dem Namen Kien Lung d. h. „Dauernder Ruhm", bekannt, berufen. Während der ersten Jahre seiner Regierung ereignete sich nichts, was besonderer Erwähnung wert wäre, doch später wurde er in verschiedene Kriege, namentlich in Mittelasien, verwickelt. Er bekriegte die Birmesen, die Gorkhas in Nepal, die Tibet angegriffen hatten, ferner auch noch die als Miautse bekannten Urstämme Südwest-Chinas. Ein Aufstand auf Formosa wurde gleichfalls unterdrückt.

Wie sein Großvater, der große Kang Hi, regierte Kien Lung gleichfalls 60 Jahre; er hatte auch viele der guten Eigenschaften seines hohen Ahnen. Von seinem Vater hatte er den Haß gegen das Christentum und die Völker des Abendlandes geerbt. Die Verfolgung der Bekehrten dauerte unausgesetzt fort. An Mut fehlte es Kien Lung nie, oft nicht an Großmut, aber Barmherzigkeit, Liebe, Wohlwollen und Schonung blieben ihm immer fremd. Wie Kang Hi war auch er dem weiblichen Geschlechte sehr hold, und nie hat wohl ein Kaiser einen größeren Harem besessen als er.

Sein Privatleben war sonst sehr einfach. Kien Lung war ein großer Kunstliebhaber; namentlich schwärmte er für Malerei und Litteratur. Die große, aus 600000 Werken bestehende Bibliothek zu Peking ist auf seinen Befehl

geschaffen worden und steht als das erhabenste Denkmal seiner Regierung da. Kien Lung war selbst Dichter; einige seiner Schöpfungen werden als Muster der Dichtkunst angesehen. Während seiner Regierung langte auch die erste englische Gesandtschaft unter Lord Macartney im Jahre 1794 in Peking an, kurz darauf auch eine holländische und eine russische. Kien Lung dankte, 85 Jahre alt, zu Gunsten seines fünften Sohnes, Kia King, ab; drei Jahre später, 1799, segnete er das Zeitliche. Wenige Monarchen haben so lange und glücklich wie er regiert, und man kann sagen, daß während seiner Regentschaft die Mandschumacht ihren Höhepunkt erreicht hat.

Nach dem Regierungsantritte von Kia King brachen unter der Anführung der als „Weiße Wasserlilien“ bekannten Geheimbündler verschiedene blutige Aufstände in den nordwestlichen Provinzen des Reiches aus. Außerdem machten die Seeräuber an der südchinesischen Küste der Regierung viel zu schaffen; erst mit Hülfe der in Macao lebenden Portugiesen gelang es, den großen Seeraubzügen im Jahre 1810 ein Ende zu machen. Selbst eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers fand drei Jahre später statt, und er wurde nur durch den Mut seiner Leibwache und seiner Familienangehörigen gerettet.

Im Jahre 1816 traf eine zweite englische Gesandtschaft unter Lord Amherst in Peking ein. Doch wurde sie nicht empfangen, weil der Gesandte sich nicht zum „Kotau“ d. i. zum Kniefall mit dreimaliger Berührung des Bodens mit der Stirn herablassen wollte. Der Kaiser hatte diese Ehrenbezeugung für unerläßlich erklärt. Unter der Regierung Kia Kings langten auch die ersten protestantischen Missionare in China (Canton) an. Er starb, 61 Jahre alt, im Jahre 1820 und hinterließ den Thron seinem zweiten Sohne Tao Kuang. Kia King that fast gar nichts zur Hebung der Nation. Auf fast allen Gebieten war ein Rückgang wahrnehmbar, namentlich im Handel und Wandel. Auch er verbot aufs strengste die Verbreitung der christlichen Religion, indem er die Christen für die gefährlichste Sekte im ganzen Reiche erklärte.

Tao Kuang, sein Nachfolger, regierte 30 Jahre, demnach bis zum Jahre 1850. Seine Regierungszeit ist vornehmlich durch den Ausbruch des sogenannten Opiumkrieges bekannt, dessen Folge die Öffnung Chinas für den fremden Handel war. Wir haben diesen Abschnitt der chinesischen Geschichte bereits bei Schilderung der Entwickelung des chinesischen Außenhandels ausführlich behandelt (siehe Seite 689 u. ff.). Kurz nach der Thronbesteigung Tao Kuangs brachen gefährliche Aufstände in Ostturkestan (1826) und in der Provinz Kuangtung sowie in Formosa aus (1830—1832). Während seiner Regierung genossen die Missionare aber im großen und ganzen größere Freiheit als unter seinen Vorgängern, und ihre Zahl nahm bedeutend zu. Von dem bereits erwähnten Kriege abgesehen, verlief Tao Kuangs Regierung ohne weitere hervorragende Ereignisse. Er besaß zweifellos mehr Energie

als sein Vater, und auch mehr Gerechtigkeitssinn. Er starb 1850; sein vierter Sohn, Hien Feng, wurde sein Nachfolger.

Kaum hatte Hien Feng die Zügel der Regierung ergriffen, als eine schreckliche Rebellion ausbrach, die nach dem Namen, den die Aufständischen für die neu zu gründende Dynastie gewählt hatten, als die der „Taiping" d. h. Großer Friede, bekannt ist. Den ersten Anlaß zu dieser Rebellion gab wohl die Thatsache, daß der Erfolg der englischen Waffen in dem sogenannten Opiumkriege, der die Eröffnung von fünf Häfen für den Fremdenverkehr zur Folge hatte, das Ansehen der Mandschu-Tataren in den Augen der Chinesen tief erschüttert hatte und diese mehr als je daran erinnerte, daß sie das Joch eines fremden Herrscherhauses tragen mußten.

Die Fahne der Empörung wurde zuerst im Süden des Reiches, und zwar in der Provinz Kuangsi entfaltet. Die Führerschaft übernahm ein gewisser Hung Siu Tschuen, der eine der großartigsten Rollen in der Geschichte Chinas hätte spielen können, wenn nicht durch fremdes Dazwischentreten die ganz ratlose chinesische Regierung unterstützt und wieder befestigt worden wäre.*)

---

*) Hung Siu Tschuen war aus der Cantonprovinz gebürtig. Als ganz junger Mann trachtete er darnach, litterarische Ehren zu gewinnen und ging deshalb nach Canton, um dort seine erste Staatsprüfung zu bestehen. Dort traf er einen eingeborenen Prediger des Evangeliums namens Liang A Fa, einen Schüler des verdienstvollen englischen Missionars Morrison, von dem er eine Anzahl Traktätchen erhielt. Diese scheinen auf Hung einen so tiefen Eindruck gemacht zu haben, daß er kurze Zeit darauf, nachdem er seine Heimat wieder besucht hatte, nach Canton zurückkehrte, um dort in dem Hause des amerikanischen Baptistenmissionars Roberts weiteren Religionsunterricht zu genießen. Mit genügender Kenntnis des Christentums, wie er glaubte, ausgestattet, besuchte Hung wiederum seinen Geburtsort im Innern Kuangtungs. Zu dieser Zeit scheint dieser religiöse Schwärmer sich noch nicht mit politischen Absichten getragen zu haben, doch ward er sehr ernst und nachdenklich gestimmt. Gar bald sammelten sich um ihn Gläubige, und indem Hung sie belehrte, vermehrte er die biblischen Offenbarungen gleich Muhamed durch neue. Die chinesische Regierung erfuhr von dieser neuen Sekte und versuchte sie auszurotten. In dem sich nun entspinnenden Kampfe gewann diese das erste Treffen. Dieser Sieg wandelte sie in eine politische Fraktion um. Andere bereits unter Waffen stehende Fraktionen verbanden sich mit ihr unter der Bedingung, daß sie den von Hung gepredigten Glauben annähmen.

Von diesem Punkte aus oder vielleicht schon von der Stunde seiner Bekehrung an erinnert die Laufbahn dieses chinesischen Religionsschwärmers so sehr an die des arabischen Propheten, daß man vermuten könnte, er habe sich ihn zum Muster gewählt, wenn man nicht ganz bestimmt wüßte, daß ihm die Geschichte Muhameds vollständig unbekannt geblieben ist. Gleiche Ursachen haben aber dieselben Wirkungen. Wie Muhamed erhielt auch Hung seine erste Anregung durch das Christentum, dem er eine Art von alttestamentarischem Judaismus beimischte. Wie der arabische Prophet gab auch Hung seinen Lehren eine Form, die sich den Gewohnheiten seines Volkes anpaßte.

Diese fremde Einmischung ist allerdings von vielen Seiten als ein großer Fehler der europäischen Diplomatie gebrandmarkt worden, indem man, wie das so häufig in internationalen Fragen vorkommt, zugiebt, daß die augenblicklichen Interessen die zu gewärtigenden zukünftigen Vorteile in den Hintergrund gedrängt haben. Denn man war gewissermaßen berechtigt anzunehmen, daß die Aufständischen auch dem neuen Glauben treu bleiben würden, und dies wäre ja ein großer Schritt zur Christianisierung Chinas gewesen. So aber trat Europa auf, um zur Unterdrückung dieser religiösen Schwärmer behülflich zu sein, wodurch möglicherweise eine Gelegenheit verloren gegangen ist, wie sie sich wohl kaum einmal in einem Jahrtausend wieder bietet.

So brach denn noch vor Ende des Jahres 1850 der Taipingaufstand los. Um öffentlich zu zeigen, daß sie den Sturz der Mandschudynastie beabsichtigten, nahmen die nach Tausenden zählenden Anhänger Hungs die Kleider des Mingherrscherhauses an, trugen ihr Haupthaar unrasiert und keinen Zopf. Daher wurden sie „die langharigen Räuber" genannt. Der Kaisertitel „Huangti" wurde abgeschafft und „Wang" d. h. König dafür angenommen. Auch der Name des Landes „Tientschao" d. i. Himmlisches Kaiserreich, wurde durch „Tienkuo" d. h. Königreich des Himmels ersetzt. Das Prinzip der Staatsprüfungen behielten die Aufständischen bei, doch verbannten sie die confucianischen Bücher, und die des Alten oder Neuen Testaments wurden an ihre Stelle gesetzt. Aus diesen wählte man auch den Text für die Aufgaben bei den Staatsprüfungen.

Wir haben bereits angedeutet, daß die Taipings aus dem ersten Treffen mit den kaiserlichen Truppen — es fand nordwestlich von Canton statt — siegreich hervorgingen. Auch ein zweites kaiserliches Heer wurde geschlagen. Hung hatte damals etwa 15000 Streiter zu seiner Verfügung. Im Frühjahr 1851, mithin binnen sechs Monaten, konnte bereits der Marsch nordwärts nach Nanking am Yangtse angetreten werden. Trotzdem sich die

---

Hung hieß das Rauben und alle Gewaltthat gut. Er selbst gab das Beispiel der Vielweiberei, das auch von seinen Untergebenen eifrigst befolgt wurde. Sie machten sich kein Gewissen daraus, ihre Harems mit den Weibern und Töchtern ihrer Feinde zu füllen. Hungs Lager war wie das mosaische in der Wüste eine Schule für Religion. Jede Kompagnie sang eine Hymne, ehe sie sich zur Mahlzeit niedersetzte, und an jedem siebenten Tag bestiegen die obersten Führer die Kanzel und hielten lange Predigten, in denen allerdings auf den Besitz eines irdischen Königreiches mehr Gewicht gelegt wurde als auf die Freuden eines himmlischen Paradieses.

Hung selbst verfaßte Religionshandbücher, die, um leichter auswendig gelernt werden zu können, meist in Versen abgefaßt waren, und während einige sich eng an die Lehren der Bibel anschlossen, waren andere vielfach nur die Ausgeburt einer verwilderten Phantasie. Auch gab er vor, besondere Offenbarungen zu erhalten, doch gewöhnlich war es sein Premierminister Yang, der als Medium auftrat. Hierdurch wurde einer unbegrenzten Bestechung und allem Betruge Thür und Thor geöffnet.

kaiserlichen Truppen ihnen beständig entgegenstellten, konnten sie den Taipings doch keine Schlappe beibringen.

Im Sommer 1852 waren die Aufständischen bereits in der Provinz Hunan. Von dort gingen sie zu Wasser über den Tungtingsee in den Yangtse. Ende 1852 wurden die bedeutenden Yangtsestädte Hankau nebst Hanyang, ihrer Schwesterstadt, erobert, und im Januar 1853 das gegenüberliegende Wutschang, die Residenz des Satrapen der Huprovinzen. Die dort liegende ungeheure Dschunkenflotte wurde beschlagnahmt und auf ihr die ganze Armee einschließlich der Proviantvorräte stromab nach Nanking verschifft. Vor der früheren Kaiserstadt wurde Anfang März 1853 geankert; sie war von 8000 Mann kaiserlicher Truppen besetzt. Das Bombardement begann sofort seitens der Taipings; am 20. März wurde Nanking von ihnen mit Sturm genommen. Nun sandte Hung zunächst eine starke Abteilung weiter stromabwärts nach Tschinkiang, wo die kaiserliche Flotte geschlagen und von der Stadt Besitz genommen wurde. Ein gleiches Los teilte Yangtschau, das am Kaiserkanal gelegen ist. Nanking selbst wurde von neuem befestigt. Die Taipingarmee war inzwischen auf über $^3/_4$ Millionen Mann angewachsen.

Das ganze Yangtsegebiet von Hankau stromabwärts war demnach in den Händen der Aufständischen. Im Sommer 1853 wurde ein Heer entsandt, das bis Peking vordringen sollte. Dieser Zug gehört zu den eigenartigsten Erscheinungen der Kriegsgeschichte. In verhältnismäßig kurzer Zeit, in sechs Monaten, hatten die Taipings, nur 10000 Mann stark, das etwa 2000 km von Nanking entfernte Tientsin unter beständigen Kämpfen gegen einen starken Feind, der sie sowohl in der Front wie im Rücken angriff, überwunden. Ende November 1853 waren die Aufständischen nur 200 km von Peking entfernt. Da die Kaiserlichen alle Dämme der Kanäle in der Umgegend durchstochen und so das ganze Gelände unter Wasser gesetzt hatten, so scheiterten die Versuche der Taipings, Tientsin und die Hauptstadt zu nehmen. Doch hielten sie sich trotzdem drei Monate lang in jener Gegend, alle Angriffe der Regierungstruppen abweisend.

Sobald es im November in Nanking bekannt wurde, daß die Taipingarmee sich auf die Defensive beschränken müsse, wurde eine zweite Armee zur Unterstützung entsandt. Unter beständigen Kämpfen fand im Frühjahr 1854 die Vereinigung der beiden Heere statt. Durch ihren Kriegszug hatten diese Armeen erreicht, daß fast alle kaiserlichen Truppen aus dem Yangtsethale nach Norden gezogen waren, und daß in dieser ganzen Zeit die Satrapen der Südprovinzen ohne jede Unterstützung an Truppen oder Geld aus Peking blieben. Dadurch wurde es möglich, daß die Taipings ihre Herrschaft dort erweiterten und befestigten. Das Yangtsegebiet war jetzt bis Itschang in ihrer Gewalt. Eigentümlich bei all ihren Operationen und Expeditionen ist übrigens, daß die Aufständischen die eroberten Städte nie dauernd in Besitz zu halten versuchten, sondern sie, nachdem sie hohe Kontributionen an Geld

und Verpflegung aus ihnen gezogen hatten, wieder räumten. Manche Städte wurden deshalb mehrmals zu diesem Zwecke erstürmt.

Das Jahr 1856 sah keine schwerwiegenden Ereignisse, das folgende brachte aber den Taipings wieder große Erfolge. Ein gegen Nanking entsandtes großes kaiserliches Heer wurde stromabwärts von dieser Stadt völlig geschlagen. Auch in Kiangsi, südlich vom Poyangsee, erlitten die Regierungstruppen eine empfindliche Schlappe, mit dem Resultat, daß eine 60000 Mann starke Taipingarmee in die Provinz Kuangtung eindrang, die bedeutende, am Westfluß gelegene Stadt Wutschau eroberte und die dort liegende kaiserliche Flotte vernichtete. Im Jahre 1857 schoben nun die Aufständischen ihre Truppen von Kuangtung aus in die Provinz Fukien vor, und bedrohten sogar Canton, das sie jedoch nicht nehmen konnten, weil dort bereits die verbündeten Truppen der Engländer und Franzosen sich festgesetzt hatten. Die beiden Mächte lagen nämlich damals mit China im Kriege.

Die Jahre 1858 und 1859 waren von inneren Kriegen und Revolutionen unter den Taipings selber ausgefüllt; ihre Heere entfalteten daher keine Thätigkeit nach außen hin. Den Kaiserlichen gelang es, manchen Verlust wieder einzubringen, vor allem aber Nanking einzuschließen. Ende 1859 war die Stadt von etwa 100000 Soldaten belagert; eine starke Flotte sperrte die Taipings außerdem von der Wasserseite her völlig ab. Nanking sollte ausgehungert werden. Um die Kaiserlichen zur Aufgabe der Belagerung zu zwingen, brachen Abteilungen der Aufständischen vom Süden her nach Tschekiang und Kiangsu ein und belagerten die beiden Provinzialhauptstädte Hangtschau und Sutschau. Als diese Schachzüge ohne Erfolg waren, wurde eine große Entsatzaktion geplant. Nachdem alle verfügbaren Kräfte versammelt waren, wurden die Belagerungstruppen angegriffen, und indem die Garnison gleichzeitig einen Ausfall machte, gänzlich von den Taipings geschlagen. Nanking war wieder frei.

Nun wurde ein Angriff auf Shanghai geplant, das als großer Seehafen von unschätzbarem Werte für die Taipings war. Dort lagen englische und französische Truppen, da, wie schon bemerkt ist, diese Mächte auch bis vor kurzem Krieg gegen China geführt hatten. Als die Taipings vor Shanghai im Frühjahr 1860 angelangt waren, scheiterten alle Versuche des Höchstkommandierenden der Aufständischen, mit den dort lebenden Ausländern gemeinsame Sache zu machen. Das auf 3000 Mann reduzierte Heer mußte schließlich unverrichteter Sache wieder abziehen.

Von großem Vorteil waren für die Aufständischen bis dahin die kriegerischen Verwickelungen zwischen England und Frankreich einerseits und der Centralregierung zu Peking anderseits gewesen. Nach dem Friedensschluß in Peking im Jahre 1860 konnten jedoch alle kaiserlichen Truppen gegen die Taipings Verwendung finden. Trotzdem gelang es diesen, Ende 1861 die wichtigen Städte Hangtschau, Sutschau und Ningpo zu erstürmen.

Da sich im Frühjahr des folgenden Jahres die Aufständischen von Sutschau aus, das nur 15 deutsche Meilen von Shanghai liegt, zu einem Angriffe auf diese Stadt anschickten, kamen die Vertreter der Fremdmächte überein, den Ort mit ihren Truppen zu halten. So kam es nunmehr zur kriegerischen Aktion zwischen den Taipings und den englisch-französischen Truppen.

Shanghai wurde zunächst auf einen Umkreis von zwei Tagemärschen gegen die Taipings abgesperrt. Außer den Truppen der Engländer und Franzosen standen unter dem Befehl der Verbündeten etwa 1000 einexerzierte Chinesen unter dem Kommando zweier Amerikaner, Ward und Burgevine. Außerdem waren 5000 Mann kaiserlicher Truppen zur Unterstützung gesandt. Es kam auch bald zu verschiedenen Kämpfen, in denen die Aufständischen stets den Kürzeren zogen.

Im Mai 1862 wurde Nanking von neuem von den kaiserlichen Truppen, an deren Spitze Li Hung Tschang stand, eingeschlossen. Überhaupt wurde die Macht der Taipings nicht nur im mittleren Yangtsethale allmählich gebrochen, sondern auch in Kuangsi und Kuangtung schienen sie niedergeworfen zu sein. Dennoch war ihre Zahl im unteren Yangtsethale wie auch in Tschekiang und Kiangsu noch so bedeutend, daß die kaiserlichen Truppen allein nicht Herr der Aufständischen werden konnten. Auf die Bitte der chinesischen Regierung traten darauf die in Shanghai liegenden englisch-französischen Truppen in kaiserlich chinesische Dienste und Sold, und wurden durch zwei Korps, ein englisch-chinesisches und französisch-chinesisches, erweitert. Jenes sollte in Kiangsu und dieses in Tschekiang operieren.

Zunächst wurde die wichtige Hafenstadt Ningpo den Taipings wieder entrissen, darauf Schaoshing, wo General Ward, der die europäisch-chinesischen Truppen führte, fiel. Das Oberkommando übernahm im Jahre 1863 Oberst Gordon, der später in Khartum seinen Tod fand; seine Armee ist in der Geschichte als die „stets siegreiche" — „The Ever Victorious Army" — bekannt. Mit meisterhafter Feldherrnkunst zog Gordon gegen die Rebellen zu Felde. Stadt um Stadt fiel in seine Hände, darunter Quinsan, etwa 10 deutsche Meilen von Shanghai gelegen, das als Straßenknotenpunkt sein Hauptquartier wurde.

Nach diesen Erfolgen bereitete Li Hung Tschang mit allen verfügbaren Truppen, etwa 14000 Mann, einen Angriff auf die von den Aufständischen gehaltene Provinzialhauptstadt Sutschau vor. Gordon unterstützte ihn hierbei. In Sutschau selbst lagen 40000 Rebellen. Zwei Versuche, die Stadt zu stürmen, mißlangen. Li Hung Tschang gelang es jedoch, mit einigen Taipingführern zu verhandeln, die ihm dann eins der Stadtthore öffneten. Die den Taipings zugesicherte Schonung wurde aber von Li Hung Tschang nicht gehalten und mehrere der gefangenen Führer wurden geköpft.

Unter wechselndem Glücke wurde die Macht der Taipings in dieser Gegend nach und nach doch gebrochen. Im Frühjahr 1864 fanden zwischen

Gordon und den Rebellen wiederum eine größere Anzahl von Kämpfen statt und schließlich wurde die starke Taipingfeste Hangtschau, Hauptstadt von Tschekiang, belagert und eingenommen. Wenige Wochen darauf konnte das europäisch-chinesische Korps aufgelöst werden.

Die Taipingmacht fand ihr letztes Ende durch den Fall Nankings und Wuhus am Yangtse. Die Gleichgültigkeit, die Tschung Wang, der oberste Führer der Rebellen, für die Verteidigung Nankings an den Tag legte, kam den kaiserlichen Truppen sehr zu statten. Mitte Juli 1864 wurde die Hauptstadt gestürmt. Tschung Wang selbst beging zwei Tage vor der Erstürmung Selbstmord. Kurze Zeit darauf fiel Wuhu, die letzte Stadt der Taiping-Herrschaft. Einige versprengte Scharen sammelten sich unter Kang Wang und durchzogen die Provinzen Kiangsi und Fukien, doch wurden sie bald darauf durch die kaiserlichen Truppen aufgerieben. Somit wurde denn dem großen Aufstande, der das Land zum Teil ungeheuer verwüstet und die Existenz der Dynastie zwölf Jahre lang bedenklich bedroht hatte, ein Ende gemacht.

Über die Vorgänge während der Jahre, die die Eröffnung einer Anzahl von Häfen im Jahre 1858 durch den Vertrag von Tientsin zur Folge hatten, haben wir uns schon bei Schilderung der Entwickelung des Außenhandels kurz ausgelassen (siehe Seite 689 u. ff.). Es wird erinnerlich sein, daß sich China seit 1857 im Kriege mit England befand und zwar weil die chinesischen Behörden keine hinreichende Genugthuung für die dem britischen Segler „Arrow" angeblich zugefügte Gewaltthat leisten wollten. Canton fiel noch in demselben Jahre in die Hände der Engländer, und im folgenden Frühjahr wurden die Takuforts bei Tientsin eingenommen. Dies führte zu dem bereits erwähnten Vertrag, der in Peking ratifiziert werden sollte.

Als sich im Jahre 1860 eine englische Gesandtschaft zur Ratifizierung dorthin begeben wollte, wurde die Flotte von den Takuforts beschossen. England verband sich darauf mit Frankreich. Die Verbündeten griffen die Forts an und marschierten auf Peking los. Die chinesischen Truppen, die den Weg zu versperren versuchten, wurden geschlagen und man zog in Peking ein. Als Strafe für die verräterische Gefangennahme mehrerer Engländer, unter denen der später als britischer Gesandter in Peking bekannt gewordene Sir Harry Parkes sich befand, und die den einheimischen Beamten entgegengeschickt waren, um ein Präliminarabkommen abzuschließen, verbrannten die Verbündeten den kaiserlichen Sommerpalast, als Yüan Ming Yüan bekannt, der etwa 15 km von der Hauptstadt gelegen ist. Außer der Eröffnung weiterer Häfen und Zahlung einer Kriegsentschädigung wurde den Vertretern der fremden Regierungen das Recht zugestanden, in Peking zu residieren.

Kaiser Hien Feng, der sich während dieser Streitigkeiten nach seiner Sommerresidenz zu Jehol, etwa 200 km nördlich von Peking gelegen, geflüchtet hatte, starb dort 1862. Sein einziger Sohn wurde unter Annahme

des Namens Tung Tschi zum Kaiser ernannt. Da dieser aber erst wenige Jahre alt war, übernahmen die beiden Kaiserinnen-Witwen, die 1881 verstorbene Hauptgemahlin und eine Nebenfrau Hien Fengs, heute als Kaiserin-Witwe und wirkliche Regentin Chinas allgemein bekannt, die Regierung. Sie lenkten das Staatsschiff mit Hülfe des Oheims des jungen Kaisers, des Prinzen Kung, nicht ohne Geschick mehrere Jahre lang.

Während der Regierung Tung Tschis wurde auch die große muhamedanische Rebellion in Yünnan, die bereits 1856 ausgebrochen war und durch die man diese Provinz von China loszureißen und in einen selbständigen Staat umzuwandeln versuchte, unterdrückt, und zwar im Jahre 1868.

Von anderen besonders bemerkenswerten Vorfällen während der Tung Tschi-Periode muß das Blutbad zu Tientsin im Jahre 1870 erwähnt werden. Hierbei wurden am 21. Juni die römisch-katholische Kathedrale und die Gebäude der barmherzigen Schwestern zu Tientsin, das französische Konsulat und andere Häuser vom bezopften Janhagel ausgeraubt und niedergebrannt, worauf alle Priester und Schwestern auf das grausamste ermordet wurden. Das gleiche Schicksal teilten der französische Konsul und mehrere andere französische Beamte und Ausländer. Außer einer großen Entschädigung schickte die Centralregierung mehrere Beamte in die Verbannung, während ein hoher Beamter nach Frankreich mit einem Beileidschreiben gesandt wurde. Nur der Krieg, der zu jener Zeit schon zwischen Deutschland und Frankreich auszubrechen drohte, bewog die Franzosen, von einem überseeischen Kriege abzusehen.

Tung Tschi heiratete im Jahre 1874, starb aber schon wenige Monate darauf, erst 21 Jahre alt. Die Dynastie war nun zum erstenmale in den Annalen der Tsingdynastie ohne einen direkten Erben. Die Wahl zum Nachfolger fiel auf einen Vetter des verstorbenen Kaisers, namens Tsai Tien, der ein Sohn des Prinzen Tschun war und eher als der 7. Prinz bekannt ist, weil er der 7. Sohn des Kaisers Tao Kuang († 1850) war. Er bestieg im Jahre 1875, vier Jahre alt, den Thron unter dem Namen Kuang Hsü d. h. glänzende Thronfolge.

Kaum war seine Thronbesteigung bekannt geworden, als auch schon die Nachricht von der Ermordung eines englischen Konsularbeamten, namens Margary, einlief. Dieser hatte im August 1874 von Shanghai aus eine Überlandreise nach Birma angetreten, um eine passende Handelsstraße von Birma nach den Südwestprovinzen Chinas ausfindig zu machen. Auf dem Rückwege wurde er im Frühjahr 1875 in Manwyne an der Yünnan-Birmagrenze von Chinesen überfallen und ermordet. China sandte infolge hiervon einen hohen Beamten mit einem Entschuldigungsschreiben nach England und versprach, in Zukunft in London selbst durch eine Gesandtschaft sich vertreten lassen zu wollen. Seitdem hat China an verschiedenen europäischen Häfen Gesandtschaften eingerichtet.

Im Jahre 1881 wurde ein zwischen China und Rußland abgeschlossener Vertrag bestätigt, demzufolge die zwischen diesen beiden Ländern existierenden Streitigkeiten beigelegt wurden, und in denen es sich um großes Gebiet, das das heutige Ili (Ostturkestan) mit umfaßt, handelte. Es hatte seit 1871 unter dem Schutze Rußlands gestanden, fiel aber jetzt wieder an China zurück.

Wir kommen nunmehr zu den französisch-chinesischen Wirren der Jahre 1882—1885. In jenem Jahre entsandte Frankreich eine kleine Expedition nach Tonkin, um gemäß einem 1874 zwischen ihm und dem Königreich Annam abgeschlossenen Vertrage das Land von den sogenannten Schwarzflaggen (siehe Seite 130) zu befreien, chinesischen Banden, die aus Yünnan nach Tonking eingedrungen waren und den Nordwesten brandschatzten. China ließ darauf, da es die Oberherrschaft über Tonkin und Annam beanspruchte, das Land bis zum Roten Flusse besetzen, zog aber Ende 1882 seine Truppen wieder zurück. Aber schon im Juli 1883 ließ es diese wieder einrücken und verlangte die Räumung Tonkins. Im September überschritten die Chinesen mit einer starken Armee die Grenze, zu einer Kriegserklärung zwischen Frankreich und China kam es jedoch nicht.

Gleich darauf kam es zu mehreren Zusammenstößen, die für die Franzosen schlecht ausfielen, denn sie waren in der Minderzahl. Erst im Frühjahr 1884 trafen erhebliche Verstärkungen ein, so daß etwa 18000 Mann französischer Truppen gemustert werden konnten. Nun hielten die Chinesen nirgends mehr ernsthaft Stand, so daß im Mai bereits der wichtigste Teil Tonkins in französischen Händen war. Am 11. Mai wurde zu Tientsin ein Vertrag abgeschlossen, in dem China seine Rechte auf dieses Land an Frankreich abtrat und seine Truppen „alsbald" zurückzuziehen versprach. Endgültige Abmachungen blieben vorbehalten.

Um sich der wichtigsten Grenzpunkte zu versichern, entsandten die Franzosen im Juni eine Truppenabteilung, die aber bald bei Langson in einen Hinterhalt fiel und unter bedeutenden Verlusten sich zurückziehen mußte. In Frankreich faßte man den Überfall als einen Vertragsbruch auf und betrachtete sich auch ohne Kriegserklärung als im Kriege mit China befindlich. Vorerst wollte man durch Besetzung chinesischer Häfen einen Druck auf die Regierung in Peking ausüben. Zu diesem Zwecke zerstörte Admiral Courbet, der ein starkes Geschwader befehligte, das befestigte Kilung an der Nordküste von Formosa, ging darauf nach Futschau, das am Minflusse in Fukien gelegen ist, und vernichtete dort eine chinesische Flotte. Zu weiteren Operationen fehlte es ihm an Landungstruppen. Als diese angelangt waren, besetzte er Kilung im Oktober 1884, konnte aber sonst nicht weiter auf der Insel vordringen, da der Gesundheitszustand seiner Truppen sehr schlecht war. Die vor Formosa liegende Pescadoresgruppe wurde allerdings besetzt, doch war dies nicht geeignet, einen Druck auf die Centralregierung zu Peking auszuüben.

In Tonkin sah es auch schlecht aus. Die Chinesen waren wieder eingerückt und es kam bald zu ernsten Kämpfen, die aber zu keinem befriedigenden Resultate für eine der beiden Parteien führten. Nachdem im Januar 1885 französische Verstärkungen eingetroffen waren, nahmen die Franzosen wieder die Offensive, doch auch diesmal konnte nichts bedeutendes angesichts der starken, chinesischen Truppenansammlung ausgeführt werden. Frankreich, dieses wenig ruhmreichen Krieges müde, schloß schließlich Frieden. Im endgültigen Vertrage vom 9. Juni 1885 gab China seine Ansprüche auf Tonkin auf; Formosa nebst den Pescadores blieb jedoch chinesisch. Daß es sich zum Frieden entschloß, war aber weniger den französischen Waffenerfolgen als den allgemeinen politischen Verhältnissen zuzuschreiben. Denn schon zur Zeit dieses Friedensschlusses drohten China neue kriegerische Verwickelungen und zwar mit Japan, die allerdings erst ein Jahrzehnt später zum Ausbruch kommen sollten.

* * *

Es ist von jeher die Politik der chinesischen Kaiser gewesen, „Alles unter dem Himmelsgewölbe" — wie die landläufige Ausdrucksweise lautet — als ihr Eigentum und daher als tributpflichtig anzusehen. Erst seit etwa sechs Jahrzehnten sind die „Himmelssöhne" durch die Europäer eines besseren belehrt worden. Die Folge hiervon war, daß China seitdem hat mit ansehen müssen, wie große, ihm benachbarte Länder, über die es eine Oberherrschaft beanspruchte, nach und nach unter das Scepter fremder Nationen gekommen sind. Diesem Schicksale fielen u. a. anheim Annam und Tonkin, Birma usw., bis schließlich nur noch zwei Länder übrig waren, die dem Namen nach sich vor dem „Himmelssohne" beugten, nämlich Tibet und Korea. Jenes ist heute noch ein zweifelhafter Tributärstaat, der aber auch wohl bald von dem russischen Kolosse verschlungen werden wird, während Korea seit 1895 ein selbständiges Königreich ist.

Allen, die mit der Politik des fernen Ostens einigermaßen bekannt waren, mußte es schon seit einigen Jahrzehnten klar gewesen sein, daß die gespannten Beziehungen, die zwischen China und Japan betreffs Koreas herrschten, zweifellos zum Kriege führen würden. Denn die Verhältnisse auf dem Halbinsel-Königreiche hatten infolge beständiger Bürgerkriege eine Gestalt angenommen, die eine ruhige Entwickelung des Landes völlig ausschloß. Japan, das den Handel Koreas fast ganz in seiner Hand hatte, sah seine Interessen durch jene Unruhen stark geschädigt und wollte deshalb geordnete Zustände herbeiführen. Anderseits wurde vielleicht China durch den Einfluß Rußlands, das Japan nicht zum Nachbarn haben wollte, dahin gebracht, seinen Einfluß in Korea noch weiter zu steigern.

So kam es denn zu beständigen Reibereien zwischen China und Japan. Der aus diesen Gegensätzen sich bereits 1885 stark entwickelnde Zwist wurde

jedoch damals noch durch einen zwischen dem japanischen Premier Ito und dem Chinesen Li Hung Tschang abgeschlossenen Vertrag friedlich beigelegt.*) Aber es dauerte nicht einmal ein Jahrzehnt, bis Japan, das die immer bedrohlicher werdende Nebenbuhlerschaft Rußlands im fernsten Osten sehr wohl erkannte, diesem zuvorzukommen versuchte und die koreanische Frage wieder aufs Tapet brachte.

Hierzu lieferten die im Frühjahr 1894 in Korea ausgebrochenen und schnell um sich greifenden Unruhen den gewünschten Vorwand. Der König von Korea wandte sich als Vasall natürlich zuerst an China um Hilfe. Diese wurde auch zugesagt und mehrere tausend Mann chinesischer Truppen standen bald auf koreanischem Boden, und zwar, wie es heißt, ehe Japan dem eben erwähnten Vertrage von 1885 gemäß davon rechtzeitig benachrichtigt worden war. Japan verlor natürlich keine Zeit, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, und schon Mitte Juni standen mehrere tausend Mann vor Söul, der Hauptstadt Koreas, während in der Hafenstadt Tschimulpo ein starkes japanisches Geschwader versammelt war.

Inzwischen nahm der diplomatische Verkehr zwischen China und Japan bedeutend an Schärfe zu. Jenes behauptete, daß, obgleich Korea bereits seit mehr als einem Jahrzehnt mit europäischen Nationen Handelsverträge abgeschlossen habe, dies doch nur auf Chinas Veranlassung geschehen sei, und daß China nie seine Oberherrschaft über das Königreich aufgegeben habe. Japan habe daher kein Recht, Reformen dort einzuführen, nur China dürfe die Initiative in dieser Hinsicht ergreifen. Japan solle außerdem ohne jeden Verzug alle seine zur Zeit in chinesischen Häfen befindlichen Kriegsschiffe zurückberufen. Der 20. Juli wurde chinesischerseits als der letzte Tag genannt, bis zu dem Japan sich erklären solle, ob es auf Chinas Vorschläge eingehen wolle oder nicht.

Die Regierung des Mikado sah diese Forderung mit Recht als ein Ultimatum an und gab China zu verstehen, daß es jedes Vorrücken seitens der chinesischen Land- oder Seemacht als eine kriegerische Aktion betrachten würde. Zwei Tage später kam es bereits zwischen chinesischen und japanischen Kriegsschiffen zu einem Gefecht. Drei japanische Schiffe trafen im Gelben Meere, als sie auf Korea zusteuerten, zwei chinesische Kriegsschiffe, die ein mit chinesischen Soldaten besetztes englisches Transportschiff, die „Kowshing“, begleiteten. Als sie sich auf Schußweite genähert hatten, nahmen die beiden Gegner einander für kurze Zeit unter Feuer. Bald suchten die Chinesen nach alter Gewohnheit ihr Heil in der Flucht, und obgleich sie längere

---

*) Diesem Abkommen zufolge stand es beiden Nationen frei, nach Korea Truppen zur Wiederherstellung der Ordnung zu senden, jedoch war es keiner der beiden Nationen erlaubt, eine solche Maßregel zu treffen, ohne daß die andere davon rechtzeitig benachrichtigt worden wäre.

Zeit von zwei japanischen Schiffen verfolgt wurden, entkamen sie doch vermöge ihrer größeren Fahrgeschwindigkeit.

Das Transportschiff „Kowshing" war inzwischen durch das zurückbleibende japanische Kriegsschiff gezwungen worden, beizulegen und erhielt den Befehl, ihm nach Japan zu folgen. Der Führer der „Kowshing" stellte dem japanischen Kommandanten die Unmöglichkeit vor, da die an Bord befindlichen Truppen in solchem Falle meutern würden. Hierauf wurde japanischerseits das Signal gehißt: „Verlaßt das Schiff ohne jeden Verzug." Als dem nicht Folge geleistet wurde, eröffnete das japanische Schiff das Feuer auf die „Kowshing". Jetzt folgte eine Scene, die aller Beschreibung spottet. Die an Bord befindlichen fremden Offiziere sprangen ins Wasser, und es wurde auf sie von den chinesischen Truppen geschossen; ja, die Soldaten schossen sogar auf einander. Bald darauf sank das Schiff in die Tiefe und von den mehr als 1000 an Bord befindlichen Menschen retteten sich verhältnismäßig nur wenige.*)

Nach diesem Vorfalle konnte die Kriegserklärung nicht ausbleiben. Sie erfolgte am 1. August. Das Mißverhältnis zwischen der Größe und der Bevölkerung der beiden Kaiserreiche ist so bedeutend, daß beim Kriegsausbruch die Meinung allgemein war, daß Japan vielleicht die ersten Schlachten gewinnen könne, schließlich aber dem chinesischen Koloß werde unterliegen müssen.

Der Verlauf des Krieges hat jedoch gezeigt, daß diese Ansicht durchaus unberechtigt war. Denn von Anfang an deutete schon die Verschiedenheit der militärischen Vorbereitungen der beiden Nationen den zu erwartenden Ausgang an. Während die Japaner wohlausgerüstet und trefflich einexerziert sich um ihre Fahnen sammelten, waren die rohen Rekruten, die die chinesischen Kommandanten in aller Eile zusammenbringen konnten, nur Kanonenfutter, vorausgesetzt, daß man sie überhaupt zum Standhalten bewegen konnte. Aber nicht in dieser Beziehung allein waren die Japaner ihren Gegnern überlegen, denn es war von Anfang an bereits klar, daß sie den Chinesen auch in der Feldherrnkunst bedeutend überlegen sein würden.

Die chinesischen Truppen hatten sich bei Asan, einem befestigten Platze an der Westküste Koreas, festgesetzt. Sie wurden von einem der „berühmtesten" Generale, namens Yeh, befehligt. Anstatt aber seinem Gegner, der ihn unter General Oshima am 29. Juli angriff, entgegenzutreten, begnügte er sich damit, eine jener strategischen Bewegungen auszuführen, die als echt chinesische bekannt sind. Yeh zog beim Anrücken der Japaner seine Truppen

*) Unter diesen befand sich auch der später als chinesischer General bekannte frühere preußische Offizier von Hanneken. Er schwamm mit mehr als hundert Soldaten nach einer naheliegenden Insel, von der die Leute später durch den „Iltis" abgeholt und nach Tschifu gebracht wurden.

bis auf eine kleine Abteilung zurück, wodurch es ihm allerdings gelang, sich mit der Hauptmacht der Chinesen bei Pingyang, nördlich von Söul, zu vereinigen; aber die unmittelbare Folge hiervon war, daß die Japaner seinen Nachtrab vernichteten, die Bagage der feindlichen Armee erbeuteten und ohne Widerstand die Hauptstadt besetzten, wo der schwache König streng bewacht wurde.

Inzwischen waren die chinesischen Truppen auf dem Marsche nach Pingyang, wo die Vereinigung stattfinden sollte, begriffen. Zuerst langte dort General Tso, ein sich zum Islam bekennender Chinese, mit seiner Armee von Mukden, der mandschuischen Hauptstadt, an. Seine Soldaten wurden von den Koreanern mit offenen Armen empfangen. Die nächste Division, die in Korea einrückte, wurde von einem Mann ganz anderen Schlages, als Tso einer war, befehligt. General Wei hatte unglücklicherweise die schlimmsten Überlieferungen des chinesischen Beamtenlebens geerbt. Von dem Gelde, das man ihm zum Unterhalt seiner Truppen gab, als er Tientsin verließ, ließ er einen großen Teil dort für sich selbst zurück, so daß seine Leute bald ohne einen Pfennig dastanden. Trotzdem die Koreaner auch ihnen gastfreundlich gegenüberstanden, so erlaubte Wei doch seinen Soldaten, nach Belieben zu plündern. In dem mit einer Ringmauer umgebenen Pingyang vereinigten sich die beiden Divisionen mit dem dort bereits im Quartier liegenden General Yeh, der zum Höchstkommandierenden ernannt wurde. Ihre Gesamtstärke betrug etwa 15000 Mann.

Um diese Zeit zogen sich drei japanische Divisionen nach demselben Punkte hin zusammen. Eine kam von Gensan (Yuensan), an der Ostküste Koreas und wurde kommandiert von Tatsumi; die zweite rückte im Süden von Pingsan heran und stand unter dem Befehl von Oshima, während die dritte von Westen her, von Huangju, unter dem Befehle des Generals Nodzu sich näherte.

Am 13. September waren die drei Divisionen vor Pingyang vereinigt. Sofort wurden von dem Höchstkommandierenden, Feldmarschall Yamagata, alle Maßregeln für den Sturm getroffen. Dieser erfolgte zwei Tage darauf. Tsos Truppen fochten hierbei recht brav, er selbst blieb auf dem Schlachtfelde; Yeh gelang es unter großen Verlusten, sich durchzuschlagen, und dasselbe that Wei. Die Reste der geschlagenen chinesischen Armee wurden von den Japanern nordwärts verfolgt.

Der Donner der Kanonen von Pingyang war kaum verhallt, als auch schon an der Mündung des Yalusflusses eine Schlacht geschlagen wurde, die dazu bestimmt war, die Kriegstüchtigkeit beider Nationen zur See festzustellen. Der Yalu bildet, nebenbei bemerkt, die Grenze zwischen Korea und der Mandschurei. Von Taku aus war eine starke chinesische Armee in Transportschiffen nach dem Yalu entsandt worden, um die Besatzung von Pingyang zu verstärken. Diese Schiffe wurden von dem ganzen chinesischen,

aus 12 Fahrzeugen bestehenden Nordgeschwader, beschützt und geleitet. Sie kamen unbelästigt am Yalu an und waren damit beschäftigt, die Truppen auszuschiffen, als am Morgen des 17. September die japanische Flotte in Sicht kam.

Die beiden Flotten waren ungefähr gleich stark. Sobald diese auf Schußweite herangekommen waren, gab der chinesische Admiral Ting den Befehl zum Angriff und gab seiner Aufstellung die Form eines lateinischen V. Die in Linie hintereinander anrückenden Japaner machten sich diesen Fehler sofort zu Nutze, dampften um die chinesische Flotte herum und hielten sich dabei stets so fern, daß sie von ihren Schnellfeuerkanonen wirksamen Gebrauch machen konnten und dem Feuer der schwereren, aber langsameren Artillerie der Chinesen sich zu entziehen vermochten. Auf beiden Seiten wurde brav gefochten, aber die Chinesen manövrierten zu schlecht, und als es dunkel wurde, zogen sie sich nach Port Arthur zurück, nachdem fünf ihrer Schiffe gesunken waren. Die Japaner verloren kein Schiff; einige waren allerdings schwer beschädigt.

Inzwischen hatte Feldmarschall Yamagata die nordwärts fliehenden Chinesen verfolgt und zog am 8. Oktober ungestört in Wiju, das an der Mündung des Yalu liegt, ein. Die chinesische Armee hatte diesen Fluß bereits überschritten, also Korea geräumt, und befand sich in der Mandschurei. Am 24. Oktober gingen die Japaner über den Yalu, griffen unter Nodzu den 15000 Mann starken Feind bei Huschan an und errangen über General Sung einen entscheidenden Sieg. Dieser flüchtete sich nach dem stark befestigten Tschiulien. Die verfolgenden Japaner griffen am 26. während der Nacht die Stadt an; als aber der Morgen graute, fand man, daß die Chinesen sie bereits verlassen hatten, sodaß der Ort ohne Kampf besetzt werden konnte.

Die ganze Garnison hatte sich auf das befestigte Fenghuang, die bedeutendste Stadt der Südost-Mandschurei, zurückgezogen. Die Japaner folgten und langten am 31. Oktober vor den Thoren an. Aber wiederum hatten es die Chinesen vorgezogen, sich zeitig genug aus dem Staube zu machen, wobei sie eine große Kriegsbeute an Waffen und Munition den Japanern überließen. Die von General Sung befehligten Truppen machten erst bei Motienling, einem hohen Passe, Halt, wo sie sich verschanzten. Doch auch hier mußten sie vor den Japanern weichen, die, nachdem sie Liaoyang besetzt hatten, sich auf dem Marsche nach dem Vertragshafen Niutschuang befanden.

An demselben Tage, an dem Feldmarschall Yamagata den Yalufluß überschritten hatte, dem 24. Oktober, war General Oyama mit einer zweiten japanischen Armee bei Kintschu auf der Liautung-Halbinsel gelandet. Dort, etwa 150 km nördlich von Port Arthur, verengt sich diese bedeutend. Ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, marschierten die Japaner auf

Kintschu und das stark befestigte, am Meere liegende Talienwan los und nahmen diese Plätze am 7. November ohne Kampf ein, da der Feind sich nach alter Manier schon unsichtbar gemacht hatte. Auch dort wurde reiche Kriegsbeute gemacht, namentlich an schweren Geschützen.

Hierdurch war ein vorzüglicher weiterer Stützpunkt für den Marsch auf Port Arthur gewonnen. Dieses, am äußersten Südende der Liautung=Halbinsel gelegen, war die stärkste Seefeste Chinas, der Schlüssel zum Golf von Petschili. Bisher war es der Zufluchtsort des Admirals Ting gewesen, der sich aber auf die Nachricht von der Annäherung der Japaner hin nach dem gegenüberliegenden Weihaiwei, das ebenfalls an der Seeseite stark befestigt war, mit seinen Schiffen geflüchtet und den Schutz des Hafens der Landarmee überlassen hatte. Am 15. November setzte sich die japanische Armee von Talienwan aus in Bewegung und traf am 20. vor Port Arthur ein. Am folgenden Tage erfolgte der Angriff von der Landseite aus, während die japanische Flotte lediglich vor der Front der Forts demonstrierte. Am 22. November war auch diese starke Feste in den Händen der Japaner. Wiederum fiel reiche Beute an Geschützmaterial in ihre Hände, doch war es der Besatzung großenteils gelungen zu entkommen.

Trotz der Eroberung von Port Arthur war Japans Erfolg noch kein vollständiger, da sich der Rest der chinesischen Flotte noch immer nicht zum Entscheidungskampfe gestellt hatte. Dem ungeachtet würden die Japaner an die Ausführung ihres weiteren Planes, in der Provinz Tschili Truppen zu landen und dann auf Peking loszumarschieren, gegangen sein, aber die Eisverhältnisse an der Tschiliküste gestatteten es nicht mehr, eine dort gelandete zweite Armee in dauernd gesicherter Verbindung mit Japan zu erhalten. Der Plan mußte daher bis zum Frühjahr 1895 verschoben werden, zumal es notwendig schien, während der Wintermonate erst das stark befestigte Weihaiwei zu nehmen, um der chinesischen Flotte auch diesen Stützpunkt zu entziehen und sie möglicherweise zu vernichten. Die japanischen Truppen in der Mandschurei hatten dort inzwischen der sehr starken Kälte und des tiefen Schneefalles halber Winterquartiere bezogen. Von den Chinesen wurden sie nur wenig belästigt.

Weihaiwei, in der Provinz Schantung (siehe Seite 148), war, wie schon gesagt ist, von der Seeseite nur schwer einzunehmen; ungünstig lagen dagegen die Verhältnisse für eine Verteidigung auf der Landseite. In dem Kriegshafen lagen etwa 12000 Mann, in seiner Umgebung außerdem noch 5—6000 Mann. Während des 20. und 25. Januar landete ohne wesentlichen Widerstand eine Armee unter dem Befehl des Generals Oyama in der Nähe der Bucht von Yungtscheng. Am folgenden Tage wurde der Marsch nach Weihaiwei angetreten; dort trafen die japanischen Truppen am 29. Januar ein, und der Angriff auf die Südforts erfolgte am folgenden Morgen. Nach wenigen Stunden waren sie in den Händen der Japaner.

Die Garnison hatte nur schwachen Widerstand geleistet und es vorgezogen, sich nach Weihaiwei hinein zu flüchten. Die drei Forts fielen mit ihren schweren Geschützen, ohne Schaden gelitten zu haben, in die Hände des Gegners.

Nun galt es, die Nordforts zu nehmen. Die gegen sie entsandte Division besetzte sie am 2. Februar ohne Kampf, da sie von den Chinesen freiwillig geräumt worden waren, die jedoch diesmal die Geschütze vorher zerstört hatten. Die Garnison hatte es vorgezogen, nach Tschifu zu fliehen, wohin ihnen die Japaner aber nicht folgten. Diese waren somit im Besitz aller Festlandswerke, von denen allerdings nur die Südforts noch vollkommen bestückt waren. Die Wehrkraft der Chinesen war dagegen nur noch auf die im Hafen liegende Flotte sowie die Inselfestungswerke beschränkt. Wir müssen unsere Leser hier nochmals auf den Abschnitt „Küstenbefestigungen" (Seite 148) verweisen.

Die japanische Flotte erschien am 3. Februar vor Weihaiwei, ohne während der nächsten Tage eine ernsthafte Beschießung der feindlichen Flotte und der Inselwerke zu unternehmen. Einer Torpedobotsflottille gelang es jedoch, in der Nacht zum 4. die Balken- und Minensperre der Südeinfahrt zu durchbrechen, und in der folgenden Nacht wurden drei chinesische Schiffe zum Sinken gebracht. Am 7. fand die einzige energische Beschießung des Restes der feindlichen Flotte sowie der Inselwerke seitens der japanischen Schiffe und der Südforts statt. Die chinesischen Schiffe mußten sich in einen einigermaßen geschützten Teil des Hafens zurückziehen, während die Inselwerke zum Schweigen gebracht wurden. Zwischen dem 8. und 11. Februar wurde der Kampf von den Japanern wieder mit Unterbrechungen aufgenommen, ohne daß wesentliche Erfolge erzielt wurden.

Mittlerweile war der Zustand der chinesischen Schiffs- und Landbesatzungen ein derartiger geworden, daß an eine Aufrechterhaltung der Disziplin nicht mehr zu denken war. Namentlich schlimm sah es auf den Inselwerken aus, wo infolge des Selbstmordes des Admirals Ting eine Meuterei ausgebrochen war. Dort befanden sich auch mehrere Ausländer als Geschützführer, darunter der bereits von uns erwähnte, tüchtige deutsche Instrukteur „General" Schnell (siehe Seite 130). Am 12. trat Tings Nachfolger in Unterhandlungen mit den Japanern, die am 14. zur Kapitulation unter der Bedingung des freien Abzugs der Besatzungen führten. Sobald die Japaner im Besitz des Hafens waren, wurden die Festungswerke unbrauchbar gemacht. Eine kleine Besatzung blieb zurück, der Rest der Truppen schiffte sich aber nach Port Arthur ein.

Mit dem Vorrücken der Jahreszeit schickten sich im Norden die japanischen Armeen wieder an, die Offensive zu ergreifen. Dort hatten die chinesischen Streitkräfte inzwischen auch nennenswerte Verstärkungen erhalten. Ihre Gesamtzahl wurde auf 50000 Mann geschätzt, doch waren sie meist sehr schlecht bewaffnet. Mitte Februar rückten etwa 15000 Mann gegen die

in Haitscheng liegende Besatzung vor, doch wurde der Angriff schnell abgewiesen. Am 21. und 24. fanden dann noch Zusammenstöße bei Kaiping und Haitscheng statt, die auch wieder ungünstig für die Chinesen ausfielen. Nun gingen die Japaner nochmals vor und bedrängten den Feind sehr hart, der auf Niutschuang zurückzugehen sich gezwungen sah. Dort kam es am 4. März zu einem erbitterten Straßenkampfe, der damit endigte, daß die Chinesen den Platz räumen mußten. Einige Tage darauf kam es nochmals zu einem für die Chinesen unglücklichen Gefechte in der Umgegend, dem letzten des Krieges, da der am 30. März abgeschlossene Waffenstillstand den Feindseligkeiten in der Mandschurei ein Ende machte.

Die Friedensverhandlungen hatten nach mehreren mißglückten Anläufen endlich am 19. März in Schimonoseki, das an der Straße gleiches Namens auf der Insel Hando gelegen ist, zwischen Li Hung Tschang und Graf Ito ihren Anfang genommen. Sie führten zunächst zu dem bereits erwähnten Waffenstillstande. Am 17. April wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet und am 8. Mai folgte in Tschifu der Austausch der ratifizierten Friedensurkunden. Ihre wichtigsten Bestimmungen verbürgten dem japanischen Reiche die völlige Unabhängigkeit Koreas von chinesischer Oberhoheit, sodann die Abtretung Formosas*) nebst den davorliegenden Inseln. Die Kriegsentschädigung wurde auf 200 Millionen Taels (= etwa 600 Millionen Mark) festgesetzt. Für den fremden Handel wurden vier weitere Häfen geöffnet, nämlich Sutschau und Hangtschau, die beide im Inlande gelegen sind, sodann Schasi und Tschungking (dieses endgültig) am oberen Yangtse.

* *
*

In dem Friedensvertrage, der am 17. April unterzeichnet wurde, gestand China, wie hier bemerkt werden muß, alle Gebietsabtretungen, die der Sieger von ihm verlangt hatte, zu. Zu diesen gehörte die Abtretung der Halbinsel Liautung mit den wichtigen Stützpunkten Port Arthur und Talienwan, auf die Rußland bereits seine Augen geworfen hatte. Wenn der Vertrag so, wie er entworfen worden war, ratifiziert worden wäre, so hätte Rußland für lange Zeit die Hoffnung auf einen Zugang zum Meere aufgeben und mit verschränkten Armen zusehen müssen, wie Japan sich in der nächsten Nähe Pekings festsetzte und China in einem dem Czarenreiche feindlichen

---

*) Die japanische Flotte war bereits Anfang März vor Formosa erschienen; am 23. erfolgte dann die Besetzung der vorliegenden Pescadores-Inselgruppe. Um von Formosa selbst Besitz zu ergreifen, bedurfte es während der Monate August bis November einer militärischen Expedition nach der Insel, weil sie von der chinesischen Bevölkerung als Republik und somit als von China unabhängig erklärt worden war. Der Guerillakrieg, der nun folgte, hatte unter wechselndem Glücke schließlich doch das Resultat, daß Mitte November alle unruhigen Elemente unterdrückt und Japan Herr von ganz Formosa wurde.

Sinne allmählich neu organisierte. Daher knüpfte Rußland sofort nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages Unterhandlungen mit Deutschland und Frankreich an und suchte ihnen klar zu machen, daß die Festsetzung Japans auf dem Festlande den Interessen dieser Nationen ebensowenig wie seinen eigenen entspreche.

Es gelang Rußland, die Mächte in seinem Sinne zu bestimmen. Am 22. April übermittelten die Vertreter der drei kontinentalen Großmächte der Regierung des Mikado gleichlautende, sehr höfliche Noten, worin sie die Japaner baten, von der Besetzung der Halbinsel Liautung abzustehen, weil ihre Festsetzung daselbst eine ständige Gefahr für den Frieden Ostasiens und der ganzen Welt sein würde. Daß diese Forderung von der japanischen Regierung nicht allzu freundlich aufgenommen wurde, ist selbstverständlich. Doch Japan war durch den Krieg geschwächt und stand ohne jeden Bundesgenossen da; darum blieb ihm nichts anderes übrig, als in den sauern Apfel zu beißen. Es erklärte sich bereit, gegen eine weitere Entschädigung von 30 Millionen Taels die Liautung-Halbinsel an China zurückzugeben.

Die Intervention des „neuen Dreibundes", wie man jenes gemeinsame Handeln in Ostasien nannte, hatte ebenso tiefgreifende und dauernde Resultate wie der Krieg selbst. Ihre unmittelbaren Folgen haben die ostasiatische Politik bis zum heutigen Tage beherrscht. Abgesehen von der Abtretung eines Gebietes für deutsche Niederlassungen in Hankau und Tientsin mußte sich China für die ihm beim Friedensabschluß von Schimonoseki geleisteten Dienste auch Ende 1897 zur „Verpachtung" der Kiautschoubucht nebst einem Striche Landes, das an sie grenzt, bequemen. Die ganze Provinz Schantung wurde als zur deutschen Interessensphäre gehörig erklärt.*) Im Frühjahr 1898 erfolgte dann die Besetzung des südlichen Teiles der Liautung-Halbinsel nebst Port Arthur und Talienwan durch Rußland, die ebenfalls auf 99 Jahre „verpachtet" wurden, nachdem dies vorher bereits äußerst wichtige Eisenbahnzugeständnisse in der Mandschurei erhalten hatte. Frankreich erhielt von China die Garantie, daß dieses nie die Tonkin benachbarten Provinzen, mithin Yünnan und Kuangsi, ferner die Insel Hainan an eine andere Macht abtreten würde. Dazu kam dann die Erneuerung der Eisenbahnkonzessionen in Yünnan und die Verpachtung der Kuangtschauwan-Bucht an der Leitschau-Halbinsel, gegenüber Hainan.

England konnte natürlich nicht müßig zusehen, wie sich Rußland in der Mandschurei mehr und mehr festsetzte. Es übte also einen starken Druck auf China aus, mit dem Resultat, daß es als Entschädigung den früheren Kriegshafen Weihaiwei und etwa 1000 qkm auf der Halbinsel Kaulun, das Hongkong gegenüberliegt, „verpachtet" erhielt. Hier besaßen die Engländer

*) Wir werden Gelegenheit haben auf diesen Gegenstand noch näher in dem Anhang „S. K. H. Prinz Heinrich in Ostasien" zurückzukommen.

bereits einen kleinen Landstrich, der aber, weil von Hügeln beherrscht, bis dahin keinen strategischen Wert gehabt hatte. Obgleich Weihaiwei in unserer Interessensphäre, in Schantung, liegt, so erhob Deutschland doch keinen Einspruch gegen die englische Besetzung, die noch 1897 erfolgte, zumal Großbritannien sich bereit erklärte, keine Eisenbahn von Weihaiwei aus zu bauen, und diesen Platz unter Zurückdrängung kommerzieller Gesichtspunkte als eine Art ostasiatischen Gibraltars anzusehen.

Somit waren alle vier, an dem Handel und der Politik Chinas am meisten beteiligten Mächte seitens der Regierung dieses Reiches zufriedengestellt.

* * *

Auf den „Sturm" folgte aber für das Reich der Mitte nur eine kurze Stille. Diesmal waren es nicht die fremden Mächte, die seine Ruhe bedrohten, sondern innere Unruhen. Durch den für China verhängnisvollen Ausgang des Krieges von 1894/1895 war die grenzenlose Schwäche des Reiches klar gelegt worden. Es wurden deshalb hier und da unter den Landeskindern Stimmen laut, die auf die unbedingte Notwendigkeit der Einführung von Neuerungen nach Art der Kultur des Abendlandes hinwiesen, wenn man den gänzlichen Zusammenbruch des Kaiserreiches vermeiden wollte.

Dies war aber leichter gesagt als gethan. Denn bekanntlich sind es gerade die Gebildeten in China, die Mandarine und die Klasse der Litteraten, die sich den Neuerungen widersetzen und deren Wahlspruch: „China für die Chinesen" dann auch von den Massen des Volkes als unanfechtbare Richtschnur ihres Handelns befolgt wird. Selbst in Peking haben sich von jeher verschiedene rivalisierende Parteien die Herrschaft streitig gemacht, und doch ist es gerade die Centralregierung, von der man eine Neugestaltung des durch und durch verrotteten Regierungswesens erwarten müßte. Aber der chinesische Augiasstall ist zu groß, und man fürchtet sich daher, die Herkulesarbeit in Angriff zu nehmen.

Da klang es denn fast wie ein Märchen, als durch die fremden Zeitungen Ostasiens im Jahre 1898 bekannt wurde, daß Kaiser Kuang Hsü sich selbst an die Spitze einer Reformpartei gestellt hatte, um dem von ihm beherrschten „Koloß auf thönernen Füßen" wieder Festigkeit und Stärke zu geben. Kuang Hsü hatte zu diesem Zwecke mehrere junge Gelehrte der neueren Schule um sich gesammelt. Unter diesen war es namentlich Kang Yu Wei, ein Kantonese, der die Seele der Reform zu werden versprach. Mit dem Eifer des Neuerungsfanatikers hatte der Kaiser im Laufe des Sommers eine Reihe von Edikten erlassen, die eine völlige Umwälzung bewirken mußten. Ob sie von ihm direkt ausgingen, oder ob er nur seinen Namen dazu hergab, ist heute noch nicht klar, wird vielleicht auch nie bekannt werden.

Der Versuch, in China Neuerungen in Überstürzung einzuführen, zu

deren Verwirklichung unter besonderen Umständen selbst Japan mehrere Jahrzehnte gebraucht hätte, mußte mißlingen, weil er zuviel Vorurteile, Interessen und mächtige Persönlichkeiten verletzte. Die meisten hohen Würdenträger, darunter Li Hung Tschang, machten Opposition, an deren Spitze die Kaiserin-Witwe trat, durch deren Hülfe Kuang Hsü ja allein auf den Thron gekommen war. Dieser soll sogar versucht haben, seine Tante, die Kaiserin-Witwe, unter Schloß und Riegel zu bringen. Aber sie kam ihm zuvor.

Unterstützt von der Mehrzahl der hohen Staatsbeamten, die der neuen Bewegung feindlich gegenüber standen, machte sie den Kaiser eines Tages im Herbst 1898 in seinem eigenen Palast zum Gefangenen und zwang ihn, ein Edikt zu unterzeichnen, in dem er Abbitte leistete und durch das er die Regierung ganz in die Hände der Kaiserin-Witwe legte. Li Hung Tschang und die Mandarine der alten Schule wurden wieder in ihre Ämter eingesetzt. Kang Yu Wei vermochte sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu retten und floh ins Ausland. Mehrere seiner Mitarbeiter wurden enthauptet, andere des Landes verwiesen. Von ihrem Werke blieb sehr bald keine Spur mehr übrig.

Bis zum Ausbruch der Wirren im Jahre 1900 führte die Kaiserin-Witwe Tse Hsi, eine zweifellos hochbegabte Frau, das Scepter des Reiches mit eiserner Faust, unterstützt von ihrem alten Freunde Li Hung Tschang. Ihre Herrschaft ist sicher verhängnisvoll für China geworden. Auch noch während der Wirren war sie die Gebieterin des Chinesenvolkes. Wir brechen hier ab, um einige Schlußbetrachtungen über die Geschichte Chinas zu bringen.

Der Umfang unseres Werkes gestattete nur, die Geschichte des Landes der Mitte von den mythischen Anfängen seiner Geschichte zu der halbmythischen bis auf das Haus Tschau, von dem aus die Thatsachen der Geschichte erst glaubwürdiger werden, und dann bis auf das Jahr 1900 zu verfolgen. Wir haben die Ebbe und Flut der dynastischen Veränderungen gesehen; wie, mit Hülfe der frischen Lebenskraft eines neuen Herrscherhauses Chinas Macht für eine Zeit lang wuchs, wie sie durch schwache Monarchen wieder sank, wie aber das Reich dabei doch beständig an äußerem Umfang zunahm.

Wir haben auch das Schicksal der Lehnsstaaten verfolgt, die unter dem ersten Herrscher der Tsindynastie zu einem zusammenhängenden Kaiserreiche wurden. Dann kam das würdevolle Haus der Han zur Regierung, unter dem China große Fortschritte in der Wohlfahrt und Zivilisation machte, dem aber dann wieder sehr unruhige Zeiten während der Perioden der „Drei streitenden Königreiche“ und anderer kleiner Dynastien folgten, aus denen aber China phönixgleich während der glanzreichen Tangdynastie sich zu neuer Größe erhob.

Nach ihr erfuhr das Land wieder eine Ebbe in Gestalt der Übergangsperiode der Fünf Dynastien, aber bald setzt die Flut und mit ihr die Wohlfahrt des Reiches wieder ein durch das ans Ruder kommende treffliche Haus

der Sung. Dann sahen wir, wie die Sturmflut der Eroberung durch die Mongolen nahte, die aber schon in kurzer Zeit sich verlief, um dann mit erneuter Macht, auf ihrem Kamm die Mingdynastie tragend, zurückzukehren. Auch sie verläuft sich im Laufe der Jahrhunderte, um schließlich dem gegenwärtig regierenden Mandschuherrscherhause Platz zu machen.

Seit 770 v. Chr. haben 23 Herrscherhäuser — die „Fünf-Dynastien-Periode“ als eine gezählt — die Geschicke des Chinesenvolkes gelenkt. Die Zahl der Monarchen ist 179. Jede Dynastie hat im Durchschnitt etwa 115 Jahre bestanden und jeder Kaiser etwa 15 Jahre regiert, gegenüber einem Durchschnitt der Regierungszeit von 20 Jahren bei den Monarchen Europas.

Die folgende Tabelle soll der bequemeren Übersicht über die wichtigsten Dynastien dienen:

Name der Dynastien	Anfang und Ende	Dauer	Zahl der Kaiser
Tschau	1122—255	867	35
Tsin	255—206	49	2
Han	206 v.—221 n. Chr.	427	28
Kleinere Häuser	221—618	397	40
Tang	619—907	288	20
Fünf Dynastien	907—960	53	13
Sung	960—1260	300	18
Yuan	1260—1368	88	9
Ming	1368—1644	276	17
Tsing	1644	regiert	9



Ein berühmtes Eingangsthor in Peking.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Wirren von 1900/1901.

Die Wirren von 1900/1901. — 1. Gründe und Ursachen der Wirren; 2. Der verunglückte Seymoursche Entsatzversuch; 3. Die Erstürmung der Takuforts; 4. Die Kämpfe in und um Tientsin; 5. Die Belagerung der Gesandtschaften und ihr Entsatz; 6. Die Rüstungen der Verbündeten und weitere Operationen; 7. Allgemeine Betrachtungen.



Im Kaiserviertel zu Peking.

I.

Unter den Ereignissen in China, die in neuester Zeit unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, machen sich Volksaufstände durch ihre häufige Wiederkehr besonders bemerkbar. Diese periodisch wiederkehrenden sozialen Erschütterungen haben sich erheblich vermehrt, seitdem China seine Thore dem Auslande geöffnet hat und damit in die Weltbewegung des Abendlandes hineingezogen worden ist. Und wie konnte es anders kommen, wenn wir den Gegensatz chinesischer Ansichten und abendländischer Anschauungen, sei es auf dem

Gebiet der Politik und Religion, sei es der Volkswirtschaft u. dergl. m. in Betracht ziehen.

Die Aufstände der Chinesen sind zweierlei Art. Die Zopfträger erheben sich in ihrem Lande entweder gegen die Ausländer und das Fremde, oder gegen- und wider einander. Doch kann auch beides gelegentlich zusammenfallen. Mitunter führt die Empörung gegen die Ausländer oder das Fremde auch zum Aufstande gegen Einheimische oder es tritt, wenn auch seltener, der umgekehrte Fall ein. Auch in den Fällen, die wir aus der jüngsten Zeit im Auge haben, sind die Volksaufstände in China einerseits gegen die christlichen Missionen und damit auch gegen die einheimischen Christen, gegen Zwangsenteignungen und Besitzergreifungen durch die Ausländer, anderseits gegen Regierungsverfügungen, gegen Steuern und von der Obrigkeit vermeintlich verschuldete Teuerung, gegen Beamte oder gegen die herrschende Dynastie gerichtet gewesen.

Mit dieser knappen Aufzählung der Ursachen, die in China zu Unruhen und blutigen Aufständen führen, sind natürlich nicht alle möglichen Fälle erschöpft. Es kann auch vorkommen — und es kommt thatsächlich vor — daß man die Motive des aufständischen Pöbels gar nicht kennt oder wenigstens nicht erfährt.

Die Wirren von 1900/1901 gehören unseres Dafürhaltens vornehmlich unter die zweite der eben erörterten Arten. Die ganze Bewegung ist der Ausfluß einer allgemein in China herrschenden sozialen, religiösen und politischen Unzufriedenheit. Aber stark geschürt wurde diese Unzufriedenheit noch durch den Fremdenhaß und die aus grenzenloser Selbstüberhebung entspringende Verachtung alles Fremden. Jener zieht in neuester Zeit seine Nahrung vornehmlich aus dem Umstande, daß an Ausländer viele Konzessionen zum Bau von Eisenbahnen und zur Ausbeutung von Minen gegeben, daß Gebiete „pachtweise" an mehrere europäische Großmächte abgetreten sind u. dergl. m. Kein Volk der Erde ist überdies je, wie uns schon aus dem Abschnitt „Geheime Gesellschaften" (s. S. 301 u. ff.) bekannt ist, von so vielen Geheimbünden durchwühlt und zerrissen worden, wie das Chinesenvolk. Im Grunde sind die jüngsten Wirren zweifellos durch die Thätigkeit von Geheimbündlern hervorgerufen worden.

Was aber jene, seit vielen Jahren im ganzen Kaiserreiche herrschende Unzufriedenheit hervorgerufen hat, das hat der Verfasser kurz nach Ausbruch der Wirren in einem Artikel darzulegen versucht, der in einer Zeitschrift erschien, und aus dem es uns erlaubt sei, die folgenden Stellen zu citieren, da sie ein Streiflicht auf die allgemeine Lage Chinas zur Zeit des Ausbruches werfen:

„Die große Mehrzahl der Bevölkerung Chinas lebt von der Hand in den Mund. Das Angebot der niedern Arbeitskräfte ist stets so groß, daß die Arbeiter zufrieden sein müssen, nur die notwendigsten Bedürfnisse auf einfachste Weise befriedigen zu

können; die Not zwingt sie dazu, im Schmutze der Armut ihr Leben hinzubringen. So kommt es denn, daß sich, besonders in großen Handelsplätzen, eine Überzahl arbeitsfähiger Menschen ohne hinreichende Beschäftigung ansammelt. Dazu gehört namentlich die Unzahl von Lohnarbeitern (Kulis), die kein Geschäft erlernt haben und keinerlei Schulbildung besitzen, daher nur die allergewöhnlichsten Arbeiten verrichten können. Entlassene Soldaten vermehren noch die Zahl und sind ein noch schlimmeres Element, da sie an regelmäßige Verpflegung bei regelmäßigem Nichtsthun gewöhnt sind.

Ein weiterer Grund für die allgemeine Unzufriedenheit ist die Unzahl der sogenannten Gelehrten, die Schulen durchgemacht, vielleicht sogar litterarische Grade in den Staatsprüfungen erlangt haben, aber stellenlos sind. Diese Leute sind in der Regel verheiratet und haben eine Familie, vielleicht auch noch alte Eltern zu ernähren. Sie haben viele Jahre unsäglicher Mühe angewendet, um die chinesischen Klassiker auswendig zu lernen und sich die übliche Redeweise für schönen Stil anzueignen. Von Realkenntnissen haben sie kaum eine Spur. Handarbeit irgend welcher Art halten sie für unter ihrer Würde. Früher bot sich dieser Klasse von Litteraten Gelegenheit, als Schullehrer, Sachwalter, Schreiber, Ärzte, Wahrsager, Geomanten u. dergl. m. ihren Unterhalt zu erwerben. Da aber ihre Zahl in den letzten Jahrzehnten ungemein zugenommen hat und die Einnahmequellen infolge der bedeutend gesteigerten, von der Regierung geforderten Steuern sich verringern, so kann eine große Zahl kaum die notdürftigsten Mittel zur Fristung der Existenz finden.

Ferner vernichtet auch die Einfuhr der fremden Handelsprodukte einen großen Teil der Hausindustrie der Chinesen. Besonders durch die massenhafte Einfuhr ausländischer Kleiderstoffe werden Millionen Frauen und auch Männer, die sonst ihr tägliches Brot durch Spinnen und Weben sich verdienten, arbeitslos. Der Handel geht überhaupt mehr und mehr in die Hände der Ausländer über. Fremde Güter dürfen unter Transitpaß weit über die Vertragshäfen hinaus ins Innere geführt werden, ja, in Wirklichkeit dürfen fremde Produkte schon jetzt das ganze Reich überschwemmen. Die Opiumeinfuhr entzieht dem Lande jährlich viele Millionen Thaler für ein schädliches Genußmittel. Der enorm zunehmende Anbau des einheimischen Opiums verringert einerseits die Produktion von Nahrungsmitteln und anderen nützlichen Kulturpflanzen, vermehrt dagegen die Zahl der Opiumraucher, namentlich unter den Frauen. Arme Opiumraucher sind aber zu den schlimmsten Verbrechen geeignet und willig.

Die bereits ungeheuern Ausgaben für den Götzendienst werden ferner von der Regierung durch die kaiserliche Genehmigung vieler neuer Tempel Jahr für Jahr noch vermehrt. Der Aberglaube verschlingt in China jährlich ungezählte Millionen von Thalern. Und was kostet nicht die Unterhaltung der Legionen von Tempeln und Klöstern! Spielsucht ist bekanntlich ein anderes Nationallaster der Chinesen, das viel Unheil anrichtet. Räuber und ähnliches Diebsgesindel machen beständig und an vielen Orten Leben und Eigentum unsicher, während kleinere und größere Aufstände Dörfer und auch Städte verwüsten. Dies alles zehrt am Mark des Volkes, ohne daß ihm für die Verluste ein Ersatz würde.

Der Einfluß der christlichen Mission wird namentlich von den Mandarinen und Litteraten gehaßt. Jene haben von ihr nur Unannehmlichkeiten, aber nichts für ihren weiten und oft leeren Beutel. Ebenso geht es den Litteraten; auch ihnen wird keine Vermehrung des Einkommens durch die Mission und die Ausländer überhaupt zuteil, und darum haßt man sie. Die Mission bringt überdies eine anders geartete Bildung, während die Gelehrtenkaste nur ihre altchinesische anerkennt; an ihr halten sie schon aus angeborener Abneigung gegen alles Fremde fest. Missionshospitäler schmälern auch

Tausenden von einheimischen Quacksalbern und Apothekern ihr Einkommen. Die so Geschädigten müssen daher natürlich der Mission Haß entgegenbringen, weil das Silber für sie mehr Wert hat als die Gesundheit ihrer Landsleute.

Der Druck durch die Fremdmächte wird der chinesischen Regierung immer unerträglicher. Die Zopfträger sehen mit Angst, ja mit Grauen auf die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Ansprüche der Westmächte. Die zwangsweise Erfüllung der abgepreßten Zugeständnisse wird den altkonservativen Gelehrten und Mandarinen immer unerträglicher. Die Zahl der den Fremden geöffneten Häfen ist von anfangs vier im Laufe von kaum sechzig Jahren auf dreißig gestiegen, durchaus nicht auf Wunsch der Chinesen, sondern durch Zwang vom Auslande her. Von der Seeküste sind solche geöffneten Handelsplätze bereits am Yangtse bis 1500 Seemeilen ins Innere des Landes vorgerückt. Jeder neu geöffnete Hafen entzieht aber den Mandarinen, Zöllnern u. dergl. m. ein größeres Gebiet ihres unregelmäßigen Einkommens. Auch wachsen damit die Ansprüche an die Beamten behufs Schutzes der Ausländer. Die chinesische Regierung muß nämlich jedem Ausländer, der einen Paß von seinem Konsul erlangen kann, erlauben, irgend welche Gebiete des Reiches zu bereisen, soweit sich chinesische Gerichtsbarkeit erstreckt, und wird von der betreffenden Macht für Leben und Eigentum des Reisenden verantwortlich gemacht. China hat sich dazu verstehen müssen, den Missionaren das Recht zu erteilen, im Innern zu wohnen, auch Eigentum zu erwerben, und sieht sich gezwungen, sie auch zu schützen.

Der chinesische Gelehrte bemerkt natürlich mit großem Unbehagen das unaufhaltsame Eindringen fremder Anschauungen, wodurch die altchinesische Gedankenwelt zerstört wird. Alte Staatsgesetze werden fraglich, die absolute Machtbefugnis der Mandarine und anderen Vorgesetzten wird untergraben, das Ansehen der Götter, der Ahnen, überhaupt der alten Reichsreligion sinkt immer mehr; die alten Sitten kommen in Verfall und dies nicht allein durch die sich jährlich mehrenden Gotteshäuser, deren Diener Hunderttausende von Missionsschriften an die Landeskinder verteilen und die überallhin ihren Weg finden, sondern besonders auch durch Chinesen, die fremde Schulen — sei es Missionsschulen oder Schulen anderer Art in den Hafenstädten — besucht haben. Ferner kommen jährlich Tausende von Chinesen in ihre Heimat zurück, die lange Jahre im Auslande zugebracht haben. Obschon sie meistens den unteren Volksschichten angehören, so verbreiten sie doch unter ihren Angehörigen und Bekannten fremde Anschauungen.

Leider werden die Chinesen nicht nur mit den Lichtseiten der abendländischen Kultur bekannt, sondern vielleicht in noch höherem Maße mit ihren Schattenseiten. Der rücksichtslose Wettbewerb der Kaufleute, die Eifersucht der Westmächte unter einander, sowie die mancherlei Intriguen von deren Vertretern gegen andere in Peking, ferner aber auch die tief bedauernswerte Zersplitterung der christlichen Mission — nicht allein der Haß der Katholiken gegen die Protestanten und umgekehrt, sondern auch das feindliche Auftreten einer protestantischen Mission gegen die andere protestantische — alles das bleibt natürlich den leitenden Kreisen Chinas nicht verborgen. Alles dies bestärkt sie in ihrer Verachtung gegen die Ausländer, die einander selbst nicht achten. Das Leben dieser in den Vertragshäfen entspricht auch nicht immer dem christlichen Ideal, ja, vielfach nicht einmal den berechtigten Ansprüchen chinesischer Moral. Die Chinesen im Auslande kommen ebenfalls viel mehr in Berührung mit Leuten aus den Kreisen, die von Gewinnsucht und Genußsucht erfüllt sind, als mit den Vertretern wahrer Geistes- und Herzensbildung, für die ihnen auch häufig das Verständnis abgeht. Daher kommt es, daß der Chinese gern die Schattenseiten der Kultur des Abend-

landes mit den Lichtseiten seiner eigenen zusammenstellt, darüber aber die schreienden Mißstände vergißt, die unter seinen Augen herrschen. Jedenfalls fühlt sich die große Mehrzahl der Chinesen mehr abgestoßen als angezogen von alle dem, was sie auch im gesellschaftlichen Leben der Ausländer sich abspielen sehen.

Auf die chinesischen Politiker wirkt noch in empfindlicher Weise die thatsächliche Unzuverlässigkeit der auswärtigen Politik. Man sieht, daß die feierlichsten Verträge nur so lange geachtet werden, bis die eine Partei die Möglichkeit findet, sich zu ihrem Vorteil über sie hinwegzusetzen. Aber auch der Ausschluß der Chinesen aus gewissen Ländern, wie aus Nordamerika, Australien und anderen Kolonien, übt einen größeren Einfluß auf China aus, als man gewöhnlich annimmt. Nicht nur, daß durch die ausgewanderten Chinesen erhebliche Summen nach China wandern, wichtiger ist wohl noch, daß viele in der Heimat überflüssige Arbeitskräfte auswärts guten Erwerb fanden, der nun Tausenden abgeschnitten wird. Wie schon bemerkt ist, ist allerdings in manchen Gegenden des Kaiserreiches eine Übervölkerung vorhanden. Die chinesische Regierung thut aber gar nichts, um die überschüssigen Arbeitskräfte an andere Stellen des Reiches zu befördern, wo sie ihr Brot verdienen könnten. Denn China als Ganzes ist durchaus nicht übervölkert; große Landstrecken sind vielmehr dünn bevölkert und fruchtbares Land liegt wüst da. Die vielen Räuberbanden und Rebellen Chinas, gleichviel unter welchem Namen sie auftreten mögen, werden eben dadurch zu einem chronischen Übel, daß vielen Tausenden der ehrliche Erwerb unmöglich ist."

II.

Diese Ausführungen sind geeignet, ein Licht auf die allgemeine politische und soziale Lage des chinesischen Kaiserreiches beim Ausbruch der Wirren im Jahre 1900 zu werfen. Wie schon gesagt ist, gab sich diese im ganzen Lande herrschende Unzufriedenheit durch das Auftreten von Geheimbündlern in der Provinz Schantung kund. Sie hatten sich schließlich den Namen „Taschuan" d. h. Gesellschaft der verbündeten Patrioten, gegeben.*) Ursprünglich gehörten sie der „Großen Messergesellschaft" an, die bereits seit längerer Zeit in Schantung, namentlich aber, seitdem wir uns daselbst festgesetzt hatten, ihr Unwesen trieb. Die Zahl der Mitglieder wuchs derart

*) Der allgemein gebräuchliche Name „Boxer" stammt aus dem Englischen, und man kann ihn auf zweifache Weise erklären. Die einen leiten die Bezeichnung von einer Übersetzung der Endsilbe „tschuan" d. i. Faust, ab die anderen verstehen darunter eine gewisse Klasse von Chinesen, die sich durch besondere Körperkraft und Gewandtheit auszeichnen. Ihre Beschäftigung bestand gewöhnlich darin, Boten- und Trägerdienste zu versehen, auch dienten sie als Schutzwache Reisenden und Gütertransporten auf den weiten und einsamen, durch Räuberhorden unsicher gemachten Landwegen. Mit der stetigen Entwickelung des Eisenbahnwesens verloren auch viele dieser Leute ihre Beschäftigung und ließen in gefährlicher Weise die Reihen der Unzufriedenen anwachsen. Sie gaben auch der letzten Aufstandsbewegung ihren Charakter; ihre Parole war „Unterstütze die Dynastie, verjage alle Ausländer". Daher hatten sich die Boxer auch zuerst gegen den Eisenbahnbau und die Missionare, die ihrer Ansicht nach nur die verkleideten Spione der Fremden sind, gewandt, als die Urheber ihres sozialen Elends.

an, daß die Regierung ihrer nicht mehr Herr war, und nach Gutdünken raubten, brannten, sengten, ja mordeten sie.

Bereits im Sommer 1899 traten sie häufiger und dreister auf. Anfang 1900 breiteten sie sich auch in die Nachbarprovinz Tschili aus, wo ihre Reihen durch die Mitglieder anderer Geheimgesellschaften bedeutend verstärkt wurden, sodaß sie sich nicht fürchteten, ihr Unwesen selbst in der unmittelbaren Nähe Pekings zu treiben. Da aber, wie schon im Eingange bemerkt ist, kleinere Aufstände in China an der Tagesordnung sind, so hielt man damals die Bewegung für ungefährlich, weil die Regierung gewöhnlich nie große Schwierigkeit hatte, dergleichen Volksausbrüche noch im Keime zu ersticken. Gleichwohl sahen sich die Vertreter der Fremdmächte in Peking bereits Ende Januar 1900 veranlaßt, bei der Centralregierung Vorstellungen über die Bewegung zu machen. Die Regierung wurde aufgefordert, durch ein Edikt die Gesellschaft der „Roten Faust" und des „Großen Messers" als staatsgefährlich und fremdenfeindlich und deren Mitglieder als dem Gesetz verfallen zu erklären. Nach längerer, die chinesische Regierung charakterisierender Zögerung erfolgte schließlich die Veröffentlichung des kaiserlichen Erlasses.

Dieser hatte aber durchaus nicht den erwarteten Erfolg. Die aufrührerische Bewegung nahm vielmehr täglich größeren Umfang an. Bereits Anfang Februar erfolgten die ersten Angriffe gegen Ausländer und zwar gegen Deutsche. In der Nähe Weihsiens (Schantung) waren mehrere Ingenieure mit den Vorarbeiten der deutschen Eisenbahn beschäftigt. Sie konnten sich, von mehreren hundert Geheimbündlern bedroht, nur mit Mühe nach Weihsien durchschlagen. Da die Zahl der Rebellen noch stündlich anwuchs, blieb den Ingenieuren nichts anderes übrig, als sich nach Kiautschou zurückzuziehen. Eine gegen die Aufrührer von dort entsandte Kompagnie fand von ihnen leider nichts mehr vor.

Die Bewegung wurde von diesem Augenblicke an höchst volkstümlich und von Tag zu Tag kühner. Die Angriffe auf Missionen und Bahnarbeiten mehrten sich, die einheimischen Christen wurden arg belästigt, die Gotteshäuser und sonstigen Gebäude der katholischen Missionen niedergebrannt. Der französische Gesandte in Peking machte vergebliche Versuche, die dortige Regierung zum Einschreiten für seine Schutzbefohlenen zu bewegen. Als Ende April sogar Tientsin und Peking bedroht wurden, und die Bewegung einen direkt fremdenfeindlichen Charakter annahm, die Rebellen sogar die Tientsin-Peking-Paoting-Eisenbahn zu besetzen anfingen, entschloß sich die chinesische Regierung endlich dazu, Truppen gegen die Aufrührer zu senden. Diese schienen aber nur wenig geneigt, energisch vorzugehen; viele Soldaten gingen sogar zu den Rebellen über.

Das rasche Anwachsen des Aufstandes auch in der Nähe von Peking veranlaßte die meisten Gesandten, von ihren Regierungen eine Schutzwache

von 50 Mann zu erbitten. Für unsere Gesandtschaft wurde sie dem in Tsingtau stehenden III. Seebataillon entnommen. Am 30. Mai ging die Abteilung mit dem Kreuzer „Kaiserin Auguste", der vom „Iltis" begleitet wurde, nach Taku in See. Das Wachtkommando traf am 3. Juni als letztes in der Hauptstadt ein. Außer diesen beiden Schiffen lagen dort bereits russische, englische und japanische Kriegsfahrzeuge. Da außerdem ein von den Gesandten erzwungenes, von der Kaiserin-Witwe erlassenes Edikt die Aufrührer zur Ruhe mahnte, und General Nieh mit 1500 Mann gegen sie ausgesandt wurde, um die an der Tientsin-Peking-Eisenbahnstrecke immer zahlreicher auftretenden Boxer — denn von jetzt ab kannte man die Rebellen nur unter diesem Namen — zu vertreiben, so glaubten die Vertreter der Mächte, daß die Bewegung nunmehr unterdrückt werden würde.

Hierin hatten sie sich aber arg getäuscht. Denn Nieh hatte insgeheim von der Kaiserin-Witwe den Befehl erhalten, seinen Auftrag ohne Blutvergießen auszuführen. Als seine Truppen daher am 6. Juni von etwa 4000 Boxern umzingelt und zur thätigen Gegenwehr gezwungen wurden, ließ man sie mit dem Verlust einiger Toten entkommen. Aus der ganzen Anordnung der chinesischen Regierung ging nur zu klar hervor, daß ihre Haltung eine zweideutige war, worin die Aufständischen natürlich nur eine Ermunterung sahen. Inzwischen wurde die Lage der Gesandtschaften von Tag zu Tag schlimmer, zumal große Haufen Pöbels sie zu umlagern drohten. An der Spitze der Bewegung stand offenbar Prinz Tuan, der Vater des unmündigen Kaisers.*) Damit war auch festgestellt, daß die Kaiserin-Witwe mit den Boxern unter einer Decke spielte. Diese wurden von der Regierung mit Geldmitteln versehen und zu einer politischen, gegen die Ausländer gerichteten Partei organisiert.

In Hinsicht auf die bedrohte Lage der Gesandten in Peking hatten die in Taku mit ihren Schiffen liegenden fremden Admirale beschlossen, ein Expeditionskorps nach Peking zu entsenden. Da Landtruppen nicht zur Verfügung waren, so wurde aus den vor Taku liegenden Kriegsschiffen ein Entsatzkorps zusammengestellt. Es war zusammengesetzt aus Deutschen (22 Offiziere und 487 Mann),**) Engländern (22 Offiziere und 850 Mann), ferner aus Russen, Franzosen, Österreichern, Italienern und Amerikanern. Das Kommando über das deutsche Kontingent hatte der Kapitän zur See von Usedom. Admiral Lord Seymour erhielt als Ältester im Range die

---

*) Ergänzend muß hier angeführt werden, daß die Kaiserin-Witwe im Frühjahr 1899 den Kaiser Kuang Hsü absetze und dafür den jungen Sohn des Prinzen Tuan zum Thronfolger ernannte. Infolge der Friedensverhandlungen ist dieser 10jährige Knabe wieder von der Bildfläche verschwunden.

**) Die Mannschaften waren den Kreuzern „Hansa", „Hertha", „Kaiserin Augusta" und „Gefion" entnommen.

Befehlsführung. Das Korps sollte mit der Bahn, soweit sie noch nicht von den Boxern zerstört war, nach Peking befördert werden.

Die Verladung geschah von der Endstation Tongku aus, das gegenüber Taku gelegen ist, am 10. Juni. Schon in Tientsin bemerkte man, daß die Boxer alles versuchen würden, die Beförderung mit der Bahn zu verhindern. Eine 400 Mann starke Abteilung wurde daher in Tientsin zurückgelassen, um die Verbindung nach rückwärts zu sichern. Bei der Station Yangtsin mußte aber noch an demselben Abend Halt gemacht werden, da die Bahnlinie weiterhin mehrfach zerstört war. Nachdem die Wiederherstellung gelungen war, traf die Expedition am 12. Juni in Lufa ein, wo eine kleine englische Abteilung zurückgelassen wurde. Noch an demselben Nachmittage erreichte man Liangfang, das 40 km von Peking entfernt ist. Hier fand man, daß die weitere Bahnstrecke zum großen Teil zerstört war und ihre Herstellung sehr schwierig sei.

Die nächsten Tage verliefen, ohne daß man irgend welchen Fortschritt machen konnte. Die Expedition wurde verschiedentlich von Boxern belästigt, auch machte sich Mangel an Munition, Proviant u. dergl. m. fühlbar. Ferner erfuhr man, daß starke Abteilungen kaiserlicher Truppen den Befehl erhalten hatten, das Landungskorps am Weitermarsch zu hindern. Unter diesen Umständen schien es den Führern dieses Korps am geratensten, den Rückzug nach Tientsin anzutreten, zumal sich ergab, daß der Schienenweg dorthin wieder zum großen Teile von den Boxern aufgerissen worden war.

Der Rückmarsch erfolgte am 17. Juni. Die Lage des Korps wurde nun sehr gefährdet, da sich überall durch kaiserliche Truppen verstärkte Boxerabteilungen zeigten, die auch das Entsatzkorps verschiedentlich angriffen. Hierbei hatten nur wir Deutschen 1 Toten und 15 Verwundete. Im ganzen waren bis zum 18. Juni 10 Mann gefallen, 51 verwundet. Die Beerdigung der Gefallenen fand am folgenden Tage bei Yangtsin statt. Auf dem ganzen weiteren Rückzuge bis Tientsin wurde das Korps empfindlich von den Aufständischen bedrängt; mehrere Dörfer mußten mit Sturm genommen werden, und die Zahl der Toten und Verwundeten stieg von Tag zu Tag. Am 22. Juni kam es bei dem nordwestlich von Tientsin gelegenen Hsiku, wo sich auch ein Arsenal befindet, zu einem heftigen Gefecht. Nach hartem Kampfe konnte das Arsenal genommen werden.

Dort verblieb die Expedition, da der Platz ein guter Stützpunkt war, bis Hülfe von Tientsin eintraf. Aber an Ruhe war auch hier nicht zu denken, denn noch an demselben Tage wurde der Ort von starken Chinesenabteilungen angegriffen. Bei dieser Gelegenheit hatten wir 6 Tote und 16 Verwundete. Unter jenen war der Korvettenkapitän Buchholz, unter diesen die schwerverwundeten Leutnants von Krohn und Lustig. Am folgenden Tage erneuerten die Chinesen den Angriff, der aber mittels der im Arsenal befindlichen Geschütze unter schweren Verlusten des Feindes abgewiesen wurde.

Von nun an wurde die Expedition weiter nicht belästigt. Am 25. Juni kam ihr schließlich eine deutsch-russische Abteilung zu Hilfe, und nachdem Tags darauf das ganze Arsenal zerstört worden war, wurde der Rückmarsch auf Tientsin fortgesetzt, wo das Landungskorps nach mehr als 14tägiger Abwesenheit wieder am 26. abends eintraf. Die hiermit beendete und leider mißlungene Expedition hatte im ganzen 61 Tote und 223 Verwundete zu beklagen; von dieser Zahl fielen 11 Tote und 57 Verwundete auf das deutsche Kontingent.

III.

Während sich nun diese Vorgänge auf dem Wege von Tientsin nach Peking abspielten, hatten die Verbündeten auch zwischen Tientsin und Taku schwere Kämpfe zu bestehen. Seit dem Abzuge des Expeditionskorps nach Peking nahmen die Chinesen eine immer feindseligere Haltung gegen die in Tientsin lebenden Ausländer an. Boxerbanden plünderten Hof und Haus der Eingeborenen und mordeten ihre eigenen Landsleute. Als schließlich kaiserliche Truppen mit Artillerie die Fremdenniederlassungen Tientsins zu beschießen anfingen, die Eisenbahnverbindung zwischen diesem Platze und Tongku, der Endstation, unterbrochen und die Besatzung der Takuforts bedeutend verstärkt worden war, entschlossen sich die verbündeten Admirale zu energischem Eingreifen, da das Leben und das Eigentum der Ausländer ihnen äußerst bedroht erschienen.

Zunächst galt es, einen ungehinderten Verkehr zwischen Taku und Tientsin zu sichern. Das erste Erfordernis hierzu war, sich der Takuforts, die den Eingang zum Peiho, an dem ja Tientsin gelegen ist, sichern, zu bemächtigen (siehe „Küstenbefestigungen", S. 149 u. ff.). Schon hatten die Chinesen in der Peihomündung Minen gelegt und damit kundgegeben, daß sie die Einfahrt in den Fluß, der nach Tientsin führt, zu versperren beabsichtigten. Deshalb wurde am 15. Juni ein Kriegsrat der Kommandanten aller dort liegenden fremden Kriegsschiffe abgehalten und in ihm beschlossen, an den Kommandeur der Takuforts ein Ultimatum zu schicken, daß er alle Forts bis 2 Uhr morgens am 17. Juni zeitweilig zu räumen habe. Da die Barre des Peiho ein Einfahren der größeren Schiffe nicht gestattete, diese sogar 8 nautische Meilen außerhalb der offenen Rhede bleiben mußten, so waren die Verbündeten, wenn der Kommandant der Forts die Räumung verweigerte, nur auf die Landungskorps und die kleineren Kriegsfahrzeuge angewiesen. Von diesen standen im ganzen neun zur Verfügung.*)

Die Flottille ankerte am späten Abend des 16. zwischen Tongku und

---

*) Es waren dies „Iltis" (Deutsch), „Bobr", „Giljak", „Korejec", „Gaidamak" (Russisch), „Algerine", „Whiting", „Fame" (Englisch) und „Lion" (Französisch), sämtlich kleine Schiffe, darunter zwei Torpedobotzerstörer.

Taku, bereit, nach Ablauf des Ultimatums die Forts zu beschießen. Ein internationales Landungskorps sollte unter dem Kommando des Kapitäns zur See Pohl, des Kommandanten der „Hansa", den eigentlichen Sturm ausführen. Zu diesem Zwecke war deutscherseits bereits früh am 16. ein 120 Mann starkes Korps in Tongku gelandet worden, dem sich 20 Österreicher anschlossen. Das ganze Landungskorps wurde darauf verstärkt durch 330 Japaner, 250 Engländer, 200 Russen und 25 Italiener; es war demnach zusammen etwas über 900 Mann stark. Der Tongkubahnhof war der Sammelplatz.

Spät abends am 16. traf die Antwort des Kommandanten der Forts ein, die, wie man erwarten durfte, das Ansuchen der fremden Kommandanten abwies. Um 1 Uhr nachts wurde bereits von allen Forts das Feuer auf die Schiffe im Flusse eröffnet, ohne jedoch während der ersten Stunde irgendwelchen Schaden anzurichten. Um 2 Uhr begannen die Kriegsfahrzeuge unter dem Befehl des Höchstkommandierenden, des Korvettenkapitäns Lans vom „Iltis", die gemeinsame Beschießung, und zwar richteten die Deutschen und Engländer ihr Feuer auf die Nordforts, die Russen und Franzosen auf die Südforts.

Bei Tagesanbruch nahm die Treffsicherheit der Chinesen zu. Namentlich richteten sie ihr Feuer auf den „Iltis", der sich aus Mangel an weittragenden Kanonen näher an die Nordforts heran legte, um mit seinen Revolvergeschützen die chinesischen Bedienungsmannschaften zu treffen. Deshalb war das Schiff natürlich dem feindlichen Feuer mehr ausgesetzt als die anderen Fahrzeuge, und es wurde daher arg beschädigt; auch die Zahl der Toten und Verwundeten war nicht gering. Der „Iltis" erhielt über 20 Volltreffer aus 12—21 cm-Geschützen, von deren Granaten ein Teil im Schiff und auf dem Schiff krepierte; am meisten litten die Aufbauten, die Kesselanlagen blieben unversehrt. Wir hatten 8 Tote, darunter Oberleutnant z. S. Hellmann. Eine Granate krepierte gegen 6 Uhr morgens dicht beim Kommandanten Lans, der schwer verwundet wurde. Trotzdem behielt er die Führung des Schiffes. Die Maschinengeschütze zeigten sich sehr wirksam, denn die chinesischen Bedienungsmannschaften mußten das schwächer und schwächer werdende Feuer endlich einstellen. Noch vor 5 Uhr war das erste Nordfort zum Schweigen gebracht und zum Erstürmen reif.

Inzwischen war die etwa 800 Mann starke Abteilung unter der Führung des Kapitäns Pohl von Tongku her bis auf geringe Entfernung an dies Fort unbemerkt herangegangen. Sobald das Fort das Feuer eingestellt hatte, wurde der Sturm unternommen, der auch ohne bedeutende Verluste in unglaublich kurzer Zeit gelang. Die deutsche Flagge war die erste, die von den zerschossenen Mauern wehte. Auch die Erstürmung des zweiten Nordforts wurde sofort unternommen, und es wurde, ohne daß man auf Widerstand stieß, besetzt. Auch hier waren die Deutschen die ersten. Nun kam

der Befehl, die schweren Geschütze, die man hier noch unbeschädigt vorgefunden hatte, auf das gegenüberliegende Südfort zu richten. Der zweite Schuß brachte bereits ein Pulvermagazin zur Explosion, nachdem vom „Iltis“ kurz zuvor schon ein anderes in die Luft gesprengt war. Hiermit war auch das Südfort zum Sturme reif. Gegen 7 Uhr wehte die deutsche Flagge auf dem ersten Südfort, und zwar kommt Deutschen und Österreichern die Ehre des Sieges zu, während die anderen Verbündeten sich des zweiten Südforts bemächtigten. Hiermit war der Kampf beendet.*) Die arg zugerichteten Befestigungen wurden natürlich von den siegreichen und tapferen Truppen besetzt.

Dieser schöne Sieg war freilich mit schweren Verlusten erkauft worden. Die Verbündeten zählten 118 Tote und Verwundete. Davon kamen auf die Deutschen außer den bereits erwähnten Verlusten noch 14 Verwundete. Der Feind hatte 700 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Außer dem „Iltis“ waren auch die anderen Schiffe mehr oder weniger schwer beschädigt. In den Annalen unserer Geschichte wird dieser Tag sich stets den ruhmreichen Thaten der Vergangenheit würdig anreihen.

IV.

Die Lage der in Tientsin lebenden Ausländer gestaltete sich von Tag zu Tag bedrohlicher. Dies Viertel liegt am rechten Ufer des Peiho, der die Millionenstadt von Ost nach West durchfließt. Mit den Fremdenniederlassungen ist sie durch Vorstädte verbunden. Nordwestlich liegt die Tatarenstadt, der von einer Ringmauer umschlossene, innerste Stadtteil, während gegenüber auf dem anderen Flußufer die Chinesenstadt liegt. Dort standen auch die Kriegsschule, der Bahnhof und außerhalb im Nordosten ein großes Arsenal. Ein zweites Arsenal befand sich südlich von Tientsin, wo, ebenso wie im Osten, chinesische Vorstädte das Fremdenviertel umklammerten. Die Verhältnisse für die Ausländer, sich in Tientsin zu behaupten, lagen demnach höchst ungünstig.

Zum Schutze der Fremdenniederlassung waren von den bei Taku liegenden Kriegsschiffen kleinere Abteilungen nach Tientsin entsandt worden, sodaß sich allmählich dort über 850 Soldaten der Verbündeten angesammelt hatten. Wenn auch bis zum 15. Juni eine unmittelbare Gefahr nicht vorlag, so war doch soviel klar, daß bei der ungünstigen Lage des Fremdenviertels, das nicht nur von der Ringmauer, sondern namentlich von der Militär-

*) Mittags wurden noch die im Fluß liegenden Minen gesprengt. Vier neue chinesische Torpedobote, die zu entfliehen suchten, wurden während des Kampfes von den Engländern genommen; je eins erhielten die Deutschen, Engländer, Russen und Franzosen.

schule und den Arsenalen aus wirksam beschossen werden konnte, diese kleine Abteilung zur Verteidigung lange nicht ausreichte. Am genannten Tage machte der Feind den ersten Angriff und zwar indem er in der Nacht den von den Russen besetzten Bahnhof angriff, doch wurde er mit schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Sobald die Nachricht von der Erstürmung der Takuforts nach Tientsin gedrungen war, zeigten auch die Aufständischen eine regere Thätigkeit. Das im Westen der Stadt gelegene Fort begann die Fremdenniederlassung stark zu beschießen, und auch die Chinesen eröffneten von der Kriegsschule her, die ein massives Gebäude war, das Feuer auf diese. Es wurde deshalb beschlossen, zunächst die Schule unschädlich zu machen. Unter der Führung des Kapitänleutnants Kühne setzte am Nachmittage eine 160 Mann starke Abteilung in Booten über den Fluß und gelangte, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, über den Wall, der das Gebäude umgab, in das Thor und dann in das Haus hinein. Bei dem Handgemenge, das sich jetzt entspann, wurden viele Chinesen niedergemacht; auch die Verbündeten hatten einige Tote und Verwundete. Nachdem die Geschütze usw. unbrauchbar gemacht worden waren, steckte man die Schule in Brand.

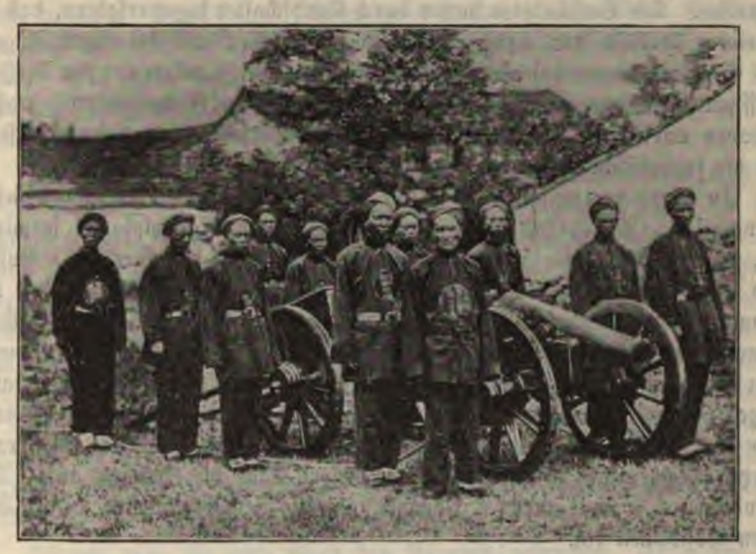


Blick auf Tientsin von seinem Park aus.

Inzwischen waren von Taku aus Verstärkungen in Tientsin eingetroffen; die Verteidigungstruppe zählte jetzt etwa 2000 Mann und wurde unter den russischen General Stößel gestellt. Sie war keinen Augenblick zu früh gekommen, denn während der nächsten Tage waren die Angriffe der Boxer wie auch der kaiserlichen Truppen außergewöhnlich ungestüm. Nachdem, wie schon erwähnt ist, die Entsatzkolonne Admiral Seymours durch die verstärkten Truppen unter General Stößel am 25. Juni beim Fort Hsiku befreit worden war beschloß dieser, das Arsenal im Nordosten zu nehmen, um so,

die Verbindung zwischen Tientsin und Taku völlig zu sichern.*) Mehrere Geschütze wurden deshalb am 27. in Stellung gebracht und der Angriff am nächsten Vormittag ins Werk gesetzt. Bereits gegen 1 Uhr wurde das feindliche Feuer schwächer; darauf gelang es der Artillerie, das Arsenal in Brand zu schießen und die Pulvermagazine explodieren zu machen. Die Chinesen, hierdurch völlig entmutigt, suchten ihr Heil in der Flucht.

Ende Juni trafen noch weitere Verstärkungen in Tientsin ein, darunter 800 Japaner, sodaß die Verbündeten jetzt über etwa 5000 Mann gegenüber mindestens 25000 Chinesen verfügten. Die ersten Tage des Juli sahen wiederum mehrere blutige Kämpfe, an denen meist Russen und Japaner teil-



Chinesische Artillerie.

nahmen. Der Bahnhof und die in die französische Niederlassung führende Schiffbrücke waren namentlich die Stätten der hartnäckigen Gefechte, in denen die Russen erhebliche Verluste erlitten. Überhaupt gestaltete sich die Lage für die Verbündeten immer gefährlicher. Der Feind hatte nämlich mehrere neue Batterien in Stellung gebracht und aus diesen, wie auch aus dem Pagodefort nahmen die Aufständischen die Stellungen der verbündeten Kontingente, sowie das Fremdenviertel derart unter Feuer, daß als einziges Rettungsmittel ein gemeinsamer Angriff gegen die feindlichen Positionen erschien.

*) General Stößel hatte bereits auf seinem Marsche von Tongku nach Tientsin am 23. Juni einen Angriff auf dies Fort gemacht, aber es für ratsam gehalten, den Kampf am späten Abend abzubrechen. Bei dieser Gelegenheit fiel u. a. deutscherseits Leutnant Friedrich.

Zunächst hielt man es für geraten, alle Familien der in Tientsin ansässigen Ausländer nach Taku zu schaffen. Dies gelang auch mittels eines Schleppzuges auf dem Peiho und unter Bedeckung einer deutschen Abteilung am 5. Juli. Auch die Verwundeten wurden dorthin geschafft, da die Lage von Stunde zu Stunde gefährlicher sich gestaltete. Die chinesischen Stellungen waren bedeutend verstärkt worden, ja, die ganze Außenseite der Chinesenstadt schien bis auf eine gewisse Entfernung gleichsam wie mit Geschützen besät zu sein, hinter denen die Aufständischen, Boxer und reguläre Truppen, lagerten. Versuche der Russen, die Stellung des Feindes zu durchbrechen, scheiterten. Der Feind machte überdies mehrfach Versuche, die Offensive zu ergreifen. Die Verbündeten hatten durch Kundschafter sogar erfahren, daß sie in einem Umkreis von mehr als 10 km umschlossen und bei einem Angriff des Gegners einem bösen Kreuzfeuer ausgesetzt sein würden. Am 8. Juli eröffnete dieser wieder schweres Artilleriefeuer, das im Fremdenviertel großen Schaden anrichtete; kaum ein Haus blieb unversehrt und besonders stark litt die französische Niederlassung, die in Trümmer geschossen wurde.

In dieser verzweifelten Lage kam man überein, ohne Verzug den Feind anzugreifen. Am 9. Juli war eine internationale Marschkolonne formiert, die, etwa 2800 Mann stark (1185 Engländer, 1150 Japaner, 335 Russen und 100 Amerikaner), sich zum Angriff rüstete. Den Deutschen fiel der Schutz des Fremdenviertels zu. Höchstkommandierender war Admiral Seymour. Die Kolonne setzte sich bei Tagesanbruch in Bewegung und wurde vom Feinde mit heftigem Feuer empfangen. Doch hielt er nicht lange stand. Gegen 8 Uhr morgens waren die Chinesen aus ihren Stellungen verdrängt und das Westarsenal besetzt; später am Nachmittage wurde es in Brand gesetzt. Namentlich zeichneten sich an diesem Tage die Japaner aus. Der Feind ließ 400 Tote zurück. Darauf nahmen die Verbündeten wieder ihre alten Positionen ein.

Hiermit war aber nur die Gefahr seitens des rechten feindlichen Flügels beseitigt worden. Der Feind auf dem linken Flügel hatte sogar noch die Zuversicht, daß er an den ihm gegenüberstehenden kommandierenden General Stößel das Ersuchen richtete, er möge Tientsin und Taku räumen! Dort dauerte das Geschützfeuer des Feindes fort und richtete im Fremdenviertel bei der Treffsicherheit der Chinesen noch weiteren, bedeutenden Schaden an. Infolgedessen fand am 11. Juli ein gemeinsamer Angriff auf die feindlichen Stellungen im Nordosten der Stadt statt, an dem sich Deutsche, Russen, Franzosen und Japaner beteiligten. Die Chinesen stellten sich zum Kampfe und griffen mit starken Kräften und mit ungewohnter Heftigkeit an, mußten aber schließlich weichen. Den verfolgenden Japanern gelang es, sich eines Stadtteils von Tientsin zu bemächtigen, ferner wurden die als Aussichtsturm dienende Pagode und eine Batterie von den Verbündeten zerstört.

Noch an demselben Tage (11. Juli) übernahm der russische Admiral

Alexieff an Stelle des zu seinen Schiffen nach Taku zurückgekehrten Admirals Seymour den Oberbefehl über die Verbündeten. Sie zählten zusammen rund 12000 Mann. Hierzu stellte Deutschland 400 Mann, Rußland 4890; Japaner waren 2400, Franzosen 1750, Amerikaner 1600 und Engländer 1400 Mann.

Es galt also zunächst die Stellungen des Feindes im Nordosten anzugreifen, die ja nur zum Teil unschädlich gemacht worden waren. Man hatte den 13. Juli für den gemeinsamen Angriff bestimmt. In aller Frühe eröffneten die Batterien der Verbündeten das Feuer mit guter Wirkung, worauf ein Teil der Sturmkolonnen auf die feindliche Stellung am Lutaikanal vorging. Bereits um 7 Uhr morgens wurden die chinesischen Stellungen vom deutsch-russischen Kontingent genommen und zwölf Geschütze wurden erbeutet. Der Feind zog sich in die innere Stadt zurück, wo man ihn fürs erste unbelästigt ließ, da man erst die Erfolge auf dem anderen Flügel abwarten wollte.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf diese Stellung fand nämlich auch ein solcher auf das von den Chinesen wieder besetzte Westarsenal statt. An dem Sturme nahmen Engländer, Franzosen, Japaner und Österreicher teil. Der Feind leistete verzweifelten Widerstand und die Verbündeten erlitten schwere Verluste, obwohl sie 40 Geschütze mit sich führten. Erst nach Dunkelwerden gelang es ihnen, bis auf wenige hundert Meter an die Wälle der inneren Stadt vorzudringen. Wegen allzugroßer Erschöpfung wurde jedoch von einem sofortigen Sturme Abstand genommen und die Truppen bivouakierten daher in der gewonnenen Stellung. Bei Tagesanbruch gelang es den Japanern, eines der Thore zu sprengen und durch dieses wie auch durch eine Tags vorher geschlossene Bresche drangen die Verbündeten, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, in die Stadt ein.

Hiermit war die letzte Kraft des Gegners gebrochen. Er wurde nur eine kurze Strecke weit verfolgt, weil es den Verbündeten an Kavallerie fehlte, dann aber auch, weil der Feind die Stadt den Flammen preisgegeben hatte. Wie bei dem hartnäckigen Widerstande des Feindes zu erwarten war, waren auch die Verluste der Verbündeten sehr schwer. Die Japaner hatten 50 Tote und 300 Verwundete, die Amerikaner 15 Tote und 200 Verwundete, die Franzosen 18 Tote und 48 Verwundete, die Engländer 6 Tote und 37 Verwundete; zusammen zählte man demnach 90 Tote und 585 Verwundete.

So befand sich denn Tientsin und seine unmittelbare Umgebung nach mehr als vierwöchigen schweren Kämpfen im Besitze der Ausländer. Das war ein schöner Erfolg der fremden Waffen, der nicht nur in materieller, sondern auch in moralischer Beziehung einen unschätzbaren Einfluß auf die Chinesen ausüben mußte. Abgesehen hiervon war auch eine weitere Etappe

geschaffen worden, von der aus man endlich einen aussichtsvollen Vormarsch zur Befreiung der Fremden in Peking in Angriff nehmen konnte.

V.

Wir müssen jetzt etwas zurückgreifen, um das Schicksal der in Peking lebenden Ausländer zu verfolgen, die sich ja zum überwiegend großen Teile aus den Mitgliedern der verschiedenen Gesandtschaften, dann aber auch aus solchen der chinesischen Seezollverwaltung und der Missionen zusammensetzten. Fast unmittelbar nach Ankunft der Wachtkommandos, die, wie wir schon wissen, Ende Mai und Anfang Juni in Peking in der Stärke von etwa 500 Mann zum Schutze der Gesandtschaften*) von den in Taku liegenden fremden Kriegsschiffen eingetroffen waren, nahm die Lage der Fremden bereits eine noch bedrohlichere Gestalt an. Die von der Centralregierung angeblich getroffenen Maßnahmen machten sich nicht im geringsten fühlbar, vielmehr war es klar, daß die fremdenfeindliche Partei, an deren Spitze außer der Kaiserin-Witwe der Vater des Prinzen Pu Schün, des neuen Thronfolgers, namens Tuan, stand, mehr und mehr die Oberhand gewannen. Prinz Tuan wurde sogar zum Mitglied des Tsungli Yamen (Auswärtigen Amtes) ernannt.

Von Mitte Juni an waren die in Peking lebenden Ausländer völlig von der Welt abgeschnitten, da die Telegraphenlinien und die Eisenbahn nach Tientsin von den Boxern zerstört waren, die überhaupt jedes Entfliehen aus der Hauptstadt zu vereiteln trachteten. Die Thatsache, daß am 13. Juni die Kirchen und Klöster von den Aufständischen in Brand gesetzt wurden, ließ bereits das Schlimmste befürchten. Regierung, Truppen und Bevölkerung nahmen gegen die Fremden entschieden Stellung. Unter diesen Verhältnissen hielten diese es für angezeigt, das Gesandtschaftsviertel abzuschließen und in Verteidigungszustand zu setzen. Als aber die Nachricht von der Einnahme der Takuforts der Centralregierung gemeldet worden war, forderte sie die Gesandtschaften auf, Peking innerhalb 24 Stunden zu verlassen. Da diese jedoch ausnahmslos der Ansicht waren, daß eine Befolgung dieses Vorschlags sie unbarmherzig der grenzenlosen Wut der Aufständischen in die Arme jagen müsse, und niemand lebendig aus Peking herauskommen würde, so wurde schon aus diesem Grunde dem Ansinnen der chinesischen Staatsminister keine Folge geleistet.

Dies geschah am 19. Juni. Das Gesandtschaftsviertel wurde nun ohne Verzug ringsum von Regierungstruppen besetzt. Hierauf bat der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler, um eine Unterredung im Auswärtigen Amte am 20., um gegen ein solches Vorgehen der Chinesen Einspruch zu erheben und womöglich eine Verständigung herbeizuführen. Die Antwort blieb aus.

---

*) Vergleiche Plan von Peking auf Seite 17.

Darauf machte sich unser kaiserlicher Vertreter am Morgen des 20. Juni in seiner Sänfte, begleitet von dem Gesandtschaftsdolmetscher Cordes, auf den Weg zum Auswärtigen Amte. Ehe er aber dies erreicht hatte, wurde er durch einen Schuß in den Hals von einem chinesischen Soldaten getötet, während Cordes ebenfalls einen Schuß erhielt, der ihn aber glücklicherweise nicht am Entkommen verhinderte.*)

Am Tage nach der Ermordung unseres Vertreters eröffneten reguläre Truppen ein starkes Feuer auf die Gesandtschaftsgebäude. Da sich die mit einer starken Mauer umgebene englische Gesandtschaft am besten zur Verteidigung eignete, so wurden dorthin zunächst alle Frauen nebst den Kindern geschickt, auch richtete man dort ein Krankenhaus ein. Da aber bereits am 22. Juni die Gesandtschaftsgebäude der Franzosen, Amerikaner, Österreicher und Italiener so stark beschossen wurden, daß die Gefahr sehr nahe lag, man werde in ihnen gänzlich abgeschnitten werden, so kam man nach gepflogener Beratung zu dem Entschlusse, die Gebäude nach Rettung der Archive preiszugeben und sich insgesamt in die britische Gesandtschaft zu flüchten. Die deutsche Gesandtschaft verblieb aber nach wie vor unter dem Schutze des eigenen Detachements.

Von Anfang Juli an mußte die Verteidigung auf diese beiden Gebäude beschränkt werden. Die Chinesen schoben unter fortgesetztem heftigen Geschütz- und Gewehrfeuer ihre Stellungen in den folgenden Tagen immer näher an die Mauer der deutschen und englischen Gesandtschaft heran. Besonders that sich die deutsche Abteilung unter ihrem tapferen Führer, dem Oberleutnant Grafen Soden, bei der Verteidigung hervor. Obwohl sie einen Sturm glänzend abgeschlagen hatte, wagte der Feind doch am 13. Juli einen zweiten Angriff. Mit den ihm noch übrig gebliebenen 34 Mann — die übrigen 16 waren gefallen oder verwundet — unternahm Graf Soden einen Angriff auf den numerisch sehr stark überlegenen Gegner, der es vorzog, mit den Bajonetten der Deutschen nicht bekannt zu werden und davonlief.

Dann folgten einige Tage der Ruhe. Am 17. Juli wurde zu ihrer großen Überraschung den Belagerten ein Waffenstillstand angeboten, und somit waren sie fürs erste wenigstens von der dringendsten Gefahr befreit. Diese Waffenruhe währte bis zum 9. August. Doch war die dazwischen liegende Zeit keineswegs eine angenehme. Denn abgesehen davon, daß der Munitionsvorrat stark zusammengeschmolzen war, und man doch täglich wieder einen erneuten Angriff erwarten konnte, fingen auch die Lebensmittel

---

*) Die Leiche des Gesandten wurde später geborgen, bis auf weiteres in Peking beerdigt, um später nach Deutschland übergeführt zu werden. Die Beisetzung fand in dem Heimatorte des Verstorbenen, Münster i. W., im August 1901 unter großen Feierlichkeiten statt.

an bedenklich abzunehmen, obwohl den Belagerten vom Auswärtigen Amte ab und zu etwas Proviant geschickt wurde.*)

Vom 10. August an begannen die Chinesen wieder auf die Gesandtschaften zu schießen. Die Ursache war die Nachricht von dem Heranzuge der verbündeten Entsatzarmee, die auch den Eingeschlossenen übermittelt worden war. Auch hörten diese schon am folgenden Tage den Donner der fremden Geschütze. Nachdem der 12. fast ganz ruhig verlaufen war, erfolgte am Abend des 13. während eines schweren Gewitters ein erneutes Feuer auf die Gesandtschaften und zwar mit einer bisher unerhörten Heftigkeit. Seitens der Belagerten wurde das Feuer der Dunkelheit halber und weil der Feind keinen Angriff wagte, nicht erwidert. Ihre Verluste waren ganz gering. Schon vor Tagesanbruch am 14. August waren die Entsatztruppen vor den Gesandtschaften und wurden kurze Zeit darauf mit stürmischen Hurras von den mehr als zwei Monate lang Eingeschlossenen begrüßt. Die Chinesen waren beim Herannahen der fremden Truppen gewohnheitsmäßig nach allen Seiten hin zerstoben.

Damit war der große Endzweck der Entsatzarmee erfüllt. Wie es ihr auf dem Marsche von Tientsin nach Peking erging, soll sogleich erzählt werden. Staunenswert sind jedenfalls der Mut und die Ausdauer der von den Aufständischen so lange Eingeschlossenen, Männer, Frauen und Kinder, staunenswert aber auch ist es, wie eine so kleine Abteilung der ganz unvergleichlich stärkeren feindlichen Macht so viele Wochen lang trotzig und unbesiegt die Stirn bieten konnte. Die Geschichte weist nur wenige Beispiele auf, die man der heldenmütigen Verteidigung der Gesandtschaften zu Peking an die Seite stellen könnte. Und unter diesen — und dies gereicht uns Deutschen namentlich zur Ehre und darf uns mit berechtigtem Stolze erfüllen — waren es unsere deutschen Landsleute, deren Schläfen mit den reichsten Lorberkränzen geschmückt zu werden verdienen!

* * *

Wir müssen jetzt nochmals in die Vergangenheit zurückgreifen, um den Marsch des zweiten Entsatzkorps zu verfolgen, das ja seine Aufgabe, wie wir eben gesehen haben, trotz aller Hindernisse glänzend löste. Nachdem die Verbündeten sich zu Herren der Stellung in und um Tientsin gemacht hatten, trat an sie die Aufgabe heran, alles zu versuchen, um die in Peking eingeschlossenen Ausländer zu befreien. Über ihr Schicksal waren bis dahin nur unbeglaubigte, meist stark übertriebene Gerüchte in die Außenwelt gedrungen. Trotzdem schenkte man ihnen allgemein Glauben, ja, man hatte sich bereits mit dem schrecklichen Gedanken vertraut gemacht, daß alle in Peking einge-

---

*) Während der letzten Hälfte der Einschließung bildeten Pferde- und Mauleselfleisch, ferner Reis und etwas Gemüse fast die einzige Nahrung der Belagerten.

schlossenen Fremden am 9. Juni einem entsetzlichen Blutbade zum Opfer gefallen seien.

Unter diesen Verhältnissen blieb den Fremdmächten nichts anderes übrig, als den Vormarsch auf die Reichshauptstadt ohne jeden Verzug in Angriff zu nehmen. Er wurde denn auch in einem am 18. Juli in Tientsin abgehaltenen Kriegsrat einstimmig beschlossen. Das Unternehmen war allerdings ein in mancher Hinsicht gewagtes. Denn den etwa 20000 Mann der Verbündeten stand ein der Zahl nach bedeutend stärkerer Feind gegenüber, der auch in Hinsicht auf die artilleristische Bewaffnung ihnen überlegen war. Eine weitere schwache Seite der verbündeten Armee waren der Mangel an Pferden und an einem Fuhrpark. Außerdem war die Julihitze fast unerträglich, und neue größere Verstärkungen aus Europa durften nicht vor August in China erwartet werden.

Schon wenige Tage später drangen einigermaßen glaubwürdige Nachrichten in die Öffentlichkeit, daß die eingeschlossenen Ausländer zum größten Teil noch am Leben seien und sich tapfer gegen ihre Angreifer verteidigten. Bald drangen auch direkte Hülferufe von ihnen nach Tientsin. Dieser Umstand trieb die Verbündeten umsomehr an, ohne Verzug die Offensive zu ergreifen, um die noch am Leben Befindlichen zu retten, und dies ungeachtet der Thatsache, daß die chinesische Regierung und an ihrer Spitze namentlich Li Hung Tschang die Fremdmächte vor diesem Schritte zu warnen versuchten, da er die Ermordung aller Fremden in Peking seitens des Pöbels zur Folge haben müsse.

Im Anfange des August waren bereits die Verstärkungen mehrerer Mächte in Tientsin eingetroffen, sodaß dort insgesamt etwa 31000 Mann zur Verfügung standen. Hiervon kamen auf die Russen 10000, die Japaner 9000, die Engländer 6000, die Franzosen 2600, die Amerikaner 2500 und der Rest von etwa 500 verteilte sich auf die Deutschen, die Italiener und die Österreicher.

Durch Spione hatte man inzwischen erfahren, daß sich ein 25000 Mann starkes feindliches Heer bei Peitsang stark verschanzt hatte. Dieser Ort liegt an der Straße nach Peking in nicht allzugroßer Entfernung von Tientsin. Die Stellung lehnte sich mit dem rechten Flügel an den Peiho und mit dem linken an die Bahn. Durch künstlich herbeigeführte Überschwemmungen war die Stellung noch bedeutend verstärkt worden. Der von den Verbündeten mit allen Streitkräften geplante Angriff mußte jedoch in elfter Stunde aufgegeben werden, weil die Nachricht einlief, daß eine starke feindliche Armee sich südwestlich von Tientsin gelagert hatte. Man beschloß deshalb, etwa die Hälfte der zur Verfügung stehenden Truppen in Tientsin als Besatzung zurückzulassen und mit den anderen 15000 Mann den Vormarsch auf Peking anzutreten. Sie standen unter dem Befehl des russischen Generals Liniwitch, der der Älteste im Range war, und es stellten die Japaner 6000 Mann,

die Russen 3300, die Engländer und Amerikaner je 1800, die Franzosen 400, die Deutschen 200 Mann. Der Rest waren Österreicher und Italiener. Mit dieser Truppe sollte der etwa 100 km lange Weg nach Peking erkämpft werden.

Zunächst galt es, die starke Stellung des Feindes bei Peitsang zu nehmen. Wegen der künstlich erzeugten Überschwemmungen war es unmöglich, den Gegner in der Front anzugreifen. Der Angriff erfolgte daher von beiden Flanken am Vormittag des 5. August und wurde glänzend ausgeführt. Vornehmlich trugen die Japaner zum Siege bei, die dabei freilich schwere Verluste erlitten, denn sie hatten 200 Tote und Verwundete. Die übrigen Verluste betrugen kaum 50 Mann. Schon am nächsten Morgen wurde die Verfolgung des Feindes fortgesetzt, der sich in der Richtung auf das etwa 20 km entfernte Yangtsin zurückgezogen hatte, wo übrigens bereits Chinesen verschanzt lagen. Doch hielten sie nicht lange stand, sondern überließen die Stadt, die Eisenbahnstation ist, den Verbündeten.



Auf Posten in der Kaiserstadt.

Der Feind floh in der Richtung auf Hosiwu zu. Nachdem er noch einmal schwachen Widerstand geleistet hatte, trieben ihn die Verbündeten vor sich her bis nach Peking. Am 12. August waren die verbündeten Truppen nur noch wenige Kilometer von Peking entfernt. Der Angriff auf die Stadtmauern wurde auf den 14. festgesetzt. Er erfolgte von drei Seiten aus. Den Japanern fiel das am weitesten nach Norden gelegene, den Russen und Franzosen das mittlere der Ostthore zu, während die Engländer und Amerikaner die beiden südlich gelegenen Thore stürmen sollten. Nach mehrstündiger Beschießung und Sprengung der Thore gelang es, in die Stadt einzudringen und, wie uns schon bekannt ist, die Gesandtschaften am 15. August zu befreien.

Es ist zu bedauern, daß es der Expedition nicht gelungen ist, den kaiserlichen Hof gefangen zu nehmen, wodurch die Wirren vielleicht ihren

Abschluß gefunden hätten. Aber die Kaiserin-Witwe, der Kaiser usw. hatten bereits am 12. August Peking verlassen und sich nach Singan Fu, der Hauptstadt von Schensi, geflüchtet.*) Hierdurch wurde, wie gesagt ist, eine Beilegung des Streites auf die lange Bank geschoben, denn an eine Verfolgung dorthin konnte nicht gedacht werden. Aus den in Peking von den Verbündeten vorgefundenen Dokumenten ging aber zweifellos hervor, daß die Kaiserin-Witwe, viele Prinzen und die meisten hohen Würdenträger das Rückgrat der ganzen Bewegung gewesen waren. Zum äußeren Zeichen der Besitzergreifung der Hauptstadt marschierte am 28. August das ganze Entsatzheer durch die „Verbotene Stadt" (siehe Seite 12 u. ff.) und die kaiserlichen Paläste. Dann wurden diese wieder für die nächste Zeit geschlossen, doch quartierten sich die Truppen in dem übrigen Teil dieses Stadtteils ein.

VI.

Die hinterlistige Ermordung unseres Gesandten in Peking erregte selbstverständlich nicht nur im deutschen Vaterlande einen lauten Schrei der Entrüstung, sondern ganz Europa war über das schwere Verbrechen aufgebracht. Als bald darauf die aus China einlaufenden Nachrichten es immer wahrscheinlicher machten, daß alle in Peking lebenden Ausländer der zügellosen Mordlust der Aufständischen zum Opfer gefallen seien, da stand es bei den großen Kulturmächten Europas fest, daß ohne Verzug außerordentliche Maßnahmen getroffen werden müßten, um das gefährdete Ansehen der abendländischen Civilisation im Osten zu schützen. Hatte ja doch auch schon der Handel ganz erhebliche Störungen und Verluste zu verzeichnen. Auf kaiserlichen Befehl wurden demnach militärische Maßnahmen getroffen, die der politischen Bedeutung Deutschlands in China gemäß waren.

Nachdem am 19. Juni die Mobilmachung des 1. und 2. Seebataillons und des Stabes der Marineinfanterie erfolgt war, handelte es sich weiter darum, für den Dienst über See eine Landarmee zu schaffen. Unter den bestehenden Verhältnissen blieb nichts übrig, als die erforderlichen Truppen-

*) Singan Fu ist nach Peking die mächtigste Stadt im nördlichen China. In der früheren Geschichte des himmlischen Reiches, ehe die Mandschu in die Ebenen von Tschili hinabmarschierten, war es die Hauptstadt Chinas. Lange Zeit blieb es die Hauptstadt. Heutiges Tages bildet der Platz eine der wichtigsten Garnisonen Chinas. Singan Fu zählt eine Million Einwohner. Starke Mauern schützen die Stadt. Von Peking ist es etwa 1000 km in der Luftlinie entfernt. Die Stadt liegt am Hauptabfluß des Hoangho, dem Weiho, und zwar an seinem mittleren Stromlauf. Sie war übrigens im 3. Jahrhundert v. Chr. die Hauptstadt Schi Wang Tis, des Gründers der Tsindynastie; im 7. Jahrhundert n. Chr. war sie einer der bedeutendsten Handelsplätze Chinas, und unter der Mongolendynastie im 11. und 12. Jahrhundert der Sitz eines Prinzen des kaiserlichen Hauses. Aber seit der Zeit dürften seine Paläste zu Ruinen geworden sein, obgleich die Stadt bei dem muhamedanischen Aufstande vor etwa 50 Jahren trotz zweijähriger Belagerung von den Aufständischen nicht eingenommen wurde.

körper aus Freiwilligen zu bilden. Auf diese Weise wurden zunächst die beiden Seebataillone auf Kriegsstärke gebracht, dann eine Batterie, je eine Abteilung Pioniere, Telegraphisten, Sanitätsmannschaft usw. gebildet. Dies erste Expeditionskorps stand unter dem Befehl des Generalmajors von Höpfner. Zugleich erfolgte eine erhebliche Verstärkung unseres Geschwaders in den chinesischen Gewässern, indem der große Kreuzer „Fürst Bismarck", auch der „Bussard" und der „Luchs" nach Ostasien geschickt wurden. Der „Fürst Bismarck" trat bereits am 30. Juni die Reise an, während die beiden Seebataillone am 3. Juli auf zwei Transportdampfern des „Norddeutschen Lloyd" nach dem Kriegsschauplatze befördert wurden.

Die täglich ungünstiger lautenden Nachrichten aus dem Norden Chinas veranlaßten den dort kommandierenden Admiral Bendemann, weitere Verstärkungen zu erbitten. Deshalb wurde die 1. Division des Panzergeschwaders, bestehend aus Schiffen der „Brandenburg"-Klasse, nach Ostasien beordert. Als Flaggschiff diente der „Kurfürst Friedrich Wilhelm", dessen Kommandant der Admiral Geisler war. Die Abreise erfolgte am 10. Juli von Wilhelmshaven.

Schon seit einiger Zeit war die Entsendung eines größeren Expeditionskorps geplant worden. Die Beratungen führten dahin, daß ein alle Waffengattungen umfassendes Detachement in der Stärke und Zusammensetzung einer Division, das den Namen „Ostasiatisches Expeditionskorps" erhielt, geschaffen wurde. Es war drei Brigaden stark und wurde ausschließlich aus Freiwilligen der ganzen Armee gebildet. Zum Führer dieses Korps wurde General von Lessel ernannt. Die Auswahl konnte bei dem starken Andrange aus etwa 120000 Freiwilligen getroffen werden.

Da die Einschiffung bereits in der Zeit vom 27. Juli bis zum 4. August erfolgen sollte, so mußten die beiden großen Rhedereien der „Hamburg-Amerika-Linie" und des „Norddeutschen Lloyd" alle Kräfte aufbieten, um die zehn für den Transport bestimmten Schiffe innerhalb drei Wochen seeklar zu haben. Die schwierige Aufgabe wurde über alles Erwarten glänzend gelöst. Der Abschied der Truppen von der Heimat erhielt noch eine besondere Weihe durch die Anwesenheit des Kaiserpaares in Bremerhaven, wo sich auch eine vieltausendköpfige Menge aus fast allen Gauen Deutschlands zusammengefunden hatte, um Zeuge dieses seltenen Schauspiels zu sein. Bei Gelegenheit der Abfahrt des ersten Transports richtete der Kaiser an die versammelten Truppen einen Scheidegruß in markigen, die Lage treffend kennzeichnenden Worten. Bei der am 4. August erfolgten Abfahrt des letzten Transportschiffes richtete Prinz Heinrich in Vertretung seines kaiserlichen Bruders warme und tiefempfundene Worte an die Truppen.*)

---

*) Die Gesamtstärke des Korps betrug rund 15000 Mann. Hiervon kamen auf die Infanterie, 55 Kompagnien zu je etwa 180 Mann, 10000 Mann; dann 4 Schwadronen zu etwa 150 Mann, = rund 600 Mann Kavallerie; ferner 10 Batterien zu etwa

In ähnlicher Weise rüsteten auch die anderen Mächte. Die Franzosen waren in einer Gesamtstärke von etwa 14000 Mann vertreten, die Engländer in einer solchen von etwa 19000 Mann, die Vereinigten Staaten mit rund 3600 Mann und Italien mit rund 2000 Mann, Japan mit etwa 16000 Mann. Über die Stärke der russischen Truppen sind zuverlässige Angaben nicht zu machen, doch sollen im Oktober in Ostasien rund 175000 Mann gestanden haben. Die Namen der Führer waren: General Stößel (Rußland), General Voyron (Frankreich), General Sir A. Gaselee (England), General Chafee (Amerika), General Yamayatschi (Japan) und Oberst Garioni (Italien).

Das Seesoldatendetachement, das am 3. Juli von Wilhelmshaven aus die Reise nach dem Osten angetreten hatte, langte am 15. August vor Taku an, also an dem Tage, an dem die Verbündeten schon in Peking eingezogen waren. Nach der Ausschiffung bestimmte Generalmajor von Höpfner, daß das 1. Seebataillon nach Peking marschieren, das 2. mit den Spezialwaffen zunächst in Tientsin bleiben sollte. Jenes traf am 23. in der Reichshauptstadt ein, rechtzeitig genug, um an dem bereits erwähnten Durchzug des Entsatzheeres durch den Kaiserpalast teilzunehmen. Darauf wurde in der Chinesenstadt Pekings Quartier bezogen, so gut dies eben ging.

Da sich in der Umgebung der Hauptstadt an verschiedenen Plätzen wieder Boxerbanden gezeigt hatten, beschloß Generalmajor von Höpfner, eine Strafexpedition zu entsenden, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Namentlich gefährlich hausten die Aufständischen in dem etwa 30 km südwestlich von Peking gelegenen Liangsiang. Dorthin wurde am 10. August eine starke Abteilung entsandt. Am folgenden Tage entwickelte sich ein scharfes Gefecht, bei dem unser Seebataillon unter dem persönlichen Kommando des Generalmajors von Höpfner die Feuertaufe erhielt. Die Einnahme der Boxerstellung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es kam schließlich, nachdem die Mauern erstürmt waren, zu einem Nahekampf, der mit einem glänzenden Siege der Deutschen endete. Hunderte von Chinesen blieben tot in den Straßen liegen; unsere Verluste waren ganz unbedeutend. Darauf wurde der Ort in Brand gesetzt. Die Strafexpedition kehrte am 12. September nach Peking zurück.

Noch ein zweites Gefecht mit Boxern hatte das Marinekorps am 25. bei Nanhungwön zu bestehen. An diesem Orte, der als „kaiserlicher Wildpark" bei den Chinesen bekannt ist, hatten sich die Rebellen in großer Menge gesammelt. Am Nachmittage kam es zu einem mehrstündigen, heißen Gefechte, das ebenso glänzend wie das erste ausfiel. Während der Feind 150 Tode zählte, beschränkte sich unser Verlust auf wenige Verwundete. Nan-

---

250 Mann, = rund 2500 Mann Artillerie. Hierzu müssen schließlich noch die Offiziere mit den Stäben gezählt werden, zusammen also etwa 14000 Kombattanten.

hungwön selbst wurde den Flammen preisgegeben, worauf das Detachement nach Peking zurückkehrte.*)

* * *

Trotz des freundlichen Einvernehmens der verschiedenen Truppenbefehlshaber machte sich doch bald der Mangel eines gemeinsamen Oberbefehls über die verbündeten Truppenkörper fühlbar. Die Frage war angesichts der eigenartigen Zusammensetzung der an dem Feldzug beteiligten Parteien nicht leicht zu lösen, und erst auf eine Anregung des Kaisers von Rußland hin gelang es, als dieser Deutschland für die geeignetste Macht zur Bestellung



Im öffentlichen Garten zu Shanghai.

des Oberkommandos erklärte. Auf eine direkte Anfrage des Zaren bei dem Deutschen Kaiser brachte dieser den bereits aus den Jahren 1870/71 bekannten Heerführer, den Feldmarschall Grafen Waldersee, in Vorschlag. Diese Wahl erhielt die Zustimmung aller an den Wirren direkt interessierten Mächte. Zum Chef des Generalstabes wurde Generalmajor von Groß, gen. v. Schwarz-

*) Der Raummangel verbietet leider, uns mit der Boxerbewegung, die im Anfange des Juli in der Mandschurei zuerst ausbrach und deren Bekämpfung ausschließlich den Russen zufiel, die jenes Gebiet als Interessensphäre besetzt hatten, zu beschäftigen. Die Bewegung wurde erst nach mehrmonatlichen Kämpfen und unter nicht unbedeutenden Verlusten seitens der Russen völlig unterdrückt. Auf die weitere Entwickelung des Protektorats über die Mandschurei sind die von den Russen getroffenen Maßregeln natürlich von höchster Wichtigkeit.



Deutsches Freiwilligen-Korps am „Iltis“-Denkmal zu Shanghai.

hoff, ernannt, zum Oberquartiermeister des Hauptquartiers Generalmajor Freiher von Gayl.

Die Überführung des gesamten Oberkommandos erfolgte von Berlin aus über Genua am 19. August mit dem fahrplanmäßigen Dampfer des „Norddeutschen Lloyd". Nach kurzem Aufenthalte in Shanghai traf das Oberkommando am 27. September in Tientsin ein, wo dem Grafen Waldersee und seinem Stabe von den Truppen der acht Nationen ein glänzender militärischer Empfang bereitet wurde. Der Höchstkommandierende trat sofort in seine Amtsthätigkeit ein und schlug sein Hauptquartier in Tientsin auf. Mit den inzwischen eingetroffenen weiteren Verstärkungen hatte Graf Waldersee rund 90000 Mann mit 280 Geschützen unter seinem Kommando. Hiervon kamen auf Deutschland 20000 Mann und 62 Geschütze, auf Frankreich 17000, Japan 16000, Rußland 15000, Amerika 10000, England 7300, Italien 2100 und endlich auf Österreich 300 Mann. Die Zahlen erfuhren später dadurch, daß russische, amerikanische und japanische Streitkräfte zurückgezogen wurden, eine Verminderung. Auch die Flotten der Verbündeten wurden wesentlich verstärkt, sodaß sie zu gleicher Zeit zusammen über 150 Kriegsschiffe und 23 Torpedobote zählten.



Straße im Fremdenviertel Shanghais.

Gegen die Mitte des September waren die deutschen Transportschiffe mit dem „Ostasiatischen Expeditionskorps" vor Taku sämtlich eingetroffen. Lange Ruhe sollte ihnen aber nicht beschieden sein, denn schon für den 20. war, namentlich auf Veranlassung der Russen, ein Angriff auf die Peitang-

forts geplant worden.*) Dort lagen über 5000 Mann regulärer Truppen, außerdem aber auch große Boxerscharen. An der Erstürmung nahmen in erster Linie Russen, dann Deutsche und Österreicher teil. Sie erfolgte in zwei Kolonnen am 20. September und war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Auf Seite der Deutschen zeichnete sich namentlich Hauptmann Kremkow als Batterieführer aus. Trotz des geringen feindlichen Widerstandes waren die Verluste groß. Die Russen hatten 30 Tote und 140 Verwundete, die Deutschen nur 7 Verwundete, die Österreicher 2 Tote und 11 Verwundete. Die Truppen kehrten darauf nach Tientsin zurück.

Die bloße Ankunft des Grafen Waldersee in China genügte, um einen merklichen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben. Denn gar bald fanden sich zwei von ihr entsandte Friedensunterhändler, Prinz Tsching und Li Hung Tschang, ein, um die Mächte zu einer Einigung mit dem hülflosen Reiche zu bewegen. Wir können hier nicht die verschiedenen Schachzüge aufzählen, die unter der Initiative des schlauen und doppelzüngigen Lis gethan wurden, um Uneinigkeit unter den Mächten zu entfachen. Jedenfalls ward es allen sehr bald klar, daß dieser schlaue und geriebene Staatsmann von dem Grundsatze des „divide et impera“ erfüllt war. Bald mußte er aber einsehen, daß seine in früheren Zeiten allerdings oft erprobte Staatskunst in diesem Falle der von den Gesandten unter teilweiser Leitung des Feldmarschalls geübten nicht gewachsen war. Wie wir heute wissen, kam es erst fast zwölf Monate später zu einem endgültigen Abkommen zwischen China und den Mächten.

Da es an einem Feinde, den man durch einen Hauptschlag zum Geständnis der vollen Niederlage hätte zwingen können, fehlte, so sah sich Graf Waldersee, der am 18. Oktober sein Hauptquartier in Peking aufgeschlagen hatte, genötigt, seine Thätigkeit in erster Linie auf die Säuberung der Provinz Tschili von Boxern und auf die Wiederherstellung der Bahnverbindung zwischen Peking und der Küste zu beschränken. Denn die regulären chinesischen Truppen hielten nirgends mehr Stand; die Boxer waren, schon mit Rücksicht auf ihre unzulängliche Bewaffnung, als ein ernst zu nehmender Feind nicht mehr anzusehen. Sie hatten sich namentlich stark in der Hauptstadt Tschilis, Paoting Fu, das mit Tientsin durch eine Eisenbahn verbunden ist, gesammelt und dort an Ausländern, namentlich aber an eingeborenen Christen, abscheuliche Greuel verübt. Diese mußten mit aller Strenge geahndet werden.

Zu diesem Zwecke wurden vom Oberbefehlshaber am 12. Oktober gleichzeitig von Peking und Tientsin aus Marschkolonnen gegen das etwa 150

---

*) Diese schon von Natur starken Forts, die etwa 10 km in der Luftlinie nördlich von Tongku entfernt liegen, beherrschten die Bahnlinie Tongku—Tientsin—Schanhaikuan. Es war daher durchaus notwendig, sie zu nehmen, um die Linie jederzeit gesichert zu erhalten.

km entfernte Paoting Fu in Bewegung gesetzt. Das Kommando über das erste, 5800 Mann starke Korps — 2200 Deutsche, 2000 Engländer und 1600 Franzosen — übernahm der englische General Gaselee, das über die Tientsiner Kolonne, die 5000 Mann — 2000 Deutsche und je 1500 Engländer und Franzosen — zählte, General Bailloud. Wegen des ungünstigen, vielfach versumpften Terrains langte die Expedition erst am 19. Oktober vor Paoting an. Sie hatte also im Durchschnitt etwa 20 km am Tage zurückgelegt. Ohne unterwegs auf einen Feind gestoßen zu sein, zogen die Verbündeten auch ungestört in die Stadt ein. Dort wurde die Regierungskasse, die 750000 Taels — der Wert des Tael ist etwa 3 Mark — barg, mit Beschlag belegt; außerdem wurden der Provinzialschatzmeister und noch ein paar andere höhere Würdenträger als Anstifter bzw. Mitschuldige der in der Umgegend Paotings erfolgten Missionarverfolgungen in Haft genommen, später nach Peking gebracht, zum Tode verurteilt und darauf hingerichtet. Nachdem eine starke deutsche und französische Abteilung in der Stadt zurückgelassen worden war, kehrten die Verbündeten nach Peking bzw. Tientsin in breiter Front, um etwaige Boxerbanden aufheben zu können, zurück. Auf dem Wege wurde eine größere Zahl von Boxerdörfern eingeäschert.

Auf dem Rückmarsche kam auch eine der Kolonnen am 28. Oktober bei Tsekingkwan, an der großen Mauer, ins Gefecht mit regulären Truppen. Die westliche der nach Peking zurückkehrenden Kolonnen, die 1500 Mann, Deutsche, Franzosen und Engländer zählte, fahndete nämlich nach der früheren Besatzung Paotings, die sich dorthin geflüchtet und eine sichere Stellung in der gebirgigen Gegend bezogen hatte. Die deutsche Abteilung unter Major von Förster, 150 Mann stark, griff die von 2000 gut bewaffneten Regulären verteidigte Stellung zuerst an und nahm die Höhen im Sturm. Die Chinesen flohen, wie gewöhnlich, im wilden Schrecken davon. Die deutsche Flagge wurde bei dieser Gelegenheit zum ersten Male auf der großen Mauer aufgepflanzt. Major von Förster wurde leicht verwundet, vier Mann fielen und fünf andere waren verwundet. Die Chinesen ließen 80 Tote auf dem Kampfplatze zurück. Auch eine der nach Tientsin zurückkehrenden Kolonnen, aus Deutschen und Italienern zusammengesetzt, mußte den von 1500 bewaffneten Chinesen besetzten Ort Kungan mit stürmender Hand nehmen.

Die nächste wichtige Operation war die nach Kalgan, das fast 200 km nordwestlich von Peking gelegen und der Hauptplatz für den Handelsverkehr mit der Mongolei ist. Dort hatten sich Teile der am 14. August nach Erstürmung Pekings geflohenen Besatzung dieser Stadt festgesetzt. Die unter den Obersten Graf York von Wartenburg gestellte Expedition brach am 12. November von Peking auf und setzte sich zusammen aus 900 Deutschen, 600 Italienern und Österreichern, alles in allem etwa 1600 Mann mit zwei Gebirgsgeschützen und mehreren Mitrailleusen. Der Weg führt über verschiedene schwierige Pässe, auch die große Mauer liegt etwa auf dem halben

Wege. Die Kolonne stieß unterwegs nirgends auf den Feind, da dieser regelmäßig, mit einer Ausnahme bei Hsuenhwa, mit etwa ¾ Tag Vorsprung aus den an der Straße liegenden Ortschaften abgezogen war. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Feinde acht Wagen mit Geld, Munition u. dergl. m. abgenommen; er ließ auch 30 Tote auf der Wahlstatt zurück, wir dagegen hatten keinen Verlust zu verzeichnen.

Am achten Marschtage, also am 19. November, traf die Kolonne York in Kalgan ein. Der Platz wurde am 23. wieder verlassen, da sich der Feind unsichtbar gemacht hatte, und traf am 3. Dezember wieder in Peking ein. Leider hat die Unternehmung dann doch noch ein schmerzliches Opfer gefordert, den Führer selbst. Er ist in Hwailai einer Kohlenoxydgasvergiftung erlegen. Das deutsche Heer trauert ihm nach, denn Graf York war einer seiner besten und beliebtesten Offiziere. Ein Generalstabsoffizier, wie er im Buche steht — zuletzt war er Abteilungschef im Großen Generalstabe — ist er auch als Militärschriftsteller rühmlich bekannt.*) In Kalgan selbst blieb keine Besatzung zurück, da es nie ein „Boxernest“ gewesen war.

Anfang Dezember ging dem Grafen Waldersee die Meldung zu, daß bei Tsang, das in der Luftlinie etwa 100 km südlich von Tientsin entfernt ist und am Kaiserkanal liegt, eine bedeutende, aus Kaiserlichen und Boxern zusammengesetzte Abteilung sich eingefunden habe. Zwei Kolonnen der Verbündeten unter Oberst von Rohrscheidt und Major von Falkenhayn, der mehrere Jahre als Militärlehrer an der Kriegsschule zu Hankau und später in Kiautschou thätig gewesen war, wurde deshalb dorthin am Kaiserkanal entlang in Bewegung gesetzt. Ihren Zweck erreichte diese Expedition insofern nicht, als der Zug unblutig verlief, weil der Feind sich aus dem Staube gemacht hatte. Die Kolonnen konnten die nach Südosten ausgewichenen Truppen natürlich nicht weiter verfolgen und kehrte daher nach Tientsin zurück.

Abgesehen von ein paar unbedeutenden Scharmützeln mit Boxerbanden kam es im Jahre 1900 zu keinem weiteren Gefechte. Inzwischen hatte Graf Waldersee einen Ausschuß zur Ordnung der inneren Verhältnisse Pekings unter dem Vorsitze seines Oberquartiermeisters, des Generalmajors von Gayl, eingesetzt, in dem alle Mächte vertreten waren, Deutschland durch den Major von Brixen, den früheren Lehrer an der Militärschule zu Tientsin. Der Ausschuß hatte über Maßregeln für die Aufrechterhaltung der Ordnung, Steuereinziehung, Reisverteilung, Armenpflege, Rechtsprechung u. dergl. m. zu beraten. Ihm zugeteilte chinesische Beamte sorgten für die Ausführung der Beschlüsse. Der Betrieb der Tientsin—Peking—Bahn wurde, dank der Arbeit der Deutschen und Japaner, am 15. Dezember wieder eröffnet.

Die bescheidene, aber doch notwendige Arbeit der Soldaten wurde während

*) Wir erinnern hier an sein großes Werk über Napoleon I. und seine nicht minder wichtige Schrift „Rußland in Ostasien“.

dieser ganzen Zeit von der Thätigkeit der Diplomaten begleitet. Diese wäre ohne jene, ohne den moralischen Druck auf die chinesischen Machthaber, überhaupt wohl nicht möglich gewesen. Erfreulich war es aber gewiß zu sehen, daß das Konzert der Mächte nicht, wie jene mit Bestimmtheit hofften und andere vielfach befürchteten, in die Brüche gegangen ist. Freilich hat es Zeit erfordert, einzelne schrille Mißklänge aus der Welt zu schaffen, daß es jedoch schließlich gelang, ist nicht zum wenigsten auf Rechnung der weisen Zurückhaltung Deutschlands zu setzen. Seit September weilten die chinesischen Bevollmächtigten, Prinz Tsching und Li Hung Tschang, in Peking, und am heiligen Abend konnten ihnen die von allen Mächten vollzogenen, einhellig vereinbarten Friedensbedingungen der Verbündeten übergeben werden. Gerecht, ausreichend und energisch gefaßt, hatten sie schon damals Aussicht, mit vielleicht unwesentlichen Abänderungen vom kaiserlichen China angenommen zu werden.

Mit Rücksicht auf diese Thatsache war man am Ende des Monats Dezember demnach auch berechtigt anzunehmen, daß es in den nächsten Monaten, wenn die Chinesen Frieden hielten, zu größeren Operationen nicht mehr kommen würde. Die verbündeten Truppen genossen eine Art von Winterruhe. Es standen von deutschen Truppen in

Peking: Oberkommando, 1. und 2. Seebataillon, 1 Infanteriebrigade (wir lassen der Kürze halber das Beiwort „ostasiatische" überall fort), die Jägerkompagnie, 2. Eskadron des Reiterregiments, die Marinefeldbatterie, 1. Abteilung des Feldartillerieregiments, ein Pionierkommando.

Paoting Fu: 2. Infanteriebrigade, 1. Eskadron des Reiterregiments, 2. Feldartillerieabteilung, 1 Pionierkommando.

Tientsin: Stab des Expeditionskorps (v. Lessel), 3. Infanteriebrigade (ohne ein Bataillon); Stab, 3. und 4. Eskadron des Reiterregiments, Stab und 3. Abteilung des Feldartillerieregiments; Stab und Rest des Pionierbataillons.

Bahnlinie Yangtsun-Peking: Eisenbahnbataillon (3 Eisenbahnbaukompagnien).

Taku-Tongku: Bataillon schwerer Feldhaubitzen.

Schanhaikwan: 1 Infanteriebataillon (2. Infanterieregiment).

Unter Zugrundelegung der annähernden Sollstärken, aber mit Ausschluß der Nichtstreitbaren, ergeben sich für unsere Truppen ungefähr die folgenden Zahlen: Peking 7000, Paoting Fu 4200, Tientsin 3500, Bahnlinie Yangtsun—Peking 450, Taku—Tongku 300, Schanhaikuan 800 Mann.

* * *

Das neue Jahr brach mithin mit guten Aussichten auf baldige Einstellung aller Feindseligkeiten an. Denn in überraschend kurzer Zeit hatte Kaiser Kuang Hsü seine Vertreter in Peking ermächtigt, die von den Mächten China auferlegten Präliminar-Bedingungen anzunehmen. Auch die Russen

hatten mit dem Tatarengeneral zu Mukden als Vertreter Chinas in der Mandschurei einen Sonderfrieden geschlossen. Dieser Entschluß aber brachte, wie vorauszusehen war, die Boxerbanden nicht dazu, sich ruhig zu verhalten. Es kam daher noch im Dezember zu verschiedenen kleinen Scharmützeln zwischen den Verbündeten und Aufständischen, ja sogar mit den Kaiserlichen, die aber alle denselben, für die Chinesen gewöhnlichen Ausgang hatten. Die deutschen Abteilungen waren bei diesen bis auf 100 km von Tientsin entsandten Expeditionen stark vertreten. Diese Streifzüge beschäftigten einen Teil unserer Truppen recht stark während des Januar und Februar. Da sie aber fast sämtlich ohne Bedeutung sind, sei uns ihre Einzelaufzählung erspart, ebenso wie die einigermaßen beglaubigten Gerüchte von einer geplanten größeren Expedition nach Singan Fu, dem Hofe des Kaisers, um einen Druck auf die Centralregierung auszuüben, da die Friedensverhandlungen, dank den, freilich vorhergesehenen Winkelzügen und Quertreibereien von chinesischer Seite, wenig vom Fleck kamen. Ende Februar wurden übrigens in Peking zwei als besonders schuldig erkannte chinesische Großwürdenträger hingerichtet, andere sollten in Singan Fu den anbefohlenen Selbstmord mittels eines Seidenstrickes ausgeführt haben.

Ganz unerwartet kam es gegen Ende April, nachdem die vorhergehenden Wochen still verlaufen waren, doch noch zu einem ziemlich ernsten Waffengange, an dem auf seiten der Verbündeten nur deutsche Truppen aktiv beteiligt waren. Der Grund zu dieser Expedition war folgender: Anfang April durchliefen die Provinz Tschili Gerüchte von chinesischen Angriffsgelüsten. Von verschiedenen Punkten seien bedeutende Truppenabteilungen Kaiserlicher im Anzuge, namentlich von Schansi aus, auf Paoting Fu, den starken, von Peking in südwestlicher Richtung vorgeschobenen Posten, gerichtet. Es wurde auch bald das Vorrücken einer chinesischen Armee unter General Liu auf dem Boden Tschilis, der ja nach der Übereinkunft von Kaiserlichen nicht betreten werden durfte, und die Besetzung der wichtigsten Gebirgspässe festgestellt.

Daraufhin schickte der in Paoting Fu kommandierende General v. Kettler an Liu die Aufforderung, sich hinter die vereinbarte Grenzlinie zurückzuziehen, die aber mit höhnischer Unverschämtheit zurückgewiesen wurde. Da blieb denn nichts anderes übrig als dem Feinde eine wohlverdiente Lektion zu erteilen. Es wurden gegen den bezopften Eisenfresser nach Huolo, 30 km südwestlich von Tschengting, 5000 Deutsche entsandt. Diese nahmen es am 23. und 24. April erfolgreich mit etwa 15000 Chinesen auf, die obendrein noch in natürlich starken und befestigten Stellungen standen. Auf dem chinesischen linken Flügel, am Kakuan-Paß, schlugen die beiden Bataillone von Wallmenich und von Mülmann, zusammen höchstens 1500 Mann, über 7000 stark verschanzte Chinesen aus dem Felde. Für ungangbar gehaltene Felsabhänge wurden von unseren, an die Anforderungen des Gebirgskrieges nicht gewöhnten Leuten erklettert.

Nicht weniger als 18 Schnellfeuergeschütze und eine Anzahl alter Kanonen wurden dem in Auflösung abziehenden Feinde abgenommen. Die Verfolgung ging bis gegen 10 km über die große Mauer hinaus nach Schansi hinein. Leider war dieser schöne Sieg nicht ohne schwere Opfer erkauft: 1 Offizier und 7 Mann waren tot, 5 Offiziere und 46 Mann waren mehr oder weniger schwer verwundet. Ganz abgesehen davon, daß dieser Angriff wieder einmal die Tüchtigkeit der deutschen Soldaten und ihrer Führer im glänzendsten Lichte gezeigt hat, mußte dieser Waffengang den feigen Chinesen auch einen Schrecken in die Glieder fahren lassen, dessen heilsame Folgen nicht ausbleiben konnten.

Inzwischen machten die Friedensunterhandlungen trotz großer Schwierigkeiten gute Fortschritte. Während sie aber noch in vollem Gange waren, ereignete sich in Peking ein tief bedauernswerter Unfall, infolgedessen der Verlust eines höchstverdienten deutschen Offiziers zu beklagen war. In dem vom Grafen Waldersee und seinem Stabe bewohnten Räumlichkeiten des kaiserlichen Palastes brach nämlich auf bisher unerklärte Weise Feuer aus. Während es dem Feldmarschall nur mit knapper Not gelang, sich zu retten, kam sein Generalstabsoberst Groß, gen. von Schwarzhoff, ein sehr befähigter und allgemein beliebter Offizier, in den Flammen um, als er den Versuch machte, nochmals das Gebäude zu betreten und einige ihm besonders am Herzen liegende Wertgegenstände zu retten. Graf Waldersee rettete mit Hülfe französischen Militärs nur sein nacktes Leben. Dieser Unglücksfall wirkte für längere Zeit bedrückend nicht nur auf unsere deutschen Truppen, sondern auch auf die aller verbündeten Mächte.

Trotz ihres schleppenden Ganges waren die Friedensverhandlungen im Juni doch bereits so weit vorgerückt, daß die Mächte eine allmähliche Heimsendung der Truppen sowie eines Teils der Geschwader anbefehlen konnten. Unsere Panzerdivision erhielt demnach die Weisung, die Rückreise nach Europa anzutreten, wo sie auch, in Cadix vom Prinzen Heinrich, der ihr bis dahin mit seinem Geschwader entgegengefahren war, wohlbehalten und auf das freudigste von einer großen Menschenmenge begrüßt, anfangs August eintraf. Die Rückbeförderung unserer Truppen nahm ebenfalls im Juni ihren Anfang. Sie geschah mittels mehr als einem Dutzend der größten Dampfer der „Hamburg-Amerika-Linie“ und des „Norddeutschen Lloyd“. Ohne nennenswerten Unfall kehrten unsere braven Krieger, etwa 20000 an der Zahl, auf diesen prächtigen Schiffen nach und nach in die Heimat zurück, empfangen vom lauten Jubel ihrer Landsleute und mit vollem Rechte stolz darauf, dem Kaiser und dem Reiche in so ehrenhafter Weise gedient zu haben.*)

*) In China blieben auf unbestimmte Zeit zurück 3 Infanterieregimenter zu je 3 Bataillonen zu je 3 Kompanien mit 100 Kombattanten, 1 Eskadron berittener Jäger, 1 Feldartillerieabteilung mit 3 Batterien, 1 Pionierkompagnie und 1 Train-

Durch kaiserliche Kabinettsordre wurde Graf Waldersee im Einverständnis mit den hohen Verbündeten des Kaisers im Juni seiner Stellung als Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in Ostasien entbunden. Sein Abschied von Peking und Tientsin gab Anlaß zu großen Festlichkeiten seitens der Offiziere der Verbündeten, des diplomatischen Korps und der dort lebenden Ausländer. Sie spiegelten in beredter Weise die hohe Achtung und die Verehrung wieder, die sich der Feldmarschall während seines Aufenthaltes unter ihnen zu erwerben verstanden hatte. Ehe er aber die Rückreise antrat, folgte er einer Einladung des Kaisers von Japan.

Waldersee schiffte sich deshalb an Bord der „Hertha" Anfang Juni von Taku nach Yokohama ein und wurde in Tokio am 11. August vom Kaiser empfangen. Bei dieser Gelegenheit unterhielt sich der Kaiser ungemein gnädig eine Zeit lang mit dem Grafen, der darauf auch von der Kaiserin unter denselben Ceremonien empfangen wurde. Bei dem nachfolgenden Galafrühstück saß der Feldmarschall dem Kaiserpaar gegenüber und es entspann sich mit Hülfe des kaiserlichen Dolmetschers ein sehr lebhaftes Gespräch. Der Kaiser trank dem Feldmarschall besonders zu.

Nach weiteren, ihm in Tokio zu Ehren gegebenen Festlichkeiten schiffte der Feldmarschall sich wieder auf der „Hertha" ein, die ihn bis Nagasaki brachte. Dort ging er am 23. Juni auf den Dampfer „Gera" über, der unter dem Salut sämtlicher im Hafen liegenden Kriegsschiffe bald darauf abfuhr und zunächst seinen Weg direkt nach Batavia nahm. Die weitere Reise verlief ungestört. Überall, wo unterwegs der Feldmarschall landete, wurden ihm hohe Ehrenbezeugungen zu teil. Anfangs August traf Waldersee wieder in heimischen Gewässern, am 6. August in Hamburg ein, und zwar genau dem Tage, an dem er vor einem Jahre zum Oberbefehlshaber der Truppen der verbündeten Mächte in China ernannt worden war.

Infolge der Trauer, die der kurz vorher erfolgte Tod der Kaiserin Friedrich über Deutschland gebracht hatte, mußten alle Vorbereitungen für einen glänzenden Empfang des Heimkehrenden starke Einschränkung erfahren. Der Kaiser hatte ursprünglich beabsichtigt, den Feldmarschall bei Brunshausen zu begrüßen. Als aber die Nachrichten über das Befinden seiner geliebten Mutter sich von Tag zu Tag verschlimmerten, beauftragte Kaiser Wilhelm den Kronprinzen mit dieser Sendung. Am 5. August erfolgte das Hinscheiden der Kaiserin Friedrich, und deshalb wurde an Stelle des Kronprinzen der Generaladjutant und kommandierende General von Wittich mit seiner Vertretung beauftragt. Der Empfang, obgleich ein rein militärischer, war doch

---

kompagnie. Die Gesamtstärke beträgt 3600 Mann, wovon etwa 800 Mann, 2 Bataillone mit einer Batterie, für Shanghai bestimmt sind. In Tschili blieb die Hauptmasse in Tientsin, während je ein Bataillon Peking, Yangtsun, Langfang und Schanhaikuan besetzt hielt. Verwendet wurden nur Mannschaften, die über den Herbst 1901 hinaus zum Dienst in Ostasien verpflichtet waren.

ungemein begeistert, namentlich seitens der vieltausendköpfigen Menschenmenge an den Quais und in den Straßen Hamburgs selbst.

Noch wollen wir der Thätigkeit des Höchstkommandierenden in China einige Worte widmen.

Wie allgemein bekannt ist, wurde die Rolle, die Waldersee als Oberbefehlshaber in China spielte, von einem Teil der ausländischen wie heimischen Presse als eine wenig erfreuliche und fruchtbringende hingestellt. Das lag daran, daß man von dem Feldmarschall eine extensiv wie intensiv bedeutsame militärische Thätigkeit erwarten zu müssen geglaubt hatte, während seine Aufgabe der Natur der Sache nach eher das Gegenteil davon sein und in einer stillen, vermittelnden, militärisch-diplomatischen Thätigkeit bestehen mußte. Diese Thätigkeit, nicht minder schwierig, als die eines Schlachtenlenkers, ist von einem Erfolge gekrönt, der freilich negativer Natur, aber darum nicht weniger wertvoll ist. An der diplomatischen Lösung der chinesischen Wirren mag man viel auszusetzen haben, auf das Urteil über die Truppen und den Oberbefehl kann das aber keine Anwendung finden.

Graf Waldersee hatte, wie allgemein zugegeben worden ist, eine äußerst schwierige Stellung, und er hat sie sehr würdig ausgefüllt. Seine militärischen Maßnahmen mögen die Kritik herausfordern, aber sein weit wichtigeres Verhalten als Höchstkommandierender über schlecht zusammenpassende Teile verschiedener Armeen in Tschili hat nur berechtigtes Lob geerntet. Was die Verbündeten ohne sein ruhiges Temperament und seinen feinen Takt erreicht haben würden, läßt sich schwer sagen. Dem Feldmarschall ist das Vertrauen geschenkt worden, da er sowohl als Heerführer wie auch als geschickter Diplomat die schwierige Sache zu einem glücklichen Ende führen werde. Er hat dies Vertrauen gerechtfertigt. Er hat dem deutschen Namen Ehre gemacht und die oftmals im Laufe der Monate seiner Mission drohenden Klippen nicht ohne Gefahr, aber doch glücklich zu umschiffen verstanden.

VII.

Doch wir kehren mit unserer Erzählung der Ereignisse nach China zurück. Peking und seine nächste Umgebung war gegen Ende Juli bereits so vollkommen ruhig, daß der Polizeidienst, der seit der Erstürmung der Hauptstadt, also seit dem 15. August 1900, in den Händen der Verbündeten gelegen hatte, wieder chinesischen Behörden übergeben werden konnte. Nachdem Anfang August die Truppen auch aus den Palästen und Tempeln des Kaiserviertels zurückgezogen worden waren, folgte bald darauf die gänzliche Räumung Pekings. Nur die Wachen der Gesandtschaften, 300 Deutsche, sonst etwa 200 Mann für jede der anderen Mächte, die an der Unterdrückung der Wirren teilgenommen hatten, blieben zurück. An der Befestigung der Gesandtschaften, von denen einige, auch die deutsche, durch den Ankauf neuen

Areals noch vergrößert wurden, wurde fleißig gearbeitet. Dadurch soll eine dauernde Zwingburg der Kulturmächte in der Reichshauptstadt Chinas geschaffen werden. Ende Juni wurde beschlossen, die in Tientsin eingesetzte provisorische Regierung wenigstens noch ein Jahr lang bestehen zu lassen. Für einen Teil der in Tschili zurückbleibenden deutschen Truppen (siehe Fußnote auf Seite 1079) wurden in Tientsin massive Kasernen erbaut.

Anfangs August war auch der tote Punkt in den Friedensverhandlungen, die Entschädigungsfrage, überwunden. Das Friedenswerk war der Form nach zustande gebracht, sodaß einige Wochen später die Vertreter der Vertragsmächte die Protokolle den chinesischen Bevollmächtigten zur Unterschrift übermitteln konnten. Dies in 12 Artikeln abgefaßte Dokument behandelt folgendes:

Artikel 1. Abschnitt a. Durch kaiserliches Edikt vom 9. Juni wurde Prinz Tschun als Sondergesandter nach Deutschland entsandt, um das Bedauern Chinas über die Ermordung des Barons v. Ketteler auszusprechen. Prinz Tschun ist am 12. Juni abgereist. Abschnitt b. China hat die Errichtung eines Gedächtnismals an der Straße, in der Baron von Ketteler ermordet wurde, in die Wege geleitet. Der Bau begann am 26. Juni.*)

---

*) Die am 22. Juli 1901 von Shanghai aus mit dem Lloyddampfer „Bayern" auf dem Wege über Suez für Berlin bestimmte Sühnegesandtschaft war etwa 40 Köpfe stark. An der Spitze stand Prinz Tschun, eigentlich Tsai Feng, Prinz von Tschun, der 19 Jahr alte Bruder des Kaisers von China. Er ist ein Sohn J Huans, Prinzen von Tschun, der in seinen letzten Lebensjahren Höchstkommandierender der Pekinger Feldtruppen war (vergl. S. 127). Dieser Prinz war ein jüngerer Bruder des Kaisers Hien Feng († 1862), dessen Sohn, der Kaiser Tung Tschi, im Jahre 1875, wie uns schon bekannt ist, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben war (siehe Seite 1035). J Huans zweiter Sohn, Tsai Tien — der älteste war in frühem Kindesalter gestorben — wurde nach Tung Tschis Tode von dem Vater des zuletzt genannten, dem Kaiser Hien Feng, an Kindesstatt angenommen und unter dem Namen Kuang Hsü auf den Thron gehoben. Seiner Jugend halber hat Prinz Tschun natürlich bisher ein zurückgezogenes Leben geführt. Wohl hat China, wie schon berichtet ist, in zwei ähnlichen Fällen Entschuldigungsmissionen nach Europa entsandt, 1870 nach Frankreich und 1876 nach London (siehe Seite 1035), aber in dem Verkehr Chinas mit den Fremdmächten ist es bisher noch nicht vorgekommen, daß an der Spitze einer solchen Gesandtschaft ein kaiserlicher Prinz von Geblüt gestellt worden wäre.

Neben dem Prinzen Tschun war das hervorragendste Mitglied der Mission Tschang Yi, auch Tschang Yen Mo genannt. Er ist in erster Linie ein talentvoller Geschäftsmann, der längere Zeit mit dem Titel „Tao Tai-Anwärter für Kiangsu" in Tientsin gelebt hat. Er gehört zu den Direktoren der „Chinese Engineering & Mining Co.", (siehe Seite 626). Vor ein paar Jahren wurde Tschang Yi zum Direktor der Staatsbergwerke in Tschili ernannt, auch zum Hilfsdirektor der nördlichen Eisenbahnen. Vor kurzem ist er Generaldirektor dieser Eisenbahnen und der Bergwerke in Tschili geworden.

Als drittes Mitglied der Mission ist General Ying Tschang, ein Mandschu — Tschang Yi ist Chinese — zu nennen. Er ist Militär vom Beruf und kam mit Li Hung Tschang im Jahre 1896 nach Berlin, blieb dort an der chinesischen Gesandtschaft und ist jetzt zum chinesischen Gesandten daselbst ernannt worden.

Die Sühnemission langte Ende August in Europa (Genua) an, und begab sich von dort zunächst nach Basel, darauf nach Potsdam, wo Prinz Tschun einige Tage später vom Kaiser in Audienz empfangen wurde und sich seines Auftrages entledigte.

Artikel 2. Abschnitt a. Edikte vom 13. Februar und vom 21. Februar belegten die hauptsächlichsten Urheber der Verbrechen mit folgenden Strafen: Prinz Tuan und Lan wurden nach Turkestan verbannt und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt; Tschuang, Ying Nien und Tschao Schu Tschiao erhielten Befehl, sich selbst zu töten; Yu Hsien, Tschiu Schui und Hsu Tscheng Yu wurden zum Tode verurteilt und Yang Yi, Hsu Tung und Li Ping Heng wurden zur Degradation nach dem Tode verurteilt. Das Edikt vom 13. Februar rehabilitiert Hsu Yung Yi, Li Schan, Lien Yuan, Yuan Tschang und Hsu Tsching Tscheng, die im vorigen Jahre hingerichtet wurden, weil sie gegen die Ausschreitungen als eine Verletzung des Völkerrechts Widerspruch erhoben. Andere Edikte setzten Tung Fu Hsiang ab und bestraften die Beamten, die an Verbrechen beteiligt sind. Tschuang hat am 21. Februar Selbstmord begangen, Ying Nien, Tschao Schu Tschiao am 24. Februar, Yu Hsien wurde am 22. Februar, Tschiu Schui und Hsu Tscheng Yu am 26. Februar hingerichtet. Abschnitt b. Ein Edikt, dessen Datum noch offen gelassen ist, bestimmt, daß alle offiziellen Prüfungen auf fünf Jahre in den Städten eingestellt werden, in denen Ausländer niedergemetzelt oder verstümmelt worden sind.

Artikel 3. Als Sühne für die Ermordung des japanischen Gesandtschaftssekretärs Sugiyoma wurde durch ein Edikt vom 18. Juni Natung als Spezialgesandter ernannt, um Japan das Bedauern der chinesischen Regierung zum Ausdruck zu bringen.

Artikel 4. Nachdem China eingewilligt hat, Sühnedenkmäler für die entweihten Kirchhöfe der Ausländer zu errichten, bezahlte es schon die hieraus erwachsenden Ausgaben von 15000 Taels.

Artikel 5. Ein Edikt, dessen Datum offen gelassen ist, verbietet die Einfuhr von Waffen und Munition auf zwei Jahre, eventuell auf weitere Perioden von zwei Jahren, wenn dies erforderlich sein sollte.

Artikel 6. Durch Edikt vom 29. Mai hat China in die Zahlung einer Entschädigung von 450 Millionen Taels gewilligt, die nach dem Amortisationsplan in 39 Jahren zu tilgen und in halbjährlichen Raten mit 4 % zu verzinsen ist. Als Sicherheit hierfür werden angewiesen der Überschuß der Seezölle, der sich ergiebt aus der Erhöhung dieser Zölle auf 5 % einschließlich der zur Zeit zollfreien Artikel mit Ausnahme von Reis, ausländischen Zerealien, Mehl, geprägtem und ungeprägtem Gold und Silber, desgleichen die einheimischen Zölle, die in den offenen Häfen durch die kaiserlichen Seezollbehörden verwaltet werden sollen und das Einkommen aus der Salzsteuer, das nicht für fremde Anleihen als Sicherheit dient. Der Erhöhung der Zölle wurde unter der Bedingung zugestimmt, erstens, daß die Zölle feste Zölle und nicht Wertzölle seien. Als Basis der Wertbestimmung wurde der Durchschnittswert der Jahre 1897, 1898, 1899 angenommen; zweitens, daß die Läufe des Whangpu und Peiho, die Zugänge zu Shanghai und Tientsin unter Beteiligung chinesischen Kapitals verbessert würden. Die Zollerhöhung tritt zwei Monate nach Unterzeichnung des Protokolls in Wirksamkeit, mit einer Ausnahme zu gunsten der innerhalb zehn Tagen nach Unterzeichnung auf See befindlichen Waren.*)

*) Erklärend ist hierbei zu bemerken, daß bisher bereits ein Tarif mit festen Zöllen bestanden hat, sowohl für die Einfuhr als auch für die Ausfuhr. Nach den vertragsmäßig festgelegten Handelsbestimmungen hatten Artikel, die in dem Einfuhrtarif nicht aufgeführt sind, sich aber in dem Ausfuhrtarif aufgezählt finden, bei der Einfuhr dieselben Zölle wie bei der Ausfuhr zu zahlen. Ein Wertzoll von 5 % wurde von den Waren erhoben, die weder im Ein- und Ausfuhrtarif, noch auch in der besonderen Liste der zollfreien Waren verzeichnet standen. Bezüglich der Wertverzollung

Artikel 7 bestimmt das Gebiet des Gesandtschaftsviertels und bestätigt das Recht der Gesandtschaften auf ein ausschließlich für die Fremden bestimmtes verteidigungsfähiges Viertel, sowie das Recht, dauernde Gesandtschaftswachen zu halten.

Im Artikel 8 stimmt China der Schleifung der Taku-Forts und anderer die Verbindung zwischen Peking und der See hindernden Forts zu.

Artikel 9 enthält das von China bereits am 16. Januar gemachte Zugeständnis, daß die Mächte berechtigt sein sollen, die für die Aufrechterhaltung der offenen Verbindung zwischen Peking und der See notwendigen Punkte zu besetzen, nämlich Huangtsun, Langfang, Yangtsun, Tientsin, Tschungliangtschang, Tongku, Lutai, Tongschan, Lantschan, Tschangli, Tschingwantao und Schanhaikwan.

Artikel 10. China stimmt zu, daß während zweier Jahre öffentlich angeschlagen werden: Das Edikt vom 1. Februar d. J., das die Mitgliedschaft an jeder fremdenfeindlichen Gesellschaft bei Todesstrafe verbietet, das Edikt, das die vollzogenen Bestrafungen aufzählt, das Edikt, das die Prüfungen verbietet und schließlich das Edikt vom 1. Februar, das erklärt, daß die Vizekönige, Gouverneure und für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlichen örtlichen Beamten, wenn sie schuldig sind, entlassen und niemals wieder angestellt werden sollen. Der öffentliche Anschlag dieser Edikte wird zur Zeit in China durchgeführt.

Artikel 11. China ist bereit, über Abänderungen der Handelsverträge zu beraten, und wird zur Verbesserung des Whangpu und Peiho beisteuern, wenn die provisorische Regierung in Tientsin sich dazu versteht, 60000 Taels jährlich für die Instandhaltung der Verbesserungen beim Peiho zu zahlen und die Häfte (auf 400000 Taels geschätzt) jährlich auf 20 Jahre hinaus für die Verbesserung des Whangpu zu verwenden.*)

---

bestimmten die Verträge, daß, wenn der Importeur mit dem chinesischen Beamten sich nicht einigen könne, jede Partei zwei oder drei Kaufleute zuzuziehen habe, die die Ware untersuchen sollten. Der höchste Preis, zu dem einer dieser Kaufleute sie zu kaufen willens wäre, sollte als Wert für sie angenommen werden. Auf Grund der neuen Übereinkunft werden künftig alle Waren einem Zolle von 5 % des Wertes unterliegen, die ausbedungene Zollfreiheit der in der Freiliste verzeichneten Waren wird aufgehoben; zollfrei bleiben künftig nur Reis, ausländische Zerealien, Mehl, geprägtes und ungeprägtes Gold und Silber. Der Wertzoll ist jedoch nur ein nomineller, die Erhebung findet in Form von festen Zöllen statt, die auf 5 % des Durchschnittswertes der Waren in den Jahren 1897, 98 und 99 normiert werden. Die Einführung fester Zölle bedeutet eine Vereinfachung und Erleichterung des Zollverfahrens, die das Einfuhrgeschäft mit Freude begrüßen wird. Weniger angenehm ist natürlich der Fortfall der bisherigen Freiliste, der eine Neubelastung für folgende Waren bedeutet: Präserviertes Fleisch, präserviertes Gemüse, Käse, Butter, Zuckerwaren, Kleidungsstücke, Gold- und Silberwaren, Parfümerien, Seife, Holzkohlen, Brennholz, Kerzen, Tabak, Zigarren, Wein, Bier, Spirituosen, Hausgerät, Papier- und Schreibmaterialien, Tapissieriewaren, Messerschmiedewaren, Medikamente, Glas- und Kristallwaren.

*) Die Behörde, der die Regulierung des Shanghaiflusses (Whangpu) obliegen soll, wird aus dem Tao Tai (Bezirksintendanten) von Shanghai, dem dortigen Zolldirektor (Ausländer), zwei Mitgliedern des Konsularcorps, zwei Delegierten der Handelskammer, zwei Abgeordneten der Kaufmannsgesellschaft, einem Vertreter der französischen Munizipalität, einem der internationalen Munizipalität und einem Vertreter der Mächte, deren jährlicher Handel eine halbe Million Tons übersteigt, also England, Deutschland, Japan und China, bestehen. Die Konvention unterliegt alle drei Jahre einer Revision. Die Fahrrinne soll so erweitert werden, daß Dampfer bis zu 28 Fuß Tiefgang vor Shanghai ankern können, also etwa 15 Seemeilen flußaufwärts.

Artikel 12. Durch ein Edikt vom 24. Juli wurde das Tsungli-Yamen in ein Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten umgewandelt mit dem Vorrang vor sechs anderen Staatsministerien; auch ist ein Abkommen getroffen worden, bezüglich der Abänderung des Hofzeremoniells beim Empfang der fremden Gesandten.*)

Nachdem China so zur Zufriedenheit der Mächte die Einzelbestimmungen der Mächte vom 23. Dezember erfüllt hat, welche Note der Kaiser durch das Dekret vom 27. Dezember genehmigt hat, sind die Mächte übereingekommen, der durch die Unruhen im letzten Sommer geschaffenen Sachlage ein Ende zu machen. Die fremden Gesandten wurden daher ermächtigt, zu erklären, daß, mit Ausnahme der Gesandtschaftswachen, die internationalen Truppen Peking völlig räumen (Datum offen gelassen) und mit Ausnahme der erwähnten Orte sich aus Tschili zurückziehen werden. (Datum offen gelassen.)

Wir haben uns bemüht, den Gang der Ereignisse in China während der Jahre 1900—1901 in kurzem Umriß wiederzugeben. Wenn die politischen und die wirtschaftlichen Früchte der Chinaexpedition auch nur annähernd so günstig ausfallen wie die militärischen Ergebnisse, so werden wir alle Ursache haben, zufrieden zu sein. Heute, wo die vollendeten Thatsachen vorliegen, dürfen wir nicht länger mit der Anerkennung des Geleisteten zurückhalten; den Anordnern, Führern und Teilnehmern des Unternehmens darf heute das Lob, das sie verdienen, nicht vorenthalten werden. Wir dürfen dabei natürlich nicht die Thaten unseres Expeditionskorps mit denen der deutschen Heere im Kriege von 1870/71 in eine Linie stellen. In China waren die Aufgaben von vornherein so völlig verschieden von denen eines europäischen Feldzuges, daß, eine Parallele zu ziehen, so ungerecht wie thöricht sein würde. Große Feldschlachten zu schlagen, ungeheure Umwälzungen in der Politik herbeizuführen, hatten unsere Chinafahrer von vornherein keine Aussicht, und kein Verständiger hat erwartet, daß sie Botschaften wie von der Schlacht bei Sedan und von dem Falle der Festung Metz nach Hause schicken würden. Ihnen lag eine vergleichsweise bescheidene Aufgabe von mehr polizeilicher als kriegerischer Natur ob: Ordnung in ein Chaos wüster Barbarei und Anarchie zu bringen und zugleich mit den Streitkräften mehrerer anderer Mächte in gutem Einvernehmen zu verharren trotz täglicher naher Berührungen und unvermeidlicher häufiger Gelegenheiten zu Reibungen und Konflikten. Die Aufgabe ist gelöst worden, und daß sie gelöst wurde, war nur möglich, weil alle soldatischen Eigenschaften, die zu einem erfolgreichen Feldzuge gehören, bei Führern und Untergebenen vorhanden waren. Schwer ins Gewicht fällt dabei, wie sich von selbst versteht, die ungeheure Entfernung des Kriegsschauplatzes, die Fremdheit der dortigen Verhältnisse, die völlige

*) Durch dasselbe Edikt ist seine Kaiserliche Hoheit Prinz Tsching zum Oberpräsidenten des Amtes für die äußeren Angelegenheiten ernannt worden, der Großsekretär Wangwenchao sowie der Minister Kü Hung Ki zu Präsidenten und die Herren Hsü Schew Peng und Lienfang zu Senior- resp. Junior-Vizepräsidenten dieses Amtes.

Neuheit des Unternehmens, das zu organisieren unserer Heeresverwaltung oblag.

So verkehrt es war, die Sendung unserer Truppen nach Ostasien wie eine beispiellose, welthistorische That auszuposaunen, so leichtfertig war es, sie als ein Kinderspiel darzustellen. Für Deutschland war diese Sendung in der That etwas außerordentliches, nie dagewesenes, und man hätte sich nicht allzusehr wundern dürfen, wenn schwere Mißgriffe, Übereilungen oder auch Verzögerungen vorgekommen wären. Daß alles so glatt von statten ging, daß eine so ansehnliche Streitmacht in wenigen Wochen improvisiert, mit allem Nötigen ausgerüstet und Tausende von Meilen über See befördert wurde, und daß während ihres Aufenthalts in China die Maschine vortrefflich, ohne nennenswerte Störung, arbeitete, das war eine Leistung, die man mit dem Prädikat „vorzüglich" bezeichnen darf.

Wir glauben unsere Betrachtungen nicht besser zum Abschluß bringen zu können, als wenn wir die Worte anführen, die Graf Waldersee bei seinem Empfang seitens Hamburgs im Festsale des Rathauses auf die Begrüßungsworte des Oberbürgermeisters Dr. Giese entgegnete. Der Feldmarschall schloß seine Anrede wie folgt:

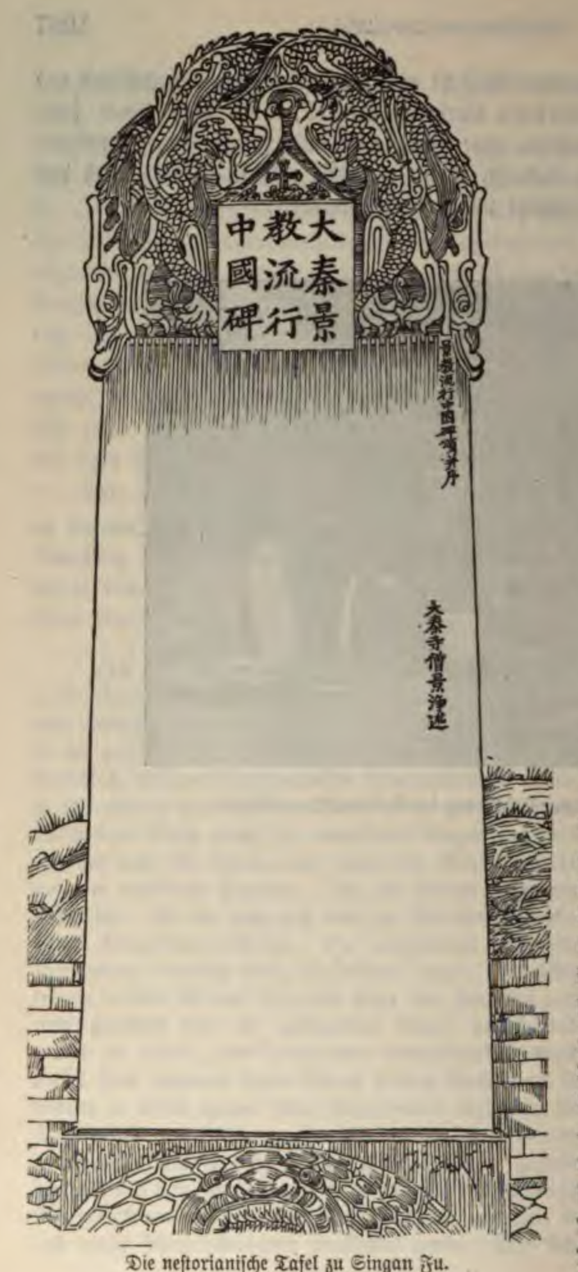
„Ich bitte Sie, meine Verdienste nicht zu hoch anzuschlagen; ich befand mich nur in Erfüllung meiner Pflicht und wenn mir einiges gelungen ist, und wenn die Zukunft noch einiges bringen wird, so werde ich glücklich darüber sein. Aber nur unser Kaiser ist der geistige Leiter der Aktion, die auszuführen ich berufen worden war. Ohne seinen Entschluß, größere Truppenmassen hinauszusenden, wären wir, das glauben Sie mir, m. H., nicht so weit gekommen Er allein hat es gemacht; vergessen Sie nie, daß der Kaiser und König durch sein energisches Eingreifen dem Vaterlande den größten Dienst erwiesen und alle Ehren, mit denen ich überschüttet bin, gebühren in erster Reihe unserem erhabenen Herrscher. Sie alle können stolz darauf sein, was Deutschland geleistet hat. Es war von hier nicht zu übersehen, welche Anforderungen an die Soldaten herantreten würden. Die ungeheuern Schwierigkeiten, die gewaltigen Anstrengungen inmitten einer feindseligen, feigen, hinterlistigen und widerwärtigen Bevölkerung stellten sich auf Weg und Steg den Soldaten entgegen. Unsauberkeit, die sie nicht gewöhnt sind, ein gefährliches Klima, nichts hinderte sie daran, sich brav und wacker zu halten, und wenn man beispielsweise bedenkt, daß die Mannschaften ein volles Jahr hindurch keinen Trunk frischen Wassers zu sich genommen haben, weil das Wasser in China wegen seiner Unsauberkeit strengstem Befehl zufolge nur in gekochtem Zustand und als Thee genossen werden durfte, so werden Sie ermessen können, welche bedeutenden Anforderungen an unsere Soldaten gestellt worden sind. Ich berühre diesen Punkt nur, um Ihnen, meine Herren, vor Augen zu führen, mit welchen enormen Schwierigkeiten die Armee zu kämpfen hatte, und weil mir nicht bekannt geworden ist, daß dieses schon gebührend anerkannt wurde. Also Achtung vor unseren Soldaten!"

Möge es durch ganz Deutschlands Gauen und weit über sie hinaus wiederhallen: „Achtung vor unseren Soldaten!" Ihre glänzenden Erfolge haben uns beim Anbruch des 20. Jahrhunderts wieder einmal zur Genüge

bewiesen, daß die Mannszucht, Einsicht und Tapferkeit, die Deutschland vor drei Jahrzehnten die ewiggrünen Lorberen erwarb, auch noch heute fortleben in der neuen Generation, eine Bürgschaft dafür, daß die Segnungen des Friedens uns auch in Zukunft, wenn es nötig werden sollte, durch das Volk in Waffen werden geschützt und erhalten werden!



In vergnügter Stimmung im Kaiserpalast zu Peking.



Die nestorianische Tafel zu Singan Fu.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Missionswesen.

1. Die römisch-katholische Kirche; 2. Protestantische Missionen; 3. Die griechisch-orthodoxe Kirche; 4. Allgemeine Betrachtungen.

Die erste Einführung des Christentums nach China ist in Dunkel gehüllt. Nur wenige Namen von Männern sind überliefert, die vor dem 6. Jahrhundert dort Bekehrungsversuche gemacht haben sollen. Zu diesen gehört Musäus, Bischof von Abyssinien, der, wie Ambrosius erwähnt, im 4. Jahrhundert nach China ging und dort die christliche Religion lehrte.*) Die erste beglaubigte Thatsache ist, daß zu Anfang des 6. Jahrhunderts Mitglieder der Sekte der Nestorianer als Sendboten auf dem Über-

*) Die Überlieferung, der zufolge schon der Apostel Thomas den Chinesen zuerst das Evangelium gepredigt haben soll, ist eine der zahlreichen, ganz unbeglaubigten

landwege nach China gekommen sind.*) Gewöhnlich nimmt man an, daß die ersten Bekehrungsversuche in das Jahr 505 fallen, und zwar weil die Gründung der Bistümer von Sina und Samarkand seitens des damaligen nestorianischen Patriarchen in dieses Jahr fällt.

Unter den vielen Missionaren dieser Sekte, die China in den folgenden Jahrhunderten besuchten, war Olopen der berühmteste. Er kam von Syrien her im Jahre 635 nach China, wurde vom Kaiser huldvoll empfangen und bekehrte Tausende von Chinesen. Im Jahre 845 erließ Kaiser Wu Tung ein Edikt, das den etwa 3000 nestorianischen Priestern befahl, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Diese Maßregel soll auf den Einfluß der taoistischen Priester zurückzuführen sein. Die Rebellion, die kurz darauf ausbrach und die den Sturz der Tangdynastie zur Folge hatte, trug auch das ihrige zur Unterdrückung der nestorianischen Kirche bei. In dem schrecklichen Bürgerkriege, der folgte, wurden Tausende von einheimischen Christen niedergemetzelt.

Dennoch scheint die Zahl der nestorianischen Christen in China noch zur Zeit Marco Polos, des berühmten Venetianers, mithin gegen Ende des 13. Jahrhunderts, eine bedeutende gewesen zu sein. Wie er berichtet, fand er in den verschiedensten Teilen des Reiches zahlreiche Gemeinden, die sich sogar eines gewissen Ansehens erfreuten. Namentlich waren sie in Nordchina stark vertreten. Während der Mongolendynastie, 1280—1368, war die Sekte starken Verfolgungen ausgesetzt, bis sie nach dem Sturze dieses Hauses schließlich ganz und gar verfiel und bald darauf keine Spur mehr von ihr vorhanden war.

Chinesische Quellen enthalten leider nicht die geringsten Andeutungen über diesen östlichen Zweig der Nestorianer. Außer den bereits erwähnten fremden Quellen wirft nur ein Denkmal einiges Licht auf die Geschichte der Sekte, die berühmte Tafel in Singan Fu, der Provinzialhauptstadt von Schensi. Sie wurde im Jahre 1625 durch chinesische Arbeiter, die ein außerhalb des Westthores der Stadt gelegenes Stück Land umgruben, entdeckt. Sie brachten einen etwa 10 Fuß langen, 3 Fuß breiten und 1 Fuß dicken grauen Stein ans Tageslicht, in dessen oberes Ende ein Kreuz, sonst aber Inschriften in chinesischer und syrischer Sprache eingemeißelt waren. Man zählt rund 1800 chinesische und 100 syrische Schriftzeichen.**) Der

---

Apostellegenden. Thomas gilt in der Legende als der Apostel von Parthien, später auch von Indien und China.

*) Gründer der Sekte war bekanntlich Nestorius, der Bischof von Konstantinopel, der an der Bezeichnung der Maria als „Gottesgebärerin" Anstoß nahm. Er wurde von der Kirchenversammlung zu Ephesus für einen Ketzer erklärt und starb 440 nach vielen Mißhandlungen, die seine orthodoxen Feinde ihm zufügten, im Elend.

**) Der Text enthält zunächst eine kurze Belehrung über die Weltschöpfung, die Erbsünde, die Lehre von der Dreieinigkeit, die Menschwerdung Christi und die Erlösung.

Stein befindet sich noch gegenwärtig an dem Platze, an dem er gefunden worden ist, allerdings in einem bereits etwas beschädigten Zustande. Dies Denkmal, das ja die älteste, bisher in Asien aufgefundene, auf das Christentum bezügliche Inschrift aufweist, hätte schon längst in einem der großen Museen Europas eine seiner Wichtigkeit entsprechende Stätte finden sollen.

I. Die römisch-katholische Kirche. — Die ersten Berührungen der römisch-katholischen Kirche mit China stammen aus dem 13. Jahrhundert. Im Jahre 1245 drohten die Tataren in Osteuropa einzubrechen. Da Papst Innocenz IV. fürchtete, die abendländische Christenheit könne hierdurch stark geschädigt werden, so entsandte er acht Mönche, Dominikaner und Franziskaner, an den Hof des Tatarenfürsten Kuyuk, der sie auch empfing, doch scheint der Besuch sonst weitere Folgen nicht gehabt zu haben. Kublai Khan wandte sich im Jahre 1271 an den Papst mit der Bitte, ihm eine größere Zahl von katholischen Gelehrten zu schicken. Infolgedessen entsandte Gregor IV. drei Gesandtschaften nach China. Unter diesen zeichnete sich die von dem Franziskaner Monte Corvino geleitete namentlich aus. Zu ihr gehörte auch der später so berühmt gewordene Reisende Marco Polo.

Monte Corvino langte im Jahre 1300 in Kanbalik, dem heutigen Peking, an. Seine erste Arbeit daselbst war die Gründung einer Schule, in der junge Chinesen in der Religion, im Lateinischen, im Kirchengesange u. dergl. m. unterrichtet wurden. In den ersten drei Jahren taufte Corvino über 6000 Personen in der Hauptstadt. Er wurde zum Erzbischof von Peking von Clemens V. ernannt und durch sieben Franziskanermönche, die 1307 dort anlangten, in seiner weiteren Missionsarbeit unterstützt. Die Zahl der Bekehrungen nahm von nun an schnell zu. Monte Corvino starb im Jahre 1330 in Peking. Sein Nachfolger ward ein an der Pariser Universität thätiger Franziskaner namens Nicolas, der, von 30 Priestern begleitet, bald

---

Dann werden die Heilige Schrift, die Taufe, Messe, Totengebete usw. gedrängt behandelt. Nun folgt eine kurzgefaßte Geschichte der Ausbreitung der nestorianischen Kirche in China. Sie beginnt mit der Ankunft des Missionars Olopen, schildert seinen Empfang am kaiserlichen Hofe und erwähnt weiter die Übersetzung der Bibel ins Chinesische. Dann kommt der Wortlaut des aus dem Jahre 768 stammenden kaiserlichen Edikts, das die Verbreitung der christlichen Lehre im Lande erlaubt und den Bau einer syrischen Kirche in der Hauptstadt anordnet. Die Versuche der Buddhisten, die nestorianische Kirche zu unterdrücken, werden erwähnt, auch die Thatsache, daß auf Kosten des Kaisers Su Tsung mehrere Kirchen erbaut wurden. Es folgt eine Fortsetzung der Geschichte der Kirche bis zum Jahre 780, und der chinesische Text schließt mit der Bemerkung, daß die Inschrift am 7. Tage des 1. chinesischen Monats 781 fertiggestellt wurde. Der syrische Text besagt, wer das Denkmal errichtet hat, worauf die Namen der Priester, etwa sechzig an der Zahl, genannt werden, die sich an der Errichtung des Steines beteiligten. Die Namen sind teils die von Chinesen, teils die von Syriern.

darauf in China eintraf. Kublai Khan schickte 1338 eine Gesandtschaft an den Papst in Rom, die dort bestens empfangen wurde und im folgenden Jahre, von vielen Franziskanermönchen begleitet, nach Peking zurückkehrte.

Damals hatte es den Anschein, als ob die katholische Kirche sehr bald einen vollkommenen Sieg in China davontragen würde. Der Kaiser war den Christen freundlich gesinnt und veröffentlichte ein Edikt zu gunsten der neuen Religion. Er übergab sogar seinen achtjährigen Sohn den Missionaren, um ihn zu taufen und als Christen zu erziehen. Alle Aussicht war demnach vorhanden, daß China die christliche Religion zur Staatsreligion erheben würde, als ein unvorhergesehener Vorfall die schönen Hoffnungen jäh zu nichte machte. Der Kaiser wurde nämlich von einem Verwandten, einem strengen Anhänger des Islam, vergiftet. Dieser riß den Thron an sich und drohte allen Christen, die sich nicht zum Islam bekennen würden, mit dem Tode. Die Drohung verfehlte ihren Zweck. Eine blutige Verfolgung war die Folge, sieben Missionare wurden im Jahre 1342 in Peking enthauptet, und obgleich der Thronräuber bald darauf selbst ermordet wurde, waren doch die jetzt zum Ausbruch kommenden Unruhen im Lande dem Missionswerk sehr ungünstig, bis schließlich die Herrscher der Mingdynastie im Jahre 1368 die Mongolen über die Grenzen des Reiches hinaustrieben.

Papst Urban V. sandte trotz der wenig günstigen Aussichten im Jahre 1370 einen neuen Erzbischof nach Peking, den zwölf Franziskaner begleiteten. Doch war die Mission erfolglos und ein gleiches Schicksal teilte die an den Hof einige Jahre später gesandte, 70 Köpfe starke Mission, deren Mitglieder in einem damals tobenden Bürgerkriege ihr Leben verloren haben sollen. Dies scheint den heiligen Vater in Rom so entmutigt zu haben, daß alle weiteren Bekehrungsversuche vom Ende des 14. bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts aufgegeben wurden.

Mit der um diese Zeit auf dem Seewege erfolgten ersten Ankunft der Portugiesen in China tritt auch das Missionswesen in ein neues Stadium.*) Die Sendboten kamen von nun an auf dem Seewege, anstatt wie bisher auf dem Überlandwege nach China. In Macao ließen sich nun auch zahlreiche Missionare, die verschiedenen Orden angehörten, nieder, unter denen namentlich die Jesuiten hervorstachen. Im Jahre 1552 erlaubte der Generalgouverneur von Canton drei Vätern dieses Ordens, Ruggieri, Pasio und Matthias Ricci, sich in der Stadt niederzulassen. Der zuletzt genannte, ein Italiener von Geburt, errichtete zunächst eine Schule in Canton, wo er vornehmlich Mathematik und Astronomie lehrte. Doch war diese Gunst von nur kurzer Dauer. Die eifersüchtigen Mandarine drangen auf die Entfernung

*) Den Portugiesen war bekanntlich für Dienste, die sie dem Kaiser von China bei der Unterdrückung des Seeräuberunwesens in südchinesischen Gewässern geleistet hatten, die kleine Halbinsel Macao überlassen worden.

der Missionare, und Ricci beschloß demnach, das Missionswerk direkt von Peking aus zu betreiben. Er traf dort im Jahre 1601 ein, wurde vom Kaiser, dem er wertvolle Geschenke überreichte, huldvoll in Audienz empfangen und erhielt die Erlaubnis, in Peking zu bleiben. Auch erfolgte die Veröffentlichung eines kaiserlichen Edikts zu gunsten der christlichen Religion.

Riccis Erfolg als Prediger war erstaunlich. Unter den von ihm neu Bekehrten befanden sich zwei hohe Würdenträger, von denen der eine, Paul Sü, später zum Premierminister ernannt wurde. Seine Enkelin, auf den Namen Candida getauft, baute in ihrer Heimatprovinz über dreißig Kirchen, und sie gab den Anstoß, daß in einer anderen Provinz gegen hundert Bethäuser errichtet wurden. Candida stiftete viele Waisenhäuser und erhielt vom Kaiser den Titel „Heilige Frau". Aber nicht nur in Peking machte die Missionsarbeit große Fortschritte, auch anderswo im Reiche wuchs die Zahl der Bekehrten reißend schnell. Ricci wurde zum Superior der Jesuitenmission in China ernannt, starb aber bald darauf im Jahre 1610, erst 58 Jahre alt in Peking, wo er auch beerdigt liegt.

Sein Nachfolger war Nicholas Longobardi, ein Sicilianer von Geburt. Da brach im Jahre 1616 unerwartet ein Sturm gegen die Christen los, angefacht durch den damaligen ersten Staatsminister. Dieser unterbreitete dem Throne eine Denkschrift, in der er den Kaiser ersuchte, alle Missionare aus dem Lande zu jagen und die christliche Religion zu verbieten. Die Folge war, daß die Sendboten nach Macao ausgewiesen wurden, aber nur für einige Jahre. Denn als bald darauf die Mandschu-Tataren in das Land einzubrechen drohten, rief man 1627 einen Teil der Missionare wieder nach Peking zurück, weil sie in der Waffenschmiedekunst, namentlich im Guß von Geschützen, sehr bewandert waren (vgl. Seite 913). Unter ihnen befand sich auch Longobardi. Da der bereits erwähnte Paul Sü inzwischen zum Premierminister ernannt worden war, machte auch die Bekehrung wieder Fortschritte.

Da der chinesische Kalender viele Irrtümer aufwies, so wurden auf Süs Anraten zwei Missionare, Adam Schaal und James Rho, die beide ausgezeichnete Mathematiker waren, als Präsidenten des Astronomieamtes nach Peking berufen. Namentlich Schaal verstand es, sich bald großen Einfluß am Hofe zu verschaffen, der selbst durch den Fall der Mingdynastie im Jahre 1644 nicht geschwächt wurde. Die Mandschu waren ihm nicht minder gewogen, ja, er setzte es durch seine Fürsprache durch, daß alle Missionare wieder nach China zurückkehren und dort predigen durften. Während der Regierung des ersten Kaisers, Sun Tschi, sollen über 100 000 Chinesen getauft worden sein. In Peking wurde eine prächtige Kirche gebaut. Außer den Jesuiten gab es damals noch spanische Franziskaner und Dominikaner in China, die in der Provinz Fukien und auf Formosa thätig waren.

Im Jahre 1664 brach eine böse Christenverfolgung aus, die durch einen Hofastronomen angezettelt worden war. Dieser, ein Muhamedaner, klagte die

Missionare verschiedener Verbrechen an, erklärte sie für Rebellen und das Resultat war, daß der Kaiser, nachdem Adam Schaal abgesetzt und der Ankläger an seine Stelle zum Präsidenten des Astronomieamtes ernannt worden war, den Befehl erließ, sämtliche Missionare zu verhaften und in Ketten nach Peking zu bringen. Über zwanzig Sendboten wurden eingeliefert und nachdem sie vom Strafministerium zu Peitschenhieben verurteilt worden waren, wurden sie nach Canton gesandt, wo man sie scharf bewachte. Adam Schaal sollte als Rädelsführer enthauptet werden, doch erhielt er auf die Vermittelung der Mutter des Kaisers hin die Freiheit wieder. Er überlebte diesen Gnadenakt nicht lange, da er bereits im folgenden Jahre, 1665, 76 Jahre alt, starb.

Der Thronfolger, Kang Hi, lud wieder vier Missionare zu sich nach Peking ein, damit sie den Kalender, der voller Irrtümer war, verbesserten. Zu diesen gehörte Verbiest, ein ausgezeichneter Mathematiker. Kang Hi ernannte ihn zum Präsidenten des Bureaus für Mathematik. Ein 1671 erlassenes kaiserliches Edikt gestattete allen Missionaren die Rückkehr nach China, und die eingeborenen Christen durften wieder ihres Glaubens leben. Neue Missionsvereine, darunter die der „Missions Etrangères", trafen in China ein. Im Jahre 1678 wurden zwei neue Bischofstühle, die zu Peking und Nanking, errichtet, sodaß es nun mit dem von Macao drei im Reiche gab. Verbiest starb zehn Jahre später, als eben eine von Louis XIV. entsandte Jesuitenmission in Peking angekommen war. Im Jahre 1692 erließ Kang Hi ein weiteres Edikt, das die Ausbreitung der christlichen Religion im ganzen Lande gestattete. Die einheimischen Bekehrten zählten damals bereits über 300000 Köpfe. In der „Verbotenen Stadt" Pekings wurde eine prächtige Kirche erbaut, zu deren Errichtung Ludwig XIV. große Summen beisteuerte.

* * *

Die Jesuitenmissionare erbaten sich im Jahre 1696 vom apostolischen Stuhle die Gunst, daß man ihren Neubekehrten gewisse Ceremonien und Riten gestatte, die ihrem Bekehrungssystem entsprächen, ferner, daß man die chinesische Sprache in der Liturgie gebrauche. Die Antwort war eine abschlägige. Es hatten übrigens bereits früher gewisse Riten, die auf die Ehrung der Ahnen und des Confucius Bezug hatten, Anlaß zu heftigen Streitigkeiten unter den Missionaren gegeben,*) und zwar brach der Streit unter den Jesuiten aus. Eine Partei vertrat nämlich die Ansicht, daß diese Ceremonien und Riten als nationale Gebräuche zu den Adiaphora gehörten, weshalb man sie den Neubekehrten gestatten dürfe. Dieser Ansicht war auch Matthias Ricci. Longobardi und seine Partei behaupteten dagegen, daß

*) Hierzu gehörte auch die Frage, ob man die Worte „Tien" (Himmel) und „Schangti" (Höchster Kaiser) im Sinne von „Gott" gebrauchen dürfe.

solche abergläubischen Gebräuche in religiöser Hinsicht schädlich wirken müßten, weshalb man sie nicht zulassen dürfe. Ein im Jahre 1628 zusammengetretenes Konzilium konnte zu keiner Entscheidung in dieser Frage kommen.

Die Streitfrage spitzte sich nach Ankunft der Dominikaner und Franziskaner in China immer mehr zu. Eine im Jahre 1645 in Rom unter Innocenz X. zu diesem Zwecke tagende Versammlung entschied, daß diese chinesischen Riten nicht länger zu gestatten seien. Die Jesuiten, mit diesem Ergebnis nicht zufrieden, entsandten zwei Jahre später einige Mitglieder nach Rom, die die Angelegenheit im entgegengesetzten Lichte darstellten und zwar mit dem Resultate, daß ein 1651 erlassenes päpstliches Dekret die Ausübung dieser Ceremonien wieder gestattete. Doch war hiermit die Streitfrage noch lange nicht geschlichtet. Denn während eine Partei sich auf das zuerst gegebene Dekret stützte, bestand die andere darauf, daß die 1651 erlassene Verordnung die einzig maßgebende sei. Schließlich kam aus Rom die Antwort, daß beide Dekrete gültig und je nach den Verhältnissen zu beachten seien.

Die in Peking lebenden Jesuiten hatten sich inzwischen an den Kaiser Kang Hi mit der Bitte gewandt, die Grundsätze klar darzulegen, unter denen die Neubekehrten den Ahnen und Confucius ihre Verehrung darbringen dürften, und in welchem Sinne die Worte „Tien“ und „Schangti“ zu verstehen seien.*) Kang Hi antwortete, daß jene Riten nichts mit Aberglauben und Götzendienst zu thun hätten, welche Anschauung auch von den damaligen leitenden Staatsmännern Chinas festgehalten wurde. Unter diesen Umständen konnten sich die Missionare nicht der Thatsache verschließen, daß eine Ächtung dieser Riten die christliche Mission in China aufs ärgste schädigen müsse. Die Bischöfe von Nanking und Macao sandten deshalb im Jahre 1700 zwei Jesuitenväter nach Rom, die den Papst Clemens XI. auch veranlaßten, zwei Kommissare, darunter den gelehrten Maillard de Tournon, nach Peking zu schicken, um den Streit endgültig beizulegen. Sie langten dort im Jahre 1704 an und wurden auch von Kang Hi freundlich empfangen.

Ehe aber die Kommission in China eingetroffen war, hatte die Inquisition zu Rom die Streitfrage nach längeren Erörterungen in dem schon angedeuteten Sinne des apostolischen Provikars von Fukien entschieden. Das päpstliche Dekret kam zu seiner Zeit der Sonderkommission zu Händen; diese

*) Es muß hier bemerkt werden, daß die Päpste Innocenz XI. und XII. dem apostolischen Provikar der Provinz Fukien, einem Dominikaner, die Streitfrage nochmals zur Untersuchung übergeben hatten. Dieser entschied dahin, daß bei einer Anrufung Gottes nur das Wort „Tientschu“ (Herr des Himmels) anzuwenden sei, ferner dürfe man auf keinen Fall den Konvertiten die Verehrung der Ahnen und des Confucius gestatten.

aber fürchtete sich, es zu veröffentlichen, und zwar weil Kang Hi selbst als Richter in der Sache gesessen und im entgegengesetzten Sinne entschieden hatte. Dennoch kam die Angelegenheit dem Kaiser zu Ohren. Da die Kommission den Ausgang lediglich auf die Entscheidung des Provikars von Fukien zurückführte, ersuchte Kang Hi diesen, die Gründe darzulegen, die ihn gegen die fraglichen Riten stimmten. Die Antwort blieb nicht aus, und sie schloß mit der wenig diplomatischen Bemerkung, daß der Bischof in dieser Sache den Kaiser nicht als Richter anerkennen könne, sondern nur den Papst. Kang Hi, hierüber aufgebracht, befahl dem Provikar und dem Sondergesandten Tournon, ohne Verzug China zu verlassen. Dies geschah im Herbst 1706.

Der Sondergesandte begab sich auf der Rückreise zum Bischof nach Nanking, wo er den Missionaren durch einen Erlaß die Befolgung des Dekrets Clemens XI. anbefahl. Kang Hi ließ daraufhin den Gesandten gefangen nach Macao abführen, wo er auch einige Jahre später in der Citadelle starb. Die weitere Folge war, daß der Kaiser verordnete, daß nur Priester, die von ihm ein Beglaubigungsschreiben erhalten hätten, in seinem Reiche als Missionare ihrem Berufe obliegen dürften. Als erste Bedingung stellte Kang Hi jedoch die Forderung, daß sich der Missionar mit der Verehrung der Ahnen und des Confucius einverstanden erkläre. Auch müßten sie sich verpflichten, nie wieder nach Europa zurückzukehren. Die Jesuiten waren fast die einzigen, die um solche Beglaubigungsschreiben beim Throne einkamen. Die übrigen Missionare wurden entweder aus China vertrieben oder sie hielten sich verborgen im Lande auf.

Im Jahre 1719 schickte Clemens XI. den Patriarchen Mezzobarba nach Peking, um Kang Hi zu bitten, daß er sein Dekret anerkenne und ferner gestatte, daß sein Sondergesandter als oberster Leiter aller Missionare in China bleiben dürfe. Der Kaiser verweigerte beides. Mezzobarba besuchte auf dem Heimwege Macao, wo er Hirtenbriefe erließ, die in Hinsicht auf ihre unglückliche Lage den Neubekehrten die Befolgung gewisser Riten gestatteten. Der Bischof von Peking that ein gleiches. Doch war Clemens XII. hiermit nicht einverstanden. Nachdem er im Jahre 1735 diese Briefe für null und nichtig erklärt hatte, schrieb sein Nachfolger, Benedikt XIV., einige Jahre später eine neue Eidesformel für alle in China thätigen Missionare vor, durch die sich ein jeder verpflichtete, das von Clemens XI. erlassene Dekret auf das getreueste zu befolgen.

* * *

Kang Hi starb im Jahre 1722. Sein Sohn, Yung Tscheng, brachte als Nachfolger der christlichen Religion und den Missionaren nur wenig Neigung entgegen. Unter seiner Regierung und der seiner Nachfolger wurde das Christentum in China fast völlig unterdrückt. Die Verfolgungen nahmen

in der Provinz Fukien ihren Anfang, deren Satrap die christliche Religion in seiner Statthalterschaft verbot. Dann folgte das Ministerium der Riten, das mit Bewilligung des Kaisers die Ausrottung aller Christengemeinden anordnete. Mehrere hundert Bethäuser wurden zerstört oder in Tempel umgewandelt; die Missionare brachte man nach Canton, einige ausgenommen, denen man ihrer astronomischen Kenntnisse halber gestattete, in Peking zu bleiben.

Kaiser Yung Tscheng starb im Jahre 1736. Sein Nachfolger, Kien Lung, war ebenfalls kein Christenfreund. Während seiner Regierung starben mehrere Missionare den Märtyrertod, darunter der Superior der Jesuiten in China. Die Thätigkeit dieses Ordens wurde überhaupt durch eine Bulle Clemens XIV. im Jahre 1773 aufgehoben; sie standen fortan unter der Aufsicht des Superiors der Lazaristenmission. Die feindliche Gesinnung Kien Lungs vererbte sich auf seinen Sohn, Kia King. Kurz nach seinem Regierungsantritte erhoben sich die Mitglieder der „Weißen Lilie-Sekte" in mehreren Provinzen, mordeten und brandschatzten. Die Mandarine behaupteten, die Missionare stäken unter einer Decke mit den Rebellen. Kia King erließ darauf im Jahre 1811 ein Edikt, daß alle Missionare vogelfrei in China seien. Die Folge war, daß viele es vorzogen, das Land zu verlassen; andere hielten sich verborgen. Einige Jahre später brach eine neue Christenverfolgung aus, der viele Sendboten zum Opfer fielen, vornehmlich in Setschuen.

Kaiser Kia Kings Nachfolger, Tao Kuang, der ihm 1821 folgte, trat in die Fußtapfen seines Vaters. Dennoch trafen in den nächsten Jahren viele katholische Missionare in China ein, darunter auch Jesuiten, deren Orden von Pius VII. 1814 wieder hergestellt worden war. Sie erhielten die Kiangnan- (Nanking-) Provinz als Feld ihrer Thätigkeit. Der Papst teilte das ganze Reich in vierzehn apostolische Vikariate, über die er Bischöfe in partibus inf. einsetzte. Nach dem Friedensschlusse von Nanking wurde, wie uns schon bekannt ist, den Missionaren, Katholiken und Protestanten, das Recht zugestanden, in den fünf geöffneten Häfen — Canton, Amoy, Futschau, Ningpo und Shanghai — ihrem Berufe obzuliegen. Dann kam der von uns ebenfalls geschilderte Krieg zwischen China auf der einen, England und Frankreich auf der anderen Seite, nach dessen Beilegung im Jahre 1860 den Missionaren gestattet wurde, sich im ganzen Reiche niederzulassen und ihre Religion zu predigen. Alles Kircheneigentum, das während der Verfolgungen eingezogen worden war, wurde wieder ausgeliefert.

Trotz der Verfolgungen, die seither die römisch-katholische Mission betroffen haben und denen nicht nur Neubekehrte, sondern auch mehrere Priester u. a. zum Opfer gefallen sind, hat die Kirche doch bedeutende Erfolge aufzuweisen. Ganz China ist gegenwärtig in 37 apostolische Vikariate geteilt, wie folgende Tabelle übersichtlich zeigt:

Vikariate:	Einwohnerzahl:	Orden:	Gegründet:
Kuangtung . . .	30 000 000	Missions Etrangères de Paris	1850
Kuangsi	8 000 000		1875
Kueitschau . . .	10 000 000		1847
Yunnan	12 000 000		1840
Setschuen (Süd) .	15 000 000		1860
„ (Ost) .	15 000 000		1856
„ (Nord)	20 000 000		1696
Mandschurei . .	13 000 000		1838
Zusammen:	123 000 000		
Tschili (S. O.) .	10 000 000	Jesuiten	1856
Kiangnan . . .	50 000 000		1660
Zusammen:	60 000 000		
Tschili (Nord) . .	10 000 000	Congrégation de la Mission	1690
„ (S. W.) .	8 000 000		1856
Tschekiang . . .	25 000 000		1883
Kiangsi (Nord) .	7 000 000		1696
„ (Süd) . .	10 000 000		1879
„ (Ost) . .	8 000 000		1858
Zusammen:	68 000 000		
Schantung (Nord)	20 000 000	Franziskaner	1839
Schansi (Nord) .	17 000 000		1696
„ (Süd) .			1890
Schensi (Nord) .	6 000 000		1844
Zusammen:	43 000 000		
Amoy	4 500 000	Dominikaner	1883
Futschau	20 000 000		1696
Zusammen:	24 500 000		
Hupeh (Ost) . .	16 000 000	Franziskaner (Reformierte)	1870
„ (Nord) . .	6 000 000		1839
„ (Süd) . .	9 000 000		1870
Hunan (Süd) . .	10 000 000		1856
Zusammen:	41 000 000		
Mongolei (Ost) .	15 000 000	Congrégation de Scheut (Belgier)	1840
„ (Mittel)			1883
„ (Süd) .			1883
Kansu	21 500 000		1878
Ili			1888
Zusammen:	36 000 000		
Honan (Nord) . .	6 000 000	Missions Etrangères de Milan	1843
„ (Süd) . .	10 000 000		1880
Hongkong . . .	3 000 000		1874
Zusammen:	19 000 000		
Schensi (Süd) . .	5 000 000	Seminaire de St. Pierre & St. Paul (Rom)	1885
Schantung (Süd) .	10 000 000	Missions Etrangères de Steyl (Holland)	1885
Hunan (Nord) . .	9 000 000	Augustiner (Manila)	1879
Insgesamt:	439 000 000		

Es sind demnach zur Zeit elf Orden in China (nebst Hongkong) thätig. Von diesen hat das „Pariser Seminar“ die größte Zahl von Vikariaten, nämlich acht; dann kommt die „Congrégation de la Mission“ mit sechs. Fast 1200 Priester sind in diesen Vikariaten angestellt, hiervon etwa 700 Europäer (darunter 41 Bischöfe), der Rest Chinesen. Die Zahl der Konvertiten wird auf rund 1¼ Millionen geschätzt. Wir haben also im Durchschnitt einen eingeborenen katholischen Christen auf etwa 400 Chinesen der Gesamtbevölkerung. Kirchen und Kapellen giebt es über 3000, Schulen fast ebenso viele; gegen 60000 Schüler besuchen sie. Dann haben wir noch rund etwa 50 Seminare, die von mehr als 1000 Studenten besucht werden. Die größte Zahl von Bekehrten nehmen die „Missions Etrangères“ für sich in Anspruch, über 225000; dann kommen die Jesuiten mit etwa 175000, und zunächst die „Congrégation de la Mission“ mit 120000 Seelen.*)

Besondere Erwähnung verdient noch die Thätigkeit der Ordensschwestern. Sie arbeiten in zehn Anstalten, nämlich zu Canton, Hongkong, Ningpo, Shanghai (2), Sikawei (in der Nähe Shanghais), Hangtschau, Hankau, Tientsin und Peking. Die von ihnen geleiteten Institute sind Findel- und Waisenhäuser, ferner Schulen und Hospitäler.

II. Protestantische Missionen. — Die Geschichte der protestantischen Missionen in China reicht nur bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Im Jahre 1807 langte der erste Sendbote, der Rev. Robert Morrison, in Canton an, das zu jener Zeit der einzige Ort war, zu dem Missionare Zutritt hatten. Dort hatte ja bekanntlich die ostindische Gesellschaft ihre Handelsfaktoreien. Wegen der gehässigen Stimmung der Eingeborenen gegen alle Ausländer wagte Morrison nicht, öffentlich zu predigen oder das Missionswerk direkt zu betreiben. Er bahnte deshalb in aller Stille den Weg für zukünftige Bekehrungsversuche, indem er ein großes chinesisch-englisches Wörterbuch verfaßte und sodann mit Hülfe eines eingeborenen Lehrers sowie eines Kollegen, des Dr. Milne, einen Teil der Bibel übersetzte.**)

Da es, wie schon gesagt ist, den Missionaren nicht erlaubt war, ins Innere Chinas zu gehen und Canton den Ausländern nur bedingungsweise geöffnet war, so hatte der Protestantismus natürlich auch anfangs fast gar

*) Vorstehende Tabelle beruht auf einer Statistik, die alljährlich von der Propaganda zu Rom herausgegeben wird. Die Gesamtzahl der Bevölkerung stimmt also mit der von uns in Kapitel XXI gegebenenso ziemlichüberein.

**) Sie wurde im Jahre 1823 in Canton in 21 starken Heften mittels der primitiven chinesischen Druckweise hergestellt d. h. die Schriftzeichen wurden in Holztafeln eingeschnitten. Eine von dem deutschen Missionar Gützlaff und dem Amerikaner Bridgeman durchgesehene Übersetzung des Neuen Testaments erschien 1835; das Alte Testament wurde aber erst mehrere Jahre später vollständig übertragen.

keine Fortschritte zu verzeichnen. Zwischen den Jahren 1807 und 1834 — in diesem Jahre hörte das Handelsmonopol der „East-India Company“ in Canton auf — langten dort nur zwanzig protestantische Sendboten an. Infolge der Freigabe der fünf ersten Vertragshäfen nach dem Frieden von Nanking, 1842, und der Abtretung Hongkongs an England mehrte sich ihre Zahl aber sehr bald. Missionsschulen und Apotheken wurden eröffnet, der Druck von Traktätchen eifrig betrieben u. dergl. m. Mit welchen Hindernissen die Missionare dennoch zu kämpfen hatten, geht aus dem langsamen Anwachsen der Zahl der Bekehrten hervor. Im Jahre 1850 waren ihrer nur 300, 1865 rund 2000, 1875 etwa 12000, 1885 rund 28000 und 1890 etwa 40000 Seelen.

Seit jener Zeit aber hat das protestantische Missionswesen gute Fortschritte gemacht. Über vierzig verschiedene Vereine sind jetzt in den verschiedenen Provinzen in Thätigkeit. Von diesen ist die Londoner Missionsgesellschaft, die seit 1807 wirkt, die älteste. Die meisten Sendboten hat die als „China-Inland-Mission“ bekannte Gesellschaft, deren Missionare, Männer wie Frauen, gleich den Jesuiten sich chinesisch kleiden. Sehr stark sind auch die verschiedenen amerikanischen Missionsvereine. Wir Deutschen sind durch vier Gesellschaften vertreten, die Rheinische Mission, das Berliner Findelhaus, die Berliner Mission und die Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsgesellschaft. Mit Ausnahme der zuletzt genannten, die seit der Besetzung Kiautschous auch in Schantung thätig ist, arbeiten die anderen sämtlich in Südchina und Hongkong. Die Baseler Mission nimmt ebenfalls an dem Bekehrungswerke teil; sie ist stärker als jede der vorgenannten deutschen Missionen.

Es hält schwer, sichere Auskunft über die Zahl der Bekehrten usw. zu erhalten, wohl weil es den protestantischen Missionen an einem gemeinsamen Oberhaupte in China fehlt. Doch darf man annehmen, daß die Zahl der Konvertiten die Zahl 100000 nicht weit übersteigt. Etwa 1500 Sendboten, davon mehr als die Hälfte Frauen, sind an dem Werke beteiligt, außerdem gegen 1800 einheimische „Helfer“, darunter einige hundert ordinierte Pastoren und auch weibliche Gehülfen. An Kirchen und Bethäusern gab es von ihnen über 600. Die Missionsschulen besuchten mehr als 20000 Knaben und Mädchen.

Mit den verschiedenen Missionen stehen etwa 70 Hospitäler und 50 Apotheken in Verbindung. Über 100 Missionsärzte und 60 weibliche Ärzte leiten diese Anstalten, die alljährlich von mehreren hunderttausend Patienten aufgesucht werden. Obgleich die Chinesen diesen Krankenhäusern anfangs großes Mißtrauen entgegenbrachten — sie konnten es nicht begreifen, wie der Europäer lediglich von Menschenliebe getrieben sein sollte, solche Anstalten, meist im Innern des Landes, zu eröffnen — so hat sich doch dieser Argwohn seit einiger Zeit völlig gelegt. In Scharen sieht man die Kranken häufig in den Vertragshäfen nach den Missionshospitälern strömen, um an sich die Kunst-

fertigkeit des fremden „Medizinmannes" auf die Probe zu stellen. Zweifellos thun diese Anstalten viel gutes, nicht nur, weil sie die Hülfebedürftigen den Klauen des bezopften Quacksalbers entreißen, sondern weil sie auch viel dazu beitragen, ein gutes Einvernehmen zwischen Ausländern und Chinesen anzubahnen und zu befestigen.

III. Die griechisch-orthodoxe Kirche. — Im Gegensatz zu der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche hat die griechisch-orthodoxe Kirche von jeher das Missionswesen mit großer Gleichgültigkeit behandelt. Hierfür liefert China einen schlagenden Beweis, denn die Bedingungen für Gewinnung orthodoxer Bekehrter außerhalb des Zarenreiches liegen nirgends günstiger als im Lande der Mitte. Nicht nur ist jenes auf hunderte von Meilen hin ein Nachbarland, sondern Rußland unterhält seit dem Jahre 1720 in Peking einen Gesandten, eine Vergünstigung, die anderen Fremdmächten erst seit wenigen Jahrzehnten zuteil geworden ist. Die griechische Kirche hat trotzdem nie den Versuch gemacht, diese Vorteile auszunutzen, denn sie zählt gegenwärtig nur einige hundert Konvertiten unter den Chinesen.

Den Kern für die griechisch-orthodoxe Kirche in China bildete eigentümlicherweise eine Anzahl Russen, die in chinesische Gefangenschaft geraten waren und nach Peking abgeführt wurden. Im Jahre 1650 hatte nämlich Rußland am linken Amurufer die feste Stadt Albazin gegründet. China sah dies als einen Eingriff in seine Rechte an, und sandte im Jahre 1685 ein Heer gegen Albazin, dessen 600 Mann starke Besatzung sich ergeben mußte. Etwa 50 Mann nahm man samt Frauen und Kindern mit nach Peking, dem Rest erlaubte man abzuziehen. Unter den Gefangenen befand sich auch ein Priester, namens Leontieff, der 1690 die erste griechische Kirche in Peking gründete. Diese Albaziner wurden der Leibgarde des Kaisers Kang Hi eingereiht.

Nach Leontieffs Tode sandte Peter der Große im Jahre 1713 unter Zustimmung des Kaisers mehrere Popen unter der Führung des Archimandriten Hilarion nach Peking, im ganzen neun Personen. Dies war die erste russische Mission nach China. Sie sollte alle zehn Jahre abgelöst werden, doch wurde dieser Zeitraum mitunter bis auf zwanzig Jahre ausgedehnt. In dem am Boroflusse im Jahre 1728 zwischen China und Rußland abgeschlossenen Vertrage erhielt dieses u. a. die Erlaubnis, in Peking eine Schule zu errichten, in der auf chinesische Kosten russische Studenten das Chinesische und Mandschu erlernen sollten. Die kirchliche Mission sollte sich aus vier Priestern und sechs Laien zusammensetzen. Durch Zwischenheiraten mit Eingeborenen waren die Albaziner inzwischen zu Chinesen geworden, trugen sich chinesisch und verloren allmählich ihren ursprünglichen Typus.

Seit jener Zeit, also seit fast 200 Jahren, ist das gute alte Einver-

ständnis zwischen der russischen Mission und der chinesischen Regierung nie gestört worden. Diese unterstützte sogar bis zum Vertrage von Tientsin im Jahre 1858 die Mission jährlich mit einer kleinen Summe und einer Gabe an Reis. Seit 1860 ist sie aber von der politischen Mission, mit der die kirchliche bis dahin verschmolzen gewesen war, getrennt worden und steht seitdem unter der direkten Aufsicht der Kirchensynode. Sie ist als „Peikuan" im Gegensatz zu „Nankuan", der russischen Gesandtschaft, bekannt; beide liegen in der Tatarenstadt. In Verbindung mit jener stehen zwei Schulen, von denen die eine für Knaben, die andere für Mädchen bestimmt ist.

Die einzige russische Missionsstation außerhalb Pekings liegt wenige Kilometer von Peking entfernt am Peiho. Sie stammt aus dem Jahre 1863 und wurde aus Mitteln gegründet, die reiche Kiachtakaufleute spendeten. Dort erhebt sich auch eine hübsche, kleine russische Kirche. Die Zahl der zur griechischen Kirche gehörenden eingeborenen Christen in und um Peking beläuft sich auf etwa 1000. Bekehrungen finden alljährlich nur 20 bis 30 statt. Die Nachkommen der Albaziner sind etwa 150 Familien stark. Sie dürfen sowohl Chinesinnen wie Mandschumädchen heiraten. Die Männer sind dem geachtetsten der acht Mandschubanner, dem gelbgeränderten, zugeteilt, und sind in Wirklichkeit Bannerleute, die ihren regelmäßigen Sold, auch Cerealien erhalten.

Das Personal der griechisch-orthodoxen Kirche setzt sich aus einem Archimandriten und mehreren Popen zusammen. Mögen nun auch die Verdienste, die sich die russische Mission um die Bekehrung von Chinesen erworben hat, verschwindend klein sein, so muß doch hervorgehoben werden, daß sich ihre Mitglieder von jeher hochverdient gemacht haben, indem viele von ihnen höchst wertvolle Arbeiten über China, und zwar auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft, Sprache und Litteratur u. dergl. m. geliefert haben. Viele dieser sorgfältig ausgearbeiten Werke sind in fremde Sprachen, namentlich ins Deutsche und Französische übertragen worden, was einen Beweis für ihren allgemein wissenschaftlichen Wert liefert. Die Wissenschaft wird dieser kleinen Schar von frommen Priestern für alle Zeit für die wertvolle Bereicherung der Litteratur über China zu großem Danke verpflichtet sein.

IV. Allgemeine Betrachtungen. — Durch die jüngsten Wirren in China ist die Frage des Missionswesens mehr denn je zuvor in den Vordergrund getreten. Hunderte von fremden Sendboten und Tausende von einheimischen Christen sind dem Fanatismus gewisser Klassen der Chinesen zum Opfer gefallen.*) Mit Schaudern las man die Zeitungsberichte über die

*) Zeitungsberichten zufolge sind während der Wirren ums Leben gekommen: 1. von brittischen Missionarsfamilien: 70 Erwachsene und 28 Kinder, 2. von amerika-

grausamen Martern, denen der rohe Haufe diese Vorkämpfer abendländischer Kultur und deren Anhänger aussetzte, ehe der letzte Gnadenstoß sie von den Qualen erlöste. Es wurden dann in der Presse Stimmen laut, die den größeren Teil der Schuld an den Wirren in China den Missionaren in die Schuhe schoben. Der Streit, der sich darob entspann, war keineswegs geeignet, unser Ansehen in den Augen der gebildeten Chinesen zu heben. Er wäre besser ganz unterblieben, denn keine der beiden Parteien hat die andere von der Richtigkeit ihrer Behauptungen zu überzeugen vermocht, und das wird auch wohl in Zukunft nicht geschehen.

Obwohl der Verfasser von „China und die Chinesen" während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in China sehr viel Gelegenheit hatte, mit Missionaren aller Bekenntnisse persönlich zusammenzukommen und ihre Thätigkeit zu verfolgen, so hält er es doch nicht für angezeigt, ein endgültiges Urteil über eine so heikle Frage, wie die des Missionswesens eine ist, abzugeben, zumal ein solcher Versuch auch gegen die Tendenz dieses Werkes, das den neutralen Boden nicht verlassen soll, verstoßen würde. Hinsichtlich der folgenden allgemeinen Betrachtungen über diesen Gegenstand muß der Leser stets im Auge behalten, daß diese Erörterungen nur Ansichten eines Einzelnen sind, der auf Grund langjährigen Studiums nach bestem Wissen und Können bestrebt ist, einen kleinen Beitrag zur Klärung der verwickelten und schwierigen Missionsfrage vom parteilosem Standpunkte aus zu liefern. —

Wo Gegensätze feindlich auf einander platzen, da giebt es keinen guten Klang. An diese Wahrheit erinnert uns die Geschichte des Missionswesens in China lebhaft. Denn man kann sich nur schwer vorstellen, daß sich Menschen noch feindlicher gegenübertreten sollten, als das bei den christlichen Sendboten und den als Litteraten bekannten Gelehrten, zu welcher Klasse also auch das ganze Beamtentum Chinas gerechnet werden muß, der Fall ist. Daß die Schuld an diesem feindlichen Verhältnisse nicht einer Seite allein in die Schuhe geschoben werden darf, wird man wohl von vornherein als billige Behauptung hinstellen können. Denn angesichts der Thatsache, daß das Bekehrungswerk an und für sich schon zu den schwierigsten Aufgaben gehört, deren Lösung ein Mensch anstreben kann, so müssen wir uns stets daran erinnern, daß die Missionsarbeit in keinem Lande der Erde auf größere Schwierigkeiten stößt als in China. Daß unter diesen Umständen der Missionar gar häufig Fehlgriffe gemacht hat, läßt sich daher von vornherein erwarten, namentlich wenn man bedenkt, welche minderwertigen Arbeiter häufig ins Missionsfeld geschickt worden sind.

---

nischen: 24 Erwachsene und 8 Kinder, 3. von schwedischen: 40 Erwachsene und 6 Kinder getödtet worden, insgesamt haben von diesen Nationalitäten also 170 Personen das Leben eingebüßt. Die katholischen Missionare sind in dieser Ziffer nicht eingerechnet.

Einer der größten, wenn nicht der größte Fehler, den die christlichen Sendboten insonderheit in neuerer Zeit gemacht haben, ist der, daß sie der sogenannten heidnischen Religion der Chinesen sowie auch diesen gegenüber von vornherein eine ganz falsche Stellung eingenommen haben. Wörter wie „Heide“, „Götzendiener“ u. dergl. m. erwecken in uns gewöhnlich ein Gefühl des Mitleidens und Vorurteils, das jedoch völlig irreführend ist. In unseren Augen ist ein solcher „Heide“ ein tief unter uns stehendes Geschöpf, wir vergessen aber dabei, daß diese Götzenanbeterei auf seine Umgebung, seine Erziehung, seine Überlieferungen und Ideale, die heilig zu halten man ihn von Kindesbeinen auf gelehrt hat, zurückzuführen ist. Viele Christen glauben, daß sie nie so thörichte Dinge glauben und so verkehrt handeln könnten wie der „Heide“, und daher blicken sie in unchristlicher, echt heidnischer Überhebung auf die „blinden“ Heiden mit tiefster Verachtung hinab.

Aber wenn wir mit diesem „armen Götzenanbeter“ auf dem Gebiete des Handels, des gesellschaftlichen Verkehrs usw. zusammentreffen, so werden wir nicht selten finden, daß er uns an Höflichkeit und geselliger Feinheit und, wenn er ein gebildeter Mann ist, hinsichtlich seines Wissens, seiner Unterhaltungsgabe sowie seiner geistigen Fähigkeiten in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. Ist dieser „Heide“ ein Ackerbauer, so wird ihn vielleicht dasselbe ungeschulte Auftreten charakterisieren, an das wir bei seinen Standesgenossen im Abendlande gewöhnt sind; ist er dagegen ein in den Formen der Gesellschaft erzogener Mensch, so dürfte sein ganzes Auftreten dem unsrigen sehr leicht das Gleichgewicht halten. Alles das ist aber darin begründet, daß alle Religion Sache des Gefühls und als solche von der mehr oder minder hohen Durchbildung des Denkens einerseits und des Willens anderseits ganz unabhängig ist. Demnach ist auch der religiöse Glaube des „heidnischen“ Chinesen nicht — und dies sollte der Missionar nie vergessen — einem mangelhaften Erkenntnisvermögen zuzuschreiben und ebensowenig einer mangelhaften Bildung des Willens.

Ein weiterer großer Fehler, den christliche Sendboten in China häufig begehen, ist der, daß sie glauben, die „heidnische“ Religion, die sie für ein abgestorbenes Wesen halten, müsse dies auch für deren Anhänger sein. Der Missionar wird deshalb nicht selten mit Staunen wahrnehmen, daß sie für die „armen Heiden“ noch voller Lebenskraft ist, daß ihr noch der Zauber innewohnt, begeisterten Glauben zu wecken, daß diese Religion des Menschen Seele mit unzerreißbaren Banden gefesselt hält. Er wird ferner finden, daß es vergebliche Mühe ist, den Heiden darauf aufmerksam zu machen, daß der Gegenstand seiner Anbetung nur ein thönernes oder hölzernes Abbild des Menschen ist; für ihn existiert die Gottheit in und mit diesem Bilde und in Wahrheit, denn sie hat seine Gebete erhört und diesen Beweis des Geistes und der Kraft wird er nie in Abrede stellen lassen.

Schon aus dem bisher erörterten ergiebt sich, daß die Stellung des Missionars der Religion der Chinesen gegenüber eine schwierige ist. Auf dem Holzwege ist er sicherlich, wenn er von der Ansicht ausgeht, daß das Christentum und die Religionssysteme der Zopfträger unbedingte und unversöhnliche Gegensätze sind, nichts mit einander gemein haben und daß es unter ihnen nur einen Kampf auf Leben und Tod geben könne. Der christliche Sendbote, der diesen Standpunkt einnimmt, wird bis zum jüngsten Tage predigen können, ohne einen Schritt weiter in der Bekehrung des Vierhundert-Millionenvolkes gekommen zu sein. Dies klar zu legen, hält nicht schwer.

Auch in China gibt es kindlich Gläubige und ehrliche Priester. Neben diesen beiden Arten echt religiös gerichteter Menschen finden sich aber, ganz wie bei uns, frommthuende Heuchler und lasterhafte Menschen, die nur, um von allen religiösen und sittlichen Banden gelöst zu sein, den Freigeist spielen. Ein Missionar, der das verkennt, der, weil alles Heidentum Teufelswerk sei, auch den kindlich Gläubigen und den ehrlichen Zweifler für verworfene Menschen erklärt und mit den wahrhaft Unfrommen in einen Topf wirft, wird dem klugen Chinesen als ein Dummkopf oder als noch etwas schlimmeres erscheinen und seine Wirksamkeit gründlich untergraben.

Es ist ferner völlig irrig, anzunehmen, daß China leicht zum Christentum bekehrt werden müßte, weil das Volk den dort herrschenden Religionssystemen gleichgültig gegenüber stehe. Die Tempel mögen in baufälligem Zustande sich befinden, die Götzen zerbrochen, die Priester zu Bettlern herabgesunken sein, dennoch darf man daraus nicht den Schluß machen, daß die Nation ihrer Religion überdrüssig und bereit sei, die von Missionaren ihnen gepredigte fremde Religion willig anzunehmen. Die Erfahrung hat vielmehr gelehrt, daß gerade diese Vernachlässigung des Kultus und die ihm entgegengebrachte Gleichgültigkeit die Bekehrung schwierig und auch entmutigend macht.*)

Es ist geradezu unsinnig, wenn Missionare bei ihren Bekehrungsversuchen die Religion der Chinesen auf satanischen Ursprung zurückführen, weil sie Laster und Unsittlichkeit im Gefolge habe. Wir haben schon oben gesehen, daß das sittliche Handeln auf dem Gebiete des Willens liegt und nichts mit dem religiösen Empfinden zu thun hat. Dazu kommt, daß der gebildete Chinese durch bloßen Hinweis auf die Zustände in christlichen Ländern solche Missionarstiraden gründlich ad absurdum führen kann. Er

*) Aus dem Munde eines alten, in China thätigen Missionars haben wir die Worte vernommen: „Gieb mir einen aufrichtigen Heiden und dann habe ich Aussicht, ihn zum Christen zu machen, aber mit einem unaufrichtigen kann ich nichts anfangen. Es wird allerdings nicht schwer halten, aus diesem einen unaufrichtigen Christen zu machen, namentlich, wenn er dadurch materiellen Gewinn zu erzielen hofft, aber ist eine solche „Bekehrung" der Mühe wert?"

braucht nur auf die gräßlichen Religionskriege mit ihren Greueln, die alle heidnischen Greuel der Welt hinter sich gelassen haben z. B. im 30jährigen Kriege hinzuweisen, braucht nur an den tollen Hexenglauben und seine furchtbaren Folgen zu erinnern, an den Aberglauben, der auch unter den sogannten Gebildeten in Europa in üppigster Blüte noch heute steht. Mord und alle übrigen schweren Verbrechen, die gräßlichsten nicht ausgenommen, sind ja auch noch gegenwärtig im christlichen Abendlande an der Tagesordnung. Wir finden sie dort, obgleich sie dem Geiste und den Grundsätzen des Christentums entgegengesetzt sind, und dieses sicherlich nicht ihre Ursache ist. Ebensowenig konnte es dem Confucianismus gelingen, eine völlige sittliche Umwandlung bei seinen Anhängern zu bewirken. Das muß gerechterweise anerkannt werden und wer es nicht thut, der muß dem gebildeten Chinesen, zumal dem, der das Abendland kennt, als ein Lügner erscheinen.

Selbst die Götzenanbetung darf, genau genommen, nicht als ein wesentliches Stück in der Religion der Chinesen angesehen werden. Der einigermaßen aufgeklärte Chinese ist so aufrichtig, dir zu sagen, daß die Götzen nicht der Gegenstand, sondern nur das Mittel zur Anbetung der Gottheit sind; dem Unaufgeklärten mögen sie allerdings die Hauptsache sein. Es ist damit um kein Har anders als im Bereiche des romanischen Katholizismus. Der gebildete Katholik verehrt die Heiligenstatue als ein Gnadenbild, d. h. als ein Mittel, durch das der Heilige an diesem Orte sich wirksam erweist, der rohe und ungebildete betet die Statue an, weil er in ihr selber den wunderthätigen Heiligen sieht. Im allgemeinen beschränkt sich übrigens die gegenwärtige Abgötterei der Chinesen auf die Anbetung vergötterter Menschen. Aber die Religionssysteme der Zopfträger verlangen die Vergötterung ebenso wenig, wie in der Bibel die römisch-katholische Lehre von den Heiligen enthalten ist.

Der Missionar sollte demnach stets eingedenk bleiben, daß es sich bei dem Gegensatz von Christentum und den Religionssystemen der Chinesen nicht um einen Gegensatz von Gut und Böse, oder von Licht und Dunkel handelt, sondern um einen solchen, in dem das Höhere zum Niedrigeren, das Vollkommnere zum noch Unvollkommnen im Gegensatz steht.

Nur dann darf der christliche Sendbote in China auf einen Erfog rechnen, wenn er in umsichtiger Weise eine Versöhnung mit dem „armen Heiden" anzubahnen versucht. Obgleich er einerseits sich streng an die Lehren des Christentums halten muß, sollte er sich anderseits nicht schämen, offen einzugestehen, daß auch die Religion der Chinesen viele treffliche Satkörner der Wahrheit enthält. Er sollte die Lehre der Kirchenväter vom Logos spermatikos, vom Christus, der auch unter den Heiden gewirkt hat, sich stets vor Augen halten. Gegen den Götzendienst muß der Sendbote selbstverständlich predigen, aber er muß zugleich auch unverhohlen dem ethischen Werte der

chinesischen Glaubenssysteme und dem tugendhaften Leben der Gründer dieser Systeme volle Anerkennung zollen.

Der Missionar sollte schließlich ehrlich zugeben, daß auch der Ursprung der chinesischen Religionen in dem Verlangen des Menschen nach Vervollkommnung wurzelt. Er sollte den Massen, denen er predigt, sagen, daß alles, was in ihren Glaubenssystemen gut, wahr und rein ist, auch im Christentum sich findet, und daß der Chinese auf nichts davon zu verzichten habe. Das Christentum hat das Judentum überwunden, aber der Jude, der Christ wird, braucht darum Moses nicht aufzugeben. Warum sollte denn also der Chinese seinen großen Weisen Confucius aufgeben müssen? Es wäre widersinnig, zu behaupten, daß ein System, wie das confucianische, das imstande gewesen ist, ungezählten Millionen seit Jahrtausenden eine Richtschnur für das Leben zu bieten, nicht Elemente aufzuweisen hätte, die gut und wahr, und mit den Grundsätzen des echten Christentums im Einklange sind. Erkennt der Missionar voll Teilnahme jene Elemente offen an und verurteilt er nur, was wirklich irreligiös und unsittlich ist, so wird er nicht nur bösen Störungen bei seiner Missionsarbeit entgehen, sondern er wird auch bald finden, daß der Same der Christenlehre, den er in den chinesischen Boden gepflanzt hat, bald reiche Frucht tragen wird.

* * *

Wie steht es nun eigentlich mit diesen „Störungen", die bekanntlich häufig in Pöbelaufstände gegen die Missionare ausarten? Die Chinesen haben sich, namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten, durch die gegen Ausländer, besonders Missionare gerichteten Ausschreitungen keinen guten Namen gemacht. Nicht weniger als dreißig solcher Pöbelkrawalle sind zu verzeichnen. Unter diesen sind die der Jahre 1891 und 1893 im Yangtsethale, in denen mehrere Europäer ihr Leben verloren, die von 1895 in der Nähe Futschaus (Kutscheng), wobei elf der Mission angehörige Ausländer massakriert wurden und der Angriff auf römisch-katholische Missionare bei Yentschau in der Provinz Schantung, in dem zwei Priester hingeschlachtet wurden, die bemerkenswertesten. Diese Ausschreitung führte bekanntlich zu unserer Festsetzung in der Kiautschoubucht.

Angesichts der unleugbaren Thatsache, daß die Chinesen eines der friedlichsten und gesetzlichsten Völker auf der Erde sind, erscheinen diese gewöhnlich gegen Missionare gerichteten Ausbrüche uns Europäern schwer erklärlich. Doch bedenken wir, daß in jedem Menschen die Bestie schlummert und daß gerade die ruhigsten und friedfertigsten Menschen, wenn sie einmal zur Wut entflammt sind, ins Extrem zu verfallen und alles Maß zu überschreiten pflegen. In Europa bietet die Geschichte dafür zahlreiche Beispiele an den fischblütigen Holländern.

Was sind nun die Ursachen, die den friedlichen, sich dem Gesetze willig

fügenden Chinesen in einen Teufel verwandeln? Wir haben bereits im Eingange dieses Abschnittes mehrere dieser Ursachen aufgezählt, sie aber damit noch lange nicht erschöpft. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß die Masse der Zopfträger völlig unwissend in Bezug auf die allergewöhnlichsten wissenschaftlichen Kenntnisse ist, über die bei uns jedes Schulkind schon bis zu einem gewissen Grade unterrichtet ist. Unsere Eisenbahnen und Dampfschiffe sind in ihren Augen Erfindungen des Teufels. Die Geschicklichkeit unserer Wundärzte, die sie ja Gelegenheit haben, in den Missionshospitälern zu bewundern, u. dergl. m. halten sie für Schwarzkunst. Für solch ein Volk ist es nicht schwer zu glauben, daß diese fremden Zauberer viele Fuß tief in die Erde sehen und dort Edelmetalle entdecken können; daß sie, die alle blaue Augen haben, die schwarzen Augen chinesischer Kinder brauchen, um ihre Wunder wirkenden Arzeneien zu bereiten, oder die Augen toter Chinesen, um daraus Silber zu machen. Die Folge dieser tiefen, abergläubischen Unwissenheit ist, daß die große Masse des Volkes auch außerordentlich leichtgläubig ist. Die Leute glauben einfach alles, was ihnen vorgeredet wird.

Ferner müssen wir daran erinnern, daß wir Ausländer den Chinesen häufig als Feinde gegenübergetreten sind, daß wir sie leider oft hochfahrend und herrisch behandelt haben. Die Nation giebt uns Fremden die Einführung des Opiums Schuld. Die Beamten und Litteraten fürchten, daß unsere Zivilisation und Wissenschaft die ihrige über den Haufen werfen und schließlich ihrem verfaulten Regierungssystem mit dem unredlichen Gewinn ein Ende machen wird. Damit aber müsse ihr Land ja auch den Ausländern zur Beute werden. Wir müssen weiter zugeben, daß die Mehrzahl der Europäer den Chinamann nicht versteht und daß deshalb bedauerlicherweise in unseren Beziehungen zu ihm von uns oft nicht immer vorsichtig genug gehandelt wird. Daraus folgt dann, daß unsere Beweggründe häufig mißverstanden werden und unsere Handlungsweise falsch ausgelegt wird. Im Auge der Zopfträger sind wir eigenartige, wunderliche und bizarre Wesen. Jede unserer Handlungen wird stark übertrieben und entstellt ihnen geschildert. und solchen sonderbaren Geschöpfen, als die wir in ihren Augen erscheinen traut man dann auch leicht finstere Absichten zu. Was Wunder, daß sie uns „Kweitze“ d. i. Teufel nennen!

Diese Thatsachen sollten die Missionare sich stets vor Augen halten, denn gegen sie hat sich in fast allen Fällen die Volkswut zuerst gerichtet. Daß die Sendboten überhaupt wirken konnten, verdankten sie im ersten Stadium dem Umstande, daß es ihnen gelang, ein kaiserliches Edikt, das sie zu dulden befahl, zu erwirken. Im zweiten Stadium haben sie sich durch Verträge ihrer Heimatstaaten mit der chinesischen Regierung zu schützen gesucht. Aber alles hat nicht das Mißtrauen im Volke zu ersticken vermocht. Jetzt, im dritten Stadium, haben sie die Aufgabe, dies Mißtrauen, das die Hauptregel der Pöbelaufstände ist, zu besiegen. Dieses dritte Stadium be-

gann mit dem Jahre 1870, in dem, wie uns schon bekannt ist, ein Volkshaufe in Tientsin ein schreckliches Blutbad anrichtete.

Seitdem sind Pöbelausbrüche an der Tagesordnung gewesen. Die meisten von ihnen zeigen in allen Einzelheiten denselben Charakter: Flugschriften und falsche Gerüchte wurden in der Absicht verbreitet, das Volk gegen die Ausländer aufzureizen. Dann kommt die absichtliche Nachlässigkeit der Mandarine, die stets zu spät kommen, wenn man ihrer Hülfe bedarf, und schließlich wird eine Untersuchung eingeleitet, deren Resultat ist, daß man so und so viele Köpfe und so und so viel Geld verlangt, um den Forderungen der Geschädigten gerecht zu werden. Diese Art des Vorgehens hat die weit verbreitete Meinung erzeugt, daß der den Missionaren seitens der fremden Regierungen gewährte Schutz auf nichts anderes hinauskomme, als daß man den Chinesen die christliche Religion aufdränge, die sie doch nicht haben wollen. Es ist aber mehr als zweifelhaft, ob die Volksmasse zur Anwesenheit von christlichen Sendboten in seiner Mitte scheel sieht. Wäre dies der Fall, so hätten mit dem stetigen Wachstum der Missionsarbeit auch die Ausschreitungen an Zahl und Ausdehnung im Verhältnis zunehmen müssen, was nicht der Fall ist.

Die Anstifter von Pöbelausbrüchen sind vielmehr gewöhnlich Mandarine und Mitglieder der Litteratenklasse, die die öffentliche Meinung gegen den Einfluß fremder Ideen abzusperren suchen, indem sie die Ausländer schrecklicher Vergehen anklagen, wie z. B. des Kinderdiebstahls, um aus den Augen, dem Blute und Fett der Kinder Arzeneien zu bereiten u. dergl. m. Wir werden eine periodische Wiederkehr dieser Gewaltthätigkeiten auch in der nahen Zukunft zu erwarten haben, und erst wenn der engherzige Konservatismus der chinesischen Gelehrtenklasse geschwunden ist, werden diese Ausbrüche der Vergangenheit angehören.

Angesichts dieser Zustände sollten die verschiedenen Missionsgesellschaften — und wir haben hierbei vornehmlich die protestantischen Sendboten, die England und Amerika so zahlreich hinausschickt, im Auge — bei der Auswahl der Sendlinge sehr vorsichtig sein. Denn der ins Innere des Landes geschickte Missionar ist dort auf sich selbst angewiesen. Bei jedem Schritt, den er thut, sollte er überlegen, ob er nicht in Gefahr ist, einen Verstoß gegen die Vorurteile der Eingeborenen zu begehen. Ein Fehltritt in dieser Richtung reicht mitunter aus, um das Bekehrungswerk für Jahre hinaus in der betreffenden Gegend ins Stocken zu bringen. Zweifellos geht der Sendbote häufig in seinem Bekehrungseifer zu weit, und die Folge davon sind dann unangehme Reibereien, die leicht auch in einen Pöbelaufstand ausarten können. Selbst an Erfahrung reiche, in China thätige Missionare haben öffentlich eingestanden, daß ein gut Teil von Taktlosigkeit und Unklugheit von seiten der Sendboten ihre Arbeit nicht nur unendlich erschwert, sondern geradezu die Feindschaft der Chinesen heraufbeschworen hat. Aber bedauer-

licherweise hört man nur zu häufig, daß sie durch Nichtachtung der gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche die Empfindungen und Vorurteile der Massen des Volkes aufs tiefste verletzen.

Wie wir bereits wissen, hat es im 16. und 17. Jahrhundert eine Zeit gegeben, in der die Missionare nicht nur geduldet wurden, sondern sich sogar hohen Ansehens, sowohl am kaiserlichen Hofe wie in den Provinzen erfreuten. Warum ist das heute nicht mehr der Fall? Die Demütigung der Chinesen durch die Armeen der Abendländer hat zweifellos viel dazu beigetragen, mit allen Fremden auch die Missionare dem Hasse des Volkes preis zugeben. Aber dieser Haß ist doch auch schon älteren Datums. Er zeigte sich zuerst gegen Ende der Regierung Kan His († 1723), erstarkte aber ungemein beim Regierungsantritt seines Nachfolgers, Yung Tsching, und zwar weil die Jesuiten in Peking den Versuch gemacht haben sollen, ihn durch einen jüngeren Bruder zu ersetzen. Diese Einmischung in die Politik hat bis auf den heutigen Tag ungemein nachteilig auf das Bekehrungswerk gewirkt, denn nun halten die Chinesen alle Missionare für den Vortrab fremder Armeen.

Gegen den Sendboten und seine Bekehrungsversuche haben selbst die gebildeten Chinesen kaum etwas einzuwenden, denn sie sind human genug, dem Grundsatz zu huldigen, daß in ihrem Kaiserreiche jeder nach seiner Façon solle selig werden dürfen. Sobald aber das religiöse Wirken einen politischen Charakter annimmt oder auch nur anzunehmen scheint, dann nimmt der Mandarin sofort gegen den fremden Sendboten Stellung. Sind doch leider sogar Fälle zu verzeichnen, daß Missionare sich in die Amtsangelegenheiten der Mandarine gemischt haben. Denn Konvertiten versuchen gern, sich unter den Schutz der Ausländer zu stellen, um sich so der eigenen Landesgerichtsbarkeit zu entziehen. Kann man da dem Beamten den Haß gegen den ausländischen Missionar verargen, durch dessen Einfluß er sich gezwungen sieht, einen ihm unliebsamen Richterspruch zu fällen? Welche europäische Nation würde sich solch eine Einmischung gefallen lassen? Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß der Missionar alles vermeidet, was beim Chinesen den Glauben erwecken kann, er sei in erster Linie ein politischer Agent und darnach erst der Lehrer einer neuen Religion.

Schließlich sollte der Missionar bei Streitfragen oder Christenverfolgungen nur in sehr schwierigen Fällen den weltlichen Arm in der Gestalt seines Konsuls oder Gesandten um Beistand anrufen und stets eine Schlichtung ohne Berufung auf sein ihm kraft der Verträge zugesichertes „Recht" anzubahnen versuchen. Damit allein handelt er ja auch im Einklange mit den Grundsätzen der Religion, die er zu lehren berufen ist. Denn wenn der Sendbote auch zu seinem vermeintlichen Rechte dadurch kommt, daß er den Schutz seiner Regierung anruft, so hat er dadurch nicht nur nichts gewonnen, sondern gar viel Boden auf seinem eigentlichen Berufsfelde, dem der Bekehrung, verloren. Denn solch eine Maßnahme wird das Volk noch mehr in seinem

Glauben befestigen, daß Missionare nur politische Agenten sind. Daher sollten sie nie den Argwohn aufkommen lassen, daß das Christentum gleich dem Islam sich durch Waffengewalt Bahn zu brechen berufen sei. Bemüht der Missionar sich demnach, alles zu vermeiden, was den Mandarinen und Litteraten als ein „imperium in imperio“ erscheinen könnte, so darf man auch annehmen, daß dadurch nicht nur ein besseres Einverständnis angebahnt, sondern auch die Wiederkehr von Pöbelausbrüchen auf ein sehr kleines Maß herabgesetzt werden wird.

* * *

Das System, nach dem die katholischen einerseits und die protestantischen Missionare anderseits in China ihre Berufsarbeit vollziehen, ist als das System des „labora et ora“ und des „ora et labora“ bezeichnet worden. Jene scheinen nämlich den Hauptwert auf praktische, diese dagegen auf geistige Erfolge zu legen. Selbstverständlich besitzen beide besondere Schulen und Anstalten für die Ausbildung der für den Priesterstand bestimmten Chinesen; aber während in den Waisenhäusern und großen Schulen der katholischen Missionen Knaben mehr für die praktischen Zwecke des Lebens vorgebildet und zu Handwerkern erzogen, und die Mädchen in allen für die künftige Hausfrau erforderlichen Fertigkeiten unterrichtet werden, da die Erfahrung gelehrt hat, daß eine christliche Frau auch in einer heidnischen Familie einen oft zur Bekehrung führenden Einfluß zu üben imstande ist, scheinen die protestantischen Missionen größeren Wert auf eine wissenschaftliche Ausbildung zu legen.

Jedes System hat natürlich seine eigentümlichen Vorzüge, aber es will uns bedünken, als ob die vom Protestantismus eingeschlagene Richtung die richtigere ist und demnach auch schließlich auf größere Erfolge hoffen darf, weil sittlicher Fortschritt stets durch eine ihm vorangehende und ihn begleitende Aufklärung des Denkens bedingt ist. Daß Unwissenheit und Lasterhaftigkeit in engem Zusammenhange stehen, ist eine schon von Sokrates gelehrte unanzweifelbare Wahrheit.

Es ist deshalb nur zu billigen, daß das erste Bestreben der protestantischen Missionare darauf gerichtet ist, Schulen und Lehranstalten aller Art zu errichten; sie wenden alle Kräfte auf, um weltliches, d. h. wissenschaftliches Wissen und Kenntnis der Litteratur unter dem Chinesenvolke zu verbreiten. Ließe man dieses in seiner abergläubischen Unwissenheit, was würde dann wohl das Schicksal des Christentums, das man unter ihm zu verbreiten versucht, sein? Das Resultat aller Arbeit wäre nur ein Aberglaube in neuer Form, das alte, heidnische Wesen, dem man ein christliches Mäntelchen umgehängt hätte. Es würde ein noch widerlicheres Zerrbild des echten Christentums sein, als es der vom heidnischen Aberglauben erfüllte Katholizismus etwa in den wildesten Gegenden Unteritaliens ist, wo die Mehrzahl der Be-

völkerung noch heute der Kunst des Lesens und Schreibens unkundig ist. Der Name hätte gewechselt, das Wesen wäre geblieben.

Mit einem solchen, auf dem Boden der Unwissenheit und des krassesten Aberglaubens erwachsenen Afterchristentum würden, ebenso wie das in Europa, z. B. in Spanien noch heute der Fall ist, ein wütender Fanatismus, Unduldsamkeit und grausame Verfolgungssucht verbunden sein. Es ist hauptsächlich die Unwissenheit, die einen Menschen veranlaßt, seinen Nächsten seiner religiösen Ansichten halber zu verfolgen, denn der Unwissende dünkt sich unfehlbar, weil er nicht erkennt, daß unser aller Wissen nur Stückwerk, das seine aber verschwindend klein ist. So lange aber jemand sich für unfehlbar hält, so lange wird in ihm auch der Verfolgungswahn lebendig sein. Der Fortschritt des Wissens allein kann hier heilend und bessernd wirken.

Soll also das wahre Christentum in China festen Fuß fassen, so ist es von allerhöchster Wichtigkeit, daß die Wolken der Unwissenheit auf dem Gebiete des weltlichen Wissens, die noch in trüber Dichte über dem Volke lagern, vertrieben werden. Man muß es den Chinesen vor allem klar machen, daß sie nicht, wie sie wähnen, alles, was in der Welt des Wissens wert ist, haben, sondern daß sie im Gegenteil nur sehr wenige wirkliche Kenntnisse besitzen. Aus diesem Grunde ist auch der vom Protestantismus vornehmlich eingeschlagene Bekehrungsweg, die Massen des Volkes zu erziehen und sie aufzuklären, aller Unterstützung seitens des Abendlandes wert.

Die Thatsache, daß das Christentum in China bisher keine großen Fortschritte gemacht hat, hat natürlich vielen den Gedanken nahe gelegt, daß entweder den Chinesen die Anlage zur Religiosität mangele oder daß die Mission sich auf völlig verkehrtem Wege mit ihrer Arbeit befinde. Es wäre gegen die Tendenz dieses Werkes, auf diese Frage näher einzugehen. Aber man mag darüber urteilen, wie man will, eins ist ganz gewiß: Die Thätigkeit der Missionare hat sicher nicht die wegwerfende und absprechende Verurteilung verdient, die ein Teil der Presse namentlich seit dem Jahre 1900 gegen sie gefällt hat.

Auch die Aufrichtigkeit der neubekehrten Chinesen ist oft stark in Zweifel gezogen worden. Gewiß giebt es eine Sorte von Christen, die man Reischristen genannt hat, weil sie sich zur neuen Religion bekennen, um durch die an die Bekehrten erfolgende Verteilung von Reis oder Geld ihr Leben fristen zu können. Das trifft aber nur für den am Hungertuch nagenden Teil der Bevölkerung zu, dem man damit Almosen zukommen läßt, in der Hoffnung, ihn eines Tages vielleicht auch bekehren zu können. Außerdem wäre es sicherlich nicht billig, an chinesische Bekehrte die Richtschnur anzulegen, mit der wir Christen in der Heimat zu messen gewöhnt sind. Ein Vergleich zwischen chinesischen Konvertiten und unseren zum Christentum bekehrten Vorfahren — man denke an die entsetzlichen Greuel im „christlichen" Frankenreiche zur Zeit der Merowinger — dürfte keineswegs zu Ungunsten jener

ausfallen. Und doch ist auch das unvollkommene und unter dem Wust heidnischen Wesens oft kaum erkennbare Christentum unserer germanischen Vorfahren ein Same gewesen, aus dem ein herrlicher, die Früchte wahrer christlicher Kultur tragender Baum emporgewachsen ist.

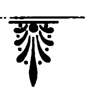
Was auch immer die Meinung des Einzelnen in Glaubenssachen und über den Wert und Unwert der Mission sein mag, man wird zugestehen müssen, daß man den Missionaren für die Aufopferung und Geduld, mit der sie sich bemühen, Licht in das Dunkel zu tragen, Achtung, Anerkennung und häufig sogar Bewunderung zu zollen hat. Und dieses Urteil wird auch dadurch nicht hinfällig, daß es unter den Missionaren auch manches räudige Schaf giebt, denn wo gäbe es solche nicht? Wir dürfen auch nicht die großen Verdienste vergessen, die sich die in China thätigen Missionare um die Erforschung der schwierigen Landessprache — wir erinnern hier nur an unsern gelehrten Landsmann Dr. Ernst Faber — der Sitten und Gebräuche der Bevölkerung u. dergl. m. erworben haben.

Ohne die Pionierarbeit der Sendboten hätte der Kaufmann und Industrielle, der nach ihnen kam, auf Jahre hinaus nur ein wenig lohnendes Arbeitsfeld vorgefunden. Niemand kann endlich in Abrede stellen, daß der Missionar einen beständigen, guten Einfluß auf die Gedanken und das Leben des Volkes, unter dem er lebt, ausüben und damit die Macht des Vorurteils bis zu gewissem Grade beseitigen muß, das der Chinese dem Ausländer stets entgegenzubringen geneigt ist. Wenn nun schon gerade auch durch die Aufopferung dieser Pioniere der abendländischen Kultur in den entferntesten Teilen Chinas der fremde Händler in der Vergangenheit und Gegenwart nicht unerheblichen Gewinn geerntet hat, so wird dieser einen noch bedeutend größeren Umfang annehmen, sobald erst einmal das Land der Mitte sich weiter abendländischen Kulturideen freundlich zuneigt und damit sich auch dem Unternehmungsgeiste der Ausländer in weitem Umfange wird erschlossen haben. Daß dieser langersehnte Zeitpunkt recht bald eintreten möge — das walte Gott!



Anhang.

Seine Königliche Hoheit
Prinz Heinrich von Preußen in Ostasien.





Seine Königliche Hoheit
Prinz Heinrich von Preußen in Ostasien.

Drei Jahre sind verflossen, seitdem zum erstenmale ein Prinz aus dem Hause Hohenzollern Deutschland verließ, um für Deutschlands Interessen im fernen Osten thätig zu sein.

Ganz Deutschland jubelte damals aus freudigem Herzen dem Prinz-Admiral entgegen und brachte ihm innige Wünsche für eine erfolgreiche Reise und glückliche Heimkehr dar.

Überall, wohin Prinz Heinrich während seiner Ostasienfahrt gekommen ist, haben deutsche Herzen ihm in Liebe und Dankbarkeit entgegen geschlagen, und die Erinnerung an seinen Aufenthalt wird unauslöschlich im Gedächtnis unserer deutschen Landsleute im Auslande fortleben.

Aber nicht nur unsere Landsleute haben dem Prinzen zugejubelt. Seine aufopfernde Hingabe an die übernommene hohe Mission, seine Leutseligkeit und Ritterlichkeit und andere edle Charaktereigenschaften haben in zahlreichen Angehörigen anderer Nationen Liebe und Begeisterung für unseren Prinzen Heinrich entzündet.

Im Frühjahr 1900 ist er aus Ostasien, wo er sich über zwei Jahre aufgehalten hatte, zurückgekehrt und der Jubel des Willkommens, der ihm überall in Deutschlands Gauen entgegenklang, hat bekundet, daß auch die Deutschen daheim von der großen Bedeutung der Reise des Prinzen voll durchdrungen waren.

Die Erwartung, daß durch die Reise Prinz Heinrichs die Entwickelung unsers Handels- und Schiffsverkehrs in Ostasien eine gewaltige Förderung zur Folge haben müsse, ist im Begriff, sich glänzend zu verwirklichen. Die deutschen Unternehmungen dort, zum Teil gekräftigt, zum Teil vorbereitet durch Prinz Heinrichs Thätigkeit, schützt unsers Kaisers mächtige Hand, und mehr und mehr wird reicher Gewinn für Industrie und Handel von dort in unser Vaterland fließen.

Die folgenden Seiten, die die Abreise, den Aufenthalt in Ostasien und die Heimkehr des Prinzen zum erstenmal in zusammenhängender Weise schildern, dürften daher in allen Kreisen unseres Volkes mit Interesse gelesen werden.

* * *

Es war im November des Jahres 1897, als sich in Deutschland die Kunde verbreitete, daß in der Provinz Schantung zwei deutsche Missionare der Mordlust eines chinesischen Pöbelhaufens zum Opfer gefallen seien. Obgleich im Laufe der letzten Jahrzehnte eine ganze Anzahl christlicher Sendboten als Vorkämpfer europäischer Civilisation in gewissen Teilen Chinas grausam hingemordet worden war, so berührten derartige Schreckenskunden das deutsche Volk nie zuvor so stark wie in diesem Falle. Denn die beiden Erschlagenen waren ja die ersten Märtyrer einer deutschen Mission im Lande der Mitte. Wie allgemein bekannt ist, gehörten sie der von Steyl an.*)

Die blutige Frevelthat verlangte eine schwere Bestrafung aller an ihr Beteiligten. Denn es handelte sich hier nicht allein um den Mord zweier deutschen Unterthanen, sondern es lag außerdem noch ein direkter Vertragsbruch**) insofern vor, als sich herausstellte, daß die Ortsmandarine nicht die geringsten Schritte gethan hatten, um das Leben der beiden unglücklichen Opfer, so lange es Zeit war, zu beschützen. Ja, es lief sogar das Gerücht um, daß einige dieser Beamten mit den Mördern unter einer Decke gesteckt hätten.

Es galt demnach für unsere Regierung, schnell und mit Nachdruck zu handeln. Ganz abgesehen davon, daß die Mission, die bis vor etwa einem Jahrzehnt — wie übrigens alle katholischen Missionen Chinas — unter dem Protektorat Frankreichs gestanden hatte, jetzt unter Deutschlands direktem Schutz stand, war es unserem Kaiser sehr wohl bekannt, daß die chinesischen Behörden,

---

*) Die Mission wurde im Jahre 1885 gegründet. Sie wählte sich Süd-Schantung zu ihrem Arbeitsfelde. Zur Zeit der eben erwähnten Blutthat zählte sie etwa ein Dutzend Priester. Die Zahl der bekehrten Christen schätzte man auf 5000. Die Mission hat gegen fünfzig Kirchen und Kapellen, etwa zwanzig Schulen, sowie ein Seminar, das von ungefähr dreißig Studenten besucht wird. An der Spitze steht Bischof von Anzer.

**) Es sind kaum zehn Jahre her, als Kaiser Kuang Hsü ein Edikt erließ, in dem er das Recht der Missionare, ihren Glauben in China zu verbreiten, anerkannte, und jede gegen Christen gerichtete Bewegung auf das strengste verbot. Das Edikt begann mit folgenden Worten: „Das Recht der fremden Missionare, ihre Religion in China zu predigen, ist in den Verträgen vorgesehen, sowie in kaiserlichen Edikten, die bereits vor jenen Vertragsbestimmungen veröffentlicht worden sind. Allen Provinzialbehörden ist seither anbefohlen worden, den Missionaren Schutz zu gewähren, je nachdem die Umstände dies erfordern."

wie dies bisher bei ähnlichen Vorfällen stets der Fall gewesen war, auch diesmal zu ihrer altgewohnten Methode der Verzögerung greifen würden, um durch endloses Hin- und Herziehen der Sache das begangene Verbrechen möglichst unzureichend gesühnt zu sehen.

Wie bekannt ist, räumen die Chinesen nur unter dem starken Drucke des Zwangs Ausländern Zugeständnisse ein. Ihren Verpflichtungen kommen sie gleichfalls nur unter demselben Drucke nach. Das Verhältnis, in dem die deutsche Regierung der Chinas damals gegenüberstand und auch noch heute gegenübersteht, war und ist mithin gar nicht mit den Beziehungen zu vergleichen, die beispielsweise zwischen Berlin und London oder Paris bestehen.

Die erste Vorbedingung zur ehrlichen Beilegung internationaler Fragen ist bekanntlich die, daß beide Seiten einander Vertrauen entgegenbringen. Aber die chinesische Regierung hat noch nie bewiesen, daß man ihren Beteuerungen und Versicherungen Glauben schenken darf. Im Gegenteil: der chinesiche Staatsmann ist heute noch ebenso fremdenfeindlich gesinnt wie je zuvor. Es sind erst wenige Jahre her, daß die Gesandten der Fremdmächte in China in einer geheimen Sitzung erklärt haben, daß man „den Versicherungen und Versprechungen der Regierung zu Peking gar keinen Glauben schenken dürfe."

Die chinesische Regierung, als Kriegsmacht völlig ohnmächtig, greift deshalb zu andern ihr zur Verfügung stehenden Waffen. Was das Gift der Schlange, die Krallen der Katze, die Tinte dem Tintenfisch ist, das sind List, Verschlagenheit und Heuchelei dem Chinesen. Wenn daher der an Treu und Glauben festhaltende Europäer mit so ausgerüsteten chinesischen Beamten zu thun hat, so läuft er Gefahr, stets den Kürzeren zu ziehen.

Kaiser Wilhelm sah sich demnach angesichts der Thatsache, daß er es mit einer Regierung zu thun hatte, deren „Staatskünstler" unaufrichtig und wortbrüchig sind, gezwungen, auf die uns in den Verträgen zugestandenen Rechte im vollsten Umfange zu bestehen, und alle Entschuldigungen und Ausreden, mit denen sie auch im vorliegenden Falle auszuweichen versuchten, unbeachtet zu lassen.

Abgesehen von der Blutthat, die selbstverständlich volle Sühne verlangte, hatte die Centralregierung zu Peking aber auch den Rest einer Rechnung auszugleichen, die sie scheinbar in Vergessenheit geraten zu lassen wünschte. Denn man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß China, als es seiner Zeit (1895) durch die Unterstützung Deutschlands, Rußlands und Frankreichs sein Landesgebiet auf dem Festlande ungeteilt erhalten sah, unserer Regierung für die damals geleisteten Dienste mehr versprach, als das Zugeständnis, in Tientsin und Hankau ein Areal zur Anlegung deutscher Niederlassungen angewiesen zu erhalten. Diese Annahme erscheint um so berechtigter, wenn wir z. B. in Erwägung ziehen, welche bedeutenden Vergünstigungen Peking der russischen Regierung in der Mandschurei eingeräumt hatte.

Wie allgemein bekannt ist, hat unser Handel in Ostasien, und zwar vornehmlich in China, während der letzten zwei Jahrzehnte einen ganz enormen Aufschwung aufzuweisen. Deutschland steht heute in dem kommerziellen Wettkampfe im fernsten Osten bereits an zweiter Stelle. Um die eigensten Worte Sr. Majestät des Kaisers anzuführen: „Das Deutsche Reich hat in der staunenswerten Entwickelung seiner überseeischen Handelsinteressen einen solchen Umfang genommen, daß es Meine Pflicht ist, der neuen deutschen Hansa zu folgen und ihr den Schutz angedeihen zu lassen, den sie vom Reich und vom Kaiser erwarten kann!"

Dieser Schutz war jedoch ohne einen maritimen Stützpunkt an der chinesischen Küste, wo, wie gesagt, der Schwerpunkt unserer Handelsinteressen in Ostasien liegt, gar nicht denkbar. Ein solcher fehlte uns aber bis dahin gänzlich. Während Großbritannien, Frankreich und andere europäische Mächte Kolonien in den ostasiatischen Meeren besaßen, konnten wir Deutschen dort nicht einen Fuß breit Landes unser eigen nennen, wir waren vielmehr ganz auf fremde Häfen angewiesen.

Um diesen Zustand der Abhängigkeit für immer zu beseitigen, wurde der Besitz einer geeigneten Basis an der chinesischen Küste zur unbedingten Notwendigkeit. Man darf wohl annehmen, daß China als Entgelt für den ihm nach dem Kriege mit Japan geleisteten Beistand Deutschland außerdem noch einen geeigneten maritimen Stützpunkt an seiner Küste versprochen hat. Versprechen und Halten sind aber bei chinesischen Staatsmännern zwei verschiedene Dinge. Sie vertrauten darauf, daß ihr altes Verschleppungsmanöver, das bisher fast stets das „Schachmatt" des Gegners zur Folge gehabt hatte, auch im vorliegenden Falle sich wieder bewähren würde.

Hierin hatte sich die Centralregierung zu Peking diesmal aber gründlich getäuscht, denn schon wenige Tage nach der Bluttat wurde dem Höchstkommandierenden unserer Seestreitkräfte in den ostasiatischen Gewässern, Viceadmiral von Diederichs, telegraphisch der Befehl erteilt, ohne Verzug die Kiautschou-Bucht zu besetzen. Dies erfolgte bekanntlich am 14. November mit den Schiffen „Kaiser", „Prinzeß Wilhelm", „Arkona" und „Cormoran".

Um nun aber den „kranken Mann" des fernen Ostens vollends davon zu überzeugen, daß die getroffene Maßregel unwiderruflich, und jeder etwaige Versuch seitens Chinas, eine feindliche Stellung einzunehmen, auf entschiedenen Widerstand stoßen würde, gab der Kaiser den Befehl, eine zweite Division zu bilden, deren Bestimmung China war. Was aber zweifellos noch mehr als diese Maßregel auf die Gemüter der chinesischen Machthaber eingewirkt haben muß, war die Thatsache, daß Prinz Heinrich von Preußen das Kommando über diese zu bildende zweite Kreuzerdivision erhielt.

Die Gefühle, die unseren Kaiser in jener Zeit bewegten, hat er in der Rede bei der Eröffnung des Reichstages am 30. November 1898, sowie bei jener denkwürdigen Ansprache an seinen Kaiserlichen Bruder beim Abschied im

Königlichen Schloß zu Kiel am 15. Dezember, ferner auch in der am darauf folgenden Tage an Bord der „Deutschland" gehaltenen Abschiedsrede kund gegeben.

Bei der Reichstagseröffnung ließ der Kaiser der Thronrede noch einige frei gesprochene Worte folgen, in denen er betonte, daß er die deutschen Interessen in China nicht für zu gering ansehe, um seinen einzigen Bruder dafür einzusetzen. Und bei der Verabschiedung sprach Seine Majestät u. a.:

„Die Aufgabe, die Du zu erfüllen hast, ist nur die erste Bestätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben. . . . Nicht eine Aufgabe des Trutzes, sondern des Schutzes ist Dir gestellt! Es soll unter dem schützenden Panier unserer deutschen Kriegsflagge unserm Handel, dem deutschen Kaufmann, den deutschen Schiffen das Recht zuteil werden, das allen fremden Nationen gegenüber zugestanden wird! . . . Als ein Zeichen der deutschen Reichs- und Seegewalt wird nun das durch Deine Division verstärkte Geschwader aufzutreten haben. Mit allen Kameraden der fremden Flotten in innigem Verkehr und guter Freundschaft, zum festen Schutz der heimischen Interessen gegen jeden, der den Deutschen zu nahe treten wird, das ist Dein Beruf und das ist Deine Aufgabe."

Prinz Heinrich hatte die Nachricht, daß er zum Chef der Division ernannt sei, bereits am 19. November erhalten, mithin ein paar Tage nach der Einnahme Kiautschous. Das Geschwader sollte demnächst aus der „Deutschland", Panzerkreuzer erster Klasse, 7320 Tonnen, als Flaggschiff, sowie dem Kreuzer zweiter Klasse „Gefion", 4200 Tonnen, bestehen. Der Kreuzer erster Klasse „Kaiserin Augusta", 6056 Tonnen, sollte sich im Mittelmeer der Division anschließen.

Prinz Heinrich hißte seine Flagge auf der in Kiel von Wilhelmshaven angekommenen „Deutschland" am 10. Dezember. Am 15. traf der Kaiser mit großem Gefolge in Kiel zur Besichtigung der beiden Schiffe ein. Abends fand ein Abschiedsdiner im Königlichen Schloß statt, bei welcher Gelegenheit Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich ihre weltbekannten Reden hielten.

Prinz Heinrich schiffte sich am folgenden Morgen um 8 Uhr auf der „Deutschland" ein. Der Kaiser kam eine Stunde später an Bord. Als die Mannschaften auf dem Achterdeck des Kreuzers angetreten waren — das Offizierkorps hatte sich um den Prinz-Admiral versammelt — richtete Kaiser Wilhelm in der ihm eigenen markigen Weise die letzten Abschiedsworte an seinen Königlichen Bruder. Aus der Ansprache sei hier folgende Stelle wiedergegeben:

„Möge einem jeden Europäer draußen, dem deutschen Kaufmanne und vor allen Dingen dem Fremden, auf dessen Boden wir sind oder mit dem wir zu thun haben werden, klar sein, daß der deutsche Michel seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild fest auf den Boden gestellt hat, um dem, der ihn um Schutz angeht, ein für allemal diesen Schutz zu gewähren.

Und mögen unsere Landsleute draußen die feste Überzeugung haben, seien sie Priester, seien sie Kaufleute oder welchem Gewerbe sie obliegen, daß der Schutz des Deutschen Reiches, bedingt durch die Kaiserlichen Schiffe, ihnen nachhaltig gewährt wird!"

Darauf erfolgte die Abfahrt durch den Kaiser Wilhelm-Kanal. Nachmittags gegen 4 Uhr verließ der Kaiser mit seinem Gefolge das Schiff. Etwa 24 Stunden später war die „Deutschland" in der Brunsbütteler Schleuse. Prinzeß Irene wartete dort, um dem teuern Gemahl noch ein letztes „Lebewohl" zuzurufen.

Die „Gefion" hatte sich der „Deutschland" in Brunsbüttel angeschlossen. Einige Stunden später durchfurchten die Schiffe das Deutsche Meer und nahmen ihren Kurs auf Albions Kreidefelsenküste.

* * *

Nach nebliger Fahrt kamen die beiden Kreuzer vor Spithead (Portsmouth) an. Der Prinz begab sich sofort nach Osborne zur Königin Victoria, um sich von seiner Großmutter zu verabschieden. Am 21. Dezember kehrte er nach Portsmouth zurück und am folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt.

Das Wetter war während der nächsten Tage recht unangenehm. Die Fahrt ging ja durch die Biskayasee, die namentlich während der Wintermonate ein sehr unruhiges Wasser ist. Hoher Seegang und bezogener Himmel waren an der Tagesordnung. Das Festprogramm am Weihnachtsabend wurde aber durchgeführt trotz starken Schlingerns und vielen Wassers im Zwischendeck. Am ersten Feiertage klärte es sich auf, und als Tags darauf die beiden Schiffe Cap St. Vincent, mithin den westlichsten Punkt Europas passierten, war das Wetter wunderbar schön.

In Gibraltar wurde am 27. Dezember an der Mole festgemacht, und der Prinz landete, um den Gouverneur zu besuchen. Auch nach „Europe Point" wurde ein Spaziergang unternommen, und ebenso wurden der Kirchhof und das Genuesische Dorf besucht.

Dann rüstete man sich zur Fahrt durchs Mittelmeer. Am 28. dampfte man von jenem bizarr geformten Felsen fort, passierte das minaretreiche Algier am 30. Dezember und Malta am 1. Januar. In Port Said wurde bei schönem Wetter am 5. Januar verteut. Sogleich machten beim Prinzen mehrere vom Khedive abgesandte Würdenträger ihre Aufwartung und überbrachten die Grüße ihres Herrn. Nach Einnahme von Kohlen wurde durch den Kanal gedampft und am 8. auf der geräumigen Rhede von Suez geankert. Nach einem mehrstündigen Aufenthalt ging es weiter durch den Golf von Suez und das Rote Meer. Die Sonne meinte es, wie gewöhnlich in jener Gegend, recht, recht gut, weshalb unsere „Blaujacken" für die nächsten Wochen sich in „Weißjacken" verwandelten.

Selbst der Maschine der „Deutschland" war es anscheinend unheimlich warm geworden, denn am 11. Januar bemerkten die Ingenieure, daß sie nicht mehr recht arbeiten wollte. Man fand, daß das Trunkzapfenlager heiß gelaufen war. Es mußte Halt gemacht werden, um Reparaturen vorzunehmen, und erst nach 18stündigem Stillstand konnte man weiterfahren. Doch schon am 13. machte sich das Schlagen in der Maschine wieder bemerkbar. Es wurde mehrfach gestoppt, so daß die enge Straße von Bab el Mandeb erst am 15. Januar passiert werden konnte. Abends ankerten beide Schiffe auf der Rhede von Aden.

Hier war ein fünftägiger Aufenthalt vorgesehen, um die Maschine der „Deutschland", wenn möglich, wieder völlig in Stand zu setzen. Der Prinz verwandte die Zeit, um mehrere Ausflüge teils zu Wagen teils zu Pferde ins Land hinein zu machen. So wurden u. a. die Wasserstauwerke in Alt-Aden besucht. Das dortige Kamelreitercorps wurde besichtigt und der Sport, zumeist Polo sowie Lanzenstechen nach Zeltpfählen (von den Engländern „tent pegging" genannt) nicht vernachlässigt.

Am 20. Januar ging die „Deutschland" wieder in See und zwar nach der Insel Socotra, allerdings mit einer trotz aller angestrengten Reparaturarbeiten nicht ganz zuverlässigen Maschine. Drei Tage darauf warf das Flaggschiff neben der hierher vorausgegangenen „Gefion" bei Ras Katanahan (Socotra) Anker. Es war abgemacht, daß hier zwei Kohlendampfer auf die „Deutschland" warten sollten, denn das Schiff ist bekanntlich nicht als Kreuzer, sondern als Schlachtschiff gebaut und kann daher eine nur geringe Menge von Kohlen an Bord nehmen. Doch fand man keinen dieser „collier" (Kohlenschiffe) vor. Die „Gefion" ging deshalb nach Aden zurück, um sie zu holen.

Die folgenden Tage gingen dahin ohne jeden besonders bemerkenswerten Vorfall. Prinz Heinrich unternahm täglich Spaziergänge ans Land, wobei auf einiges Wild, Tauben und Enten, geschossen wurde. Der Geburtstag des Kaisers wurde an Bord gefeiert. Am 31. Januar kam die „Gefion" endlich mit den zwei Kohlendampfern von Aden bei Socotra an. Nach beendeter Einnahme der Kohlen ging man am 1. Februar nach Colombo in See.

Die palmenumrauschte Zimmetinsel Ceylon tauchte am 8. Februar am Horizonte auf. „Deutschland" und „Gefion" gingen, von Kanonendonner begrüßt, noch am selben Tage im Hafen von Colombo vor Anker. Während des siebentägigen Aufenthalts auf Ceylon wurden mehrere, vom dortigen Gouverneur arrangierte Jagdpartien unternommen. Meist waren es Hirschjagden, aber auch auf Elephanten wurde gepirscht. In Kandy stattete der Prinz dem berühmten Buddhatempel einen Besuch ab und besichtigte den dort als höchste Reliquie verehrten angeblichen Zahn Buddhas. Der Oberpriester schenkte ihm eine schöne buddhistische Bibel. Einige Goldstücke waren das Gegengeschenk. Im Botanischen Garten zu Peradeniya (Colombo) pflanzte Prinz Heinrich zur Erinnerung an seinen Besuch eine Amherstia nobilis. Die deutsche Kolonie Colombos hatte

den Prinz-Admiral natürlich mit großem Jubel empfangen und blickte mit gerechtem Stolz auf den ritterlichen Zollernprinzen.

* * *

Am 15. wurde die Fahrt nach Singapore*) angetreten, wo die „Deutschland" der Kohlenersparnis und der Sorge um die Maschine halber erst am 23. Februar eintraf, zugleich mit ihr die „Gefion".

Der Prinz, erwartet von den Spitzen der Behörden, landete am folgenden Vormittag. Eine Ehrenwache vom „West Yorkshire" Regiment mit Standarte und Musikkapelle und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge harrte am Strande. Nach herzlichem Empfange fuhr er nach dem „Government-House", um den Gouverneur, Sir Charles Mitchell, zu begrüßen. Von dort wurde nach „Leonie Hill", der Residenz des kaiserlichen Konsuls, Herrn Eschke, gefahren, wo auch die Mitglieder des Konsularkorps empfangen wurden. Darauf kehrte Prinz Heinrich nach dem „Government-House", zurück, wo er während seines Aufenthalts in Singapore Wohnung nahm.

Im Laufe des Nachmittags empfing Prinz Heinrich den Sultan Ibrahim von Johore,**) um mit ihm die Vorbereitungen für eine Tigerjagd in Johore zu besprechen. Gegen 5 Uhr fand im Garten des Regierungsgebäudes ein Empfang der leitenden Ansässigen Singapores statt. Der Prinz pflanzte sodann zur Erinnerung an seinen Besuch im Garten einen Palmenbaum, worauf auf Aufforderung des Gouverneurs drei donnernde Hurrahs auf den Prinz-Admiral ausgebracht wurden. Die Kapelle der „Deutschland" spielte während der Dauer des Empfanges fröhliche Weisen. Alles war von der Leutseligkeit des Prinzen entzückt.

Der „Klub Teutonia" war an jenem Abend der Anziehungspunkt von ganz Singapore, nicht nur für die geladenen Gäste, sondern auch für viele Tausend andere. Die Witterung war herrlich. Die Illumination des Klubgebäudes war sicherlich die prächtigste, die Singapore je gesehen hat. Ungezählte buntfarbige „Elfenlampen" waren vor dem Klubgebäude und in dem an-

*) Singapore, der große Knotenpunkt für Dampfer, die vom Suez-Kanal her, aus Australien und Ostasien kommen, liegt etwa 75 Seemeilen nördlich vom Äquator, auf der Insel gleiches Namens. Die Stadt hat etwas über 100 000 Einwohner, wovon etwa zwei Drittel Chinesen, der Rest Malayen, Indier usw. sind. Die europäische Bevölkerung wird, einschließlich des Militärs auf etwa 8000 Köpfe geschätzt. Singapore ist Sitz der Regierung der „Straits Settlements". Die Insel, seit 1819 im britischen Besitz, ist 25 Seemeilen lang und 15 Meilen breit. Obgleich sie in nächster Nähe des Äquators liegt, ist das Klima doch auffallend gesund, so daß dortige Ärzte die Stadt Singapore für „das Paradies der Kinder", die namentlich von allen bösartigen Krankheiten frei bleiben, genannt haben.

**) Johore nimmt den Südteil der Halbinsel Malacca ein. Der etwa 9000 englische Quadratmeilen große Staat wird von einem Sultan regiert, der unabhängig ist, aber unter der Schutzherrschaft Großbritanniens steht, soweit die äußere Politik in Betracht kommt. Sultan Ibrahim wurde 1873 geboren und 1895 gekrönt. Johore Bhara, die Hauptstadt, etwa 15 Seemeilen nordöstlich von der Stadt Singapore gelegen, zählt 20 000 Einwohner, meist Chinesen. Die Bevölkerung des stark aufblühenden Staates wird auf rund 200 000 Seelen, worunter 150 000 Chinesen, 35 000 Malayen und 15 000 Javaner sind, geschätzt.

grenzenden Garten in höchst künstlerischer Weise angebracht. Im Klub selbst war die Illumination ebenso glänzend und die Dekoration mittels Flaggen, Immergrün und Blumen wunderschön ausgeführt. Außerhalb des Gebäudes waren mehrere Podien und kleine Bühnen errichtet für die Militär- und Marinekapelle, ferner für chinesische und malayische Sängerinnen und Tänzerinnen, Taschenspieler u. dergl. Außer der ganzen deutschen Kolonie war auch ein großer Teil der englischen Bewohner Singapores zugegen.

Der Prinz langte gegen 10 Uhr im Klub an und wurde dort mit lautem Jubel empfangen. Nach der Vorstellung der Damen und Herren begab man sich in den Saal, wo der Präsident des Klubs im Namen der Anwesenden seine Freude über den hohen Besuch aussprach. Es folgte darauf ein Konzert, das teilweise im Saale, teilweise in dem herrlichen, palmenreichen Garten zur Ausführung kam. Unter den Musikstücken befand sich auch ein vom Prinzen selber komponierter Präsentiermarsch. Prinz Heinrich verließ den Garten erst nach Mitternacht.

Für die beiden folgenden Tage war der Besuch beim Sultan von Johore angesagt. Der Prinz bestieg demnach am Morgen des 25. den kleinen Dampfer „Sea Belle". Außer seinem Gefolge schlossen sich der Gouverneur von Singapore und mehrere englische Marine-Offiziere, unter ihnen Admiral Bridge, der Jagdpartie an. Gegen zwei Uhr Nachmittags fand die Ankunft in Johore statt. Unter einem Salut von 21 Schüssen landete Prinz Heinrich. Der Weg zum Palaste, wo der Sultan einen großartigen Empfang vorbereitet hatte, wurde zu Wagen zurückgelegt. Johore selbst hatte festlich geflaggt.

Nach einem Rundgang durch den Palast setzte man sich zum Frühstück nieder, an dem sich über 50 Herren, darunter eine stattliche Anzahl Eingeborener, beteiligten. Die Militärkapelle von Johore lieferte die Tafelmusik. Späterhin wurde ein Spaziergang nach dem „Johore Rest House" unternommen, ein Gebäude, das speziel für Personen, die Johore zum Vergnügen besuchen, unlängst errichtet worden war. Die Gesellschaft kehrte darauf nach dem Palast zurück, der prächtig erleuchtet war. Die auf Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich ausgebrachten Toaste fanden begeisterte Aufnahme.

Inzwischen waren auf Befehl des Sultans große Vorbereitungen für die Tigerjagd getroffen worden, die am folgenden Tage, dem 26. Februar, stattfinden sollte. Ungefähr vierzig Treiber wurden in die Dschungeln geschickt, um einen aufgespürten Tiger herauszutreiben.

Des Morgens überreichte der Sultan Ibrahim dem Prinzen Heinrich den Familienorden von Johore „Darjah Krabah". Dann machte man sich für die Jagd fertig.

Begleiter des Prinzen waren außer dem Sultan ein Engländer als Jagdordner und das Gefolge. Leider kam nach mehrstündiger Jagd niemand ein Tiger zu Gesicht. Der Prinz hatte jedoch das Glück, einen Eber, und Korvettenkapitän Müller, der persönliche Adjutant des Prinz-Admirals, einen

Hirsch zu schießen. Man kehrte gegen drei Uhr nach dem Palast zurück. Prinz Heinrich bestieg in Begleitung des Sultans eine große Dampfbarkasse und es wurde nach Singapore zurückgedampft. Abends wurde im „Klub Teutonia“ zu Ehren der Offiziere der im Hafen liegenden Kriegsschiffe ein Bierabend abgehalten.

Am folgenden Tage unternahm Prinz Heinrich, von einer großen Anzahl deutscher Damen und Herren begleitet, eine längere Radfahrt, der sich im „Government House“ eine Zusammenkunft anschloß, an der sich auch die Offiziere der im Hafen liegenden Kriegsschiffe beteiligten.

Montag, der 28. Februar, war der Tag der Abreise von Singapore. Unter den behufs Verabschiedung des hohen Gastes an Bord der „Deutschland“ Erschienenen befanden sich der Sultan von Johore, der Gouverneur, der britische Admiral u. a. Nachmittags wurde ein großer Teil der deutschen Kolonie an Bord des Flaggschiffes empfangen. Die Schiffskapelle spielte und ein Tänzchen konnte man sich nicht versagen. Darauf verließen die Gäste das Schiff und gingen an Bord des Dampfers „Bangkok“. Die „Deutschland“ und die „Gefion“ lichteten die Anker und richteten ihren Kurs auf Hongkong. Als die „Bangkok“ passiert wurde, erschallten von Bord aus enthusiastische Hurras, die von den Kriegsschiffen auf das lebhafteste erwidert wurden. Bald war das Geschwader außer Sicht.

Für die große Beliebtheit, deren sich Prinz Heinrich während seines Aufenthalts in Singapore allgemein erfreute, spricht u. a. folgendes „Eingesandt“, das das dortige leitende englische Blatt veröffentlichte:

„Prinz Heinrich hat in Singapore einen äußerst günstigen Eindruck hinterlassen. Es ist wahr, Prinzen sind gewöhnlich höfliche, leutselige und angenehme Menschen und wir kleineren Sterblichen thäten deshalb wohl daran, uns an ihnen ein Beispiel zu nehmen. Aber Prinz Heinrich bewies, daß er mehr als alle jene Vorzüge besitzt; er zeigte jenen Takt und jene scharfe Urteilskraft, die die krönenden, charakteristischen Kennzeichen eines Prinzen sind. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß unter den königlichen Personen, die ich je getroffen habe — und ich bin mit vielen königlichen Personen zusammengekommen — keiner einen so günstigen Eindruck auf mich gemacht hat als diese schöne Gestalt des Seemannsprinzen von Preußen.“

* * *

Der Bug der beiden Schiffe, der seit mehreren Wochen ostwärts gerichtet gewesen war, durchschnitt von jetzt ab in nördlicher Richtung die Fluten. Vorbei ging es an der Küste von Siam und Indo-China, entgegen dem Heimatgewässer der breitbauchigen Dschunken. Nach achttägiger Fahrt, mithin am 8. März, warfen die beiden Kriegsfahrzeuge im Hafen der großartigen Felseninsel Hongkong Anker, wobei die gewohnten Salute ausgetauscht wurden.*)

---

*) Hongkong, wenige Meilen vom nördlichen Wendekreis gelegen, wurde 1841 von China an Großbritannien abgetreten. Die Insel, deren Hauptstadt Viktoria ist, hat einen Umfang von 25 Seemeilen; eine Länge von 9 und eine Breite von 2 bis 5 Seemeilen. Der „Peak“ ist 1825 Fuß hoch. Die

Hier erfolgte zunächst die Vereinigung mit dem Kreuzer „Kaiserin Augusta“, der inzwischen in Hongkong eingetroffen war. Der Prinz-Admiral übernahm hier den Befehl über die sogenannte zweite Division des Kreuzergeschwaders, während der Oberbefehl über das gesamte Kreuzergeschwader noch in den Händen des Viceadmirals von Diederichs verblieb.

Der Prinz landete gegen Mittag unter dem Donner der Strandbatterie. Am Quai war eine Ehrenwache mit Standarte und Musikkapelle aufgezogen. Der Empfang war ein äußerst enthusiastischer, die Zuschauermenge zählte nach vielen Tausenden. Prinz Heinrich begab sich zu Fuß zur Begrüßung nach dem Hause des stellvertretenden Gouverneurs, General-Major Black, und von dort in das Kaiserlich Deutsche Konsulat, dem seiner Zeit Konsul von Loeper vorstand.

Am folgenden Abend begab sich Prinz Heinrich nach dem Deutschen Klub, wo ein Empfang der deutschen Kolonie Hongkongs stattfand. Das Klubgebäude war auf das geschmackvollste illuminiert und mit Flaggen, Sträuchern, Blumen und dergl. ausgeschmückt. Der Prinz widmete sich mit Eifer den Gesprächen über den Handel Hongkongs und gab seine Freude darüber zu erkennen, daß die deutschen Firmen dort eine so hervorragende Rolle spielen. Nach längerer, lebhafter Unterhaltung mit den anwesenden Damen und Herren kehrte der Prinz nach der Residenz des Gouverneurs zurück.

Am Nachmittag des 13. März fand zu Ehren des hohen Gastes eine Gartengesellschaft im Park des Regierungshauses statt. Zahlreiche Einladungen waren hierzu ergangen. Die Marine- und die Landoffiziere waren vollzählig vertreten. Das Wetter war prächtig. Mehrere Kapellen spielten abwechselnd. Das Gartenfest fiel herrlich aus und mit seiner großen persönlichen Liebenswürdigkeit eroberte unser Prinz alle Herzen im Sturm.

Am Morgen des 17. unternahm der Prinz mit seiner Begleitung auf dem Flußdampfer „Hankow“ einen Ausflug nach Canton. Die Forts am Ufer des Perlflusses, an dem die Stadt liegt, und die chinesischen Kanonenbote prangten in reichem Flaggenschmuck und feuerten Salutschüsse ab. Gegen drei Uhr Nachmittags traf der „Hankow“ vor Schamien, der Insel, auf der die Fremdenniederlassung Cantons angelegt ist, ein.*)

Aussicht von ihm ,gehört zweifellos zu den großartigsten, und auch der Hafen ist einer der besten und reizendsten der Erde. Er wird durch die Insel und das naheliegende Festland gebildet und ist auf allen Seiten von hohen, teilweise bewaldeten Hügeln eingeschlossen. Die Stadt Viktoria selbst liegt großartig. Die Häuser erheben sich, Reihe um Reihe, von der „Wasserkante“ bis zu einer Höhe von 500 Fuß am Abhange des „Peak“. Bungalows sieht man selbst noch auf dem Gipfel der Hügel. Die Bevölkerung der Insel wird auf 275 000 Seelen geschätzt, die der Stadt selbst auf 175 000. Hiervon sind etwa 7000 Europäer, meist Engländer und Macao-Portugiesen. Die Garnison ist 3000 Mann stark.

*) Canton, die Hauptstadt der Provinz Kuangtung und Sitz des Generalgouverneurs der beiden Kuang-Satrapien, ist eine der bedeutendsten Städte des Kaiserreiches. Man schätzt die Einwohnerzahl Cantons einschließlich der sehr großen Botbevölkerung auf $2^1/_2$ Millionen, so daß sie demnach die bevölkertste Stadt Chinas wäre. Die fremden Ansässigen sind kaum 200 Köpfe stark. Schamien d. h. „Sanduntiefen“, war ursprünglich eine Schlammuntiefe, die die Fluten bei Hochwasser

Prinz Heinrich begab sich sofort ans Land, wo ihn die ganze Fremdenkolonie erwartete und mit lauten Hurras empfing. Die Leibgarde des Generalstatthalters der Cantonprovinzen war ebenfalls aufgezogen. Zunächst wurde das Kaiserliche Konsulat besucht, dem damals Dr. Knappe vorstand. Der Generalgouverneur und der Gouverneur der beiden Satrapien statteten kurz darauf dem Prinzen einen Besuch ab, den dieser in dem in der Chinesenstadt gelegenen Yamen erwiderte. Der Generalstatthalter hatte dem Prinzen für diese Gelegenheit eine mit gelber Seide ausgeschlagene Sänfte — gelb ist bekanntlich die kaiserliche Farbe in China — zur Verfügung gestellt. Am Abend fand im Konsulat ein Empfang der leitenden Residenten statt, wobei der Prinz wie üblich sich über die Lage des Handels informieren ließ.

Am folgenden Tage (18. März) war die Fremdenkolonie Cantons von den deutschen Ansässigen eingeladen worden, Abends einem großartigen Feuerwerk beizuwohnen. An den Flußufern in der Nähe des kaiserlichen Konsulats waren zahlreiche sogen. „Blumen"-*) und Hausbote verankert, von denen aus man das Feuerwerk besonders gut beobachten konnte. Das allgemeine Urteil der großen Zuschauermenge ging dahin, daß Canton noch nie zuvor ein so prächtiges pyrotechnisches Freudenfeuer gesehen habe. Die Pausen wurden durch die Kapelle der „Deutschland" angenehm verkürzt.

Der Prinz begab sich am nächsten Morgen nach Hongkong zurück, um am 22. März dem naheliegenden Vertragshafen Swatau**) einen kurzen Besuch mit der „Gefion" abzustatten. Der Kreuzer traf dort am 23. ein. Die Landung erfolgte um 4 Uhr Nachmittags. In einer vom Tao Tai, dem Bezirks-Intendanten Swataus gestellten „kaiserlichen" d. h. gelben Sänfte begab sich Prinz Heinrich in Begleitung des dortigen deutschen Verwesers, des Herrn Streich, nach dem Kaiserlichen Konsulat. Eine Unterredung mit den leitenden fremden Kaufleuten Swataus fand Abends im Konsulat statt. Die „Gefion" verließ den Hafen am nächsten Morgen und ankerte wieder vor Hongkong am 25. März.

Zu Ehren des unermüdlich thätigen Prinzen wurde am 29. März von der Civilgemeinde Hongkongs in der „City Hall" ein Ball gegeben. Das prächtige Gebäude hatte seit seinem Bestehen noch nie in solchem Glanze gestrahlt wie an jenem Abend. Der Springbrunnen vor dem Gebäude, den vier Löwen umgeben, war ein Meer von verschiedenfarbigen Lichtern und glich einer Schöpfung

---

teilweise bedeckten. Im Jahre 1859 wurde ein künstliches, eiförmiges Eiland daraus gemacht, nachdem man einen massiven Granitdeich rings herum angelegt und das innere Areal mit Sand und Schlamm aufgefüllt hatte. Die Insel ist fast 1000 Meter lang und mißt in ihrer größten Breite etwa 300 Meter. Die Kosten beliefen sich auf 2 Millionen Mark. Vier Fünftel zu dieser Summe steuerte England, den Rest Frankreich bei.

*) Unter „Blumenboten" versteht man in China große, mit schönem Holzschnitzwerk und andern Verzierungen versehene Fahrzeuge, die die „Jeunesse dorée" des Landes der Mitte zu Picknicks, Diners, Trinkgelagen usw. benutzt. Canton ist namentlich wegen der großen Anzahl von Boten dieser Art bekannt.

**) Der in der Provinz Kuangtung nördlich von Hongkong gelegene Vertragshafen Swatau hat eine etwa 30000 Köpfe starke Bevölkerung, worunter kaum hundert Ausländer sind.

aus der Märchenwelt. Von dem Rachen der Tiere gingen Guirlanden nach den Häuptern der Seejungfern, und an jeder Guirlande waren zahlreiche kleine elektrische Lichter angebracht, die wie Sterne hervorschossen. In dem Muschelbecher, den jede der Seejungfern hält, lag eine große, durch ein elektrisches Licht erleuchtete Glaskugel. Über dem Eingang zum Gebäude erstrahlte in herrlichem Glanze der Buchstabe „H", darüber eine Krone.

Das Innere des Gebäudes blendete infolge seines Lichterglanzes fast das Auge. Die Säulen zu jeder Seite des Einganges waren umwunden mit Banyanblättern, Palmen und Ziersträucher schmückten die Halle. Die Treppe war gleichfalls prächtig mit Immergrün und Blumen geschmückt. Auf dem Treppenabsatz las man das Wort „Willkommen" in goldenen Lettern, darüber war die Königliche Standarte, zur Linken die britische Flagge, zur Rechten die deutsche angebracht. Auf dem Fußboden lag eine Rettungsboje, die den Namen „Prinz Heinrich" trug, und unter anderen Gegenständen fielen dort besonders Anker, Kompasse, Bojen, Taue auf, während zu beiden Seiten aus einem Blumenmeere kleine Geschütze hervorguckten. Über allen war eine große, in elektrischem Lichte strahlende Krone angebracht, die die deutschen Farben zeigte.

Das Ballzimmer war gleichfalls herrlich dekoriert. Die St. Georgs- und St. Andrewshalle wurden zum Tanzen benutzt. Jede war von der Decke bis zur Diele mit deutschen Flaggen dekoriert. Das Theater, in dem das Souper eingenommen werden sollte, gab an geschmackvoller Ausschmückung den anderen Räumlichkeiten nichts nach. Die Tafel war in der Form eines Hufeisens aufgestellt. In der Rundung erhob sich der deutsche Adler, den Zierpflanzen und Blumen umgaben.

Kurz nach 9 Uhr langte Prinz Heinrich in der Stadthalle an. Er trug ein kurzes Meßjackett. Er wurde von Sir John Carrington, dem obersten Richter von Hongkong und Chef des Ballkomitees, sowie von dessen andern Mitgliedern empfangen, die ihn in die St. Georgshalle führten. Die Musik spielte beim Betreten des Zimmers die Nationalhymne. Gleich darauf begann der Tanz, den Lanziers eröffneten. Im ersten Karee tanzte Prinz Heinrich mit Frau Black, der Gemahlin des Generalmajors Black, Gouverneurs i. V.

Kurz vor Mitternacht setzte man sich zum Souper nieder. Zur Rechten des Prinzen saß Frau Black, zur Linken Lady Carrington. Die Speisekarte, die eine Auswahl von etwa dreißig verschiedenen Speisen bot, war ein kleines Kunstwerk. An ihrem oberen Teile sah man das englische und deutsche Flaggschiff, „Centurion" und „Deutschland", am untern Ende englische und deutsche, das Friedenspfeifchen rauchende Matrosen.

Während der Tafel erhob sich Generalmajor Black und brachte den Toast auf die Königin Viktoria und gleich darauf auf Kaiser Wilhelm aus. Hierauf erhob sich Sir John Carrington und hielt folgende Ansprache:

„Eure Excellenz, meine Damen und Herren! Mir ist die Ehre zuteil geworden, Sie einzuladen, den Toast auf die Gesundheit unseres hohen

Gastes, Sr. K. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, zu trinken. Als Höchstderselbe zu uns kam, hatte er ein dreifaches Anrecht auf unsere Hochachtung. Erstlich ist er der Sohn der erhabenen Dame, die früher unsere Prinzeß Royal war (Beifall). Demnächst ist er ein Enkel unserer geliebten Herrscherin, der Königin-Kaiserin (Beifall), und schließlich ist er ein Prinz des regierenden Hauses der großen und uns so freundschaftlich gesinnten deutschen Nation, deren erlauchter Herrscher ihm ein wichtiges Kommando in der deutschen Marine anvertraut hat (Hört! Hört! und Beifall). Aber bereits während seines kurzen Aufenthalts unter uns, hat S. K. Hoheit gezeigt, daß er noch andere Anrechte darauf hat, warum wir ihn schätzen und ehren sollten — Ansprüche, die sich auf seine eigenen, persönlichen Verdienste gründen (Beifall). Denn ich spreche einfach die Wahrheit, wenn ich sage, daß Prinz Heinrich während seines Aufenthalts unter uns durch seinen offenen und ritterlichen Charakter, durch seine Höflichkeit und sein rücksichtsvolles Benehmen, seine Liebe zum Sport, sowie durch andere Eigenschaften, die den wahren Seemannsprinzen kennzeichnen, sich die Herzen aller gewonnen hat, mit denen er in dieser Kolonie in Berührung gekommen ist (Beifall). Ich fordere Sie daher auf, mit der größten Herzlichkeit und mit den vollsten Ehren den Toast zu trinken, den ich jetzt ausbringe: Die Gesundheit Sr. K. Hoheit, des Prinzen Heinrich von Preußen."

Der Trinkspruch wurde mit stürmischem Enthusiasmus aufgenommen, worauf die Herren das in englischen Kreisen so allgemein bekannte „For he is a jolly good fellow" anstimmten.

Prinz Heinrich erwiderte hierauf:

„Eure Excellenz, meine Damen und Herren! Ich bin Ihnen tief dankbar für die Worte die Sir John Carrington soeben gesprochen hat und die ich für meine Person wohl kaum verdiene. Zur selben Zeit gestatten Sie mir, den Residenten Hongkongs für diesen außerordentlich prächtigen Empfang, den Sie mir heute Abend bereitet haben, zu danken. Ich danke Ihnen Allen auch für die Gastfreundschaft, die Sie mir und den Offizieren S. K. Majestät Marine während unsers Aufenthalts in Hongkong entgegengebracht haben (Beifall). Gastfreundschaft ist ein Charakterzug, der unter allen Europäern im Osten zu finden ist; ganz besonders zu Hause ist er aber in einer britischen Kolonie und unter den loyalen Unterthanen Ihrer Allergnädigsten Majestät, der Königin (Hört! Hört! und Beifall). Mir sei demnach erlaubt, den Trinkspruch auf die Kolonie Honkong auszubringen. Indem ich dies thue, ersuche ich meine Kameraden, mit mir einzustimmen in drei herzliche Hurras für die Wohlfahrt der Kolonie: Hip, Hip, Hurra!" (Lauter, anhaltender Beifall.)

Generalmajor Black ergriff zunächst das Wort und sprach:

„Eure Königliche Hoheit! Ich erhebe mich, um dem Danke der Gemeinde, die ich zu repräsentieren die Ehre habe, Ausdruck zu geben. Wir danken Allerhöchstderselben für die huldreichen Worte, die Sie soeben ausgesprochen



S. K. H. Prinz Heinrich von Preussen auf der Landungsbrücke zu Wusung bei Shanghai.

haben. Deutschlands und Großbritanniens Interessen decken sich vollständig (Hört! Hört! und Beifall). Deutsche und Engländer sind Zweige desselben Stammes. Unsere Sprache entspringt derselben Wurzel, und ich sehe durchaus keinen Grund, warum wir nicht stets gute Freunde sein sollten (Hört! Hört! und lauter Beifall). Ich danke daher im Namen der ganzen Nation und dieser Gemeinde, die, obgleich sie unter der britischen Flagge lebt, dennoch zu ihren Mitgliedern viele Ihrer geschätzten Landsleute zählt, Eurer Königlichen Hoheit und den Offizieren Ihres Geschwaders für die huldvolle Weise, in der Sie auf die Gesundheit und Wohlfahrt dieser Kolonie getrunken haben." (Lauter Beifall).

Prinz Heinrich kehrte nach Aufhebung der Tafel nach dem Ballsaal zurück, wo er sich zur größten Freude der Festteilnehmer noch längere Zeit aufhielt, um sich dann nach seiner Wohnung im Regierungshause zu begeben.

Am 4. April unternahm der Prinz einen Ausflug mit einem chinesischen Zollkreuzer über Macao nach dem Westflusse (Sikiang). Mehrere interessante Punkte wurden auf der Reise besucht z. B. der Tempel und Wasserfall bei Tinguschan, die „Gorges" (Bergschluchten), der Marmorfelsen bei Schaohing usw. Prinz Heinrich kehrte am 7. nach Hongkong zurück, blieb dort bis zum 13. April, um sich dann an Bord der „Gefion" einzuschiffen und mit ihr die Reise nach Wusung, dem Vorhafen Shanghais, anzutreten, wo der Kreuzer am 16. April vor Anker ging.

* * *

Mit einem schwungvollen Gedicht begrüßte am 17. April das deutsche Wochenblatt Ostasiens, „Der Ostasiatische Lloyd", die Ankunft S. K. Hoheit in Shanghai. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß Prinz Heinrich in dieser sogenannten „Musteransiedelung des fernen Ostens an genau demselben Datum landen sollte, an dem er vor achtzehn Jahren Shanghai zum erstenmal einen Besuch abgestattet hatte. Am 17. April 1880 landete der Prinz dort, als er als Seekadett an Bord des „Prinz Adalbert" auf einer Reise um die Welt begriffen war, und achtzehn Jahre später beehrte der Zollernprinz diese große Handelsmetropole zum zweitenmale mit seinem Besuche, dies Mal, um eine Mission zu erfüllen, die in hohem Maße mit Mühe und Arbeit verknüpft war, deren Durchführung aber unserem Prinzen den Dank der ganzen deutschen Nation verhieß.

Kein Platz in Ostasien ist geeigneter, dem dünkelhaften Chinesen die unvergleichliche Überlegenheit europäischer Civilisation über seine eigene versteinerte Halbkultur mit größerem Nachdruck vor die Augen zu führen als der mächtige Knotenpunkt des Gesamthandels von Ostasien — Shanghai. Aus jenem Morast- und Sumpflande, in dem der einheimische Bauer jahrhundertelang seinen Reis baute, ist innerhalb eines halben Jahrhunderts eine Stadt emporgeblüht, die zu den bedeutendsten Handelsmittelpunkten der Erde gehört. An den Ufern des

Wangpuflusses, an dem Shanghai liegt, die, mit dichtem Röhricht bewachsen, damals nur schwerfälligen Dschunken zum Ankern dienten, erblicken wir heute die schönsten Schöpfungen moderner Schiffsbaukunst. Die schilfbedeckten Bambushütten der Fischerdörfer, die früher dort standen, haben palastähnlichen Gebäuden Platz machen müssen, auf die selbst ein indischer Nabob stolz sein könnte.

Welch ein Wechsel innerhalb der fünfzig Jahre! Und dies alles ist geschaffen durch die Intelligenz und Thatkraft des Europäers. Shanghai ist zweifellos dazu bestimmt, in der Geschichte des Welthandels eine Rolle zu spielen, die in mancher Hinsicht einzig in ihrer Art dasteht. Man kann die Stellung dieser großen Handelsmetropole in Wirklichkeit mit der vergleichen, die die freien Hansastädte Hamburg und Bremen einnehmen: Shanghai ist ebenfalls eine Republik in kleinem Maßstabe, es hat seine eigene Munizipalverwaltung. Ihr Gebiet hat heute einen Umfang von fast 40 Kilometern. Auf diesem Gebiete wohnen weit über eine halbe Million Menschen, darunter allerdings kaum 10000 Ausländer. Die aus dieser Selbstregierung entstehenden Kosten belaufen sich im Jahre auf rund eine halbe Million Mark.

Der Reichtum, den die großen einheimischen Kaufleute innerhalb des Weichbildes von Shanghai aufgespeichert haben, muß ganz gewaltig sein; leider entzieht er sich aller Schätzung. Für den äußerst regen Verkehr mit dem Auslande spricht die Thatsache, daß der Jahreswert des Einfuhr- und Ausfuhrhandels im Durchschnitt 250 bis 300 Millionen Mark beträgt. Die Schiffe, die im Jahre beim Seezollamte ein- und ausklarieren, haben einen Gehalt von zusammen fast 10 Millionen Tonnen! Diese Daten sollten ein denkbar günstiges Vorzeichen für die Zukunft und Weiterentwickelung Shanghais sein.

Wusung, der Vorhafen Shanghais, wo alle großen Schiffe vor Anker gehen müssen, so auch diesmal der Kreuzer „Gefion", und bei dem die chinesische Regierung den Ausländern ein großes am Flusse gelegenes Areal für eine internationale Ansiedlung zur Verfügung gestellt hat, dürfte in kurzer Zeit eine Art Bremerhaven werden. Großartige Kaianlagen u. dergl. m. sind bereits geplant. Wenn Shanghai selbst auch wohl für absehbare Zeit der Ausgangspunkt für alle Yangtse- und sonstigen Küstendampfer bleiben wird, so ist doch schon als sicher anzunehmen, daß jene schwimmenden Riesenpaläste, die von den Küsten Europas und Amerikas kommen und nach der großen Handelsmetropole bestimmt sind, Wusung dann zu ihrem Lösch- und Ladehafen machen werden.

In Wusung wurde der Prinz vom Kaiserlichen Generalkonsul Dr. Stuebel und anderen Herren empfangen, und fuhr dann mit dem Tender „Victoria" den Wangpu hinauf. Im Strome, der Fremdenansiedelung gegenüber, lagen der Reichspostdampfer „Prinz Heinrich" und der „Cormoran". Als der Tender bei diesen beiden Schiffen vorbeifuhr, bemannte die Besatzung die Raen und brachte donnernde Hochs auf S. K. Hoheit aus. Wenige Minuten später legte die „Viktoria" am Landungsplatze an. Die Kauffahrteischiffe im Hafen und viele Ver-

gnügungsbote hatten über die Toppen geflaggt, und auch die von Deutschen bewohnten Häuser prangten im Flaggenschmuck.

Am „Bund", der Wasserkante Shanghais, hatte sich bereits früh morgens eine große Menschenmenge, Ausländer und Chinesen, versammelt. Beim Landen brach diese in laute Hurrarufe aus. Die am Strande aufgestellte Kapelle intonierte sodann „Deutschland, Deutschland über alles", in welches Lied die ganze anwesende deutsche Kolonie einstimmte. In der Begleitung des Legationsrats Dr. Stuebel begab sich Prinz Heinrich zu Wagen nach dem naheliegenden Generalkonsulat, gefolgt von einer aus berittenen Sikhs (Indiern) bestehenden Eskorte. Bald darauf statteten der Gouverneur und Schatzmeister der Provinz und der Tao Tai (Bezirks-Intendant) von Shanghai dem Prinzen ihren Besuch ab.

Für den Nachmittag hatte die deutsche Kolonie ein Picknick bei der wenige Kilometer von Shanghai gelegenen berühmten Lunghuapagode veranstaltet. In dem als das „Mandarinen-Grab" bekannten Fichtenhaine war ein großes Zelt aufgeschlagen. Prinz Heinrich, von brausenden Hurras empfangen, begab sich in das Zelt, wo die Vorstellung der leitenden deutschen Kaufleute, darunter des Empfangskomitees, stattfand.

Hierauf ritt der Prinz nach den bei der Pagode gelegenen buddhistischen Tempelanlagen, besichtigte sie und begab sich dann nach dem naheliegenden Sikawei, wo das berühmte Observatorium der Jesuitenpatres und das Museum in Augenschein genommen wurden.

Am Abend fand im Kaiserlichen Generalkonsulate ein Diner zu Ehren des hohen Gastes statt. Nach Aufhebung der Tafel wurden die leitenden Kreise der deutschen Kolonie empfangen. Klavier- und Streichinstrument-Vorträge folgten, worauf man noch längere Zeit in sehr belebter Stimmung beisammen blieb.

Für den folgenden Abend (18. April) hatten der Gouverneur der Provinz und andere Spitzen der Regierung einen Ball im Bureau für fremde Angelegenheiten bei Shanghai arrangiert. Gegen 800 Einladungen waren ergangenen. Die Ausschmückung des großen Saales war orthodox chinesisch, aber nichtsdestoweniger bewundernswert, und ein gleiches galt von den umliegenden Räumlichkeiten. Der Prinz erschien in Begleitung seines Gefolges gegen 10 Uhr, begrüßt von den Klängen der „Wacht am Rhein", an die sich der „Blaue Donau-Walzer" reihte. Unser Prinz, der den Ball eröffnete und sich im Laufe des Abends an einer großen Anzahl von Tänzen beteiligte, schied erst nach Mitternacht.

Zu Ehren des Prinz-Admirals wurde am folgenden Tage in der als Tschang Su Hos Garten bekannten Halle ein Tiffin*) gegeben. Das Komitee, an dessen Spitze Sir Nicholas Hannen (Erster Richter des britischen Ober-

*) Mit „Tiffin" bezeichnet der in Ostasien lebende Ausländer die Mittagsmahlzeit, das „luncheon" der Engländer. Das Wort stammt von dem Persischen „tiffanum" ab, d. h. das zweite Frühstück.

gerichts in Shanghai) stand, empfing den Prinzen am Eingange zum großen, kunstvoll mit Flaggen, Immergrün und Blumen geschmückten Saale. Die Kapelle spielte die Nationalhymne. Der hohe Gast nahm gleich darauf an der Tafel den Ehrensitz ein, ihm zur Rechten Lady Hannen und zur Linken Sir N. Hannen. Dem Sitze des Prinzen gegenüber war an der Gallerie höchst geschmackvoll der Name „Irene" in weißen Blumen auf schwarzem Grunde angebracht. Die Stadtkapelle sorgte für musikalische Unterhaltung.

Kurz vor Aufhebung der Tafel brachte Sir Nicholas Hannen folgenden Trinkspruch aus:

„Meine Damen und Herren! Wir wollen heute keine Reden halten, aber ich bin sicher, daß Sie mit mir einstimmen werden, um auf die Gesundheit des Prinzen Heinrich von Preußen zu trinken."

Der Toast fand enthusiastische Aufnahme und die „Hip, Hip Hurras" endeten mit einem „Tiger".*)

Der Prinz erhob sich darauf und sagte:

„Sir Nicholas Hannen, meine Damen und Herren! Indem ich Ihnen herzlich dafür danke, daß Sie auf mein Wohl getrunken haben, möchte ich zur selben Zeit auch allen denen meinen Dank aussprechen, die mich hier heute in so freundlicher Weise eingeladen haben und die die großen und wichtigen Interessen dieser blühenden Handelsgemeinde repräsentieren. Ich erlaube mir daher auf die Wohlfahrt Shanghais zu trinken".

Der Prinz ersuchte dann alle anwesenden Deutschen, mit ihm in ein dreifaches Hoch einzustimmen.

Darauf wurde der naheliegende „Country-Club" besucht, wo den Prinzen eine kleine Überraschung in der Gestalt eines von etwa zwanzig jungen Mädchen und Knaben ausgeführten Zweiradkorsos erwartete. Die verschiedenen, mit Musikbegleitung ausgeführten Figuren waren allerliebst arrangiert. Die jugendlichen Radfahrer wurden für ihre Geschicklichkeit mit einem Händedruck seitens des Prinz-Admirals belohnt.

Am Abend desselben Tages folgte Prinz Heinrich einer Einladung der Mitglieder des Klubs „Concordia" zu einem kleinen Ball. Der schöne Saal war prächtig dekoriert, die Bühne ein kleines Blumenmeer, aus dem die Büsten der ersten drei deutschen Kaiser hervorschauten. Der Prinz beteiligte sich an mehreren Tänzen. Es war Mitternacht, ehe er den Saal verließ.

---

*) Nur wenige Leute in Europa werden die „Shanghai-Tiger" kennen. der Prinz war ebenfalls nicht wenig überrascht, als er ihn bei dieser Gelegenheit zum erstenmal „sah und hörte". Es ist dies der an der Chinaküste heimische und namentlich unter Engländern stark gepflegte Begeisterungsausbruch „par excellence". Er besteht darin, daß nach den Hurrarufen ein jeder in jeder nur denkbaren Weise mit Schreien, Johlen, Pfeifen, Fußstampfen, Ausglasschlagen u. dergl. möglichst großen Lärm vollführt. Der Prinz saß da und hörte mit Erstaunen zu, bis ihm ein Nachbar erklärte, daß dies der „Shanghai-Tiger" sei, der in Ostasien den höchsten Grad der Begeisterung bedeute. Über den Ursprung dieser merkwürdigen Sitte weiß man nichts Bestimmtes.

Am folgenden Nachmittage radelte Prinz Heinrich in Begleitung der jugendlichen Radfahrer, die ihm Tags vorher im „Countryklub" bekannt geworden waren, nach einem in der Nähe gelegenen Lustgarten, wo für die heranwachsende Generation Shanghais eine Partie arrangiert worden war. Die „kleine Welt" schien über die ihr erwiesene hohe Ehre überglücklich zu sein.

Von dort begab sich Prinz Heinrich nach dem Rennplatz, auf dem die jährliche Inspektion des Freiwilligenkorps von Shanghai stattfand. Ein in Hongkong garnisonierender Major nahm sie ab. Daran beteiligten sich über 300 Mann Infanterie, Artillerie und Kavallerie. Prinz Heinrich verfolgte namentlich die Bewegungen der deutschen Kompanie mit großem Interesse.

Am Donnerstag, dem 21. April, vormittags, besichtigte der Prinz die nach deutschem Muster gedrillte chinesische Truppe in Wusung. Bei seiner Ankunft wurde er von dem Kanonendonner der reichbeflaggten Forts begrüßt. Auf dem Exerzierplatze stand die gesamte Truppe (2500 Mann) in einem Treffen in Paradeaufstellung unter dem Kommando des Chefinstruktors, Majors von Reitzenstein. Die Infanterie stand in Breitkolonne, daran schloß sich die Artillerie und links an diese die Eskadron Lanziers.

Bei der Annäherung des Prinzen wurde präsentiert und demnächst die Front der Truppe abgeritten. Daran schloß sich der Parademarsch der Infanterie in Kompaniefront, bei der Artillerie in Batteriefront, bei der Eskadron in Zügen im Trabe. Nach Beendigung des Vorbeimarsches wurden der Reihe nach vorgestellt: die erste Kompanie in der Kompanieschule, die achte Kompanie in den Kompaniekolonnen-Bewegungen, die zweite Batterie im Exerzieren am Geschütz, und die Escadron. Die Vorführung jeder Abteilung nahm ungefähr 10 Minuten in Anspruch und verlief in höchst befriedigender Weise.

Der Prinz begab sich nun, um einer Felddienstübung beizuwohnen, in das Gelände südlich von Wusung und begleitete den Vormarsch des Angreifers in der Schützenlinie. Nach Beendigung der trefflich durchgeführten Übung gab Prinz Heinrich wiederholt seinen Beifall für die außerordentlichen Erfolge der Instruktoren zu erkennen. Die Verabschiedung auf der Landungsbrücke von den etwa zwanzig Instruktoren erfolgte unter dem Kanonendonner Wusungs.

Am Nachmittage des 22. besichtigte Prinz Heinrich die deutsche Kompanie des „Shanghai Volunteer Corps". Erklärend müssen wir hier einschalten, daß diese seit dem Jahre 1891 besteht. Sie verdankt ihr Entstehen den Unruhen, die im Sommer des genannten Jahres im Yangtsegebiete herrschten, und die selbst Veranlassung zu Befürchtungen gaben, daß ein Aufstand in Shanghai ausbrechen könnte.

Das dort seit dem Jahre 1854 bestehende fremde Freiwilligenkorps — es war aus Anlaß der Taipingrebellion ins Leben gerufen worden — traf 1891 alle Vorbereitungen, um einen etwaigen Aufruhr des Pöbels unterdrücken zu können. Neue Freiwillige wurden eingereiht. Die deutsche Kolonie Shanghais kam daher auf den Gedanken, eine selbständige Kompanie zu gründen.

Die Idee fand in wenigen Wochen ihre Verwirklichung. Etwa fünfzig Deutsche, von denen die meisten schon unter der heimatlichen Fahne gedient hatten, bildeten eine Truppe, die, obgleich von einem deutschen Hauptmann befehligt, doch unter dem Kommando des Majors der gesamten Freiwilligenkorps von Shanghai stand. Seit jener Zeit hat die Stärke des Korps stetig zugenommen, namentlich im Jahre 1900 infolge der in China herrschenden Wirren. Die Uniform ist genau der preußischen Infanterieuniform nachgebildet, nur daß an die Stelle der Pickelhaube der Tropenhelm getreten ist. Das Kommando ist ebenfalls Deutsch, im Gegensatze zu den anderen Kompanien des Korps, bei denen es Englisch ist.

Es muß der deutschen Truppe zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie von jeher die weitaus beste unter dem ganzen Shanghai-Freiwilligenkorps gewesen ist. Hierfür spricht u. a. die Kritik, die der alljährlich von der britischen Regierung zu Hongkong nach Shanghai zur Inspektion des ganzen Korps abgesandte höhere Offizier, in der Regel ein Oberst oder General, stets über sie geübt hat.

Diese deutsche Kompanie stand am Nachmittage des 22. April auf dem Rennplatze von Shanghai und zwar in einer Stärke von zwei Offizieren, drei Unteroffizieren und etwa vierzig Mann bereit. Auf dem rechten Flügel war das von dem Kommandanten des „Cormoran" freundlichst zur Verfügung gestellte Musikkorps des Kreuzers angetreten.

Als der Prinz, in dessen Begleitung sich Generalkonsul Dr. Stuebel und die dem Prinzen persönlich beigegebenen Herren befanden, sich der Kompanie näherten, wurde der Präsentiermarsch geschlagen und nach Analogie der heimischen Vorschriften für Kaiserparaden unter präsentiertem Gewehr dreimal Hurra gerufen. Hauptmann E. Heyn machte dem Prinzen die Meldung, der die Leute freundlichst begrüßte und die mustergültige erste Aufstellung mit großer Sorgfalt besichtigte. Hieran schloß sich die Vorführung der Kompanieschule, wie sie zu Hause bei der Besichtigung der Rekruten üblich ist. Chargierung und Griffe gelangen in jeder Hinsicht vorzüglich. Wendungen, Richten und Marsch waren höchst befriedigend. In dem kurzen, hierauf vorgeführten Gefecht überraschte die Feuerdisziplin geradezu. Dies muß um so höher anerkannt werden, da Gelegenheit zur Übung in Shanghai nur sehr selten ist.

Daß der Parademarsch, der den Schluß der Vorstellung bildete, tadellos war, kann nach dem Gesagten nicht auffällig erscheinen. Truppen, die mit Leib und Seele bei der Sache sind wie diese, liefern stets einen guten Parademarsch und sind in Strammheit und Disziplin tadellos.

Der Prinz sprach sich denn auch in der allerehrendsten Weise über die ihm gezeigten Leistungen aus und überreichte gleichzeitig dem Kompanieführer zum dauernden Andenken an den schönsten Tag, den die deutsche Kompanie bisher erlebt hatte, einen eigenhändigen Entwurf zu seinem Namenszug, dessen Führung auf den Achselklappen er für die Zukunft gestattete. Der Prinz sprach etwa folgende Worte:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen für das, was ich heute Nachmittag hier gesehen habe. Ganz besonders hat es mich gefreut zu sehen, daß Sie das, was Sie in der Jugend zu Hause gelernt, hier draußen weiter gepflegt haben, um so mehr, als es zu einem guten Zwecke ist, nämlich: im Notfalle die ansässigen Europäer zu schützen und gleichzeitig das Deutschtum hier draußen aufrecht zu erhalten. Es ist mir eine Freude, dem von Ihnen geäußerten Wunsche nachzukommen und der Kompanie vom heutigen Tage an meinen Namenszug zu verleihen. Ich hoffe, daß dies dazu beitragen wird, Sie ferner in dieser Beschäftigung anzuspornen und daß sich Ihre Zahl noch durch einige Herren vergrößern wird. Ich habe mir auch erlaubt, der Kompanie einen Schießpreis zu stiften, um das Interesse am Schießen zu heben, den ich Ihnen später zustellen lassen werde. Ich sage Ihnen nochmals meinen besten Dank für das, was ich gesehen habe, und daß Sie, nachdem Sie erst gestern die regelmäßige Vorstellung mitgemacht, mir heute nochmals Ihre kostbare Zeit gewidmet haben. Es war mir wirklich eine große Freude. Gute Nacht, deutsche Kompanie!"

Ein donnerndes Hoch auf den Kaiser, den Prinzen und Deutschland war der Ausdruck des Dankes der Truppe. Möge sie sich immer der ihr gewordenen Auszeichnung so würdig zeigen, wie sie es bisher gethan!

Nachdem der Prinz während seines Aufenthalts in Shanghai noch u. a. einem Diner im kleinen Kreise als Gast der Spitzen der chinesischen Behörden der Provinz im Gebäude der fremden Angelegenheiten beigewohnt hatte — das Menu bestand aus teils europäischen, teils auserlesenen chinesischen Gängen — schiffte er sich am 25. April an Bord der „Gefion" ein, um dem Vertragshafen Futschau*) einen kurzen Besuch abzustatten.

Als man vor Matsu, etwa 40 Seemeilen von Futschau, am 27. April ankam, lagen dort bereits die „Deutschland" und die „Kaiserin Augusta". Tags darauf fuhr Prinz Heinrich inkognito mit Gefolge den schönen, in mancher Hinsicht an den Rhein erinnernden Minfluß nach Futschau herauf. Während seines Aufenthalts war der Prinz der Gast des Kaiserlichen Wahlkonsuls, des Herrn Siemssen. Da der Prinz sich jede offizielle Feier verbeten hatte, so unterblieben auch die üblichen Besuche. Trotz des herrschenden schlechten Wetters sprach sich der Prinz sehr befriedigt über den Besuch und die landschaftlichen Schönheiten der Umgegend aus.

Prinz Heinrich schiffte sich am 29. April wieder auf der „Deutschland" ein und ging mit seinen Schiffen nach Shanghai (Wusung), wo man am 2. Mai

*) Futschau ist die Hauptstadt der Provinz Fukien. Sie liegt 35 Seemeilen vom Meere und 9 Meilen von dem sogenannten „Pagoda Island", wo fremde Schiffe ankern. Der Platz ist als sehr bedeutender Theeverschiffungshafen bekannt. Die Chinesenstadt hat etwa eine Million Einwohner. Die Fremdenkolonie zählt dagegen nur wenig mehr als ein paar hundert Seelen, darunter viele Missionare.

eintraf. Nach Einnahme von Kohlen wurde die Reise am 3. nach der Kiautschoubucht fortgesetzt, wo am 5. Mai der Anker fiel.

* * *

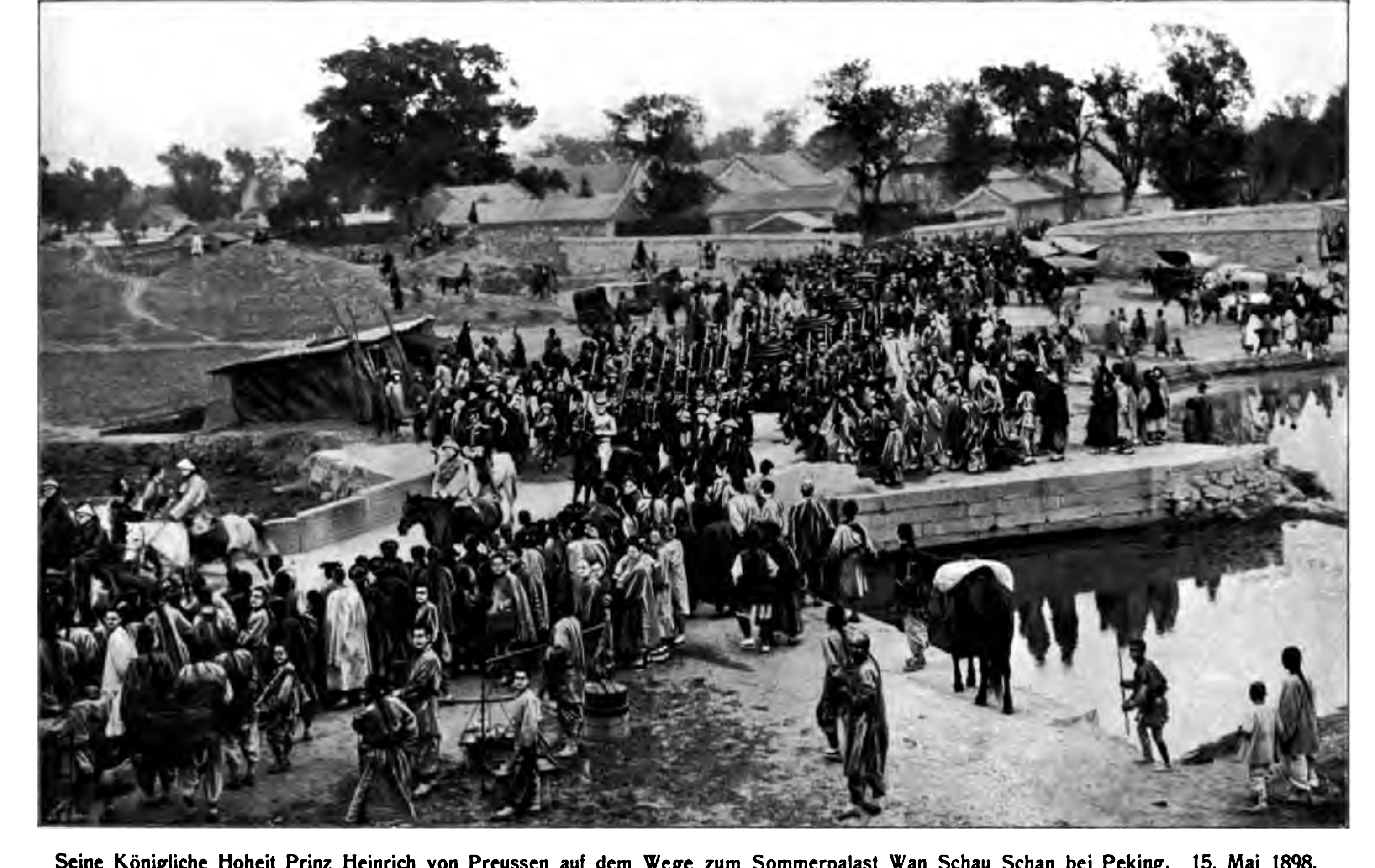
In der Kiautschoubucht! Was für Gefühle mögen wohl in der Brust des Prinz-Admirals gewogt haben, als er zum erstenmale auf deutsches Gebiet an der chinesischen Küste blickte! Welcher Deutsche hätte es sich je träumen lassen, daß an der Wende des 19. Jahrhunderts der vaterländische Aar seine Fittiche über einen Teil des chinesischen Kaiserreiches ausgebreitet haben, und daß der Bruder eines deutschen Kaisers zur Wahrung deutscher Interessen persönlich an jenen fernen Gestaden weilen würde?

Lange, lange hat es gedauert, ehe wir Deutschen zur vollen Einsicht gekommen sind, daß wir nicht dazu bestimmt sind, allein an unserer heimatlichen Scholle uns genügen zu lassen. Doch der langersehnte Tag ist endlich angebrochen! Das jedem echten Deutschen so eng ans Herz gewachsene Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“ hat in jüngster Zeit eine hoch bedeutsame Variante erhalten.

Die Ausdehnung unserer Interessensphäre auf die chinesische Küste ist nach den Worten des Kaisers die erste Bethätigung des neugeeinten und neuerstandenen deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben. Bei dem Anwachsen der Bevölkerungsziffer, bei dem gewaltigen Aufschwunge, den Industrie und Schiffahrt genommen haben, konnte Deutschland sich nicht mehr darauf beschränken, eine kontinentale Macht zu sein. Seit zweihundert Jahren haben wir Deutschen in der Zurückgezogenheit zugebracht. Nun aber gilt es Eile, das Versäumte nachzuholen!

Ja, da lag ein Stück, und zwar ein höchst wertvolles Stück unserer Zukunft vor den Blicken des Prinzen Heinrich. Er begab sich sofort ans Land, um durch den Gouverneur, Kapitän zur See Rosendahl, und die Mitglieder der deutschen Kolonie aufs wärmste empfangen zu werden. Nach Besichtigung der embryonischen Hafenstadt Tsingtau wurden mehrere Ausflüge zu Orientierungszwecken in die Umgegend unternommen, darunter eine Fahrt mit der „Arkona“ nach dem Loschanberge. Von dort gings zu Pferde quer durch die Halbinsel nach Litsun. Die Gegend, die das Grün des Frühlings bereits schmückte, wurde allgemein bewundert.

Der Prinz überzeugte sich mit unermüdlichem Eifer persönlich von den Fortschritten, die die neue Kolonie bisher gemacht hatte. Überall fand er regste Thätigkeit, überall die volle Zuversicht ausgesprochen, daß unserer Interessensphäre an der Küste von Schantung eine glänzende Zukunft bevorstehe. Und wie es seit seiner Ausfahrt von Kiel der Fall gewesen war, so gewann auch hier Prinz Heinrich im Sturm das Herz jedes, der Gelegenheit hatte, ihm näher zu treten.



Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preussen auf dem Wege zum Sommerpalast Wan Schau Schan bei Peking. 15. Mai 1898.



Am 9. Mai ging der Prinz mit der zweiten Division von der Kiautschoubucht in See nach Taku (Tientsin). Auf der Reise wurde Tschifu angelaufen und am 12. auf der Rhede von Taku geankert.

* * *

Zu den wichtigen Ereignissen, die das chinesische Reich in den Jahrtausenden seines Bestehens in seinen Grenzen sich hat abspielen sehen, gehört auch der in der Mitte des Mai 1898 in der Reichshauptstadt von China erfolgte, offizielle Besuch eines königlichen Prinzen, des Bruders eines europäischen Souveräns. Da wir bereits im ersten Kapitel dieses Werkes (siehe Seite 42 ff.) eingehender über den Empfang des Prinzen Heinrich beim Kaiser von China und bei der Kaiserin-Witwe berichtet haben, so wollen wir an dieser Stelle nur noch ergänzend bemerken, daß nach Beendigung des formellen Teils des Besuches auf besonderen Wunsch der Kaiserin-Witwe eine Besichtigung der entzückenden Gärten und Anlagen von Wan Schau Schan stattfand. Der Prinz und sein Gefolge bestiegen hierbei einen auf dem dortigen schönen See liegenden Luftdampfer und landeten bei mehreren, mit den erlesensten Kunstwerken geschmückten Pavillons, wobei besonders das Malzimmer der Kaiserin-Witwe die Aufmerksamkeit des hohen Gastes erregte.

Gleich darauf fand bei dem Prinzen Tsching ein Gastmahl statt, dessen Zubereitung seiner Küche alle Ehre machte. Bei dieser Gelegenheit brachte Prinz Tsching in einem Toaste die warmen Freundschaftsgefühle des Kaisers von China für den deutschen Kaiser zum Ausdruck, die Prinz Heinrich mit einem Trinkspruch auf den Kaiser von China erwiederte. Am Abend dieses für alle Teilnehmer unvergeßlichen Tages (15. Mai) fand zu Ehren des Prinz-Admirals ein großes Diner in der englischen Gesandtschaft statt.

So geschickt auch dieser weltgeschichtlich hochbedeutende Besuch von der deutschen Gesandtschaft vorbereitet war,*) die glänzende Ausführung verdanken wir dem unvergleichlich königlichen und dabei so herzgewinnenden Auftreten des Prinzen Heinrich.

*) Die englischen Zeitungen Shanghais sprachen sich ungemein lobend über den Erfolg aus, den die deutsche Diplomatie in Peking bei dieser Gelegenheit zu verzeichnen hatte. So schrieb z. B. das leitende Morgenblatt: „Nicht nur alle Europäer in China, sondern auch alle Fremdmächte, die in Peking Vertreter unterhalten, sind Deutschland für diesen diplomatischen Sieg zu Danke verpflichtet. Denn es hat durchgesetzt, daß Prinz Heinrich von der Kaiserin-Witwe und dem Kaiser im Sommerpalaste empfangen wurde. Wir Ausländer haben uns verschiedentlich erniedrigt gefühlt, daß die Gesandten der Großmächte in Peking von den hohen Würdenträgern in der Hauptstadt so derbe Verweise erhalten haben. Der Herzog von Edinburgh zog es seiner Zeit vor, inkognito nach Peking zu gehen, weil der britische Gesandte sich fürchtete, die Forderung zu stellen, daß man den Prinzen in einer ihm gebührenden Weise am Hofe empfange. Den Großherzog Alexis, ein Onkel des gegenwärtigen Zaren, und sogar den gegenwärtigen Zaren von Rußland, als er noch Großfürst war, wollte man nicht ihrem hohen Stande gemäß in Peking empfangen. Der Herzog von Genua hatte auch keinen besseren Erfolg aufzuweisen. Die Bresche ist jetzt von Deutschland gelegt worden. Der Besuch des Prinzen Heinrich wird eine bleibende Ehre für den deutschen Kaiser sein Dieser war fest entschlossen, daß sein Bruder vom Kaiser von China als ein Gleichgestellter empfangen werde. Und so verschwanden denn die chinesischen Vorurteile und Präzedenzfälle von Hunderten von Jahren vor dem festen Willen des deutschen Kaisers."

Der Prinz begab sich am folgenden Tage mit Gefolge zum Himmelstempel im Süden der Stadt, der auf besonderen Befehl dem hohen Besucher geöffnet worden war. Prinz Heinrich nahm mit großem Interesse die gut gepflegten Anlagen und architektonischen Schönheiten dieses sonst nur vom „Himmelssohne" und seinen höchsten Würdenträgern betretenen Tempels in Augenschein (vergl. Seite 18 und 379.) Hieran schloß sich eine Besichtigung des Observatoriums, das mit seinen vorzüglich erhaltenen Bronzeinstrumenten von vollendeter Kunstarbeit für den gewöhnlichen Besucher Pekings wohl die bedeutendste und, man kann fast sagen, einzige Sehenswürdigkeit bildete.

Am Nachmittage besuchte der Prinz den „Petang", wo sich auch die Mitglieder der französischen Gesandtschaft eingefunden hatten. Geleitet von Monseigneur Favier besichtigte er die Kathedrale und die mannigfachen Einrichtungen der Mission, die Zöglingsanstalten, die Stickerei-Abteilung bei den Schwestern, die Druckerei usw. Der Prinz gab wiederholt seinen Beifall über das Gesehene zu erkennen. Vor dem Abschied überreichte Monseigneur Favier dem Prinzen Heinrich zur Erinnerung an den Besuch des „Petang" eine Prachtausgabe seines Werkes über Peking.*)

Für den Abend dieses Tages hatte der französische Gesandte, Monsieur Pichon in seiner Gesandtschaft zu Ehren des Prinzen ein Diner veranstaltet, zu dem auch an die Spitzen des diplomatischen Korps Einladungen ergangen waren. Der große Garten der Gesandtschaft erstrahlte weithin in grünen Lampions. Nach beendeter Tafel fand Soiree statt, zu der auch das weitere Gefolge des Prinzen und die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft Einladungen erhalten hatten.

Der folgende Tag, 17. Mai, zeigte, wie vor einem Besucher königlichen Geblüts selbst in China alle Schranken der strengsten Abgeschlossenheit fallen. Der große Lamatempel, Yung Ho Kung, im Norden der Stadt, ein schamanistisches Kloster, über das ein „lebender Buddha" gebietet, hatte an diesem Tage seine Thore geöffnet. Im Hauptvorhofe wurde der Prinz von dem obersten Abt mit mehreren anderen Priestern, die in ihrer vornehmsten Tracht ehrfurchtsvoll nahten, empfangen. Über goldgelben Atlasgewändern trugen sie wertvolle Brustketten von Perlen, und den Kopf bedeckte ein großer, runder, ebenfalls mit Atlas bezogener Hut, auf dem goldene Verzierungen und ein Knopf nach Art der Rangabzeichen der Beamten angebracht waren. Der oberste Abt trug einen roten Knopf und außerdem ein breites, rotes Band gleich einer Schärpe quer über die Brust gelegt.

Unter den Sehenswürdigkeiten der weitausgedehnten Tempelanlagen mit ihren zahlreichen Hallen und Pavillons fielen hauptsächlich ins Auge: zwei große Bronze-Löwen, die den Eingang zum ersten inneren Tempelhof

*) Eine Anzahl von sehr wertvollen Illustrationen aus diesem Werke sind dem vorliegenden Werke „China und die Chinesen" einverleibt worden.

bewachen, ein 18 Fuß hohes Weihrauchbecken, ebenfalls aus Bronce, ferner wertvolle Brokate, tibetanische Teppiche, Vasen, Leuchter und Weihrauchgefäße aller Art und von ältester Kunstarbeit, besonders eine Garnitur riesiger Altargefäße aus bestem Emaille-Cloisonné, endlich die verschiedenartigsten Buddhafiguren, worunter wiederum eine Kolossalstatue aus bronzefarbigem, bemaltem Holz den ersten Rang einnimmt, die allein in einer besonderen Tempelhalle Aufstellung gefunden hat und auf zahlreichen Stufen und Stockwerken bis zu ihrer Spitze besteigbar ist.

Von dem Lamatempel begab sich Prinz Heinrich mit seinem Gefolge nach dem vor den Stadtthoren Pekings gelegenen Gelben Tempel, in dem eine besondere Überraschung vorbereitet war. Der Gesandte für Österreich-Ungarn, Baron Czikann von Wahlborn, hatte den sinnigen Gedanken gehabt, in dem erquickenden Schatten dieser wundervollen Tempelanlage den Prinzen mit einem Frühstück zu bewirten und ihn in der großartigsten Weise zur Ausführung bringen lassen. Im Haupthofe des Tempels war unter mächtigen, Jahrhunderte alten Bäumen ein großes Leinwandzelt errichtet. Außer dem Gefolge des Prinzen und den Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft hatten sich die Chefs der sämtlichen Gesandtschaften mit ihren Gemahlinnen, auch Sir Robert Hart, der Generalinspektor der Kaiserl. chinesischen Seezölle, eingefunden. Es wird versichert, daß dieser bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seit etwa zwanzig Jahren die Mauern Pekings verlassen habe.

Marmorstufen führen hinauf zu der mit marmornen Balustraden umsäumten Vorhalle des Haupttempels, die in ihrer ganzen weiten Ausdehnung und Höhe zu einer Festhalle umgewandelt war. An den vorderen Säulen erblickte man die deutschen Farben, umgeben von den österreichischen und ungarischen. Die Halle selbst war über und über mit den kostbarsten Stickereien und bemalter Seide ausgeschmückt, und die Glaswände, die beide Seiten der Halle einnahmen, trugen in roter Bemalung die Zeichen für langes Leben und die Symbole des Glücks.

In der Mitte der Halle war die reich mit Blumen verzierte Tafel, die die ganze Längsseite einnahm, aufgestellt. Mit dem weiten Tempelhof und seinen alten Bäumen im Vordergrunde, bot das Ganze einen imposanten, geradezu majestätischen Anblick. Die Kapelle Sir Robert Harts konzertierte.

Auf dem Rückwege nach der Gesandtschaft stattete der Prinz dem „Kohlenhügel“ einen kurzen Besuch ab. Von dieser zu der inneren Kaiserstadt gehörigen, mit schönen Gartenanlagen und Pavillons geschmückten Anhöhe aus, die bis zur Einnahme Pekings durch die Fremdmächte im Sommer 1900 sonst Fremden nicht zugänglich war, kann man den ganzen inneren Palast mit seinen Gebäuden, Gärten und Höfen übersehen.

Am Abend vereinigte den hohen Besuch und einen auserlesenen Kreis anderer Gäste ein Diner in der italienischen Gesandtschaft. Im Anschluß hieran

fand in dem englischen Gesandtenhause großer Ball statt, zu dem fast an alle in Peking wohnende Europäer Einladungen ergangen waren. Der große Garten und die schönen, breiten Alleen der Gesandtschaft erstrahlten in Tausenden von farbigen Lampions, die sämtlich neben dem Union Jack die deutsche Flagge trugen. Der Prinz beteiligte sich selbst wiederholt am Tanze und zeichnete verschiedene Damen und Herren der Gesellschaft aus. Es war schon spät, als die in jeder Beziehung gelungene Festlichkeit ihr Ende nahm.

Am nächsten Tage, am 18. Mai, unternahm der Prinz einen Gang durch verschiedene Kuriositätenläden Pekings. Abends war großes Galadiner in der russischen Gesandtschaft. Da an diesem Tage der Geburtstag des Zaren gefeiert wurde, so brachte Prinz Heinrich während der Tafel den ersten Toast auf den Zaren aus, worauf die Kapelle der „Deutschland", die die Tafelmusik stellte, die russische Nationalhymne intonierte. Nachdem darauf Herr Pavlow, der russische Geschäftsträger, seinerseits auf den Prinzen getoastet hatte, wurde die deutsche Nationalhymne gespielt. Außerdem fand noch ein Depeschenwechsel aus Anlaß des Geburtstags des Zaren zwischen diesem und Prinz Heinrich statt. Nach dem Diner versammelte sich in den Sälen der russischen Gesandtschaft und deren illuminierten Gartenanlagen eine größere Gesellschaft zu einer Abendunterhaltung.

Von Donnerstag, dem 19. Mai, bis Sonntag, den 22. Mai unternahm der Prinz mit den Herren seines Gefolges einen Ausflug nach der Großen Mauer und den Ming-Gräbern, von dem Prinz Heinrich und sämtliche Teilnehmer trotz starken Staubsturms, der beim Erreichen des Reisezieles losbrach, Sonntag früh höchst befriedigt zurückkehrten. Der Weg wurde zu Pferde zurückgelegt.

Nachdem der Prinz am Nachmittage dieses Tages dem Tsungli-Yamen einen Besuch abgestattet hatte, sah er am Abend den Prinzen Tsching, den Chef des Auswärtigen Amts, seine hervorragendsten Minister und die zum persönlichen Ehrendienst beim Prinzen kommandierten Mandarine bei sich in der deutschen Gesandtschaft als Gäste. Zur Rechten des Prinzen saß Prinz Tsching, zur Linken Li Hung Tschang. Während des Diners, das neben auserlesenen europäischen Gerichten auch dem chinesischen Geschmack Rechnung trug, spielte die Kapelle der „Deutschland" ihre schönsten Weisen.

Am Abend des folgenden Tages, des 23. Mai, war auf besonderen Wunsch des Prinzen in der deutschen Gesandtschaft ein Diner für die Chefs der fremden Gesandtschaften und deren Gemahlinnen veranstaltet. Hieran schloß sich ein Empfang, zu dem ein größerer Kreis von Gästen Einladungen erhalten hatte. Nachdem ein chinesisches Feuerwerk auf dem Rasen vor dem deutschen Gesandtschaftshause abgebrannt worden war, wurde im Hauptsaale getanzt. Der Prinz eröffnete die Reihe der Tänze mit Frau von Heyking und zeichnete auch verschiedene andere Damen aus. Der Garten der Gesandtschaft war bis in seine entlegensten Teile mit unzähligen Lampions in allen Farben erleuchtet.

Am 24. Mai stattete Prinz Heinrich dem Kaiser von China einen zweiten Besuch ab, diesmal im Stadtpalast von Peking selbst. Der Prinz, nur vom Kaiserlichen Gesandten und dem engstem Gefolge begleitet, überbrachte dem Kaiser von China im Auftrage des Kaisers die Mitteilung von der Verleihung des Schwarzen Adlerordens,*) und gab zugleich seinen Dank für den freundlichen Empfang, der ihm von den chinesischen Behörden in Peking bereitet worden war, Ausdruck.

In der Frühe des folgenden Morgens wehte zum letztenmale vom Flaggenmast der deutschen Gesandtschaft die prinzliche Standarte als weithin erkennbares Symbol der Anwesenheit des Vertreters und Bruders unseres Kaisers. Zum Abschiede hatten sich die Mitglieder des diplomatischen Korps am Bahnhofe eingefunden. Gegen 9 Uhr setzte sich der von der chinesischen Regierung bereitgehaltene Galasonderzug in Bewegung, der den Prinzen in wenigen Stunden nach Tientsin brachte.

Am Bahnhof wurde Prinz Heinrich vom Kaiserlichen Konsul, Dr. Eiswaldt, und einem großen Teile der deutschen Kolonie sowie vom General-Gouverneur Wang Wen Schao empfangen. Von dort ging es zu Wagen in das deutsche Konsulat, wohin die Chefs sämtlicher deutschen Firmen und sonstige Repräsentanten der Kolonie geladen waren.

Trotz der kurz bemessenen Zeit erwies der Prinz dem Deutschen Klub nachmittags die Ehre seines Besuches. Alle Deutschen Tientsins und auch eine Anzahl der englischen Mitglieder hatten sich dazu eingefunden. Der Prinz verschmähte auch nicht einen Zug aus dem großen Festhumpen in Stiefelform. Beim Abschied begleitete den Prinzen ein begeistertes dreifaches „Hoch".

Hierauf machte er dem genannten Generalgouverneur in dem reich geschmückten Gebäude der Admiralität einen Besuch, wobei er dem Satrapen seinen Dank für alle Maßnahmen aussprach, die für seine Reisen und den Aufenthalt in Tientsin getroffen waren. Der hohe Würdenträger bedauerte sehr, daß der Besuch des Prinz-Admirals in Tientsin so kurz bemessen sei und er deshalb auf größere Festlichkeiten zu Ehren des hohen Gastes hätte verzichten müssen.

Noch an demselben Tage, dem 25. Mai, erfolgte die Abfahrt mittels Sonderzuges nach Tongku, von wo aus der Prinz mit Gefolge sich an Bord der „Deutschland" zurückbegab.

Das gewinnende Wesen des Prinzen, sein liebenswürdiges Eingehen auf jedes Gesprächsthema und sein lebhaftes Interesse für alle einschlägigen Tagesfragen, die die Unterhaltung von jedem Zwange befreiten, hatten ihm auch in Tientsin, wie allerwärts, die Herzen gewonnen. Es wurde auf das lebhafteste bedauert, daß sein Aufenthalt so kurz bemessen werden mußte, und damit die

*) Diese höchste Auszeichnung, die der Kaiser verleihen kann, der Schwarze Adlerorden in Brillanten, wurde dem Kaiser von China am 30. Mai 1899 durch den bisherigen Gesandten in Peking, Baron von Heyking, im Auftrage des Kaisers überreicht nebst prächtigen Girandolen aus der Berliner Porzellan-Fabrik

Möglichkeit genommen war, eine größere, der Wichtigkeit des Besuchs entsprechende Feier zu veranstalten.

* * *

Die „Deutschland“ verließ in Gemeinschaft mit der „Kaiserin Augusta“ Taku am 27. Mai, um zunächst Port Arthur, das von China neuerworbene Pachtgebiet Rußlands auf der Liautung-Halbinsel, zu besuchen. Dort ankerte man am Morgen des folgenden Tages. Die Offiziere der im Hafen liegenden russischen Kriegsschiffe hatten einen großartigen Empfang vorbereitet. Während des Aufenthalts wurden die Werft, ferner die von den Japanern im letzten Kriege zerstörten Forts usw. besichtigt. Am 28. abends ging es wieder in See und zwar nach Tschifu.*)

Von diesem Vertragshafen aus ging am 30. Mai die Reise nach dem ehemaligen Kriegshafen Chinas, Weihaiwei, der im Jahre 1898 an England abgetreten worden ist. Nach einem Besuche des Platzes, wobei eine Besichtigung der dortigen britischen Garnison stattfand, setzten beide Schiffe ihre Reise fort.

Der Kurs wurde zunächst nach jenem für uns Deutsche ewig denkwürdigen Punkte an der Schantungküste gerichtet, wo im Sommer 1896 S. M. S. „Iltis“ auf Felsenriffen in Stücke brach. Ehe Prinz Heinrich nach der Kiautschoubucht zurückkehrte, wollte er mit den Offizieren und Mannschaften den „Iltis“-Friedhof besuchen und Kränze auf die Gräber der toten Kameraden niederlegen. Schon in Tschifu waren zu diesem Zweck Blumen und frisches Grün an Bord genommen worden.

Nach wenigen Stunden Fahrt kam in einigen Seemeilen Entfernung ein über den Wasserspiegel hervorragendes hohes, zackiges Felsenriff, das mehrere kleine Riffe umgaben, in Sicht — der „Iltis“-Felsen, auf den in jener schrecklichen Sturmnacht das unglückliche Kanonenbot geworfen wurde. Bald tauchte auch auf vorspringender, riffbekränzter Landzunge der Südostspitze von Schantung der Leuchtturm auf, in dessen unmittelbarer Nähe der Friedhof liegt. Über die ihn einfriedigende weiße Steinmauer ragt der Obelisk empor, den die Schiffe der ostasiatischen Station ihren Kameraden dort setzen ließen. Etwa eine Seemeile von der an Riffen reichen Landungsstelle entfernt gingen die beiden Schiffe vor Anker. Die Dampfpinassen mit den Boten im Schlepptau brachten den Prinzen, die Offiziere und Mannschaften ans Land.

Man betritt den Friedhof durch eine eiserne Thür von hervorragend schöner Schmiedearbeit, verziert mit dem „Eisernen Kreuz“, dem preußischen

---

*) Der Vertragshafen Tschifu, Provinz Schantung, hat ungefähr 40000 Einwohner, darunter aber kaum 400 Ausländer. Des gesunden und kühlen Klimas halber wird der Platz von den in Nord- und Mittelchina lebenden Ausländern vielfach während der Sommermonate aufgesucht, um sich, namentlich durch Seebäder, wieder zu stärken. Tschifu hat deshalb unter den Fremden den Beinamen „Das Ostende und Brighton Ostasiens“ erhalten.

Adler und Lorberemblemen. Über dem Eingang erhebt sich ein vergoldetes Strahlenkreuz, unter dem die einfachen Worte stehen:

Friedhof der heldenmütigen Besatzung S. M. Kanonenbot „Iltis“.

Prinz Heinrich verweilte lange am Grabe des Kommandanten des „Iltis“, des Kapitänleutnants Braun, auf dessen Grabhügel er einen prächtigen Kranz niederlegte. Der Entschlafene war an demselben Tage mit dem Prinzen in den Dienst getreten, war lange mit ihm auf demselben Schiffe gefahren und ihm näher befreundet gewesen. Ehe der Prinz ging, brach er sich ein Blatt von dem auf dem Grabe blühenden Rosenstrauch. Die Schiffsbesatzungen legten am Fuße des in der Mitte des Friedhofs sich erhebenden Denkmals ihre Kränze nieder. Es besteht aus einem hohen, weißen Marmorobelisken auf hellem Granitsockel und zementiertem Unterbau und trägt folgende Inschriften:

Bei der Strandung S. M. S. „Iltis“ am 23. Juni 1896 starben den Heldentod für Kaiser und Vaterland:

1. Kapitainleutnant Braun, Kommandant,
2. Leutnant z. S. Holbach,
3. „ „ Fraustädter,
4. „ „ Prasse,
5. Assistenz-Arzt Dr. Hildebrand.

Die beiden Seitenwände enthalten unter fortlaufenden Nummern die Namen sämtlicher verunglückten Mannschaften. Vor dem letzten Namen lesen wir die Nummer „71“.

Des weiteren befindet sich auf der Vorderseite die Widmung:

Ihren gebliebenen Kameraden die Schiffe auf der ostasiatischen Station:
„Kaiser“, „Irene“, „Prinzeß Wilhelm“, „Arcona“, „Cormoran“
1896

und auf der Rückseite steht der erste Vers des Liedes, das diese dem unvermeidlichen Tode ruhig ins Auge sehenden Männer in den letzten Minuten vor ihrem Untergang noch anstimmten: „Und treibt des wilden Sturms Gewalt“.

Nachdem noch der in der Nähe des Friedhofes gelegene Leuchtturm in Augenschein genommen war, erfolgte die Rückkehr an Bord. Der Kurs wurde nach Tsingtau gerichtet, wo die „Deutschland“ und die „Kaiserin Augusta“ am 1. Juni 1898 eintrafen.

* * *

Die nächsten drei Wochen verbrachte Prinz Heinrich in unserm Pachtgebiet an der Schantungküste. Mit sichtlich großer Zufriedenheit verfolgte er die Fortschritte, die sich überall in unserer Kolonie bemerkbar machten. Die Entwickelung war eine ganz erfreuliche. Welche Arbeit war z. B. schon

allein nötig gewesen, um die wichtigsten Vorarbeiten zur Eröffnung des Platzes als eines offenen Handelsplatzes zu erledigen? Die Eröffnung des Freihafengebiets in der Kiautschoubucht war bereits auf den 2. September festgesetzt worden, ein Datum, an dem man auch festhielt.

Welche Unsumme von Arbeit steckte nicht in den allgemeinen und Detailaufnahmen unseres Gebietes, den Grenzbesichtigungen, der Prüfung der Grenzplätze vom militärischen und handelspolitischen Gesichtspunkte aus? Diesen Arbeiten gegenüber standen die Bemühungen um angemessene Unterkunft und Verpflegung der Truppen, Beschaffung von Trinkwasser, an weittragender Bedeutung, wenn auch nicht an unmittelbarer Wichtigkeit zurück. Für alles mußte gesorgt werden und für alles war auch gesorgt worden.

Um sich persönlich von diesem Fortschritte zu überzeugen, bereiste der Prinz während seines diesmaligen Aufenthalts die Grenze unseres Pachtgebiets. Berührt wurden Tsimo, Lizum, Niukukan und Zankan. Der Ausflug hatte eine Woche in Anspruch genommen.

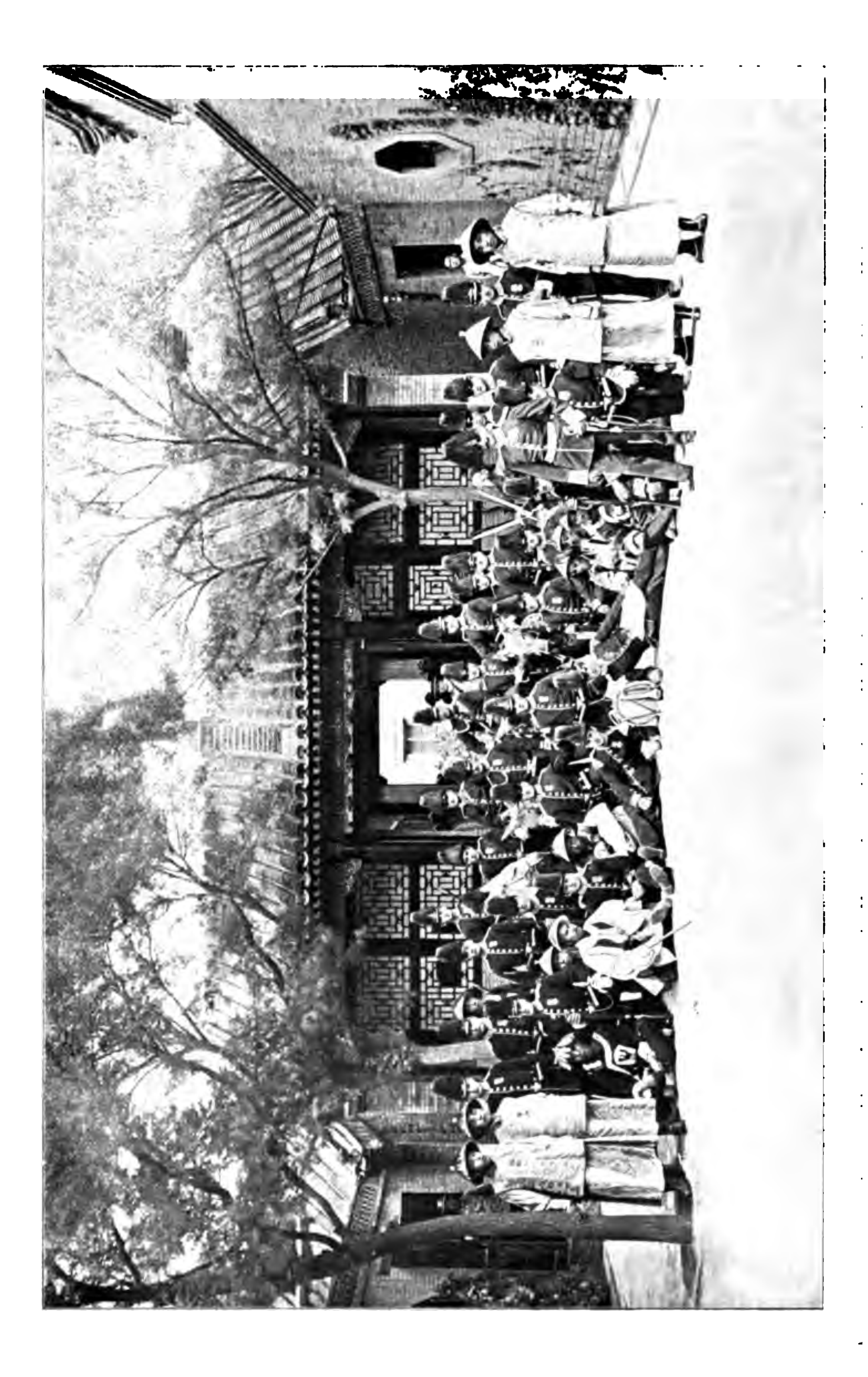
Nach der Rückkehr am 9. Juni unternahm Prinz Heinrich weitere Ausflüge zu Fuß und zu Pferde in die Umgebung, auch wurde die Küste auf einer Segelbotfahrt untersucht usw. Um sich eingehender zu unterrichten, nahm der Prinz häufig Vorträge über unsere Eisenbahnpläne, über die Kohlenfelder, das Missionswesen in Schantung u. dergl. m. entgegen. Bischof von Anzer war damals zur Begrüßung des Prinzen ebenfalls nach Tsingtau gekommen.

Neben harter Arbeit wurde aber auch der männliche Sport, der das einzige Gegengewicht gegen Erschlaffung in Ostasien genannt worden ist, fleißig vom Prinzen getrieben und gefördert. Den ersten und hauptsächlichsten Anstoß zu sportlichen Veranstaltungen verdankt die Kolonie in Tsingtau dem Prinzen Heinrich, auf dessen Anregung hin dort ein Lawntennis- und Polo-Klub ins Leben gerufen, Gymkanarennen arrangiert, überhaupt der gute und freudige Sportgeist gefördert wurde. Besondere Erwähnung verdient ferner, daß Prinz Heinrich im Weitschlagen des Poloballs eine ganz außergewöhnliche Kraft und Fertigkeit entfaltete.

Der Geburtstag der Frau Prinzeß Irene wurde am 11. Juli in der Kiautschoubucht mit außergewöhnlichem Enthusiasmus gefeiert.

Während des ganzen, mehr als dreiwöchigen Aufenthaltes in unserm Pachtgebiet war Prinz Heinrich dort der Brennpunkt des gesamten deutschen Lebens gewesen. Am 25. Juli schiffte er sich wieder an Bord der „Deutschland" ein, um eine ausgedehntere Fahrt nach den ostsibirischen Küstenplätzen zu unternehmen, die auf fünf bis sechs Wochen bemessen war.

Noch an demselben Tage lichtete das Flaggschiff die Anker. Der Kurs wurde über Korea genommen. Auf dem Wege dorthin lief die „Deutschland" Port Hamilton an. Dies ist eine kleine, an der Korea-Küste gelegene Insel. Sie wurde 1885 von England als etwaige Basis für Operationen gegen Rußland besetzt.







Grab des Kommandanten S. M. S. „Iltis“, Kapitänleutnant Braun.



Der „Iltis“-Friedhof an der Küste von Schantung.

der Prinz mehreren Einladungen zu größeren Diners, darunter zu einem Essen, das die Stadt Wladiwostock ihm zu Ehren gegeben hatte. Im Marineklub fand ein glänzender Ball statt. Tags darauf wurde auf der Insel Arold gejagt.

Prinz Heinrich unternahm am 15. einen Ausflug mit der Eisenbahn nach Kabarowsk, um einer Einladung der dortigen Spitzen Folge zu leisten. Er nahm Wohnung im Hause des Generalgouverneurs. Der Aufenthalt währte vom 16. bis 21. September. Während dieser Zeit wohnte der Prinz dem Exerzieren einer Eskadron russischer Kosacken bei, besuchte die Kasernen und das Militärhospital, die verschiedenen Schulen, die Bibliothek, das Museum und das Invalidenhaus. Am Abend des 17. wurde dem hohen Gaste zu Ehren im Offizierskasino ein Punsch gebraut, ferner fand eine Illumination des Stadtparkes statt. Bei dieser Gelegenheit brachte Prinz Heinrich einen Trinkspruch auf die Offiziere der russischen Marine und Armee aus, der mit folgenden Worten schloß: „Nous avons été des camarades autrefois; laissez nous être des camarades et des amis pour toujours!“

Der Rest der Zeit wurde meist auf Jagdausflüge verwandt, und zwar jagte man auf Rehe und Bären, auf diese freilich ohne Erfolg. Nach einer glänzenden Verabschiedung im Gouvernementshause kehrte der Prinz am 21. September nach Wladiwostock zurück. Die Spitzen der russischen Behörden und die leitenden Kaufleute der Stadt waren dann noch an den beiden folgenden Tagen die Gäste des Prinzen an Bord seines Flaggschiffs, das am 24. den Hafen auf der Reise nach dem nahegelegenen Posiet, einem wichtigen Garnisonsorte unmittelbar an der koreanischen Grenze, verließ. Schon am 26. trat die „Deutschland“ die Rückreise nach Tsingtau an, wo sie am 30. September anlangte. Die Schiffe „Gefion“, „Kaiserin Augusta“ und „Cormoran“ wurden dort angetroffen.

Nun folgte ein vierzehntägiger Aufenthalt in der Kiautschoubucht. Am 2. Oktober erfolgte die Kommandoübergabe auf der „Deutschland“. Der bisherige persönliche Adjutant des Prinzen, Korvettenkapitän Müller, übernahm das Kommando vom Kapitän z. See Plachte. Noch an demselben Tage liefen Nachrichten über Unruhen in Peking ein. Infolgedessen schickte der Prinz die „Kaiserin Augusta“ nach Taku, um dort eine 30 Mann starke Abteilung von Seesoldaten zu landen, die nach der Hauptstadt zum Schutz der dortigen Kaiserlichen Gesandtschaft gehen sollte.

Die Tage flossen mit nur wenig bemerkenswerten Vorfällen ruhig dahin. Die Lager wurden inspiziert, dem Exerzieren der Truppen, darunter auch dem der Maultierbatterie, Gewehrschießen u. dergl. beigewohnt. Jagdausflüge, ein Besuch der Stadt Kiautschou und Sport trugen zur Zerstreuung bei. Am 22. Oktober, dem Geburtstage der Kaiserin, nahm Prinz Heinrich die Parade ab und brachte dabei das Hoch auf die Kaiserin aus.

Am 14. November wurde beim schönsten Wetter der „Diederichsstein“ bei Tsingtau eingeweiht. Hier ist bekanntlich die Stelle, an der Vizeadmiral von Diederichs am 14. November 1897 Besitz vom Kiautschougebiet ergriff.

Prinz Heinrich schiffte sich tags darauf, am 15. November, an Bord der „Deutschland“ ein und stach in See, seinen Kurs nach Shanghai richtend, um dort der feierlichen Enthüllung des „Iltis“-Denkmals beizuwohnen.

* * *

Ergreifend Denkmal! Ein gebrochner Mast
Wie Eisen fest, und doch vom Sturm zersplittert,
Noch ungebeugt von grauer Jahre Last
Und doch vom Todeshauche schon umwittert!

Ergreifend! Dem gefällten Maste gleich,
So sind auch sie vom Sturme fortgetrieben,
In Manneskraft, an Jugendstärke reich,
Sie, die im Tode Sieger noch geblieben!

Erhebend Denkmal! Jedes Deutschen Herz
Ein Zeichen, daß wir Deutschen nicht verderben;
Hier steht gegraben es in Stein und Erz,
Wie tapfer Deutschlands Heldensöhne sterben!

Ermahnend uns, daß treu in jeder Pflicht
Bis in den Tod das Vaterland uns findet!
Das ist es, was dies Denkmal zu uns spricht,
Und was es schlicht und ernst uns heute kündet!

Mit diesen Worten leitete die deutsche Zeitung Shanghais die Beschreibung der Enthüllung des „Iltis“-Denkmals ein. Die Umstände, unter denen das kleine Kriegsfahrzeug am 23. Juli 1896 in der Nähe des Südostvorgebirges (Provinz Schantung) während eines Taifuns unterging, wobei die ganze Mannschaft, elf Mann ausgenommen, ihren Tod in den Wellen fand, sind ja weltbekannt geworden. In den Annalen der Helden, die seit Menschengedenken eines bewunderungswerten Todes gestorben sind, verdient die brave Mannschaft des „Iltis“ mit an erster Stelle genannt zu werden.

Die Anregung, der Heldenschar des „Iltis“ ein Denkmal zu errichten, fand begeisterte Aufnahme, und da das Schiff durch seine jahrelange Stationierung an der chinesischen Küste häufig in Shanghai ein sehr gern gesehener Gast gewesen war, so räumte man selstverständlich den Deutschen Shanghais das Vorrecht ein, die Errichtung des Denkmals in die Hand zu nehmen.

Zu diesem Zwecke hatte sich kurz nach dem Untergang des Schiffes in Shanghai ein aus sechs Herren bestehender Ausschuß gebildet, der einen Aufruf zur

Sammlung von Geldern ergehen ließ. Die Deutschen Shanghais sowie einiger anderer chinesischer Vertragshäfen zeichneten in kurzer Zeit eine Summe von über 12000 Mark. Die Arbeit konnte daher in Angriff genommen werden, zumal die dazu erforderlichen 3500 Kilogramm Bronze auf Befehl des Kaisers vom Artilleriedepot zu Spandau geliefert werden sollten. Diese Geschützbronze stellt einen Wert von 5000 Mark dar.

Das Denkmal wurde vom Bildhauer Kraus im Auftrage von Reinhold Begas vollendet. Der Guß erfolgte in der Gießerei von Martin & Pillzing. Das Monument, ein Kunstwerk ersten Ranges, ist von bedeutender Höhe. Ohne das etwa zwei Meter hohe Steinpostament ist es gegen acht Meter hoch. Der zersplitterte Mast ragt in einer Höhe von sechs Metern in die Lüfte; zu seinen Füßen sind Flagge und Segeltuch angebracht, den Flaggenstock schmückt der deutsche Adler, während die Taue wirr durcheinander geworfen sind. Vorn liegt ein mächtiger bronzener Lorberkranz; auf den Flaggenbändern stehen die Worte: „Die Deutschen Chinas“ und „Die Kaiserliche Marine“. Der Sockel ist an seinen vier Seiten mit Gedächtnistafeln versehen. Eine von ihnen zeigt das bronzene Reliefbild des untergegangenen „Iltis“ unter vollen Segeln; ferner lesen wir auf einer anderen Seite die Worte:

Zur Erinnerung an den Heldentod
der Besatzung S. M. Kbt. „Iltis“.

Gescheitert im Taifun an der Küste von Schantung
am 23. Juli 1896.

Die dritte Seite trägt die Namen der in den Wellen versunkenen Offiziere und Deckoffiziere. Auf der vierten Gedächtnistafel sind schließlich die Namen der umgekommenen Mannschaft, 58 an der Zahl, eingraviert.

Den Entwurf für das herrliche Kunstwerk hatte der persönliche Adjutant des Prinzen Heinrich, Kapitän z. S. von Müller, geliefert.

Das Denkmal hat seinen Platz auf dem breiten Rasenplatze gefunden, der der ganzen Länge nach an der „Wasserkante“ der Fremdenansiedelung Shanghais entlang läuft und zwar in der unmittelbaren Nähe des Nordeingangs zum öffentlichen Park.

Montag, der 21. November, der Geburtstag der Kaiserin Friedrich, war für den Tag der Enthüllungsfeierlichkeit bestimmt worden. Die hohe Bewunderung, die die Marinen der verschiedenen Nationen dem Heldentode der Mannschaft des „Iltis“ gezollt haben, kam am Enthüllungstage deutlich zum Ausdruck. Von unseren Schiffen lagen im Vorhafen von Shanghai (Wusung): die „Deutschland“, Flaggschiff der zweiten Kreuzerdivision mit Kontreadmiral Prinz Heinrich an Bord, ferner die Kreuzer „KaiserinAugusta“, „Gefion“, „Arcona“ und „Cormoran“. Der „Kaiser“, Flaggschiff der ersten Kreuzerdivision mit Kontreadmiral von Diederichs an Bord, hatte Hongkong auf der

Reise nach Shanghai verlassen, doch stieß ihm unterwegs ein Unfall zu, der das Schiff an der Teilnahme an der Feier verhinderte. Von Kriegsschiffen anderer Nationen lagen im Hafen ein Österreicher, zwei Engländer, zwei Amerikaner, ein Italiener und ein Russe. China war durch ein paar Zollkreuzer repräsentiert. Die Handelsschiffe im Hafen hatten meist reich geflaggt, darunter namentlich der Reichspostdampfer „Bayern". Auch eine große Anzahl von Gebäuden prangte im Flaggenschmuck.

Obgleich das Wetter zu wünschen übrig ließ — es wehte ein kalter Wind und der Himmel war stark bewölkt — so hatte sich doch schon lange vor der für die Feier festgesetzten Stunde in der Nähe des Denkmals eine nach Tausenden zählende Menschenmenge eingefunden.

Gegen 10 Uhr begannen sich die Deputationen der verschiedenen im Hafen liegenden Kriegsschiffe sowie das Freiwilligenkorps von Shanghai am Denkmal zu versammeln. Als sie im Viereck vor dem Monument Aufstellung genommen hatten, ergab sich eine Gesamtstärke von mehr als 700 Mann, von denen etwa die Hälfte deutsche Marinemannschaften waren. Der Höchstkommandierende dieser war der Kapitän zur See Koellner.

Kurz nach 11 Uhr erschien Prinz Heinrich, begleitet vom Kaiserl. General-Konsul Dr. Stuebel und mehreren Offizieren. Der Prinz, mit vieltausendstimmigen Hochs begrüßt, schritt zunächst die Fronten der verschiedenen Truppenteile ab, worauf die Kapelle der „Deutschland", die rechts vom Denkmal stand, „Nun danket alle Gott" spielte.

Hierauf hielt der Seelsorger der deutschprotestantischen Gemeinde Shanghais, Pastor Lic. Hackmann, eine ergreifende Weiherede.

Nach einer kurzen Pause bestieg Legationsrat Dr. Stuebel die Rednerbühne und hielt eine tiefempfundene Ansprache, der wir folgende Sätze entnehmen:

> „Vom Sturme getrieben war das Kanonenbot „Iltis" in finstrer Nacht auf ein Felsenriff geworfen worden. Hier lag es, rettungslos dem Untergang verfallen. Die Männer an Bord sahen dem nahen, sicheren Tod in das Auge. Aber statt sich wilder Verzweiflung hinzugeben, haben sie sich um ihren Kommandanten geschart, drei Hurras für Seine Majestät den Kaiser haben sich durch das Brausen des Sturmes hindurch gerungen, das Lied von der Flagge Schwarz-weiß-rot ist angestimmt worden, und als der letzte Vers verklungen war, sind die Sänger samt dem Boden, auf dem sie standen, von den Wellen des Meeres verschlungen worden. Nur wenige Leute der Besatzung konnten sich retten und Kunde bringen von dem Untergang der Kameraden."

Der Redner wandte sich am Schlusse an den Präsidenten des Munizipalrates: „Ich habe jetzt das Vergnügen, dieses Denkmal der Obhut und Aufsicht dieser fremden Gemeinde zu übergeben. Möge es stets eine ins Auge fallende und nützliche Zierde dieser Ansiedelung sein, und möge es dastehen, um deren stets wachsende Bedeutung und ihr Gedeihen mitanzusehen."

Den Prinzen Heinrich anredend sprach Dr. Stuebel: „Mit Genehmigung Euerer Königlichen Hoheit falle jetzt die Hülle des Denkmals“.

Als die Hülle fiel, intonierte die Kapelle das „Flaggenlied“ und donnernde Bravos und Händeklatschen erfüllten die Luft.

Der Präsident des Munizipalrates näherte sich darauf dem Prinzen, der vor der Rednerbühne stand, und hielt in englischer Sprache folgende Anrede, aus der wir in Übersetzung die folgende Stelle wiedergeben:

„Die ganze Gemeinde Shanghais vernahm mit tiefster Betrübnis die Nachricht vom Untergange des „Iltis“, ferner wie der brave Kommandant und seine Mannschaft starben. Die Art und Weise, in der sie starben, wies auf einen Tod hin, der der großen Nation würdig ist, der die Besatzung angehörte. Wir Briten, die, sozusagen, für die See geboren sind, verstehen diesen Heldenmut wohl zu würdigen, und in all den ruhmreichen Annalen unserer eigenen Marine giebt es keine glänzendere historische That, als der heroische Mut dieser braven Männer war, als sie einem unvermeidlichen und gewaltsamen Tode ins Auge sahen“.

Prinz Heinrich drückte darauf dem Präsidenten auf das wärmste die Hand. Vor das Denkmal tretend hielt er zunächst an die Landungsabteilungen der „Deutschland“ und „Kaiserin Augusta“ folgende Ansprache:

Kameraden! Am 23. Juli 1896 bewies die brave Besatzung S. M. Kbt. „Iltis“, daß deutsche Seeleute wie Männer und Helden zu sterben wußten, hierbei ihren, Seiner Majestät dem Kaiser geschworenen Eid haltend und die Treue bis in den Tod beweisend. Uns allen sei dieses Beispiel eine Mahnung, und ich wünsche euch und mir selbst, daß, falls das Schicksal uns ein gleiches Los bescheiden sollte, wir es jenen Männern gleich thun, die mit dem letzten Rufe schieden, den wir jetzt unter präsentiertem Gewehr wiederholen wollen. Drei Hurras für Seine Majestät den deutschen Kaiser, unsern Allergnädigsten Kriegsherrn: Hurra! hurra! hurra!

Mit „Präsentiert Gewehr“ wurden die drei Hurras von dem Militär wie den Zuschauern weithin schallend ausgebracht, während die Musik den Präsentiermarsch spielte.

Darauf wurden die zahlreichen und herrlichen Kranzspenden von deutschen und fremdländischen Offizieren, dem leitenden deutschen Residenten und den deutschen Damen am Fuße des Monuments niedergelegt.

Der Parademarsch fand am „Bund“, der Quaistraße, statt. Zuerst kamen unsere Mannschaften, dann die Italiener, Russen, Amerikaner, Engländer, Österreicher, die Shanghai Freiwilligenkorps-Kavallerie, Freiwilligenkorps-Pioniere, Freiwilligenkorps-Infanterie und zuletzt die Deutsche Freiwilligenkompanie.

* * *

Der denkwürdige Tag wurde im „Klub Konkordia“ durch ein Diner zum Abschluß gebracht, das die Offiziere der im Hafen liegenden deutschen Kreuzer

zu Ehren der Offiziere der anderen Nationalitäten, die bei der Enthüllungsfeier vertreten waren, ferner zu Ehren der Mitglieder des Munizipalrates und einer großen Zahl von Residenten, Deutschen sowohl wie Ausländern, gaben. Etwa 200 Herren saßen an der Tafel, die in dem schönen, mit Immergrün, Ziersträuchern und Blumen geschmückten Klubsaale aufgestellt war. Als Präsident fungierte Prinz Heinrich. Zu seiner Rechten saß Lord Charles Beresford, Viceadmiral in der britischen Marine, zur Linken der Doyen des Konsularkorps Shanghais. Die Kapelle der „Deutschland“ spielte während des Abends.

Nach Beendigung des Festessens erhob sich Prinz Heinrich und brachte folgenden Trinkspruch aus:

„Meine Herren! Der heutige Tag steht unter dem Zeichen dessen, daß die brave Iltisbesatzung ihrem Kaiser und Herrn ihre Treue bis in den Tod bewiesen hat. Ich bitte Sie deshalb mit Begeisterung mit mir in den Ruf einstimmen zu wollen: Seine Majestät der deutsche Kaiser, König von Preußen, Hurra! hurra! hurra!“

Ein mehr enthusiastisches „Hurra“ hätte man sich nicht vorstellen können, es wollte schier kein Ende nehmen. Gleich darauf brachte der Prinz folgenden Toast aus:

„Meine Herren! Als die Kunde von der beabsichtigten Enthüllung des Iltisdenkmals zu mir drang, und ich um den Termin befragt wurde, bat ich, er möchte auf den heutigen Tag anberaumt werden. Es ist der heutige Tag der Geburtstag einer hohen Frau, deren Name in Deutschlands Gauen einen guten Klang hat, und der den meisten Deutschen unvergeßlich bleiben dürfte. Wir feiern den Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich, und ich bitte Sie, meine Herren, mit mir Ihre Gläser erheben zu wollen und einzustimmen in den Ruf: Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich, Hurra! hurra! hurra!“

Wiederum erfüllte ein stürmisches Hurra den Saal, und nach einer kurzen Pause erhob sich Generalkonsul Dr. Knappe, aus dessen herrlicher Ansprache folgendes angeführt sei:

„Es muß das Herz eines jeden fühlenden Menschen mit Stolz und Begeisterung erfüllen, daß Menschen von einer solchen Vaterlandsliebe beseelt sein können, mit solcher Festigkeit und solcher Ruhe dem Tode ins Auge sehen. Das ist der Geist, der in der Marine erzogen wird, und der bei diesem Anlaß in die Erscheinung getreten ist. Und nicht vereinzelt ist dieses Beispiel, wenn auch andere Fälle weniger bekannt geworden sind. Mir selbst schlägt das Herz höher, wenn ich an die Kämpfe denke, die unsere Leute vor zehn Jahren in der Südsee mit wilden Stämmen und den Elementen zu bestehen hatten, und von denen ich Zeuge war. Laut und in alle Welt möchte ich es verkünden, aber das würde über den Rahmen meiner Aufgabe hinausgehen.“

Kapitän zur See Koellner, bisher Kommandant der „Kaiserin Augusta“, ergriff hierauf das Wort und betonte u. a., daß die deutschen Kaufleute im Auslande gewissermaßen gemeinsam mit der Marine zum Wohle des Vaterlandes wirken.

Die Ansprache wurde mit lautem Beifall begrüßt, worauf Prinz Heinrich in einer kurzen, aber außerordentlich trefflichen, in englischer Sprache gehaltenen Rede, in der er wiederholte, daß alle Seeleute Brüder seien, einen Toast auf „The Sovereigns and Rulers of Foreign Powers“ ausbrachte.

Legationsrat Dr. Stuebel feierte hierauf die deutsche Marine und gab der Freude Ausdruck, daß es dem deutschen Volke gelungen sei, zu der Rüstung zu Lande, die seit langem sein Stolz sei, auch die Rüstung zur See hinzuzufügen. Es sei damit gelungen, einen Mangel an dem eigenen Körper zu beseitigen, der seither seiner gleichmäßigen, gesunden Entwickelung im Wege gestanden habe.

Ferner sprachen der Präsident des Municipalrates und Lord Charles Beresford, desgleichen der Kommandant des italienischen Kreuzers „Marco Polo“, Kapitän zur See Incoronato, der in französischer Sprache einen Trinkspruch ausbrachte, der das Herz aller Anwesenden tief rührte. Er bat, die Gläser auf die Gemahlin S. K. Hoheit, Prinzessin Irene, zu leeren.

* * *

Am 25. November begab sich Prinz Heinrich wiederum an Bord der „Deutschland“. Südwärts sollte diesmal der Kurs seines Schiffes gesetzt werden, südwärts nach sonnigeren Gestaden, um dort einem Schiffe zu begegnen, auf dem ihm nach zwölfmonatiger Trennung seine Gemahlin entgegeneilte.

Prinzessin Irene folgte wohl der Initiative des Kaisers, als sie Mitte November die weite Seereise mit dem Reichspostdampfer, der den Namen ihres prinzlichen Gemahls führt, von Genua nach Ostasien unternahm, um mit dem Gatten vereint das Weihnachts- und Neujahrsfest feiern zu können.

Eine große Überraschung wurde dem Dampfer „Prinz Heinrich“ zu teil, als er die Straße von Messina passierte. Der Kaiser, auf der Fahrt von Palästina nach der Heimat begriffen, hatte den Wunsch ausgesprochen, in der Straße an Bord zu kommen, um Abschied von der Prinzessin zu nehmen. Auf der Höhe des Hafens von Messina stoppte der Reichspostdampfer für eine kurze Weile, eine kleine Dampfbarkasse, die ein Ruderbot im Schlepptau hatte, wurde sichtbar, schnell kamen die Fahrzeuge dem Dampfer näher und bald erkannte man im Bot den Kaiser, die Kaiserin und ihr Gefolge.

Der „Prinz Heinrich“ hatte inzwischen sein schönstes Festkleid angelegt; über den Toppen flatterten lustig Wimpel und Flaggen. Jetzt löste sich das kaiserliche Gig von der Dampfbarkasse. Kräftig schlagen die Riemen in die See. Bald war das Fallreep des Dampfers erreicht. Hier standen Kapitän Cüppers und mehrere Schiffsoffiziere, des hohen Besuches harrend, und neben ihnen Graf Hahn als Vertreter der Prinzessin Irene.

Ein lautes dreifaches Hoch scholl dem Kaiserpaar entgegen, worauf die Schiffskapelle die Nationalhymne intonierte. Der Kaiser begrüßte die Herren aufs freundlichste und stieg dann sofort mit der Kaiserin zur Kommandobrücke hinauf, auf der die Räume der Prinzessin gelegen waren und wo die Begrüßung stattfand. Während die Kaiserin etwa eine halbe Stunde bei ihrer Schwägerin auf der Brücke verweilte, besichtigte der Kaiser unter Führung des Kapitäns das ganze Schiff.

Noch ein herzliches Lebewohl von der Gemahlin des Prinz-Admirals und die hohen Herrschaften nahmen Abschied von dem Schiffe. Unter den Klängen der Nationalhymne stieß das kaiserliche Gig ab. Der „Prinz Heinrich" aber nahm die Fahrt nach Süden wieder auf. Von der „Hohenzollern", die im Hafen lag, wehte ein Signal zu ihm hinüber „Glückliche Fahrt".

Auf der Ausreise der Prinzessin Irene ereignete sich noch ein weiterer bemerkenswerter Vorfall. Am 11. Dezember, kurz vor Anbruch der Abenddämmerung, begegnete auf dem Wege nach Singapore der Reichspostdampfer „Prinz Heinrich" dem Dampfer „Bayern". „Bayern" hatte über die Toppen geflaggt und mehrere Begrüßungssignale gehißt. Auf dem Vorderdeck hatte das Ablösungskommando der deutschen Kriegsschiffe, das auf dem Wege zur Heimat war, an der Reling Aufstellung genommen. Beide Schiffe näherten sich bis auf wenige hundert Meter. Ein dreifaches donnerndes Hurrah klang von der „Bayern" zu der Prinzessin, die auf der Kommandobrücke des anderen Schiffes stand, herüber. Zu kurze Zeit nur dauerte die hübsche Ovation, die um so größeren Eindruck machte, als sie in der Einsamkeit des Weltmeeres sich abspielte. Lange aber wehte noch von der „Bayern" dem „Prinz Heinrich" ein Gruß nach.

Doch nehmen wir die Reise der „Deutschland" von Shanghai nach Hongkong wieder auf. Das Flaggschiff verließ Wusung am 27. November, um zunächst dem Vertragshafen Amoy*) einen kurzen Besuch abzustatten. Nachmittags am 29. lief die „Deutschland" unter Salutschüssen in den inneren Hafen ein. Sämtliche Forts und Batterien feuerten beim Passieren des Flaggschiffes, auf den Wällen der Forts war deren Besatzung in Paradeaufstellung angetreten und begrüßte den Prinzen mit wohlgemeinten, aber schlecht gefeuerten Salven. Der Kaiserliche Konsul Dr. Merz begab sich sofort an Bord, kurze Zeit später trafen auch der Admiral Yang und der Tao Tai in Begleitung sämtlicher höheren Militär- und Civilmandarinen von Amoy ein.

---

*) Amoy (Provinz Kuangtung), auf der etwa 40 Seemeilen im Umfange messenden Insel Haimun gelegen, steht seit Mitte des 16. Jahrhunderts im Handelsverkehr mit einigen Nationen des Westens. Die Chinesenstadt hat 100 000 Einwohner. Die Ausländer, etwa 400 Köpfe stark, leben auf einer kleinen, recht anmutigen Insel (Kulangsu); sie bildet die Westseite des Hafens, der sich aus einem äußeren und inneren Ankerplatz zusammensetzt. Die Scenerie innerhalb der Bucht ist sehr malerisch. Zahlreiche kleine, von Pagoden und Tempeln gekrönte Inselchen schließen sie ein. Amoy steht im Rufe, die schmutzigste Hafenstadt Chinas zu sein, und das will was sagen!

Wahrscheinlich durch die Festlichkeiten in Shanghai ermüdet, verbat sich der Prinz jede offizielle Feier, doch hatten am nächsten Morgen, den das herrlichste Wetter auszeichnete, die im Hafen liegenden Schiffe reichen Flaggenschmuck angelegt. Vormittags unternahm Prinz Heinrich einen längeren Gang durch die Chinesenstadt. Der Kuriosität halber sei hier erwähnt, daß er bei dieser Gelegenheit zum Entsetzen der Chinesen niemals eine Sänfte benutzte. Es schien ihnen unbegreiflich, wie ein so hoher Herr, der Bruder des deutschen Kaisers, sich dazu herablassen konnte, seine Füße mit dem Staube der Straße zu beschmutzen.

Für den folgenden Tag hatte der Prinz eine Einladung des Admirals Yang zum Tiffin angenommen. Das Yamen (Amtswohnung) des Admirals war festlich geschmückt. Eine chinesische Musikkapelle ließ während des Essens, das zur Hälfte aus chinesischen, zur Hälfte aus europäischen Gerichten bestand, ihre Weisen ertönen, während eine Schauspielergesellschaft ihre Künste zeigte und reich geschmückte Sängerinnen ihre besten Lieder vortrugen. Durch Vermittelung des Kaiserlichen Konsuls unterhielt sich der Prinz auf das lebhafteste mit dem chinesischen Admiral.

Von besonderem Interesse ist der Wortlaut des Trinkspruches, den dieser während der Mahlzeit auf den Prinzen ausbrachte. Der Toast lautete (in Übersetzung) wie folgt:

> „Durch den Besuch E. K. Hoheit in Amoy ist in mein kleines Yamen ein Strahl hellsten Glanzes gedrungen, was mir das höchste Entzücken bereitet. Amoy ist leider nur ein kleines, ödes Dorf, und dieses Yamen eine enge, schmale Hütte, in der es nichts gutes zu essen noch zu trinken giebt. Nur mein guter Wille, nicht das wirklich Gebotene, reicht hin zu einem würdigen Empfange. Es beschämt mich dies unsäglich. Ich erhebe mein Glas und wünsche E. K. Hoheit und deren ganzem Gefolge Glück auf allen Wegen, langes Leben und nie wankende Gesundheit."

Des Nachmittags lief die „Kaiserin Augusta" mit Viceadmiral von Diederichs an Bord zu einem kurzen Besuch in den Hafen ein. Abends waren die Chefs der deutschen Firmen und einige andere leitende Residenten geladen. Tags darauf wurde die Reise nach Hongkong fortgesetzt.

* * *

Die „Deutschland" lief am 3. December wieder in Hongkong, dem „Malta des fernen Ostens" ein. Dieser zweite Besuch galt, wie wir bereits wissen, in erster Linie dem Empfange der Prinzessin Irene, die mit dem Dampfer „Prinz Heinrich" am 16. Dezember nach vierwöchentlicher Fahrt in Hongkong erwartet wurde.

Schon den ganzen Nachmittag über hatte der Ausguck auf der hohen Signalstation der Felseninsel nach dem sehnlichst erwarteten Schiffe ausgeschaut,

aber erst als die Sonne wie ein Riesenfeuerball ins Meer hinabsank, wurde der „Prinz Heinrich“ gemeldet. Bald darauf warf der Dampfer außerhalb des Hafeneinganges Anker, worauf sich der Prinz sofort an Bord begab. Welch eigentümliches Zusammentreffen, daß das prinzliche Paar genau nach einem Jahre den freudigen, ewig unvergeßlichen Augenblick herzlichen Wiedersehens feiern sollte!

Als am folgenden Morgen der Reichspostdampfer in den Hafen einlief und die „Deutschland“ passierte, wurde er mit drei kräftigen Hurras vom Flaggschiffe aus begrüßt. Das prinzliche Paar begab sich nunmehr mit dem Gefolge der Prinzessin Irene, dem Fräulein von Plänkner und dem Grafen Hahn, an Bord der „Deutschland“, wo u. a. empfangen wurden der neue Gouverneur von Hongkong Sir Henry Blake, ferner der höchstkommandierende Admiral des britischen Geschwaders Sir Edward Seymour und der auf der Heimreise begriffene Generalkonsul Dr. Stuebel.

Das prinzliche Paar bezog zunächst eine der reizenden Villen, die sich an den Bergabhängen hinziehen, die die Stadt Viktoria überragen und von denen man einen so entzückenden Blick über den buntfarbigen, stets belebten Hafen genießt.

Der Rest der Tage im Dezember wurde vielfach in gesellschaftlichen Kreisen verbracht. Lawn-Tennis und Polo, Ausflüge in die unvergleichlich schöne Umgebung der Felseninsel u. dergl. waren an der Tagesordnung.

Am 24. Dezember besuchten der Prinz und die Prinzessin mit ihrem Gefolge das Berliner Findelhaus zu Hongkong. Der Leiter der Anstalt und seine Gemahlin empfingen die hohen Gäste, worauf nach Vorstellung der Angestellten die verschiedenen Abteilungen des Hauses, das seiner Zeit über sechzig Kinder beherbergte, besichtigt wurde. Nachdem ein Kind der Prinzessin einen Blumenstrauß überreicht hatte, überraschte diese namens des Kaisers den Anstaltsleiter mit einer Anweisung von 5000 Mark als Geschenk für das Institut. Das kaiserliche Geschenk wurde mit dem größten Danke entgegengenommen. Dann besichtigten die hohen Gäste die Weihnachtsbäume und Geschenke der kleinen Zöglinge. Die älteren Kinder trugen darauf Weihnachtslieder in chinesischer und deutscher Sprache vor. Die Königlichen Hoheiten, die alle Anwesenden mit freundlichen Ansprachen auszeichneten, zeigten das größte Interesse für alle Einrichtungen des Hauses, das ein so schönes und beredtes Zeugnis ablegt für die deutschen Kulturbestrebungen im fernen Osten.

Die Weihnachtsabendfeier fand an Bord der „Deutschland“ statt, und zwar im Beisein der Herrschaften, die das Gefolge der Prinzessin bildeten. Am folgenden Vormittag wurde der Gottesdienst an Bord der „Deutschland“ abgehalten, am zweiten Feiertage in der „Union-Church“. Abends wohnten der Prinz und seine Gemahlin einer Wohlthätigkeitsvorstellung bei, die in der City Hall durch die Mannschaft eines englischen Kreuzers gegeben wurde.

Am 29. gab der Prinz einen Ball an Bord seines Flaggschiffes für die Gesellschaft Hongkongs. Über dreihundert Einladungen waren ausgesandt worden. Das Deck des Kreuzers war mit Flaggen, Blumen und immergrünen Pflanzen auf das ansprechendste geschmückt und elektrisch beleuchtet. Der Ball verlief aufs glänzendste. Man brach erst spät nach Mitternacht auf.

Nachdem das prinzliche Paar am 30. Dezember einem großen Balle in der „City Hall“, gegeben von der „Tarantula Society“, beigewohnt hatte, wurde der letzte Abend des Jahres 1898 in aller Stille im engen Kreise verbracht.

* * *

Es war ein prächtiger Tag, der Neujahrstag 1899. Rein und klar wölbte sich der Himmel über dem ewiggrünen, lieblichen Hongkong. Heller Sonnenschein durchflutete die belebten Straßen und weckte in aller Brust Freude und Fröhlichkeit.

Den Vormittag verbrachten der Prinz und die Prinzessin mit ihrem Gefolge am Bord der „Deutschland“, um die Gratulationen der Offiziere usw. entgegenzunehmen. Darauf fand Gottesdienst statt. Der Nachmittag wurde mit Sportbelustigungen, zu denen auch ein Schießen auf thönerne Tauben gehörte, hingebracht.

Am 3. Januar unternahm das prinzliche Paar auf einen Dampfer einen Ausflug nach Canton, wo die Spitzen der Provinzialbehörden empfangen und darauf die Stadt besichtigt wurde. Prinz und Prinzessin, die im Kaiserlichen Konsulate abgestiegen waren, unternahmen auch am folgenden Tage Spaziergänge durch die Stadt, wobei namentlich den für Frauenherzen so verführerischen, prächtigen Seidenläden viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Die Herrschaften besuchten ferner die Totenstadt, auch einige der berühm[illegible] Pagoden und ähnliche sehenswürdige Bauten.

Am folgenden Tage nahm das prinzliche Paar [illegible] von den deutschen Kaufleuten und deren Frauen ver[illegible]talteten [illegible] nach dem romantischen „Hamilton Creek“. [illegible] Konsulats-gebäude wurden dem Prinzen und der Prin[illegible] vorge-führt; auch ein chinesisches Konzert wu[illegible] Feuerwerk abgebrannt. Am 6. Januar [illegible] Hongkong an.

Nun wurde wieder ein läng[illegible] genommen. Die Abreise nach dem [illegible] An wechselreichen Zerstreuungen [illegible] denn dafür hatten die englischen [illegible] reichem Maße gesorgt. [illegible] Spiele, Konzerte, Partie[illegible] reizenden Buchten und [illegible] zu Rad u. dergl. mehr [illegible]

es interessieren, daß die Prinzessin Irene in Hongkong ihre ersten Fahrradübungen vornahm.

Natürlich wurden auch die im Hafen liegenden Kriegsschiffe gelegentlich besucht. So gab u. a. Vizeadmiral Seymour, der Chef des britischen Geschwaders in den Gewässern Ostasiens, an Bord seines Flaggschiffes „Centurion" einen Ball, dem das prinzliche Paar beiwohnte. Ferner nahm es ein Frühstück an Bord des Reichspostdampfers „Preußen" ein. Zu diesem hatte der damals in Hongkong weilende Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Wiegand, die Einladung ergehen lassen. Zu den Gästen gehörten u. a. sämtliche Kommandanten der im Hafen liegenden deutschen Kriegsschiffe. Nach Aufhebung der Tafel hielt der Prinz an die mit dem Dampfer „Preußen" heimkehrenden Mannschaften der Marine eine herzliche Ansprache.

Am 16. Januar schifften sich der Prinz und seine Gemahlin nebst Gefolge an Bord eines Küstendampfers ein, um Macao, der nur wenige Stunden von Hongkong gelegenen portugiesischen Kolonie, einen kurzen Besuch abzustatten.*) Dort wurde in einem Hotel mit reizender Aussicht auf die schöne Bucht, an der die Stadt Macao liegt, Wohnung genommen.

Während des Aufenthalts wurden Ausflüge in die Umgegend gemacht und dabei das alte Thor „Porto Cicco" besichtigt, ein besonders großer und schöner Tempel, ferner Seidenspinnereien, der Camoensgarten und die Camoensgrotte, einst der Zufluchtsort des berühmten portugiesischen Dichters Camoens, die Ruine der alten Jesuiten-Kirche San Paulo, die 1835 niedergebrannt ist, die Fantanspielhäuser usw. besucht. Auch unternahmen die Herrschaften einen Ausflug über den „Neutralen Grund" nach einem chinesischen Garten mit prächtigem Hause, dem Eigentum eines steinreichen Chinesen, der zur Feier des Tages auch eine chinesische Theatertruppe engagiert hatte. Am 18. Januar trat der Prinz mit seiner Gemahlin die Rückreise nach Hongkong an.

Am 25. Januar gab die deutsche Kolonie Hongkongs zu Ehren des hohen Paares einen Ball in der „City Hall". Etwa 700 Damen und Herren nahmen daran teil. Die Ausschmückung der Räumlichkeiten war äußerst künstlerisch. Die Tanzmusik lieferte die Kapelle der „Deutschland."

Kaisers Geburtstag wurde mit einem evangelischen Gottesdienste, dem außer dem prinzlichen Paare und dessen Gefolge fast die ganze deutsche Kolonie Hongkongs beiwohnte, in der Kathedrale eingeleitet. Auch die Spitzen der

---

*) Macao, auf einer felsigen Halbinsel gelegen, wurde zuerst im Jahre 1557 von den Portugiesen besiedelt. Die Frage, ob die sich dort durch Kaiserlich chinesische Freigebigkeit — zum Dank dafür, daß sie die Umgegend von den zahlreichen Seeräubern gesäubert hatten —, oder durch das Recht der Eroberung niedergelassen haben, ist bisher noch nicht genügend aufgeklärt worden. Die Oberherrschaft Portugals über Macao wurde von China erst 1887 vertragsmäßig anerkannt. Die Umgegend hat mehrere reizende Ausflugsorte. Die Entfernung von Hongkong beträgt 40 Seemeilen. Die Kolonie zählt 80 000 Einwohner, darunter 75 000 Chinesen, den Rest bilden sogen. Macao-Portugiesen. Von anderen Ausländern giebt es dort etwa nur 100. Der Platz ist namentlich seiner großen Spielhöllen („Fantan") halber bekannt.

britischen Kolonialverwaltung, das höhere Militär, Armee und Marine, waren zugegen. Abends war Diner auf der „Deutschland“ in der Offiziersmesse, wobei der Kommandant, Kapitän z. See Müller, das Hoch auf den Kaiser ausbrachte. Nach dem Essen wohnten die Herrschaften einer Theatervorstellung der Mannschaft bei.

Am 15. Februar vormittags verabschiedete sich der Prinz mit seiner Gemahlin von den vielen Herrschaften, in deren Gesellschaft die Tage in Hongkong so äußerst angenehm verlebt worden waren. Man schiffte sich an Bord der „Deutschland“ ein, um noch an demselben Nachmittage nach Amoy zu gehen. Die „Gefion“ war bereits am Tage vorher mit dem Grafen Hahn vorausgefahren, um die letzten Arrangements für den Aufenthalt des prinzlichen Paares daselbst zu treffen.

In Amoy ankerte die „Deutschland“ am folgenden Nachmittage. Die Herrschaften nahmen Wohnung im Kaiserlichen Konsulat. Sie hatten sich jeden offiziellen Empfang verbeten. Der fast dreiwöchentliche Aufenthalt in Amoy war vortrefflich dazu geeignet, nach den vorhergehenden Tagen, an denen die unvermeidlichen Festlichkeiten wohl etwas zu schnell einander gefolgt waren, dem prinzlichen Paare die erwünschte Ruhe zu gewähren, nach der es sich sehnte, und für die Amoy mit seinem Stillleben wie geschaffen war.

Die der Fremdenansiedelung gegenüberliegende Chinesenstadt — jene ist auf dem Inselchen Kulangsu erbaut — wurde natürlich verschiedentlich durchstreift, die eigenartigen Wackelsteine („moving stones“) in der Umgegend in Augenschein genommen, sowie auch der in der Nähe liegende Tempel mit seiner großartigen Aussicht über den Hafen besucht.

Am 26. wurde eine Fahrt den Kien-Long-Fluß hinauf bis zur Polambrücke unternommen, die erste Strecke mit Dampfer, der Rest des Weges mit Hausboten. Der Ausflug war vom schönsten Wetter begünstigt. Die Polambrücke gehört zu den größten Bauten dieser Art im ganzen Kaiserreiche, obgleich sie heute schon ein wenig verfallen ist. Sie ist über 600 Meter lang. Einige der Granitsteine, die über die Brückenpfeiler gelegt sind und die den Weg bilden, haben eine Länge von 25 Meter, etwa 2 Meter Breite und 2 Meter Dicke! Dieser Riesenbau stammt aus dem 13. Jahrhundert u. Ztr.

Eines Tages veranstaltete der Prinz persönlich ein Radfahrerfest, das äußerst anregend verlief. Er selbst gewann drei Preise und erwies sich als ein sehr gewandter Radfahrer. Auch die Frau Prinzessin, die erst in Hongkong das Radfahren erlernt hatte, trug einen Preis davon. An dem dazu sehr geeigneten Strand ergötzte sich das prinzliche Paar häufig am Golfspiel. Auch Lawntennis wurde nicht vergessen. Die Leutseligkeit des Prinzen und der Prinzessin gewann ihnen dabei aller Herzen, und die mit den hohen Herrschaften verlebten Stunden werden jedem, der damals mit ihnen zu verkehren Gelegenheit hatte, unvergeßlich bleiben.

Am 3. März traf auf telegraphischem Wege die Ernennung des Prinzen zum Geschwaderchef ein. Der Wechsel sollte nach Eintreffen des Kapitäns z. S. Fritze erfolgen.

Am 7. März schiffte sich das prinzliche Paar wieder an Bord der „Deutschland“ ein und am folgenden Morgen gings in See nach Shanghai (Wusung), wo am 12. in Begleitung der „Irene“ geankert wurde. Das prinzliche Paar wurde dort vom Kaiserlichen Generalkonsul Dr. Knappe begrüßt und fuhr mit Tender nach Shanghai. Die Herrschaften stiegen im Kaiserlichen Generalkonsulat ab. Ein Empfang fand in Shanghai nicht statt. Der Besuch trug einen völlig privaten Charakter, das Inkognito wurde streng gewahrt.

Am nächsten Tage ritten Prinz und Prinzessin nach dem nahegelegenen Sikawei, wo die Jesuitenväter eine großartige Niederlassung seit mehr als 200 Jahren haben. Sie besteht aus einem Waisen- und Findelhause, Schulen, Priesterseminar, Observatorium, Museum usw.

Am 14. März wohnte das hohe Paar dem Stapellauf eines in Shanghai erbauten Tenders, der dazu bestimmt ist, die Verbindung zwischen Shanghai und den Schiffen des Norddeutschen Lloyd herzustellen, bei. Der kleine Dampfer erhielt den Namen „Bremen“. Der Prinz brachte nach dem Stapellauf, als die Festteilnehmer sich in dem angrenzenden Werftgebäude versammelt hatten, einen Trinkspruch auf das Gedeihen des Norddeutschen Lloyd aus. Zunächst gedachte er in warmen Worten der großen Erfolge der Bremer Gesellschaft und knüpfte daran den Wunsch, dem er mit dem Hinweis auf die anwesenden Engländer einen besonderen Nachdruck verlieh, daß die schwarz-weiß-roten Farben Deutschlands in Zukunft mit den rot-weiß-blauen Farben Englands stets gemeinsam und in inniger Freundschaft wehen möchten. In die drei Hurras für den Norddeutschen Lloyd, in die die Worte des Prinzen ausklangen, stimmten alle freudig ein.

Am nächsten Morgen kehrten der Prinz und seine Gemahlin an Bord der „Deutschland“ zurück, die gleich darauf die Reise nach der Kiautschoubucht antrat. Die „Irene“ begleitete das Flaggschiff. Am 18. März fiel der Anker vor Tsingtau. Das prinzliche Paar nahm im Gouvernementsyamen Wohnung. Ganz Tsingtau war mit Fahnen und Flaggen geschmückt. Selbst die Chinesen feierten mit Flaggenschmuck die Ankunft des Prinzen, den sie den „Irl Wang“ d. h. zweiten König zu nennen pflegten.

In unserm Pachtgebiet war ein längerer Aufenthalt vorgesehen. Er währte volle drei Wochen bis zum 11. April. Um der Prinzeß Irene so viel Gelegenheit als möglich zu geben, die Gegend an der Kiautschoubucht kennen zu lernen, unternahmen die Herrschaften häufig Ausflüge, teils zu Pferde, teils zu Fuß in die Umgegend, darunter auch nach dem Prinz Heinrich Berge, Elsenstein und Diedrichsstein.

Am 20. März, dem zehnten Geburtstage des Prinzen Waldemar, des ältesten Sohnes des prinzlichen Paares, fand Abends beim Prinzen ein Diner

statt, bei dem der inzwischen in der Kiautschoubucht eingetroffene neue Gouverneur, Kapitän zur See Jaeschke, auf das Wohl des jungen Hohenzollernsprößlings trank. Auch traf eine Depesche ein, daß er vom Kaiser à la suite der Marine gestellt sei.

Von den Ausflügen in die Umgegend ist namentlich die Frühlingsfahrt nach dem Prinz Heinrich Berge, die am 22. März stattfand, bemerkenswert. Früh des Morgens zogen die Truppen unter klingendem Spiel hinaus. An den Bergabhängen lagerten sich die einzelnen Kompanien und ein regelrechtes Lagerleben entwickelte sich. Das Wetter war besonders schön. Im Laufe des Vormittags trafen am Fuß des Berges die eingeladenen Gäste ein.

Auf einem Bergabhange, neben einem kleinen chinesischen Tempel, war ein Zelt für den Empfang des prinzlichen Paares aufgeschlagen worden. Endlich erschien der „Irl Wang". Mit kräftigem Händedruck begrüßte er jeden, der ihm vorgestellt wurde. Von reizender Liebenswürdigkeit war die Prinzessin.

Nach dem Frühstück kamen ergötzliche Scenen zur Aufführung, die von den Soldaten mit köstlichem Humor dargestellt wurden. Nach einander erschienen fahrende Leute aller Art u. dergl. mehr. Jede Vorstellung wurde weidlich beklatscht. Aber die vorgerückte Zeit mahnte schließlich zur Rückkehr. Nach einigen herzlichen Worten des Dankes, die Gouverneur Jaeschke an die Prinzessin richtete und nach einem brausenden Hurra auf die hohe Frau kehrten die Truppen und die zahlreichen Gäste nach dem zwei Stunden entfernten Tsingtau zurück.

Am 23. März wurde ein Ausflug nach dem Innern unternommen. Prinz und Prinzessin nebst Gefolge begaben sich zu Pferde zunächst nach Litzun, einem Grenzposten mit Lager. Viel Interesse erregte der dortige Markt, der jeden Donnerstag von vielen tausend Menschen besucht wird. Von Litzun ging es zunächst zu Pferde durch das reizende, aber fast baumlose „Bodethal" und weiter nach Peischaho am Fuße des Lanschan. Unterwegs wurden die Ausflügler von einem dichten Staubsturm überrascht, der fast 24 Stunden andauerte; man konnte kaum 100 Schritte weit sehen. Am darauf folgenden Tage erfolgte die Rückkehr nach Tsingtau.

Am 29. März unternahm man eine Fahrt mit der „Kaiserin Augusta" nach Schadzekan. Zu dieser war ein großer Teil der Fremden Tsingtaus, Damen und Herren, eingeladen. Als man dort angekommen war, wurden zuerst das alte und sodann das damals noch im Bau befindliche neue Lager in Augenschein genommen. Zunächst ging es zu Maultier und zu Fuß auf den „Hoffnungspaß" am Lanschan. Die höchste Spitze ist über 1100 Meter hoch. Hier wurde vom Prinzen Heinrich der Grundstein zu einem Rasthaus des Bergvereins von Tsingtau gelegt, das den Namen Irenebaude erhielt.

Am 1. April wurde ein Ausflug nach der Stadt Kiautschou unternommen. Er wurde teils mit Dampfbarkasse, teils zu Pferde, in der Sänfte und mit Karren gemacht. Als man angelangt war, wurde das Mittagessen, das auf besonderen Wunsch nach chinesischer Art zubereitet war, im Amtsgebäude des dortigen Präfekten eingenommen. Die Zivil- wie Militärmandarine Kiautschous boten

alles mögliche auf, um den hohen Gästen den Besuch möglichst angenehm zu machen. Nach Besichtigung der Stadt ging es zurück nach Tsingtau.

Nachmittags am 3. April fand ein Rennen statt, zu dem die Prinzessin Preise gestiftet hatte. Prinz Heinrich ritt ein Flachrennen und ein Hindernisrennen mit und erhielt bei diesem den zweiten Preis. Es folgte dann ein Rennen der Chargierten der Feldartillerie und ein Rennen der Feldartillerie auf Dienstmaultieren. Die Prinzessin Irene verteilte die Preise.

Der Tag der Abreise von Tsingtau war inzwischen herangenaht. Am 10. April schiffte sich das prinzliche Paar wieder auf der „Deutschland" ein. Um noch einmal die deutsche Kolonie Tsingtaus um sich versammelt zu sehen, waren viele ihrer Mitglieder an diesem Tage zu einem Abendessen an Bord eingeladen worden, dem sich ein Ball anschloß. Mitternacht war vorüber, als man aufbrach. Mit gewohnter Leutseligkeit verabschiedeten sich der Prinz und seine Gemahlin von den Pionieren deutscher Civilisation in der Kiautschoubucht. Am folgenden Morgen stach die „Deutschland" in See, und richtete den Kurs nach Shanghai.

* * *

Die „Deutschland" ankerte am 13. April vor Wusung. Vom Viceadmiral von Diederichs und Generalkonsul Dr. Knappe empfangen, begab sich die Prinzeß Irene nebst Gefolge nach Shanghai, wo im Kaiserlichen Generalkonsulat abgestiegen wurde. Prinz Heinrich fuhr dagegen an Bord des vor Wusung liegenden „Kaiser" behufs Meldung und Übernahme der Geschäfte des Chefs des Kreuzergeschwaders. Am folgenden Morgen um 8 Uhr fand der Flaggenwechsel des Geschwaderchefs statt, darauf meldete sich der neue Stab, worauf sich der Prinz nach Shanghai begab und ebenfalls im Generalkonsulat Wohnung nahm.

Am 15. April wurde ein Ausflug in drei Hausboten ins Innere, und zwar nach Hangtschau*) und Sutschau**) gemacht. Im ersten Bote befanden

*) Hangtschau, die Hauptstadt der Provinz Tschekiang, liegt 150 Seemeilen südwestlich von Shanghai und 130 Meilen südlich von Sutschau am Tschientangflusse, und zwar am tiefsten Einschnitte der Bucht von Hangtschau, die zu flach für die Dampfschiffahrt ist. Die Flußmündung wird überdies periodisch von einer enormen Flutwelle heimgesucht, die die Schifffahrt noch weiter gefährdet. Hangtschau teilte mit Sutschau bis zum Ausbruch der Taiping-Rebellion (1850) den Ruf, die schönste Stadt des Kaiserreiches — ein irdisches Paradies — zu sein. Aber es wurde fast gänzlich durch die Rebellen zerstört. Es hat sich seitdem bedeutend erholt, wenn auch noch lange nicht völlig. Die Bevölkerung wird auf etwa drei Viertel Millionen geschätzt. Die hauptsächlichste Industrie ist die der Seide. Im Jahre 1896 wurde der Platz zum Vertragshafen ernannt. Marco Polo, der berühmte Venetianer, lebte in Hangtschau am Kaiserlichen Hofe als hoher Beamter viele Jahre lang gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Die Stadt war damals die Hauptstadt des Reiches.

**) Sutschau, die Hauptstadt der Provinz Kiangsu, liegt 80 Seemeilen westlich von Shanghai. An seinen Mauern vorbei läuft der Kaiserkanal, der die Stadt mit Hangtschau und Tschinkiang (am Yangtse) verbindet. Die hauptsächlichsten Industrieartikel sind Atlas und Seidenstickereien. Die Taipingrebellen hatten Sutschau ebenfalls großenteils zerstört, doch ist es seitdem wieder teilweise aufgebaut worden. Die Bevölkerung ist ungefähr ebenso groß wie die Hangtschaus. Seit 1896 ist der Platz ebenfalls Vertragshafen.

sich der Prinz und die Prinzessin mit einem bezopften Diener, das zweite Bot mit geräumiger Kajüte diente als Speiseraum und als Wohnung für die Damen, während im dritten Bote sich die Herren einquartiert hatten.

Am nächsten Nachmittag wurde bei der Stadt Kahding angelegt und diese besichtigt. Die Taiping Rebellen haben innerhalb ihrer Mauern ebenfalls arg gehaust; Kahding war einst eine blühende Stadt.

Ein Bugsierbot nahm am Abend die drei Hausbote ins Schlepptau und nun ging es durch enge Kanäle weiter. Am nächsten Nachmittag trafen die Ausflügler vor den Thoren Hangtschaus an. Unter Führung des dortigen Zolldirektors besuchte die Gesellschaft zu Pferde und in Sänften die Stadt, um ihre Sehenswürdigkeiten, wenn auch nur flüchtig, in Augenschein zu nehmen.

Zu diesen gehört in erster Linie die wunderbar schöne Scenerie um den „Westsee“, der, von einer Hügelkette und der Stadt eingeschlossen, mit seinen kleinen Inselchen, auf denen Gedächtnistempel und dergleichen stehen, von einer Kunststraße mit vielen Brücken durchschnitten ist. Die malerische Wirkung wird noch durch Tempel und Pagoden, die auf den schönsten Punkten errichtet sind, erhöht. Die Hügelabhänge am See gewähren namentlich im Frühling einen entzückenden Anblick, sie sind mit Azalien, Geisblatt, Pfirsichblüten gleichsam wie besät, während Bambusgruppen, Koniferen, Kampfer-, Ahorn- und viele andere Bäume in Überfülle das ihrige dazu beitragen, die Scenerie um den Westsee herum zu verschönern.

Am folgenden Nachmittag wurde in Sutschau angelegt. Dort interessierte die Riesenpagode die Ausflügler wohl am meisten. Sie ist das größte Bauwerk dieser Art in China, in Wirklichkeit eine Pagode in der andern, 175 Fuß hoch, 90 Fuß im Durchmesser an ihrer Basis, und 60 Fuß an ihrem Oberende Sie hat sieben Stockwerke und ist etwa eintausend Jahre alt. Von dem oberen Stockwerke genießt man eine großartige Aussicht. Abends ging es weiter, zurück nach Shanghai, wo die Touristen am 19. April morgens wieder eintrafen.

Die Festlichkeiten, denen die Prinzessin Irene während ihres Aufenthaltes in Ostasien beizuwohnen geruhte, wurden am Abend des 20. April mit einem „deutschen Jahrmarkt“ im Deutschen Klub Shanghais zu einem glänzenden Abschluß gebracht. Es war ein Fest, wie Ostasien ein ähnliches wohl kaum je gehabt hat.

Kurz nach 9 Uhr erschienen Prinz und Prinzessin Heinrich mit ihrem Gefolge. Die hohen Gäste mischten sich sofort in ungezwungener Weise unter die Festteilnehmer, kehrten bald hier, bald dort in einer Bude ein und schienen sich ebenso wie jene an den harmlosen Scherzen, auf die sie stießen, zu erfreuen. Der Prinz versicherte auch verschiedentlich, daß sowohl er wie auch die Frau Prinzessin von der Veranstaltung entzückt seien. Erst nach Mitternacht legte sich der Jahrmarktstrubel etwas.

Der Tag der Abreise nach der lieben Heimat war inzwischen für die Prinzessin herangerückt, nachdem sie etwa vier Monate in Ostasien geweilt

hatte. Am Morgen des 22. April fand die Verabschiedung im Kaiserlichen Generalkonsulat statt. Gegen 9 Uhr traf die hohe Dame in Begleitung ihres Gemahls und mit ihrem Gefolge auf dem Reichspostdampfer „Prinz Heinrich", mit dem ja auch die Ausreise erfolgt war, ein.

Das prinzliche Paar begab sich zunächst auf die Kommandobrücke, wo die für die Frau Prinzessin reservierten Räumlichkeiten lagen. Gleich darauf setzte sich der Dampfer, der über die Toppen geflaggt hatte und an dessen Hauptmast die deutsche Kriegsflagge hochgegangen war, unter den Klängen der Musik in Bewegung. Den im Yangtse liegenden deutschen Kriegsschiffen gegenüber stoppte der Reichspostdampfer die Fahrt. Schnell eilte der Prinz die Fallreeptreppe hinab und bestieg die bereit liegende Dampfbarkasse, um, begleitet vom dreifachen Hurra der Passagiere, nach seinem Flaggschiff hinüber zu fahren. Langsam nahm der „Prinz Heinrich" die Fahrt wieder auf und oben auf der Kommandobrücke sah man die Frau Prinzessin stehen, dem Gatten noch ein letztes Lebewohl zuwinkend. Bald verschwand am Horizont das stolze Schiff, dem jeder Deutsche in Ostasien aus vollem Herzen eine recht glückliche Fahrt wünschte.

* * *

Für die nächste Zeit war eine Fahrt den Yangtse hinauf geplant worden. Die Yangtsehäfen gehören zu den reichsten und wichtigsten des ganzen Kaiserreiches. Mehr als ein Drittel des chinesischen Außenhandels, mithin etwa 400 Millionen Mark, fällt direkt auf diese Vertragshäfen, zu denen, wie wir uns erinnern müssen, Shanghai nicht gehört.

Trotzdem war das gewaltige Gebiet der Yangtseniederung bisher von dem deutschen Unternehmungsgeiste recht stiefmütterlich behandelt worden. Es galt demnach die Aufmerksamkeit in der Heimat auf diesen Teil Chinas zu lenken. Prinz Heinrich beschloß, sich persönlich von der handelspolitischen Lage daselbst zu unterrichten. Von einem Besuche von solch hoher und kundiger Seite konnte man selbstverständlich eine kräftige Entwickelung der deutschen Interessen im Gebiete jenes Riesenstromes erwarten.

Und so trat der Prinz-Admiral die Reise den Yangtse bis Hankau hinauf, eine Strecke von etwa 1000 Kilometer, am 23. April mit der „Deutschland" an, begleitet von der „Gefion". Als erste Station war Nanking,*) der Sitz des Generalgouverneurs der Kiangnanprovinzen, auserwählt worden. Die beiden Schiffe ankerten dort am folgenden Vormittage. Die im Strome liegenden Kriegsschiffe, die Forts usw. hatten sämtlich geflaggt und feuerten Salutschüsse.

---

*) Nanking d. h. „südliche Hauptstadt", ist verschiedentlich Hauptstadt des Kaiserreichs gewesen, zum letztenmale im 15. Jahrhundert. Die Stadtmauern haben eine Länge von über fünf deutschen Meilen, doch liegt ein sehr großer Teil des Areals brach infolge der schrecklichen Verwüstungen, die die Taipingrebellen hier angerichtet haben. Es hat sich noch lange nicht von jenem Schlage erholt. Die Bevölkerung ist kaum eine halbe Million stark. Obgleich es 1899 als Vertragshafen eröffnet wurde, haben sich dort bisher nur sehr wenige Ausländer niedergelassen.

sprach ungefähr wie folgt: „Überall, wo ich Gelegenheit hatte, mit deutschen Herren in Ostasien zusammen zu sein, habe ich gehört, daß ihr Name einen guten Klang hat, vor allem wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, und ich habe ferner zu meiner Freude bemerkt, daß das Verhältnis der Deutschen zu den Angehörigen der übrigen Nationen stets das beste ist. Ich bin überzeugt, daß dies auch hier in Hankau zutrifft, und ich wünsche Ihnen, daß es so für alle Zukunft bleiben möge, zu Ihrer eigenen Ehre und zur Ehre Ihres Vaterlandes. Ich erhebe mein Glas und leere es auf das Wohl der Deutschen in Hankau."

Der Nachmittag war für den Besuch einer Reihe von Geschäftsanlagen u. dergl. m. in Hankau bestimmt. So wurde die Albuminfabrik der Firma Melchers & Co., die russische Ziegeltheefabrik und das Kloster der italienischen Missionare besichtigt.

Abends fand ein Festessen zu Ehren des Prinzen in der Viktoriahalle statt, das von der deutschen Kolonie gegeben wurde und an dem als Gäste die fremden Kolonien Hankaus und das Offizierkorps der im Hafen liegenden Schiffe, im ganzen 130 Personen, teilnahmen. Nach der Begrüßung durch Dr. Grunenwald führte der Prinz in längerer Rede aus, welchen Zielen in China alle Fremden ohne Unterschied der Nation nachstreben sollten. Nicht darauf käme es an, daß eine Nation vor der andern in Ostasien Vorteile erringe; alle sollten sich zu einem Ganzen zusammenschließen und als ihre erste und einzige Aufgabe die Einführung europäischer Kultur ansehen. In diesem Sinne, in dem Wunsche, daß europäische Kultur in China zum Nutzen aller immer weitere Erfolge erringen möge, erhebe er sein Glas und trinke auf das Wohl aller befreundeten Souveräne und Regierungen.

Man darf wohl sagen, daß eine solche Sprache, eine solche offene Ermutigung zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit aus so hohem Munde, nachdem in letzter Zeit in unserem Erdteil so oft von feindlichem Wettstreit und Hader die Rede gewesen war, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf alle Anwesenden machen mußte.

Am nächsten Morgen (27. April) fuhr der Prinz auf der „Gefion" zunächst nach Hanyang, wo er die großen Eisenwerke, das Arsenal, sowie die Gewehr- und Kanonenfabrik besichtigte. Der Generalgouverneur hatte zu diesem Zwecke einen Sonderzug zur Verfügung gestellt. Darauf ging es an Bord des Kreuzers weiter nach Wutschang, der Residenz des Satrapen.

Mittags erwiderte der Prinz den Besuch des Generalgouverneurs Tschang Tschi Tung. Gleich darauf fand bei diesem ein Diner statt, an dem auch die höheren chinesischen Beamten teilnahmen. Prinz Heinrich unterhielt sich während der Mahlzeit mit dem Generalgouverneur auf das angelegentlichste. Während des Mahles erhob sich dieser, um hinter einander zwei Trinksprüche auszubringen. Zuerst galten seine Worte dem Kaiser, und unmittelbar darauf trank Tschang Tschi Tung auf das Wohl seines prinzliches Gastes mit den Worten:

des ersten Mingkaisers (Hung Wu) aus einem den Europäern sonst nicht zugänglichen Tempel entlehnt und im Zelte aufgehängt. Den Hinweg hatte der Prinz durch die alte, verwüstete Tatarenstadt gewählt, wo ein Trümmerhaufen augenblicklich noch die Stätte des ehemaligen, im Taipingaufstande gänzlich zerstörten Kaiserpalastes bezeichnet. Gegen 2 Uhr erreichte Prinz Heinrich wieder den Yangtse, und schiffte sich an Bord der „Gefion" ein, da die „Deutschland" nach Tsingtau zurückgehen sollte. Die „Gefion" dampfte gleich darauf den Strom aufwärts. Die Fahrt war schön und die malerische Landschaft zu beiden Seiten des mächtigen Stromes wurde allgemein bewundert. Am Morgen des 28. April ankerte das Schiff vor Hankau.*)

Im Laufe des Vormittags machte der Generalgouverneur der Hukuangprovinzen, Tschang Tschi Tung,**) dem Prinzen seinen Besuch. In der Kajüte fand ein kurzer Gedankenaustausch statt. Der Satrap drückte seine Freude über den Besuch des Prinzen aus, und dieser gab sein Vergnügen kund, einen so hervorragenden Beamten Chinas kennen zu lernen, sowie die Hoffnung mit ihm näher bekannt zu werden. Tschang Tschi Tung erhielt, als er von Bord ging, einen Salut von 19 Schuß.

Unmittelbar darauf ging auch der Prinz ans Land, um in Hankau im Hause der Firma Melchers & Co. Wohnung zu nehmen. Dort empfing er zuerst das Konsularkorps, und die Vertreter der deutschen Firmen, ferner die deutschen Offiziere in chinesischen Diensten. Bei dem darauf folgenden Frühstück im genannten Hause, an dem sich die vorerwähnten Herren mit Ausnahme der fremden Konsuln beteiligten, brachte der Kaiserliche Konsul Dr. Grunenwald drei Hurras auf Se. Majestät den Kaiser aus, worauf Prinz Heinrich auf das Gedeihen der deutschen Kolonie Hankaus trank. Er

---

*) Hankau, am Ausfluß des Han in den Yangtse und gegenüber Wutschang, der Residenz des Generalgouverneurs, gelegen, hat eine über 800,000 Seelen starke Bevölkerung. Die Zahl der Ausländer beträgt über 500 Köpfe. Hankau ist ein chinesischer Handelsmittelpunkt ersten Ranges, erstens, weil es der große Markt für die Theeverschiffung ins Ausland ist, und dann, weil man es auch den Speicher für alle aus dem Westen des Kaiserreiches kommenden Waren nennen darf. Der Platz ist zweifellos dazu bestimmt, bald noch bedeutend mehr emporzublühen. Nach Fertigstellung der seit einiger Zeit in Angriff genommenen Hankau-Peking-Eisenbahn muß der Warenaustausch dieser kommerziellen Centrale einen ganz gewaltigen Aufschwung nehmen. Durch die fast 1500 Kilometer lange Eisenbahn wird auch unsere Interessensphäre in China, Shantung, in eine Schienenstrangverbindung mit Hankau gebracht werden.

**) Dieser, namentlich in jüngster Zeit vielgenannte Generalouverneur ist zweifellos der bedeutendste Würdenträger des Kaiserreiches. Noch während Li Hung Tschang in höchster Macht stand, war Tschang Tschi Tungs Name schon in weiten Kreisen bekannt. Als Satrap der Cantonprovinzen zeigte er durch Einführung europäischer Industrien und Methoden ein volles Verständnis für Chinas Mängel. Man hat ihm von jeher die im Lande der Mitte so seltene Tugend unantastbarer Ehrlichkeit zugesprochen. Als er von Canton nach Wutschang versetzt war, entwickelte er sofort eine rastlose Thätigkeit. Kohlen- und Eisenminen wurden eröffnet, große Eisenwerke und ein Arsenal angelegt, Baumwollspinnereien usw. ins Leben gerufen. Bis auf den heutigen Tag hat Tschang Tschi Tung besonders dem industriellen Aufschwung seines Vaterlandes seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er ist ein allgemein bewunderter Stilist und wohl der größte Gelehrte Chinas.

sprach ungefähr wie folgt: „Überall, wo ich Gelegenheit hatte, mit deutschen Herren in Ostasien zusammen zu sein, habe ich gehört, daß ihr Name einen guten Klang hat, vor allem wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, und ich habe ferner zu meiner Freude bemerkt, daß das Verhältnis der Deutschen zu den Angehörigen der übrigen Nationen stets das beste ist. Ich bin überzeugt, daß dies auch hier in Hankau zutrifft, und ich wünsche Ihnen, daß es so für alle Zukunft bleiben möge, zu Ihrer eigenen Ehre und zur Ehre Ihres Vaterlandes. Ich erhebe mein Glas und leere es auf das Wohl der Deutschen in Hankau."

Der Nachmittag war für den Besuch einer Reihe von Geschäftsanlagen u. dergl. m. in Hankau bestimmt. So wurde die Albuminfabrik der Firma Melchers & Co., die russische Ziegeltheefabrik und das Kloster der italienischen Missionare besichtigt.

Abends fand ein Festessen zu Ehren des Prinzen in der Viktoriahalle statt, das von der deutschen Kolonie gegeben wurde und an dem als Gäste die fremden Kolonien Hankaus und das Offizierkorps der im Hafen liegenden Schiffe, im ganzen 130 Personen, teilnahmen. Nach der Begrüßung durch Dr. Grunenwald führte der Prinz in längerer Rede aus, welchen Zielen in China alle Fremden ohne Unterschied der Nation nachstreben sollten. Nicht darauf käme es an, daß eine Nation vor der andern in Ostasien Vorteile erringe; alle sollten sich zu einem Ganzen zusammenschließen und als ihre erste und einzige Aufgabe die Einführung europäischer Kultur ansehen. In diesem Sinne, in dem Wunsche, daß europäische Kultur in China zum Nutzen aller immer weitere Erfolge erringen möge, erhebe er sein Glas und trinke auf das Wohl aller befreundeten Souveräne und Regierungen.

Man darf wohl sagen, daß eine solche Sprache, eine solche offene Ermutigung zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit aus so hohem Munde, nachdem in letzter Zeit in unserem Erdteil so oft von feindlichem Wettstreit und Hader die Rede gewesen war, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf alle Anwesenden machen mußte.

Am nächsten Morgen (27. April) fuhr der Prinz auf der „Gefion" zunächst nach Hanyang, wo er die großen Eisenwerke, das Arsenal, sowie die Gewehr- und Kanonenfabrik besichtigte. Der Generalgouverneur hatte zu diesem Zwecke einen Sonderzug zur Verfügung gestellt. Darauf ging es an Bord des Kreuzers weiter nach Wutschang, der Residenz des Satrapen.

Mittags erwiderte der Prinz den Besuch des Generalgouverneurs Tschang Tschi Tung. Gleich darauf fand bei diesem ein Diner statt, an dem auch die höheren chinesischen Beamten teilnahmen. Prinz Heinrich unterhielt sich während der Mahlzeit mit dem Generalgouverneur auf das angelegentlichste. Während des Mahles erhob sich dieser, um hinter einander zwei Trinksprüche auszubringen. Zuerst galten seine Worte dem Kaiser, und unmittelbar darauf trank Tschang Tschi Tung auf das Wohl seines prinzliches Gastes mit den Worten:

„Es gewährt mir eine innige Freude, E. K. Hoheit in dem mir unterstehenden Gebietsteil, den Höchstderselbe mit Ihrem Besuche beehrt haben, willkommen zu heißen. Schon lange sind mir die hervorragenden Charaktereigenschaften und glänzenden Talente E. K. Hoheit bekannt und ich weiß, wie sehr Ehre und Gerechtigkeit von Ihnen hochgehalten werden. Der Besuch im fernen Osten wird E. K. Hoheit Gelegenheit gegeben haben, selbst zu sehen, wie die Kaiserlich chinesische Regierung sich aufrichtig bemüht, ihre Beziehungen zu befreundeten Nationen zu pflegen und das gegenseitige Vertrauen zu fördern. Ich bin fest überzeugt, daß E. K. Hoheit bei Vorkommnissen, die sich aus den politischen Beziehungen Chinas zum Auslande entwickeln können, Recht und Unrecht scheiden und den wahren Sachverhalt zu erkennen im Stande sein werden. Dann werden E. K. Hoheit berufen sein, Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser die Sachlage zu unterbreiten und so zur Hebung des guten Einvernehmens zwischen China und Deutschland und zur Stärkung der Freundschaft zwischen den beiden Ländern wesentlich beitragen. Ich erhebe das Glas und trinke auf das Wohl E. K. Hoheit. Möge Gesundheit und langes Leben E. K. Hoheit zu Teil werden; möge der Erfolg alle Ihre Unternehmungen krönen und das Glück E. K. Hoheit jederzeit begleiten."

Prinz Heinrich erwiderte auf beide Toaste. Indem er seinen aufrichtigsten Dank für sie aussprach, betonte er zum Schluß, daß auch ihm alles daran gelegen sei, die Beziehungen zwischen China und Deutschland zu pflegen und zu fördern.

In den Nachmittagsstunden fand eine Besichtigung der von deutschen Offizieren ausgebildeten Truppen, etwa 1000 Mann, auf dem Exercierplatze statt. Man nennt diese Truppen die „Leibgarde" des Generalgouverneurs. Darauf wurde die Kriegsschule besichtigt, die einen besseren Eindruck als die zu Nanking machte, ferner die Wutschangpagode, von wo aus man einen schönen Überblick über die Drillingsstädte Wutschang, Hanyang und Hankau hat.

Abends fand eine große Illumination des „Bund" (Quais) statt. Hankau soll nie vorher so etwas prächtiges gesehen haben. Die „Wasserkante" war ein Lichtmeer, aber auch auf dem Wasser tauchten auf den dort liegenden Fahrzeugen tausende von Lampions auf, deren feenhafter Anblick noch durch Feuerwerk erhöht wurde.

Am 30. April, einem Sonntage, ging die feierliche Grundsteinlegung zu den Uferbauten der deutschen Niederlassung vor sich. Im hellen Sonnenglanze nahm sich das in seiner ganzen Länge mit Flaggenmasten geschmückte Ufer der Niederlassung prächtig aus. Etwa in der Mitte der Niederlassung war ein reizender Pavillon errichtet, vor dem der feierliche Akt der Grundsteinlegung stattfinden sollte.

Mit dem Glockenschlage halb 12 Uhr traf der Prinz mit seinem Gefolge an der vor dem Pavillon errichteten Landungsstelle in seinem Kutter ein, und nach

Abschreiten der aufgestellten Abteilung der „Gefion“ nahm die Feier sofort ihren Anfang, wobei sich das zahlreich anwesende Publikum dicht um den noch schwebenden Grundstein scharte.

Nach Verlesung der Urkunde trat der Vicekonsul Dr. Grunenwald auf den Prinzen zu und bat, die Grundsteinlegung vollziehen zu wollen. Unter präsentiertem Gewehr der anwesenden Truppen und unter den Klängen der deutschen Nationalhymne ergriff der Prinz hierauf die silberne Kelle und den Hammer und führte den feierlichen Akt aus mit den begleitenden Worten: „Deutschland zur Ehre und zur Förderung der deutschen kaufmännischen Interessen am Yangtse“.

Nach Verabschiedung begab sich der Prinz wieder an Bord der „Gefion“ zurück. Das Schiff nahm unmittelbar darauf die Anker auf und sich in weitem Bogen drehend entschwand es bald in schneller Fahrt den Blicken.

Jeder Deutsche kann mit berechtigter Freude und mit Stolz auf diese Jangtsereise des Prinzen zurückblicken. Ihr Verlauf hat naturgemäß ganz bedeutend dazu beigetragen, das deutsche Ansehen im Innern Chinas zu stärken. Von den Gefühlen, die diese Reise bei den Nichtdeutschen erweckt hat, legt wohl am besten der Trinkspruch des Generalgouverneurs Tschang Tschi Tung Beweis ab.

* * *

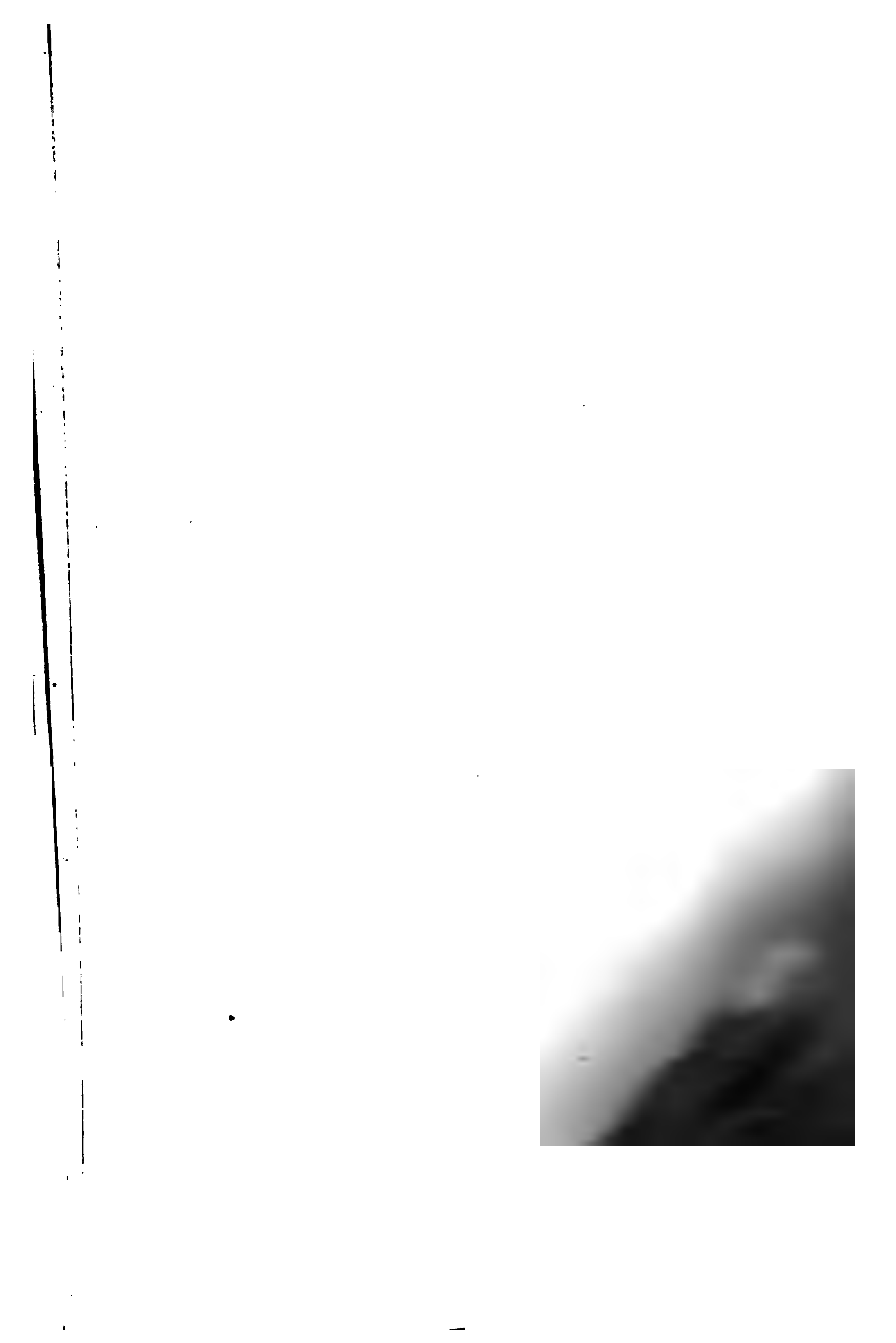
Die „Gefion“ ankerte am Abend vor Schi Hui Yao. Es ist dies die Endstation einer schmalspurigen Eisenbahn, die den Yangtse mit den dreißig Kilometer entfernten Erz- und Kohlenminen bei Tieschan verbindet. Am nächsten Morgen (1. Mai) begab sich Prinz Heinrich mit Gefolge ans Land, bestieg einen Sonderzug, der die Herrschaften nach der Maschinenwerkstatt und den Erzbergen beförderte. Das 75 %ige Eisenerz liegt dort zu Tage. Zunächst wurde ein Abstecher zu Pferde nach den Kohlengruben gemacht. Die Rückfahrt erfolgte mit einem Sonderzuge. Der Generalgouverneur hatte 1000 Mann Bedeckung gestellt. Die Ausflügler kehrten nach Dunkelwerden an Bord zurück.

Am nächsten Morgen wurde die Weiterreise aufgenommen und zunächst bei den Kiangyin Forts, die etwa 100 nautische Meilen von Shanghai liegen, geankert. Der Prinz besichtigte sie, sowie auch die dort befindliche Truppenabteilung, die vor einiger Zeit in Wusung von deutschen Instrukteuren ausgebildet worden war. Die Geschütze befanden sich in gutem Zustande; ein früherer deutscher Marineunteroffizier leitet die Befestigungen. Die Abteilung stand unter einem chinesischen General und chinesischen Offizieren. Gegen Mittag (4. Mai) wurde die Fahrt stromab fortgesetzt und noch an demselben Abend in Wusung geankert.

Nach Einnahme von Kohlen, Proviant u. dergl. trat die „Gefion“ die Reise nach Tsingtau an, wo sie am 7. einlief. Prinz Heinrich schiffte sich sofort wieder auf der „Deutschland“ ein. Da der Gouverneur meldete, daß Fälle von Rückfallfieber



Gastmahl zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preussen beim General-Gouverneur Tschang Tschi Tung in Wutschang.



und Flecktyphus in Tsingtau aufträten, so wurde es für ratsam gehalten, alle Verbindung mit dem Lande auf das notwendigste zu beschränken. Das Geschwader, bestehend aus den Schiffen „Deutschland“, „Kaiser“, „Kaiserin Augusta“, „Irene“ und „Gefion“, stach bald darauf in See, um verschiedene Übungen und Evolutionen vorzunehmen.

Nach der Rückkehr am 18. Mai wurden Kohlen usw. eingenommen und am folgenden Tage in See gegangen. In Geschwaderlinie wurde an der Küste von Schantung entlang gefahren und am 20. vor Tschifu geankert.

Am 24. Mai begab sich Prinz Heinrich mit der „Gefion“ nach Weihaiwei in See, um dem englischen Admiral Sir Edward Seymour aus Anlaß des Geburtstages der Königin von England einen Besuch an Bord der „Centurion“ abzustatten, wobei der Prinz die in Ausbildung begriffene, von englischen Offizieren instruierte chinesische Truppe besichtigte. Die zukünftige Stärke war auf 28 Offiziere, 10 britische und 75 chinesische Unteroffiziere und 950 Mann festgestellt worden. Noch an demselben Abend trat der Prinz die Rückreise nach Tschifu an.

Das Geschwader blieb dort, vornehmlich mit Landungsmanövern in der hierzu besonders geeigneten Bucht beschäftigt, bis zum 29. Mai liegen, worauf es in See stach und wieder an der Schantungküste entlang fuhr. Tags darauf wurden die Schiffe detachiert. Die „Deutschland“ kehrte mit der „Irene“ und dem „Kaiser“ nach Tsingtau zurück, wo am 31. geankert wurde.

Inzwischen war die Zeit herangerückt, um dem Könige von Korea den angesagten Besuch abzustatten. Die „Deutschland“ verließ daher Tsingtau am 7. Juni und setzte ihren Kurs auf das einstige „Einsiedler-Königreich“ Korea. Im Hafen von Tschimulpo*) wurde am 8. Juni geankert.

In der Frühe des nächsten Morgens wurde gelandet, wobei Prinz Heinrich von seinem Stabe und dem Kaiserlichen Konsul Reinsdorf begleitet war. Zur Begrüßung hatten sich an der Landungsbrücke vier hohe Würdenträger als Vertreter des Königs eingefunden, die sämtlich persönliche Verwandte des Königlichen Hauses waren. Ferner war an der Landungsstelle ein Bataillon Infanterie aufgestellt. Auch wurde ein Salut von 21 Schuß gefeuert. Nach stattgehabter Vorstellung begab sich der Prinz sofort mit Gefolge zu Pferde nach der Hauptstadt Söul. Dort traf man am Nachmittage ein. Eine Anzahl der höchsten Staatsbeamten empfing den Prinzen am Südthore der Stadt, worauf der Zug unter Vormarsch des Matrosendetachements von der „Deutschland“ nach der für den Prinzen bestimmten Villa des Königs, die auf einem Hügel am Nordrande der Stadt gelegen ist, aufbrach.

*) Tschimulpo (Chemulpo), auch als Jenchuan und Jinsen bekannt, ist der südlichste, an der Westküste gelegene Vertragshafen Koreas, seit 1883 dem Fremdenverkehr geöffnet. Damals nur ein elendes Fischerdorf, ist es heute ein blühendes Handelscentrum mit einer Einwohnerzahl von 5000–6000 Einwohnern, meist Japanern. Tschimulpo ist der Seehafen für die Hauptstadt Söul, die man gegenwärtig mit der Bahn erreichen kann.

Noch an demselben Abende begab sich Prinz Heinrich in einer gelben Sänfte mit Gefolge und Detachement nach dem neuen Palaste des Königs. Der König und Kronprinz empfingen ihn, jener in gelben, dieser in roten Kleidern. Prinz Heinrich trug Galauniform. Der König war äußerst lebhaft und freundlich, während der Kronprinz den Eindruck eines geistig und körperlich kranken Menschen machte. Nach kurzem Aufenthalte im Palaste begaben sich die hohen Herrschaften zum Abendessen. Der Prinz speiste mit dem Könige und dem Thronfolger allein, das Gefolge mit den Ministern. Ein koreanischer Dolmetscher vermittelte die Unterhaltung. Gegen 9 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und Prinz Heinrich begab sich nach seiner Villa zurück.

Am folgenden Tage (10.) morgens besichtigte der Prinz das alte Königliche Schloß mit seinem herrlichen, etwa 30—40 Hektar großen Park, der, obgleich stark verkommen, doch einen hohen landschaftlichen Reiz gewährt. Der König und der Kronprinz erschienen gegen Mittag zum Gegenbesuch in der Villa, in der die Ehrenwache und die Matrosenkapelle aufgestellt waren.

Nach der Verabschiedung gegen 2 Uhr fand ein Empfang der in Söul lebenden fremden Geschäftsträger statt. Für den Abend war der Prinz beim Kronprinzen eingeladen, bei welcher Gelegenheit koreanische Tänzerinnen und Sängerinnen eine Vorstellung gaben.

Am Vormittag des 11. Juni fand eine große Parade statt. Der König und der Kronprinz in neuer Uniform nach europäischem Muster mit ihrer Umgebung, erwarteten den Prinzen, der mit seinem Gefolge zu Pferd eintraf, unter einem Zelte auf der Höhe des Exerzierplatzes. Es wurden zwei Bataillone zu je 450 Mann und die Kadettenschule vorgestellt. Die Ausbildung der Truppen war gut und ganz nach russisch-japanischem System.

Am Nachmittage wurde die deutsche Schule besucht, in der etwa 30 junge Koreaner unter einem deutschen, von der koreanischen Regierung angestellten Lehrer Unterricht im Deutschen erhalten. Der Eindruck war ein sehr befriedigender.

Am frühen Morgen des 12. Juni brach der Prinz zu Pferde mit seinem Gefolge auf, um die der deutschen Firma Meyer & Co. in Tschimulpo von der Regierung zugestandenen Minen in Tang Kogä zu besuchen. Die Wegstrecke beträgt 130 Kilometer. Führer war Herr Wolters, der Chef der obengenannten Firma. Etwa vierzig Lasttiere mit Proviant und Gepäck bildeten den Troß.

Nach 2½tägiger Reise traf man am Nachmittag des 14. Juni bei den Minen ein. An dem „Kalten Loch“, einer auffallend kühlen Stelle des sich an einem Flusse entlang schlängelnden Weges wurde dem Prinzen der Empfangstrunk der Minenbeamten, deren etwa 10 sind, kredenzt. Die Umgebung des Minendistrikts ist recht malerisch und erinnert an Schwarzburg in Thüringen. Prinz Heinrich war während seines Aufenthaltes in Tang Kokä Gast der Bergbaugesellschaft.

Am Vormittage des 15. Juni fand die Besichtigung der Minen statt, die damals noch in ihren ersten Anfängen waren. Das Syndikat hat die Konzession

im Herbst 1898 erworben und darf etwa 260 englische Quadratmeilen nach Wahl in dieser Gegend ausbeuten. Die koreanische Regierung soll 25% des Reinertrages erhalten. Es wurde zur Zeit nach alter koreanischer Art Gold in zwei Apparaten gewaschen. Am Morgen des 16. Juni wurde der Rückritt angetreten.

Der König hatte die ganze Wegstrecke für die Reise des Prinzen in Stand setzen, Quartiere einrichten und auch ein Telephon legen lassen. Die Bevölkerung verhielt sich äußerst freundlich, war festlich gekleidet und Beamte zur Begrüßung meldeten sich an allen Plätzen. Der König erkundigte sich fortlaufend mittels des Telephons nach dem Befinden des Prinzen Heinrich. Das Wetter war während der Reise andauernd schön. Die Landschaft, durch die man reiste, erinnert an Thüringen und den Harz.

Am Abend des 18. machte der Prinz seinen Abschiedsbesuch beim König und Kronprinzen, die ihm und seinem Gefolge Geschenke wie Pantherfelle, Strohmatten usw. überreichen ließen.

Am Morgen des folgenden Tages wurde der Ritt nach Tschimulpo angetreten. Als man dort nachmittags angekommen war, begab sich Prinz Heinrich auf die „Deutschland" zurück.

Am 20. Juni stach das Flaggschiff wieder in See auf der Reise nach der Kiautschoubucht, wo es am folgenden Nachmittage ankerte. Die „Irene", mit dem neuen Kaiserlichen Gesandten für China, Baron von Ketteler nebst Gemahlin an Bord, traf am 23. vor Tsingtau ein, und der Gesandte stattete sogleich dem Prinzen den Besuch auf der „Deutschland" ab. Wer hätte damals ahnen können, daß unser neuer Vertreter kurze Zeit darauf ein Opfer fanatischer Chinesen werden würde?

* *
*

Das Kaiserreich der „aufgehenden Sonne" war das nächste Ziel des Prinz-Admirals. Er hatte für Ende Juni dem Kaiser von Japan seinen Besuch angesagt. Schon in wenigen Tagen war das Flaggschiff zum Auslaufen bereit. Als Begleitschiff diente die „Gefion". Der Prinz schiffte sich am 24. Juni an Bord der „Deutschland" ein und noch an demselben Tage wurde Tsingtau auf der Reise nach „Dai Nippon", wie die Japaner ihr Land mit Vorliebe nennen, verlassen.

Die Reise ging durch die unvergleichlich schöne Inlandsee von Japan. Wie stark und bleibend wird nicht ein jeder berührt von diesen paradiesischen Scenerien, die durch unendliche Mannigfaltigkeit den Blick erquicken. Zahllose kleine Inseln, von denen einige angebaut, andere nur kahle Felsen sind, an denen sich die See schäumend bricht, liegen zu unserer Rechten und unserer Linken. Bald darauf sehen wir mehrere versteckt liegende kleine Buchten, deren Ufer Fischerdörfer einsäumen, sowie in allen Farben des Grüns schillernde Hügelabhänge mit ihren strohgedeckten Hütten. Die blauen Gewässer sind mit weißen Segeln bedeckt, und über diesem entzückenden Panaroma bildet der

wolkenlose tiefblaue Himmel, der an den Italiens erinnert, einen erhabenen Baldachin. Selbst der Pinsel des größten Malers hat nicht die Macht, auch nur annähernd den Zauber dieser Scenerie wiederzugeben.

Am 27. Juni wurde vor Kobe geankert. Dort kam der Kaiserliche Gesandte in Tokio, Graf von Leyden, zur Begrüßung an Bord, um die Fahrt nach Yokohama mitzumachen. Von einem japanischen Kreuzer begleitet, traf die „Deutschland" am 29. Juni dort ein.

Im Hafen lagen mehrere große japanische Kriegsschiffe zum Empfange bereit. Sie salutierten das Flaggschiff, das die Standarte des Prinzen Heinrich im Großtop entfaltet hatte. Darauf wurde der Salut für die Landesflaggen gewechselt.

Am Landungsplatze wurde der Prinz im Namen des Kaisers von Japan von dem Prinzen Kanin empfangen. Dieser blieb für die Dauer des Aufenthalts dem Prinzen Heinrich zugeteilt.

Nun folgte die Vorstellung verschiedener Prinzen und hoher Würdenträger, sowie auch des deutschen Begrüßungskomitees. Der Bürgermeister von Yokohama überreichte bei dieser Gelegenheit dem Prinzen eine prächtige Vase als Geschenk der Stadt Yokohama. Im kaiserlichen Wagen fuhr Prinz Heinrich zunächst nach dem Bahnhof, wo die Begrüßung der deutschen Kolonie stattfand. In einem Sonderzuge wurde die Fahrt nach der Kaiserstadt gemacht. Als man dort angelangt war, ging es zu Wagen unter Kavallerieeskorte nach dem Shibapalast, in dem der Prinz während seines Aufenthalts in Tokio Wohnung nahm.

Der erste Tag verlief ohne jeden besonders nennenswerten Vorfall. Der Prinz besichtigte die Stadt und vergaß dabei nicht, das Gebäude aufzusuchen, in dem er vor 20 Jahren gewohnt hatte.

Am Morgen des 30. Juni ritt er nach der Kaserne des dritten Infanterie-Regiments, wo das Kasino, die Kaserne und die Kammern unter Führung des Kriegsministers Grafen Katsura besichtigt wurden. Darauf erfolgte die Besichtigung des dritten Garderegiments und einer Eskadron auf dem Exerzierplatze. Späterhin wurden zu Ehren des hohen Gastes im Garten des Palastes [illegible]kämpfe aufgeführt. Gegen 6 Uhr stattete der Prinz dem Kaiser [illegible]an und der Kaiserin seinen Besuch ab. Am Abend wurde bei[illegible]

Am 1. Juli besichtigte Prinz Heinrich [illegible]rie im Arsenal zu Tokio und die dortige Gewehrfabrik [illegible]widerte der Kaiser den Besuch im Shibapalast. Im La[illegible], die fast eine Stun[illegible] in Anspruch nahm, sprach der Pr[illegible] die herz[illegible] Aufnahme aus, die ihm überall zu[illegible] der Minister und des fremden [illegible] Prinz die Curiositätenläden T[illegible] und seinen kaiserlichen Bruder [illegible]

Am 2. Juli, einem S[illegible] in der deutsch-evangelischen K[illegible]

der Gesellschaft vom Roten Kreuz, die unter dem Protektorat der Kaiserin von Japan steht, unter der Führung des Prinzen und der Prinzessin Komatsu entgegen, bei welcher Gelegenheit der Prinz die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft annahm. Nachdem er am Nachmittage im Palaste zweier japanischer Prinzen einem Essen nach japanischer Art beigewohnt hatte, fand bei ihm selbst im Shibapalast ein Fest statt, zu dem die Prinzen des Kaiserlichen Hauses, die Staatsminister und andere hohe japanische Beamte geladen waren.

Am 3. Juli unternahm Prinz Heinrich inkognito in Begleitung seines Gefolges und des japanischen Zeremonienmeisters einen Ausflug auf der Bahn nach der durch seine prächtigen Tempelbauten weltberühmten Stadt Nikko. In dieser reizenden, idyllischen Gegend pflegte der Prinz, fern vom lauten Getriebe der Welt, drei Tage lang der Ruhe, nach der ihn nach den vielen, nicht zu umgehenden Festlichkeiten verlangte. Am 7. kehrte er nach Yokohama zurück. Nach einem Besuche des deutschen Marinelazaretts in Yokohama und einer Rundfahrt durch die Stadt wohnte er am Abend einem großen Gartenfest der deutschen Kolonie bei. Bei diesem waren außer den deutschen Residenten die Spitzen der japanischen Behörden zugegen.

Am 8. begab sich der Prinz mit der „Deutschland“ nach dem naheliegenden Kriegshafen Yokosuka, wo die Torpedoschule, das Torpedoschulschiff, auch die Werft- und Ingenieurschule besichtigt wurden. Zwei Tage darauf trat die „Deutschland“ die Rückreise nach Kobe an, wo sie früh morgens am 11. ankerte.

Am Vormittag des 12. Juni besuchte Prinz Heinrich mit der Eisenbahn Kioto und nahm die Sehenswürdigkeiten dieser einstmaligen Kaiserstadt in Augenschein, unter ihnen namentlich den Tempel Chion In und die beiden Kaiserlichen Paläste, sowie das Museum, in dem sich eine interessante Ausstellung japanischer „Curios“ findet. Auch einige Theater wurden besucht.

Am nächsten Tage ging es zu Pferde nach den berühmten Katsurastromschnellen, deren wilde Wellen das Bot des Prinzen durch eine romantische Gegend bis nach Arashiyama trugen. In Kioto fand ferner die Besichtigung der berühmten Tempel von Nishi Hongwangji und Higashi Hongwanji statt sowie auch des Klostergartens. Die Stadt hatte am Abend zu Ehren des hohen Gastes im japanischen Klub eine japanische Theatervorstellung veranstaltet.

Auch den folgenden Tag brachte der Prinz in Kioto zu und reiste am 15. Juli mit der Bahn nach Nara, wo die berühmten Tempel und deren Anlagen besichtigt wurden. Nach kurzem Aufenthalt in Osaka traf Prinz Heinrich noch an demselben Abende wieder in Kobe ein.

Am nächsten Nachmittage produzierten sich die japanischen Polizeimannschaften Kobes im Schwerterfechten und Ringen. Am Abend wurde zu Ehren des Prinzen in dem selten schön dekorierten Saale des deutschen Klubs ein Fest gegeben, an dem gegen hundert Damen und Herren teilnahmen.

Gegen Mitternacht am 17. ging die „Deutschland“ in See. In Miyajima wurde am Morgen geankert. Prinz Heinrich besichtigte im Laufe des Tages

die Stadt und ihre Tempelanlagen. Am folgenden Morgen wurde an Bord eines japanischen Kreuzers die Fahrt nach Kure angetreten. Als man dort angelangt war, besichtigten der Prinz und sein Gefolge im Laufe des Vormittags die dortige Geschützfabrik, die Dock- und Werftanlagen sowie das Marine-Stationsgebäude. Es fand sich, daß alles gut und von großem Gesichtspunkte aus angelegt und in Betrieb war. Nachmittags wurde der Marineschule zu Etajima, in der fast 400 Seekadetten Unterricht erhalten, ein Besuch abgestattet. Die schöne rationelle Anlage, das Personal, die Gebäude usw. machten auf die fremden Inspizierenden einen äußerst guten Eindruck.

Der nächste Tag wurde zu einem Streifzuge durch die Insel Miyajima benutzt. Am 20. Juli früh lichtete die „Deutschland" ihre Anker und nun ging es durch die Straße von Shimonoseki nach Sasebo.

Sasebo ist ein prachtvoller Kriegshafen. Die Werftanlagen sind noch in der Entwickelung begriffen. Nach ihrer Besichtigung besuchte der Prinz die Kasernen. Die Matrosen-Division ist dort mustergültig untergebracht. Gegen Mittag ging die „Deutschland" unter Begleitung von drei japanischen Torpedobooten wieder in See.

Der Kurs wurde nun auf Nagasaki gesetzt, wo man gegen Dunkelwerden zu Anker ging. Noch an demselben Abend unternahm der Prinz in Gesellschaft des Kaiserlichen Konsuls und einiger Offiziere eine Yinrikschafahrt nach dem etwa eine Stunde entfernten und an der Bucht von Shimabara reizend gelegenen Moji. In dem unmittelbar am Meeresufer gelegenen japanischen Hotel wurde die Nacht verbracht und am folgenden Morgen die Rückfahrt nach Nagasaki angetreten.

Unter den dort vom Prinzen Heinrich empfangenen Herren befand sich auch der Bürgermeister von Nagasaki, der ihm ein Geschenk überreichte. Der Gouverneur hatte zu Ehren des Prinzen in einem lieblich gelegenen Theehause ein japanisches Abendessen vorbereitet. Die heitere Stimmung wurde durch das Aufführen japanischer Tänze und Theaterstücke, in denen die anmutigsten Geischas (Sängerinnen und Tänzerinnen) der Stadt mitwirkten, erhöht.

Am folgenden Nachmittage (23. Juli) stach die „Deutschland" wieder in See und richtete den Kurs nach Korea.

Wie jedem anderen Sterblichen, so wird wohl auch unserm Prinzen der Abschied von Japan schwer geworden sein. Noch einmal spürt der Abschiednehmende den poetischen Schimmer, der das Leben und Treiben auf den ewig lächelnden „Morgensonneninseln" verklärt. Noch einmal ziehen in der Phantasie die lieblichen Bilder vorüber, die sich dem Gedächtnis eingeprägt haben. Noch einmal stehen wir in lauschigen, von duftigem Jasmin umrankten Grotten, die jene stillen, blühenden Gärten zieren; dann sehen wir blumenumsäumte Goldfischteiche, zartbefiederte Bambushaine, glitzernd sich hinschlängelnde Gebirgsbäche, mächtige stattliche Pinien, die sich über uralte, verwitterte Tempel neigen, heilige Lotosteiche nebenan, auf deren stummen Wellen prächtige Blüten hoch emporragen;

Scharen spielender Kinder, die in ihren bunten, flatternden Gewändern gleich Schmetterlingen über die blumigen Wiesengründe hingaukeln; öde, düstere Thäler, von weit zerklüfteten Felsen umstarrt, Schwefelquellen, aus denen unabläßig dichte Dampfwolken aufsteigen; reich bewaldete Bergabhänge und rauschende Gebirgsströme; hübsche Dörfer mit von balsamischem Blütenhauch durchdufteter entzückender Landschaft; Wasserfälle, die gleich weitgebauschten Silberschleiern über schwarze Felswände herabfallen. Und unter diesen zahllosen reizvollen Bildern des sonnigen Japans namentlich stark hervortretend jene Scharen anmutiger junger Mädchen mit ihren klappernden Holzsandalen, jene trippelnden Nymphen, die glühenden Mandelaugen sittig gesenkt, mit ihren schillernden, blumigen Seidengewändern; welch kindlicher Liebreiz, welche unbewußte Grazie, welch bezauberndes Wesen! Und tiefe Wehmut erfaßt uns, wenn wir langsam die blauen Anhöhen des Landes der Chrysanthemen in der Ferne verschwimmen sehen!

* * *

Früh am 25. Juli wurde in dem koreanischen Vertragshafen Gensan *) (auch Wönsan genannt) der Anker geworfen. Die nächsten Tage wurden zu Ausflügen ins Innere benutzt, so u. a. am 29. Juli auf einem sehr minderwertigen Pferde nach einem in der Nähe Gensans, am Fuß eines Gebirges höchst malerisch gelegenen buddhistischen Mönchskloster. Außer diesem wurde auch das dortige Nonnenkloster in Augenschein genommen.

Die ersten Tage im August waren verhältnismäßig Ruhetage für den Prinzen, indem er mit der jetzt eifrig betriebenen Schießausbildung seines Flaggschiffes direkt nichts zu thun hatte. An Zerstreuung bot sich wenig, kaum mehr wie gelegentliche Fischzüge mit dem großen Netz, bei denen sich der Prinz immer aktiv beteiligte. Am 10. August Nachmittags war die ganze europäische Gesellschaft Gensans, etwa ein Dutzend Damen und Herren, bei dem dortigen Königl. koreanischen Seezolldirektor, einem Dänen, zu einem Gartenfest, das der Prinz mit seiner Gegenwart beehrte, versammelt.

Die „Deutschland" lichtete am nächsten Morgen den Anker und ging nach dem kaum zwei Stunden entfernten Port Lazareff. Von dort aus wurde am 12. August ein Jagdausflug nach der Halbinsel Nachinoff unternommen. Der Prinz schoß einige Fasanen. Rehe wurden nur gesehen. Auch am darauf folgenden Tage wurde gejagt.

Am 14. August, dem Geburtstage des Prinzen Heinrich, fand an Deck Theatervorstellung statt. Sie bestand aus Schauturnen, dem mehrere kleine, heitere Schwänke und Vorträge folgten. Die „Deutschland" kehrte am 15. August nach Gensan zurück. Am folgenden Nachmittage war die Gesellschaft des Vertragshafens an Bord zum Thee eingeladen.

---

*) Dieser an der Nordostküste befindliche Hafen liegt ungefähr auf halben Wege zwischen Fusan und Wladiwostok. Der Platz hat 25000 Einwohner, darunter etwa 2000 Japaner.

An den nächsten zwei Tagen unternahm der Prinz von Port Lazareff aus, wo Zelte aufgeschlagen worden waren, Pürschgänge. Dann ging es am 20. August nach Hakodate in See, wo man am Morgen des 23. August ankerte. Von diesem auf Jesso gelegenen Hafen aus unternahm Prinz Heinrich mehrere Radfahrten und Ritte ins Innere nach den etwa 30 Kilometer entfernten Seen. Angeln war dort der Hauptzeitvertreib. Auch der Vulkan Koma Ga Take, von dem aus man eine prächtige Aussicht hat, wurde besucht, ferner mehrere in der Nähe gelegene Städte, wie Mori und Mororan. Am 5. September wurde von Mororan aus mit der Bahn ein Ausflug nach Schiraoi unternommen und dort das Ainodorf besichtigt. Die Ainos sind ein im Aussterben begriffener Stamm von Ureinwohnern, den man im Norden Japans, sowie auch im Kamtschatka, Sachalin usw. antrifft. Die Ainos führten bei dieser Gelegenheit ihren Nationaltanz auf. Die Rückkehr nach Hakodate erfolgte mit dem „Iltis", der inzwischen in Mororan eingetroffen war, am 6. September.

Drei Tage darauf ging die Deutschland mit dem Geschwader, das seit Ende August in Hakodate lag, den Schiffen „Hertha", „Irene", „Kaiserin Augusta" und „Iltis" nach Tsingtau in See. Auf der Ueberfahrt wurde am Abend des 12. September aus Anlaß des 25. Jahrestages des Stapellaufes der „Deutschland" eine Feier veranstaltet.

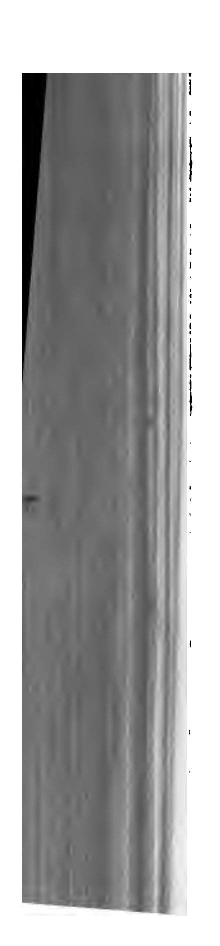
Natürlich hatte die Mutter „Deutschland" den fünf Kindern, von denen sie an jenem Tage begleitet wurde, auch einen Feiertag gegeben. Welch einen Wechsel hat Deutschlands Marine seit den letzten 25 Jahren erlebt! Davon legten schon die Begleitschiffe ein beredtes Zeugnis ab, die schlank und behende um die ehrwürdige Mutter auf den Wogen einhertanzten. Aber wohl nie haben die Stimmen deutscher Seeleute das „Deutschland, Deutschland über alles" enthusiastischer über das Weltmeer erklingen lassen, als an jenem Tage, wo zweitausend deutsche „Blaujacken" ihrem in nächster Nähe weilenden Höchstkommandierenden freudig entgegenjubelten.

In Tsingtau langten die Schiffe am 15. September an. Während des vierwöchigen und letzten Aufenthalts in unserem Pachtgebiet unternahm der Prinz am 23. einen längeren Ausflug nach der Stadt Kiautschou. In seiner Begleitung befand sich auch der Kontreadmiral Fritze. Am Thore wurde Prinz Heinrich von den chinesischen Spitzen in besonders freundlicher Weise begrüßt. Nach kurzer Rast in dem Verwaltungsgebäude der Schantung Eisenbahngesellschaft begab er sich mit seiner Begleitung nach der etwa zehn Minuten außerhalb der nördlichen Stadtmauer gelegenen Stelle, die für den Bahnhof ausersehen ist.

Hier hatten die Beamten der Eisenbahnverwaltung mit den Spitzen der chinesischen Behörden unter einem Zelte Aufstellung genommen. Regierungsbaumeister Hildebrand drückte in kurzer Ansprache die hohe Befriedigung und Freude der Eisenbahngesellschaft darüber aus, daß Prinz Heinrich einen so warmen Anteil an dem Werke nehme, das die erste derartige große deutsche Kultur-



Chinesische Kompagnie in Kiautschau.



arbeit im Osten darstelle, und bat darauf den Prinzen, die ersten Spatenstiche an dem Werke zu thun. Indem dieser den Spaten ergriff, sprach er:

„Zu dem Werke, das menschlicher Geist erdacht hat und arbeitsame Hände fördern sollen, möge Gott seinen Segen geben. Möge dieses Werk dem deutschen Reiche zur Ehre gereichen und dazu beitragen, sowohl deutsche Kultur und deutsche Pflichttreue zu verbreiten, als auch die bereits bestehenden guten Beziehungen zwischen dem deutschen und dem chinesischen Reiche zu fördern und zu befestigen. Dieses sind meine Wünsche, die die heutigen drei Spatenstiche begleiten sollen."

Darauf that der Prinz die drei Spatenstiche, und zwar den ersten nach Weihsien, dem Innern von Schantung, den zweiten nach Tapatur, dem Meere, und den dritten nach Tsingtau, dem deutschen Stützpunkt, gerichtet. In diesen drei Richtungen wurde bald darauf von Kiautschou aus der Bau gleichzeitig begonnen.

Da Typhus und Ruhr in Tsingtau zunahmen und auch an Bord einige Fälle auftraten, so entschloß sich der Prinz, bereits am 17. Oktober nach Shanghai in See zu gehen. Der Abschied war kurz, aber desto herzlicher. Denn jedermann wußte, daß es sehr unwahrscheinlich war, daß man den Prinzen jemals wieder in der Kiautschoubucht sehen würde.

Und als Prinz Heinrich in gewohnter Liebenswürdigkeit sich mit einem Händedruck und „Auf baldiges Wiedersehen" verabschiedete, da fühlte es ein jeder, daß dies Wiedersehen, wenn jemals, nicht an Ostasiens, sondern an der heimischen Küste stattfinden würde. Und so zog denn der Prinz von dannen. Die Saat aber, die er in unserer Kolonie gestreut hat, verspricht eine reiche Ernte!

In Shanghai, wo der Prinz am 19. Oktober mit der „Deutschland" eintraf, nahm er im Kaiserlichen Generalkonsulat für einige Tage Wohnung.

Am 22. fand aus Anlaß der Feier des Geburtstages der Kaiserin am Vormittag Gottesdienst in der deutschen protestantischen Kirche zu Shanghai statt, an den sich eine Zusammenkunft im deutschen Klub „Concordia" schloß.

Zwei Tage darauf traf ein Telegramm des Kaisers ein, daß die Rückkehr des Prinzen mit dem Reichspostdampfer im Januar von Singapore aus erwünscht sei.

Die „Deutschland" war am 2. November seeklar. Die Abschiedsstunde war gekommen. Die blühende deutsche Kolonie in Shanghai, die den Prinzen stets enthusiastisch empfangen hatte, sah ihn nun mit Wehmut von dannen gehen. Nie hat die große kosmopolitische Handelsmetropole einen Gast lieber in ihrer Mitte weilen sehen, als den Prinz-Admiral. War doch sein Erscheinen an den Gestaden Ostasiens ein glänzender Beweis kaiserlicher Fürsorge für die Deutschen im Auslande und insbesondere ein Zeugnis dafür, daß man an höchster Stelle den wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Ostasien ein tiefes und weitblickendes Interesse entgegenbringt.

Die „Deutschland" setzte den Kurs nach Hongkong durch den schönen

Tschusanarchipel, lief auf dem Wege Amoy für kurze Zeit an und ankerte in dem „Malta des Ostens“ am 6. November. Um für die Heimreise in jeder Weise gerüstet zu sein, ging das Schiff zunächst dort ins Dock.

Am 17. November machte Prinz Heinrich einen längeren Ausflug den West- (Sikiang) Fluß hinauf mit einem Dampfer als Gast des Gouverneurs von Hongkong, Sir Henry Blake. Mehrere Damen und Herren nahmen an der Fahrt teil. Es wurde zuerst besucht der 1897 eröffnete Vertragshafen Samschui, der nahe bei der Vereinigung des Nordflusses mit dem Westflusse liegt, dann der am Westflusse gelegene Vertragshafen Wutschau Fu.*) Von dort kehrte der Prinz mit einem winzigen britischen Kanonenbote, „Sandpiper“, durch kleine Kanäle nach Canton und von dort am 24. November nach Hongkong zurück.

Der 6. Dezember brachte dem Prinzen die erfreuliche telegraphische Nachricht, daß der Kaiser ihn zum Viceadmiral befördert habe. Infolge hiervon nahm er im Laufe des Tages eine große Anzahl von Glückwünschen entgegen. Um 12 Uhr war Flaggenwechsel und Salut.

Bei dem Abschied der deutschen Kolonie im „Klub Germania“ am 7. Dezember brachte der Präsident des Klubs den Toast auf den Prinzen in warmempfundenen Worten aus. Prinz Heinrich erwiederte in längerer Rede. Er dankte den Deutschen Ostasiens für den ihm gewordenen Beistand in seinen Bestrebungen und ermunterte sie, das Panier des Reiches hochzuhalten, sowie an deutscher Sprache und Sitte festzuhalten.

Am Abend darauf fand das Abschiedsdiner beim Gouverneur der Kronkolonie statt, wobei dieser betonte, daß Prinz Heinrich die ihm in Ostasien gestellte Aufgabe vorzüglich durchgeführt habe.

Was aber die deutsche Kolonie Hongkongs fühlte, als der Prinz-Admiral am Morgen des 10. Dezember mit der „Deutschland“, begleitet von der „Gefion“, den malerischen Hafen verließ, das hallte in den Worten wieder, mit denen der Präsident des „Klub Germania“ seine Ansprache an den Prinzen einige Tage vorher beschloß. Er sagte:

„Wir verehren in E. K. Hoheit nicht allein den Bruder unseres allergnädigsten Herrn, nicht allein den königlichen Ringer aus dem erlauchten Hohenzollerngeschlecht, nicht allein den, der einst berufen sein wird, die Geschicke der deutschen Marine zu leiten und zu lenken, sondern auch den Mann, der mit seltener Hintansetzung äußerer Vorteile und Bequemlichkeiten es nicht verschmäht hat, hierher zu kommen, um sein Ganzes für die nationale Sache einzusetzen. Wir sind E. K. Hoheit zu großem Danke für das ververpflichtet, was Sie für die Interessen der Deutschen Ostasiens gethan haben und noch thun werden. Wir danken für die uns entgegenbrachte

*) Der Platz, seit 1897 dem Fremdhandel geöffnet, liegt 200 Seemeilen von Canton. Er hat 50000 Einwohner. Größere Dampfer können bis hierher kommen. Oberhalb fangen Stromschnellen und Untiefen an. Wutschau ist ein wichtiges Handelszentrum.

Leutseligkeit, womit E. K. Hoheit sich im Sturme die Herzen aller Deutschen Ostasiens erobert haben. Wir hoffen und wünschen, daß E. K. Hoheit die Ueberzeugung mit in die Heimat nehmen werden, daß die Deutschen Ostasiens treu zu Kaiser und Reich stehen werden, und daß wir uns der großen Wohlthaten des kaiserlichen Schutzes bewußt sind."

* * *

Das „Land des weißen Elephanten" war das nächste Ziel auf der Reise heimwärts. Die Mission des Prinzen Heinrich bestand darin, im Namen seines kaiserlichen Bruders dem Könige von Siam in Bangkok*) den Besuch zu erwiedern, den dieser vor einiger Zeit am Hofe zu Berlin gemacht hatte. Am 17. Dezember wurde vor der Menambarre geankert. Der kaiserliche Ministerresident von Saldern meldete sich sofort beim Prinzen und ebenso der vom König von Siam zugeteilte Ehrendienst.

Gegen Mittag schiffte sich Prinz Heinrich, begleitet von seinem Stabe, an Bord der königlichen Yacht ein. Nach etwa fünfstündiger Fahrt auf dem Menam ankerte man in Bangkok selbst. Der Prinz fuhr in einer von 45 Ruderern bedienten königlichen Barke nach der Landungsstelle, wo der König mit seinem Bruder ihn empfing. Ehrenwachen waren aufgestellt und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge hatte sich eingefunden.

Nun gings im Staatswagen nach dem Königlichen Palast, wo Prinz Heinrich von der Königin im Nationalkostüm empfangen wurde. Kurz vor Dunkelwerden wurde der Prinz vom Könige nach dem Saraurompalast begleitet, wo er mit seinen Begleitern Wohnung nahm.

Noch an demselben Abend fand im Königlichen Palast ein Galadiner statt. Rechts vom Prinzen Heinrich saß die Königin, links der Minister des Auswärtigen. Der König hatte seiner Gemahlin gegenüber Platz genommen. Während der Mahlzeit sprach der König in englischer Sprache seine Freude aus, daß der Prinz endlich gekommen sei, dankte für die große Gastlichkeit, die er in Berlin genossen, und trank auf das Wohl des Kaisers und der Kaiserin. Der Prinz dankte für den Empfang und drückte sein Bedauern aus, daß es der Frau Prinzessin unmöglich gewesen sei, an dem Besuche Bangkoks teilzunehmen. Darauf brachte er den Toast auf das Königspaar aus. Die Königin ist, nebenbei gesagt, die Stiefschwester des Königs und wirkliche Schwester des Ministers des Auswärtigen.

Am 18. Dezember besichtigte Prinz Heinrich die Grabstätten des verstorbenen Kronprinzen und der Kronprinzessin und legte zwei Kränze nieder. Auch

*) Bangkok, das „Venedig Ostasiens", liegt am Menam, 25 Seemeilen von seiner Mündung in den Golf. Am rechten Ufer liegen die von einer Mauer umgebene eigentliche Stadt, die königlichen Paläste, die Konsulate, fremden Kaufhäuser, öffentlichen Bureaus usw. Auf dem linken Ufer leben meist die siamesischen, chinesischen und muhamedanischen Ansässigen. Man schätzt die Einwohnerzahl auf über 350 000 Einwohner, darunter etwas über 500 Europäer.

der königliche Tempel Sriratua wurde besucht. Am Abend nahm der Prinz mit dem Königspaar an einem Privatdiner teil. An dieses schloß sich im Königlichen Palast ein Konzert, das von etwa 24 Sängerinnen und 20 Musikern ausgeführt wurde.

Am 19. wurde der königliche Tempel Indasna besucht, wobei der Prinz zu dem dortigen großen Buddha hinaufstieg. Ferner wurde der goldene Berg (Bhukron Thong) und das Kinderheim in Augenschein genommen; hieran schloß sich ein Besuch der Militärschule.

Der 20. Dezember wurde dazu benutzt, um das sehr interessante Museum in Bangkok zu besichtigen. Am Nachmittage fand im Sarauromgarten eine Vorführung der weißen Elephanten statt. Am Abend ging der Prinz zum Ball, der von der siamesischen Marine arrangiert war. Vorher fand auf der königlichen Yacht ein Empfang statt, dem auch der König in Marineuniform beiwohnte. Darauf ging es über einen Steg nach dem Arsenalgarten. Die Yacht sowie die Gärten usw. waren prächtig dekoriert und illuminiert. Im Garten spielten und sangen Gruppen von Siamesen in Nationaltracht.

Am Abend des folgenden Tages fand ein Gartenfest beim kaiserlichen Ministerresidenten von Saldern statt, an dem etwa 300 Personen teilnahmen, darunter die fremden Vertreter, siamesische Beamte und die deutsche Kolonie. Hieran schloß sich ein Diner im deutschen Klub. Die Arrangements waren vorzüglich. Es beteiligten sich über 100 Damen und Herren daran. Im Laufe des Abends sprach der Präsident des Klubs dem Prinzen den Dank aus für den Besuch und die Hoffnung, daß die Thätigkeit des Prinzen Heinrich im Osten auch in der Zukunft reife Früchte tragen möge.

Am Nachmittage des 22. Dezember begab sich Prinz Heinrich mit Sonderzug nach Bang Pa In, von dort zu Bot nach dem königlichen Schloß, das in einem von Kanälen durchzogenen Garten liegt. Der König empfing den Prinzen und nachdem diesem ein schöner Fächer überreicht war, begleitete ihn der König nach dem Schloß Udayan, das für den Prinzen Heinrich bestimmt war. Der König und die Königin wohnten je in einem Schloß für sich. Man vertrieb sich die Zeit mit Rudern in Kanoes auf den Kanälen. Am Abend führte eine Truppe von Laosleuten auf ihren eigentümlichen Flöten aus Schilfrohr, die großen Panflöten nicht unähnlich sind, eine originelle Musik auf. Diese Kapelle gehört zur königlichen Leibgarde, die zum größten Teil aus Laosleuten besteht.

Nach der Rückkehr von einem Stierkampfe in Muaklek fand am 23. Dezember eine Vorstellung von etwa 50 siamesischen Tänzerinnen statt. Die Kostüme waren sehr anziehend, die Bewegungen der Tänzerinnen sehr graziös..

Prinz Heinrich kehrte am Morgen des 24. Dezember mit einem Sonderzuge nach Bangkok zurück, von wo aus er nachmittags an Bord der „Deutschland“ eintraf.

Am ersten Weihnachtsfeiertage fand vormittags Gottesdienst an Bord der „Deutschland" statt.

Am zweiten Feiertage fuhr der Prinz mit der königlichen Yacht nach Bangkok, wo im neuerbauten Schlosse des Dusitparks siamesische Spiele vorgeführt wurden. Abends besuchte Prinz Heinrich den deutschen Klub, wo die Kapelle der „Deutschland" spielte.

Am 27. Dezember ging es mit Sonderzug nach Ayuthia, der früheren Hauptstadt Siams. Der Prinz fuhr die Lokomotive selbst. In Ayuthia empfingen den hohen Gast mehrere prinzliche Würdenträger. Von hier aus begab man sich nach dem Platze, wo das Einfangen der Elephanten stattfindet

Der Prinz trat noch am Nachmittage die Rückfahrt mit der Bahn nach Bangkok an und besuchte in Begleitung mehrerer Prinzen ein siamesisches Theater, dessen Eigentümer der Ackerbauminister ist. Die Vorstellung war sehr gut, die Kostüme prächtig, der Gang der Handlung ließ sich aber schwer verfolgen.

Am 28. Dezember unternahm Prinz Heinrich mit mehreren Prinzen eine Fahrt auf dem Menam. Auch der berühmte Tempel Wat Cheng wurde besucht, sowie das Rudern der zahlreichen Staats-Barken mit angesehen. Manche von ihnen waren mit sechzig kostümierten Siamesen bemannt.

Am folgenden Morgen verabschiedete sich Prinz Heinrich von der Königin. Der König begleitete den Prinzen auf den Bahnhof und nahm herzlichen Abschied von seinem hohen Gaste. Mit der Bahn ging es nach Poknam an der Mündung des Menam und von da mit der Yacht an Bord der „Deutschland". Das Fort feuerte den Abschiedssalut. Auf der Rhede lag der dänische Kreuzer „Valkyren", Kommandant Prinz Waldemar von Dänemark, der sofort dem Prinzen auf der „Deutschland" einen Besuch abstattete und später zum Diner der Gast des Prinzen Heinrich war. Am folgenden Morgen ging es in See nach Singapore.

Der Empfang, der dem Prinzen Heinrich in Siam zu teil wurde, war außerordentlich glänzend ausgefallen. Der Königliche Hof hatte alles erdenkliche aufgeboten, um die Tage des Besuches so angenehm wie möglich zu machen. Aber auch die deutsche Kolonie Bangkoks war nicht müßig gewesen, dem Bruder des deutschen Kaisers ihre warme und herzliche Gesinnung kund zu geben. Wie angenehm das den Prinzen berührte, davon geben die Worte Zeugnis, die der Prinz im Deutschen Klub zu Bangkok an die dort versammelten Damen und Herren richtete. Nachdem er ihnen dafür gedankt, daß es den ihm unterstellten Offizieren und Deckoffizieren der deutschen Marine vergönnt gewesen sei, das Weihnachtsfest im Kreise der Deutschen Bangkoks feiern zu können, schloß der Prinz mit folgenden Worten:

„Noch klingen in meinen Ohren die Abschiedsworte Ihrer Kollegen an der chinesischen Küste nach, und wiederum darf ich Zeuge sein der gleichen Gesinnungen und der gleichen Gastfreiheit hier wie dort. Im Begriff, mein Kommando niederzulegen, scheide ich von der ostasiatischen Station, die Überzeugung mitnehmend, daß der deutsche Kaufmann geehrt und geachtet ist wegen seiner

Arbeitsfreudigkeit, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, und daß er vermöge seiner hervorragenden Eigenschaften Niemand zu scheuen braucht und der berufene Träger sowie Förderer des Deutschtums im Auslande ist."

* * *

Am 2. Januar morgens ankerte die „Deutschland" auf der Rhede von Singapore. Die „Hansa" mit Kontre-Admiral Fritze an Bord traf aus Hongkong gleichzeitig ein. Der Prinz landete nachmittags unter dem Donner der Geschütze, um dem Gouverneur einen Besuch abzustatten.

Am 3. Januar erfolgte die Übergabe der Geschäfte des Geschwaderchefs an Admiral Fritze, der am Abend des nämlichen Tages dem Prinzen ein Abschiedsgeschenk des Kreuzergeschwaders überreichte.

Um 8 Uhr morgens am folgenden Tage holte Prinz Heinrich die Vizeadmiralsflagge auf der „Deutschland" nieder und richtete darauf Abschiedsworte an die Offiziere und die Mannschaft. Die Offiziere der „Deutschland" ruderten nunmehr den Prinzen an Bord der „Hansa", von wo aus Prinz Heinrich sein bisheriges Flaggschiff mit dem Heimatswimpel abfahren sah. Er begab sich zunächst ans Land und nahm im „Government House" Wohnung.

Ohne besondere Vorkommnisse flossen die folgenden Tage dahin, bis am 9. Januar der Draht die frohe Botschaft brachte, daß dem Prinzen ein Sohn geboren sei.

Am 15. Januar lag der Reichspostdampfer „Preußen" bereit, um die Heimreise anzutreten. Nachdem Prinz Heinrich die offiziellen Abschiedsbesuche gemacht hatte, schiffte er sich des Nachmittags an Bord ein. Viele Deutsche waren zur Verabschiedung anwesend und am Strande hatte sich ein großer Teil der Fremden Singapores eingefunden, um dem scheidenden Prinz-Admiral „Glückliche Reise" zuzurufen. Als sich die „Preußen" in Bewegung setzte, erscholl ein nicht enden wollendes donnerndes Hoch. Bald war das schmucke Schiff den Blicken entschwunden.

Die in der Nähe der Westküste von Malacca liegende liebliche Insel Penang war der nächste Haltepunkt. Als Prinz Heinrich dort am 17. Januar eingetroffen war, unternahm er einen Ausflug nach den herrlichen Wasserfällen und dem 2400 Fuß hohen Gipfel des Hügelrückens, von dem aus man eine entzückend schöne Aussicht hat, die in mancher Beziehung an Hongkong erinnert. Auf dem Rückwege wurde ein Abstecher nach dem deutschen Klub gemacht, wo die deutsche Kolonie den Prinzen enthusiastisch empfing. Von dort ging es zurück an Bord.

Die „Preußen" verließ Penang noch an demselben Tage auf der Reise nach Colombo. Dort traf man am 21. Januar ein, die Abfahrt erfolgte an demselben Abend. Aden war das nächste Ziel und die Fahrt dorthin war vom schönsten Wetter begünstigt.

Am 27. Januar war aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers Morgenmusik. Um 8 Uhr wurden die Flaggen über Topp gehißt und nachmittags wurde mit den Passagieren des Dampfers eine Gymkhana (sportliche Spiele) abgehalten. Am Abend beteiligte sich der Prinz an einem auf dem Hinterdeck arrangierten Tänzchen.

Am folgenden Morgen lief die „Preußen" in Aden ein. Die Weiterfahrt erfolgte nachmittags. Die Fahrt durch das Rote Meer, bei der die „Preußen" das alte Flaggschiff des Prinzen, die „Deutschland", überholte, war ebenfalls von schönem Wetter begünstigt. Am Abend vor der Ankunft in Suez (30. Januar) gaben die Passagiere ein Diner zu Ehren des Prinzen.

Als er in Suez angekommen war, begab sich Prinz Heinrich ans Land und benutzte zur Fahrt nach Port Said die kleinspurige Eisenbahn über Ismailia. Nach Einschiffung an Bord setzte die „Preußen" am 2. Februar die Reise nach Neapel fort, wo sie am 5. ankerte. Der Hofmarschall v. Seckendorff kam an Bord und fuhr bis Genua mit. Der Prinz von Neapel machte dem Prinzen Heinrich einen Besuch, der gleich darauf erwidert wurde.

Am 6. Februar dampfte das Schiff nach Genua ab, wo es am folgenden Tage eintraf. Mit der „Loreley", die im Hafen lag, begab sich Prinz Heinrich nun nach Lerizi zur Begrüßung seiner dort weilenden Mutter, der Kaiserin Friedrich. Der dortige Aufenthalt währte bis zum 10. Februar. Der Prinz setzte nunmehr die Heimreise von Genua aus mit der Bahn über Wien fort.

In der schönen Hauptstadt an der Donau traf Prinz Heinrich am folgenden Morgen ein, wo er vom Kaiser Franz Josef auf dem Bahnhofe empfangen wurde. Die Begrüßung seitens der nach vielen Tausenden zählenden Bevölkerung auf der Fahrt zur Hofburg war die denkbar lebhafteste. Bei der Meldung des Prinzen beim Kaiser Franz Josef teilte dieser ihm die Beförderung zum Viceadmiral der österreichischen Marine mit.

Am Abend des 12. Februar setzte Prinz Heinrich die Reise nach Berlin fort, wo er am folgenden Vormittage eintraf. Ein großartiger Empfang war ihm nach 26monatlicher Abwesenheit durch den Kaiser bereitet worden. Die Begrüßung auf der Fahrt zum königlichen Schlosse war außergewöhnlich enthusiastisch.

Am 15. Februar begab sich Prinz Heinrich nach Kiel. Dort war ein großer Empfang durch den Stationschef Admiral v. Koester vorbereitet worden. Die Stadt war aufs festlichste geschmückt, die Begrüßung durch die Bevölkerung war noch nie so lebhaft und ausdrucksvoll gewesen. Abends bekundeten die Bürger durch eine großartige Illumination nochmals ihre Freude über die Rückkehr des geliebten Prinz-Admirals.

* * *

„Ich freue mich, daß ich wieder den heimatlichen Boden unter den Füßen habe.“ Dies waren die Worte des Prinzen Heinrich auf die Begrüßung des Oberbürgermeisters von Kiel. Und wahrlich, der Prinz hatte ein volles Recht, sich der Wiederkehr in die Heimat, in dem trauten Kreis seiner Lieben zu freuen, denn die Opfer, die er der deutschen Sache durch seinen zweijährigen Aufenthalt in Ostasien gebracht hatte, waren sicherlich nicht gering gewesen.

Was unser ritterlicher Hohenzollernprinz in Ostasien für die Förderung der deutschen Interessen gethan hat, das hat uns zum Teil bereits die jüngste Vergangenheit gezeigt. Zweifellos wird schon die nächste Zukunft noch weitere Früchte zeitigen, nicht nur für unser Pachtgebiet Kiautschou, das unserem Prinzen besonders am Herzen liegt, sondern auch für das gesamte Deutschtum in Ostasien. Die handelspolitische Wichtigkeit jener fremden Gestade läßt sich zur Zeit auch nicht einmal annähernd ermessen.

In glänzendster Weise hat Prinz Heinrich die ihm von seinem kaiserlichen Bruder gestellte Aufgabe gelöst, ja sie ist ihm über alles Erwarten herrlich gelungen.

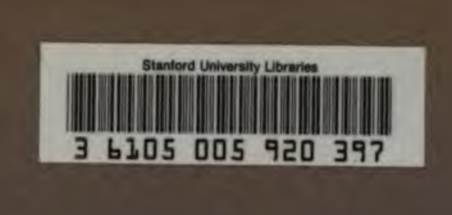
„Es lebt wohl kein deutscher Mann und keine deutsche Frau, die nicht freudig und erhabenen Sinnes stets eingedenk bleiben werden, was echt deutsche Pflichttreue geleistet hat.“ Diese Worte unseres Kaisers gelten der Thätigkeit unserer Marine im Auslande, in erhöhtem Maße aber dem unermüdlichen Wirken und Schaffen unseres Prinz-Admirals Heinrich von Preußen in Ostasien!



Druck von Max Rößler in Bremen.






Stanford University Libraries
3 6105 005 920 397

